UNIVERSITY OF TORONTO DUPL
3 1761 00581491 8

Fritz Heichelheim
Privatbücher

G. E. Lessing's

gesammelte Werke.

Zweiter Band.

G. E. Lessing's

Gesammelte Werke.

Dritter Band.

G. E. Lessing's

gesammelte Werke

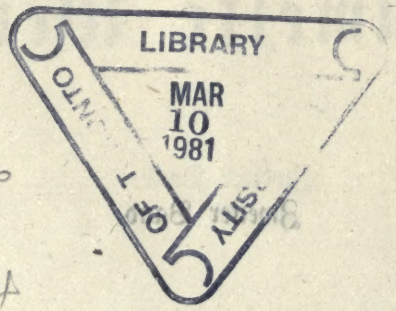
in zwei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

1864.



PT
2396
A1
1864
v.2

Buchdruckerei der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

	Seite
Laokoon oder über die Gränzen der Malerei und Poesie. Erster Theil. 1766	1
Zerstreute Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. 1771	65
Hamburgische Dramaturgie. Erster Band	104
Hamburgische Dramaturgie. Zweiter Band	192
Ueber Meusels Apollodor. 1768	275
Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter. 1774	276
Zur Geschichte und Literatur. Aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel	292
Theologische Streitschriften	314
Ernst und Falk. Gespräche für Freimaurer	394
Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten, oder Judas Ischariot dem Zweiten	409
Die Erziehung des Menschengeschlechts	412
Briefe von Lessing	421
Einige Worte über Gotthold Ephraim Lessing und seine Schriften	512

Inhalt.

Seite

Zweites Buch. Von den Gesetzen der Natur und Sitte. Erster Abschnitt. Von den Gesetzen der Natur 1

Zweiter Abschnitt. Von den Gesetzen der Sitte 65

Drittes Buch. Von der Gesellschaft 104

Viertes Buch. Von der Regierung 168

Fünftes Buch. Von der Gerechtigkeit und den Gesetzen 214

Sechstes Buch. Von den Ursachen und Abänderungen der Gesetze in Ansehung der Stärke der Völker, ihrer Fruchtbarkeit, ihrer Größe, des Handels, der Sitten und der Landesart 304

Siebentes Buch. Von den Gesetzen, welche die Freiheit der Einwohner in Ansehung der Verfassung bilden 392

Achtes Buch. Von den Sitten 429

Neuntes Buch. Von den Gesetzen in Ansehung der Regierung 472

Zehntes Buch. Von den Gesetzen in Ansehung der Verfassung 489

Elftes Buch. Von den Gesetzen, welche die politische Freiheit in Ansehung der Verfassung bilden 512

Zwölftes Buch. Von den Gesetzen, welche die politische Freiheit in Ansehung der Bürger bilden 554

Laokoon

oder

über die Gränzen der Malerei und Poesie.

Mit beiläufigen Erläuterungen verschiedener Puncte der alten Kunstgeschichte.

Erster Theil.

1766.

Υλη και τροποι μιμησεως διαφερουσι.
Πλουτ. ποτ. Αθ. κατα Π. ἡ κατα Σ. ἐνδ.

Vorrede.

Der erste, welcher die Malerei und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beiden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beide, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beide täuschen, und beider Täuschung gefällt.

Ein zweiter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bei beiden aus einerlei Quelle fließe. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegenständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malerei, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bei diesen die Poesie der Malerei, bei jenen die Malerei der Poesie mit Erläuterungen und Beispielen aushelfen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweite der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beiden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrechten Gebrauch machen. Hingegen bei den Bemerkungen des Kunstrichters beruht das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzelnen Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig witzige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Waage zwischen beiden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes in ihren verlorenen Schriften von der Malerei die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch jetzt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malerei auf die Beredtsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie wegzusetzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstraßen verwandelten; sollten auch die kürzern und sicherern Landstraßen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malerei eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malerei sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte, dessen wahrer Theil so einleuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führt, übersehen zu müssen glaubt.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beiden Künste einschränkten, vergaßen sie nicht einzuschärfen, daß, ungeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (*Υλη και τροποις μιμησεως*) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Malerei und Poesie die crudesten Dinge

von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Malerei; bald lassen sie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles, was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles, was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die seichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerlei Vorwurf, die darin bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nachdem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Malerei haben, zur Last legen.

Ja diese Afterkritik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführt. Sie hat in der Poesie die Schilderungssucht, und in der Malerei die Allegoristerei erzeugt, indem man jene zu einem redenden Gemälde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie malen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maaße sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkürlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectaneen zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. An systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, trotz einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen großen Theil der Beispiele in seiner Aesthetik Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beispiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Aufschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Puncte der alten Kunstgeschichte tragen weniger zu meiner Absicht bei, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Malerei die bildenden Künste überhaupt begreife; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Malerei und Bildhauerkunst setzt Herr Winkelmann in eine edle Einfalt und stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. „So wie die Tiefe des „Meeres, sagt er, [1] allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche „mag auch noch so wüthen, eben so zeigt der Ausdruck an „den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine „große und gesetzte Seele."

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons, und nicht in dem Gesichte allein, bei dem heftigsten Leiden. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln „und Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz „allein, ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, „an dem schmerzlich eingezogenen Unterleibe beinahe selbst „zu empfinden glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äußert „sich dennoch mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der „ganzen Stellung. Er erhebt kein schreckliches Geschrei, „wie Virgil von seinem Laokoon singt; die Oeffnung des „Mundes gestattet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches „und beklemmtes Seufzen, wie es Sadolet beschreibt. Der „Schmerz des Körpers und die Größe der Seele sind durch „den ganzen Bau der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilt „und gleichsam abgewogen. Laokoon leidet, aber er leidet „wie des Sophokles Philoktet: sein Elend geht uns bis an „die Seele; aber wir wünschten, wie dieser große Mann, „das Elend ertragen zu können."

„Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über „die Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die „Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem „Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und „Weltweise in einer Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand, und „blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen „ein, u. s. w."

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bei der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierin, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierin die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meinung zu seyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von

[1] Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst. S. 21. 22.

hier will ich ausgehen und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bei mir entwickelt.

„Laokoon leidet, wie des Sophokles Philoktet." Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bei uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrei, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland; und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieses Stückes ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter,[1] daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich deßfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausrufungen, das Winseln, die abgebrochenen *ἀ, ἀ, φεν, ἀταττται, ὠ μοι, μοι!* die ganzen Zeilen voller *παπα, παπα*, aus welchen dieser Aufzug besteht, und die mit ganz andern Dehnungen und Absetzungen declamirt werden mußten, als bei einer zusammenhängenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauern lassen, als die andern. Er scheint dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen seyn.

Schreien ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrei zu Boden. Die geritzte Venus schreit laut;[2] nicht um sie durch dieses Geschrei als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlt, schreit so gräßlich, als schrieen zehntausend wüthende Krieger zugleich, daß beide Heere sich entsetzen.[3]

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreien, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankommt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinern Europäer einer klügern Nachwelt wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrei und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bei uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Urältern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten nordischen Heldenmuthes.[1] Palnatoko gab seinen Jomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchtete sich; er äußerte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bei dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bei ihm Grundsätze. Bei ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen so lange keine äußere Gewalt sie weckt, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bei dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrei, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führt, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben.[2] Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftigt, welches auf beiden Theilen nicht ohne heiße Thränen abgeht; *δακρυα θερμα χεοντες*. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; *οὐδ' εια κλαιειν Πριαμος μεγας*. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt die Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilt nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nämliche Verbot? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne, indem der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. *Νεμεσσωμαι γε μεν οὐδεν κλαιειν*, läßt er an einem andern Ort[3] den verständigen Sohn des weisen Nestors sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwei Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trifft. Außer dem Philoktet, der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln,

[1] Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.
[2] Iliad. *E.* v. 343. *Η δε μεγα ἰαχουσα* —
[3] Iliad. *E.* v. 859.

[1] Th. Bartholinus de causis contemptae a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.
[2] Iliad. *H.* v. 421.
[3] Odyss. *Δ.* 195.

weinen und schreien. Dank sey unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreiender Herkules, die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne seyn würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter [1] an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philottet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorenen Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnt hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schließen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert, daß er den Laokoon nicht stoischer, als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äußert. Sieht man ihn sein Elend mit großer Seele ertragen, so wird diese große Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affect, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, sowie jede andere deutliche Vorstellung ausschließt.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreien bei Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer großen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ungeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreien nicht nachahmen wollen, sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrei mit bestem Vorsatze ausdrückt.

II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird jetzt die Malerei überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmt, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Gränzen gesetzt und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränkt. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niederer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Uebung, seine Erholung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß, von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Aehnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringt, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich malen wollen, da dich niemand sehen will," sagt ein alter Epigrammatist [1] über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so ungestalten wie möglich; ich will dich doch „malen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man „doch mein Gemälde gern sehen; nicht in so fern es dich „vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst „ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weiß."

Freilich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerei mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit widerfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, [2] lebte in der verächtlichsten Armuth. [3] Und Pyreicus, der Barbierstuben, schmutzige Werkstätte, Esel und Küchenkräuter mit allem dem Fleiße eines niederländischen Künstlers malte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, [4] des Kothmalers; obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius, [5] gehalten wird. Es verdammte

[1] Chataubrun.

[1] Antiochus. (Anthолog. libr. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bei. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

[2] Jungen Leuten, befiehlt daher Aristoteles, muß man seine Gemälde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, so viel wie möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. libr. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieser Stelle anstatt Pauson, Pausanias gelesen wissen, weil von diesem bekannt sey, daß er unzüchtige Figuren gemalt habe (de Umbra poetica, comment I. p. XIII.). Als ob man es erst von einem philosophischen Gesetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wollust zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunst (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um seine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Aelian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.), welche den Unterschied, den Aristoteles daselbst zwischen dem Polygnotus, Dionysius und Pauson angiebt, darin setzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen und Pauson Thiere gemalt habe. Sie malten allesammt menschliche Figuren, und daß Pauson einmal ein Pferd malte, beweist noch nicht, daß er ein Thiermaler gewesen, wofür ihn Herr Boden hält. Ihren Rang bestimmten die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, und Dionysius konnte nur deßwegen nichts als Menschen malen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu sklavisch folgte, und sich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu malen, ein Religionsverbrechen gewesen wäre.

[3] Aristophanes Plut. v. 602. et Acharnens. v. 854.

[4] Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

[5] De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der häßlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carricatur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreimaligen Sieger ward eine Ikonische gesetzt.[1] Der mittelmäßigen Portraits sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bei den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaßen, denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyrannei, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen, und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maaße er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, außer dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bei uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äußern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzählungen, die man geradezu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Aristomenes, des Aristodamas, Alexanders des Großen, des Scipio, des Augustus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit;[2] und die schönen Bildsäulen und Gemälde eines Bacchus, eines Apollo, eines Merkurius, eines Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey.

Und dieses festgesetzt, folgt nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müssen.

Ich will bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maaßes von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.[1]

[1] Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

[2] Man irrt sich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer medicinischen Gottheit hält. Justinus Martyr (Apolog. II. pag. 55. Edit. Sylburg.) sagt ausdrücklich: πυρα παντι των νομιζομενων παρ' ὑμιν θεων, ὁφις συμβολον μεγα και μυστηριον ἀναγραφεται; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringste Beziehung auf die Gesundheit haben.

[1] Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken, man übersehe die noch jetzt vorhandenen alten Statuen, Basreliefs, Gemälde, und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind. Indeß hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgen sollen, (Seguini Numis pag. 178. Spanhem. de Praest. Numism. Dissert XIII. p. 639. Les Césars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er sie durch einen witzigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind. Er sagt in seinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.). „Obschon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr seltenes „sind, so findet sich doch eine Geschichte, in der sie durchgängig von „ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager, als in „dessen Vorstellung auf Basreliefs sie öfters die Althäa aufmuntern „und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben „ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch „ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen seyn, hätte „der Teufel nicht ein wenig zugeschürt. In einem von diesen Bas„reliefs, bei dem Bellori (in den Admirandis) sieht man zwei Weiber, „die mit der Althäa am Altare stehen, und allem Ansehen nach Fu„rien seyn sollen. Denn wer sonst als Furien hätte einer solchen „Handlung beiwohnen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht „schrecklich genug sind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das „Merkwürdigste aber auf diesem Werke ist die runde Scheibe, unten „gegen die Mitte, auf welcher sich offenbar der Kopf einer Furie zeigt. „Vielleicht war es die Furie, an die Althäa, so oft sie eine üble That „vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich jetzt zu richten, alle „Ursache hatte ꝛc." — Durch solche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer sonst, fragt Spence, als Furien, hätte einer solchen Handlung beiwohnen wollen? Ich antworte: die Mägde der Althäa, welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid sagt: Metamorph. VIII. v. 460. 461.

Protulit hunc (stipitem) genitrix, taedasque in fragmina poni
Imperat, et positis inimicos admovet ignes.

Dergleichen taedas, lange Stücke von Kien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beide Personen in den Händen, und die eine hat eben ein solches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben so wenig. Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel soll es der Kopf des Meleagers selbst seyn (Metamorph. l. c. v. 515.).

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte; bei dem Künstler nur der ernste.

Jammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo diese Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Jammer eben so verkleinernd als entstellend gewesen wäre, — was that da Timanthes? Sein Gemälde von der Opferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Gesicht des Vaters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllte, ist bekannt, und es sind viele artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagte dieser,[1] in den traurigen Physiognomien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener,[2] daß der Schmerz eines Vaters bei dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sey. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Gränzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition beides nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht malen durfte, ließ er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beispiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa
Uritur: et caecis torreri viscera sentit
Ignibus: et magnos superat virtute dolores.

Der Künstler brauchte ihn gleichsam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunct der nämlichen Geschichte, welcher den sterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori selbst (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentschieden, ob es Parzen oder Furien sind. Ein Oder, welches genugsam zeigt, daß sie weder das eine noch das andere sind. Auch Montfaucons übrige Auslegung sollte genauer seyn. Die Weibsperson, welche neben dem Bette sich auf den Ellbogen stützt, hätte er Cassandra und nicht Atalanta nennen sollen. Atalanta ist die, welche, mit dem Rücken gegen das Bette gekehrt, in einer traurigen Stellung sitzt. Der Künstler hat sie mit vielem Verstande von der Familie abgewendet, weil sie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das sie selbst unschuldiger Weise veranlaßt hatte, die Anverwandten erbittern mußte.

[1] Plinius lib. XXXV. sect. 35. Cum moestos pinxisset omnes, praecipue patruum, et tristitiae omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

[2] Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Heftigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herabsetzen; er mußte Schreien in Seufzen mildern; nicht weil das Schreien eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreien, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegenstandes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oeffnung des Mundes, — bei Seite gesetzt, wie gewaltsam und ekel auch die übrigen Theile des Gesichts dadurch verzerrt und verschoben werden, — ist in der Malerei ein Fleck und in der Bildhauerei eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewies wenig Geschmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgerissenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.[1] Muß ein Gott schreien, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemälde des Timanthes sollte geschrieen haben.[2] Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreien öffnen.[3]

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigern Grad von Gefühl an mehrern alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande von der Hand eines alten unbekannten Meisters war nicht der Sophokleische, der so gräßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen und die Euböischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster, als wild.[4] Der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe? Aus

[1] Antiquit. expl. T. I. p. 50.

[2] Er giebt nämlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit so an: Calchantem tristem, moestum Ulyssem, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreier Ajax müßte eine häßliche Figur gewesen seyn, und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beschreibungen dieses Gemäldes seiner gedenken, so werde ich ihn um so viel eher für einen Zusatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus seinem Kopfe bereichern wollen.

[3] Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

[4] Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie. [1]

III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Gränzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstrecke sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sey ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe fürs erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen: sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen seyn, warum dem ungeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maaß halten, und ihn nie aus dem höchsten Puncte der Handlung nehmen müsse.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick, und der Maler insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspuncte brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht blos erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederholtermaßen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunct dieses einzigen Augenblickes nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick, der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeußerste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Gränze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreien hören; wenn er aber schreit, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressantern Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer, so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick seyn können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederholten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande ekelt oder graut. La Mettrie, der sich als einen zweiten Demokrit malen und stechen lassen, lacht nur die erstenmale, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck, aus seinem Lachen wird ein Grinsen. So auch mit dem Schreien. Der heftige Schmerz, welcher das Schreien auspreßt, läßt entweder bald nach, oder zerstört das leidende Subject. Wenn also auch der geduldigste standhafteste Mann schreit, so schreit er doch nicht unabläßlich. Und nur dieses scheinbare unabläßliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreien zu weibischem Unvermögen, zu kindlicher Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoons vermeiden, hätte schon das Schreien der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden und Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äußersten Affects am liebsten gewählt zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellt, daß er jenen Punct, in welchem der Betrachter das Aeußerste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortrefflich verstanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpft. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft geht weit

[1] Eundem, nämlich den Myro, liest man bei dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19.) vicit et Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiae ostenditur: et Libyn puerum tenentem tabulum, eodem loco, et mala ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus hulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darin offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwürs überall bekannt ist? Cujus hulceris u. s. w. Und dieses cujus sollte auf das bloße claudicantem und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwürs bekannter zu seyn als Philoktet. Ich lese also anstatt claudicantem. Philoctetem oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beides zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. Sophokles läßt ihn σιβον κατ' ἀναγκαν ἑρπειν, und es mußte ein Hinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidigt uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabei geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit große und häufige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekannten Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserei zu zeigen, und so diesem flüchtig überhingehenden Grade der äußersten Raserei eine Dauer zu geben, die alle Natur empört. Der Dichter,[1] der ihn deßfalls tadelt, sagt daher sehr sinnreich, indem er das Bild selbst anredet: „Dürstest du denn beständig nach dem Blute deiner Kinder? „Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue Creusa „da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker mit „dir auch im Gemälde!" setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen.[2] Ajax erschien nicht wie er unter den Heerden wüthet, und Rinder und Böcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet dasitzt, und den Anschlag faßt, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax, nicht weil er eben jetzt raset, sondern weil man sieht, daß er geraset hat; weil man die Größe seiner Raserei am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man sieht den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworfen.

IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoon in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müssen, und finde, daß sie allesammt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern, so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermeßliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen steht, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von den geringsten Mitteln seyn kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weiß. Oft vernachlässigt er dieses Mittel gänzlich, versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bei jedem einzelnen Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreit, wem fällt es dabei ein, daß ein großes Maul zum Schreien nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabener Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht seyn, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthigt hiernächst den Dichter, sein Gemälde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimmt jede seiner Handlungen, wenn er will, bei ihrem Ursprunge auf, und führt sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschaft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzelnen Eindruck verliert und in der Verbindung die trefflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreien; was kann diese kleine überhingehende Unanständigkeit demjenigen bei uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreit, aber dieser schreiende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreien nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein hören wir in seinem Schreien, und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreien allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreien ließ, so that der Dichter eben so wohl, daß er ihn schreien ließ?

Aber Virgil ist hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen seyn? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemands Geschrei; einen andern dieses Geschrei selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerei des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deßwegen sich an die Gesetze der materiellen Malerei strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreienden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreien. Je näher der Schauspieler der Natur kommt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidigt

[1] Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Ἀιει γαρ διψας βρεφεων φονον. ἠ τις Ἰησων
Δευτερος, ἠ Γλαυκη τις παλι σοι προφασις;
Εἰδε και εν κηρῳ παιδυκτονε —

[2] Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

werden; denn es ist unwidersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkürlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreien und brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders als wie das Maaß des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann; und wer weiß, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben als zu tadeln sind, daß sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Kahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibt Philoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Theil derselben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Theil hinwegsetzt, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter ohne dieses Beispiel nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehangen hätten, in so fern er nämlich die ganze Geschichte, eben dieser ihm vortheilhaften Umstände wegen, wählte) — er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit, weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere sympathetische Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatralisch seyn, als eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darin, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf verfiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erholen mußte, den nämlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet seyn. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle außerordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, daß er nur bei dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt ohne zu tödten, ist noch dazu weit unwahrscheinlicher, als alles das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.

2. So groß und schwerlich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wohl, daß sie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für sich betrachtet nicht besonders rühren konnten, die aber durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Diese Uebel waren völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. [1] Man denke sich einen Menschen in

[1] Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieser Verbindung betrachtet, so scheint ihn die hülflose Einsamkeit desselben ganz besonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geselligen Griechen. Ueber eine von den hierher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie ist die: (v. 201—205.)

Ἰὼ αὐτὸς ἦν πρυσουρος. οὐκ ἐχων βασιν.
Οὐδε τιν' ἐγχωρων.
Κακογειτονα παῤ ᾧ ζονον ἀντιτυπον
Βαρυβρωτ' ἀποκλαυ-
σειεν αἰματηρον.

Die gemeine Winstem'sche Uebersetzung giebt dieses so:

Ventis expositus et pedibus captus
Nullum cohabitatorem
Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum
Gravemque ac cruentum
Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Uebersetzung des Th. Johnson nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,
Nec quenquam indigenarum,
Nec malum vicinum, apud quem ploraret
Vehementer edacem
Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man sollte glauben, er habe diese veränderten Worte aus der gebundenen Uebersetzung des Thomas Naogeorgus entlehnt. Denn dieser (sein Werk ist sehr selten, und Fabricius selbst hat es nur aus dem Oporin'schen Bücherverzeichnisse gekannt) drückt sich so aus:

— ubi expositus fuit
Ventis ipse, gradum firmum haud habens,
Nec quenquam indigenam, nec vel malum
Vicinum, ploraret apud quem
Vehementer edacem atque cruentum
Morbum mutuo.

Wenn diese Uebersetzungen ihre Richtigkeit haben, so sagt der Chor das Stärkste, was man nur immer zum Lobe der menschlichen Gesellschaft sagen kann: Der Elende hat keinen Menschen um sich, er weiß von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen bösen Nachbar hätte! Thomson würde sodann diese Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüste Insel von Bösewichtern ausgesetzten Melisander sagen läßt:

Cast on the wildest of de Cyclad isles
Where never human foot had marked the shore

dieſen Umſtänden, man gebe ihm aber Geſundheit, und Kräfte, und Induſtrie, und es iſt ein Robinſon Cruſoe, der auf unſer Mitleid wenig Anſpruch macht, ob uns gleich ſein Schickſal ſonſt gar nicht gleichgültig iſt. Denn wir ſind ſelten mit der menſchlichen Geſellſchaft ſo zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir außer derſelben genießen, nicht ſehr reizend dünken ſollte, beſonders unter der Vorſtellung, welche jedes Individuum ſchmeichelt, daß es fremden Beiſtandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menſchen die ſchmerzlichſte unheilbarſte Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden laſſen, die ſein Uebel, ſo viel in ihren Kräften ſteht, erleichtern, gegen die er unverhohlen klagen und jammern darf: unſtreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieſes Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir

> These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,
> Such is the rooted love we bear mankind
> All ruffians as they were, I never heard
> A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Geſellſchaft von Böſewichtern lieber geweſen, als gar keine. Ein großer vortrefflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich ſo etwas geſagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bei ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiaſten, als mit meinen eigenen ſehen wollte, welcher die Worte des Dichters ſo umſchreibt: *Οὐ μονον ὅπου καλον οὐκ εἶχε τινα των εγχωριων γειτονα, ἀλλα οὐδε κακον, παρ᾽ οὗ ἀμοιβαιον λογον ζηναζων ἀκουσειε.* Wie dieſer Auslegung die angeführten Ueberſetzer gefolgt ſind, ſo hat ſich auch eben ſowohl Brumoy, als unſer neuer deutſcher Ueberſetzer daran gehalten. Jener ſagt: sans société, même importune; und dieſer: „jeder Geſellſchaft, auch der beſchwerlichſten beraubt." Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, ſind dieſe: Erſtlich iſt es offenbar, daß wenn *κακογειτονα* von *τιν᾽ εγχωρων* getrennt werden, und ein beſonderes Glied ausmachen ſollte, die Partikel *οὐδε* vor *κακογειτονα* nothwendig wiederholt ſeyn müßte. Da ſie es aber nicht iſt, ſo iſt es eben ſo offenbar, daß *κακογειτονα* zu *τινα* gehört, und das Komma nach *ἐγχωρων* wegfallen muß. Dieſes Komma hat ſich aus der Ueberſetzung eingeſchlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechiſche Ausgaben (z. E. die Wittenbergiſche von 1585 in 8., welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erſt, wie gehörig, nach *κακογειτονα* ſetzen. Zweitens, iſt das wohl ein böſer Nachbar, von dem wir uns *ζογον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον* wie es der Scholiaſt erklärt, verſprechen können? Wechſelsweiſe mit uns ſeufzen, iſt die Eigenſchaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz alſo, man hat das Wort *κακογειτονα* unrecht verſtanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectiv *κακος* zuſammengeſetzt ſey, und es iſt aus dem Subſtantiv *το κακον* zuſammengeſetzt; man hat es durch einen böſen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Böſen erklären ſollen. So wie *κακομαντις* nicht einen böſen, das iſt, falſchen, unwahren Propheten, ſondern einen Propheten des Böſen, *κακοτεχνος* nicht einen böſen, ungeſchickten Künſtler, ſondern einen Künſtler im Böſen bedeuten. Unter einem Nachbar des Böſen verſteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen als wir behaftet iſt, oder aus Freundſchaft an unſeren Unfällen Antheil nimmt, ſo daß die ganzen Worte *οὐδ᾽ ἐχων τιν᾽ ἐγχωριων κακογειτονα* bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu überſetzen ſind. Der neue engliſche Ueberſetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kann nicht anders als meiner Meinung geweſen ſeyn, indem er den böſen Nachbar in *κακογειτων* auch nicht findet, ſondern es bloß durch fellow-mourner überſetzt:

> Expos'd to the inclement skies,
> Deserted and forlorn he lyes,
> No friend nor fellow-mourner there,
> To sooth his sorrow and divide his care.

die Achſel und verweiſen ihn zur Geduld. Nur wenn beide Fälle zuſammen kommen, wenn der Einſame auch ſeines Körpers nicht mächtig iſt, wenn dem Kranken eben ſo wenig jemand anders hilft, als er ſich ſelbſt helfen kann, und ſeine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann ſehen wir alles Elend, was die menſchliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zuſammenſchlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an ſeiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entſetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer ſchrecklichſten Geſtalt vor uns, und kein Mitleid iſt ſtärker, keines zerſchmelzt mehr die ganze Seele, als das, welches ſich mit Vorſtellungen der Verzweiflung miſcht. Von dieſer Art iſt das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am ſtärkſten empfinden, wenn wir ihn auch ſeines Bogens beraubt ſehen, des einzigen, was ihm ſein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzoſen, der keinen Verſtand, dieſes zu überlegen, kein Herz, dieſes zu fühlen, gehabt hat! Oder wenn er es gehabt hat, der klein genug war, dem armſeligen Geſchmacke ſeiner Nation alles dieſes aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Geſellſchaft. Er läßt eine Prinzeſſin Tochter zu ihm in die wüſte Inſel kommen. Und auch dieſe iſt nicht allein, ſondern hat ihre Hofmeiſterin bei ſich; ein Ding, von dem ich nicht weiß, ob es die Prinzeſſin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortreffliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelaſſen. Dafür läßt er ſchöne Augen ſpielen. Freilich würden Pfeil und Bogen der franzöſiſchen Heldenjugend ſehr luſtig vorgekommen ſeyn. Nichts hingegen iſt ernſthafter als der Zorn ſchöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Beſorgung, der arme Philoktet werde ohne ſeinen Bogen auf der wüſten Inſel bleiben und elendiglich umkommen müſſen. Der Franzoſe weiß einen gewiſſern Weg zu unſern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne ſeine Prinzeſſin abziehen müſſen. Dieſes hießen denn auch die Pariſer Kunſtrichter über die Alten triumphiren, und einer ſchlug vor, das Chataubrunſche Stück la Difficulté vaincue zu benennen. [1]

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzelnen Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlaſſene Kranke iſt; wo er Hoffnung hat, nun bald die troſtloſe Einöde zu verlaſſen und wieder in ſein Reich zu gelangen; wo ſich alſo ſein ganzes Unglück auf die ſchmerzliche Wunde einſchränkt. Er wimmert, er ſchreit, er bekommt die gräßlichſten Zuckungen. Hierwider geht eigentlich der Einwurf des beleidigten Anſtandes. Es iſt ein Engländer, welcher dieſen Einwurf macht; ein Mann alſo, bei welchem man nicht eine falſche Delicateſſe argwohnen darf. Wie ſchon berührt, ſo giebt er ihm auch einen ſehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenſchaften, ſagt er, mit welchen andere nur ſehr wenig ſympathiſiren können, werden

[1] Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

anstößig, wenn man sie zu heftig ausdrückt.[1] „Aus diesem „Grunde ist nichts unanständiger und einem Manne un„würdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerhef„tigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weint „und schreit. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem „körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen „Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, „so fahren wir natürlicherweise zusammen, und ziehen „unsern eigenen Arm oder Schienbein zurück; und wenn „der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn ge„wissermaßen eben so wohl, als der, den er getroffen. „Gleichwohl aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir „fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene „daher ein heftiges Geschrei erregt, so ermangeln wir nicht, „ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, „eben so heftig schreien zu können, als er." — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Spekulation kaum möglich ist, einen einzelnen Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzelnen Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreien hören. Aber nicht immer, nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger, wenn wir ihn selbst unter den Leiden Proben seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreien, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bei dem Philoktet. Die moralische Größe bestand bei den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Größe behält Philoktet bei allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweiten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramt. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äußerlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheint er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freiwillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freiwilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bei dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreien, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen." Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein kläglicher Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden, sein Tod die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeußerung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fordert daher ein gerade entgegengesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äußern und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrichtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopffechter im Kothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Seneca'schen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allenfalls ein Ktesias seine Kunst studiren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstlichen Todesscenen gewöhnt, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beide machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses bald jenes scheint, so wie ihn jetzt Natur, jetzt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen

[1] The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebaut, was man sonst aus der Anmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bei körperlichen Schmerzen schreit, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrei zu erfordern scheint. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreienden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bei dergleichen Fällen zu seyn pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebaut. Dadurch nämlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreien des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrei, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sey so schwach oder so stark es will, entsteht oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekommt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherei nicht häufen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bei seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheint, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortrefflich, und um so viel rührender, da sie von der bloßen Menschlichkeit bewirkt wird. Bei dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran.[1] Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nämlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrei über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermattender Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserei, in der er nach nichts als nach Rache schnaubt. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Orakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bei der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen.[1] Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bei uns wie ein Halbgott empfinden und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrei und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejahen wagen. Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht könnten, so müßte ich erst wissen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre; und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Deklamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürfen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoon zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kaiser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoon dabei zum Vorbilde gedient habe. Ich will von den ältern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani,[2] und von den neuern den Montfaucon[3] nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beide von ungefähr auf einerlei Umstände sollten gefallen seyn, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabei setzten sie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größer sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so

[1] Act. II. Sc. III. De mes déguisemens que penserait Sophie? Sagt der Sohn des Achilles.

[1] Trach. v. 1088. 89.

— — ὅστις ὥστε παρθένος
Βεβρυχα κλαιων — —

[2] Topographiae Urbis Romae libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii) ex Virgilii descriptione statuam hanc formavisse videntur etc.

[3] Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agesandre, Polydore et Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayant travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui répondait à l'incomparable déscription qu'a fait Virgile de Laocoon etc.

wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beide haben aus einerlei älteren Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle seyn können. [1] Denn als die Werke dieses griechischen Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerstörung Iliums, sein ganzes zweites Buch, aus ihm nicht sowohl nachgeahmt, als treulich übersetzt habe. Wäre nun also Pisander auch in der Geschichte des Laokoon Virgils Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen Künstler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter zu holen, und die Muthmaßung von ihrem Zeitalter gründet sich auf nichts.

Indeß, wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, so würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzählt worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von welchen wir noch jetzt bei griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung des Virgils im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzählt, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch zuzieht, äußert sich bei ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angst überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobt in seinen Augen; sein Gehirn leidet; er rast; er erblindet. Erst, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, sendet Minerva zwei schreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umsonst strecken diese die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helfen; sie werden zerfleischt und die Schlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst geschieht von ihnen nichts; und daß dieser Umstand dem Quintus [1] nicht eigen, sondern vielmehr allgemein angenommen müsse gewesen seyn, bezeugt eine Stelle des Lykophron, wo diese Schlangen [2] das Beiwort der Kinderfresser führen.

War er aber, dieser Umstand, bei den Griechen allgemein angenommen, so würden sich griechische Künstler schwerlich erkühnt haben, von ihm abzuweichen, und schwerlich würde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die Art wie ein römischer Dichter abgewichen wären, wenn sie diesen Dichter nicht gekannt hätten, wenn sie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf diesem Puncte, meine ich, müßte man bestehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil ist der erste und einzige, [3] welcher

[1] Saturnal. lib. V. cap. 2. Quae Virgilius traxit a Graecis, dicturumne me putatis quae vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis, tempestatis serenitatisque signa de Arati Phaenomenis traxerit? vel quod eversionem Trojae, cum Sinone suo, et equo ligneo, caeterisque omnibus, quae librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Graecos poetas eminet opere, quod a nuptiis Jovis et Junonis incipiens universas historias, quae mediis omnibus saeculis usque ad aetatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, et unum ex diversis hiatibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias caeteras interitus quoque Trojae in hunc modum relatus est. Quae fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacae urbis ruinam. Sed et haec et talia ut pueris decantata praetereo.

[1] Paralip. lib. XII. v. 398—408. et v. 439—474.

[2] Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron scheint nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πυρκεως νησους διπλας.

[3] Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider anführen könnte, welches Eumolp bei dem Petron auslegt. Es stellte die Zerstörung von Troja, und besonders die Geschichte des Laokoon, vollkommen so vor, als sie Virgil erzählt; und da in der nämlichen Gallerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemälde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, so ließe sich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechisches Gemälde gewesen sey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Historicus halten zu dürfen. Diese Gallerie, und dieses Gemälde, und dieser Eumolp haben, allem Ansehen nach, nirgends als in der Phantasie des Petrons existirt. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer beinahe schülermäßigen Nachahmung der Virgilischen Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzustellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199—224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum
Objicitur magis, atque improvida pectora turbat
Laocoon, ductus Neptuno sorte sacerdos,
Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.
Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta
(Horresco referens) immensis orbibus angues
Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
Sanguineae exsuperant undas: pars cetera pontum
Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,
Ardentesque oculos suffecti sanguine et igni
Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.
Diffugimus visu exsangues. Illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat, et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: et jam
Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.
Ille simul manibus tendit divellere nodos,
Perfusus sanie vittas atroque veneno:
Clamores simul horrendos ad sidera tollit.
Quales mugitus, fugit cum saucius aram
Taurus et incertam excussit cervice securim.

Und so Eumolp: (von dem man sagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen sey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Versen eben so viel Antheil, als ihre Einbildung.)

Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare
Dorso repellit, tumida consurgunt freta.
Undaque resultat scissa tranquillo minor.
Qualis silenti nocte remorum sonus
Longe refertur, cum premunt classes mare,
Pulsumque marmor abiete imposita gemit.

ſowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thun dieſes gleichfalls, da ſie es doch als Griechen nicht hätten thun ſollen: alſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie es auf Veranlaſſung des Virgils gethan haben.

Respicimus, angues orbibus geminis ferunt
Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora
Rates ut altae, lateribus spumas agunt:
Dat cauda sonitum; liberae ponto jubae
Coruscant luminibus, fulmineum jubar
Incendit aequor, sibilisque undae tremunt.
Stupuere mentes. Infulis stabant sacri
Phrygioque cultu gemina nati pignora
Laocoonte, quos repente tergoribus ligant
Angues corusci: parvulas illi manus
Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,
Uterque fratri transtulit pias vices,
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.
Accumulat ecce liberum funus Parens,
Infirmus auxiliator; invadunt virum
Jam morte pasti, membraque ad terram trahunt.
Jacet sacerdos inter aras victima.

Die Hauptzüge ſind in beiden Stellen eben dieſelben, und verſchiedenes iſt mit den nämlichen Worten ausgedrückt. Doch das ſind Kleinigkeiten, die von ſelbſt in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung, die feiner, aber nicht weniger ſicher ſind. Iſt der Nachahmer ein Mann, der ſich etwas zutraut, ſo ahmt er ſelten nach, ohne verſchönern zu wollen; und wenn ihm dieſes Verſchönern, nach ſeiner Meinung, geglückt iſt, ſo iſt er Fuchs genug, ſeine Fußtapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, verrathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben dieſe eitle Begierde zu verſchönern, und dieſe Behutſamkeit Original zu ſcheinen, entdeckt ihn. Denn ſein Verſchönern iſt nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil ſagt: sanguineae jubae; Petron: liberae jubae luminibus coruscant. Virgil: ardentes oculos suffecti sanguine et igni; Petron: fulmineum jubar incendit aequor. Virgil: fit sonitus spumante salo; Petron: sibilis undae tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Großen ins Ungeheure, aus dem Wunderbaren ins Unmögliche. Die von den Schlangen umwundenen Knaben ſind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinſetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron malt dieſes Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — neuter auxilio sibi
Uterque fratri transtulit pias vices
Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menſchen, von Kindern, dieſe Selbſtverläugnung? Wie viel beſſer kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459—461.) welcher bei Erſcheinung der ſchrecklichen Schlangen, ſogar die Mütter ihrer Kinder vergeſſen läßt, ſo ſehr war jedes nur auf ſeine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἔνθα γυναικες
Ὀιμωζον, και που τις ἑων ἐπελησατο τεκνων,
Ἀυτη ἀλευομενη ζυγερον μορον — —

Zu verbergen ſucht ſich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenſtänden eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt ſich Mühe, die Größe der Schlangen recht ſichtbar zu machen, weil von dieſer Größe die Wahrſcheinlichkeit der folgenden Erſcheinung abhängt; das Geräuſch, welches ſie verurſachen, iſt nur eine Nebenidee, und beſtimmt, den Begriff der Größe auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht dieſe Nebenidee zur Hauptſache, beſchreibt das Geräuſch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Größe ſo ſehr, daß wir ſie nur faſt aus dem Geräuſche ſchließen müſſen. Es iſt ſchwerlich zu glauben, daß er in dieſe Unſchicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus ſeiner Einbildung geſchildert, und kein Muſter vor ſich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverläſſig jedes poetiſche Gemälde, das in kleinen Zügen überladen, und in den großen fehlerhaft iſt, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag ſonſt ſo viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag ſich laſſen angeben können oder nicht.

Ich empfinde ſehr wohl, wie viel dieſer Wahrſcheinlichkeit zur hiſtoriſchen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts hiſtoriſches weiter daraus ſchließen will, ſo glaube ich wenigſtens, daß man ſie als eine Hypotheſe kann gelten laſſen, nach welcher der Kritiker ſeine Betrachtungen anſtellen darf. Bewieſen oder nicht bewieſen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu ſehen, wie ſie ihm ſodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geſchrei habe ich mich ſchon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit ſeinen beiden Söhnen durch die mörderiſchen Schlangen in einen Knoten zu ſchürzen, iſt unſtreitig ein ſehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein maleriſchen Phantaſie zeugt. Wem gehört er? Dem Dichter oder den Künſtlern? Montfaucon will ihn bei dem Dichter nicht finden. [1] Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerkſam genug geleſen.

— — — illi agmine certo
Laocoonta petunt, et primum parva duorum
Corpora natorum serpens amplexus uterque
Implicat et miseros morsu depascitur artus.
Post ipsum, auxilio subeuntem et tela ferentem
Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geſchildert. Sie haben die Knaben umſtrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kommt, ergreifen ſie auch ihn (corripiunt). Nach ihrer Größe konnten ſie ſich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte alſo einen Augenblick geben, da ſie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen ſchon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verſchlungen hielten. Dieſer Augenblick iſt in der Fortſchreitung des poetiſchen Gemäldes nothwendig; der Dichter läßt ihn ſattſam empfinden; nur ihn auszumalen, dazu war jetzt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, ſcheint eine Stelle des Donatus [2] zu bezeugen. Wie viel weniger wird

[1] Suppl, aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite différence entre ce que dit Virgile, et ce que le marbre représente. Il semble, selon ce que dit le poète, que les serpens quittèrent les deux enfans pour venir entortiller le père, au lieu que dans ce marbre ils lient en même tems les enfans et leur père.

[2] Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo et simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra et longos et validos dixit, et multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, et fuisse superfluam partem. Mich dünkt übrigens, daß in dieſer Stelle aus den Worten mirandum non est, entweder das non wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachſatz mangelt. Denn da die Schlangen ſo außerordentlich groß waren, ſo iſt es allerdings zu verwundern, daß ſie ſich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieſes Schild nicht ſelbſt ſehr groß war, und zu einer koloſſaliſchen Figur gehörte. Und die Verſicherung hievon mußte der mangelnde Nachſatz ſeyn, oder das non hat keinen Sinn.

er den Künſtlern entwiſcht ſeyn, in deren verſtändiges Auge alles, was ihnen vortheilhaft werden kann, ſo ſchnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen ſelbſt, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoon führt, vermeidet er ſehr ſorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirkſamkeit zu laſſen.

Ille simul manibus tendit divellere nodos.

Hierin mußten ihm die Künſtler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte beſonders iſt das ſprechendſte Geſicht ohne ſie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen feſt an den Körper geſchloſſen, würden Froſt und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Alſo ſehen wir ſie, an der Hauptfigur ſo wohl als den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meiſten beſchäftigt, wo gegenwärtig der heftigſte Schmerz iſt.

Weiter aber auch nichts als dieſe Freiheit der Arme fanden die Künſtler zuträglich, in Anſehung der Verſtrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoon ſich winden, und doch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſes Bild füllt unſere Einbildungskraft vortrefflich; die edelſten Theile ſind bis zum Erſticken gepreßt, und das Gift geht gerade nach dem Geſichte. Dem ungeachtet war es kein Bild für Künſtler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um dieſe bemerken zu können, mußten die Haupttheile ſo frei ſeyn als möglich, und durchaus mußte kein äußerer Druck auf ſie wirken, welcher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und ſchwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene ſchmerzliche Einziehung des Unterleibs, welche ſo ſehr ausdrückend iſt, würde unſichtbar geblieben ſeyn. Was man über, oder unter, oder zwiſchen den Windungen von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Preſſungen und Aufſchwellungen erſchienen ſeyn, die nicht von dem innern Schmerze, ſondern von der äußern Laſt gewirkt worden. Der eben ſo oft umſchlungene Hals würde die pyramidaliſche Zuſpitzung der Gruppe, welche dem Auge ſo angenehm iſt, gänzlich verdorben haben; und die aus dieſer Wulſt ins Freie hinausragenden ſpitzen Schlangenköpfe hätten einen ſo plötzlichen Abfall von Menſur gemacht, daß die Form des Ganzen äußerſt anſtößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverſtändig genug geweſen ſind, ſich dem ungeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt ſich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyn [1] mit Abſcheu erkennen. Die alten Bildhauer überſahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunſt hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halſe um die Schenkel und Füße. Hier konnten dieſe Windungen, dem Ausdrucke unbeſchadet, ſo viel decken und preſſen, als nöthig war. Hier erregten ſie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künſtlichen Fortdauer des nämlichen Zuſtandes ſehr vortheilhaft iſt.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunſtrichter dieſe Verſchiedenheit, welche ſich in den Windungen der Schlangen zwiſchen dem Kunſtwerke und der Beſchreibung des Dichters ſo deutlich zeigt, gänzlich mit Stillſchweigen übergangen haben. Sie erhebt die Weisheit der Künſtler eben ſo ſehr als die andere, auf die ſie alle fallen, die ſie aber nicht ſowohl anzupreiſen wagen, als vielmehr nur zu entſchuldigen ſuchen. Ich meine die Verſchiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laokoon iſt in ſeinem prieſterlichen Ornate, und in der Gruppe erſcheint er mit beiden ſeinen Söhnen völlig nackend. Man ſagt, es gebe Leute, welche eine große Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königsſohn, ein Prieſter, bei einem Opfer, nackend vorgeſtellt werde. Und dieſen Leuten antworten Kenner der Kunſt in allem Ernſte, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche ſey, daß aber die Künſtler dazu gezwungen worden, weil ſie ihren Figuren keine anſtändige Kleidung geben können. Die Bildhauerei, ſagen ſie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwei Unbequemlichkeiten habe man alſo die geringſte wählen, und lieber gegen die Wahrheit ſelbſt verſtoßen, als in den Gewändern tadelhaft werden müſſen. [2] Wenn die alten

[1] In der prächtigen Ausgabe von Drydens engliſchem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieſer die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals faſt gar nicht geführt. Wenn ein ſo mittelmäßiger Künſtler anders eine Entſchuldigung verdient, ſo könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für ſich beſtehende Kunſtwerke zu betrachten ſind.

[2] So urtheilt ſelbſt De Piles in ſeinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarquez, s'il vous plaît, que les Draperies tendres et légères n'étant données qu'au sexe féminin, les anciens Sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes: parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déjà dit, qu'en Sculpture on ne pouvait imiter les étoffes et que les gros plis faisaient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette vérité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon lequel selon la vraisemblance devrait être vêtu. En effet, quelle apparence y a-t-il qu'un fils de Roi, qu'un Prêtre d'Apollon se trouvât tout nud dans la cérémonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passèrent de l'Isle de Ténédos au rivage de Troye, et surprirent Laocoon et ses fils dans le tems même qu'il sacrifiait à Neptune sur le bord de la mer comme le marque Virgile dans le second livre de son Eneide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvaient pas leur donner de vêtemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressemblerait à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été et qui sont toujours l'admiration des siècles. C'est

Artisten bei dem Einwurfe lachen würden, so weiß ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen als die Malerei: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sklavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerlei Fähigkeiten, ist es einerlei Verdienst, bringt es einerlei Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bei dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bei dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllt. Ja, sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

Perfusus sanie vittas atroque veneno.

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geifer durchnetzt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein großes geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdrucks. Wie er also dort, bei dem Schreien, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdruck auf. Ueberhaupt war das Uebliche bei den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt; aber was ist sie gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmt haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheint vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinübertragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken. Und diese ihre eigene Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: Der Dichter soll den Künstlern nachgeahmt haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.[1] Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemälde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemälde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt, diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; bloß aus Erwägung der weitern Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen: wenn nicht jeder Zug, den der malende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von eben so guter Wirkung seyn können? Unstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft durch das Auge, schön. Das nämliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkürliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nämliche Wohlgefallen, obschon nicht in dem nämlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir

pour cela que de deux inconvéniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus fâcheux, que celui d'aller contre la vérité même.

[1] Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Malerei S. 37. Richardson, Traité de la Peinture Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beifüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils, gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

die Vorausſetzung, Virgil habe die Künſtler nachgeahmt, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerſpiel derſelben geworden iſt. Wenn die Künſtler dem Dichter gefolgt ſind, ſo kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nämlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verurſacht haben würden, die ſich bei ihm nicht äußern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wenn er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemälde geliefert haben? [1] Ich begreife wohl, wie ſeine für ſich ſelbſt arbeitende Phantaſie ihn auf dieſen und jenen Zug bringen können; aber die Urſachen, warum ſeine Beurtheilungskraft ſchöne Züge, die er vor Augen gehabt, in dieſe andere Züge verwandeln zu müſſen glaubte, dieſe wollen mir nirgends einleuchten.

Mich dünkt ſogar, wenn Virgil die Gruppe zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte, daß er ſich ſchwerlich würde haben mäßigen können, die Verſtrickung aller drei Körper in einen Knoten gleichſam nur errathen zu laſſen. Sie würde ſein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung von ihr empfunden haben, als daß ſie nicht auch in ſeiner Beſchreibung mehr vorſtechen ſollte. Ich habe geſagt: es war jetzt die Zeit nicht, dieſe Verſtrickung auszumalen. Nein; aber ein einziges Wort mehr würde ihr in dem Schatten, worin ſie der Dichter laſſen mußte, einen ſehr entſcheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artiſt ohne dieſes Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bei dem Artiſten geſehen hätte, nicht ohne daſſelbe gelaſſen haben.

Der Artiſt hatte die dringendſten Urſachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geſchrei ausbrechen zu laſſen. Wenn aber der Dichter die ſo rührende Verbindung von Schmerz und Schönheit in dem Kunſtwerke vor ſich gehabt hätte, was hätte ihn eben ſo unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anſtande und großmüthiger Geduld, welche aus dieſer Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entſpringt, ſo völlig unangedeutet zu laſſen und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geſchrei ſeines Laokoons zu ſchrecken? Richardſon ſagt: Virgils Laokoon muß ſchreien, weil der Dichter nicht ſowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entſetzen bei den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardſon nicht erwogen zu haben ſcheint, daß der Dichter die Beſchreibung nicht in ſeiner eigenen Perſon macht, ſondern ſie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug beſtürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geſchrei, ſondern der Mangel aller Gradation bis zu dieſem Geſchrei, auf welche das Kunſtwerk den Dichter natürlicher Weiſe hätte bringen müſſen, wenn er es, wie wir vorausſetzen, zu ſeinem Vorbilde gehabt hätte. Richardſon fügt hinzu: [1] die Geſchichte des Laokoon ſolle bloß zu der

[1] Ich kann mich deßfalls auf nichts entſcheidenderes berufen, als auf das Gedicht des Sadolet. Es iſt eines alten Dichters würdig, und da es ſehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, ſo glaube ich es hier ganz einrücken zu dürfen.

DE LAOCOONTIS STATUA
IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terrae e cumulo, ingentisque ruinae
Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit
Laocoonta dies; aulis regalibus olim
Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.
Divinae simulacrum artis, nec docta vetustas
Nobilius spectabat opus, nunc celsa revisit
Exemptum tenebris redivivae moenia Romae.
Quid primum summumve loquar? miserumne parentem
Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues
Terribili aspectu? caudasque irasque draconum
Vulneraque et veros, saxo moriente, dolores?
Horret ad haec animus, mutaque ab imagine pulsat
Pectora, non parvo pietas commixta tremori.
Prolixum bini spiris glomerantur in orbem
Ardentes colubri, et sinuosis orbibus errant,
Ternaque multiplici constringunt corpora nexu.
Vix oculi sufferre valent, crudele tuendo
Exitium, casusque feros: micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu.
Connexum refugit corpus, torquentia sese
Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.
Ille dolore acri, et laniatu impulsus acerbo,
Dat gemitum ingentem, crudosque evellere dentes
Connixus, laevam impatiens ad terga Chelydri
Objicit: intendunt nervi, collectaque ab omni
Corpore vis frustra summis conatibus instat.
Ferre nequit rabiem, et de vulnere murmur anhelum est.
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.
Absistunt surae, spirisque prementibus arctum
Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,
Liventesque atro distendunt sanguine venas.
Nec minus in natos eadem vis effera saevit
Implexuque angit rapido, miserandaque membra
Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum
Pectus, suprema genitorem voce cientis.
Circumjectu orbis, validoque volumine fulcit
Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,
Dum parat adducta caudam divellere planta.
Horret ad adspectum miseri patris, haeret in illo,
Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes
Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni
Qui tantum statuistis opus jam laude nitentes,
Artifices magni (quanquam et melioribus actis
Quaeritur aeternum nomen, multoque licebat
Clarius ingenium venturae tradere famae)
Attamen ad laudem quaecunque oblata facultas
Egregium hanc rapere, et summa ad fastigia niti.
Vos rigidum lapidem vivis animare figuris
Eximii, et vivos spiranti in marmore sensus
Inserere, aspicimus motumque iramque doloremque,
Et pene audimus gemitus: vos extulit olim
Clara Rhodos, vestrae jacuerunt artis honores
Tempore ab immenso, quos rursum in luce secunda
Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti
Gratia parta recens. Quanto praestantius ergo est
Ingenio, aut quovis extendere fata labore,
Quam fastus et opes et inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poëmatum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieſes Gedicht, nebſt andern des Sadolets, ſeiner bekannten Sammlung (Delic. Poët. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibt; allein ſehr fehlerhaft. Für bini (v. 14.) lieſt er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. ſ. w.

[1] De la Peinture, Tome III. p. 516. C'est l'horreur que les Troïens ont conçue contre Laocoon, qui était nécessaire à Virgile pour la conduite de son Poëme; et cela le mène à cette

pathetiſchen Beſchreibung der endlichen Zerſtörung leiten; der Dichter habe ſie alſo nicht intereſſanter machen dürfen, um unſere Aufmerkſamkeit, welche dieſe letzte ſchreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzelnen Bürgers nicht zu zerſtreuen. Allein das heißt die Sache aus einem maleriſchen Augenpuncte betrachten wollen, aus welchem ſie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerſtörung ſind bei dem Dichter keine Gemälde neben einander; ſie machen beide kein Ganzes aus, das unſer Auge auf einmal überſehen könnte oder ſollte; und nur in dieſem Falle wäre es zu beſorgen, daß unſere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beider Beſchreibungen folgen auf einander, und ich ſehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch ſo ſehr gerührt hätte. Es ſey denn, daß die folgende an ſich ſelbſt nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Urſache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beſchäftigen in dem Kunſtwerke die Hände und verſtricken die Füße. So ſehr dem Auge dieſe Vertheilung gefällt, ſo lebhaft iſt das Bild, welches in der Einbildung davon zurückbleibt. Es iſt ſo deutlich und rein, daß es ſich durch Worte nicht viel ſchwächer darſtellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — micat alter, et ipsum
Laocoonta petit, totumque infraque supraque
Implicat et rabido tandem ferit ilia morsu
— — — — — — —
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat
Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das ſind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch maleriſcher gekommen wären, wenn ein ſichtbares Vorbild ſeine Phantaſie befeuert hätte, und die alsdann gewiß beſſer geweſen wären, als was er uns jetzt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum
Terga dati, superant capite et cervicibus altis.

Dieſe Züge füllen unſere Einbildungskraft allerdings; aber ſie muß nicht dabei verweilen, ſie muß ſie nicht aufs reine zu bringen ſuchen, ſie muß jetzt nur die Schlangen, jetzt nur den Laokoon ſehen, ſie muß ſich nicht vorſtellen wollen, welche Figur beide zuſammen machen. Sobald ſie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgiliſche Bild an zu mißfallen, und ſie findet es höchſt unmaleriſch.

Wären aber auch ſchon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, ſo wären ſie doch bloß willkürlich. Man ahmt nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieſes thut, iſt der Vorſatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man alſo nicht nachgeahmt habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl dieſen und jenen Theil. Gut; doch welches ſind denn dieſe einzelnen Theile, die in der Beſchreibung und in dem Kunſtwerke ſo genau übereinſtimmen, daß ſie der Dichter aus dieſem entlehnt zu haben ſcheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter ſowohl als dem Artiſten die Geſchichte. Außer dem Hiſtoriſchen kommen ſie in nichts überein, als darin, daß ſie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verſtricken. Allein der Einfall hierzu entſprang aus dem veränderten Umſtande, daß den Vater eben daſſelbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Dieſe Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, ſcheint Virgil gemacht zu haben; denn die griechiſche Tradition ſagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Anſehung jener gemeinſchaftlichen Verſtrickung auf einer oder der andern Seite Nachahmung ſeyn ſoll, ſo iſt ſie wahrſcheinlicher auf der Seite der Künſtler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterſchiede, daß, wenn es der Künſtler iſt, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorſatz den Dichter nachzuahmen noch dabei beſtehen kann, indem ihn die Beſtimmung und die Schranken ſeiner Kunſt dazu nöthigten; iſt es hingegen der Dichter, welcher dem Künſtler nachgeahmt haben ſoll, ſo ſind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider dieſe vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche ſie dem ungeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunſtwerk älter ſey, als die poetiſche Beſchreibung.

VII.

Wenn man ſagt, der Künſtler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künſtler nach, ſo kann dieſes zweierlei bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenſtande ſeiner Nachahmung, oder ſie haben beide einerlei Gegenſtände der Nachahmung, und der eine entlehnt von dem andern die Art und Weiſe es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beſchreibt, ſo ahmt er dem Künſtler, welcher dieſes Schild gemacht hat, in der erſten Bedeutung nach. Das Kunſtwerk, nicht das, was auf dem Kunſtwerke vorgeſtellt worden, iſt der Gegenſtand ſeiner Nachahmung, und wenn er auch ſchon das mit beſchreibt, was man darauf vorgeſtellt ſieht, ſo beſchreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes und nicht als die Sache ſelbſt. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmt hätte, ſo würde dieſes eine Nachahmung von der zweiten Gattung ſeyn. Denn er würde nicht dieſe Gruppe, ſondern das, was dieſe Gruppe vorſtellt, nachgeahmt, und nur die Züge ſeiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Déscription pathétique de la déstruction de la patrie de son Héros. Aussi Virgile n'avait garde de diviser l'attention sur la dernière nuit, pour une grande ville entière, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.

Bei der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bei der andern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste oder der Natur seyn. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmt er ihre Nachahmungen nach und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nämlichen Gesichtspuncte betrachten müssen: so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Uebereinstimmungen können bei zeitverwandten Künstlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselsweisen Erläuterungen führen! allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustutzen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem Poeten bei jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue oder auf jenes Gemälde andichtet, heißt ihm einen sehr zweideutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. Spence schrieb seinen Polymetis [1] mit vieler classischen Gelehrsamkeit und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuholen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ungeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch seyn muß.

Es ist natürlich, daß, wenn Valerius Flaccus den geflügelten Blitz auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, corusci
Fulminis et rutilas scutis diffuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmal erblicke. [2] Es kann seyn, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rhea auf einer Münze zu sehen glaubte, [3] auch von den alten Waffenschmieden auf den Helmen und Schilden vorgestellt wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild

[1] Die erste Ausgabe ist von 1747; die zweite von 1755 und führt den Titel: Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the ancient Artists, being an Attempt to illustrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London, printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen R. Tindal aus diesem Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt worden.

[2] Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

[3] Ich sage es kann seyn. Doch wollte ich zehn gegen eins wetten, daß es nicht ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Ueppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100—107.)

Tunc rudis et Grajas mirari nescius artes
Urbibus eversis praedarum in parte reperta
Magnorum artificum frangebat pocula miles,
Ut phaleris gauderet equus, caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere jussae
Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,
Ac nudam effigiem clypeo fulgentis et hasta,
Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke großer Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwei Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll das Beiwort pendentis, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch quasi ad ictum se inclinantis erklärt. Lubinus meint, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subject ist nicht miles sondern cassis. Britannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heißen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar pendentis dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden perituro zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bei dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen deut. Ueberf. Seite 249.) „Da die römischen Soldaten sich „nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Republik „einbildeten, so waren sie gewohnt, auf ihren Helmen die erste Ge„schichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt und „von einer Wölfin gesäugt worden. Die Figur des Gottes war vor„gestellt, wie er sich auf die Priesterin Ilia, oder wie sie andere „nennen, Rhea Sylvia, herablässt, und in diesem Herablassen schien „sie über der Jungfrau in der Luft zu schweben, welches denn durch „das Wort pendentis sehr eigentlich und poetisch ausgedrückt wird. „Außer dem alten Basrelief beim Bellori, welches mich zuerst auf „diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nämliche Figur auf „einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius ge„schlagen worden." — Da Spence diese Entdeckung des Addison so außerordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art und als das stärkste Beispiel anführt, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der classischen römischen Dichter gebraucht werden können: so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Fürs erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte, bei dem alten Scholiasten, der in der letzten ohn einen Zeile anstatt fulgentis, venientis gefunden, die Glosse gelesen zu haben: Martis ad Iliam venientis ut concumberet. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimmt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm seyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und sodann erst von dem Abenteuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben? Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblema auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz, das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam; mußte er auch noch den Mars im Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmorn und Münzen zu finden seyn, paßt sie darum auf das Stück einer Rüstung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen,

in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anſpielte, welches bis auf den Addiſon ein Räthſel für alle Ausleger geweſen. Mich dünkt ſelbſt, daß ich die Stelle des Ovids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

Aura — — — venias — —
Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und ſeine Procris dieſe Aura für den Namen einer Nebenbuhlerin hält, daß ich, ſage ich, dieſe Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunſtwerken der Alten erſehe, daß ſie wirklich die ſanften Lüfte perſonifirt und eine Art weiblicher Sylphen unter dem Namen Aurae verehrt haben.[1] Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermesſäule vergleicht, man das Aehnliche in dieſer Vergleichung ſchwerlich finden dürfte, ohne eine ſolche Säule zu ſehen, ohne zu wiſſen, daß es ein ſchlechter Pfeiler iſt, der bloß das Haupt, höchſtens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir

auf welchen ſie Addiſon fand, und wo er den Mars in dieſer ſchwebenden Stellung ſah? Das alte Basrelief, worauf er ſich beruft, ſoll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches ſeine Sammlung der ſchönſten alten Basreliefs iſt, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch ſonſt wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. Alles kommt alſo auf die Münze an. Nun betrachte man dieſe bei dem Addiſon ſelbſt. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelſchneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu ſtellen, ſo ſteht er ein wenig höher. Das iſt es alles; ſchwebendes hat ſie außer dieſem nicht das geringſte Es iſt wahr, in der Abbildung, die Spence davon giebt, iſt das Schweben ſehr ſtark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor, und man ſieht deutlich, daß es kein ſtehender Körper iſt, ſondern daß, wenn es kein fallender Körper ſeyn ſoll, es nothwendig ein ſchwebender ſeyn muß. Spence ſagt, er beſitze dieſe Münze ſelbſt. Es wäre hart, obſchon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefaßtes Vorurtheil kann auch auf unſere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Beſten ſeiner Leſer für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu ſehen glaubte, durch ſeinen Künſtler ſo verſtärken zu laſſen, daß uns eben ſo wenig Zweifel deßfalls übrig bliebe, als ihm ſelbſt So viel iſt gewiß, daß Spence und Addiſon eben dieſelbe Münze meinen, und daß ſie ſonach entweder bei dieſem ſehr verſtellt, oder bei jenem ſehr verſchönert ſeyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieſes vermeintliche Schweben des Mars. Dieſe nämlich: daß ein ſchwebender Körper, ohne eine ſcheinbare Urſache, durch welche die Wirkung ſeiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit iſt, von der man in den alten Kunſtwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malerei erlaubt ſich dieſelben nie, ſondern wenn ein Körper in der Luft hangen ſoll, ſo müſſen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen ſcheinen, und ſollte es auch nur eine bloße Wolke ſeyn. Wenn Homer die Thetis von dem Geſtade ſich zu Fuß in den Olymp erheben läßt, *Την μεν ἀρ' Ὀυλυμπονδε ποδες φερον* (Iliad. Σ v. 148.) ſo verſteht der Graf Caylus die Bedürfniſſe der Kunſt zu wohl, als daß er dem Maler rathen ſollte, die Göttin ſo frei die Luft durchſchreiten zu laſſen. Sie muß ihren Weg auf einer Wolke nehmen (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91), ſo wie er ſie ein andermal auf einen Wagen ſetzt (p. 131), obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr ſagt. Wie kann es auch wohl anders ſeyn? Ob uns ſchon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menſchlichen Figur denken läßt, ſo hat er doch alle Begriffe eines groben und ſchweren Stoffes davon entfernt, und ihren menſchenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Geſetzen unſerer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerei die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menſchen ſo vorzüglich unterſcheiden, daß unſer Auge nicht beleidigt würde, wenn es bei der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bei der andern? Wodurch anders, als durch verabredete Zeichen? In der That ſind ein paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von dieſem ein mehreres an einem andern Orte. Hier iſt es genug, von den Vertheidigern der Addiſon'ſchen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die ſo frei und bloß in der Luft hange. Sollte dieſer Mars die einzige in ihrer Art ſeyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umſtand überliefert, der ein dergleichen Schweben in dieſem Falle nothwendig macht? Beim Ovid (Fast. lib. 1) läßt ſich nicht die geringſte Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen ſolchen Umſtand könne gegeben haben Denn es finden ſich andere alte Kunſtwerke, welche die nämliche Geſchichte vorſtellen, und wo Mars offenbar nicht ſchwebt, ſondern geht. Man betrachte das Basrelief beim Montfaucon (Suppl. T. I. p. 183), das ſich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Palaſte der Mellini befindet. Die ſchlafende Rhea liegt unter einem Baume, und Mars nähert ſich ihr mit leiſen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückſtreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns entweder zurückzubleiben oder ſachte zu folgen befehlen. Es iſt vollkommen die nämliche Stellung, in der er auf der Münze erſcheint, nur daß er hier die Lanze

in der rechten und dort in der linken Hand führt. Man findet öfter berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copirt, als daß es auch nicht hier könnte geſchehen ſeyn, wo der Stempelſchneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und ſie daher beſſer mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieſes nun zuſammen genommen, wie viel Wahrſcheinlichkeit bleibt dem Addiſon noch übrig? Schwerlich mehr, als ſo viel deren die bloße Möglichkeit hat Doch woher eine beſſere Erklärung, wenn dieſe nichts taugt? Es kann ſeyn, daß ſich ſchon eine beſſere unter den vom Addiſon verworfenen Erklärungen findet. Findet ſich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters iſt verdorben; ſie mag es bleiben. Und ſie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue Vermuthungen darüber auskramen wollte. Dergleichen könnte z. E. dieſe ſeyn, daß pendentis in ſeiner figürlichen Bedeutung genommen werden müſſe, nach welcher es ſo viel als ungewiß, unentſchloſſen, unentſchieden heißt. Mars pendens wäre alsdann ſo viel als Mars incertus oder Mars communis. Dii communes sunt, ſagt Servius, (v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,

würde dieſen Sinn haben, daß der alte römiſche Soldat das Bildniß des gemeinſchaftlichen Gottes ſeinem dem ungeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt geweſen ſey. Ein ſehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eigenen Tapferkeit, als zur Frucht des parteiiſchen Beiſtandes ihres Stammvaters macht. Dem ungeachtet: non liquet.

[1] „Ehe ich, ſagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208), mit „dieſen Aurae, Luftnymphen, bekannt ward, wußte ich mich in die „Geſchichte von Cephalus und Procris beim Ovid gar nicht zu finden. „Ich konnte auf keine Weiſe begreifen, wie Cephalus durch ſeine Aus„rufung Aura venias, ſie mochte auch in einem noch ſo zärtlichen „ſchmachtenden Tone erſchollen ſeyn, jemanden auf den Argwohn „bringen können, daß er ſeiner Procris untreu ſey. Da ich gewohnt „war, unter dem Worte Aura nichts als die Luft überhaupt oder „einen ſanften Wind insbeſondere zu verſtehen, ſo kam mir die Eifer„ſucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller„ausſchweifendſte gemeiniglich zu ſeyn pflegt. Als ich aber einmal ge„funden hatte, daß Aura eben ſowohl ein ſchönes junges Mädchen, „als die Luft bedeuten könnte, ſo bekam die Sache ein ganz anderes „Anſehen, und die Geſchichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige „Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beifall, den ich dieſer Entdeckung, mit der ſich Spence ſo ſehr ſchmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt laſſen, daß auch ohne ſie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich iſt. Man darf nämlich nur wiſſen, daß Aura bei den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. beim Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil ſie ſich einer männlichern Schönheit rühmte, als ſelbſt der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermeſſenheit ſchlafend den Umarmungen des Bacchus preis gegeben ward.

weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erweckt.[1] — Erläuterungen von dieser Art sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwendig, noch allezeit hinlänglich seyn sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding und nicht als Nachahmung vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerlei angenommene Begriffe, dem zu folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo malt, wie er ihm im Traum erschienen: — Der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem keuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die jetzt ihrem Geliebten zurückgeführt wird: — warum müssen diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt seyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen seyn, mag tausend und tausendmal seyn copirt worden, war darum die bräutliche Schaam selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Maler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Malers?[1] Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht roth, brennend nennt: mußte er es erst aus dem Werke eines Malers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet?[2] Oder wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibt, und sie mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde in ihrer natürlichen Ordnung vorüber führt: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Procession schildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erst von diesen Statuen den alten poetischen Kunstgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Wesen zu machen?[3] Oder Virgils pontem indignatus Araxes, dieses vortreffliche poetische

[1] Juvenalis Saty. VIII. v. 52—55.

— — — — At tu
Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermae:
Nullo quippe alio vincis discrimine, quam quod
Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte, so würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte äsopische Fabel beigefallen seyn, die aus der Bildung einer solchen Hermessäule ein noch weit schöneres und zu ihrem Verständnisse weit unentbehrlicheres Licht erhält, als diese Stelle des Juvenals. „Merkur," erzählt Aesopus, „wollte gern erfahren, in welchem An„sehen er bei den Menschen stünde. Er verbarg seine Gottheit und „kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die Statue des Jupiters, „und fragte den Künstler, wie theuer er sie halte? Eine Drachme: „war die Antwort. Merkur lächelte; und diese Juno? fragte er weiter. „Ungefähr eben so viel. Indem ward er sein eigenes Bild gewahr, „und dachte bei sich selbst: ich bin der Bote der Götter; von mir „kommt aller Gewinn; mich müssen die Menschen nothwendig weit „höher schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) „Wie theuer möchte wohl der seyn? Dieser? antwortete der Künstler. „O, wenn ihr mir jene beide ablauft, so sollt ihr diesen oben drein „haben." Merkur war abgeführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet seyn, warum er die letztere so geringschätzig hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabei nichts thun, denn der Künstler schätzt seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter: die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckigter Pfeiler, mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie oben drein gehen konnte? Merkur übersah diesen Umstand, weil er sein vermeintliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung eben so natürlich, als verdient. Man wird sich vergebens bei den Auslegern und Uebersetzern und Nachahmern der Fabeln des Aesopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Mährchen geradezu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darin liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerlei Ausführung annimmt, entweder nicht gefühlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig seyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzt. Für eine Drachme kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachme muß also hier überhaupt für etwas sehr geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt p. 70.)

[1] Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

[2] Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

[3] Lucretius de R. N. lib. V. v. 736—747.

It Ver, et Venus, et Veneris praenuntius ante
Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter
Flora quibus mater praespargens ante viai
Cuncta coloribus egregiis et odoribus opplet.
Inde loci sequitur Calor aridus, et comes una
Pulverulenta Ceres; et Etesia flabra Aquilonum.
Inde Autumnus adit; graditur simul Evius Evan:
Inde aliae tempestates ventique sequuntur,
Altitonans Volturnus et Auster fulmine pollens.
Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem
Reddit, Hyems sequitur, crepitans ac dentibus Algus.

Spence erkennt diese Stelle für eine von den schönsten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigstens ist sie eine von denen, auf welche sich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm diese Ehre schmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man sagt: Diese ganze Beschreibung scheint nach einer alten Procession der vergötterten Jahreszeiten nebst ihrem Gefolge gemacht zu seyn. Und warum das? „Darum," sagt der Engländer, „weil bei den Rö„mern ehedem dergleichen Processionen mit ihren Göttern überhaupt „eben so gewöhnlich waren, als noch jetzt in gewissen Ländern die „Processionen sind, die man den Heiligen zu Ehren anstellt; und weil „hiernächst alle Ausdrücke, welche der Dichter hier braucht, auf eine „Procession recht sehr wohl passen." (come in very aptly, if applied to a procession.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beiwörter, welche der Dichter den personifirten Abstracten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auster, Algus dentibus crepitans, zeigen, daß sie das Wesen von ihm und nicht von dem Künstler haben, der sie ganz anders hätte charakterisiren müssen. Spence scheint übrigens auf diesen Einfall von einer Procession durch Abraham Preigern gekommen zu seyn, welcher in seinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters sagt: Ordo est quasi Pompae cujusdam, Ver et Venus, Zephyrus et Flora etc. Allein dabei hätte es auch Spence nur sollen bewenden lassen. Der Dichter führt die Jahreszeiten gleichsam in einer Procession auf; das ist gut. Aber er hat es von einer Procession gelernt, sie so aufzuführen; das ist sehr abgeschmackt.

Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flusses, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird? [1] — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klarsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich bedaure, daß ein so nützliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie Bekanntschaft mit fremder unterzuschieben, so ekel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wässerigen Auslegungen der schalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr bedaure ich, daß Spencen selbst Addison hierin vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. [2]

VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Malerei mit einander haben, macht sich Spence die allerseltsamsten Begriffe. Er glaubt, daß beide Künste bei den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Maler, der Maler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebote stehen, welche die Malerei nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmalerischen Schönheiten den malerischen vorzuziehen: daran scheint er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bei dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistentheils Hörner. Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. [3] Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfputze des Gottes, möchten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

> -- Tibi, cum sine cornibus adstas,
> Virgineum caput est: — —

heißt es in der feierlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid. [1] Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen, und zeigte sich ohne Hörner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollten ihn nun auch die Künstler darstellen, und mußten daher alle Zusätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Hörner gewesen, die an dem Diadem befestigt waren, wie man an einem Kopfe in dem königl. Kabinet zu Berlin sehen kann. [2] Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben so selten vorkommt, als die Hörner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern eben so oft beigelegt wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anspielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes; dem Künstler hingegen wurden sie Hinderungen, größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube, eben darum den Beinamen Biformis, Διμορφος, hatte, weil er sich sowohl schön als schrecklich zeigen konnte, so war es wohl natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleudern bei den römischen Dichtern öfters den Blitz. Aber warum nicht auch in ihren Abbildungen? fragt Spence. [3] Er antwortet: es war ein besonderes Vorrecht dieser zwei Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den Samothracischen Geheimnissen erfuhr; weil aber die Artisten bei den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelassen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen. Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten diese gemeinen Leute für ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet seyn konnten? Stunden die Artisten auch bei den Griechen in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrentheils geborene Griechen? Und so weiter.

Statius und Valerius Flaccus schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Spence sieht sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist, als dem Bildhauer und Maler? Das hätte er daraus schließen sollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sey, was unschicklich seyn würde, wenn

[1] Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.
[2] In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gesprächs über die alten Münzen.
[3] Polymetis Dial. IX. p. 129.

[1] Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.
[2] Begeri Thes. Brandenb. Vol. III. p. 242.
[3] Polymetis Dial. VI. p. 63.

man es in einem Gemälde oder an einer Statue vorstellte. [1] Folglich müssen die Dichter gefehlt haben. „Statius und „Valerius sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon „in ihrem Verfalle war. Sie zeigen auch hierin ihren ver„derbten Geschmack, und ihre schlechte Beurtheilungskraft. „Bei den Dichtern aus einer bessern Zeit wird man der„gleichen Verstoßungen wider den malerischen Ausdruck „nicht finden.“ [2]

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterscheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in diesem Fall annehmen, sondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geistigen Wesen, wie sie der Künstler vorstellt, sind nicht völlig ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bei dem Künstler sind sie personifirte Abstracta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkenntlich seyn sollen. Bei dem Dichter hingegen sind sie wirkliche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr also die sittsame verschämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestät als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reize, aber mehr gebieterische, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus, von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe als Liebe zürnet nie, rächet sich nie. Bei dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abscheues eben so fähig seyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder also, daß sie bei ihm in Zorn und Wuth entbrennt, besonders wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzt?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler, in zusammengesetzten Werken, die Venus oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Wesen, so gut wie der Dichter einführen kann. Aber alsdann müssen wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widersprechen, wenn sie schon keine unmittelbare Folgen desselben sind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen; diese Handlung kann der Künstler sowohl als der Dichter vorstellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Anmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen, vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um so viel kenntlicher. Allein wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rächen will, in vergrößerter wilder Gestalt mit fleckigten Wangen, in verwirrtem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri
Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,
Sidereos diffusa sinus. Eadem effera et ingens
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem
Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam. [1]

Eben dieses thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem
Ceston, et Idalias procul ablegasse volucres
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,
Tartarias inter thalamis volitasse sorores
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum
Anguibus, et saeva formidine cuncta replerit
Limina. — [2]

Oder man kann sagen: der Dichter allein besitzt das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern, und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen zwei Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus, nicht mehr das Haar mit goldnen Spangen geheftet, von keinem azurnen Gewande umflattert, ohne ihren Gürtel, mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewaffnet, in Gesellschaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerei die Schwester der Dichtkunst seyn will, so sey sie wenigstens keine eifersüchtige Schwester, und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Putz, der sie selbst nicht kleidet.

IX.

Wenn man in einzelnen Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beide ihre völlige Freiheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk, zur Verehrung und

[1] Polymetis Dialogue XX. p 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.

[2] Polymetis Dial. VII. p. 74.

[1] Argonaut. Lib. II. v. 102—106.

[2] Thebaid. Lib. V. v. 61—64.

Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen seyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabei zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehrt.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hypsipile ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete,[1] mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freie Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg; und wenn wir unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden,[2] so ist dieses vielleicht ein Beweis, daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehrt worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wuth der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Anbetung verunreinigt war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowohl von der einen als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beilegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bei welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdient diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bei den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sah; ob ich schon dadurch nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinern Geschmack des Jahrhunderts von jenem so viel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nämlich als Künstler nicht, freiwillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler nämlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammt, woraus sie gezogen worden.[1]

[1] Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265—273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyaei
Induit, et medium curru locat; aeraque circum
Tympanaque et plenas tacita formidine cistas.
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:
Pampineamque quatit ventosis ictibns hastam,
Respiciens; teneat virides velatus habenas
Ut pater, et nivea tumeant ut cornua mitra,
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant in der letzten ohn einen Zeile scheint übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht so klein gemacht, als sich Spence einbildet.

[2] Der so genannte Bacchus in dem mediceischen Garten zu Rom (beim Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254) hat kleine, aus der Stirne hervorsprossende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum lieber zu einem Faune machen wollen. In der That sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilte. Auch ist die Stellung, der lüsterne Blick nach der über sich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anständiger, als dem Gotte selbst. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen sagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) *Εβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος υιος εἶναι δοκειν, και κερασφορος ἀναπλαττεσθαι προς των ἀγαλματοποιων, το καλον ἀνθρωπου ὑβριζοντων ἀπευδων κερατι.* Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern vorstellen sollte: er war es gern zufrieden, daß die menschliche Schönheit in ihm mit Hörnern beschimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Ursprungs zu seyn glaubte.

[1] Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Cerynea fand Pausanias dergleichen von Holz; sie waren weder groß, noch sonst besonders merkwürdig; es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, einbringen wollen, als welche von Stein, und von sehr schöner Arbeit waren (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.). Ich hatte eben so wenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einen Abraxas, den Chiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beim Licetus zu sehen glaube (Dissertat. sur les Furies par Bannier, Mémoires de l'Académie des Inscript. T. V. p. 48.). Auch sogar die Urne von hetrurischer Arbeit beim Gorius (Tabl. 151. Musei Etrusci.), auf welcher Orestes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwei Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht sowohl als die übrigen davon auszuschließen, so dient es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken, als zu widerlegen. Denn so wenig auch die hetrurischen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht sowohl durch schreckliche Gesichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben. Diese stoßen mit so ruhigem Gesichte dem Orestes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen, sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie fürchterlich sie dem Orestes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keineswegs aber aus der Bildung der Furien selbst abnehmen. Es sind also Furien, und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Vorstellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind; nicht mit der Stirne, die wie Catull sagt: expirantis praeportat pectoris iras. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stoßischen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegendem Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben (Bibliothek der sch. Wiss. V. Band S. 30.). Der Herr von Hagedorn rieth hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemälden so vorzustellen (Betrachtungen über die Malerei S. 222.). Allein Herr Winkelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anstatt mit Fackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden (Descript. des Pierres gravées p. 84.). Ohne Zweifel erkennt er also die Figuren, auf Münzen der Städte Lyrba und Maßaura, die Spanheim für Furien ausgiebt (Les Césars de Julien p. 44.) nicht dafür, sondern für eine Hecate triformis; denn sonst fände sich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führt, und es ist sonderbar,

Gegentheils kann man ſich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunſt zu groß vorſtellen. Spence giebt hiervon ein ſonderbares Beiſpiel. Er fand beim Ovid, daß Veſta in ihrem Tempel unter keinem perſönlichen Bilde verehrt worden, und dieſes dünkte ihm genug, daraus zu ſchließen, daß es überhaupt keine Bildſäulen von dieſer Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Veſta, ſondern eine Veſtalin vorſtelle.[1] Eine ſeltſame Folge! Verlor der Künſtler darum ſein Recht, ein Weſen, dem die Dichter eine beſtimmte Perſönlichkeit geben, das ſie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das ſie in Gefahr kommen laſſen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was ſie ſonſt von ihr erzählen, verlor er, ſage ich, darum ſein Recht, dieſes Weſen auch nach ſeiner Art zu perſonifiren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehrt ward? Denn Spence begeht dabei noch dieſen Fehler, daß er das, was Ovid nur von einem gewiſſen Tempel der Veſta, nämlich von dem zu Rom ſagt,[2] auf alle Tempel dieſer Göttin ohne Unterſchied, und auf ihre Verehrung überhaupt ausdehnt. Wie ſie in dieſem Tempel zu Rom verehrt ward, ſo ward ſie nicht überall verehrt, ſo war ſie ſelbſt nicht in Italien verehrt worden, ehe ihn Numa baute. Numa wollte keine Gottheit in menſchlicher oder thieriſcher Geſtalt vorgeſtellt wiſſen, und darin beſtand ohne Zweifel die Verbeſſerung, die er in dem Dienſte der Veſta machte, daß er alle perſönliche Vorſtellung von ihr daraus verbannte. Ovid ſelbſt lehrt uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildſäulen der Veſta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Prieſterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben.[3] Daß ſogar in den Tempeln, welche die Göttin außer der Stadt in den römiſchen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art geweſen, als ſie Numa verordnet, ſcheinen verſchiedene alte Inſchriften zu beweiſen, in welchen eines Pontificis Vestae gedacht wird.[1] Auch zu Korinth war ein Tempel der Veſta ohne alle Bildſäule mit einem bloßen Altare, worauf der Göttin geopfert ward.[2] Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Veſta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens.[3] Die Jaſſeer rühmten von einer, die bei ihnen unter freiem Himmel ſtand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf ſie falle.[4] Plinius gedenkt einer ſitzenden von der Hand des Scopas, die ſich zu ſeiner Zeit in den Servilianiſchen Gärten zu Rom befand.[5] Zugegeben, daß es uns jetzt ſchwer wird, eine bloße Veſtalin von einer Veſta ſelbſt zu unterſcheiden, beweiſt dieſes, daß ſie auch die Alten nicht unterſcheiden können, oder wohl gar nicht unterſcheiden wollen? Gewiſſe Kennzeichen ſprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium laſſen ſich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beilegt, kommt ihr vielleicht nur als der Erde zu, oder Codinus wußte ſelbſt nicht recht, was er ſahe.[6]

daß eben dieſe auch in bloßen ungebundenen Haaren erſcheint, die an den andern mit einem Schleier bedeckt ſind. Doch geſetzt auch, es wäre wirklich ſo, wie es dem Herrn Winkelmann zuerſt vorgekommen, ſo würde es auch mit dieſem geſchnittenen Steine eben die Bewandtniß haben, die es mit der hetruriſchen Urne hat, es wäre denn, daß ſich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Geſichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geſchnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, ſchon mit zur Bilderſprache, und ihre Figuren mögen öfter eigenſinnige Symbole der Beſitzer, als freiwillige Werke der Künſtler ſeyn.

[1] Polymetis Dial. VII. p. 81.

[2] Fast. lib. VI. v. 295—98.

Esse diu stultus Vestae simulacra putavi:
Mox didici curvo nulla subesse tholo.
Ignis inexstinctus templo celatur in illo.
Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.

Ovid redet nur von dem Gottesdienſte der Veſta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daſelbſt erbaut hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60.) ſagt:

Regis opus placidi, quo non metuentius ullum
Numinis ingenium terra Sabina tulit.

[3] Fast. libr. III. v. 45. 46.

Sylvia fit mater: Vestae simulacra feruntur
Virgineas oculis opposuisse manus.

Auf dieſe Weiſe hätte Spence den Ovid mit ſich ſelbſt vergleichen ſollen. Der Dichter redet von verſchiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward ſie in Italien unter perſönlichen Vorſtellungen verehrt, ſo wie ſie in Troja war verehrt worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienſt mit herüber gebracht hatte.

— — Manibus vittas, Vestamque potentem
Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:

ſagt Virgil von dem Geiſte des Hektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Veſta ſelbſt, oder ihrer Bildſäule ausdrücklich unterſchieden. Spence muß die römiſchen Dichter zu ſeinem Behufe doch noch nicht aufmerkſam genug durchgeleſen haben, weil ihm dieſe Stelle entwiſcht iſt.

[1] Lipsius de Vesta et Vestalibus cap. 13.

[2] Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

[3] Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

[4] Polyb. Hist. libr. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

[5] Plinius lib XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Dieſe Stelle muß Lipſius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) ſchrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzelnen Stücke des Scopas ſagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgeben ſollen. Er merkt ſelbſt an, daß auf den Münzen die Veſta eben ſo oft ſtehend als ſitzend erſcheine. Allein er verbeſſert dadurch nicht den Plinius, ſondern ſeine eigene falſche Einbildung.

[6] Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit Venet. p. 12. *Την γην λεγουσιν Εζιαν, και πλαττουσι αὐτην γυναικα, τυμπανον βαϛαζουσαν, ἐπειδη τους ἀνεμους ἡ γη ὑφ' ἑαυτην συγκλειει.* Suidas: aus ihm, oder beide aus einem ältern, ſagt unter dem Worte *Εζια* eben dieſes. „Die Erde wird unter dem Namen Veſta als eine Frau gebildet, welche ein Tympanon trägt, weil „ſie die Winde in ſich verſchloſſen hält.“ Die Urſache iſt ein wenig abgeſchmackt. Es würde ſich eher haben hören laſſen, wenn er geſagt hätte, daß ihr deßwegen ein Tympanon beigegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; *σχημα αὐτης τυμπανοειδες εἰναι.* (Plutarchus de placitis Philos. cap. 10. id. de facie in orbe Lunae.) Wo ſich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beiden geirrt hat. Er wußte vielleicht, was er die Veſta tragen ſah, nicht beſſer zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte ſich nichts anders dabei gedenken, als das Inſtrument, welches wir eine Heerpauke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Gränzen der Poeſie und Malerei muß nachgedacht haben.

„Was die Muſen überhaupt betrifft, ſagt er, ſo iſt es „doch ſonderbar, daß die Dichter in Beſchreibung derſelben „ſo ſparſam ſind, weit ſparſamer, als man es bei Göttin„nen, denen ſie ſo große Verbindlichkeit haben, erwarten „ſollte.“ [1]

Was heißt das anders, als ſich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, ſie es nicht in der ſtummen Sprache der Maler thun? Urania iſt den Dichtern die Muſe der Sternkunſt; aus ihrem Namen, aus ihren Verrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künſtler, um es kenntlich zu machen, muß ſie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weiſen laſſen; dieſer Stab, dieſe Himmelskugel, dieſe ihre Stellung ſind ſeine Buchſtaben, aus welchen er uns den Namen Urania zuſammenſetzen läßt. Aber wenn der Dichter ſagen will: Urania hatte ſeinen Tod längſt aus den Sternen vorhergeſehen;

> Ipsa diu poſitis lethum praedixerat aſtris
> Urania — [2]

warum ſoll er, in Rückſicht auf den Maler, dazu ſetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor ſich? Wäre es nicht, als ob ein Menſch, der laut reden kann und darf, ſich noch zugleich der Zeichen bedienen ſollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter ſich erfunden haben?

Ebendieſelbe Befremdung äußert Spence nochmals bei den moraliſchen Weſen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menſchlichen Lebens vorſetzten. [3] „Es verdient angemerkt zu werden, „ſagt er, daß die römiſchen Dichter von den beſten dieſer „moraliſchen Weſen weit weniger ſagen, als man erwar„ten ſollte. Die Artiſten ſind in dieſem Stücke viel reicher, „und wer wiſſen will, was jedes derſelben für einen Auf„zug gemacht, darf nur die Münzen der römiſchen Kaiſer „zu Rathe ziehen. [4] — Die Dichter ſprechen von dieſen „Weſen zwar öfters, als von Perſonen; überhaupt aber „ſagen ſie von ihren Attributen, ihrer Kleidung und übri„gem Anſehen ſehr wenig.“ —

Wenn der Dichter Abſtracta perſonifirt, ſo ſind ſie durch den Namen, und durch das, was er ſie thun läßt, genugſam charakteriſirt.

Dem Künſtler fehlen dieſe Mittel. Er muß alſo ſeinen perſonifirten Abſtractis Sinnbilder zugeben, durch welche ſie kenntlich werden. Dieſe Sinnbilder weil ſie etwas anders ſind, und etwas anders bedeuten, machen ſie zu allegoriſchen Figuren.

Eine Frauensperſon mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnt, ſind in der Kunſt allegoriſche Weſen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bei dem Dichter ſind keine allegoriſche Weſen, ſondern bloß perſonifirte Abſtracta.

Die Sinnbilder dieſer Weſen bei dem Künſtler, hat die Noth erfunden. Denn er kann ſich durch nichts anders verſtändlich machen, was dieſe oder jene Figur bedeuten ſoll. Wozu aber den Künſtler die Noth treibt, warum ſoll ſich das der Dichter aufdringen laſſen, der von dieſer Noth nichts weiß?

Was Spencen ſo ſehr befremdet, verdient den Dichtern als eine Regel vorgeſchrieben zu werden. Sie müſſen die Bedürfniſſe der Malerei nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müſſen die Mittel, welche die Kunſt erfunden hat, um der Poeſie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die ſie neidiſch zu ſeyn Urſache hätten. Wenn der Künſtler eine Figur mit Sinnbildern ausziert, ſo erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Weſen. Bedient ſich aber der Dichter dieſer maleriſchen Ausſtaffirungen, ſo macht er aus einem höhern Weſen eine Puppe.

So wie dieſe Regel durch die Befolgung der Alten bewährt iſt, ſo iſt die gefliſſentliche Uebertretung derſelben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Weſen der Einbildung gehen in Maske, und die ſich auf dieſe Maskeraden am beſten verſtehen, verſtehen ſich meiſtentheils auf das Hauptwerk am wenigſten: nämlich, ihre Weſen handeln zu laſſen, und ſie durch die Handlungen derſelben zu charakteriſiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künſtler ihre Abſtracta bezeichnen, eine Art, die des poetiſchen Gebrauchs fähiger und würdiger iſt. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegoriſches haben, ſondern als Werkzeuge zu betrachten ſind, deren ſich die Weſen, welchen ſie beigelegt werden, falls ſie als wirkliche Perſonen handeln ſollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule, an welche ſich die Standhaftigkeit lehnt, ſind lediglich allegoriſch, für den Dichter alſo von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, iſt es ſchon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit iſt. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muſe, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulkans, ſind ganz und gar keine Sinnbilder, ſind bloße Inſtrumente, ohne welche dieſe Weſen die Wirkungen, die wir ihnen zuſchreiben, nicht hervorbringen können. Von dieſer Art ſind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beſchreibungen etwa noch einflechten, und die ich deßwegen zum Unterſchiede jener

> Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris
> Agricolae —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444. Und einem ſolchen Rade ſcheint mir das, was ſich an der Veſta des Fabretti zeigt (Ad Tabulam Iliadis p. 334.), und dieſer Gelehrte für eine Handmühle hält, ſehr ähnlich zu ſeyn.

[1] Poymetis Dial. VIII. p. 91.
[2] Statius Theb. VIII. v. 551.
[3] Polym. Dial. X. p. 137.
[4] Ibid. p. 134.

allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas ähnliches! [1]

[1] Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemälde bei allen alten Dichtern ist: (Lib. I. Od. 35.)

Te semper anteit saeva Necessitas
Clavos trabales et cuneos manu
Gestans ahenea; nec severus
Uncus abest liquidumque plumbum —

man mag, sage ich, in diesem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei, für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen, als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft, und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Sanadon sagt: J'ose dire que ce tableau pris dans le détail serait plus beau sur la toile que dans une ode héroïque. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, et de plomb fondu. J'ai cru en devoir décharger la traduction, en substituant les idées générales aux idées singulières. C'est dommage que le Poëte ait eu besoin de ce correctif. Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire sind; denn es stand nur bei ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die festesten Bindemittel der Baukunst zu verwandeln; sondern, weil alle Attribute eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beibringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig sind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer," sagt er, „nannten sie Fides; und wenn sie „sie Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen Grad dieser Eigen„schaft, den wir durch grundehrlich (im Englischen downright honesty) „ausdrücken, darunter verstanden zu haben. Sie wird mit einer freien „offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor„gestellt, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. „Horaz nennt sie daher, in einer von seinen Oden, dünnbekleidet, und „in einer andern, durchsichtig." In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drei ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß Sola ein besonderes Beiwort sey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beiden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweise anführt (Lib. I. §. 21. Lib. II. § 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheint den Kritikern das soli sogar verdächtig und durch einen Schreibfehler, der durch das gleich darneben stehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu seyn. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweitens: Horaz soll in einer seiner Oden der Treue das Beiwort dünnbekleidet geben, nämlich in der oben angezogenen fünfunddreißigsten des ersten Buchs:

Te spes, et albo rara fides colit
Velata panno

Es ist wahr, rarus heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß selten, was wenig vorkommt, und ist das Beiwort der Treue selbst, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte: Fides raro velata panno. Drittens: an einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchsichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen; ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen. Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs seyn:

Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen lassen? Heißt denn Fides arcani prodiga die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr: die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sey, weil sie die ihr anvertrauten Geheimnisse eines jeden Blicke bloßstellt.

XI.

Auch der Graf Caylus scheint zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen ausschmücken solle. [1] Der Graf verstand sich besser auf die Malerei als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblicheren Betrachtungen gefunden, wovon ich das Wesentlichste, zu besserer Erwägung, hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten malerischen Dichter, mit dem Homer, mit dieser zweiten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereien die von dem Griechen behandelte Geschichte

[1] Apollo übergiebt den gereinigten und balsamirten Leichnam des Sarpedon dem Tode und dem Schlafe, ihn nach seinem Vaterlande zu bringen. (Iliad. *Π.* v. 681—682.)

Πεμπε δε μιν πομποισιν ἁμα κραιπνοισι φερεσθαι
Υπνῳ και Θανατῳ διδυμασσιν.

Caylus empfiehlt diese Erdichtung dem Maler, fügt aber hinzu: il est facheux, qu'Homère ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnait de son temps au Sommeil; nous ne connaissons, pour caractériser ce Dieu, que son action même, et nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la première est d'un médiocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas présent, où même les fleurs me paraissent déplacées, surtout pur une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Iliade, de l'Odyssée d'Homère et de l'Eneide de Virgile, avec des observations générales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meisten mit seiner großen Manier streiten. Die sinnreichsten Attribute, die er dem Schlafe hätte geben können, würden ihn bei weitem nicht so vollkommen charakterisirt, bei weitem kein so lebhaftes Bild bei uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Diesen Zug suche der Künstler auszudrücken, und er wird alle Attribute entbehren können. Die alten Künstler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellt, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz in dem Tempel der Juno zu Elis, ruhten sie beide als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beide mit übereinander geschlagenen Füßen. Denn so wollte ich die Worte des Pausanias (Eliac. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) *ἀμφοτερους διεζευγμενους τους ποδας*, lieber übersetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoin in seiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was sollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geschlagene Füße hingegen sind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beim Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artisten sind von dieser Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bei den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch ist allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzustellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künstler also hier rathen müssen, ob er in Vorstellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen solle. Doch er scheint sich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönt, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbei auch bedacht, wie unschicklich diese moderne Idee in einem homerischen Gemälde seyn dürfte? Und wie hat ihm das Ekelhafte derselben nicht anstößig seyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorstellt, das mit dem einen Arme auf einem Aschenkruge ruht (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike sey. Den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten. Selbst ihre Dichter haben ihn unter diesem widerlichen Bilde nie gedacht.

darbiete, und wie ſo viel vollkommener ihm die Ausführung gelingen müſſe, je genauer er ſich an die kleinſten von dem Dichter bemerkten Umſtände halten könne.

In dieſem Vorſchlage vermiſcht ſich alſo die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Maler ſoll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmt hat, ſondern er ſoll es auch mit den nämlichen Zügen nachahmen; er ſoll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er ſoll ihn als Dichter nutzen.

Dieſe zweite Art der Nachahmung aber, die für den Dichter ſo verkleinerlich iſt, warum iſt ſie es nicht auch für den Künſtler? Wenn vor dem Homer eine ſolche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden geweſen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus dieſen Gemälden ſein Werk genommen hätte: würde er nicht von unſerer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kommt es, daß wir dem Künſtler nichts von unſerer Hochachtung entziehen, wenn er ſchon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrückt?

Die Urſache ſcheint dieſe zu ſeyn. Bei dem Artiſten dünkt uns die Ausführung ſchwerer, als die Erfindung; bei dem Dichter hingegen iſt es umgekehrt, und ſeine Ausführung dünkt uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verſtrickung des Laokoon und ſeiner Kinder von der Gruppe genommen, ſo würde ihm das Verdienſt, welches wir bei dieſem ſeinem Bilde für das ſchwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn dieſe Verſtrickung in der Einbildungskraft erſt ſchaffen, iſt weit wichtiger, als ſie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künſtler dieſe Verſtrickung von dem Dichter entlehnt, ſo würde er in unſern Gedanken doch noch immer Verdienſt genug behalten, ob ihm ſchon das Verdienſt der Erfindung abgeht. Denn der Ausdruck in Marmor iſt unendlich ſchwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darſtellung gegen einander abwägen, ſo ſind wir jederzeit geneigt, dem Meiſter an der einen ſo viel wiederum zu erlaſſen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt ſogar Fälle, wo es für den Künſtler ein größeres Verdienſt iſt, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmt zu haben, als ohne dasſelbe. Der Maler, der nach der Beſchreibung eines Thomſons eine ſchöne Landſchaft darſtellt, hat mehr gethan, als der ſie gerade von der Natur kopirt. Dieſer ſieht ſein Urbild vor ſich; jener muß erſt ſeine Einbildungskraft ſo anſtrengen, bis er es vor ſich zu ſehen glaubt. Dieſer macht aus lebhaften ſinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus ſchwanken und ſchwachen Vorſtellungen willkürlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit iſt, dem Künſtler das Verdienſt der Erfindung zu erlaſſen, eben ſo natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen daſſelbe bei ihm entſpringen müſſen. Denn da er ſahe, daß die Erfindung ſeine glänzende Seite nie werden könne, daß ſein größtes Lob von der Ausführung abhange, ſo ward es ihm gleichviel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht ſey, ob ſie ihm oder einem anderen zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publicum geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ ſeine ganze Erfindſamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zuſammenſetzungen alter Gegenſtände. Das iſt auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malerei mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob ſie dieſelbe ſchon ſogar in maleriſche und dichteriſche eintheilen, ſo geht doch auch die dichteriſche nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs ſelbſt, ſondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck.[1] Es iſt Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, ſondern einzelner Theile und ihrer Lage unter einander. Es iſt Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz ſeinem tragiſchen Dichter anrieth:

— — — Tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.[2]

Anrieth, ſage ich, aber nicht befahl. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befahl, als beſſer und edler an ſich ſelbſt.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geſchichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert froſtige Kleinigkeiten, die ſonſt zum Verſtändniſſe des Ganzen unentbehrlich ſeyn würden, kann er übergehen; und je geſchwinder er ſeinen Zuhörern verſtändlich wird, deſto geſchwinder kann er ſie intereſſiren. Dieſen Vortheil hat auch der Maler, wenn uns ſein Vorwurf nicht fremd iſt, wenn wir mit dem erſten Blicke die Abſicht und Meinung ſeiner ganzen Compoſition erkennen, wenn wir auf eins, ſeine Perſonen nicht bloß ſprechen ſehen, ſondern auch hören, was ſie ſprechen. Von dem erſten Blicke hangt die größte Wirkung ab, und wenn uns dieſer zu mühſamem Nachſinnen und Rathen nöthigt, ſo erkaltet unſere Begierde gerührt zu werden; um uns an dem unverſtändlichen Künſtler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wenn er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden ſodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor ſeinem Werke zu verweilen; was wir ſehen gefällt uns nicht, und was wir dabei denken ſollen, wiſſen wir nicht.

Nun nehme man beides zuſammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmſte bei weitem nicht iſt, was wir von dem Maler verlangen; zweitens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung ſeiner Kunſt befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Urſache, warum er ſich ſo ſelten zu neuen Vorwürfen

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 159 u. f.
[2] Ad Pisones v. 128—130.

entſchließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in ſeiner Bequemlichkeit, in ſeiner Unwiſſenheit, in der Schwierigkeit des mechaniſchen Theiles der Kunſt, welche allen ſeinen Fleiß, alle ſeine Zeit erfordere, ſuchen dürfen; ſondern man wird ſie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einſchränkung der Kunſt, Verkümmerung unſeres Vergnügens, zu ſeyn ſcheint, als eine weiſe und uns ſelbſt nützliche Enthaltſamkeit an dem Artiſten zu loben geneigt ſeyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für ſeinen guten Willen danken, aber ihn ſchwerlich ſo allgemein nutzen, als er es erwartet. Geſchähe es jedoch, ſo würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig ſeyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künſtler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm ſo unſterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum ſo gelehrt ſeyn ſoll, als der Kenner aus ſeinen Büchern iſt? Daß ihm alle Scenen der Geſchichte und der Fabel, die ein ſchönes Gemälde geben können, bekannt und geläufig ſeyn ſollen? Ich gebe es zu, daß die Künſtler beſſer gethan hätten, wenn ſie ſeit Raphaels Zeiten, anſtatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geſchehen iſt, ſo laſſe man das Publicum in ſeinem Gleiſe, und mache ihm ſein Vergnügen nicht ſaurer, als ein Vergnügen zu ſtehen kommen muß, um das zu ſeyn, was es ſeyn ſoll.

Protogenes hatte die Mutter des Ariſtoteles gemalt. Ich weiß nicht wie viel ihm der Philoſoph dafür bezahlte. Aber entweder anſtatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß ſein Rath eine bloße Schmeichelei geweſen ſey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunſt erwog, allen verſtändlich zu ſeyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu malen; Thaten, von welchen damals alle Welt ſprach, und von welchen er vorausſehen konnte, daß ſie auch der Nachwelt unvergeßlich ſeyn würden. Doch Protogenes war nicht geſetzt genug, dieſem Rathe zu folgen; impetus animi, ſagt Plinius, et quaedam artis libido,[1] ein gewiſſer Uebermuth der Kunſt, eine gewiſſe Lüſternheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er malte lieber die Geſchichte eines Jalyſus,[2] einer Cydippe und dergleichen, von welchen man jetzt auch nicht einmal mehr errathen kann, was ſie vorgeſtellt haben.

[1] Lib. XXXV. sect. 36. p. 700. Edit. Hard.

[2] Richardſon nennt dieſes Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerkſamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch ſo vortrefflich ſeyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müſſe. „Protogenes, ſagt er, hatte in ſeinem berühmten Gemälde Jalyſus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit „ſo vieler Kunſt ausgemalt, daß es zu leben ſchien, und von ganz „Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu ſehr an ſich zog, ſo löſchte er es gänzlich „wieder aus.“ (Traité de la Peinture T. I. p. 46.) Richardſon hat ſich geirrt. Dieſes Rebhuhn war nicht in dem Jalyſus, ſondern in einem andern Gemälde des Protogenes geweſen, welches der ruhende oder müßige Satyr, Σατυρος ἀναπαυομενος, hieß. Ich würde dieſen Fehler, welcher aus einer mißverſtandenen Stelle des Plinius entſprungen iſt, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beim Meurſius fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc., in qua Ialysus, Satyrus erat, quem dicebant Anapauomenon, tibias tenens. Deßgleichen bei dem Herrn Winkelmann ſelbſt. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mal. und Bildh. S. 56.) Strabo iſt der eigentliche Währmann dieſes Hiſtörchens mit dem Rebhuhne, und dieſer unterſcheidet den Jalyſus, und den an eine Säule ſich lehnenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn ſaß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750. Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meurſius und Richardſon und Winkelmann deßwegen falſch verſtanden, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwei verſchiedenen Gemälden daſelbſt die Rede iſt: dem einen, deſſenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes während dieſer Belagerung malte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Weſen und Handlungen: ſichtbare und unſichtbare. Dieſen Unterſchied kann die Malerei nicht angeben; bei ihr iſt alles ſichtbar, und auf einerlei Art ſichtbar.

Wenn alſo der Graf Caylus die Gemälde der unſichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den ſichtbaren fortlaufen läßt; wenn er in den Gemälden der vermiſchten Handlungen, an welchen ſichtbare und unſichtbare Weſen Theil nehmen, nicht angiebt und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemälde betrachten, darin entdecken ſollten, ſo anzubringen ſind, daß die Perſonen des Gemäldes ſie nicht ſehen, wenigſtens ſie nicht nothwendig ſehen zu müſſen ſcheinen können: ſo muß nothwendig ſowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äußerſt verwirrt, unbegreiflich und widerſprechend werden.

Doch dieſem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das ſchlimmſte dabei iſt nur dieſes, daß durch die maleriſche Aufhebung des Unterſchiedes der ſichtbaren und unſichtbaren Weſen, zugleich alle die charakteriſtiſchen Züge verloren gehen, durch welche ſich dieſe höhere Gattung über jene geringere erhebt.

Z. E. Wenn endlich die über das Schickſal der Trojaner getheilten Götter unter ſich ſelbſt handgemein werden: ſo geht bei dem Dichter[1] dieſer ganze Kampf unſichtbar vor, und dieſe Unſichtbarkeit erlaubt der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freies Spiel, ſich die Perſonen der Götter und ihre Handlungen ſo groß, und über das gemeine Menſchliche ſo weit erhaben zu denken, als ſie nur immer will. Die Malerei aber muß eine ſichtbare Scene annehmen, deren verſchiedene nothwendige Theile der Maaßſtab für die darauf handelnden Perſonen werden; ein Maaßſtab, den das Auge gleich darneben hat, und deſſen Unproportion gegen die höhern Weſen, dieſe höhern Weſen, die bei dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künſtlers ungeheuer macht.

[1] Iliad. Φ v. 385.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff wagt, tritt zurück und faßt mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, großen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Gränzsteine hingewälzt hatten.

Η δ' ἀναχασσαμενη λιθον εἱλετο χειρι παχειῃ,
Κειμενον ἐν πεδιῳ, μελανα, τρηχυν τε, μεγαν τε,
Τον ῥ' ἀνδρες προτεροι θεσαν ἐμμεναι οὑρον ἀρουρης.

Um die Größe dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Gränzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleudert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Größe des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der dreimal größer ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen dreimal größern Stein schleudern können. Soll aber die Statur der Göttin der Größe des Steins nicht angemessen seyn, so entsteht eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemälde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch größere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworfen,

Επτα δ' επεσχε πελεθρα — —

bedeckte sieben Hufen. Unmöglich kann der Maler dem Gotte diese außerordentliche Größe geben. Giebt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger.[1]

[1] Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 153—185) nachgeahmt, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheint nämlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreißen, gegeneinander schleudern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und stieben wie Sand um sie her.

— — — Οι δε κολωνα;
Χερσιν ἀποῤῥηξαντες ἀπ' ὐδεος Ιδαιοιο
Βαλλον ἐπ' ἀλληλους· αἱ δε ψαμαθοισι ὁμοιαι
Ρεια διεσκιδναντο· θεων περι δ' ἀσχετα γυια
Ῥηγνυμενα δια τυτθα — — —

Eine Künstelei, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöht unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werfen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Buben zu sehen, die sich mit Erdklößen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunstrichter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indeß will ich nicht läugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr treffliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind.

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erheben und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malerei vollführt diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bei dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzt. Größe, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er seinen vorzüglichsten Helden beilegt,[1] müssen in dem Gemälde auf das gemeine Maaß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerlei Wesen, die weiter an nichts als an äußerlichen verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malerei bedient, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllt. Diese Wolke scheint aus dem Homer selbst entlehnt zu seyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kommt,

Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Größe des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrei der Götter, welches hoch bis in den Himmel, und tief bis in den Abgrund ertönt, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschüttert, von den Menschen nicht gehört wird, dünkt mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrei war größer, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehörs fassen konnten.

[1] In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchlaufen hat, diese Assertion in Abrede seyn. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellt, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maaße weit übersteigt. Ich verweise ihn also, außer der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworfenen Mars, der sieben Hufen bedeckt, auf den Helm der Minerva (*Κυνεην εκατον πολιων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν.* Iliad. *E.* v. 744), unter welchem sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus (Iliad. *N.* v. 20.); vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (Iliad. *Σ.* v. 516—19.)

— — Ηρχε δ' ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθηνη
Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε ειματα ἑσθην
Καλω και μεγαλω σὺν τευχεσιν, ὡς τε θεω περ,
Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἡσαν.

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den großen Helm der Minerva geben zu müssen glauben. (S. die Clarkisch-Ernestische Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man sie, in Gesellschaft der Sterblichen, auf der Leinwand zu sehen verwöhnt wird. Ist es indeß schon nicht der Malerei vergönnt, sie in diesen übersteigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerei gewissermaßen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnt haben. (Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.) Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerei von so großer, in der Malerei aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

aus der ihn keine andere als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel oder in Nacht verhüllen, und so davon führen; als den Paris von der Venus,[1] den Idäus vom Neptun,[2] den Hektor vom Apollo.[3] Und diesen Nebel, diese Wolke wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemälde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bei dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für unsichtbar machen seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisirt und eine wirkliche Wolke in dem Gemälde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen steht. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Gränzen der Malerei herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein bloßes, symbolisches Zeichen, das den befreiten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemälden den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hektor entrückt, noch dreimal nach dem dicken Nebel mit der Lanze stoßen: τρις δ' ηερα τυψε βαδειαν.[4] Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch dreimal gestoßen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Einen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nachfolgen können, hüllt ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt.[5] In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllt; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

[1] Iliad. Γ. v. 381.
[2] Iliad. Ε. v. 23.
[3] Iliad. Υ. v. 444
[4] Ibid. v. 446.
[5] Ibid v. 321.

Den Homerischen Nebel aber haben sich die Maler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat oder gebraucht haben würde: bei Unsichtbarwerdungen, bei Verschwindungen; sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemälde erkennen soll, was die Personen des Gemäldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weiß ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathsversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden;[1] sondern es bedarf einer Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkürliches und kein natürliches Zeichen bei den Malern ist; dieses willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte, denn sie brauchen es eben sowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wenn wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorgeschlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters seyn, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem malerischen Talente uns den Begriff bilden können, den wir jetzt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten

[1] Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdann, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Z. E. Iliad. Ξ. v. 282. wo Juno und der Schlaf ηερα εσσαμενω sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine güldene Wolke den wollusttrunkenen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzuhelfen.

Πως κ' εοι, ειτις νωϊ θεων αλεγεινεταων
Ευδοντ' αθρησειε; — — —

Sie furchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden, sondern von den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darauf sagen läßt:

Ηρη, μητε θεων τογε δειδιθι, μητε τιν' ανδρων
Οψεσθαι· τοιον τοι εγω νεφος αμφικαλυψω
Χρυσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben, sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzt, (Iliad. Ε. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerlei Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Sthenelus erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

Stücke. Es ſey das Gemälde der Peſt,[1] Was erblicken wir auf der Fläche des Künſtlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Geſtorbenen beſchäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, ſeine Pfeile abdrückend. Der größte Reichthum dieſes Gemäldes iſt Armuth des Dichters. Denn ſollte man den Homer aus dieſem Gemälde wieder herſtellen, was könnte man ihn ſagen laſſen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und ſchoß ſeine Pfeile unter „das Heer der Griechen. Viele Griechen ſtarben und ihre „Leichname wurden verbrannt.“ Nun leſe man den Homer ſelbſt:

Βη δε κατ' ούλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ,
Τοξ' ὠμοισιν έχων, ἀμφηρεφεα τε φαρετρην.
Εκλαγξαν δ' ἀρ' ὀϊζοι ἐπ' ὠμων χωομενοιο,
Αυτον κινηθεντος· ὁ δ' ἠϊε νυκτι ἐοικως·
Εζετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἑηκε·
Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυρεοιο βιοιο.
Ουρηας μεν πρωτον ἐπωχετο, και κυνας ἀργους.
Αυταρ ἐπειτ' αὐτοισι βελος ἐχεπευκες ἐφιεις
Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκυων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemälde iſt, ſo weit iſt der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt mit Bogen und Köcher, ſteigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich ſehe ihn nicht allein herabſteigen, ich höre ihn. Mit jedem Tritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er geht einher, gleich der Nacht. Nun ſitzt er gegen den Schiffen über, und ſchnellt — fürchterlich erklingt der ſilberne Bogen — den erſten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menſchen ſelbſt; und überall lodern unaufhörlich Holzſtöße mit Leichnamen. — Es iſt unmöglich, die muſikaliſche Malerei, welche die Worte des Dichters mit hören laſſen, in eine andere Sprache überzutragen. Es iſt eben ſo unmöglich, ſie aus dem materiellen Gemälde zu vermuthen, ob ſie ſchon nur der allerkleinſte Vorzug iſt, den das poetiſche Gemälde vor ſelbigem hat. Der Hauptvorzug iſt dieſer, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemälde aus ihm zeigt, durch eine ganze Gallerie von Gemälden führt.

Aber vielleicht iſt die Peſt kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerei. Hier iſt ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathpflegenden trinkenden Götter.[2] Ein goldener offener Palaſt, willkürliche Gruppen der ſchönſten und verehrungswürdigſten Geſtalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedient. Welche Architectur, welche Maſſen von Licht und Schatten, welche Contraſte, welche Mannichfaltigkeit des Ausdrucks! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wenn mich der Maler ſo bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich ſchlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterſchrift eines Gemäldes dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemälde liegt, aber die ſelbſt kein Gemälde ſind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ἠγορεωντο
Χρυσεῳ, ἐν δαπεδῳ, μετα δε σφισι ποτνια Ἡβη
Νεκταρ ἐφυσοεσ'· τοι δε χρυσειοις δεπαεσσι
Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εἰσορεωντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht ſchlechter geſagt haben; und Homer bleibt hier eben ſo weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias ſonſt kein einziges Gemälde, als nur eben in dieſen vier Zeilen. So ſehr ſich, ſagt er, das vierte Buch durch die mannichfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abſtechender Charaktere, und durch die Kunſt ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung ſetzen will, zeigt: ſo iſt es doch für die Malerei gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu ſetzen können: ſo reich es auch ſonſt an dem iſt, was man poetiſche Gemälde nennt. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche ſo häufige und ſo vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo iſt ein ausgeführteres, täuſchenderes Gemälde, als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenſtillſtand bricht und ſeinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das von dem Anrücken des griechiſchen Heeres? Als das von dem beiderſeitigen Angriffe? Als das von der That des Ulyſſes, durch die er den Tod ſeines Leucus rächt?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der ſchönſten Gemälde des Homers keine Gemälde für die Artiſten geben? daß der Artiſt Gemälde aus ihm ziehen kann, wo er ſelbſt keine hat? daß die, welche er hat, und der Artiſt gebrauchen kann, nur ſehr armſelige Gemälde ſeyn würden, wenn ſie nicht mehr zeigten, als der Artiſt zeigt? Was ſonſt, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemälden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wenn ihrer auch noch ſo viele, wenn ſie auch noch ſo vortrefflich wären, ſich dennoch auf das maleriſche Talent des Dichters nichts ſchließen läßt.

XIV.

Iſt dem aber ſo, und kann ein Gedicht ſehr ergiebig für den Maler, dennoch aber ſelbſt nicht maleriſch, hinwiederum ein anderes ſehr maleriſch, und dennoch nicht ergiebig für den Maler ſeyn: ſo iſt es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Maler zum Probierſtein der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemälde, die ſie dem Artiſten darbieten, beſtimmen wollen.[1]

[1] Iliad. *A.* v. 44—53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.
[2] Iliad. *A.* v. 1—5. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.

[1] Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poëme fournissait d'images et d'actions, plus il avait de supériorité en Poésie. Cette réflexion m'avait

Fern sey es, diesem Einfalle auch nur durch unser Stillschweigen das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freilich kann Milton keine Galerien füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde ich, um von dieser Einschränkung frei zu werden, einen großen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorene Paradies ist darum nicht weniger die erste Epopee nach dem Homer, weil es wenig Gemälde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deßwegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadel in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzählen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nutzt die mannichfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von malerischem Genie dabei gezeigt haben. Es giebt malbare und unmalbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die malbarsten eben so unmalerisch erzählen, als der Dichter die unmalbarsten malerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweideutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimmt. Ein poetisches Gemälde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemälde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden als seiner Worte, heißt malerisch, heißt ein Gemälde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemälde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemälde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen. [1]

conduit à penser que le calcul des différens Tableaux, qu'offrent les Poëmes, pouvait servir à comparer le mérite respectif des Poëmes et des Poëtes. Le nombre et le genre des Tableaux que présentent ces grands ouvrages, auraient été une espèce de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du mérite de ces Poëmes et du génie de leurs Auteurs.

[1] Was wir poetische Gemälde nennen, nannten die Alten Phantasien, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemälde heißen, hieß bei ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) gesagt: die poetischen Phantasien wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden: *Αι ποιητικαὶ φαντασιαι δια την ἐναργειαν ἐγρηγοροτων ἐνυπνια εἰσιν.* Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen, und des Worts Gemälde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erspart haben, deren vornehmster Grund die Uebereinstimmung eines willkürlichen Namens ist. Poetische Phantasien würde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemäldes unterworfen haben; aber sobald man die Phantasien poetische Gemälde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Klassen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag ist voller musikalischen Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernt, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bei den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Maler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art für den Maler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles ist jeder Augenblick gemalt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte. [1] Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öffnet den Köcher, wählt einen noch ungebrauchten wohlbefiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die Senne, zieht die Senne mit sammt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne naht sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der große gerundete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirrt, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemälde nicht haben. Was fand er also darin, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathpflegenden zechenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Maler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser seyn. Obschon beide Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Malerei gleich fähig sind: so

[1] Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἐσυλα τοξον ἐϋξοον — — — —
Και το μεν εὖ κατεθηκε τανυσσαμενος, ποτι γαιῃ
Αγκλινας — — — — — — — —
Αυταρ ὁ συλα πωμα φαρετρης· ἐκ δ' ἑλετ' ὠν
Αβληται, πτεροεντα, μελαινων ἑρμ' ὀδυναων,
Αἰψα δ' ἐπι νευρῃ κατεκοσμει πικρον ὀϊστον — —
Ελκε δ' ὁμου γλυφιδας τε λαβων, και νευρα βοεια.
Νευρην μεν μαζῳ πελασεν, τοξῳ δε σιδηρον.
Αυταρ ἐπειδη κυκλοτερες μεγα τοξον ἐτεινε,
Λιγξε βιος, νευρη δε μεγ' ἰαχεν, ἀλτο δ' ὀϊστος
Οξυβελης, καθ' ὁμιλον ἐπιπτεσθαι μενεαινων.

findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, ereignen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Malerei, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

XVI.

Doch ich will versuchen die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schließe so. Wenn es wahr ist, daß die Malerei zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel oder Zeichen gebraucht als die Poesie; jene nämlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulirte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: so können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften die eigentlichen Gegenstände der Malerei.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und sonach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Malerei auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malerei kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erweckt, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers vollkommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die große Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegengesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer malt nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge malt er nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler, da wo Homer malt, wenig oder nichts für sich zu thun sieht, und daß seine Ernte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhaften Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig malen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemälde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Anmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probierstein des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerei des Schiffes nicht ein. Aber wohl das Schiffen, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemälde, zu einem Gemälde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemälde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ungeachtet kein Gemälde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weiß durch unzählige Kunstgriffe diesen einzelnen Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. E. Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die

Räder, die Achſen, den Sitz, die Deichſel und Riemen und Stränge, nicht ſowohl wie es beiſammen iſt, als wie es unter den Händen der Hebe zuſammen kömmt. Auf die Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und weiſt uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die Schienen von Erz, die ſilberne Nabe, alles insbeſondere. Man ſollte ſagen, da der Räder mehr als eines war, ſo mußte in der Beſchreibung eben ſo viel Zeit mehr auf ſie gehen, als ihre beſondere Anlegung deren in der Natur ſelbſt mehr erforderte. [1]

Ἥβη δ' ἀμφ' ὀχεέσσι θοὸς βάλε καμπύλα κύκλα,
Χάλκεα ὀκτάκνημα, σιδηρέῳ ἄξονι ἁμφίς·
Τῶν ἦτοι χρυσέη ἴτυς ἄφθιτος, αὐτὰρ ὑπερθεν
Χαλκὲ' ἐπίσσωτρα, προσαρηρότα, θαῦμα ἰδέσθαι·
Πλῆμναι δ' ἀργύφεοι εἰσὶ περιδρομοι ἀμφοτερωθεν·
Δίφρος δε χρυσέοισι και ἀργυρέοισιν ἱμασίν
Ἐντέταται· δοιαι δε περιδρομοι ἀντύγες εἰσὶ·
Του δ' ἐξ ἀργύρεος ῥυμος πελεν· αὐταρ ἐπ' ἀκρῳ
Δῆσε χρύσειον καλον ζυγον, ἐν δε λεπαδνα
Καλ' ἔβαλε, χρύσεια. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet geweſen, ſo muß ſich der König vor unſern Augen ſeine völlige Kleidung Stück vor Stück umthun, das weiche Unterkleid, den großen Mantel, die ſchönen Halbſtiefel, den Degen; und ſo iſt er fertig und ergreift das Scepter. Wir ſehen die Kleider, indem der Dichter die Handlung des Bekleidens malt; ein anderer würde die Kleider bis auf die geringſte Franſe gemalt haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu ſehen bekommen. [2]

— — — Μαλακον δ' ενδυνε χιτωνα,
Καλον, νηγατεον, περι δ' αὐ μεγα βαλλετο φαρος.
Ποσσὶ δ' ὑπαι λιπαροισιν ἐδησατο καλα πεδιλα.
Αμφι δ' ἀρ' ὠμοισιν βαλετο ξιφος ἀργυροηλον,
Εἱλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, ἀφθιτον αἰει.

Und wenn wir von dieſem Scepter, welches hier bloß das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, ſo wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte bloß *χρυσειοις ἧλοισι πεπαρμενον*, das mit goldenen Stiften beſchlagene Scepter iſt, wenn wir, ſage ich, von dieſem wichtigen Scepter ein vollſtändigeres, genaueres Bild haben ſollen, was thut ſodann Homer? Malt er uns außer den goldnen Nägeln nun auch das Holz, den geſchnitzten Knopf? Ja, wenn die Beſchreibung in eine Heraldik ſollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine ſolche Wappenkönigsbeſchreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich ſelber gemalt habe, weil der Maler ihm nachmalen kann. Was bekümmert ſich aber Homer, wie weit er den Maler hinter ſich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geſchichte des Scepters: erſt iſt es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun iſt es der Commandoſtab des kriegeriſchen Pelops; nun der Hirtenſtab des friedlichen Atreus, u. ſ. w.

— Σκηπτρον ἐχων· το μεν Ηφαιστος καμε τευχων·
Ηφαιστος μεν δωκε Διϊ Κρονιωνι ἀνακτι·
Αὐταρ ἀρα Ζευς δωκε διακτορῳ Αργειφοντῃ.
Ερμειας δε ἀναξ δωκεν Πελοπι πληξιππῳ.
Αὐταρ ὁ αὐτε Πελοψ δωκ' Ἀτρεϊ, ποιμενι λαων.
Ατρευς δε θνησκων ἑλιπε πολυαρνι Θυεστῃ.
Αὐταρ ὁ αὐτε Θυεστ' Αγαμεμνονι λειπε φορηναι,
Πολλῇσι νησοισι και Αργεϊ παντι ἀνασσειν. [1]

So kenne ich endlich dieſes Scepter beſſer, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweiter Vulkan in die Hände liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers dieſe Stelle als die vollkommenſte Allegorie von dem Urſprunge, dem Fortgange, der Befeſtigung und endlichen Beerbfolgung der königlichen Gewalt unter den Menſchen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läſe, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menſchen zu ſeiner Erhaltung das unentbehrlichſte iſt, die Abſtellung der Bedürfniſſe überhaupt anzeige, welche die erſten Menſchen, ſich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erſte König ein Sohn der Zeit (*Ζευς Κρονιων*), ein ehrwürdiger Alte geweſen ſey, welcher ſeine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur (*Διακτορῳ Αργειφοντῃ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedroht worden, ſeine oberſte Gewalt dem tapferſten Krieger (*Πελοπι πληξιππῳ*) überlaſſen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich geſichert, es ſeinem Sohne in die Hände ſpielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte ſeiner Völker (*ποιμην λαων*), ſie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach ſeinem Tode dem reichſten ſeiner Anverwandten (*πολυαρνι Θυεστῃ*) der Weg gebahnt worden, das was bisher das Vertrauen ertheilt, und das Verdienſt mehr für eine Bürde als Würde gehalten hatte, durch Geſchenke und Beſtechungen an ſich zu bringen, und es hernach als ein gleichſam erkauftes Gut ſeiner Familie auf immer zu verſichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ungeachtet in meiner Achtung für den Dichter beſtärkt werden, dem man ſo vieles leihen kann. — Doch dieſes liegt außer meinem Wege, und ich betrachte jetzt die Geſchichte des Scepters bloß als einen Kunſtgriff, uns bei einem einzelnen Dinge verweilen zu machen, ohne ſich in die froſtige Beſchreibung ſeiner Theile einzulaſſen. Auch wenn Achilles bei ſeinem Scepter ſchwört, die Geringſchätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die

[1] Iliad. *E.* v. 722—731.
[2] Iliad. *B.* v. 43—47.

[1] Iliad. *B.* v. 101—108.

Geſchichte dieſes Scepters. Wir ſehen ihn auf den Bergen grünen, das Eiſen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. [1]

Ναι μα τοδε σκηπτρον, το μεν ουποτε φυλλα και ὀζους
Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὀρεσσι λελοιπεν,
Ουδ' ἀναθηλησει· περι γαρ ῥα ἑ χαλκος ἐλεψε
Φυλλα τε και φλοιον· νυν αὐτε μιν υἱες Αχαιων
Εν παλαμῃς φορεουσι δικασπολοι, οἱ τε θεμιζας
Προς Διος εἱρυαται — — — —

Dem Homer war nicht ſowohl daran gelegen, zwei Stäbe von verſchiedener Materie und Figur zu ſchildern, als uns von der Verſchiedenheit der Macht, deren Zeichen dieſe Stäbe waren, ein ſinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkans; dieſer, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geſchnitten; jener der alte Beſitz eines edeln Hauſes; dieſer beſtimmt, die erſte die beſte Fauſt zu füllen; jener, von einem Monarchen über viele Inſeln und über ganz Argos erſtreckt; dieſer von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebſt andern die Bewahrung der Geſetze anvertraut hatte. Dieſes war wirklich der Abſtand, in welchem ſich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abſtand, den Achill ſelbſt, bei allem ſeinem blinden Zorne, einzugeſtehen nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit ſeinen Beſchreibungen dergleichen weitere Abſichten verbindet, ſondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun iſt, wird er dieſes Bild in eine Art von Geſchichte des Gegenſtandes verſtreuen, um die Theile deſſelben, die wir in der Natur neben einander ſehen, in ſeinem Gemälde eben ſo natürlich auf einander folgen und mit dem Fluſſe der Rede gleichſam Schritt halten zu laſſen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus malen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl polirt und an beiden Spitzen mit Goldblech beſchlagen. Was thut er? Zählt er uns alle dieſe Eigenſchaften ſo trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen ſolchen Bogen angeben, vorſchreiben, aber nicht malen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes an, aus deſſen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felſen aufgepaßt und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deßwegen beſtimmte er ſie zu einem Bogen; ſie kommen in die Arbeit, der Künſtler verbindet ſie, polirt ſie, beſchlägt ſie. Und ſo, wie geſagt, ſehen wir bei dem Dichter entſtehen, was wir bei dem Maler nicht anders als entſtanden ſehen können. [2]

— — — Τυξον ἐυξοον, ἰξαλον αἰγος
Αγριον, ὀν ῥα ποτ' αὐτος, ὑπο ζερνοιο τυχησας,
Πετρης ἐκβαινοντα δεδεγμενος ἐν προδοκῃσι
Βεβληκει προς ζηθος· ὁ δ' ὑπτιος ἐμπεσε πετρῃ.
Του κερα ἐκ κεφαλης ἐκκαιδεκαδωρα πεφυκει·
Και τα μεν ἀσκησας κεραοξοος ἡραρε τεκτων,
Παν δ' ἐν λειηνας, χρυσεην ἐπεθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieſer Art ausſchreiben wollte. Sie werden jedem, der ſeinen Homer inne hat, in Menge beifallen.

XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poeſie ſind nicht bloß auf einander folgend, ſie ſind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen ſind ſie allerdings fähig, Körper, ſo wie ſie im Raume exiſtiren, auszudrücken. In dem Homer ſelbſt finden ſich hiervon Exempel, an deſſen Schild des Achilles man ſich nur erinnern dürfe, um das entſcheidendſte Beiſpiel zu haben, wie weitläufig und doch poetiſch man ein einzelnes Ding nach ſeinen Theilen neben einander ſchildern könne.

Ich will auf dieſen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und gegentheils das Exempel des Homers bei mir von Wichtigkeit iſt, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weiß.

Es iſt wahr, da die Zeichen der Rede willkürlich ſind, ſo iſt es gar wohl möglich, daß man durch ſie die Theile eines Körpers eben ſo wohl auf einander folgen laſſen kann, als ſie in der Natur neben einander befindlich ſind. Allein dieſes iſt eine Eigenſchaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in ſo ferne ſie der Abſicht der Poeſie am bequemſten ſind. Der Poet will nicht bloß verſtändlich werden, ſeine Vorſtellungen ſollen nicht bloß klar und deutlich ſeyn; hiermit begnügt ſich der Proſaiſt. Sondern er will die Ideen, die er in uns erweckt, ſo lebhaft machen, daß wir in der Geſchwindigkeit die wahren ſinnlichen Eindrücke ihrer Gegenſtände zu empfinden glauben, und in dieſem Augenblicke der Täuſchung uns der Mittel, die er dazu anwendet, ſeiner Worte bewußt zu ſeyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetiſchen Gemäldes hinaus. Aber der Dichter ſoll immer malen; und nun wollen wir ſehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander ſich zu dieſer Malerei ſchicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorſtellung eines Dinges im Raume? Erſt betrachten wir die Theile desſelben einzeln, hierauf die Verbindung dieſer Theile, und endlich das Ganze. Unſere Sinne verrichten dieſe verſchiedenen Operationen mit einer ſo erſtaunlichen Schnelligkeit, daß ſie uns nur eine einzige zu ſeyn bedünken, und dieſe Schnelligkeit iſt unumgänglich nothwendig, wenn wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Reſultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung iſt, bekommen ſollen. Geſetzt nun alſo auch, der Dichter führe uns in der ſchönſten Ordnung von einem Theile des Gegenſtandes zu dem andern; geſetzt, er wiſſe uns die Verbindung dieſer Theile auch noch ſo klar zu machen: wie viel

[1] Iliad. *A.* v. 234—239.
[2] Iliad. *Δ* v. 105—111.

Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal überſieht, zählt er uns merklich langſam nach und nach zu, und oft geſchieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den erſten ſchon wiederum vergeſſen haben. Jedennoch ſollen wir uns aus dieſen Zügen ein Ganzes bilden; dem Auge bleiben die betrachteten Theile beſtändig gegenwärtig, es kann ſie abermals und abermals überlaufen; für das Ohr hingegen ſind die vernommenen Theile verloren, wenn ſie nicht in dem Gedächtniſſe zurückbleiben. Und bleiben ſie ſchon da zurück, welche Mühe, welche Anſtrengung koſtet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung ſo lebhaft zu erneuern, ſie nur mit einer mäßigen Geſchwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man verſuche es an einem Beiſpiele, welches ein Meiſterſtück in ſeiner Art heißen kann. [1]

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant.
Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchönre Seele.
Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,
Dem die Natur ſein Blatt im Kreuze hingelegt;
Die holde Blume zeigt die zwei vergöldten Schnäbel,
Die ein von Amethyſt gebildter Vogel trägt.
Dort wirft ein glänzend Blatt, in Finger ausgekerbet,
Auf einen hellen Bach den grünen Wiederſchein;
Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,
Schließt ein geſtreifter Stern in weiße Strahlen ein.
Smaragd und Roſen blühn auch auf zertretner Heide,
Und Felſen decken ſich mit einem Purpurkleide.

Es ſind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit großer Kunſt nach der Natur malt. Malt, aber ohne alle Täuſchung malt. Ich will nicht ſagen, daß wer dieſe Kräuter und Blumen nie geſehen, ſich auch aus ſeinem Gemälde ſo gut als gar keine Vorſtellung davon machen könne. Es mag ſeyn, daß alle poetiſche Gemälde eine vorläufige Bekanntſchaft mit ihren Gegenſtänden erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine ſolche Bekanntſchaft hier zu ſtatten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie ſteht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieſer lebhafter ſeyn ſoll, ſo müſſen keine einzelne Theile darin vorſtechen, ſondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilt ſcheinen, unſere Einbildungskraft muß alle gleich ſchnell überlaufen können, um ſich das aus ihnen mit eins zuſammen zu ſetzen, was in der Natur mit eins geſehen wird. Iſt dieſes hier der Fall? Und iſt er es nicht, wie hat man ſagen können, „daß die ähnlichſte Zeichnung eines Malers gegen dieſe poetiſche Schilderung ganz matt und düſter ſeyn würde?“ [1] Sie bleibt unendlich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche ausdrücken können, und der Kunſtrichter, der ihr dieſes übertriebene Lob ertheilt, muß ſie aus einem ganz falſchen Geſichtspuncte betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die der Dichter darein verwebt hat, auf die Erhöhung über das vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommenheiten, welchen die äußere Schönheit nur zur Schaale dient, als auf dieſe Schönheit ſelbſt und auf den Grad der Lebhaftigkeit und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Maler, und welches uns der Dichter davon gewähren kann, geſehen haben. Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und wer da ſagt, daß die bloßen Zeilen,

Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand,
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant —

daß dieſe Zeilen in Anſehung ihres Eindrucks mit der Nachahmung eines Huyſum wetteifern können, muß ſeine Empfindung nie befragt haben, oder ſie vorſetzlich verläugnen wollen. Sie mögen ſich, wenn man die Blume ſelbſt in der Hand hat, ſehr ſchön dagegen recitiren laſſen; nur für ſich allein ſagen ſie wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden Dichter, aber das Ding ſelbſt bin ich weit entfernt zu ſehen.

Nochmals alſo: ich ſpreche nicht der Rede überhaupt das Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach ſeinen Theilen zu ſchildern; ſie kann es, weil ihre Zeichen, ob ſie ſchon auf einander folgen, dennoch willkürliche Zeichen ſind; ſondern ich ſpreche es der Rede als dem Mittel der Poeſie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuſchende gebricht, worauf die Poeſie vornehmlich geht, und dieſes Täuſchende, ſage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexiſtirende des Körpers mit dem Conſecutiven der Rede dabei in Colliſion kömmt, und indem jenes in dieſes aufgelöſt wird, uns die Zergliederung des Ganzen in ſeine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzuſammenſetzung dieſer Theile in das Ganze ungemein ſchwer, und nicht ſelten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuſchende nicht ankommt, wo man nur mit dem Verſtande ſeiner Leſer zu thun hat, und nur auf deutliche und ſo viel möglich vollſtändige Begriffe geht, können dieſe aus der Poeſie ausgeſchloſſene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Proſaiſt, ſondern auch der dogmatiſche Dichter (denn da, wo er dogmatiſirt, iſt er kein Dichter), können ſich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So ſchildert

[1] S. des Herrn v. Hallers Alpen.

[1] Breitingers kritiſche Dichtkunſt Th. II. S. 807.

z. E. Virgil in ſeinem Gedichte vom Landbau eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — Optima torvae
Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,
Et crurum tenus a mento palearia pendent.
Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:
Pes etiam, et camuris hirtae sub cornibus aures.
Nec mihi displiceat maculis insignis et albo,
Aut juga detractans interdumque aspera cornu,
Et faciem tauro proprior; quaeque ardua tota,
Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein ſchönes Füllen:

— — — — Illi ardua cervix
Argutumque caput, brevis alvus, obesaque terga;
Luxuriatque toris animosum pectus etc. [1]

Denn wer ſieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinanderſetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen geweſen? Er will uns die Kennzeichen eines ſchönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu ſetzen, nachdem wir deren mehrere oder wenigere antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob ſich aber alle dieſe Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zuſammen faſſen laſſen, oder nicht, das konnte ihm ſehr gleichgültig ſeyn.

Außer dieſem Gebrauche ſind die ausführlichen Gemälde körperlicher Gegenſtände, ohne den oben erwähnten Homeriſchen Kunſtgriff, das Coexiſtirende derſelben in ein wirkliches Succeſſives zu verwandeln, jederzeit von den feinſten Richtern für ein froſtiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetiſche Stümper, ſagt Horaz, nicht weiter kann, ſo fängt er an, einen Hain, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren ſich ſchlängelnden Bach, einen rauſchenden Strom, einen Regenbogen zu malen:

— — — — Lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. [2]

Der männliche Pope ſah auf die maleriſchen Verſuche ſeiner poetiſchen Kindheit mit großer Geringſchätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsſucht ſo früh wie möglich entſagen müſſe, und erklärte ein bloß malendes Gedicht für ein Gaſtgebot auf lauter Brühen. [3] Von dem Herrn von Kleiſt kann ich verſichern, daß er ſich auf ſeinen Frühling das wenigſte einbildete. Hätte er länger gelebt, ſo würde er ihm eine ganz andere Geſtalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und ſann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, geriſſen zu haben ſchien, in einer natürlichen Ordnung vor ſeinen Augen entſtehen und auf einander folgen laſſen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlaſſung ſeiner Eklogen, mehreren deutſchen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur ſparſam durchwebten Reihe von Bildern eine mit Bildern nur ſparſam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. [1]

XVIII.

Und dennoch ſollte ſelbſt Homer in dieſe froſtigen Ausmalungen körperlicher Gegenſtände verfallen ſeyn? —

Ich will hoffen, daß es nur ſehr wenige Stellen ſind, auf die man ſich deßfalls berufen kann; und ich bin verſichert, daß auch dieſe wenige Stellen von der Art ſind, daß ſie die Regel, von der ſie eine Ausnahme zu ſeyn ſcheinen, vielmehr beſtätigen.

Es bleibt dabei: die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, ſo wie der Raum das Gebiet des Malers.

Zwei nothwendig entfernte Zeitpuncte in ein und eben daſſelbe Gemälde bringen, ſo wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabiniſchen Jungfrauen, und derſelben Ausſöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Anverwandten; oder wie Titian die ganze Geſchichte des verlorenen Sohnes, ſein liederliches Leben und ſein Elend und ſeine Reue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiet des Dichters, den der gute Geſchmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal überſehen muß, wenn ſie ein Ganzes hervorbringen ſollen, dem Leſer nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiet des

[1] Georg. lib. III. v. 51 et 79.
[2] De A. P. v. 16.
[3] Prologue to the Satires. v. 340.
That not in Fancy's maze he wander'd long
But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.
Ibid. v. 148.
— — — — who could take offence,
While pure Description held the Place of Sense?
Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentiſche Erklärung des Dichters ſelbſt gelten. He uses Pure equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of sauces. The use of a picturesque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artifully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commentator ſcheinen zwar die Sache mehr auf der moraliſchen, als kunſtmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch deſto beſſer, daß ſie von der einen eben ſo nichtig als von der andern erſcheint.

[1] Poétique Française. T. II. p. 501. J'écrivais ces réflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont éxecuté ce que j'avais conçu; et s'ils parviennent à donner plus au moral et moins au détail de peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, et infiniment plus naturel et plus moral que celui de la galanterie champêtre.

Malers, wobei der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch, so wie zwei billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstatten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freiheiten herausnehme, wohl aber auf den äußersten Gränzen eine wechselseitige Nachsicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthigt sieht, friedlich von beiden Theilen compensirt: so auch die Malerei und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen historischen Gemälden der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freiheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem was vorgeht, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubt. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Draperie des Raphaels macht.[1] „Alle Falten, sagt er, haben bei „ihm ihre Ursachen, es sey durch ihr eigen Gewicht, oder „durch die Ziehung der Glieder. Manchmal sieht man in „ihnen, wie sie vorher gewesen; Raphael hat auch sogar „in diesem Bedeutung gesucht. Man sieht an den Falten, „ob ein Bein oder Arm vor dieser Regung vor oder hinten „gestanden, ob das Glied von Krümme zur Ausstreckung „gegangen oder geht, oder ob es ausgestreckt gewesen, und „sich krümmt.“ Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwei verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammen bringt. Denn da dem Fuße, welcher hinten gestanden und sich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folgt, das Gewand wäre denn von sehr steifem Zeuge, der aber eben darum zur Malerei ganz unbequem ist: so giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringsten eine andere Falte machte, als es der jetzige Stand des Gliedes erfordert; sondern läßt man es eine andere Falte machen, so ist es der vorige Augenblick des Gewandes und der jetzige des Gliedes. Dem ungeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vortheil dabei findet, uns diese beiden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine größere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdient der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubt ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu thun verstattet; warum sollte er nicht auch dann und wann ein zweites solches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wenn es die Mühe verlohnt, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem Homer sey z. E. ein Schiff, entweder nur das schwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte malende Epitheton hinzusetzt: *Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημια*,[1] runde, eherne, achtspeichigte Räder. Auch das vierte: *ἀσπιδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξηλατον*,[2] ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Ueppigkeit nicht vielmehr Dank wissen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl, als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwei freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein bloßes Gleichniß beweist und rechtfertigt nichts. Sondern dieses muß sie rechtfertigen: so wie dort bei dem Maler die zwei verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander gränzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bei dem Dichter die mehreren Züge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrängten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kommt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freiheit in Häufung und Zusammensetzung der Beiwörter, sondern sie hat auch für diese gehäufte Beiwörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. An einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die französische, welche z. E. jenes *Καμπυλα κυκλα, χαλκεα, ὀκτακνημια* umschreiben müssen: „die runden Räder, welche „von Erz waren und acht Speichen hatten,“ drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemälde. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts, und das Gemälde alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwätzer. Ein Schicksal, das den guten Homer unter der Feder der gewissenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beiwörter meistens in eben so kurze gleichgeltende Beiwörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derselben kann sie der Griechischen nicht nachmachen. Wir

[1] Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerei. S. 69.

[1] Iliad. *E.* v. 722.

[2] Iliad. *M.* v. 296.

sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichigten“ — — aber „Räder“ schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drei verschiedene Prädikate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein schwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem ersten Prädikate, und läßt die andern nachfolgen; er sagt: „runde Räder, eherne, achtspeichigte.“ So wissen wir mit eins, wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vortheil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweideutigkeit nutzen? Beides ist eins. Denn wenn wir Beiwörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen; wir müssen sagen: runde Räder, ehern und achtspeichigt. Allein in diesem statu kommen unsere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädicirt wird, zieht, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bei Kleinigkeiten auf, und scheine das Schild vergessen zu wollen, das Schild des Achilles, dieses berühmte Gemälde, in dessen Rücksicht vornehmlich Homer vor Alters als ein Lehrer der Malerei [1] betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander dem Dichter nicht vergönnt seyn soll? Und dieses Schild hat Homer in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer malt nämlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedient, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Malerei eines Körpers das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertigt. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboß, und nachdem er die Platten aus dem gröbsten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmt, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erze hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugen, der es machen sehen.

[1] Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beim Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Musters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu seyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeihungen, von welchen es freilich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäußert hätte, als sie der Dichter hernach auslegt. Prophezeihungen, als Prophezeihungen, verlangen eine dunklere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste. [1] Wenn ihn aber dieses entschuldigt, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinern Geschmacke werden mir Recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bei dem Virgil ungefähr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anstatt daß wir bei dem Homer nicht bloß die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geschäftigen Gott mit seinen Cyklopen überhaupt gezeigt,

Ingentem Clypeum informant — —
— — Alii ventosis follibus auras
Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt
Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.
Illi inter sese multa vi brachia tollunt
In numerum, versantque tenaci forcipe massam. [2]

[1] Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entschuldigung leiht. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beiden Schilden ist, bemerkt: Sane interest inter hunc et Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam et hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret; ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieses? Darum, meint Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführt, sondern

— — — — genus omne futurae
Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella

abgebildet waren. Wie wäre es also möglich gewesen, daß mit eben der Geschwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte namhaft machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieses ist der Verstand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul et narrationis celeritas potuisse connecti, et opus tam velociter expediri, ut ad verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas weniges von dem non enarrabile texto Clypei beibringen konnte, so konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus selbst thun; sondern er mußte es versparen, bis alles fertig war. Ich wünschte für den Virgil sehr, dieses Raisonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entschuldigung würde ihm weit rühmlicher seyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römische Geschichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemälden machte Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgeht. Scheint es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürfen und in der Ausführung der Gemälde übertreffen können, ihn wenigstens in der Anzahl derselben übertreffen wollen? Und was wäre kindischer gewesen?

[2] Aeneid. lib. VIII. 447—454.

den Vorhang auf einmal niederfallen, und verſetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bei dem Aeneas anlangt. Sie lehnt ſie an den Stamm einer Eiche, und nachdem ſie der Held genug begafft, und beſtaunt, und betaſtet, und verſucht, hebt ſich die Beſchreibung oder das Gemälde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier iſt, und Da iſt, Nahe dabei ſteht, und Nicht weit davon ſieht man — ſo kalt und langweilig wird, daß alle der poetiſche Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu laſſen. Da dieſes Gemälde hiernächſt nicht Aeneas macht, als welcher ſich an den bloßen Figuren ergötzt, und von der Bedeutung derſelben nichts weiß,

— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob ſie ſchon von den künftigen Schickſalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben ſo viel wiſſen mußte, als der gutwillige Ehemann; ſondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kommt, ſo bleibt die Handlung offenbar während demſelben ſtehen. Keine einzige von ſeinen Perſonen nimmt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringſten Einfluß, ob auf dem Schilde dieſes oder etwas anderes vorgeſtellt iſt; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerlei ſchmeichelhaften Anſpielungen ſeine Materie aufſtutzt, aber nicht das große Genie, das ſich auf die eigene innere Stärke ſeines Werks verläßt, und alle äußere Mittel, intereſſant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas iſt folglich ein wahres Einſchiebſel, einzig und allein beſtimmt, dem Nationalſtolze der Römer zu ſchmeicheln; ein fremdes Bächlein, das der Dichter in ſeinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen iſt Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Anmuth kommt, ſo mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunſt war, dieſe Verzierungen als bloße Verzierungen zu behandeln, ſie in den Stoff einzuweben, um ſie uns nur bei Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieſes ließ ſich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künſteln, weil und indem er ein Schild machen ſoll, das ſeiner würdig iſt. Virgil hingegen ſcheint ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu laſſen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um ſie beſonders zu beſchreiben, nachdem das Schild lange fertig iſt.

XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terraſſon und andere gegen das Schild des Homers machen, ſind bekannt. Eben ſo bekannt iſt das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß dieſe letztern ſich manchmal zu weit einlaſſen, und, in Zuverſicht auf ihre gute Sache, Dinge behaupten, die eben ſo unrichtig ſind, als wenig ſie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange deſſelben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maaße zeichnen zu laſſen. Sein Einfall mit den verſchiedenen concentriſchen Cirkeln iſt ſehr ſinnreich, obſchon die Worte des Dichters nicht den geringſten Anlaß dazu geben, auch ſich ſonſt keine Spur findet, daß die Alten auf dieſe Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer ſelbſt σακος παντοσε δεδαιδαλμενον, ein auf allen Seiten künſtlich ausgearbeitetes Schild nennt, ſo würde ich lieber, um mehr Raum auszuſparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es iſt bekannt, daß die alten Künſtler dieſe nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiſt. [1] Doch nicht genug, daß ſich Boivin dieſes Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorſtellungen ſelbſt, denen er auf dem ſonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verſchaffen mußte, indem er das, was bei dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild iſt, in zwei bis drei beſondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen ſollen, ſondern, anſtatt daß er ſich bemühte, den Forderungen ſeiner Gegner ein Genüge zu leiſten, hätte er ihnen zeigen ſollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beiſpiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt ſagt: [2]

Λαοι δ' εἰν ἀγορῃ ἐσαν ἀθροοι ἐνθα δε νεικος
Ὠρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἱνεκα ποινης
Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μεν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,
Δημῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἑλεσθαι·
Ἀμφω δ' ἰεσθην ἐπι ἰζοοι πειραρ ἑλεσθαι.
Λαοι δ' ἀμφοτερουσιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·
Κηρυκες δ' ἀρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες
Εἱατ' ἐπι ξεστοισι λιθοις, ἱερῳ ἐνι κυκλῳ·
Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἐχον ἠερορωων.
Τοισιν ἐπειτ' ἠϊσσον, ἀμοιβηδις δ' ἑδικαζον.
Κειτο δ' ἀρ' ἐν μεσσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemälde angeben wollen: das Gemälde eines öffentlichen Rechtshandels über die ſtreitige Erlegung einer anſehnlichen Geldbuße für einen verübten Todtſchlag. Der Künſtler, der dieſen Vorwurf ausführen ſoll, kann ſich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick deſſelben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der

[1] — Scuto ejus, in quo Amazonum praelium caelavit intumescente ambitu parmae; ejusdem concava parte Deorum et Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

[2] Iliad. Σ v. 497—508.

Abhörung der Zeugen, oder des Urthelſpruches, oder welchen er ſonſt, vor oder nach, oder zwiſchen dieſen Augenblicken, für den bequemſten hält. Dieſen einzigen Augenblick macht er ſo prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuſchungen aus, welche die Kunſt in Darſtellung ſichtbarer Gegenſtände vor der Poeſie voraus hat. Von dieſer Seite aber unendlich zurückgelaſſen, was kann der Dichter, der eben dieſen Vorwurf mit Worten malen ſoll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er ſich gleichfalls ſeiner eigenthümlichen Vortheile bedient? Und welches ſind dieſe? Die Freiheit, ſich ſowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunſtwerke auszubreiten, und das Vermögen, ſonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künſtler zeigt, ſondern auch das, was uns dieſer nur kann errathen laſſen. Durch dieſe Freiheit, durch dieſes Vermögen allein kommt der Dichter dem Künſtler wieder bei, und ihre Werke werden einander alsdann am ähnlichſten, wenn die Wirkung derſelben gleich lebhaft iſt; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beibringt, als das andere dem Auge darſtellen kann. Nach dieſem Grundſatze hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen ſollen, und er würde nicht ſo viel beſondere Gemälde daraus gemacht haben, als verſchiedene Zeitpuncte er darin zu bemerken glaubte. Es iſt wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer ſagt, in einem einzigen Gemälde verbunden ſeyn; die Beſchuldigung und Abläugnung, die Darſtellung der Zeugen und der Zuruf des getheilten Volkes, das Beſtreben der Herolde, den Tumult zu ſtillen, und die Aeußerungen der Schiedsrichter, ſind Dinge, die auf einander folgen und nicht neben einander beſtehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemälde enthalten war, das lag virtute darin, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemälde mit Worten nachzuſchildern, iſt die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und ſich nicht in den Schranken der Kunſt hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemälde herzählen, aber nimmermehr ein Gemälde ſelbſt hervorbringen kann.

Gleicherweiſe zertheilt Boivin das Gemälde der belagerten Stadt[1] in drei verſchiedene Gemälde. Er hätte es eben ſo wohl in zwölfe theilen können, als in drei. Denn da er den Geiſt des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemäldes ſich unterwerfen müſſe: ſo hätte er weit mehr Uebertretungen dieſer Einheiten finden können, daß es faſt nöthig geweſen wäre, jedem beſondern Zuge des Dichters ein beſonderes Feld auf dem Schilde zu beſtimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verſchiedene Gemälde auf dem ganzen Schilde, deren jedes er mit einem ἐν μεν ἐτευξε, oder ἐν δε ποιησε, oder ἐν δ' ἐτιθει, oder ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυηεις anfängt.[1] Wo dieſe Eingangsworte nicht ſtehen, hat man kein Recht, ein beſonderes Gemälde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was ſie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkürliche Concentration in einen einzigen Zeitpunct mangelt, als welche der Dichter anzugeben keineswegs gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte er ſich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringſten Zug einfließen laſſen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er ſo verfahren, wie ſeine Tadler es verlangen: es iſt wahr, ſo würden dieſe Herren an ihm nichts auszuſetzen, aber in der That auch kein Menſch von Geſchmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ ſich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, ſondern glaubte noch etwas ganz beſonderes zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieſer ſo zerſtückten Gemälde nach den ſtrengſten Regeln der heutiges Tages üblichen Malerei angegeben ſey. Contraſt, Perſpective, die drei Einheiten; alles fand er darin auf das beſte beobachtet. Und ob er ſchon gar wohl wußte, daß, zu Folge guter glaubwürdiger Zeugniſſe, die Malerei zu den Zeiten des Trojaniſchen Krieges noch in der Wiege geweſen, ſo mußte doch entweder Homer, vermöge ſeines göttlichen Genies, ſich nicht ſowohl an das, was die Malerei damals oder zu ſeiner Zeit leiſten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was ſie überhaupt zu leiſten im Stande ſey; oder auch jene Zeugniſſe ſelbſt mußten ſo glaubwürdig nicht ſeyn, daß ihnen die augenſcheinliche Ausſage des künſtlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieſes wenigſtens wird ſich niemand überreden laſſen, der aus der Geſchichte der Kunſt etwas mehr als die bloßen Data der Hiſtorienſchreiber weiß. Denn daß die Malerei zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit geweſen, glaubt er nicht bloß deßwegen, weil es ein Plinius oder ſo einer ſagt, ſondern vornehmlich weil er aus den Kunſtwerken, deren die Alten gedenken, urtheilt, daß ſie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemälde eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemälde des Homeriſchen Schildes beſtehen zu können glaubt. Die zwei großen Stücke dieſes Meiſters zu Delphi, von welchen uns Pauſanias eine ſo umſtändliche Beſchreibung hinterlaſſen,[2] waren offenbar ohne alle Perſpective. Dieſer Theil der Kunſt iſt den Alten gänzlich abzuſprechen, und was Pope

[1] v. 509—540.

[1] Das erſte fängt an mit der 483ſten Zeile, und geht bis zur 489ſten; das zweite von 490—509; das dritte von 510—540; das vierte von 541—549; das fünfte von 550—560; das ſechste von 561—572; das ſiebente von 573—586; das achte von 587—589; das neunte von 590—605, und das zehnte von 606—608. Bloß das dritte Gemälde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es iſt aber aus den bei dem zweiten, ἐν δε δυω ποιησε πολεις, und aus der Beſchaffenheit der Sache ſelbſt deutlich genug, daß es ein beſonderes Gemälde ſeyn muß.

[2] Phocic. cap. XXV—XXXI.

beibringt, um zu beweisen, daß Homer schon einen Begriff davon gehabt habe, beweist weiter nichts, als daß ihm selbst nur ein sehr unvollständiger Begriff davon beigewohnt. [1] „Homer, sagt er, kann kein Fremdling in der „Perspective gewesen seyn, weil er die Entfernung eines „Gegenstandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er „bemerkt z. E., daß die Kundschafter ein wenig weiter als „die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter „welchen den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bei „Seite gestanden. Was er von dem mit Heerden und „Hütten und Ställen übersäeten Thale sagt, ist augen„scheinlich die Beschreibung einer großen perspectivischen „Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch „schon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde ge„zogen werden, die nicht alle in ihrer vollen Größe aus„gedrückt werden konnten; woraus es denn gewissermaßen „unstreitig, daß die Kunst, sie nach der Perspective zu ver„kleinern, damaliger Zeit schon bekannt gewesen." Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheint, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspectivisch. Die Perspective erfordert einen einzigen Augenpunct, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es, was den alten Gemälden fehlte. Die Grundfläche in den Gemälden des Polygnotus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu stehen scheinen sollten, über einander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiedenen Figuren und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus den alten Basreliefs, wo die hintersten allezeit höher stehen als die vordersten, und über sie wegsehen, sich schließen läßt: so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des Homers annimmt, und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in Ein Gemälde verbinden lassen, nicht unnöthigerweise trennt. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Straßen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeier ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entschieden ward, erfordert diesem zu Folge kein doppeltes Gemälde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpuncte vorstellte, daß er die freie Aussicht zugleich in die Straßen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemälden nur gelegentlich durch die Scenenmalerei gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen seyn, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemälden unter den Alterthümern des Herculanums so häufige und mannichfaltige Fehler gegen die Perspective finden, als man jetzo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. [1]

Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punct zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns versprochener Geschichte der Kunst die völligste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. [2]

XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Malerei sind, so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente, nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewährt; daß es über die menschliche Einbildung geht, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber luxurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronik mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel auftreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thöricht es sey, etwas

[1] Um zu zeigen, daß dieses nicht zu viel von Popen gesagt ist, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundsprache anführen: That he was no stranger to aerial Perspective, appears in his expressly marking the distance of object from object; he tells us etc. Ich sage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperspective, (Perspective aérienne) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maaßgebung der Entfernung verminderten Größen gar nichts zu thun hat, sondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beschaffenheit der Luft-oder des Medii, durch welches wir sie sehen, versteht. Wer diesen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

[1] Betrachtungen über die Malerei S. 185.

[2] Geschrieben im Jahr 1763.

zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bei ihm lese: [1]

Ην ἡ γυνη περικαλλης, εὐοφρυς, εὐχρουσατη,
Ευταρειος, εὐπροσωπος, βοωπις, χιονοχρους,
Ελικοβλεφαρος, ἁβρα, χαριτων γεμον ἁλσος,
Λευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρυς ἐμανουν,
Το προσωτον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,
Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὡραιον,
Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιζον, αὐτοχρουν,
Εβαπτε την λευκοτητα ῥοδοχρια πυρινη,
Ως εἰ τις τον ἐλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.
Λειρη μακρα, καταλευκος, ὁθεν ἐμυθολογηθη
Κυκνογενη την εὐσπτον Ελενην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinter-

[1] Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis auf die Tautologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenae pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führt nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361.) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kommt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nämlich von der Helena, sie habe ein Mal zwischen den Augenbraunen gehabt: notam inter duo supercilia habentem. Das war doch wohl nichts schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt hätte Meines Theils halte ich das Wort nota hier für verfälscht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bei den Griechen *μεσοφρυον* und bei den Lateinern glabella hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, liefen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Puncte verschieden, Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, andern nicht (Junius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.). Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennt, noch völlig in einander verwachsen, sie verliefen sich sanft in einem einzigen Puncte Er sagt zu dem Künstler, welcher sie malen sollte (Od. 28.):

Το μεσοφρυον δε μη μοι
Διακοπτε, μητε μισγε,
Εχετω δ' ὁπως; ἐκεινη
Τι λελῃθοτως συνοφρυν
Βλεφαρων ἑτυν κελαινην.

Nach der Lesart des Pauw, obschon auch ohne sie der Verstand der nämliche ist, und von Henr Stephano nicht verfehlt worden:

Supercilii nigrantes
Discrimina nec arcus,
Confundito nec illos:
Sed junge sic ut anceps
Divortium relinquas,
Quale esse cernis ipsi.

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann anstatt des Wortes notam lesen? Vielleicht moram? Denn so viel ist gewiß, daß mora nicht allein den Verlauf der Zeit, ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet

Ego inquieta montium jaceam mora,

wünscht sich der rasende Herkules beim Seneca (v. 1215), welche Stelle Gronovius sehr wohl erklärt: Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi. So heißen auch bei eben demselben Dichter lacertorum morae, soviel als juncturae (Schroederus ad. v. 762. Thyest.).

läßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sah Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönchs sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert: [1]

Di persona era tanto ben formata,
Quanto mai finger san Pittori industri:
Con bionda chioma, lunga e annodata.
Oro non è, che piu risplenda, e lustri,
Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri.
Di terso avorio era la fronte lieta,
Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi
Son due negri occhi, anzi due chiari soli,
Pietosi à riguardar, à mover parchi,
Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,
E ch' indi tutta la faretra scarchi,
E che visibilmente i cori involi.
Quindi il naso per mezo il viso scende
Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due valette,
La bocca sparsa di natio cinabro,
Quivi due filze son di perle elette,
Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;
Quindi escon le cortesi parolette,
Da render molle ogni cor rozo e scabro;
Quivi si forma quel soave riso,
Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

[1] Orlando Furioso, Canto VII. St. 11—15. „Die Bildung ihrer „Gestalt war so reizend, als nur künstliche Maler sie dichten können. „Gegen ihr blondes, langes, aufgeknüpftes Haar ist kein Gold, das „nicht seinen Glanz verliere Ueber ihre zarten Wangen verbreitete „sich die vermischte Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche „Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, war von glattem „Helfenbein. Unter zwei schwarzen äußerst feinen Bögen glänzen zwei „schwarze Augen, oder vielmehr zwei leuchtende Sonnen, die mit „Holdseligkeit um sich blickten und sich langsam drehten. Rings um „sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen; von da schien er seinen „ganzen Köcher abzuschießen, und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter „hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher selbst der „Neid nichts zu bessern findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, wie „zwischen zwei kleinen Thälern, mit seinem eigenthümlichen Zinnober „bedeckt; hier stehen zwei Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne „sanfte Lippe verschließt und öffnet. Hieraus kommen die holdseligen „Worte, die jedes rauhe schändliche Herz erweichen; hier wird jenes „liebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Paradies auf Erden „eröffnet. Weißer Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der „Hals rund, die Brust voll und breit. Zwei zarte, von Helfenbein „gerundete Kugeln wallen sanft auf und nieder, wie die Wellen am „äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See be„streitet." (Die übrigen Theile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) „Die Arme „zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich, „und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ader tritt über ihre „glatte Fläche. Am Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den klei„nen, trocknen, gerundeten Fuß Die englischen Mienen, die aus dem „Himmel stammen, kann kein Schleier verbergen " — Nach der Ueberse„tzung des Herrn Meinhardt in dem Versuche über den Charakter und die Werke der besten ital. Dichter. B. II. S. 228.)

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,
Il collo è tondo, il petto colmo e largo;
Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengono e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.
Non potria l' altre parti veder Argo,
Ben si può giudicar, che corrisponde,
A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

Mostran le braccia sua misura giusta,
Et la candida man spesso si vede,
Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,
Dove nè nodo appar, nè vena eccede.
Si vede al fin de la persona augusta
Il breve, asciutto, e ritondetto piede.
Gli angelici sembianti nati in cielo
Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bei Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meister des Werks. Das Lob des einen ist also nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunstwerk kann allen Beifall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich öfters ganz widersprechende Urtheile vergleichen lassen. Eben wie hier. Dolce, in seinem Gespräche von der Malerei, läßt den Aretino von den angeführten Stanzen des Ariost ein außerordentliches Aufheben machen;[1] ich hingegen wähle sie als ein Exempel eines Gemäldes ohne Gemälde. Wir haben beide recht. Dolce bewundert darin die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt; ich aber sehe bloß auf die Wirkung, welche diese Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler sind; und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Maler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte gerade am schlechtesten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlt die Schilderung des Ariost allen Malern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste Warnung, was einem Ariost mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag seyn, daß, wenn Ariost sagt:

Di persona era tanto ben formata
Quanto mai finger san pittori industri,

er die Lehre von den Proportionen, so wie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studirt, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweist.[1] Er mag sich immerhin in den bloßen Worten:

Spargeasi per la guancia delicata
Misto color di rose e di ligustri,

als den vollkommensten Coloristen, als einen Titian zeigen.[2] Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennt, noch so deutlich schließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilligt.[3] Man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

Quindi il naso per mezo il viso scende,

das Profil jener alten griechischen, und von griechischen Künstlern auch Römern geliehenen Nasen finden.[4] Was nützt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht unsern Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Geblüts dabei empfinden wollen, die den wirklichen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringt, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? oder erleichtert er uns auch nur im Geringsten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhafte anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, la fronte,

Che lo spazio finia con giusta meta;

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

Che non trova l'invidia, ove l'emende;

eine Hand, etwas länglich und schmal in ihrer Breite,

Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta:

was für ein Bild geben diese allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, möchten sie noch etwas sagen, denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bei

[1] Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.) Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell' Ariosto, nelle quali egli discrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

[1] (Ibid.) Ecco, che, quanto alla porportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

[2] (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

[3] (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse; che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce in dem Nachfolgenden aus dem Athenäus anführt, ist merkwürdig, nur daß es sich nicht völlig so daselbst findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

[4] (Ibid. p 182.) Il naso, che discente giù, havendo peraventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

dem Dichter ſehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner beſten Anſtrengung, etwas ſehen zu wollen.

In dieſem Puncte, in welchem Virgil dem Homer durch Nichtsthun nachahmen können, iſt auch Virgil ziemlich glücklich geweſen. Auch ſeine Dido iſt ihm weiter nichts als pulcherrima Dido. Wenn er ja umſtändlicher etwas an ihr beſchreibt, ſo iſt es ihr reicher Putz, ihr prächtiger Aufzug:

Tandem progreditur — — — —
Sidoniam picto chamydem circumdata limbo:
Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,
Aurea purpuream subnectit fibula vestem.[1]

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künſtler zu einem Lehrlinge ſagte, der eine ſehr geſchmückte Helena gemalt hatte, „da du ſie nicht ſchön malen können, haſt du ſie reich gemalt:“ ſo würde Virgil antworten, „es „liegt nicht an mir, daß ich ſie nicht ſchön malen können; „der Tadel trifft die Schranken meiner Kunſt; mein Lob „ſey, mich innerhalb dieſen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beiden Lieder des Anakreons nicht vergeſſen, in welchen er uns die Schönheit ſeines Mädchens und ſeines Bathylls zergliedert.[2] Die Wendung, die er dabei nimmt, macht alles gut. Er glaubt einen Maler vor ſich zu haben, und läßt ihn unter ſeinen Augen arbeiten. So, ſagt er, mache mir das Haar, ſo die Stirne, ſo die Augen, ſo den Mund, ſo Hals und Buſen, ſo Hüft und Hände! Was der Künſtler nur theilweiſe zuſammenſetzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur theilweiſe vorſchreiben. Seine Abſicht iſt nicht, daß wir in dieſer mündlichen Direction des Malers die ganze Schönheit der geliebten Gegenſtände erkennen und fühlen ſollen; er ſelbſt empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimmt eben daher den Ausdruck der Kunſt zu Hülfe, deren Täuſchung er ſo ſehr erhebt, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunſt als auf ſein Mädchen zu ſeyn ſcheint. Er ſieht nicht das Bild, er ſieht ſie ſelbſt, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum reden eröffnen werde:

Απεχει· βλεπω γαρ αυτην,
Ταχα, κηρε, και λαλησεις.

Auch in der Angabe des Bathylls iſt die Anpreiſung des ſchönen Knabens mit der Anpreiſung der Kunſt und des Künſtlers ſo in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich beſtimmt habe. Er ſammelt die ſchönſten Theile aus verſchiedenen Gemälden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieſer Theile das Charakteriſtiſche war; den Hals nimmt er von einem Adonis, Bruſt und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künſtlers erblickt.

Μετα δε προσωπον εζω,
Τον Αδωνιδος παρελθων,
Ελεφαντινος τραχηλος·
Μεταμαζιον δε ποιει
Διδυμας τε χειρας Ερμου,
Πολυδευκεος δε μηρους,
Διονυσιην δε νηδυν — —
Τον Απολλωνα δε τουτον
Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weiß auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen als durch Verweiſung auf die ſchönſten weiblichen Bildſäulen alter Künſtler.[1] Was heißt aber dieſes ſonſt, als bekennen, daß die Sprache für ſich ſelbſt hier ohne Kraft iſt, daß die Poeſie ſtammelt und die Beredtſamkeit verſtummt, wenn ihnen nicht die Kunſt noch einigermaßen zur Dollmetſcherin dient?

XXI.

Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern zu gelangen gedenkt, indem ſie die Fußſtapfen einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen ſie ängſtlich herumirrt, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verſchließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunſt hinwiederum ihr nachſehen muß?

Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderung körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme[2] und ein ſchönes Haar[3] gehabt; eben der Dichter weiß dem ungeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit überſteigt, was die Kunſt in dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die Verſammlung der Aelteſten des trojaniſchen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greiſe ſehen ſie, und einer ſprach zu den andern:[4]

Ου νεμεσις, Τρωας και ευκνημιδας Αχαιους
Τοιηδ' αμφι γυναικι πολυν χρονον αλγεα πασχειν·
Αινως αθανατῃσι θεῃς εις ωπα εοικεν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter ſie des Krieges wohl werth erkennen laſſen, der ſo viel Blut und ſo viele Thränen koſtet?

Was Homer nicht nach ſeinen Beſtandtheilen beſchreiben konnte, läßt er uns in ſeiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verurſacht,

[1] Aeneid. IV. v. 136.
[2] Od. XXVIII. XXIX.

[1] *Εικονες* §. 3. T. II. p. 461. Edit Reitz.
[2] Iliad. *Γ*. v. 121.
[3] Ibid. v. 349.
[4] Ibid. v. 156—158.

und ihr habt die Schönheit ſelbſt gemalt. Wer kann ſich den geliebten Gegenſtand der Sappho, bei deſſen Erblickung ſie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennt, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die ſchönſte vollkommenſte Geſtalt zu ſehen, ſobald er mit dem Gefühle ſympathiſirt, welches nur eine ſolche Geſtalt erregen kann? Nicht weil uns Ovid den ſchönen Körper ſeiner Lesbia Theil vor Theil zeigt:

Quos humeros, quales vidi tetigique lacertos!
Forma papillarum quam fuit apta premi!
Quam castigato planus sub pectore venter!
Quantum et quale latus! quam juvenile femur!

ſondern weil er es mit der wollüſtigen Trunkenheit thut, nach der unſere Sehnſucht ſo leicht zu erwecken iſt, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein anderer Weg, auf welchem die Poeſie die Kunſt in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholt, iſt dieſer, daß ſie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz iſt Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur errathen laſſen, in der That aber ſind ſeine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bei ihm zur Grimaſſe. Aber in der Poeſie bleibt er, was er iſt, ein tranſitoriſches Schönes, das wir wiederholt zu ſehen wünſchen. Es kommt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als bloßer Formen oder Farben, ſo muß der Reiz in dem nämlichen Verhältniſſe ſtärker auf uns wirken als die Schönheit. Alles, was noch in dem Gemälde der Alcina gefällt und rührt, iſt Reiz. Der Eindruck, den ihre Augen machen, kommt nicht daher, daß ſie ſchwarz und feurig ſind, ſondern daher, daß ſie

Pietosi à riguardar, à mover parchi,

mit Holdſeligkeit um ſich blicken, und ſich langſam drehen; daß Amor ſie umflattert und ſeinen ganzen Köcher aus ihnen abſchießt. Ihr Mund entzückt, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwei Reihen auserleſener Perlen verſchließen, ſondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches für ſich ſchon ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es iſt, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes rauhe Herz erweichen. Ihr Buſen bezaubert, weniger weil Milch und Elfenbein und Aepfel uns ſeine Weiße und niedliche Figur vorbilden, als vielmehr, weil wir ihn ſanft auf und nieder wallen ſehen, wie die Wellen am äußerſten Rande des Ufers, wenn ein ſpielender Zephyr die See beſtreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,
Vengone e van, come onda al primo margo,
Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin verſichert, daß lauter ſolche Züge des Reizes, in eine oder zwei Stanzen zuſammengedrängt, weit mehr thun würden, als die fünf alle, in welche ſie Arioſt zerſtreut und mit kalten Zügen der ſchönen Form, viel zu gelehrt für unſere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbſt Anakreon wollte lieber in die anſcheinende Unſchicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Maler zu verlangen, als das Bild ſeines Mädchens nicht mit Reiz beleben.

Τρυφερὸν δ' ἐσῶ γενειον,
Περι λυγδινῳ τραχηλῳ
Χαριτες πετοιντο πασαι.

Ihr ſanftes Kinn, befiehlt er dem Künſtler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genaueſten Wortverſtande? Der iſt keiner maleriſchen Ausführung fähig. Der Maler konnte dem Kinn die ſchönſte Rundung, das ſchönſte Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἐσῶ ſcheint mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halſe die ſchönſte Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieſes ſchönen Halſes, das Spiel der Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr, bald weniger ſichtbar wird, der eigentliche Reiz war über ſeine Kräfte. Der Dichter ſagte das Höchſte, wodurch uns ſeine Kunſt die Schönheit ſinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchſten Ausdruck in ſeiner Kunſt ſuchen möge. Ein neues Beiſpiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunſtwerken redet, dennoch nicht verbunden iſt, ſich mit ſeiner Beſchreibung in den Schranken der Kunſt zu halten.

XXII.

Zeuxis malte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greiſe ihre Empfindungen bekennen, darunter zu ſetzen. Nie ſind Malerei und Poeſie in einen gleichern Wettſtreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentſchieden und beide verdienten gekrönt zu werden.

Denn, ſo wie der weiſe Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Beſtandtheilen nicht ſchildern zu können fühlte, bloß in ihrer Wirkung zeigte: ſo zeigte der nicht minder weiſe Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Beſtandtheilen, und hielt es ſeiner Kunſt für unanſtändig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde beſtand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da ſtand. Denn es iſt wahrſcheinlich, daß es eben die Helene war, welche er für die zu Crotona malte.[1]

Man vergleiche hiermit, Wunders halber, das Gemälde, welches Caylus dem neuern Künſtler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena mit einem weiſſen Schleier bedeckt, erſcheint mitten unter verſchiedenen „alten Männern, in deren Zahl ſich auch Priamus befin„det, der an den Zeichen ſeiner königlichen Würde zu

[1] Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. *περι λογων ἐξετασεως.*

„erkennen ist. Der Artist muß sich besonders angelegen seyn „lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen „Blicken und in allen den Aeußerungen einer staunenden „Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise „empfinden zu lassen. Die Scene ist über einem von den „Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemäldes kann „sich in den freien Himmel oder gegen höhere Gebäude „der Stadt verlieren; jenes würde kühner lassen, eines „aber ist so schicklich wie das andere."

Man denke sich dieses Gemälde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführt, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schließen soll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis, der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein edler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen sogleich hinzu:

Αλλα και ὡς, τοιη περ ἐουσ', ἐν νηυσι νεεσθω,
Μηδ' ἡμιν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημα λιποιτο.

Ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke, wären sie das, was sie in dem Gemälde des Caylus erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermummte, verschleierte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleier lassen können. Zwar Homer giebt ihr denselben ausdrücklich:

Αυτικα δ' ἀργεννῃσι καλυψαμενη ὀθονῃσιν
Ωρματ' ἐκ θαλαμοιο — —

aber, um über die Straßen damit zu gehen; und wenn auch schon bei ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleier wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben scheint, so war es nicht das erstemal, daß sie die Alten sahen; ihr Bekenntniß durfte also nicht aus dem jetzigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden bei dieser Gelegenheit nur zum erstenmal bekannten. In dem Gemälde findet so etwas nicht statt. Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzücken setzt; und ich werde äußerst betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermummte, verschleierte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weißen Schleier, und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, so weit Umriß unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt seyn sollte, und er nennt den Schleier bloß als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: Hélène couverte d'un voile blanc), so entsteht eine andere Verwunderung bei mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas geläufiges, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemälden schon gewohnt, so wie auf der Bühne, die häßlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äußert?

In Wahrheit, das Gemälde des Caylus würde sich gegen das Gemälde des Zeuxis wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homer ward vor Alters unstreitig fleißiger gelesen, als jetzt. Dennoch findet man sogar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten.[1] Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten scheinen sie fleißig genutzt zu haben; diese malten sie, und in diesen Gegenständen, fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergönnt, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Außer der Helena hatte Zeuxis auch die Penelope gemalt, und des Apelles Diana war die Homerische in Begleitung ihrer Nymphen. Bei dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf.[2]

[1] Fabricii Biblioth. Grae. Lib. II. cap. 6. p. 345.

[2] Plinius sagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) Fecit et Dianam sacrificantium virginum choro mixtam: quibus vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieser Lobspruch gewesen seyn. Schöne Nymphen um eine schöne Göttin her, die mit der ganzen majestätischen Stirne über sie hervorragt, sind freilich ein Vorwurf, der der Malerei angemessener ist, als der Poesie. Das sacrificantium nur, ist mir höchst verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und ist dieses die Beschäftigung, die Homer den Gespielinnen der Diana giebt? Mit nichten; sie durchstreifen mit ihr Berge und Wälder, sie jagen, sie spielen, sie tanzen: (Odyss. Z. v. 102—106.)

Οιη δ' Αρτεμις εἰσι κατ' οὐρεος ἰοχεαιρα
Η κατα Τηϋγετον περιμηκετον, ἠ Ἐρυμανθον
Τερπομενη καπροισι και ὠκειης ἐλαφοισι.
Τῃ δε θ' αμα Νυμφαι, κουραι Διος Αιγιοχοιο,
Αγρονομοι παιζουσι — — — —

Plinius wird also nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geschrieben haben, vielleicht sylvis vagantium, welche Verbesserung die Anzahl der veränderten Buchstaben ungefähr hätte. Dem παιζουσι beim Homer würde saltantium am nächsten kommen, und auch Virgil läßt in seiner Nachahmung dieser Stelle die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 498.)

Qualis in Eurotae ripis, aut per juga Cynthi
Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbei einen seltsamen Einfall. (Polymetis. Dial. VIII. p. 102.) This Diana, sagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of παιζειν, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting;

Handlungen aber aus dem Homer zu malen, bloß weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu seyn, und konnte es nicht seyn, so lange sich noch die Kunst in den engern Gränzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammte den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater, ähnlich, aber verschieden. Die Aehnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge in dem einen sowohl, als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem malerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedene, ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bei dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: [1]

Η, και κυανεῃσιν ἐπ' ὀφρυσι νευσε Κρονιων·
Ἀμβροσιαι δ' ἀρα χαιται ἐπερρωσαντο ἀνακτος,
Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαν δ' ἐλελιξεν Ολυμπον·

ihm bei seinem olympischen Jupiter zum Vorbilde gedient, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlitz, propemodum ex ipso coelo petitum, gelungen sey. Wem dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers durch das erhabene Bild des Dichters befeuert, und eben so erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, übersieht das Wesentlichste, und begnügt sich mit etwas ganz allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas sehr specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, quanta pars animi [1] sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennt. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässigt hatten. Noch Myron war in beiden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, [2] und nach ebendemselben war Pythagoras Leontinus der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. [3] Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beispiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. [4] „Dieser „Apollo, sagt er, und der Antinous sind beide in eben„demselben Pallaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Anti„nous den Zuschauer mit Verwunderung erfüllt, so setzt „ihn der Apollo in Erstaunen, und zwar, wie sich die Rei„senden ausdrücken, durch einen Anblick, welcher etwas „mehr als menschliches zeigt, welches sie gemeiniglich gar „nicht zu beschreiben im Stande sind. Und diese Wirkung „ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn „man es untersucht, das Unproportionirliche daran auch „einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten Bildhauer, „welche wir in England haben, der neulich dahin reiste, „diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was jetzt „gesagt worden, besonders daß die Füße und Schenkel, in „Ansehung der obern Theile, zu lang und zu breit sind. „Und Andreas Sacchi, einer der größten italienischen „Maler, scheint eben dieser Meinung gewesen zu seyn, sonst „würde er schwerlich (in einem berühmten Gemälde, wel„ches jetzt in England ist) seinem Apollo, wie er den Ton„künstler Pasquilini krönt, das völlige Verhältniß des „Antinous gegeben haben, da er übrigens wirklich eine „Copie von dem Apollo zu seyn scheint. Ob wir gleich an „sehr großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Theil „aus der Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier „der Fall nicht seyn. Denn an einer schönen Bildsäule ist „ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichen „Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder

as that of, Choros exercere, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public: unless it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nämlich jene feierliche Tänze verstanden wissen, welche bei den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meint er, brauche denn auch Plinius das Wort sacrificare: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, sacrificare, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bei dem Virgil die Diana selbst mit tanzt: exercet Diana choros. Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz seyn, zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eigenen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beides ist widersinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den ältern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzt waren? Wenn Horaz von der Venus sagt: (Od. IV. lib. I.)

Jam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:
Junctaeque Nymphis Gratiae decentes
Alterno terram quatiunt pede — —

waren dieses auch heilige gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine solche Grille.

[1] Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.

[1] Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

[2] Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque et pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisset.

[3] Ibid. Hic primus nervos et venas expressit: capillumque diligentius.

[4] Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg.

„mit Fleiß müssen seyn verlängert worden, sonst würde es „leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also „die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, „so werden wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man „bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemei„nen Anblicke gehalten, von dem hergerührt hat, was ein „Fehler in einem Theile derselben zu seyn geschienen." — Alles dieses ist sehr einleuchtend, und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen giebt, welches bloß aus diesem Zusatze von Größe in den Abmessungen der Füße und Schenkel entspringt. Denn wenn Antenor die Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen will, so läßt er ihn sagen:[1]

Σταντων μεν, Μενελαος ὑπειρεχεν εὐρεας ὠμους,
Αμφω δ' ἑζομενω, γεραιοτερος ἡεν Οδυσσευς.

„Wann beide standen, so ragte Menelaus mit den breiten „Schultern hoch hervor; wann aber beide saßen, war „Ulysses der ansehnlichere." Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches beider Oberleib zu den Füßen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

XXIII.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfordert mehrere unschickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabei das Gegentheil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Wesen nach, kein Vorwurf der Poesie seyn können; und dennoch hat Homer die äußerste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und sie nach ihren Theilen neben einander geschildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente nicht eben sowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das, aber hierin liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn, aufhört, wird sie dem Dichter brauchbar; und was er für sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns in Ermangelung rein angenehmer Empfindungen unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten erfordert.[1] Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu krall und zu schneidend seyn muß, daß die Oppositа, um in der Sprache der Maler fortzufahren, von der Art seyn müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfratze, das *Γελοιον* seiner lehrreichen Mährchen, vermittelst der Ungestaltheit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele sind wie Oel und Essig, die, wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennt bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen, jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdann fließen Verdruß und Wohlgefallen in einander, aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter seyn, als der schöne und gesunde Wicherley den seinen. — So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beide mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit hegt; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwätzes: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das *Ου φθαρτικον*, welches Aristoteles[2] unumgänglich zu dem Lächerlichen verlangt; so wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contrast von keiner Wichtigkeit seyn, und uns nicht sehr interessiren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem Thersites selbst seine hämische Verkleinerung des Agamemnons theurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieses Scheusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein größeres Uebel scheint, als alle

[1] Iliad. *Γ* v. 210. 211.

[1] Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn. Th. II. S. 28.
[2] De Poetica cap. V.

ſeine Gebrechen und Laſter. Um die Erfahrung hiervon zu machen, leſe man ſein Ende bei dem Quintus Calaber.[1] Achilles bedauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, ſo tapfer vergoſſen, fordert die Hochachtung und das Mitleid des Helden, und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der ſchmähſüchtige Therſites macht ihm dieſe Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wolluſt, die auch den wackerſten Mann zu Unſinnigkeiten verleite,

— — — ἠτ' ἀφρονα φωτα τιθησι
Και πινυτον περ ἐοντα. — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu verſetzen, ſchlägt er ihn ſo unſanft zwiſchen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halſe ſtürzen. Zu grauſam! Der jachzornige mörderiſche Achilles wird mir verhaßter, als der tückiſche knurrende Therſites; das Freudengeſchrei, welches die Griechen über dieſe That erheben, beleidigt mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der ſchon das Schwert zuckt, ſeinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Therſites auch mein Anverwandter iſt, ein Menſch.

Geſetzt aber gar, die Verhetzungen des Therſites wären in Meuterei ausgebrochen, das aufrühreriſche Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte ſeine Heerführer verrätheriſch zurückgelaſſen, die Heerführer wären hier einem rachſüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgericht über Flotte und Volk ein gänzliches Verderben verhangen: wie würde uns alsdann die Häßlichkeit des Therſites erſcheinen? Wenn unſchädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, ſo iſt ſchädliche Häßlichkeit allezeit ſchrecklich. Ich weiß dieſes nicht beſſer zu erläutern, als mit ein paar vortrefflichen Stellen des Shakeſpeare. Edmund, der Baſtard des Grafen von Gloſter im König Lear, iſt kein geringerer Böſewicht, als Richard, Herzog von Gloceſter, der ſich durch die abſcheulichſten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen Richard der Dritte beſtieg. Aber wie kommt es, daß jener bei weitem nicht ſo viel Schaudern und Entſetzen erweckt, als dieſer? Wenn ich den Baſtard ſagen höre:[2]

Thou, Nature, art my Goddess, to thy Law
My Services are bound; wherefore should I
Stand in the Plage of Custom, and permit
The curtesie of Nations to deprive me,
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?
When my dimensions are as well compact,
My mind as gen'rous, and my shape as true
As honest Madam's Issue? Why brand they thus
With base? with baseness? bastardy, base? base?
Who, in the lusty stealth of Nature, take
More composition and fierce quality,
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,
Go to creating a whole tribe of Fops,
Got 'tween a-sleap and wake?

ſo höre ich einen Teufel, aber ich ſehe ihn in der Geſtalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Gloceſter ſagen:[1]

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,
Nor made to court an am'rous looking-glass,
I, that am rudely stampt, and want Love's Majesty,
To strut before a wanton, ambling Nymph;
I, that am curtail'd of this fair proportion,
Cheated of feature by dissembling nature,
Deform'd, unfinish'd, sent before my time
Into this breathing world, scarce half made up,
And that so lamely and unfashionably,
That dogs bark at me, as I halt by them:
Why I (in this weak piping time of Peace)
Have no delight to pass away the time;
Unless to spy my shadow in the sun,
And descant on mine own deformity.
And therefore, since I cannot prove a Lover,
To entertain these fair well-spoken days,
I am determined, to prove a Villain!

ſo höre ich einen Teufel und ſehe einen Teufel, in einer Geſtalt, die der Teufel allein haben ſollte.

XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen; welchen Gebrauch iſt dem Maler davon zu machen vergönnt?

Die Malerei, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malerei, als ſchöne Kunſt, will ſie nicht ausdrücken. Als jener gehören ihr alle ſichtbare Gegenſtände zu; als dieſe ſchließt ſie ſich nur auf diejenigen ſichtbaren Gegenſtände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen auch nicht die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein ſcharfſinniger Kunſtrichter[2] hat dieſes bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorſtellungen der Furcht," ſagt er, „der Traurig„keit, des Schreckens, des Mitleids u. ſ. w. können nur „Unluſt erregen, in ſo weit wir das Uebel für wirklich „halten. Dieſe können alſo durch die Erinnerung, daß es „ein künſtlicher Betrug ſey, in angenehme Empfindungen „aufgelöst werden. Die widrige Empfindung des Eckels „aber erfolgt vermöge des Geſetzes der Einbildungkraft „auf die bloße Vorſtellung in der Seele, der Gegenſtand „mag für wirklich gehalten werden oder nicht. Was hilft's „dem beleidigten Gemüthe alſo, wenn ſich die Kunſt der „Nachahmung noch ſo ſehr verräth? Ihre Unluſt entſprang „nicht aus der Vorausſetzung, daß das Uebel wirklich ſey,

[1] Paralipom. lib. I. v. 720—778.
[2] King Lear. Act. I. Sc. VI.

[1] The Life and Death of Richard III Act. I. Sc. I.
[2] Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Th. V. S. 102.

„ſondern aus der bloßen Vorſtellung deſſelben, und dieſe „iſt wirklich da. Die Empfindungen des Eckels ſind alſo „allezeit Natur, niemals Nachahmung.“

Eben dieſes gilt von der Häßlichkeit der Formen. Dieſe Häßlichkeit beleidigt unſer Geſicht, widerſteht unſerm Geſchmack an Ordnung und Uebereinſtimmung, und erweckt Abſcheu, ohne Rückſicht auf die wirkliche Exiſtenz des Gegenſtandes, an welchem wir ſie wahrnehmen. Wir mögen den Therſites weder in der Natur noch im Bilde ſehen; und wenn ſchon ſein Bild weniger mißfällt, ſo geſchieht dieſes doch nicht deßwegen, weil die Häßlichkeit ſeiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu ſeyn aufhört, ſondern weil wir das Vermögen beſitzen, von dieſer Häßlichkeit zu abſtrahiren, und uns bloß an der Kunſt des Malers zu vergnügen. Aber auch dieſes Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunſt angewendet worden, und dieſe Ueberlegung wird ſelten fehlen, die Geringſchätzung des Künſtlers nach ſich zu ziehen.

Ariſtoteles giebt eine andere Urſache an,[1] warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken; auch in der getreueſten Abbildung Vergnügen gewähren, die allgemeine Wißbegierde des Menſchen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, τι ἑκαστον, was ein jedes Ding iſt, oder wenn wir daraus ſchließen können, ὁτι οὑτος ἐκεινος, daß es dieſes oder jenes iſt. Allein auch hieraus folgt, zum Beſten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unſerer Wißbegierde entſpringt, iſt momentan, und dem Gegenſtande, über welchen ſie befriedigt wird, nur zufällig; das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenſtande, der es erweckt, weſentlich. Wie kann alſo jenes dieſem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beſchäftigung, welche uns die Bemerkung der Aehnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit beſiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, deſto mehr ſtelle ich mich dieſer Wirkung bloß, ſo daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verſchwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beiſpielen, welche Ariſtoteles giebt, zu urtheilen, ſcheint es, als habe er auch ſelbſt die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenſtänden rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Dieſe Beiſpiele ſind reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn ſie auch nicht häßlich ſind; und dieſes Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit iſt es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöst wird. So auch mit den Leichnamen; das ſchärfere Gefühl des Mitleids, die ſchreckliche Erinnerung an unſere eigene Vernichtung iſt es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenſtande macht; in der Nachahmung aber verliert jenes Mitleid durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieſer fatalen Erinnerung kann uns ein Zuſatz von ſchmeichelhaften Umſtänden entweder gänzlich abziehen, oder ſich ſo unzertrennlich mit ihr vereinen, daß wir mehr wünſchenswürdiges als ſchreckliches darin zu bemerken glauben.

Da alſo die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche ſie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen iſt, welche ſich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und für ſich ſelbſt kein Vorwurf der Malerei, als ſchöner Kunſt ſeyn kann: ſo käme es noch darauf an, ob ſie ihr nicht eben ſo wohl wie der Poeſie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verſtärken, nützlich ſeyn könne.

Darf die Malerei zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen ſich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, ſo geradezu mit Nein hierauf zu antworten. Es iſt unläugbar, daß unſchädliche Häßlichkeit auch in der Malerei lächerlich werden kann, beſonders wenn eine Affectation nach Reiz und Anſehen damit verbunden wird. Es iſt eben ſo unſtreitig, daß ſchädliche Häßlichkeit, ſo wie in der Natur, alſo auch im Gemälde Schrecken erweckt, und daß jenes Lächerliche und dieſes Schreckliche, welches ſchon für ſich vermiſchte Empfindungen ſind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß dem ungeachtet ſich die Malerei hier nicht völlig mit der Poeſie in gleichem Falle befindet. In der Poeſie, wie ich angemerkt, verliert die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexiſtirenden Theile in ſucceſſive, ihre widrige Wirkung faſt gänzlich; ſie hört von dieſer Seite gleichſam auf, Häßlichkeit zu ſeyn, und kann ſich daher mit andern Erſcheinungen deſto inniger verbinden, um eine neue beſondere Wirkung hervorzubringen. In der Malerei hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beiſammen, und wirkt nicht viel ſchwächer, als in der Natur ſelbſt. Unſchädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den erſten Augenblicken poſſirlich war, wird in der Folge bloß abſcheulich. Nicht anders geht es mit der ſchädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert ſich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieſes überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Epiſode des Therſites aus der Reihe ſeiner Homeriſchen Gemälde wegzulaſſen. Aber hat man darum auch Recht, ſie aus dem Homer ſelbſt wegzuwünſchen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von ſonſt ſehr richtigem und feinem Geſchmacke, dieſer Meinung iſt.[1] Ich verſpare es

[1] De Poetica cap. IV.

[1] Klotzii Epistolae Homericae, p. 33. et seq.

auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

XXV.

Auch der zweite Unterschied, welchen der angeführte Kunstrichter zwischen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äußert sich bei der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erweckt.

„Andere unangenehme Leidenschaften, sagt er,[1] kön„nen außer der Nachahmung, in der Natur selbst, dem „Gemüthe öfters schmeicheln, indem sie niemals reine Un„lust erregen, sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust „vermischen. Unsere Furcht ist selten von aller Hoffnung „entblößt; der Schrecken belebt alle unsere Kräfte, der Ge„fahr auszuweichen; der Zorn ist mit der Begierde sich zu „rächen, die Traurigkeit mit der angenehmen Vorstellung „der vorigen Glückseligkeit verknüpft, und das Mitleiden „ist von den zärtlichen Empfindungen der Liebe und Zu„neigung unzertrennlich. Die Seele hat die Freiheit, sich „bald bei dem vergnüglichen, bald bei dem widrigen Theile „einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermischung „von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender ist, „als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig „Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet „zu haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zor„nigen sein Zorn, dem Traurigen sein Unmuth lieber ist, „als alle freudige Vorstellungen, dadurch man ihn zu be„ruhigen gedenkt? Ganz anders aber verhält es sich mit „dem Eckel und den ihm verwandten Empfindungen. Die „Seele erkennt in demselben keine merkliche Vermischung „von Lust. Das Mißvergnügen gewinnt die Oberhand, „und daher ist kein Zustand, weder in der Natur noch in „der Nachahmung zu erdenken, in welchem das Gemüth „nicht von diesen Vorstellungen mit Widerwillen zurück„weichen sollte."

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst noch andere mit dem Eckel verwandte Empfindungen erkennt, die gleichfalls nichts als Unlust gewähren; welche kann ihm näher verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den Formen? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachahmung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erdenken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorgfältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des Eckels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form begleitet, ist Eckel, nur in einem geringern Grade. Dieses streitet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den Geruch und das Gefühl, dem Eckel ausgesetzt zu seyn glaubt. „Jene beide, sagt er, durch eine über„mäßige Süßigkeit, und dieses durch eine allzugroße Weich„heit der Körper, die den berührenden Fibern nicht genug„sam widerstehen. Diese Gegenstände werden sodann auch „dem Gesichte unerträglich, aber bloß durch die Association „der Begriffe, indem wir uns des Widerwillens erinnern, „den sie dem Geschmacke, dem Geruche oder dem Gefühle „verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt es keine Ge„genstände des Eckels für das Gesicht." Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermal in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gepletschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabei empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kommt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabei fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darin zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen und mit ihnen zugleich eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigem gerührt werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet seyn.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Häßliche an und für sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Malerei werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigstens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nämlichen vermischten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärkt.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bei dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach.[1]

[1] Ebendaselbst. S. 103.

[1] Nubes v. 170—174.

ΜΑΘ. Προην δε γε γνωμην μεγαλην αφηρεθη
Υπ' ασκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.
ΜΑΘ. Ζητουντος αυτου της σεληνης τας οδους
Και τας περιφορας, ειτ' ανω κεχηνοτος
Απο της οροφης νυκτωρ γαλεωτης κατεχεσεν.
ΣΤΡ. Ηδιστην γαλεωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

Man laſſe es nicht eckelhaft ſeyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche iſt verſchwunden. Die drolligſten Züge von dieſer Art hat die Hottentottiſche Erzählung, Tquaſſouw und Knonmquaiha, in dem Kenner, einer engliſchen Wochenſchrift voller Laune, die man dem Lord Cheſterfield zuſchreibt. Man weiß, wie ſchmutzig die Hottentotten ſind, und wie vieles ſie für ſchön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abſcheu erweckt. Ein gequetſchter Knorpel von Naſe, ſchlappe bis auf den Nabel herabhangende Brüſte, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Ruß an der Sonne durchbeizt, die Haarlocken von Schmeer triefend, Füße und Arme mit friſchem Gedärme umwunden: dieß denke man ſich an dem Gegenſtande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edlen Sprache des Ernſtes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte ſich des Lachens![1]

Mit dem Schrecklichen ſcheint ſich das Eckelhafte noch inniger vermiſchen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, iſt nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin[2] mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit beim Heſiodus,[3] das *Της εκ μεν ρινων μυξαι ρεον;* doch mich dünkt, nicht ſowohl weil es ein eckler Zug iſt, als weil es ein bloß eckler Zug iſt, der zum Schrecklichen nichts beiträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel (*μακροι δ' ονυχες χειρεσσιν υπησαν*) ſcheint er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl ſind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fließende Naſe. Aber die langen Nägel ſind zugleich ſchrecklich; denn ſie ſind es, welche die Wangen zerfleiſchen, daß das Blut davon auf die Erde rinnt:

— — — — εκ δε παρειων
Αιμ' απελειβετ' εραζε — — —

Hingegen eine fließende Naſe iſt weiter nichts als eine fließende Naſe; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man leſe bei dem Sophokles die Beſchreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da iſt nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu ſehen, außer eine zertretene Streu von dürren Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des kranken verlaſſenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieſes traurige fürchterliche Gemälde? Mit einem Zuſatze von Eckel. „Ha!" fährt Neoptolem auf einmal zuſammen, „hier trockenen zerriſſene Lappen, voll „Blut und Eiter!"[1]

ΝΕ. Ορω κενην οικησιν ανθρωπων διχα.
ΟΔ. Ουδ' ενδον οικοποιος εξι τις τροφη;
ΝΕ. Στειπτη γε φυλλας ως εναυλιζοντι τω.
ΟΔ. Τα δ' αλλ' ερημα, κουδεν εσθ' υποζυγον;
ΝΕ. Αντοξυλον γ' εκπωμα, φαυλουργου τινος
Τεχνηματ' ανδρος, και πυρει' ομου ταδε.
ΟΔ. Κεινον το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.
ΝΕ. Ιου, ιου· και ταυτα γ' αλλα θαλπεται
Ρακη, βαρειας τον νοσηλειας πλεα.

So wird auch beim Homer der geſchleifte Hektor, durch das von Blut und Staub entſtellte Geſicht, und zuſammenverklebte Haar,

Squallentem barbam et concretos sanguine crines,

(wie es Virgil ausdrückt[2]) ein edler Gegenſtand, aber eben dadurch um ſo viel ſchrecklicher, um ſo viel rührender. Wer kann die Strafe des Marſyas, beim Ovid, ſich ohne Empfindung des Eckels denken?[3]

Clamanti cutis est summos derepta per artus:
Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:
Detectique patent nervi: trepidaeque sine ulla
Pelle micant venae: salientia viscera possis,
Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an ſeiner Stelle iſt? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche iſt ſelbſt in der Natur, wenn unſer Mitleid dabei intereſſirt wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häufen. Doch dieſes muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schrecklichem giebt, zu dem der Weg dem Dichter faſt einzig und allein durch das Eckelhafte offen ſteht. Es iſt

[1] The Connoisseur, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der Knonmquaiha heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jelty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunſt bei, ſo viel Reize in ihr vortheilhafteſt Licht zu ſetzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with soot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays of the sun: her locks were clotted with molted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the sable curtain of the night bespangled with stars, she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkbingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zuſammengebung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites to the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

[2] *Περι Υψους, τμημα ῆ*, p. 15. edit. T. Fabri.

[3] Scut. Hercul. v. 266.

[1] Philoct. v. 31—39.

[2] Aeneid. lib. II. v. 277.

[3] Metamorph. VI. v. 397.

das Schreckliche des Hungers. Selbſt im gemeinen Leben drücken wir die äußerſte Hungersnoth nicht anders als durch die Erzählungen aller der unnahrhaften, ungeſunden und beſonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriedigt werden müſſen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers ſelbſt in uns erregen kann, ſo nimmt ſie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichſten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieſes ſucht ſie zu erregen, um uns aus der Unluſt deſſelben ſchließen zu laſſen, wie ſtark jene Unluſt ſeyn müſſe, bei der wir die gegenwärtige gern aus der Acht ſchlagen würden. Ovid ſagt von der Oreade, welche Ceres an den Hunger abſchickte: [1]

Hanc (famem) procul ut vidit — —
— refert mandata deae, paulumque morata;
Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,
Visa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger ſelbſt wäre, hat dieſe anſteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräuel, und Eckel, kann er empfinden laſſen, aber keinen Hunger. Dieſen Gräuel hat Ovid in dem Gemälde der Fames nicht geſpart, und in dem Hunger des Ereſichthons ſind ſowohl bei ihm als bei dem Kallimachus [2] die eckelhaften Züge die ſtärkſten. Nachdem Ereſichthon alles aufgezehrt und auch der Opferkuh nicht verſchont hatte, die ſeine Mutter der Veſta aufſütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Katzen herfallen, und auf den Straßen die Brocken und ſchmutzigen Ueberbleibſel von fremden Tiſchen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Ἐξια ἐτρεφε ματηρ,
Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,
Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —
Και τοθ' ὁ τω βασιληος ἐνι τριοδοισι καθηζο
Αιτιζων ἀκολως τε και ἐμβολα λυματα δαιτος —

Und Ovid läßt ihn zuletzt die Zähne in ſeine eigene Glieder ſetzen, um ſeinen Leib mit ſeinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem
Materiam — — — — —
Ipse suos artus lacero divellere morsu
Coepit; et infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen ſo ſtinkend, ſo unfläthig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speiſen bewirken ſollte, deſto ſchrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beim Apollonius: [3]

Τυτθον δ' ἠν αρα δη ποτ' ἐδητυος ἀμμι λιπωσι,
Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.
Ου κε τις ουδε μιννυθα βροτων ἀνσχοιτο πελασσας,
Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κηρ εἰη.
Αλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη
Μιμνειν, και μιμνοντα κακη ἐν γαστερι θεσθαι.

[1] Ibid. lib. VIII. v. 809.
[2] Hym. in Cererem v. 111—116.
[3] Argonaut. lib. II. v. 228—233.

Ich möchte gerne aus dieſem Geſichtspuncte die eckele Einführung der Harpyen beim Virgil entſchuldigen; aber es iſt kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den ſie verurſachen, ſondern nur ein inſtehender, den ſie prophezeihen; und noch dazu löst ſich die ganze Prophezeihung endlich in ein Wortſpiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geſchichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteſte, gräßlichſte Stellung, in die er ihn mit ſeinem ehemaligen Verfolger in der Hölle ſetzt; ſondern auch die Verhungerung ſelbſt iſt nicht ohne Züge des Eckels, der uns beſonders da ſehr merklich überfällt, wo ſich die Söhne dem Vater zur Speiſe anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauſpiele von Beaumont und Fletcher anführen, die ſtatt aller andern Beiſpiele hätte ſeyn können, wenn ich ſie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. [1]

[1] The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein franzöſiſcher Seeräuber wird mit ſeinem Schiffe an eine wüſte Inſel verſchlagen. Habſucht und Neid entzweien ſeine Leute, und ſchaffen ein paar Elenden, welche auf dieſer Inſel geraume Zeit der äußerſten Noth ausgeſetzt geweſen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu ſtechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln ſonach auf einmal beraubt, ſehen jene Nichtswürdige gar bald den ſchmählichſten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern ſeinen Hunger und ſeine Verzweiflung folgendergeſtalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!
How my empty Guts cry out! My wounds ake,
Would they would bleed again, that I might get
Something to quench my thirst.
FRANVILLE. O Lamure, the Happiness my dogs had
When I kept house at home! They had a storehouse,
A storehouse of most blessed bones and crusts,
Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —
LAMURE. How now, what news?
MORILLAR. Hast any Meat yet?
FRANVILLE. Not a bit that I can see;
Here be goodly quarries, but they be cruel hard
To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,
Very good thick mud: but it stinks damnably,
There's old rotten trunks of trees too,
But not a leaf nor blossom in all the island.
LAMURE. How it looks!
MORILLAR. It stinks too.
LAMURE. It may be poison.
FRANVILLE. Let it be any thing;
So I can get it down. Why Man,
Poison's a princely dish.
MORILLAR. Hast thou no bisket?
No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,
Give me but three small crumbs.
FRANVILLE. Not for three Kingdoms,
If I were Master of 'em. Oh, Lamure,
But one poor joint of Mutton, we ha' scorn'd, Man.
LAMURE. Thou speack'st of Paradise;
Or but the snuffs of those Healths,
We have lewdly at midnight flang away.
MORILLAR. Ah! but to lick the glasses.

Doch alles dieſes iſt noch nichts gegen den folgenden Auftritt, wo der Schiffschirurgus dazu kommt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What
Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.
SURGEON. I am expiring,
Smile they that can. I can find nothing, Gentlemen,
Here 's nothing can be meat, without a miracle.
Oh that I had my boxes and my lints now,

Ich komme auf die eckelhaften Gegenſtände in der Malerei. Wenn es auch ſchon ganz unſtreitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenſtände für das Geſicht gäbe, von welchen es ſich von ſich ſelbſt verſtünde, daß die Malerei, als ſchöne Kunſt, ihrer entſagen würde: ſo müßte ſie dennoch die eckelhaften Gegenſtände überhaupt vermeiden, weil die Verbindung der Begriffe ſie auch dem Geſichte eckel macht. Pardenone läßt in einem Gemälde von dem Begräbniſſe Chriſti einen von den Anweſenden die Naſe ſich zuhalten. Richardſon mißbilligt dieſes deßwegen,[1] weil Chriſtus noch nicht ſo lange todt geweſen, daß ſein Leichnam in Fäulung übergehen können. Bei der Auferweckung des Lazarus hingegen, glaubt er, ſey es dem Maler erlaubt, von den Umſtehenden einige ſo zu zeigen, weil es die Geſchichte ausdrücklich ſage, daß ſein Körper ſchon gerochen habe. Mich dünkt dieſe Vorſtellung auch hier unerträglich; denn nicht bloß der wirkliche Geſtank, auch ſchon die Idee des Geſtankes erweckt Eckel. Wir fliehen ſtinkende Orte, wenn wir ſchon den Schnupfen haben. Doch die Malerei will das Eckelhafte nicht des Eckelhaften wegen, ſie will es, ſo wie die Poeſie, um das Lächerliche und Schreckliche dadurch zu verſtärken. Auf ihre Gefahr! Was ich aber von dem Häßlichen in dieſem Falle angemerkt habe, gilt von dem Eckelhaften um ſo viel mehr. Es verliert in einer ſichtbaren Nachahmung von ſeiner Wirkung ungleich weniger, als in einer hörbaren; es kann ſich alſo auch dort mit den Beſtandtheilen des Lächerlichen und Schrecklichen weniger innig vermiſchen, als hier; ſobald die Ueberraſchung vorbei, ſobald der erſte gierige Blick geſättigt, trennt es ſich wiederum gänzlich und liegt in ſeiner eigenen cruden Geſtalt da.

XXVI.

Des Herrn Winkelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums iſt erſchienen. Ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieſes Werk geleſen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln, kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt findet. Auch die Alten kannten die Bande, welche die Malerei und Poeſie mit einander verknüpfen, und ſie werden ſie nicht enger zugezogen haben, als es beiden zuträglich iſt. Was ihre Künſtler gethan, wird mich lehren, was die Künſtler überhaupt thun ſollen; und wo ſo ein Mann die Fackel der Geſchichte vorträgt, kann die Speculation kühnlich nachtreten.

Man pflegt in einem wichtigen Werke zu blättern, ehe man es ernſtlich zu leſen anfängt. Meine Neugierde war, vor allen Dingen des Verfaſſers Meinung von dem Laokoon zu wiſſen; nicht zwar von der Kunſt des Werkes, über welche er ſich ſchon anderwärts erklärt hat, als nur von dem Alter deſſelben. Wem tritt er darüber bei? Denen, welchen Virgil die Gruppe vor Augen gehabt zu haben ſcheint? Oder denen, welche die Künſtler dem Dichter nacharbeiten laſſen?

Es iſt ſehr nach meinem Geſchmacke, daß er von einer gegenſeitigen Nachahmung gänzlich ſchweigt. Wo iſt die abſolute Nothwendigkeit derſelben? Es iſt gar nicht unmöglich, daß die Aehnlichkeiten, die ich oben zwiſchen dem poetiſchen Gemälde und dem Kunſtwerke in Erwägung gezogen habe, zufällige und nicht vorſätzliche Aehnlichkeiten ſind; und daß das eine ſo wenig das Vorbild des andern geweſen, daß ſie auch nicht einmal beide einerlei Vorbild gehabt zu haben brauchen. Hätte indeß auch ihn ein Schein dieſer Nachahmung geblendet, ſo würde er ſich für die erſtern haben erklären müſſen. Denn er nimmt an, daß der Laokoon aus den Zeiten ſey, da ſich die Kunſt unter den Griechen auf dem höchſten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Großen.

„Das gütige Schickſal, ſagt er,[1] welches auch über „die Künſte bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller „Welt zum Wunder ein Werk aus dieſer Zeit der Kunſt „erhalten, zum Beweiſe von der Wahrheit der Geſchichte „von der Herrlichkeit ſo vieler vernichteten Meiſterſtücke. „Laokoon, nebſt ſeinen beiden Söhnen, vom Ageſander, „Apollodorus [2] und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, „iſt nach aller Wahrſcheinlichkeit aus dieſer Zeit, ob man „gleich dieſelbe nicht beſtimmen, und wie einige gethan „haben, die Olympias, in welcher dieſe Künſtler geblüht „haben, angeben kann.

In einer Anmerkung ſetzt er hinzu: „Plinius meldet „kein Wort von der Zeit, in welcher Ageſander und die „Gehülfen an ſeinem Werke gelebt haben; Maffei aber, in „der Erklärung aller Statuen, hat wiſſen wollen, daß dieſe „Künſtler in der achtundachtzigſten Olympias geblüht haben, „und auf deſſen Wort haben andere, als Richardſon, nach„geſchrieben. Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus

My stupes, my tents, and those sweet helps of Nature,
What dainty dishes could I make of 'em.
MORILLAR. Hast ne'er an old suppository?
SURGEON. Oh would I had, Sir.
LAMURE. Or but the paper where such a cordial
Potion, or pills bath been entomb'd.
FRANVILLE. Or the best bladder where a cooling-glister —
MORILLAR. Hast thou no searcloths left?
Nor any old pultesses?
FRANVILLE. We care not to what it hath been ministred.
SURGEON. Sure I have none of these dainties, Gentlemen.
FRANVILLE. Where's the great wen
Thou cut'st from Hugh the sailor's shoulder?
That would serve now for a most princely Banquet.
SURGEON. Ay if we had it, Gentlemen.
I flung it over-bord, Slave that I was.
LAMURE. A most improvident Villain.

[1] Richardson de la Peinture T. I. p. 74.

[1] Geſchichte der Kunſt S. 347.

[2] Nicht Apollodorus, ſondern Polydorus. Plinius iſt der einzige, der dieſe Künſtler nennt, und ich wüßte nicht, daß die Handſchriften in dieſem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß ſonſt angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben leſen alle Polydorus. Herr Winkelmann muß ſich in dieſer Kleinigkeit bloß verſchrieben haben.

„unter des Polycletus Schülern für einen von unſern „Künſtlern genommen, und da Polycletus in der ſieben„undachtzigſten Olympias geblüht, ſo hat man ſeinen ver„meinten Schüler eine Olympias ſpäter geſetzt; andere „Gründe kann Maffei nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabei bewenden, dieſen vermeinten Grund des Maffei bloß anzuführen? Widerlegt er ſich von ſich ſelbſt? Nicht ſo ganz. Denn wenn er auch ſchon von keinen andern Gründen unterſtützt iſt, ſo macht er doch ſchon für ſich ſelbſt eine kleine Wahrſcheinlichkeit, wo man nicht ſonſt zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus, der Gehülfe des Ageſander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieſelbe Perſon können geweſen ſeyn. Zum Glücke läßt ſich dieſes zeigen, und zwar aus ihrem verſchiedenen Vaterlande. Der erſte Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugniſſe des Pauſanias,[1] aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugniſſe des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Abſicht dabei gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beifügung dieſes Umſtandes, nicht unwiderſprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müſſen ihm die Gründe, die er aus der Kunſt des Werks, nach ſeiner unſtreitigen Kenntniß, zieht, von ſolcher Wichtigkeit geſchienen haben, daß er ſich unbekümmert gelaſſen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrſcheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennt ohne Zweifel in dem Laokoon zu viele von den argutiis,[2] die dem Lyſippus ſo eigen waren, mit welchen dieſer Meiſter die Kunſt zuerſt bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor derſelben Zeit halten ſollte.

Allein, wenn es erwieſen iſt, daß der Laokoon nicht älter ſeyn kann, als Lyſippus, iſt dadurch auch zugleich erwieſen, daß er ungefähr aus ſeiner Zeit ſeyn müſſe? daß er unmöglich ein weit ſpäteres Werk ſeyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunſt in Griechenland, bis zum Anfange der römiſchen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum ſinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wetteifers ſeyn können, welchen die verſchwenderiſche Pracht der erſten Kaiſer unter den Künſtlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Ageſander und ſeine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arceſilaus, eines Paſiteles, eines Poſidonius, eines Diogenes ſeyn? Wurden nicht die Werke auch dieſer Meiſter zum Theil dem Beſten, was die Kunſt jemals hervorgebracht hatte, gleich geſchätzt? Und wenn noch ungezweifelte Stücke von ſelbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und ließe ſich aus nichts ſchließen, als aus ihrer Kunſt, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er ſie nicht eben ſowohl in jene Zeiten ſetzen zu müſſen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu ſeyn achtet?

Es iſt wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künſtler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zuſammenhang der ganzen Stelle ſchließen ſollte, ob er ſie mehr unter die alten oder unter die neuern Artiſten gerechnet wiſſen wollen: ſo bekenne ich, daß ich für das letztere eine größere Wahrſcheinlichkeit darin zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den älteſten und größten Meiſtern in der Bildhauerkunſt, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher geſprochen, und hierauf die übrigen, beſonders ſolche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologiſche Ordnung namhaft gemacht, ſo fährt er folgender Geſtalt fort:[1] Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus et picturae et statuariae artis praeponendum. Ex uno lapide eum et liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, et singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, et Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künſtlern, welche in dieſer Stelle genannt werden, iſt Diogenes von Athen derjenige, deſſen Zeitalter am unwiderſprechlichſten beſtimmt iſt. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgeziert; er hat alſo unter dem Auguſtus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweiten Pythodorus und Artemons, ſo wie des Aphrodiſius Trallianus, eben ſo unwiderſprechlich beſtimmt finden. Er ſagt von ihnen: Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis. Ich frage: kann dieſes wohl nur ſo viel heißen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Paläſte der Kaiſer angefüllt geweſen? In dem Verſtande nämlich, daß die Kaiſer ſie überall zuſammen ſuchen und nach Rom in ihre Wohnungen verſetzen laſſen? Gewiß nicht. Sondern ſie müſſen ihre Werke ausdrücklich für dieſe Paläſte der Kaiſer gearbeitet, ſie müſſen zu den Zeiten dieſer Kaiſer gelebt haben. Daß es ſpäte Künſtler geweſen, die nur in Italien gearbeitet, läßt ſich auch ſchon

[1] *Αθηνοδωρος δε και Λαμιας — ουτοι δε Αρκαδες εισιν εκ Κλειτορος.* Phoc. cap. 9 p. 819. Edit. Kuh.

[2] Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653. Edit. Hard.

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

daher ſchließen, weil man ihrer ſonſt nirgends gedacht findet. Hätten ſie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, ſo würde Pauſanias ein oder das andere Werk von ihnen geſehen und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kommt zwar bei ihm vor,[1] allein Harduin hat ſehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pauſanias nennt die Bildſäule der Juno, die er von der Arbeit des erſtern zu Koronea in Böotien ſah, ἀγαλμα ἀρχαιον, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meiſter giebt, die in den allererſten und rauheſten Zeiten der Kunſt, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken ſolcher Art werden die Kaiſer gewiß nicht ihre Paläſte ausgeziert haben. Noch weniger iſt auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens ſey, deſſen Plinius an einer andern Stelle gedenkt. Name und Name geben nur eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt iſt, der natürlichen Auslegung einer unverfälſchten Stelle Gewalt anzuthun.

Iſt es aber ſonach außer allem Zweifel, daß Craterus und Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kaiſern gelebt, deren Paläſte ſie mit ihren trefflichen Werken angefüllt: ſo dünkt mich, kann man auch denjenigen Künſtlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergeht. Und dieſes ſind die Meiſter des Laokoon. Man überlege es nur: wären Ageſander, Polydorus und Athenodorus ſo alte Meiſter, als wofür ſie Herr Winkelmann hält; wie unſchicklich würde ein Schriftſteller, dem die Präciſion des Ausdrucks keine Kleinigkeit iſt, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneueſten Meiſter ſpringen müßte, dieſen Sprung mit einem gleicher Geſtalt thun?

Doch man wird einwenden, daß ſich dieſes Similiter nicht auf die Verwandtſchaft in Anſehung des Zeitalters, ſondern auf einen andern Umſtand beziehe, welchen dieſe in Betrachtung der Zeit ſo unähnliche Meiſter, mit einander gemein gehabt hätten. Plinius rede nämlich von ſolchen Künſtlern, die in Gemeinſchaft gearbeitet, und wegen dieſer Gemeinſchaft unbekannter geblieben wären, als ſie verdienten. Denn da keiner ſich die Ehre des gemeinſchaftlichen Werks allein anmaßen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen zu weitläufig geweſen wäre: (quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt) ſo wären ihre ſämmtliche Namen darüber vernachläſſigt worden. Dieſes ſey den Meiſtern des Laokoons, dieſes ſey ſo manchen andern Meiſtern widerfahren, welche die Kaiſer für ihre Paläſte beſchäftigt hätten.

Ich gebe dieſes zu. Aber auch ſo noch iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß Plinius nur von neuern Künſtlern ſprechen wollen, die in Gemeinſchaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meiſter des Laokoons erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieſes Timarchides, von welchen ein gemeinſchaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war.[1] Herr Winkelmann ſagt ſelbſt, daß man von dergleichen ältern Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne.[2] Und Plinius ſollte ſich nur auf die einzigen Ageſander, Polydorus und Athenodorus beſonnen haben, wenn er ſich nicht ausdrücklich nur auf die neueſten Zeiten hätte einſchränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um ſo viel wahrſcheinlicher, je mehrere und größere Unbegreiflichkeiten ſich daraus erklären laſſen, ſo iſt es die, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kaiſern geblüht haben, gewiß in einem ſehr hohen Grade. Denn hätten ſie in Griechenland zu den Zeiten, in welche ſie Herr Winkelmann ſetzt, gearbeitet; hätte der Laokoon ſelbſt in Griechenland ehedem geſtanden: ſo müßte das tiefe Stillſchweigen, welches die Griechen von einem ſolchen Werke (opere omnibus et picturae et statuariae artis praeponendo) beobachtet hätten, äußerſt befremden. Es müßte äußerſt befremden, wenn ſo große Meiſter weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pauſanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben ſo wenig wie von dem Laokoon, zu ſehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meiſterſtück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Auguſtus wäre verfertigt worden, ſo dürfte es doch gar nicht ſonderbar ſcheinen, daß erſt Plinius ſeiner gedacht, ſeiner zuerſt und zuletzt gedacht. Denn man erinnere ſich nur, was er von einer Venus des Scopas ſagt,[3] die zu Rom in einem Tempel des Mars ſtand: quemcunque alium locum nobilitatura. Romae quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum et in magno loci silentio apta admiratio talis est.

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon ſo gerne eine Nachahmung des Virgil'ſchen Laokoons ſehen wollen, werden, was ich bisher geſagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Muthmaßung bei, die ſie gleichfalls nicht ſehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten ſie denken, war es Aſinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechiſche Künſtler ausführen ließ. Pollio war ein beſonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und ſcheint ſogar ein eigenes Werk über die Aeneis geſchrieben zu haben. Denn wo ſonſt, als in einem eigenen Werke über dieſes Gedicht, können ſo leicht die einzelnen Anmerkungen

[1] Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

[1] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 331.

[3] Plinius l. c. p. 727.

geſtanden haben, die Servius aus ihm anführt?[1] Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunſt, beſaß eine reiche Sammlung der trefflichſten alten Kunſtwerke, ließ von Künſtlern ſeiner Zeit neue fertigen, und dem Geſchmacke, den er in ſeiner Wahl zeigte, war ein ſo kühnes Stück als Laokoon vollkommen angemeſſen: [2] ut fuit acris vehementiae sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Palaſte des Titus ſtand, noch ganz unzertrennt an einem beſondern Orte beiſammen geweſen zu ſeyn ſcheint: ſo möchte dieſe Muthmaßung von ihrer Wahrſcheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus ſelbſt gethan haben, was wir dem Pollio zuſchreiben wollen?

XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meiſter des Laokoons unter den erſten Kaiſern gearbeitet haben, wenigſtens ſo alt gewiß nicht ſeyn können, als ſie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht beſtärkt, die er ſelbſt zuerſt bekannt macht. Sie iſt dieſe: [3]

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Car„dinal Alexander Albani, im Jahre 1717, in einem großen „Gewölbe, welches im Meere verſunken lag, eine Vaſe „entdeckt, welche von ſchwarz gräulichem Marmor iſt, den „man jetzt Bigio nennt, in welche die Figur eingefügt war; „auf derſelben befindet ſich folgende Inſchrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ
ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanodorus, des Ageſanders Sohn aus Rhodus, hat es „gemacht. Wir lernen aus dieſer Inſchrift, daß Vater und „Sohn am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war „auch Apollodorus (Polydorus) des Ageſanders Sohn: „denn dieſer Athanodorus kann kein anderer ſeyn als der, „welchen Plinius nennt. Es beweiſt ferner dieſe Inſchrift, „daß ſich mehr Werke der Kunſt, als nur allein drei, wie „Plinius will, gefunden haben, auf welche die Künſtler „das Wort: Gemacht, in vollendeter und beſtimmter Zeit „geſetzt, nämlich ἐποιησε, fecit: er berichtet, daß die „übrigen Künſtler aus Beſcheidenheit ſich in unbeſtimmter „Zeit ausgedrückt, ἐποιει, faciebat."

Darin wird Herr Winkelmann wenig Widerſpruch finden, daß der Athanodorus in dieſer Inſchrift kein anderer, als der Athenodorus ſeyn könne, deſſen Plinius unter den Meiſtern des Laokoons gedenkt. Athanodorus und Athenodorus iſt auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten ſich des Doriſchen Dialekts. Allein über das, was er ſonſt daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erſte, daß Athenodorus ein Sohn des Ageſanders geweſen ſey, mag hingehen. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, nur nicht unwiderſprechlich. Denn es iſt bekannt, daß es alte Künſtler gegeben, die, anſtatt ſich nach ihrem Vater zu nennen, ſich lieber nach ihrem Lehrmeiſter nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriſcus ſagt, leidet nicht wohl eine andere Auslegung. [1]

Aber wie? Dieſe Inſchrift ſoll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß ſich nicht mehr als drei Kunſtwerke gefunden, zu welchen ſich ihre Meiſter in der vollendeten Zeit, (anſtatt des ἐποιει, durch ἐποιησε) bekannt hätten? Dieſe Inſchrift? Warum ſollen wir erſt aus dieſer Inſchrift lernen, was wir längſt aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht ſchon auf der Statue des Germanicus Κλεομενης — ἐποιησε gefunden? Auf der ſogenannten Vergötterung des Homers, Αρχελαος ἐποιησε? Auf der bekannten Vaſe zu Gaeta, Σαλπιων ἐποιησε? u. ſ. w. [2]

Herr Winkelmann kann ſagen: „Wer weiß dieſes beſſer „als ich? Aber, wird er hinzuſetzen, deſto ſchlimmer für „den Plinius. Seinem Vorgeben iſt alſo um ſo öfter wider„ſprochen; es iſt um ſo gewiſſer widerlegt."

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr ſagen ließe, als er wirklich ſagen wollen? Wenn alſo die angeführten Beiſpiele, nicht das Vorgeben des Plinius, ſondern bloß das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieſes Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und ſo iſt es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in ſeiner Zueignungsſchrift an den Titus von ſeinem Werke mit der Beſcheidenheit eines Mannes ſprechen, der es ſelbſt am beſten weiß, wie viel demſelben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer ſolchen Beſcheidenheit bei den Griechen, über deren prahlende, viel verſprechende Büchertitel (inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit) er ſich ein wenig aufgehalten und ſagt: [3] Et ne in totum videar Graecos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi fingendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, et illa quoque quae mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut APELLES FACIEBAT, aut POLYCLETUS: tanquam inchoata semper arte et imperfecta: ut contra judiciorum varietates superesset artifici regressus ad veniam, velut emendaturo quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare plenum verecundiae illud est, quod omnia opera

[1] Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und beſonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte alſo wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlorenen Schriften dieſes Mannes mit einem ſolchen Werke vermehrte.

[2] Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.

[3] Geſchichte der Kunſt Th. II. S. 347.

[1] Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

[2] Man ſehe das Verzeichniß der Aufſchriften alter Kunſtwerke beim Mar. Gudius (ad Phaedri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung deſſelben vom Gronov (Praef. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Graec.) zu Rathe.

[3] Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

tanquam novissima inscripsere, et tamquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, ILLE FECIT, quae suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, et ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius: pingendi fingendique conditoribus, aufmerksam zu seyn. Plinius sagt nicht, daß die Gewohnheit, in der unvollendeten Zeit sich zu seinem Werke zu bekennen, allgemein gewesen, daß sie von allen Künstlern, zu allen Zeiten beobachtet worden; er sagt ausdrücklich, daß nur die ersten alten Meister, jene Schöpfer der bildenden Künste, pingendi fingendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet und ihre Zeitverwandte diese kluge Bescheidenheit gehabt hätten; und da er diese nur allein nennt, so giebt er stillschweigend, aber deutlich genug zu verstehen, daß ihre Nachfolger, besonders in den spätern Zeiten, mehr Zuversicht auf sich selber geäußert.

Dieses aber angenommen, wie man es annehmen muß, so kann die entdeckte Aufschrift von dem einen der drei Künstler des Laokoons ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann dem ungeachtet wahr seyn, daß, wie Plinius sagt, nur etwa drei Werke vorhanden gewesen, in deren Aufschriften sich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedient; nämlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lysippus. Aber das kann sodann seine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und seine Gehülfen Zeitverwandte des Apelles und Lysippus gewesen sind, zu welchen sie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr so schließen: Wenn es wahr ist, daß unter den Werken der ältern Künstler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieser Klasse, nur etwa drei gewesen sind, in deren Aufschriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr ist, daß Plinius diese drei Werke selbst namhaft gemacht hat, [1] so kann Athenodorus, von dem keines dieser drei Werke ist, und der sich dem ungeachtet auf seinen Werken der vollendeten Zeit bedient, zu jenen alten Künstlern nicht gehören, er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lysippus seyn, sondern er muß in spätere Zeiten gesetzt werden.

Kurz ich glaube, es ließe sich als ein sehr zuverlässiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das ἐποιησε gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Großen, kurz vor oder unter den Kaisern geblüht haben. Von dem

[1] Er verspricht wenigstens ausdrücklich, es zu thun: quae suis locis reddam. Wenn er es aber nicht gänzlich vergessen, so hat er es doch sehr im Vorbeigehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem solchen Versprechen erwartet. Wenn er z. E. schreibt: (Lib. XXXV. sect. 39) Lysippus quoque Aeginae picturae suae inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa: so ist es offenbar, daß er dieses ἐνεκαυσεν zum Beweise einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufschrift in dem Aoristo abgefaßt gewesen: so hätte es sich wohl der Mühe verlohnt, ein Wort davon mit einfließen zu lassen. Die andern zwei Werke dieser Art findet Harduin in folgender Stelle: Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo sene, cujus supra caput tabula bigae dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulae admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva aetatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.) Hier werden zwei verschiedene Gemälde beschrieben, welche Augustus in dem neuerbauten Rathhause aufstellen lassen. Das zweite ist vom Philochares, das erste vom Nicias. Was von jenem gesagt wird, ist klar und deutlich. Aber bei diesem finden sich Schwierigkeiten. Es stellte die Nemea vor, auf einem Löwen sitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; cujus supra caput tabula bigae dependet. Was heißt das? Ueber dessen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweispänniger Wagen gemalt war? Das ist noch der einzige Sinn, den man diesen Worten geben kann. Also war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beide waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier sonst zwei Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeschrieben wird? Inscripsit Nicias igitur geminae huic tabulae suum nomen in hunc modum: *O NIKIAΣ ENEKAYΣEN*; atque adeo e tribus operibus, quae absolute fuisse inscripta, ILLE FECIT, indicavit Praefatio ad Titum, duo haec sunt Niciae. Ich möchte den Harduin fragen, wenn Nicias nicht den Aoristum, sondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken wollen, daß der Meister, anstatt des γραφειν, ἐγκαιειν gebraucht hätte; würde er in seiner Sprache auch nicht noch alsdann haben sagen müssen; Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf nicht bestehen: es mag wirklich des Plinius Wille gewesen seyn, eines von den Werken, wovon die Rede ist, dadurch anzudeuten. Wer aber wird sich das doppelte Gemälde einreden lassen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte cujus supra caput tabula bigae dependet, können also nicht anders als verfälscht seyn. Tabula bigae, ein Gemälde, worauf ein zweispänniger Wagen gemalt; klingt nicht sehr Plinianisch, wenn auch Plinius schon sonst den Singularem von bigae braucht. Und was für ein zweispänniger Wagen? Etwa dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäischen Spielen gebraucht wurden, so daß dieses kleinere Gemälde in Ansehung dessen, was es vorstellte, zu dem Hauptgemälde gehört hätte? Das kann nicht seyn; denn in den Nemeäischen Spielen waren nicht zweispännige, sondern vierspännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prol. ad Nemeonicas, p. 2.) Einsmals kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anstatt des bigae vielleicht ein griechisches Wort geschrieben, welches die Abschreiber nicht verstanden; ich meine πτυχιον. Wir wissen nämlich aus einer Stelle des Antigonus Carystius, beim Zenobius (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Graec. Praef. p. 7), daß die alten Künstler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke selbst, sondern auch wohl auf besondere Täfelchen gesetzt, welche dem Gemälde oder der Statue angehangen wurden. Und ein solches Täfelchen hieß πτυχιον. Dieses griechische Wort fand sich vielleicht in einer Handschrift durch die Glosse, tabula, tabella, erklärt; und das tabula kam endlich mit in den Text. Aus πτυχιον ward bigae, und so entstand das tabula bigae. Nichts kann zu dem Folgenden besser passen, als dieses πτυχιον; denn das folgende eben ist es, was darauf stand. Die ganze Stelle wäre also zu lesen: cujus supra caput πτυχιον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse. Doch diese Correctur, ich bekenne es, ist ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbessern können, was man verfälscht zu seyn beweisen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleistet zu haben, und überlasse das erstere einer geschicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen: wenn Plinius also nur von einem Gemälde des Nicias redet, dessen Aufschrift im Aoristo abgefaßt gewesen, und das zweite Gemälde dieser Art das obige des Lysippus ist, welches ist denn nun das dritte? Das weiß ich nicht. Wenn ich es bei einem andern alten Schriftsteller finden dürfte, als bei dem Plinius, so würde ich nicht sehr verlegen seyn. Aber es soll bei dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bei diesem weiß ich es nicht zu finden.

Kleomenes ist es unstreitig; von dem Archelaus ist es höchst wahrscheinlich; und von dem Salpion kann wenigstens das Gegentheil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen, den Athenodorus nicht ausgeschlossen.

Herr Winkelmann selbst mag hierüber Richter seyn! Doch protestire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz. Wenn alle Künstler, welche ἐποίησε gebraucht, unter die späten gehören, so gehören darum nicht alle, die sich des ἐποίει bedient, unter die ältern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem großen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellt haben.

XXVIII.

Nach dem Laokoon war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit zuvor gekommen seyn. Aber ich finde nichts dergleichen bei ihm, und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das seyn, daß meine Besorgnisse nicht eingetroffen.

„Einige, sagte Herr Winkelmann,[1] machen aus dieser „Statue einen Discobolus, das ist, der mit dem Disco, „oder mit einer Scheibe von Metall wirft, und dieses war „die Meinung des berühmten Herrn von Stosch in einem „Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung „des Standes, worin dergleichen Figur will gesetzt seyn. „Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß sich mit „dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem der Wurf „geschehen soll, liegt die Kraft auf dem nächsten Schenkel, „und das linke Bein ist müßig; hier aber ist das Gegen„theil. Die ganze Figur ist vorwärts geworfen, und ruht „auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinter„wärts auf das äußerste ausgestreckt. Der rechte Arm ist „neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer „Lanze gegeben; auf dem linken Arme sieht man den Riem „von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet „man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet „sind, und daß die Figur sich mit dem Schilde vor „etwas, das von oben herkommt, zu verwahren scheint, „so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte für eine „Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem „gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hat; den „Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter „den Griechen vermuthlich niemals widerfahren, und dieses „Werk scheint älter als die Einführung der Fechter unter „den Griechen zu seyn."

[1] Gesch. der Kunst. Th. II. S. 394.

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist eben so wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bei einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth, wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beifallen, der vollkommen in dieser nämlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nämlichen Stellung setzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue ist Chabrias.

Der Beweis ist folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieses Feldherrn.[1] Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriae fidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuam fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beifall zu geben; aber ich hoffe auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheint nicht vollkommen die nämliche zu seyn, in welcher wir die Borghesische Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, ist beiden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Knie gegen das Schild stemmen und hinter demselben den Feind abwarten sollten, die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zusammen lesen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen, als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo genu,[2] scuto projectaque hasta impetum

[1] Cap. I.

[2] So sagt Statius obnixa pectora (Thebaid. lib. VI. v. 863).

— — — — rumpunt obnixa furentes
Pectora.

welches der alte Glossator des Barths durch summa vi contra nitentia erklärt. So sagt Ovid (Halievt. v. 41.) obnixa fronte, wenn er von der Meerbramse (Scaro) spricht, die sich nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanze durch die Reifen zu arbeiten sucht:

Non audet radiis obnixa occurrere fronte.

hostis excipit; sie zeigt was Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweist das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüssig seyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmt die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein, und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sey, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beifalles würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die classischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

XXIX.

Bei der unermeßlichen Belesenheit, bei den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsätzlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überließen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stoßen bei der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Malerei an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malerei handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß sich durch die bloße Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst eben so wenig wie in der Poesie erreichen lasse, daß sowohl Dichter als Maler lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das bloß mögliche wählen müsse, so setzt er hinzu: „die Möglichkeit und Wahrheit, welche „Longin von einem Maler im Gegensatze des Unglaub„lichen bei dem Dichter fordert, kann hiermit sehr wohl „bestehen.“ Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben; denn er zeigt die zwei größten Kunstrichter in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß Longin so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas ähnliches von der Beredtsamkeit und Dichtkunst, aber keineswegs von der Dichtkunst und Malerei. *Ως δ' ἑτερον τι ἡ ῥητορικη φαντασια βουλεται, και ἑτερον ἡ παρα ποιηταις, ουκ ἀν λαθοι σε*, schreibt er an seinen Terentian;[1] *οὐδ' ὁτι της μεν ἐν ποιησει τελος ἐξιν ἐκπληξις, της δ' ἐν λογοις ἐναργεια.* Und wiederum: *Ου μην ἀλλα τα μεν παρα τοις ποιηταις μυθικωτεραν ἐχει την ὑπερεκπτωσιν, και παντη το πιστον ὑπεραιρουσαν· της δε ῥητορικης φαντασιας, καλλιζον ἀει το εμπρακτον και ἐναληθες.* Nur Justinus schiebt, anstatt der Beredtsamkeit, die Malerei hier unter, und bei ihm war es, nicht bei dem Longin, wo Herr Winkelmann gelesen hatte:[2] Praesertim cum Poeticae phantasiae finis sit *ἐκπληξις*, Pictoriae vero, *ἐναργεια. Και τα μεν παρα τοις ποιηταις*, ut loquitur idem Longinus, u. s. w. Sehr wohl, Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben so gegangen seyn: „Alle Handlungen, sagt er,[3] und Stellun„gen der griechischen Figuren, die mit dem Charakter der „Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu „wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten „Künstler Parenthyrsus nannten.“ Die alten Künstler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweisen seyn. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verstehen zu geben scheint, auch nur dem einzigen Theodor eigen.[4] *Τουτῳ παρακειται τριτον τι κακιας εἰδος ἐν τοις παθητικοις, ὁπερ ὁ Θεοδωρος παρενθυρσον ἐκαλει· ἐξι δε παθος ἀκαιρον και κενον, ἐνθα μη δει παθους· ἡ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δει.* Ja ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Malerei übertragen läßt. Denn in der Beredtsamkeit und Poesie giebt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden, und nur das höchste Pathos an der unrechten Stelle ist Parenthyrsus. In der Malerei aber würde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus seyn, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äußert, noch sowohl entschuldigt werden könnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der Geschichte der Kunst bloß daher entstanden seyn, weil Herr Winkelmann in der Geschwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen selbst zu Rathe ziehen wollen. Z. E. wenn er durch Beispiele zeigen will, daß bei den Griechen alles Vorzügliche in allerlei Kunst und Arbeit besonders geschätzt worden, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Verewigung seines

[1] *Περι Υψους, τμημα ιδ'.* Edit. T. Fabri. p. 36. 39.
[2] De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.
[3] Von der Nachahmung der griech. Werke ꝛc. S. 28.
[4] *Τμημα β.*

Namens gelangen können: ſo führt er unter andern auch dieſes an: [1] „Wir wiſſen den Namen eines Arbeiters von „ſehr richtigen Wagen, oder Wageſchaalen, er hieß Par„thenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er ſich deßfalls beruft, Lances Parthenio factas, nur in dem Katalog des Junius geleſen haben. Denn hätte er den Juvenal ſelbſt nachgeſehen, ſo würde er ſich nicht von der Zweideutigkeit des Wortes lanx haben verführen laſſen, ſondern ſogleich aus dem Zuſammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageſchaalen, ſondern Teller und Schüſſeln meine. Juvenal rühmt nämlich den Catullus, daß er es bei einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher ſich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen, daß er ſeine koſtbarſten Sachen ins Meer werfen laſſen, um nicht mit ſammt dem Schiffe unterzugehen. Dieſe koſtbaren Sachen beſchreibt er, und ſagt unter anderm:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances
Parthenio factas, urnae cratera capacem
Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fusci.
Adde et bascaudas et mille escaria, multum
Caelati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwenkkeſſeln ſtehen, was können es anders ſeyn, als Teller und Schüſſeln? Und was will Juvenal anders ſagen, als daß Catull ſein ganzes ſilbernes Eßgeſchirr, unter welchem ſich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werfen laſſen. Parthenius, ſagt der alte Scholiaſt, caelatoris nomen. Wenn aber Grangäus in ſeinen Anmerkungen zu dieſem Namen hinzuſetzt: sculptor, de quo Plinius, ſo muß er dieſes wohl nur auf gutes Glück hingeſchrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künſtlers dieſes Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat ſich der „Name des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, er„halten, der den Schild des Ajax von Leder machte.“ Aber auch dieſes kann er nicht daher genommen haben, wohin er ſeine Leſer verweiſt, aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführt, in welchen der Dichter dieſem Lederarbeiter den Namen Tychius beilegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich geſagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntſchaft ſo geheißen, dem er durch Einſchaltung ſeines Namens ſeine Freundſchaft und Erkenntlichkeit bezeigen wollen; [2] *Απεδωκε δε χαριν και Τυχιῳ τῳ σκυτει, ὸς εδεξατο αὐτον ἐν τῳ Νεῳ τειχει, προβελθοντα προς το σκυτειον ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῃ Ιλιαδι τοιςδε.*

Αιας δ' ἐγγυθεν ἠλθε, φερων σακος ηυτε πυργον,
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ οἱ Τυχιος κακιε τευχων
Σκυτοτομων ὀχ' ἀριζος, Υλῃ ἐνι οἰκια ναιων.

Es iſt alſo gerade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann verſichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war ſchon zu des Homers Zeiten ſo vergeſſen, daß der Dichter die Freiheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuſchieben.

Verſchiedene andere kleine Fehler ſind bloße Fehler des Gedächtniſſes, oder betreffen Dinge, die er nur als beiläufige Erläuterungen anbringt: Z. B.

Es war Herkules und nicht Bacchus, von welchem ſich Parrhaſius rühmte, daß er ihm in der Geſtalt erſchienen ſey, in welcher er ihn gemalt. [1]

Tauriscus war nicht aus Rhodus, ſondern aus Tralles in Lydien. [2]

Die Antigone iſt nicht die erſte Tragödie des Sophokles. [3]

[1] Geſch. der Kunſt Th. I. S. 176. Plinius lib, XXXV. sect 36. Athenaeus lib. XII. p. 543.

[2] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. l. 17.

[3] Geſch. der Kunſt Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, ſein erſtes Trauerſpiel, im dritten Jahre der ſiebenundſiebzigſten Olympias auf.“ Die Zeit iſt ungefähr richtig, aber daß dieſes Trauerſpiel die Antigone geweſen ſey, das iſt ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieſes auch gar nicht geſagt; ſondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vierundachtzigſten Olympias geſetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieſer Expedition kann zuverläſſig beſtimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erſte Trauerſpiel dieſes Dichters wahrſcheinlicher Weiſe Triptolemus geweſen. Plinius redet nämlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verſchiedenen Güte des Getreides in verſchiedenen Ländern, und ſchließt: Hae fuere sententiae, Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Graecia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canêre candido.

Nun iſt zwar hier nicht ausdrücklich von dem erſten Trauerſpiele des Sophokles die Rede; allein es ſtimmt die Epoche deſſelben, welche Plutarch und der Scholiaſt und die Arundel'ſchen Denkmäler einſtimmig in die ſiebenundſiebzigſte Olympias ſetzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus ſetzt, ſo genau überein, daß man nicht wohl anders als dieſen Triptolemus ſelbſt für das erſte Trauerſpiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung iſt gleich geſchehen. Alexander ſtarb in der hundertundvierzehnten Olympias; hundertundfünfundvierzig Jahre betragen ſechsundbreißig Olympiaden und ein Jahr, und dieſe Summe von jener abgerechnet, giebt ſiebenundſiebzig. In die ſiebenundſiebzigſte Olympias fällt alſo der Triptolemus des Sophokles, und da in eben dieſe Olympias, und zwar, wie ich beweiſe, in das letzte Jahr derſelben auch das erſte Trauerſpiel deſſelben fällt: ſo iſt der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerſpiele eines ſind. Ich zeige zugleich eben daſelbſt, daß Petit die ganze Hälfte des Capitels ſeiner Miscellaneorum (XVIII. lib. III) eben daſſelbe, welches Herr Winkelmann anführt) ſich hätte erſparen können. Es iſt unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daſelbſt verbeſſern will den Archon Aphepſion in Demotion oder *ἀνεψιος* zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der ſiebenundſiebzigſten Olympias nur in das vierte derſelben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieſes Jahres von den alten Schriftſtellern eben ſo oft, wo nicht noch öfter, Aphepſion als Phädon genannt wird. Phädon nennt ihn Diodorus Siculus, Dionyſius Halicarnaſſeus und

[1] Geſchichte der Kunſt. Th. I. S. 136.

[2] Herodotus de Vita Homeri, p. 756. Edit. Wessel.

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen; aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennt, dürfte es für Krokylegmus halten.

der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundel'schen Marmor, Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennt ihn auf beide Weise; im Leben des Theseus Phädon, und in dem Leben des Cimons Aphepsion. Es ist also wahrscheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem et Phaedonem Archontas fuisse eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch schon in seiner ersten Schrift von der Nachahmung der griechischen Kunstwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen lassen. „Die schönsten jungen Leute tanzten unbekleidet auf „dem Theater, und Sophokles, der große Sophokles, war der erste, „der in seiner Jugend dieses Schauspiel seinen Bürgern gab." Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanzt; sondern um die Tropäen nach dem salaminischen Siege, und auch nur nach einigen nackend, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20). Sophokles war nämlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieser Insel war es, wo es damals der tragischen Muse, alle ihre drei Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Insel geboren.

Zerſtreute Anmerkungen

über

das Epigramm und einige der vornehmſten Epigrammatiſten.

1771.

I.

Ueber das Epigramm.

(1.)

Man hat das Wort Epigramm verſchiedentlich überſetzt: durch Ueberſchrift, Aufſchrift, Inſchrift, Sinnſchrift, Sinngedicht u. ſ. w. Ueberſchrift und Sinngedicht ſind dieſes durch den Gebrauch des Logau, und jenes durch den Gebrauch des Wernicke das gewöhnlichſte geworden; aber vermuthlich wird Sinngedicht auch endlich das Ueberſchrift verdrängen.

Aufſchrift und Inſchrift müſſen ſich begnügen, das zu bedeuten, was das Epigramm in ſeinem Urſprunge war; das, woraus die ſogenannte Dichtungsart nach und nach entſtanden iſt.

Wenn Theſeus in der Landenge von Korinth eine Säule errichten, und auf die eine Seite derſelben ſchreiben ließ: Hier iſt nicht Peloponneſus, ſondern Attika; ſo wie auf die entgegenſtehende: Hier iſt Peloponneſus, und nicht Attika: ſo waren dieſe Worte das Epigramm, die Aufſchrift der Säule. Aber wie weit ſcheint ein ſolches Epigramm von dem entfernt zu ſeyn, was wir bei dem Martial alſo nennen! Wie wenig ſcheint eine ſolche Aufſchrift mit einem Sinngedichte gemein zu haben!

Hat es nun ganz und gar keine Urſache, warum die Benennung einer bloßen einfältigen Anzeige endlich dem witzigſten Spielwerke, der ſinnreichſten Kleinigkeit anheimgefallen? Oder lohnt es nicht der Mühe, ſich um dieſe Urſache zu bekümmern?

Für das eine, wie für das andere, erklärte ſich Vavaſſor.[1] Es däuchte ihm ſehr unnütz, den Unterricht über das Epigramm mit dem anzufangen, was das Wort ſeiner Ableitung nach bedeute, und ehedem nur bedeutet habe. Genug, daß ein jeder von ſelbſt ſehe, daß es jetzt dieſes nicht mehr bedeute. Das Wort ſey geblieben, aber die Bedeutung des Wortes habe ſich verändert.

Gleichwohl iſt gewiß, daß der Sprachgebrauch nur ſelten ganz ohne Grund iſt. Das Ding, dem er einen gewiſſen Namen zu geben fortfährt, fährt unſtreitig auch fort, mit demjenigen Dinge etwas gemein zu behalten, für welches dieſer Name eigentlich erfunden war.

Und was iſt dieſes hier? Was hat das witzigſte Sinngedicht eines Martial mit der trockenſten Aufſchrift eines alten Denkmals gemein, ſo daß beide bei einem Volke, deſſen Sprache wohl am wenigſten unter allen Sprachen dem Zufalle überlaſſen war, einerlei Namen führen konnten?

Dieſe Frage iſt nicht die nämliche, welche Skaliger, zu Anfange ſeines Hauptſtücks über das Epigramm, aufwirft.[1] Skaliger fragt: „warum werden nur die kleinen Gedichte „Epigrammen genannt?“ — Das heißt annehmen, daß alle kleine Gedichte ohne Unterſchied dieſen Namen führen können, und daß er nicht bloß einer beſondern Gattung kleiner Gedichte zukommt. —

Daher können mich auch nicht die Antworten des Skaligers befriedigen, die er, aber auch nur fragweiſe, darauf ertheilt. Etwa, ſagt er, eben darum, weil ſie klein, weil ſie kaum mehr als die bloße Aufſchrift ſind? Oder etwa darum, weil wirklich die erſten kleinen Gedichte auf Denkmäler geſetzt wurden, und alſo im eigentlichen Verſtande Aufſchriften waren?

Jenes, wie geſagt, ſetzt etwas falſches voraus, und macht allen Unterricht über das Epigramm überflüſſig. Denn wenn es wahr iſt, daß bloß die Kürze das Epigramm macht, daß jedes Paar einzelne Verſe ein Epigramm ſind:

[1] *De epigrammate cap. 3.* Frustra videntur scriptores hujus artis fuisse, qui nos illud primum admonitos esse voluerunt, epigramma atque inscriptionem unum sonare. — Facile intelligimus, mansisse vocem, mutata significatione et potestate vocis.

[1] *Poetices lib. III. cap. 126.* — Quam ob causam Epigrammatis vox brevibus tantum poematiis propria facta est? An propter ipsam brevitatem, quasi nihil esset praeter ipsam inscriptionem? An quae statuis, trophaeis, imaginibus, pro elogiis inscribebantur, ea primo veroque significatu Epigrammata sunt appellata?

ſo gilt der cauſtiſche Einfall jenes Spaniers von dem Epigramme vornehmlich: „wer iſt ſo dumm, daß er nicht ein „Epigramm machen könnte; aber wer iſt ſo ein Narr, daß „er ſich die Mühe nehmen ſollte, deren zwei zu machen?“ —

Dieſes aber ſagt im Grunde nichts mehr, als was ich bei meiner Frage als bekannt annehme. Ich nehme an, daß die erſten kleinen Gedichte, welche auf Denkmäler geſetzt wurden, Epigrammen hießen; aber darin liegt noch kein Grund, warum jetzt auch ſolche kleine Gedichte Epigrammen heißen, die auf Denkmäler geſetzt zu werden weder beſtimmt noch geſchickt ſind. Oder höchſtens würde wiederum aller Grund auf die beiden gemeinſchaftliche Kürze hinaus laufen.

Ich finde nicht, daß die neuern Lehrer der Dichtkunſt, bei ihren Erklärungen des Epigramms, auf meine Frage mehr Rückſicht genommen hätten. Wenigſtens nicht Boileau, von dem freilich ohnedem keine ſchulgerechte Definition an dem Orte [1] zu verlangen war, wo er ſagt, daß das Epigramm oft weiter nichts ſey, als ein guter Einfall mit ein paar Reimen verziert. Aber auch Batteux nicht, der das Epigramm als einen intereſſanten Gedanken beſchreibt, der glücklich und in wenig Worten vorgetragen wird. Denn weder hier noch dort ſehe ich die geringſte Urſache, warum denn nun aber ein guter gereimter Einfall, ein kurz und glücklich vorgetragener intereſſanter Gedanke, eben eine Aufſchrift, ein Epigramm heißt. Oder ich werde mich auch bei ihnen beiden damit begnügen müſſen, daß wenige Reime, Ein kurzer Gedanke, wenig und kurz genug ſind, um auf einem Denkmale Platz zu finden, wenn ſie ſonſt anders Platz darauf finden können.

Gewiß iſt es, daß es nicht die Materie ſeyn kann, welche das Sinngedicht noch jetzt berechtigt, den Namen Epigramm zu führen. Es hat längſt aufgehört, in die engen Gränzen einer Nachricht von dem Urſprunge und der Beſtimmung irgend eines Denkmals eingeſchränkt zu ſeyn, und es fehlt nicht viel, ſo erſtreckt es ſich nun über alles, was ein Gegenſtand der menſchlichen Wißbegierde werden kann.

Folglich aber muß es die Form ſeyn, in welcher die Beantwortung meiner Frage zu ſuchen. Es muß in den Theilen, in der Zahl, in der Anordnung dieſer Theile, in dem unveränderlichen Eindrucke, welchen ſolche und ſo geordnete Theile unfehlbar ein jedesmal machen; — in dieſen muß es liegen, warum ein Sinngedicht noch immer eine Ueberſchrift oder Aufſchrift heißen kann, ob ſie ſchon eigentlich nur ſelten dafür zu brauchen ſteht. —

Die eigentliche Aufſchrift iſt ohne das, worauf ſie ſteht, oder ſtehen könnte, nicht zu denken. Beides alſo zuſammen macht das Ganze, von welchem der Eindruck entſteht, den wir, der gewöhnlichen Art zu reden nach, der Aufſchrift allein zuſchreiben. Erſt irgend ein ſinnlicher Gegenſtand, welcher unſere Neugierde reizt; und dann die Nachricht auf dieſem Gegenſtande ſelbſt, welche unſere Neugierde befriedigt.

Wem nun aber, der auch einen noch ſo kleinen, oder noch ſo großen Vorrath von Sinngedichten in ſeinen Gedanken überlaufen kann, fällt es nicht ſogleich ein, daß ähnliche zwei Theile ſich faſt in jedem derſelben, und gerade in denjenigen am deutlichſten unterſcheiden laſſen, die ihm einem vollkommenen Sinngedichte am nächſten zu kommen ſcheinen werden? Dieſe zerlegen ſich alle von ſelbſt in zwei Stücke, in deren einem unſere Aufmerkſamkeit auf irgend einen beſondern Vorwurf rege gemacht, unſere Neugierde nach irgend einem einzelnen Gegenſtande gereizt wird, und in deren anderm unſere Aufmerkſamkeit ihr Ziel, unſere Neugierde einen Aufſchluß findet.

Auf dieſen einzigen Umſtand will ich es denn auch wagen, die ganze Erklärung des Sinngedichts zu gründen, und die Folge mag es zeigen, ob ſich nach meiner Erklärung ſowohl das Sinngedicht von allen möglichen andern kleinen Gedichten unterſcheiden, als auch aus ihr jede der Eigenſchaften herleiten läßt, welche Geſchmack und Kritik an ihm fordern.

Ich ſage nämlich: das Sinngedicht iſt ein Gedicht, in welchem, nach Art der eigentlichen Aufſchrift, unſere Aufmerkſamkeit und Neugierde auf irgend einen einzelnen Gegenſtand erregt, und mehr oder weniger hingehalten werden, um ſie mit eins zu befriedigen.

Wenn ich ſage: „nach Art der eigentlichen Aufſchrift,“ ſo will ich, wie ſchon berührt, das Denkmal zugleich mit verſtanden wiſſen, welches die Aufſchrift führt, und welches dem erſten Theile des Sinngedichts entſpricht. Ich halte es aber für nöthig, dieſe Erinnerung ausdrücklich zu wiederholen, ehe ich zu der weitern Anwendung und Entwicklung meiner Erklärung fortgehe.

(2.)

Unbemerkt ſind die zwei Stücke, die ich zu dem Weſen des Sinngedichts verlange, nicht von allen Lehrern der Dichtkunſt geblieben. Aber alle haben ſie, von ihrem Urſprunge gehörig abzuleiten, vernachläſſigt, und auch weiter keinen Gebrauch davon gemacht.

Skaliger ließ ſich bloß durch ſie verführen, eine doppelte Gattung des Epigramms anzunehmen. [1] Da er ſie nämlich in der eigentlichen Aufſchrift nicht erkannte, in welcher er nichts als die bloße einfache Anzeige einer Perſon oder Handlung ſahe: ſo hielt er dasjenige Epigramm, in welchem aus gewiſſen Vorausſchickungen etwas hergeleitet wird, und in welchem alſo die Vorausſchickungen, und das was daraus hergeleitet wird, als zwei merklich verſchiedene Theile ſich nicht leicht verkennen laſſen, für

[1] *L'Art poétiq. Chant. II. v. 103.*

L'Epigramme — — — — —

N'est souvent qu'un bon mot de deux rimes orné.

[1] Epigramma igitur est poema breve cum simplici cujuspiam rei, vel personae, vel facti indicatione: aut ex propositis aliquid deducens. Quae definitio simul complectitur etiam divisionem: ne quis damnet prolixitatem. *L. c.*

völlig von jenem unterſchieden. Die Subtilität fiel ihm nicht bei, daß bei jenem, bei der eigentlichen Aufſchrift zu der Wirkung deſſelben das beſchriebene Werk ſelbſt das Seine mit beitrage, und folglich bei dem andern, dem eigentlichen Sinngedichte, das, was er die Vorausſchickungen nennt, dem beſchriebenen Werke, ſo wie das, was aus dieſen Vorausſchickungen hergeleitet wird, der Aufſchrift ſelbſt entſpreche.

Der wortreiche Bavaſſor hat ein langes Capitel von den Theilen des Epigramms, deren er gleichfalls nur zwei, unter dem Namen der Verſtändigung und des Schluſſes, annimmt, und über deren Bearbeitung er wirklich mancherlei gute Anmerkungen macht.[1] Aber auch er iſt weit entfernt, dieſe Theile für nothwendig zu halten, indem er gleichfalls eine einfachere Gattung erkennt, welche ſie nicht habe, und überhaupt aus ihnen weder für die Eigenſchaften, noch für die individuelle Verſchiedenheit des Epigramms das geringſte zu folgern verſtanden hat.

Batteux ſagt ausdrücklich: „Das Epigramm hat noth„wendigerweiſe zwei Theile: der erſte iſt der Vortrag des „Subjects, der Sache, die den Gedanken hervorgebracht „oder veranlaßt hat, und der andere der Gedanke ſelbſt, „welchen man die Spitze nennt, oder dasjenige, was den „Leſer reizt, was ihn intereſſirt.“ Gleichwohl läßt er unter ſeinen Exempel auch ſolche mit unterlaufen, die dieſe zwei Theile ſchlechterdings nicht haben, deren Erwähnung ohnedem in ſeinem ganzen übrigen Unterrichte völlig unfruchtbar bleibt. Folgende vier Zeilen des Peliſſon z. E.:

Grandeur, savoir, renommée,
Amitié, plaisir et bien,
Tout n'est que vent, que fumée:
Pour mieux dire, tout n'est rien.

mögen ihm immerhin einen noch ſo intereſſanten Gedanken enthalten. Aber wo iſt die Veranlaſſung dieſes Gedankens? Wo iſt der einzelne beſondere Fall, — denn ein ſolcher muß die Veranlaſſung ſeyn — bei welchem der Dichter darauf gekommen iſt, und ſeine Leſer darauf führt? Hier iſt nichts als der bloße intereſſante Gedanke, bloß der Eine Theil; und wenn, nach ihm ſelbſt, das Epigramm nothwendiger Weiſe zwei Theile haben muß, ſo können dieſe, ſo wie alle ihnen ähnliche Zeilen, unmöglich ein Epigramm heißen. — Zum Unglück iſt es nicht bloß ein übel gewähltes Exempel, woraus ich dem Batteux hier einen Vorwurf mache. Sondern das Schlimmſte iſt, daß aus dieſem Exempel zugleich das Fehlerhafte ſeiner Erklärung des Epigramms erhellt, „nach welcher es ein intereſſanter Ge„danke ſeyn ſoll, der glücklich und in wenig Worten vor„getragen worden.“ Denn wenn ſich ein intereſſanter Gedanke auch ohne ſeine individuelle Veranlaſſung vortragen läßt, wie ſich aus dem Beiſpiele, wenn es ſchon kein Epigramm iſt, dennoch ergiebt: ſo wird wenigſtens die Anzahl der Theile des Epigramms, welche Batteux ſelbſt für nothwendig erklärt, weder in ſeiner Erklärung liegen, noch auf irgend eine Weiſe daraus herzuleiten ſeyn. —

Wenn uns unvermuthet ein beträchtliches Denkmal aufſtößt, ſo vermengt ſich mit der angenehmen Ueberraſchung, in welche wir durch die Größe oder Schönheit des Denkmals gerathen, ſogleich eine Art von Verlegenheit über die noch unbewußte Beſtimmung deſſelben, welche ſo lange anhält, bis wir uns dem Denkmale genugſam genähert haben, und durch ſeine Aufſchrift aus unſerer Ungewißheit geſetzt worden; worauf das Vergnügen der befriedigten Wißbegierde ſich mit dem ſchmeichelhaften Eindrucke des ſchönen ſinnlichen Gegenſtandes verbindet, und beide zuſammen in ein drittes angenehmes Gefühl zuſammenſchmelzen. — Dieſe Reihe von Empfindungen, ſage ich, iſt das Sinngedicht beſtimmt nachzuahmen, und nur dieſer Nachahmung wegen hat es in der Sprache ſeiner Erfinder, den Namen ſeines Urbildes, des eigentlichen Epigramms behalten. Wie aber kann ſie es anders nachahmen, als wenn es nicht allein eben dieſelben Empfindungen, ſondern auch eben dieſelben Empfindungen nach eben derſelben Ordnung in ſeinen Theilen erweckt? Es muß über irgend einen einzelnen ungewöhnlichen Gegenſtand, den es zu einer ſo viel als möglich ſinnlichen Klarheit zu erheben ſucht, in Erwartung ſetzen, und durch einen unvorhergeſehenen Aufſchluß dieſe Erwartung mit eins befriedigen.

Am ſchicklichſten werden ſich alſo auch die Theile des Epigramms, Erwartung und Aufſchluß nennen laſſen, und unter dieſen Benennungen will ich ſie nun in verſchiedenen Arten kleiner Gedichte aufſuchen, die faſt immer unter den Sinngedichten mit durchlaufen, um zu ſehen, mit welchem Rechte man dieſes geſchehen läßt, und welche Claſſification unter ihnen eigentlich einzuführen ſeyn dürfte.

Natürlicher Weiſe aber kann es nur zweierlei Aſtergattungen des Sinngedichts geben: die eine, welche Erwartung erregt, ohne uns einen Aufſchluß darüber zu gewähren; die andere, welche uns Aufſchlüſſe giebt, ohne unſere Erwartuug darnach erweckt zu haben.

1. Ich fange von der letztern an, zu welcher vornehmlich alle diejenigen kleinen Gedichte gehören, welche nichts als allgemeine moraliſche Lehren oder Bemerkungen enthalten. Eine ſolche Lehre oder Bemerkung, wenn ſie aus einem einzelnen Falle, der unſere Neugierde erregt hat, hergeleitet oder auf ihn angewendet wird, kann den zweiten Theil eines Sinngedichts ſehr wohl abgeben; aber an und für ſich ſelbſt, ſie ſey auch noch ſo witzig vorgetragen, ſie ſey in ihrem Schluſſe auch noch ſo ſpitzig zugearbeitet, iſt ſie kein Sinngedicht, ſondern nichts als eine Maxime, die, wenn ſie auch ſchon Bewunderung erregte, dennoch nicht

[1] *Cap. 13, de partibus epigrammatis.* Sunt igitur partes epigrammatis, duae numero duntaxat, insignes ac primariae, expositio rei, et conclusio epigrammatis — In illo genere primo quod statuimus simplicis et uniusmodi epigrammatis. —

diejenige Folge von Empfindungen erregen kann, welche dem Sinngedichte eigen iſt.

Wenn Martial folgendes an den Decianus richtet: [1]

Quod magni Thraseae, consummatique Catonis
Dogmata sic sequeris, salvus ut esse velis;
Pectore nec nudo strictos incurris in enses,
Quod fecisse velim te, Deciane facis.
Nolo virum, facili redimit qui sanguine famam:
Hunc volo, laudari qui sine morte potest.

was fehlt den beiden letzten Zeilen, um nicht ein ſehr intereſſanter Gedanke zu heißen? und wie hätte er kürzer und glücklicher ausgedrückt werden können? Würde er aber allein eben den Werth haben, den er in der Verbindung mit den vorhergehenden Zeilen hat? würde er, als eine bloße für ſich beſtehende allgemeine Maxime, eben den Reiz, eben das Feuer haben, eben des Eindrucks fähig ſeyn, deſſen er hier iſt, wo wir ihn auf einen einzelnen Fall angewendet finden, welcher ihm eben ſo viel Ueberzeugung mittheilt, als er von ihm Glanz entlehnt?

Oder wenn unſer Wernike, zur Empfehlung einer milden Sparſamkeit, geſchrieben hätte:

Lieb' immer Geld und Gut; nur ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühl': und flieh die Armuth, nicht die Armen;

wäre es nicht ebenfalls ein ſehr intereſſanter, ſo kurz als glücklich ausgedrückter Gedanke? aber wäre es wohl eben das, was er wirklich an den ſparſamen Celidor ſchrieb? [2]

Du liebſt zwar Geld und Gut; doch ſo, daß dein Erbarmen
Der Arme fühlt. Du flieheſt die Armuth, nicht die Armen.

Der Unterſchied iſt klein; und doch iſt jenes, bei vollkommen eben derſelben Wendung, doch nichts als eine kalte allgemeine Lehre, und dieſes ein Bild voller Leben und Seele; jenes ein gereimter Sittenſpruch, und dieſes ein wahres Sinngedicht.

Gleichwohl iſt eben dieſer Wernike, ſo wie auch der ältere Logau, nur allzu reich an ſogenannten Ueberſchriften, die nichts als allgemeine Lehrſätze enthalten; und ob ſie ſchon beide, beſonders aber Wernike, an Vortheilen unerſchöpflich ſind, eine bloße kahle Moral aufzuſtutzen, die einzelnen Begriffe derſelben ſo vortheilhaft gegen einander abzuſetzen, daß oftmals ein ziemlich verführeriſches Blendwerk von den weſentlichen Theilen des Sinngedichts daraus entſteht: ſo werden ſie doch nur ſelten ein feines Gefühl betrügen, daß es nicht den großen Abſtand von einem wahren Sinngedichte bis zu einer ſolchen zum Sinngedichte ausgefeilten Maxime bemerken ſollte. Vielmehr iſt einem Menſchen von ſolchem Gefühle, wenn er ein oder mehrere Bücher von ihnen hinter einander lieſt, oft nicht anders zu Muthe, als einem, der ſich mit einem feinen Weltmanne und einem ſteifen Pedanten zugleich in Geſellſchaft findet; wenn jener Erfahrungen ſpricht, die auf allgemeine Wahrheiten leiten, ſo ſpricht dieſer Sentenzen, zu denen die Erfahrungen in dieſer Welt wohl gar noch erſt ſollen gemacht werden.

Bei keinem Epigrammatiſten aber iſt mir wenigſtens die ähnliche Abwechslung von Empfindungen läſtiger geworden, als bei dem Owen. Nur daß bei dieſem der Pedant ſich unzählig öfter hören läßt, als der feine Mann von Erfahrung, und daß der Pedant mit aller Gewalt noch oben drein witzig ſeyn will. Ich halte den in allem Ernſte für einen ſtarken Kopf, der ein ganzes Buch des Owens in einem Zuge leſen kann, ohne drehend und ſchwindlicht zu werden. Ich werde es unfehlbar, und habe immer dieſes für die einzige Urſache gehalten, weil eine ſo große Menge bloß allgemeiner Begriffe, die unter ſich keine Verbindung haben, in ſo kurzer Zeit auf einander folgen; die Einbildung möchte jeden gern, in eben der Geſchwindigkeit, in ein individuelles Bild verwandeln, und erliegt endlich unter der vergebenen Bemühung.

Hingegen iſt das Moraliſiren gerade zu, des Martials Sache gar nicht. Obſchon die meiſten ſeiner Gegenſtände ſittliche Gegenſtände ſind: ſo wüßte ich doch von allen lateiniſchen Dichtern keinen, aus dem ſich wenigere Sittenſprüche wörtlich ausziehen ließen, als aus ihm. Er hat nur wenig Sinngedichte von der Art, wie das angeführte an den Decianus, welche ſich mit einer allgemeinen Moral ſchlößen; ſeine Moral iſt ganz in Handlung verwebt, und er moraliſirt mehr durch Beiſpiele, als durch Worte. Vollends von der Art, wie das dreizehnte ſeines zwölften Buchs iſt:

Ad Auctum.

Genus, Aucte, lucri divites habent iram.
Odisse quam donasse vilius constat.

welches nichts als eine feine Bemerkung enthält, mit gänzlicher Verſchweigung des Vorfalls, von dem er ſie abgezogen, oder der ſich daraus erklären laſſen; von dieſer Art, ſage ich, wüßte ich außer dem gegenwärtigen nicht noch drei bei ihm aufzufinden. Und auch bei den wenigen ſcheint es, daß er den veranlaſſenden Vorfall mehr aus gewiſſen Bedenklichkeiten mit Fleiß verſchweigen wollen, als daß er gar keinen dabei im Sinne gehabt. Auctus möchte den Reichen wohl kennen, der ſo liſtig eine Urſache vom Zaune gebrochen, ſich über ihn, oder über den Dichter zu erzürnen, um ſich irgend ein kleines Geſchenk zu erſparen, das er ihnen ſonſt machen müſſen. Wenigſtens hat Martial dergleichen bloße ſittliche Bemerkungen doch immer an eine gewiſſe Perſon gerichtet, welche anſcheinende Kleinigkeit Logau und Wernike nicht hätten überſehen oder vernachläſſigen ſollen. Denn es iſt gewiß, daß ſie die Rede um ein großes mehr belebt, und wenn wir ſchon die angeredete Perſon, und die Urſache, warum nur dieſe und keine andere angeredet worden, weder kennen noch wiſſen: ſo ſetzt uns doch die bloße Anrede geſchwinder in Bewegung, unter unſerm eigenen Zirkel umzuſchauen, ob da ſich nicht jemand

[1] Lib. I. ep. 9.

[2] Erſtes Buch S. 14 der Schweizeriſchen Ausgabe von 1763.

findet, ob da ſich nicht etwas zugetragen, worauf der Gedanke des Dichters anzuwenden ſey.

Wenn nun aber bloße allgemeine Sittenſprüche, ſie mögen nun mit der Einfalt eines vermeinten Cato, oder mit der Spitzfindigkeit eines Baudius, oder mit dem Scharfſinne eines Wernike vorgetragen ſeyn, die Wirkung nicht haben, die ſie allein zu dem Namen der Sinngedichte berechtigen könnte: wenn alſo ein Verinus und Vibrak, oder wie ſonſt die ehrlichen Männer heißen, die ſchöne erbauliche Diſticha geſchrieben haben, aus dem Regiſter der Epigrammatiſten wegfallen; ſo werden diejenigen noch weniger darin aufzunehmen ſeyn, welche andere ſcientifiſche Wahrheiten in die engen Schranken des Epigramms zu bringen verſucht haben. Ihre Verſe mögen gute Hülfsmittel des Gedächtniſſes abgeben; aber Sinngedichte ſind ſie gewiß nicht, wenn ihnen ſchon, nach der Erklärung des Batteux, dieſe Benennung nur ſchwer abzuſtreiten ſeyn dürfte. Denn ſind z. E. die mediciniſchen Vorſchriften der Schule von Salerno nicht eines ſehr intereſſanten Inhalts? Und könnten ſie nicht gar wohl mit eben ſo vieler Präciſion und Zierlichkeit vorgetragen ſeyn, als ſie es mit weniger ſind? Und dennoch, wenn ſie auch Lucrez ſelbſt abgefaßt hätte, würden ſie nichts als ein Beiſpiel mehr ſeyn, daß die Erklärung des Batteux viel zu weitläufig iſt, und gerade das vornehmſte Kennzeichen darin fehlt, welches das Sinngedicht von allen andern kleinen Gedichten unterſcheidet.

2. Die zweite Aftergattung des Epigramms war die, welche Erwartung erregt, ohne einen Aufſchluß darüber zu gewähren. Dergleichen ſind vornehmlich alle kleine Gedichte, die nichts als ein bloßes ſeltſames Factum enthalten, ohne im geringſten anzuzeigen, aus welchem Geſichtspuncte wir daſſelbe betrachten ſollen; die uns alſo weiter nichts lehren, als daß einmal etwas geſchehen iſt, was eben nicht alle Tage zu geſchehen pflegt. Derjenigen kleinen Stücke gar nicht einmal hier zu gedenken, die, wie die Kaiſer des Auſonius, die ganze Geſchichte, den ganzen Charakter eines Mannes in wenige Züge zuſammenfaſſen, und deren unter den Titeln: Icones, Heroes u. ſ. w. ſo unzählige geſchrieben worden. Denn dieſe möchte man ſchon deßwegen nicht für Sinngedichte wollen gelten laſſen, weil ihnen die Einheit fehlt, die nicht in der Einheit der nämlichen Perſon, ſondern in der Einheit der nämlichen Handlung beſtehen muß, wenn ſie der Einheit des Gegenſtandes in der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll. Aber auch alsdann, wenn das Gedicht nur eine einzige völlig zugerundete Handlung enthält, iſt es noch kein Sinngedicht, falls man uns nicht etwas daraus ſchließen, oder durch irgend eine feine Bemerkung in das Innere derſelben tiefer eindringen läßt.

Wenn z. E. Martial ſich begnügt hätte, die bekannte Geſchichte des Mucius Scävola in folgende vier Verſe zu faſſen: [1]

> Dum peteret regem decepta satellite dextra,
> Injecit sacris se peritura focis.
> Sed tam saeva pius miracula non tulit hostis,
> Et raptum flammis jussit abire virum.

würden wir wohl ſagen können, daß er ein Sinngedicht auf dieſe Geſchichte gemacht habe? Kaum wäre es noch eines, wenn er bloß hinzugeſetzt hätte:

> Urere quam potuit contemto Mucius igne,
> Hanc spectare manum Porsena non potuit.

Denn auch das iſt noch nicht viel mehr als Geſchichte, und wodurch es ein völliges Sinngedicht wird, ſind lediglich die endlichen letzten Zeilen:

> Major deceptae fama est, et gloria dextrae:
> Si non errasset, fecerat illa minus.

Denn nun erſt wiſſen wir, warum der Dichter unſere Aufmerkſamkeit mit jener Begebenheit beſchäftigen wollen, und das Vergnügen über eine ſo feine Betrachtung, „daß oft der „Irrthum uns geſchwinder und ſichrer unſere Abſicht erreichen hilft, als der wohlüberlegte kühnſte Anſchlag,“ verbunden mit dem Vergnügen, welches der einzelne Fall gewährt, macht das geſammte Vergnügen des Sinngedichts.

Unſtreitig hingegen müſſen wir uns nur mit der Hälfte dieſes Vergnügens bei einigen Stücken der griechiſchen Anthologie und bei noch mehreren verſchiedener neuern Dichter behelfen, die ſich eingebildet, daß ſie nur das erſte das beſte abgeſchmackte Hiſtörchen zuſammen reimen dürfen, um ein Epigramm gemacht zu haben. Ein Beiſpiel aus der Anthologie ſey dieſes: [1]

> *Κοινη παρ κλισιη ληθαργικος ἠδε φρενοπληξ*
> *Κειμενοι, ἀλληλων νουσον ἀπεσκεδασαν.*
> *Ἐξεθορε κλινης γαρ ὁ τολμηεις ὑπο λυσσης,*
> *Και τον ἀναισθητον παντος ἐτυπτε μενους.*
> *Πληγαι δ' ἀμφοτεροις ἐγενοντ' ἀκος· αἰς ὁ μεν αὐτων*
> *Εργετο, τον δ' ὑπνον πουλυς ἐριφε κοπος.*

„Ein Wahnwitziger und ein Schlafſüchtiger lagen beiſammen auf einem Bette, und einer wurde des andern Arzt. „Denn in der Wuth ſprang jener auf und prügelte dieſen, „der im tiefſten Schlummer vergraben lag, durch und durch. „Die Schläge halfen beiden; dieſer erwachte und jener ſchlief „vor Müdigkeit ein.“ Das Ding iſt ſchnurrig genug. Aber was denn nun weiter? Vielleicht war es auch nicht einmal wahr, daß beide curirt wurden. Denn der Schlafſüchtige ſchläft nicht immer, ſondern will nur immer ſchlafen, und ſo ſchlief er wohl auch hier bald wiederum ein; der Wahnwitzige aber, der vor Müdigkeit einſchlief, konnte gar wohl als ein Wahnwitziger wieder aufwachen. Doch geſetzt auch, ſie wären wirklich beide durch einander curirt worden: auch alsdann ſind wir um nichts klüger, als wir waren. Das Vergnügen über ein Hiſtörchen, welches ich nirgends in meinen Nutzen verwenden zu können ſehe, über das ich auch nicht einmal lachen kann, iſt herzlich ſchwach.

[1] Lib. I. ep. 22.

[1] Lib. I. cap. 45.

Ich will nicht hoffen, daß man mir hier vorwerfen werde, daß es mir am Geschmacke der griechischen Simplicität fehle. Es gehört wohl zu der griechischen Simplicität, daß ein Ding keine Theile zu viel habe; aber daß es ihm an einem nothwendigen Theile fehle, das gehört doch gewiß nicht dazu. Es ist nicht der witzige Schluß, den ich vermisse, sondern der Schluß überhaupt, wozu aber der bloße Schluß des Factums nicht hinlänglich ist. Ich gestehe, daß ich aus eben diesem Grunde ein anderes sehr berühmtes Epigramm auch nur für ein halbes Epigramm halte. Nämlich das über das Schicksal eines Hermaphroditen.

Quum mea me genitrix gravida gestaret in alvo,
Quid pareret, fertur consuluisse Deos.
Mas est, Phoebus ait: Mars, femina: Junoque neutrum.
Quumque forem natus, Hermaphroditus eram.
Quaerenti letum? Dea sic ait; occidet armis:
Mars cruce: Phoebus aquis. Sors rata quaeque fuit.
Arbor obumbrat aquas: adscendo, decidit ensis,
Quem tuleram, casu labor et ipse super;
Pes haesit ramis, caput incidit amne: tulique
Femina, vir, neutrum, flumina, tela, crucem.

Die Erfindung dieses kleinen Gedichts ist so künstlich, der Ausdruck so pünctlich und doch so elegant, daß noch jetzt sehr gelehrte Kritiker sich nicht wohl überreden können, daß es die Arbeit eines neuen Dichters sey. Denn ob de la Monnoye schon erwiesen zu haben glaubte, daß der Pulex, welchem es in den Handschriften zugeschrieben wird, kein Alter ist, wofür ihn Politian und Skaliger und so viele andere gehalten haben, sondern daß ein Vincentiner aus dem funfzehnten Jahrhunderte damit gemeint sey: so möchte Herr Burmann der jüngere doch lieber vermuthen, daß dieser Pulci, wie er eigentlich geheißen, ein so bewundertes Werk wohl aus einer alten Handschrift abgeschrieben und sich zugeeignet haben könne; da man ihn ohnedem als einen besondern Dichter weiter nicht kenne. [1] Ich habe hierwider nichts: nur für ein Muster eines vollkommenen Epigramms möchte ich mir das Ding nicht einreden lassen; es mag nun alt oder neu seyn. Einem so unfruchtbaren schielenden Mährchen fehlt zum Sinngedichte nichts geringeres, als der Sinn. Begreife ich doch nicht einmal, ob die Vorsehung der Götter damit mehr verspottet, oder mehr angepriesen werden soll. Sollen wir uns wundern, daß von so verschiedenen Göttern ein jeder doch noch immer so viel von der Zukunft wußte? oder sollen wir uns wundern, daß sie nicht mehr davon wußten? Sollen wir glauben, daß sie vollständiger und bestimmter nicht antworten wollen? oder nicht antworten können? und daß eine vierte höhere Macht im Spiele gewesen, welche den Erfolg so zu lenken gewußt, daß keiner zum Lügner werden dürfen? Sollten aber gar nur die Götter als glückliche Errather hier aufgeführt werden: wie viel sinnreicher und lehrreicher ist sodann jenes Histörchen, — im Don Quixote, wo ich mich recht erinnere — von den zwei Brüdern und Weinkostern? welches ich wahrlich lieber erfunden, als ein ganzes Hundert von jenerlei Räthseln, auch in den schönsten Versen, gemacht haben möchte.

Das Gegentheil von solchen, zu aller moralischen Anwendung ungeschickten, kleinen Erzählungen sind diejenigen, welche zwar auch ohne alle Betrachtung und Folgerung vorgetragen werden, aber an und für sich selbst eine allgemeine Wahrheit so anschauend enthalten, daß es nur Ueberfluß gewesen wäre, sie noch mit ausdrücklichen Worten hinzuzufügen. Von dieser Art ist folgende bei dem Ausonius: [1]

Thesauro invento, qui limina mortis inibat,
Liquit ovans laqueum, quo periturus erat.
At qui, quod terrae abdiderat, non repperit aurum,
Quem laqueum invenit, nexuit et periit:

wovon das griechische Original in der Anthologie zu finden; oder aus eben dieser Anthologie, die von mehreren Dichtern daselbst vorgetragene Geschichte vom Lahmen und Blinden: [2]

Ἄνερα τις λιπογνιον ὑπερ νωτοιο λιπαυγης
Ἦγε ποδας χρησας, ὀμματα χρησαμενος.

Wer ist so blödsinnig, daß er die großen Wahrheiten, von welchen diese Erzählungen Beispiele sind, nicht mit ihnen zugleich denke? Und was auf eine so vorzügliche Art einen Sinn in sich schließt, das wird doch wohl ein Sinngedicht heißen können?

Doch auch das nicht. Und warum sollte es ein Sinngedicht heißen, wenn es etwas weit besseres heißen kann? Mit einem Worte: es ist ein Apolog, eine wahre äsopische Fabel; denn die gedrungene Kürze, mit welcher sie vorgetragen ist, kann ihr Wesen nicht verändern, sondern allenfalls nur lehren, wie die Griechen solcherlei Fabeln vorzutragen liebten. — Es kommen deren, außer den zwei angeführten, in der Anthologie noch verschiedene vor, von welchen in den gewöhnlichen äsopischen Sammlungen nichts ähnliches zu finden, die aber auch um so viel mehr von einem Nevelet oder Hauptmann ihnen beigefügt zu werden verdient hätten. Alle sind mit der äußersten Präcision erzählt, und die weitläuftigste, welche aus zwölf Zeilen besteht, [3] hat nichts von der Geschwätzigkeit, aus welcher neuere Fabeldichter sich ein so eigenes Verdienst gemacht haben. Unser Gellert that also ganz wohl, daß er jene, vom Lahmen und Blinden, unter seine Fabeln aufnahm; [4] nur daß er sie so sehr wässerte, daß er so wenig belesen war und nicht wußte, wo sie sich eigentlich herschreibe; daran hätte er ohne Zweifel ein wenig besser thun können. —

Der wesentliche Unterschied, der sich zwischen dem Sinngedicht und der Fabel findet, beruht aber darin, daß die Theile, welche in dem Sinngedichte eines auf das andere

[1] Anth. lat. lib. III. ep. 77.

[1] Epig. 21.
[2] Lib. I. cap. 4.
[3] Lib. I. cap. 22. ep. 9.
[4] Die 16te des ersten Theils.

folgen, in der Fabel in eins zuſammenfallen, und daher nur in der Abſtraction Theile ſind. Der einzelne Fall der Fabel kann keine Erwartung erregen, weil man ihn nicht ausgehört haben kann, ohne daß der Aufſchluß zugleich mit da iſt; ſie macht einen einzigen Eindruck, und iſt keiner Folge verſchiedner Eindrücke fähig. Das Sinngedicht hingegen enthält ſich eben darum entweder überhaupt ſolcher einzelnen Fälle, in welchen eine allgemeine Wahrheit anſchauend zu erkennen; oder läßt doch dieſe Wahrheit bei Seite liegen, und zieht unſere Aufmerkſamkeit auf eine Folge, die weniger nothwendig daraus fließt. Und nur dadurch entſteht Erwartung, die dieſes Namens wenig werth iſt, wo wir das, was wir zu erwarten haben, ſchon völlig vorausſehen.

Wenn denn aber ſonach weder Begebenheiten ohne allen Nachſatz und Aufſchluß, noch auch ſolche, in welchen eine einzige allgemeine Wahrheit nicht anders als erkannt werden kann, die erforderlichen Eigenſchaften des Sinngedichts haben: ſo folgt darum noch nicht, daß alle Sinngedichte zu verwerfen, in welchen der Dichter nichts, als ein bloßer Wiedererzähler zu ſeyn ſcheint. Denn es bleiben noch immer auch wahre Begebenheiten genug übrig, die entweder ſchon von ſich ſelbſt den völligen Gang des Sinngedichts haben, oder denen dieſer Gang doch leicht durch eine kleine Wendung noch vollkommner zu geben ſteht. So fand unſer Kleiſt das heroiſche Beiſpiel, mit welchem Arria ihrem Manne vorging, in ſeiner genaueſten hiſtoriſchen Wahrheit mit Recht für hinlänglich, ein ſchönes Sinngedicht abzugeben.

Als Pätus auf Befehl des Kaiſers ſterben ſollte,
Und ungern einen Tod ſich ſelber wählen wollte:
Durchſtach ſich Arria. Mit heiterem Geſicht
Gab ſie den Dolch dem Mann, und ſprach: Es ſchmerzet nicht.

Martial hingegen glaubte, daß das erhabene „Es ſchmerzt nicht“ noch einer Verſchönerung fähig ſey, und ohne lange dieſe Verſchönerung auf ſeine eigene Rechnung zu ſetzen, legte er ſie der Arria ſelbſt in den Mund: [1]

Casta suo gladium cum traderet Arria Paeto,
Quem de visceribus traxerat ipsa suis:
Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit:
Sed quod tu facies, hoc mihi, Paete, dolet.

Ohne Zweifel mochte dem Martial das bloße „non dolet“ zu mannhaft, zu rauh vorkommen, und er wollte das zärtliche Weib in der Verächterin des Todes mehr durchſchimmern laſſen. Ich wage es nicht, zwiſchen beiden Dichtern zu entſcheiden, da ich ohnedem damit nur ein Beiſpiel geben wollen, wie die wahren Begebenheiten ausſehen müſſen, denen zum Sinngedichte nichts als eine glückliche Verſification fehlt, und wie ſehr auch in dieſen der erfindſame Geiſt des Dichters noch geſchäftig ſeyn kann, ohne die hiſtoriſche Wahrheit zu verfälſchen. —

[1] Lib. I. ep. 14.

(3.)

Nicht genug aber, daß nach meiner Erklärung das Sinngedicht ſich von mehr als einer Art kleiner Gedichte zuverläſſiger unterſcheiden läßt, als nach den ſonſt gewöhnlichen Erklärungen geſchehen kann: es laſſen ſich auch aus eben dieſer Erklärung die Eigenſchaften beſſer herleiten, welche ein Sinngedicht zu einem vollkommenen Sinngedichte machen.

1. Wenn der erſte Theil des Sinngedichts, den ich die Erwartung genannt habe, dem Denkmale entſprechen ſoll, welches die Aufſchrift führt: ſo iſt unſtreitig, daß er um ſo viel vollkommener ſeyn wird, je genauer er einem neuen, an Größe oder Schönheit beſonders vorzüglichen Denkmale entſpricht. Vor allen Dingen aber muß er ihm an Einheit gleich ſeyn; wir müſſen ihn mit einem Blicke überſehen können, unverwehrt indeß, daß der Dichter durch Auseinanderſetzung ſeiner einzelnen Begriffe ihm bald einen größern, bald einen geringern Umfang geben darf, ſo wie er es ſeiner Abſicht am gemäßeſten erkennt. Er kann ihn eben ſowohl aus fünf ſechs Worten, als aus eben ſo vielen und noch mehrern Zeilen beſtehen laſſen.

In folgendem Sinngedichte des Naugerius [1]

De Pythagorae simulacro.

Quem toties vixisse anima redeunte renatum
Mutato fama est corpore Pythagoram:
Cerne, iterum ut docti caelo generatus Asylae
Vivat; ut antiquum servet in ore decus.
Dignum aliquid certe volvit: sic fronte severa est:
Sic in se magno pectore totus abit.
Posset et ille altos animi depromere sensus:
Sed, veteri obstrictus religione, silet.

ſind die erſten ſechs Zeilen, welche die Erwartung enthalten, nichts als eine Umſchreibung des Subjects. Aber was hier ſechs Zeilen füllt, wird in dem griechiſchen Originale, welches ſich Naugerius eigen gemacht, mit vier Worten geſagt: [2]

Αὐτον Πυθαγορην ὁ ζωγραφος· ὀν μετα φωνης
Εἰδες ἀν, εἰγε λαλειν ἠθελε Πυθαγορης.

„Da ſteht er, der wahre Pythagoras! Auch die Stimme „würde ihm nicht fehlen, wenn Pythagoras hätte ſprechen „wollen.“ Dieſes überſetzte Fauſtus Sabäus ſo:

Pythagoram pictor poterat finxisse loquentem.
Verum Pythagoram conticuisse juvat.

und wir könnten es durch die einzige Zeile überſetzen:

„Warum dieß Bild nicht ſpricht? Es iſt Pythagoras.“

wenn die einzeiligen Sinngedichte in unſerer Sprache eben ſo gewöhnlich und angenehm wären, als ſie es in der griechiſchen und lateiniſchen ſind.

Das wahre Maaß der Erwartung ſcheint indeß in dem

[1] Oper. p. 199. Patav. 1718. 4to.
[2] Anthol. lib. IV. cap. 33.

gegenwärtigen Beiſpiele weder Naugerius noch dieſer Grieche getroffen zu haben, ſondern ein anderer Grieche, welcher eben den Einfall in vier Zeilen brachte, und dieſen beſcheidenen Raum, nicht wie Naugerius zu leeren Ausrufungen mißbrauchte, ſondern zur Berichtigung des Einfalls ſelbſt anwendete. Denn ſollte man aus dem Naugerius und dem angeführten griechiſchen Originale nicht ſchließen, daß Pythagoras immer geſchwiegen hätte? da das Schweigen doch nur gleichſam eine Vorübung in ſeiner Schule war. Wie viel ſchöner und genauer alſo Julianus ſo! [1]

Οὐ τον ἀναπτυσσοντα φυσιν πολυμητιν ἀριθμων
Ἠθελεν ὁ πλαζης Πυθαγορην τελεσαι,
Αλλα τον ἐν σιγῃ πιυτοφρονι· και ταχα φωνην
Ενθεν ἀποκρυπτει, και τοδ' ἐχων ὁπασαι.

„Nicht den Pythagoras, wie er die geheime Natur der „Zahlen erklärt, hat der Künſtler darſtellen wollen, ſondern den Pythagoras in ſeinem weiſen Stillſchweigen. „Daher verbarg er die Stimme, die er vernehmlich zu „machen ſonſt gar wohl verſtand."

Die Hauptregel alſo, die man, in Anſehung des Umfanges der Erwartung, zu beobachten hat, iſt dieſe, daß man nicht als ein Schulknabe erweitere; daß man nicht bloß erweitere, um ein paar Verſe mehr gemacht zu haben: ſondern daß man ſich nach dem zweiten Theile, nach dem Aufſchluſſe richte und urtheile, ob und wie viel dieſer, durch die größere Ausführlichkeit der Erwartung, an Deutlichkeit und Nachdruck gewinnen könne.

Es giebt Fälle, wo auf dieſe Ausführlichkeit alles ankommt. Dahin gehören vor andern diejenigen Sinngedichte, in welchen der Aufſchluß ſich auf einen relativen Begriff bezieht. Z. E. ſolche, in welchen ein Ding als ganz beſonders groß, oder ganz beſonders klein angegeben wird, und die daher nothwendig den Maaßſtab dieſer Größe oder Kleinheit vorausſchicken müſſen; ja lieber mehr als einen, und immer einen kleinern und kleinern, oder größern und größern. Es wäre freilich ſchon ein Epigramm, wenn Martial auf das ganz kleine Landgütchen, mit welchem ihm ein gern freigebiger Freund ſo viel als nichts ſchenkte, auch nur dieſe Zeilen gemacht hätte:

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Hoc quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi Prandium dedisses.

Aber wie viel launiger und beißender wird dieſes Epigramm durch die eingeſchalteten noch kleinern Maaße, als ein Gärtchen vor einem Fenſter iſt. Und wie ſehr wächst unſer Vergnügen, indem der Dichter den Abſtand von dieſem bis zu einem Mund voll Eſſen durch noch ſo viel andere Verkleinerungen zu füllen weiß. [2]

[1] Anth. l. c.
[2] Lib. XI. ep. 19.

Donasti, Lupe, rus sub urbe nobis:
Sed rus est mihi majus in fenestra.
Rus hoc dicere, rus potes vocare!
In quo ruta facit nemus Dianae,
Argutae tegit ala quod cicadae,
Quod formica die comedit uno,
Clausae cui folium rosae corona est:
In quo non magis invenitur herba,
Quam costi folium, piperve crudum:
In quo nec cucumis jacere rectus,
Nec serpens habitare tuta possit.
Erucam male pascit hortus unam,
Consumto moritur culex salicto,
Et talpa est mihi fossor atque arator.
Non boletus hiare, non mariscae
Ridere, aut violae patere possunt.
Fines mus populatur, et colono
Tanquam sus Calydonius timetur;
Et sublata volantis ungue Procnes
In nido seges est hirundinino,
Et cum stet sine falce, mentulaque,
Non est dimidio locus Priapo.
Vix implet cochleam peracta messis,
Et mustum nuce condimus picata.
Errasti, Lupe, litera sed una.
Nam quo tempore praedium dedisti,
Mallem tu mihi prandium dedisses.

Es haben dergleichen hyperboliſche Sinngedichte, wie man ſie nach der darin herrſchenden Figur nennen könnte, ihre eigene Anmuth. Nur müſſen ſie nicht auf die bloße Hyperbel hinauslaufen: ſo wie dieſes griechiſche: [1]

Ἀγρον Μηνοφανης ὠνησατο, και δια λιμον
Ἐν δρυος ἀλλοτριας αὐτον ἀπηγχονισεν.
Γην δ' αὐτῳ τεθνεωτι βαλειεν οὐκ ἐσχον ἀνωθεν,
Ἀλλ' ἐταφη μισθου προς τινα τῶν ὁμορων.
Εἰ δ' ἐγνω τον ἀγρον τον Μηνοφανους Ἐπικουρος,
Παντα γεμειν ἀγρων εἰπεν ἀν, οὐκ ἀτομων.

„Menophanes hatte Feld gekauft; aber vor Hunger mußte „er ſich an einer fremden Eiche hängen. So viel Erde hatte „er nicht, daß ſein Leichnam damit bedeckt werden konnte; „man mußte ihm ſeine Grabſtelle auf benachbartem Grunde „kaufen. Hätte Epikurus das Feld des Menophanes geſehen, ſo würde er geſagt haben, daß alles voller Felder „wäre: nicht voller Atomen." Denn ein ſolches Sinngedicht beſteht offenbar aus nichts als Erwartung: anſtatt des Aufſchluſſes wird uns das äußerſte Glied der Hyperbel untergeſchoben, und alle unſere Erwartung ſoll ſich mit der Unmöglichkeit, etwas größeres oder kleineres abzuſehen, begnügen. Dergleichen Spiele des Witzes können Lachen erregen: aber das Sinngedicht will etwas mehr. Die griechiſche Anthologie iſt davon voll; da ſie hingegen bei dem Martial ſehr ſparſam vorkommen, als der faſt immer von der Hyperbel noch zu einer Betrachtung fortgeht, die

[1] Anth. lib. II. c. 7. ep. 3.

mehr hinter ſich hat. Man leſe das dreiunddreißigſte Sinngedicht ſeines achten Buches, um ein ſehr einleuchtendes Exempel hiervon zu haben.

Ad Paullum.

De praetoricia folium mihi, Paulle, corona
Mittis, et hoc phialae nomen habere jubes.
Hac fuerat nuper nebula tibi pegma perunctum,
Pallida quam rubri diluit unda croci.
An magis astuti derasa est ungue ministri
Bractea, de fulcro, quod reor esse, tuo?
Illa potest culicem longe sentire volantem,
Et minimi penna papilionis agi.
Exiguae volitat suspensa vapore lucernae,
Et leviter fuso rumpitur ista mero.
Hoc linitur sputo Jani caryota Calendis,
Quam fert cum parvo sordidus asse cliens.
Lenta minus gracili crescunt colocasia filo:
Plena magis nimio lilia sole cadunt:
Nec vaga tam tenui discursat aranea tela:
Tam leve nec bombyx pendulus urget opus.
Crassior in facie vetulae stat creta Fabullae:
Crassior offensae bulla tumescit aquae.
Fortior et tortos servat vesica capillos,
Et mutat Latias spuma Batava comas.
Hac cute Ledaeo vestitur pullus in ovo:
Talia lunata splenia fronte sedent.
Quid tibi cum phiala, ligulam cum mittere posses:
Mittere cum posses vel cochleare mihi?
Magna nimis loquimur, cochleam cum mittere posses:
Denique cum posses mittere, Paulle, nihil.

Alle die hyperboliſchen Vergleichungen, die der Dichter hier anſtellt, ſtehen nicht bloß um ihrer ſelbſt willen da, ſondern mehr, um endlich gewiſſen Leuten, welche ſich gern große Verbindlichkeiten mit wenig Koſten erwerben möchten, zu verſtehen zu geben, wie viel ſie beſſer thun würden, wenn ſie lieber gar nichts, als ſo unbeträchtliche Kleinigkeiten ſchenkten. Denn es iſt nicht Freigebigkeit, es iſt Geiz, ſich Dank mit etwas erkaufen wollen, was keines Dankes werth iſt.

Wie aber der fertige Verſificator, in Erweiterung des erſten Theiles, oft zu viel thut, ſo thut ein minder fertiger, aus Schwierigkeit oder Gemächlichkeit, nicht ſelten zu wenig: wenn er nämlich den ganzen erſten Theil in den Titel des Sinngedichts bringt, und ſich den bloßen Aufſchluß zu verſificiren oder zu reimen begnügen läßt. Es iſt ſonderbar, daß es ſogar Kenner gegeben hat, die dieſes zu thun dem Dichter ausdrücklich gerathen haben. [1] Aber ſie haben nicht bedacht, daß das Epigramm, ſo viel es an Kürze dadurch gewinnt, von einer andern Seite hinwiederum verliert, indem es zu einem Ganzen von ſo heterogenen Theilen wird. Unmöglich kann man daher das Sinngedicht des Herrn von Kleiſt:

An zwei ſehr ſchöne, aber einäugige Geſchwiſter.

„Du mußt, o kleiner Lykon, dein Aug' Agathen leihn,
„Blind wirſt du dann Kupido, die Schweſter Venus ſeyn."

und das lateiniſche des Hieronymus Amaltheus, aus welchem jenes genommen iſt:

Lumine Acon dextro, capta est Lecuilla sinistro,
Et potis est forma vincere uterque deos.
Blande puer, lumen, quod habes, concede puellae,
Sic tu caecus Amor, sic erit illa Venus.

für gleich ſchön halten. Dieſes kann den ganzen Titel entbehren, und jenes iſt ohne Titel auch nicht einmal verſtändlich. Das ſchöne Sinngedicht iſt in der Ueberſetzung zur bloßen Aufſchrift geworden, und verhält ſich in ſeinem Eindrucke zu jenem ſo, wie eine kahle Aufſchrift, die in einem Buche angeführt wird, zu eben der Aufſchrift, die wir auf dem ſchönen Monumente ſelbſt leſen.

In dem ganzen Martial wüßte ich mich keines einzigen Epigramms zu erinnern, welches von der fehlerhaften Art wäre, daß es der Erläuterung eines Titels bedürfe. Alle ſeine Titel beſtehen daher in den bloßen An, Von und Auf, mit Beifügungen des Namens derjenigen, die das Epigramm betrifft, oder an die es gerichtet iſt. Alle Lemmata, welche den nähern Inhalt angeben ſollen, ſind nicht von ihm, ſondern ein Werk der ſpätern Abſchreiber, daher ſie auch in der einen Ausgabe ſo und in der andern anders lauten. Jeder Umſtand, auch der allerkleinſte, der zu dem Verſtande des Epigramms nothwendig gehört, iſt bei ihm in dem Epigramme ſelbſt enthalten: und wenn wir jetzt einen ſolchen ja darin zu vermiſſen glauben, ſo können wir nur gewiß verſichert ſeyn, daß er ſich zu der Zeit des Dichters von ſelbſt verſtanden hat. —

2. Wenn ferner der zweite Theil des Sinngedichts, den ich den Aufſchluß genannt habe, der eigentlichen Aufſchrift entſprechen ſoll, die wir zu unſerer Befriedigung endlich auf einem bewunderten Denkmale erblicken: ſo dürfen wir nur die Urſachen erwägen, warum eine ſolche Aufſchrift von der möglichſten Kürze ſeyn muß, um daraus zu ſchließen, daß die Kürze ebenfalls die erſte und vornehmſte Eigenſchaft des Aufſchluſſes in dem Sinngedichte werde ſeyn müſſen. Dieſe Urſachen aber ſind die: einmal, weil es nur Perſonen oder Handlungen von einer ohnedem ſchon genugſamen Bekanntheit und Berühmtheit ſind, oder ſeyn ſollten, denen Denkmäler errichtet werden, und man

[1] *Morhofius de discipl. Arg. Sect. III. cap. 5.* Vocari in subsidium brevitatis Lemma sive Inscriptio Epigrammatis potest. Quum enim narratione et expositione rei, quae est una Epigrammatis pars, plures versus impleantur, Lemma, si bene conceptum est, illorum vicem supplebit E. g. legitur inter nostra Epigrammata illud:

»Quid juvat ah! ducta prolem sperare puella?
»Ut reparet puerum, perdis, inepte, virum.

Lemma est: *In senem, qui quod masculus illi mortuus heres, puellam spe recuperandi ducebat.* Illa si Epigrammate exprimenda simul fuissent, vel quatuor versus fuissent insumendi: nunc uno Lemmate tota res exhibetur.

daher mit wenig Worten leicht sehr viel von ihnen sagen kann; zweitens, weil die Denkmäler selbst, auf offenen Straßen und Plätzen, nicht sowohl für die wenigen müßigen Spaziergänger, als vielmehr für den Geschäftigen, für den eilenden Wanderer errichtet werden, welcher seine Belehrung gleichsam im Vorbeigehen muß mit sich nehmen können. Eben so sollte man bei einer Sammlung von Sinnschriften vornehmlich auf solche Leser sehen, welchen es andere Geschäfte nur selten erlauben, einen flüchtigen Blick in ein Buch zu thun. Solche Leser wollen geschwind, und doch nicht leer abgefertigt seyn; für das letzte aber halten sie sich allezeit, wenn man sie entweder mit ganz gemeinen, oder ihnen ganz fremden Sachen unterhalten wollen.

Die Fehler gegen die Kürze des Aufschlusses sind indeß, bei allen Arten der Epigrammatisten, wohl die seltensten. Der schlechteste nimmt nie die Feder, ein Epigramm niederzuschreiben, ohne den Aufschluß vorher so gut und kurz gerundet zu haben, als es ihm möglich ist. Oft hat er nichts voraus bedacht, als diesen einzigen Aufschluß, der daher auch nicht selten eben das ist, was der Dietrich unter den Schlüsseln ist, ein Werkzeug, welches eben so gut hundert verschiedene Schlösser eröffnen kann, als eines.

Hingegen ist es gerade der bessere Dichter, welcher noch am ersten hier fehlerhaft werden kann; und zwar aus Ueberfluß von Witz und Scharfsinn. Ihm kann es leicht begegnen, daß er unter der Arbeit auf einen guten Aufschluß geräth, noch ehe er zu dem gelangen kann, den er sich vorgesetzt hatte; oder daß er jenseits diesem noch einen-andern erblickt, den er sich ebenfalls nicht gern möchte entwischen lassen. Mich deucht, so etwas ist selbst dem Martial mit folgendem Sinngedichte widerfahren: [1]

In Ligurinum.

Occurrit tibi nemo quod libenter,
Quod quacunque venis, fuga est, et ingens
Circa te, Ligurine, solitudo:
Quid sit scire cupis? nimis poeta es.

Wer kann läugnen, daß diese vier Zeilen nicht ein völliges Epigramm sind? Nur mochte dem Dichter ohne Zweifel das Nimis poeta es ein wenig zu räthselhaft vorkommen; und weil er jenseit der Umschreibung desselben, die schon an und für sich selbst sehr gefallen konnte, einen neuen Aufschluß voraus sah: so wagte er es, das schon erreichte Ende zu einem bloßen Ruhepunct zu machen, um von da nach einem neuen Ziele auszusetzen; oder, wenn man will, nach dem nämlichen, das er sich selbst nur weiter gesteckt hatte. Also fährt er fort:

Hoc valde vitium periculosum est.
Non tigris catulis citata raptis,
Non dipsas medio perusta sole,
Nec sic scorpius improbus timetur.
Nam tantos, rogo, quis ferat labores?
Et stanti legis, et legis sedenti,
Currenti legis, et legis cacanti.
In thermas fugio: sonas ad aurem.
Piscinam peto: non licet natare.
Ad coenam propero: tenes euntem.
Ad coenam venio: fugas sedentem.
Lassus dormio: suscitas jacentem.
Vis quantum facias mali, videre?
Vir justus, probus, innocens timeris.

Und wer hat eben Recht, auf einen Dichter ungehalten zu seyn, der uns, statt Eines Epigramms, in Einem zwei geben will? Besonders, wenn sie sich so gut, wie hier, in einander fügen, auch das eine durch das andere im geringsten nicht geschändet wird.

Nur aus dergleichen nicht unglücklichen Auswüchsen eine Regel der Schönheit machen zu wollen, das ist zu arg. Gleichwohl that es Skaliger; und nach seinen Worten zu urtheilen, müßte dasjenige Epigramm das vollkommenste seyn, das aus eben so viel andern kleinen Epigrammen besteht, als es Disticha enthält. Doch sein eigenes Exempel von einem solchen Epigrammate differto, wie er es nennt, giebt die Sache näher: und wenn dieses wirklich vier Epigrammen in sich schließt, so sind sie auch alle viere darnach. Es ist auf einen Podagristen, dem man die Hungerkur vorgeschrieben hat, und lautet so: [1]

Heus utrum eligimus? Si non nisi dente podagra,
Dente famis dirae discruciata perit.
Ah nequeam, nisi sic, finire dolore dolorem?
Atque ferum finem tollere fine truci?
Heu macie informi, larvata heu tabe furorem,
Et funus plus quam funere praeveniens.
O vitam invitam: o incommoda commoda: lux nox!
Si, ne aliquid fias, cogeris esse nihil.

Es ist zu verwundern, wie sehr sich auch die gelehrtesten Leute verblenden können, sobald sie aus ihren eigenen Beispielen etwas abstrahiren wollen. Dieses Epigramm soll vier Epigramme enthalten, und es ist zur höchsten Noth kaum eines: nur daß der schale Aufschluß desselben in jeder Zeile wie eine Wasserblase mehr und mehr aufschwellt, bis er endlich in ein wahres Nichts zerstiebt.

Eher war unser Wernike der Mann, der zu dieser vollgepfropften Art von Sinngedichten ein Muster hätte machen können. In der Theorie dachte er auch ziemlich wie Skaliger, indem er diejenigen Sinngedichte, „wo der „Leser fast in jeder Zeile etwas nachzudenken findet, wo er „unvermerkt, und zuweilen ehe er es verlangt, zu dem „Schlusse geführt wird," den andern weit vorzieht, „in „welchen der Leser nur durch weitläufige und nichts bedeu„tende Umstände von dem allein klingenden Ende aufge„halten wird." Wernike hatte allerdings Recht, wenn es

[1] Lib. III. ep. 44.

[1] *Poetices Lib. III. cap. 126.* Exemplum illius differti hoc unum esto, in quo continentur quatuor Epigrammata.

wirklich, in allem Verſtande, nichts bedeutende Umſtände ſind, durch die der Leſer endlich zu dem Aufſchluſſe gelangt. Aber wenn denn nur jeder ihn aufhaltender Umſtand, ob er ſchon für ſich ſelbſt nicht viel ſagen will, dennoch ſeine beſondere gute Beziehungen auf das allein klingende Ende hat: ſo iſt es ſchon genug, und das Ganze, welches daraus entſteht, bekommt eine ſo gefällige Einheit, daß es unendlich ſchwer iſt, wegen des Mangels derſelben einen Leſer von richtigem Geſchmacke durch noch ſo häufig eingeſtreute Nebenzüge ſchadlos zu halten.

Das eigene Beiſpiel des Wernike ebenfalls, welches er von jener vorzüglichern Art des Sinngedichts geben zu können glaubte, macht ſeine Theorie nicht gut, ſondern beſtätigt viel mehr, was ich von dem Mangel der Einheit geſagt habe.

Auf Mucius Skävola.

„Als Skävola, zum Mord verführt durch ſeine Jugend,
„So wie das Laſter für die Tugend
„Den Schreiber für den König nahm,
„Und nach vollbrachter That erſt zur Erkenntniß kam,
„Da wußt' er der Gefahr den Vortheil abzuzwingen,
„Und durch die Schande nicht verzagt,
„Das, was das Laſter ihm verſagt,
„Der Tugend ſelber abzudringen:
„Er machte, daß der Haß ſich in Verwundrung wandt',
„Verbrennt, entwaffnete ſein und des Feindes Hand;
„Und weil die edle Wuth man ihm zur Tugend zählte,
„Erreicht' er ſeinen Zweck, indem er ihn verfehlte."

Mich dünkt, der Dichter hätte mit der achten Zeile, „der Tugend ſelber abzudringen" aufhören ſollen; wenigſtens mit dem Gedanken, den ſie enthält. Denn alles, was folgt, iſt nur ſchleppende Umſchreibung dieſes Gedankens; mit einer Antitheſe beſchloſſen, die weder wahr iſt, noch, wenn ſie auch wahr wäre, hieher gehört. Sie iſt nicht wahr: denn Skävola erreichte ſeinen Zweck nicht, indem er ihn verfehlte, ſondern nachdem er ihn verfehlt hatte; nicht durch den Fehler, ſondern durch das, was er darauf folgen ließ. Sie gehört nicht hieher, wenn ſie von Seiten der Wahrheit auch ſchon noch zu rechtfertigen wäre: denn ſie zeigt uns die ganze Handlung nunmehr aus einem völlig verſchiedenen Geſichtspuncte, als wir ſie vier Zeilen vorher ſehen; dort wird ſie uns als eine außerordentliche Anſtrengung von Tugend angeprieſen; hier bewundern wir ſie als das Werk eines glücklichen Zufalls. Der doppelte Geſichtspunct aber iſt in der Poeſie kein geringerer Fehler, als in der Perſpective.

3. Wenn endlich die beiden Theile des Sinngedichts zugleich, dem Denkmale und der Aufſchrift zugleich entſprechen ſollen: ſo wird auch das Verhältniß, welches ſich zwiſchen jenen befindet, dem Verhältniſſe entſprechen müſſen, welches dieſe unter ſich haben. Ich will ſagen: ſo wie ich bei Erblickung eines Denkmals zwar nicht den Inhalt der Aufſchrift, wohl aber den Ton derſelben aus dem Denkmale errathen kann; wie ich kühnlich vermuthen darf, daß ein Denkmal, welches traurige Ideen erregt, nicht eine luſtige oder lächerliche Aufſchrift führen werde, oder umgekehrt; eben ſo muß auch die Erwartung des Sinngedichts mich zwar nicht den eigentlichen Gedanken des Aufſchluſſes, aber doch die Farbe deſſelben voraus ſehen laſſen, ſo daß mir am Ende kein widriger Contraſt zwiſchen beiden Theilen auffällt. Mich dünkt, gegen dieſe Regel verſtößt folgendes Sinngedicht des Martials auf den Tod der Erotion, eines kleinen liebenswürdigen Mädchens, der Tochter eines ſeiner Leibeigenen, deren Verluſt ihm ſo nahe ging.[1]

In Paetum.

Puella senibus dulcior mihi cycnis,
Agna Galesi mollior Phalantini,
Concha lucrini delicatior stagni:
Cui nec lapillos praeferas Erythraeos,
Nec modo politum pecudis Indicae dentem,
Nivesque primas, liliumque non tactum;
Quae crine vicit Baetici gregis vellus,
Rhenique nodos, aureamque nitellam;
Fragravit ore quod rosarium Paesti,
Quod Atticarum prima mella cerarum,
Quod succinorum rapta de manu gleba:
Cui comparatus indecens erat pavo,
Inamabilis scyrus, et frequens phoenix
Adhuc recenti tepet Erotion busto,
Quam pessimorum lex avara fatorum
Sexta peregit hyeme, nec tamen tota;
Nostros amores, gaudiumque, lususque.
Et esse tristem me meus vetat Paetus:
Pectusque pulsans, pariter et comam vellens,
Deflere non te vernulae pudet mortem?
Ego conjugem, inquit, extuli, et tamen vivo,
Notam, superbam, nobilem, locupletem.
Quid esse nostro fortius potest Paeto?
Ducenties accepit, et tamen vivit.

Dieſes Sinngedicht fängt mit ſo ſanften Empfindungen an; es nimmt mich für den weichherzigen Dichter, der ſich um ein kleines unſchuldiges Ding ſo ſehr betrübt, ſo herzlich ein; ich fühle mich zu Mitleid und Melancholie ſo ſehr geſtimmt, daß ich mich nach ganz etwas anderem, als einem hämiſchen Zuge gegen einen guten Bekannten, ſehne. Betrübniß macht ſonſt ſo gutdenkend, und boshafter Witz verſtummt ſonſt ſo leicht bei einem bekümmerten Herzen!

Ich rechne aber zu dergleichen Contraſte nicht jeden plötzlichen, unerwarteten Sprung von Groß auf Klein, oder von Schwarz auf Weiß, den die bloße Einbildung thun muß. Ein ſolcher Sprung kann allerdings angenehm ſeyn, und wenigſtens den Mund in Falten ziehen, wenn nur unſere Empfindung nicht beſondern Theil daran nimmt. So wie etwa dieſer beim Skarron:

[1] Lib. V. ep. 38.

Superbes Monuments de l'orgueil des Humains,
Pyramides, Tombeaux, dont la vaine structure
A témoigné que l'Art, par l'adresse des mains,
Et l'assidu travail, peut vaincre la Nature!
Vieux Palais ruinés, Chef d'oeuvres des Romains,
Et les derniers efforts de leur Architecture,
Colisée, où souvent ces Peuples inhumains,
De s'entr'assassiner se donnoient tablature!
Par l'injure des ans vous êtes abolis!
Ou du moins la plupart vous êtes démolis!
Il n'est point de ciment que le tems ne dissoude.
Si vos Marbres si durs ont senti son pouvoir,
Dois-je trouver mauvais qu'un méchant Pourpoint noir,
Qui m'a duré deux ans, soit percé par le coude?

Der Poſſe thut ſeine Wirkung. Gleichwohl iſt auch hier der Sprung nicht völlig unvorbereitet. In der pompöſen Erwartung mangelt es nicht ganz an burlesken Ausdrücken, durch die wir unmerklich auf ihn anſetzen: und mag er doch gerathen, wie er will; wir ſollen ja nur lachen.

Ich könnte hier anführen, daß das Original dieſes Skarron'ſchen Sinngedichts, oder Sonetts, das Epigramm eines alten unbekannten Dichters zu ſeyn ſcheine, welches Barth zuerſt bekannt gemacht hat, und das noch lächerlicher ausfällt, wenn es anders wahr iſt, was Cicero irgendwo anmerkt, daß das Obſcöne das Lächerliche vermehre. Denn anſtatt der durchgeſtoßenen Weſte — Doch wer Luſt hat, kann es bei dem Barth ſelbſt nachſehen.[1] Es iſt vielmehr Zeit, daß ich dergleichen Sinngedichte überhaupt, in welchen der Leſer ſeine Erwartung, nicht ohne Vergnügen, vielmehr getäuſcht, als erfüllt ſieht, von einer allgemeinen Seite betrachte.

(4.)

Einige Leſer dürften bei allem, was ich bisher von dem Sinngedichte geſagt habe, noch immer das Beſte vermiſſen. Sie kennen es als das ſinnreichſte von allen kleinen Gedichten; als eine witzige Schnurre wohl nur: und doch iſt des Witzes von mir noch kaum gedacht worden, geſchweige, daß ich die verſchiedenen Quellen des Sinnreichen anzugeben geſucht hätte. Ich habe die ganze Kraft, die ganze Schönheit des Epigramms in die erregte Erwartung und in die Befriedigung dieſer Erwartung geſetzt, ohne mich weiter einzulaſſen, durch welche Art von Gedanken und Einfällen ſolche Befriedigung am beſten geſchehe. Was die lateiniſchen Kunſtrichter acumina, und die franzöſiſchen pointes nennen, habe ich weder erfordert, noch bisher verworfen.

Wenn indeß unter dieſen Worten nichts anders verſtanden werden ſoll, als derjenige Gedanke, um deſſen willen die Erwartung erregt wird, der alſo natürlicher Weiſe nach der Erwartung, am Ende des Ganzen, ſtehen muß, und ſich von allen übrigen Gedanken, als die nur ſeinetwegen da ſind, nicht anders als auszeichnen kann: ſo iſt es wohl klar, daß das Sinngedicht ohne dergleichen acumen oder pointe ſchlechterdings nicht ſeyn kann. Es bleibt vielmehr dieſes acumen das wahre allgemeine Kennzeichen deſſelben, und man hat Recht, allen kleinen Gedichten, denen es mangelt, den Namen des Sinngedichts zu verſagen, wenn ſie auch ſonſt noch ſo viel Schönheiten haben, die man ihnen auf keine Weiſe darum zugleich ſtreitig macht.

Wenn hingegen unter acumen oder pointe man etwas meint, was bloß das Werk des Witzes iſt; mehr ein Gedankenſpiel, als einen Gedanken; einen Einfall, deſſen Anzügliches größtentheils von der Wahl oder Stellung der Worte entſteht, in welchen er ausgedrückt iſt, oder von dem wohl gar nichts Geſundes übrig bleibt, ſobald man dieſe Worte ändert oder verſetzt: ſo iſt die Frage, ob das Sinngedicht nothwendig eine dergleichen pointe haben müſſe? der Frage vollkommen gleich, ob man beſſer thue, ſeine Schulden in guter oder in falſcher Münze zu bezahlen?

Denn ſo wie es nur der Mangel an guter Münze iſt, welcher falſche Münze zu prägen verleitet, eben ſo iſt es nur der Schwierigkeit, jede erregte Erwartung immer mit einem neuen und doch wahren, mit einem ſcharfſinnigen und doch ungekünſtelten Aufſchluſſe zu befriedigen, — nur dieſe Schwierigkeit, ſage ich, iſt es, welche nach Mitteln umzuſchauen verführt, durch die wir jene Befriedigung geleiſtet zu haben wenigſtens ſcheinen können.

Glücklich, wenn man unter dieſen Mitteln nur noch die erträglichſten zu wählen verſteht! Denn es giebt in der That auch hier paduaniſche Münzen, die zwar falſche aber doch von ſo ſchönem und dem wahren ſo nahe kommendem Stempel ſind, daß ſie gar wohl aufbehalten zu werden verdienen. Ja es giebt noch andere, deren innerer Werth nur wenig geringer iſt als der ächten, ſo daß der Münzer wenig mehr als den Schlagſchatz dabei gewinnen konnte.

Beſonders möchte ich mit dergleichen weder ganz falſchen, noch ganz ächten Münzen, die, wenn ſie ſchon nicht im Handel und Wandel gelten können, doch immer ſchöne Spielmarken abgeben, zwei Gattungen von Sinngedichten vergleichen, die, ohne zu den vollkommenen zu gehören, doch von jeher auch unter Leuten von Geſchmack ihre Liebhaber gefunden haben, und ſo noch ferner finden werden. Unter der erſten Gattung verſtehe ich die, welche uns mit ihrer Erwartung hintergehen: und unter der andern die, deren Aufſchluß in einer Zweideutigkeit beſteht. — Von jeder ein Wort.

1. Das Neue iſt, eben weil es neu iſt, dasjenige, was am meiſten überraſcht. Ob nun gleich dieſes Ueberraſchende nicht das einzige ſeyn muß, wodurch das Neue gefällt, ſo iſt es doch unſtreitig, daß ſchon die bloße Ueberraſchung angenehm iſt. Wenn es denn aber nur ſelten in des Dichters Vermögen ſteht, ſeinen Leſer mit einem wirklich neuen Aufſchluſſe zu überraſchen: wer kann es ihm verdenken, wenn er ſeinem gemeinen Einfalle eine ſolche Wendung zu

[1] Advers. Lib. XXXVI. c. II.

geben ſucht, daß er wenigſtens dieſe Eigenſchaft des Neuen, das Ueberraſchende, dadurch erhält? Und dieſes kann nicht anders geſchehen, als durch eine Art von Betrug. Weil er dem Leſer nichts geben kann, was dieſer auf keine Weiſe voraus ſehen könnte, ſo verführt er ihn, etwas ganz anders voraus zu ſehen, als er ihm endlich giebt. Er hebt z. E. von hohen Dingen an, und endet mit einer Nichtswürdigkeit; er ſcheint loben zu wollen, und das Lob läuft auf einen Tadel hinaus; er ſcheint tadeln zu wollen, und der Tadel verkehrt ſich in ein feines Lob. Doch ſo ganz einander entgegengeſetzt brauchen die Dinge auch nicht einmal zu ſeyn: genug, wenn der Blick des Leſers auch nur gerade vorbei ſchießt. Ein einziges Exempel aus dem Martial ſey ſtatt aller. [1]

In Sanctram.

Nihil est miserius, nec gulosius Sanctra.
Rectam vocatus cum cucurrit ad coenam,
Quam tot diebus noctibusque captavit;
Ter poscit apri glandulas, quater lumbum,
Et utramque coxam leporis, et duos armos.
Nec erubescit pejerare de turdo,
Et ostreorum rapere lividos cirros.
Buccis placentae sordidam linit mappam.
Illic et uvae collocantur ollares,
Et Punicorum pauca grana malorum,
Et excavatae pellis indecens vulvae,
Et lippa ficus, debilisque boletus.
Sed mappa cum jam mille rumpitur furtis,
Rosos tepenti spondylos sinu condit,
Et devorato capite turturem truncum.
Colligere longa turpe nec putat dextra
Analecta, quicquid et canes reliquerunt.
Nec esculenta sufficit gulae praeda,
Misto lagenam replet ad pedes vino.
Haec per ducentas cum domum tulit scalas,
Seque obserata clusit anxius cella,
Gulosus ille postero die — vendit.

Bis auf das allerletzte Wort erwarten wir noch immer ganz etwas anders, als wir finden. Noch immer denken wir uns den Sanktra als einen leckern Freſſer, der nie genug hat: auf einmal wendet ſich die Medaille, und wir finden, daß der leckere Freſſer ein armer Teufel iſt, der nicht darum die ſchmutzigſten Brocken ſo gierig zuſammenraffte, um noch eine Mahlzeit davon zu halten, ſondern um ſie zu verkaufen, und ſich andere Bedürfniſſe des Lebens dafür anzuſchaffen. Denn daß dieſes ſchon gewiſſermaßen in dem Worte miserius des erſten Verſes ſtecke, das hatten wir längſt wieder vergeſſen, wenn wir es auch ja hätten merken können. — Wie häufig die Epigrammatiſten, aller Zeiten und Völker, aus dieſer Quelle geſchöpft haben, darf ich nicht erſt ſagen. Ich will ſie aber darum doch nicht mit meinen, ſondern lieber mit den Worten des Cicero empfehlen: [2] Scitis esse notissimum ridiculi genus, cum aliud expectamus, aliud dicitur. Hic nobismetipsis noster error risum movet.

2. Cicero ſetzt hinzu: Quod si admixtum est etiam ambiguum, fit salsius. Und das wäre die zweite Gattung. Denn es iſt allerdings eine wichtige Erforderniß des Zweideutigen, daß es ſo wenig als möglich vorher geſehen werde. Was aber die Zweideutigkeit überhaupt ſey, brauche ich nicht zu erklären: eben ſo wenig, als ich nöthig habe, Beiſpiele davon anzuführen. Aber gut iſt es, gewiſſe allzu edle Richter von Zeit zu Zeit zu erinnern, daß ſie uns doch lieber das Lachen nicht ſo ſchwer und ſelten machen wollen. Zwar auch das heißt ihnen ſchon zu viel zugegeben; die Zweideutigkeit iſt nicht bloß gut zum Lachen, zum bloßen risu diducere rictum: ſie kann ſehr oft die Seele des feinſten Scherzes ſeyn, und dem Ernſte ſelbſt Anmuth ertheilen. Ex ambiguo dicta, ſagt ebenfalls Cicero, vel argutissima putantur, sed non semper in joco, saepe etiam in gravitate versantur. Denn wenn die Zweideutigkeit etwas mehr als ein kahles Wortſpiel iſt, ſo iſt von dem doppelten Sinne, den ſie hat, der eine wenigſtens wahr, und der andere, wenn er falſch iſt, diente bloß zum Uebergange auf jenen. Und was dient uns in der Folge unſerer Ideen nicht alles, um von einer auf die andere überzugehen! Wir laſſen uns von der Aehnlichkeit der Worte wohl in wichtigen Dingen leiten, und wollten bei einem Scherze nicht damit vorlieb nehmen? — Doch was läßt ſich hiervon ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre? —

Ich ſchließe alſo dieſe allgemeinen Anmerkungen über das Epigramm; und da ich einmal in Anführung des Cicero bin, ſo ſchließe ich ſie mit einer Stelle aus ihm, die ihnen ſtatt eines Paſſes bei denjenigen Leſern dienen kann, welche dergleichen Unterſuchungen über Werke des Witzes insgeſammt nicht lieben, und ihnen kühnlich allen Nutzen abſprechen, weil ſie einen insbeſondere nicht haben können. [1] Ego in his praeceptis hanc vim, et hanc utilitatem esse arbitror, non ut ad reperiendum, quid dicamus, arte ducamur, sed ut ea, quae natura, quae studio, quae exercitatione consequimur, aut recta esse confidamus, aut prava intelligamus, eum, quo referenda sint, didicerimus.

II.

Catull.

(1.)

Es kommen unter den kleinern Gedichten des Catulls allerdings verſchiedene vor, welche den völligen Gang des Sinngedichts haben.

Allein darum alle ſeine kleinern Gedichte zu Epigrammen zu machen, da er ſelbſt dieſen Namen ihnen nicht

[1] Lib. VII. ep. 19.
[2] de Oratore lib. II. c. 63.

[1] l. c. cap. 57.

gegeben; von ihnen, ohne Unterſchied, eine beſondere Gattung des Epigramms zu abſtrahiren, und es als ein Problem aufzuwerfen, ob dieſe catulliſche, wie man ſie nennt, feinere Gattung, der martialiſchen ſpitzfindigen Gattung nicht weit vorzuziehen ſey: das iſt mir immer ſehr ſonderbar vorgekommen.

Die allermeiſten von den kürzern Gedichten des Catulls haben ſchlechterdings mit dem Sinngedichte nichts gemein, als die Kürze. Es ſind kleine giftige oder obſcöne Tiraden, die weder Erwartung erwecken, noch Erwartung befriedigen; die mehr, um gegenwärtige dringende Empfindungen zu äußern, hingeworfen, als mit Abſicht auf eine beſondere Dichtungsart ausgearbeitet ſind. Wer z. E. ein Salve, nec minimo puella naso,[1] ein Disertissime Romuli nepotum,[2] ein Caeli, Lesbia nostra, Lesbia illa,[3] für Sinngedichte halten kann: der muß Luſt haben, ſelbſt auf die wohlfeilſte Art ein epigrammatiſcher Dichter werden zu wollen. Sogar ſind die nie genug geprieſenen kleinen Stücke, dergleichen ad Phasellum, de passere mortuo Lesbiae, und andere, die ſo unzähligmal nachgeahmt und überſetzt worden, dennoch nichts weniger als Sinngedichte. Aber ich gebe es zu, daß ſie etwas beſſeres ſind, und ich wüßte gar nicht, warum z. E. letzteres, auf den todten Sperling ſeiner Lesbia, welches jetzt unter uns durch eine vortreffliche Ueberſetzung und durch eine eben ſo glückliche Nachahmung in aller Munde iſt, ein Epigramm heißen müßte, da es die ſchönſte Naenia ihrer Art iſt, die uns aus dem Alterthume übrig geblieben.

Wenn aber dem ungeachtet ſich Martial nach dem Catull ſoll gebildet haben; wenn er ſelbſt ihn für ſeinen einzigen Meiſter erkennt:[4] ſo iſt dieſes entweder nur von dem naiven Ausdrucke und andern allgemeinen Eigenſchaften des Dichters, oder doch nur von der geringſten Anzahl der kleinern catulliſchen Gedichte zu verſtehen, von welchen es allein möglich war, daß Martial ſein Ideal des Sinngedichts abſtrahirt haben konnte. Von ſolchen z. E.[5]

De Lesbia.

Lesbia mi dicit semper male, nec tacet unquam
De me: Lesbia me, dispeream, nisi amat.
Quo signo? quasi non totidem mox deprecor illi
Assidue: verum dispeream, nisi amo.

Ad Calvum de Quintilia.

Si quicquam mutis gratum acceptumve sepulchris
Accidere a nostro, Calve, dolore potest,
Quo desiderio veteres renovamus amores,
Atque olim missas flemus amicitias:

[1] Carmen 44.
[2] Carmen 50.
[3] Carmen 59.
[4] Lib. X. ep. 78.
Sic inter veteres legar Poetas,
Nec multos mihi praeferas priores,
Uno sed tibi sim minor Catullo.
[5] Carmen 92. 95 et 105.

Certe non tanto mors immatura dolori est
Quintiliae, quantum gaudet amore tuo.

De puero et praecone.

Cum puero bello praeconem qui videt esse,
Quid credat, nisi se vendere discupere?

Denn wer erkennt in dieſen nicht die völlige Einrichtung des Martials? Und nur auf dieſe, wie es der Rhetor nennen würde, enthymematiſche Einrichtung kömmt es an, ob etwas ein Sinngedicht heißen kann: nicht aber auf die bloße Spitze des Schluſſes, die bald mehr, bald weniger zugeſchliffen ſeyn kann, ſo wie ſie es auch wirklich bei dem Martial ſelbſt iſt.

(2.)

Ich getraute mir, wegen dieſes Urtheils über die kleinern Gedichte des Catulls, mit einem Naugerius ſelbſt fertig zu werden.

Denn ſo ein großer Verehrer des Catulls Naugerius auch immer mag geweſen ſeyn: ſo iſt doch gewiß, daß er den Martial eben ſo wenig wegen der Unzüchtigkeit, als wegen der ihm eigenthümlichen Einrichtung des Sinngedichts jährlich verbrannt hat. Jenes möchte uns Toskanus lieber bereden: aber wen hätte Naugerius ſodann dem unzüchtigen Martial vorgezogen? Einen noch unzüchtigern Catull. Dieſes hingegen kann darum nicht ſeyn, weil wirklich die eigenen Epigramme des Naugerius in ihrer Einrichtung den Epigrammen des Martial weit näher kommen, als den kleinen Gedichten des Catulls; welches bereits Vavaſſor, und noch ein Gelehrter,[1] obſchon nur an dem einzigen auf die Bildſäule des Pythagoras, das ich oben angeführt habe, nicht ohne Verwunderung bemerkten. Aber warum dieſe Verwunderung? Es war dem Naugerius, wie geſagt, weder um die Sittlichkeit, noch um eine gewiſſe Einfalt, die ſich mit dem zugeſpitzten Witze nicht wohl verträgt, zu thun; welches auch daher ſchon erhellt, weil er, nach dem Riccius,[2] die Priapeia allen andern Epigrammen dieſer Art weit vorgezogen. Sondern er ſah lediglich auf die Sprache, die ſich in dem Martial viel zu weit von der Reinigkeit und dem vollen männlichen Gange des ciceroniſchen Zeitalters entferne. Wir wiſſen, was für ein Eiferer für die Sprache dieſes Zeitalters er war; er, dem Politian und Erasmus viel zu barbariſch ſchrieben. Wenn er alſo ja die zugeſpitzten Schlußfälle des Martials zugleich mit verwarf, ſo geſchah es doch gewiß nur in ſo weit, als eben ſie es ſind, die von jener Lauterkeit ſich zu entfernen, und jenem reichen Fluſſe von Worten zu entſagen, am erſten verleiten. Denn die nämlichen Schlußfälle, ſobald ſie nur einer altrömiſchern Diction fähig waren, mißfielen ihm gar nicht. Man ſehe das zwölfte, das ſiebzehnte, das zweiundvierzigſte ſeiner Gedichte, in der Ausgabe der Vulpii. Das letztere iſt auf

[1] Remarques sur les Réflexions du P. Rapin, p. 699. Op. Vavassoris. — Observationes miscellaneae in Auctores v. et n. Vol. II. T. II. p. 208.
[2] Barthol. Riccius de Imitatione lib. I.

ſein eigenes Bildniß, in welchem ihm der Maler einen Harniſch angelegt hatte, und ſchließt:

— Non quod sim pugna versatus in ulla,
Haec humeris pictor induit arma meis.
Verum, hoc quod bello, hoc Patriae quod tempore iniquo,
Ferre vel imbellem quemlibet arma decet.

Was kann mehr in dem Geſchmacke des Martial ſeyn, als dieſer Schluß? Nur freilich, daß ihn Martial vielleicht mehr zuſammengepreßt, und anſtatt in vier Zeilen, nur in zweien würde geſagt haben. Denn die letzte ohne eine Zeile, das Latein mag ſo gut ſeyn, als es will, iſt doch wahrlich ſehr proſaiſch.

Vielleicht dürfte es auch überhaupt nicht wahr ſeyn, daß Naugerius ein ſo beſonderer Verehrer des Catulls geweſen. Denn Paul Jovius erzählt zwar, daß er alle Jahre, an einem gewiſſen den Muſen geheiligten Tage, eine Anzahl Exemplare vom Martial dem Vulkan geopfert, das iſt, verbrannt habe. Aber es iſt, wie bekannt, ein eigenmächtiger Zuſatz des Famianus Strada, daß dieſe Verbrennung dem Catull zu Ehren geſchehen ſey. Naugerius zeigt ſich, in ſeinen Gedichten ſelbſt, auch nur als einen ſehr entfernten Nachahmer des Catulls: er iſt bei weitem kein Cotta, der, um eben dieſe Zeit, ſeinen Landsmann mit allen den offenbarſten Fehlern nachahmte, und beſonders in der Rauhigkeit des catulliſchen Pentameters eine Schönheit ſuchte, die nur für ganz eigene Ohren ſeyn kann. Zwar wenn Cotta dieſes in dem Geiſte that, in welchem es ſchon zu der Zeit des jüngern Plinius geſchah: ſo habe ich nichts dagegen. Denn ſchon damals bediente man ſich zu Rom der Schreibart des Catulls, ſo wie jetzt franzöſiſche Dichter ſich der Schreibart ihres Marots dann und wann bedienen. Nicht als ob dieſe Schreibart noch jetzt die reinſte, und richtigſte, und beſte wäre: ſondern bloß weil ihre veralteten Ausdrücke und Wendungen zum Theil kürzer und kräftiger ſind, überhaupt aber Nachläſſigkeiten erlauben, die der Dichter in der jetzt üblichen Sprache auf keine Weiſe wagen dürfte. Facit versus, ſchreibt Plinius von dem Pompejus Saturninus,[1] quales Catullus aut Calvus. Quantum illis leporis, dulcedinis, amaritudinis, amoris inserit! sane, sed data opera molliusculos, leviusculosque, duriusculos quosdam: et hoc, quasi Catullus aut Calvus. Mich dünkt, es iſt kein Wunder, daß uns von dieſen Verſen des Saturninus nichts übrig geblieben; wer ſich nicht in der Sprache ſeines eigenen Zeitalters auf die Nachwelt zu kommen getraut, nimmt vergebens zu einer ältern ſeine Zuflucht. Die Nachwelt hat genug zu thun, wenn ſie auch nur die Muſter in jeder Gattung aufheben ſoll; und es iſt nichts mehr als Verdienſt, daß der originale Martial vor dem vollkommenſten Nachahmer des Catulls auf uns gekommen iſt, wenn es auch ſchon wahr wäre, daß Catull ſelbſt dem Martial unendlich vorzuziehen ſey.

[1] Ep 16. Lib. I.

(3.)

Ich ergreife dieſe Gelegenheit, eine kleine Entdeckung an den Mann zu bringen, die ich einſt über den erſten Wiederauffinder des Catulls gemacht zu haben glaubte, und von deren Ungrunde ich auch jetzt nicht ſo völlig überzeugt bin, daß ich ſie nicht wenigſtens für geſchickt hielte, eine glücklichere einleiten zu können.

Es iſt nicht eigentlich bekannt, wer es geweſen, der, bei allmähliger Herſtellung der ſchönen Wiſſenſchaften in dem funfzehnten Jahrhunderte, unſern Dichter wieder zuerſt an das Licht gebracht hat. Aber es giebt ein Epigramm in ziemlich barbariſchem Lateine und eben ſo räthſelhaften Ausdrücken, das beſtimmt geweſen, uns das Andenken dieſes Mannes und die nähern Umſtände ſeines glücklichen Fundes aufzubehalten. Daſſelbe ſteht vor mehr als einer der neuern Handſchriften des Catulls, die von dem erſten wieder aufgefundenen Manuſcripte genommen zu ſeyn ſcheinen. Der jüngere Skaliger machte es, zu Anfange ſeines Commentars über den Dichter, bekannt, wo es ſo lautet:

Ad patriam redeo longis a finibus exul.
Causa mei reditus compatriota fuit.
Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen:
Quique notat cursum praetereuntis iter.
Quo licet ingenio vestrum revocate Catullum,
Quoius sub modio clausa papyrus erat.

So viel verſteht man gleich, daß das Buch ſelbſt, oder vielmehr der Dichter ſelbſt redend eingeführt wird, um uns zu ſagen, durch wen und von wannen er aus dem Elende wieder in ſein Vaterland zurückgekommen ſey. Auch dieſes ergiebt ſich ſogleich, daß ſolches durch einen Landsmann von ihm, durch einen Veroneſer alſo, und aus einer ſehr entfernten Gegend geſchehen ſey. Wenn nun Skaliger bloß hätte vermuthen wollen, daß dieſe entfernte Gegend vielleicht Frankreich geweſen ſey, ſo möchte es hingehen. Allein er behauptet geradezu, daß ſie es wirklich geweſen, und will damit nichts mehr behaupten, als ausdrücklich in dem Epigramme ſelbſt ſtehe. In Galliis se eum reperisse ille ipse, qui publicavit, epigrammate testatus est. Gleichwohl iſt es offenbar, daß die erſten zwei Zeilen dieſes nicht beſagen, und daß unter dem longis a finibus eben ſo wohl Deutſchland, und jedes andere Land, verſtanden werden kann, als Frankreich. Zwar wird Frankreichs in der dritten Zeile gedacht: aber im geringſten nicht, um damit das Land anzugeben, wo zeither Catull im Staube und in der Dunkelheit gelegen, ſondern bloß, um aus der Sprache dieſes Landes ein Merkmal anzugeben, aus welchem wir den Namen des Finders errathen ſollen. Denn die Worte Scilicet a Calamis tribuit cui Francia nomen können unmöglich etwas anderes heißen, als daß der Name dieſes Finders, dieſes Compatrioten des Catulls, dieſes Veroneſers alſo, auf welchen nur allein das cui ſich beziehen kann, in der franzöſiſchen Sprache a calamis hergenommen ſey. Folgt aber hieraus, daß er ſich darum

nothwendig auch auf franzöſiſchem Grund und Boden müſſe befunden haben, als er ſeinen Fund that? Möglich kann es ſeyn: nur aus dieſen Worten fließt es nicht ſchlechterdings.

Es war ſonach dem Laurentius Pignorius, als er einmal ſeine Empfindlichkeit darüber äußern wollte, daß man in Frankreich behaupte, Italien ſey dieſem Lande bei Wiederherſtellung der ſchönen Literatur ſehr vieles ſchuldig, nicht zu verdenken, daß er unter andern auch dem Skaliger die in Frankreich geſchehene Wiederentdeckung des Catulls durchaus nicht einräumen wollte.[1] Er merkte an, daß das nämliche Epigramm ſich bereits in einer alten gedruckten Ausgabe des Catulls befinde, wo es dem Guarinus zugeeignet werde. Aber er ſagt nicht, welchem Guarinus, und giebt auch dieſe alte Ausgabe ſelbſt nicht näher an. Woher es alſo Herr Hamberger hat, daß Baptiſta Guarinus zu verſtehen ſey, kann ich nicht wiſſen. Nur ſo viel weiß ich, daß ſich Herr Hamberger irrt, wenn er dieſen Baptiſta Guarinus ſelbſt zu dem Wiederauffinder des Catulls macht.[2] Dieſes hat Pignorius auch gar nicht ſagen wollen, als der bloß meldet, daß das Epigramm vom Guarinus ſey, nicht aber, daß es auch zugleich von ihm handle. Vielmehr unterſcheidet er den Verfaſſer des Epigramms, den Guarinus, ausdrücklich von dem Compatrioten und Erretter des Catulls; und der Fehler, den er dabei begeht, iſt nur dieſer, daß in eben der dritten Zeile, in welcher Skaliger zu viel ſah, er ſeines Theils zu wenig erkannte. Er behauptet nämlich, daß die Worte a Calamis tribuit cui Francia nomen weiter nichts ſagen ſollten, als daß der Wiederauffinder Franciscus geheißen habe. Und das iſt augenſcheinlich falſch: denn er ſoll ja nicht ſeinen Namen von Francia haben, ſondern Francia ſoll ihm ſeinen Namen a Calamis beigelegt haben. Indeß muß ich auch nicht unterlaſſen, zur Entſchuldigung des Pignorius anzuführen, daß er die ganze dritte Zeile anders interpunctirt geleſen, als Skaliger. Nämlich ſo:

Scilicet a Calamis; tribuit cui Francia nomen.[3]

Und ſo hat er ohne Zweifel das a Calamis für die nähere namentliche Beſtimmung des longis a finibus in der erſten Zeile gehalten; wonach die Worte tribuit cui Francia nomen, für ſich allein genommen, freilich nichts mehr ſagen können, als er ſie ſagen läßt. Allein was wäre denn unter dieſem a Calamis für ein Land, oder für ein Ort, oder für ein Volk zu verſtehen? Ich wüßte nicht; und ſicherlich muß es Pignorius auch nicht gewußt haben, weil ja ſonſt der ganze Streit zwiſchen ihm und dem Skaliger auf einmal entſchieden wäre.

Ueberhaupt ſieht man wohl, daß weder Skaliger noch Pignorius es der Mühe werth gehalten, einer ſolchen Kleinigkeit auf den Grund zu gehen, denn ſonſt hätte es ihnen ja wohl nicht ſchwer ſeyn können, die wahre Meinung zu erkennen und einen Geſchlechtsnamen ausfindig zu machen, der im Franzöſiſchen ſich wirklich a calamis ableiten laſſe. Angenommen nämlich, daß a calamis ſo viel heißen ſoll, als von Schreibfedern, welches es unſtreitig heißen kann; und nun ſich erinnert, daß Schreibfedern auf Franzöſiſch Plumes heißen: was iſt leichter und natürlicher, als auf den Namen Plumatius zu verfallen? Aber, wird man fragen, giebt es denn einen ſolchen Geſchlechtsnamen? Haben wirklich Männer ihn geführt, denen man es zutrauen könnte, daß ſie die Entdecker des Catulls geweſen wären? Allerdings; und wenigſtens lebte um eben dieſe Zeit, das iſt in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, ein berühmter Medicus, Namens Bernardinus Plumatius: und was das ſonderbarſte iſt, dieſer Bernardinus Plumatius war auch wirklich ein geborener Veroneſer.

Noch kenne ich ihn zwar nur aus dem Freher und Popadopoli,[1] und habe nie Gelegenheit gehabt, die Quelle, aus welcher dieſe ihre Nachricht von ihm geſchöpft, ſelbſt nachzuſehen, eben ſo wenig, als es mir gelingen wollen, eines von ſeinen Büchern, deren er verſchiedene geſchrieben und bekannt gemacht, habhaft zu werden. Ich kann alſo auch nicht ſagen, ob in dieſen oder in jener etwas vorkommt, welches die Vermuthung, daß er es wohl ſelbſt ſeyn könne, der den Catull wieder an den Tag gebracht, entweder beſtärke oder vernichte. So viel ich aber doch von ihm weiß, war er kein bloßer ſchlechter Medicus, ſondern er galt zugleich für einen ſcharfſinnigen Philoſophen, und damals hatten die Philoſophen in Italien ſchon ziemlich angefangen, ſich mit den ſchönen Wiſſenſchaften wieder auszuſöhnen. Wenn er es aber auch nicht ſelbſt war, der ſich um den erſten Dichter ſeiner Vaterſtadt ſo verdient zu machen Gelegenheit hatte: ſo könnte es doch wenigſtens einer von ſeinen Vorfahren oder Anverwandten geweſen ſeyn. Denn das, muß man geſtehen, iſt doch immer ſehr merkwürdig, daß an einem von dieſem Geſchlechte beide Merkmale zugleich eintreffen, welche das Epigramm angiebt: ein Plumatius war des Catulls Compatriota; von einem Plumatius kann man ſagen, daß ihm Francia a calamis den Namen beigelegt habe.

Kaum wird man nun aber auch begreifen, warum ich dem ungeachtet eine ſo wahrſcheinliche Vermuthung gleich Eingangs vor dem völligen Beifall verwahrt habe. Ich will es kurz machen. Die Urſache iſt die: weil ich ſeit einiger Zeit ungewiß geworden, ob das a calamis auch für die wahre und rechte Lesart zu halten. Denn in einem Manuſcripte des Catulls, in der fürſtlichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, welchem das Epigramm gleichfalls vorgeſetzt worden, leſe ich anſtatt a calamis, deutlich und ungezweifelt

[1] Symbolarum epistolicarum XVI. p. 54. Patavii 1628. 8vo.

[2] Zuverläſſige Nachr. Th. I. S. 470. „Was noch vorhanden „iſt (vom Catull nämlich) hat Baptiſta Guarinus, aus Verona, in „Frankreich zuerſt gefunden."

[3] Zwar ſteht bei ihm ſelbſt das Semikolon nach tribuit; aber wohl nur durch einen Druckfehler. Neque vero ille versus,

Scilicet a Calamis tribuit; cui Francia nomen,

aliam interpretationem recipit, quam a Francisco quodam repertum alicubi (et forte in horreo) Codicem Catulli.

[1] Historia Gymnasii Patavini, T. II. p. 184.

a talamis, das iſt thalamis. Und da läge ſie nun auf einmal, meine einzige Stütze, wenn dieſe Lesart ihre Richtigkeit hätte; und ich könnte mein Rathen nur wieder von vorne anfangen! Doch lieber will ich einen andern ſein Glück verſuchen laſſen; und nur noch anmerken, daß beſagtes Manuſcript auch ſonſt einiges nicht völlig ſo leſen läßt, als Skaliger geleſen hatte. In der vierten Zeile,

Quique notat cursum praetereuntis iter,

welche beim Skaliger keinen Verſtand hat, ſteht anſtatt cursum, *turbae:* und ſo ſcheint doch einigermaßen ein Verſtand von weitem herleuchten zu wollen. Doch dieſe beſſere Lesart giebt auch ſchon Fabricius,[1] ohne zu ſagen, woher. Denn aus dem Pignorius, den er zwar anführt, hat er ſie nicht, als welcher überhaupt nur die Anfangsworte und die dritte Zeile von dem ganzen Epigramme hinzuſetzen für nöthig erachtete. Vielleicht alſo, daß Fabricius die alte Ausgabe ſelbſt vor ſich gehabt, auf die ſich Pignorius bezieht, wonach aber die Interpunctation der dritten Zeile, welche dieſer doch auch daher genommen zu haben ſcheinen will, ihm nur allein zugehören würde. Denn Fabricius lieſt die dritte Zeile vollkommen wie Skaliger, und wie ich ſie auch in dem wolfenbüttelſchen Manuſcripte finde. — Endlich hat dieſes auch noch in der fünften Zeile anſtatt revocate, *celebrate*, und in der ſechsten anſtatt clausa, *causa*. Wenn denn nur aber in den Zeilen ſelbſt das geringſte dadurch mehr aufgeklärt würde! Denn ich bekenne, daß das letzte Diſtichon mir völlig unverſtändlich iſt. Pignorius glaubte daraus errathen zu können, daß Catull vielleicht in einer Scheuer wiedergefunden worden, denn er ward einen Scheffel (sub modio) gewahr; und wo ſind die Scheffel anders, als in den Scheuern? Wem das begnügt, dem begnüge es: ich habe nichts beſſeres zu ſagen.

III.

Martial.

(1.)

Es hat unzählige Dichter vor dem Martial, bei den Griechen ſowohl als bei den Römern, gegeben, welche Epigrammen gemacht: aber einen Epigrammatiſten hat es vor ihm nicht gegeben. Ich will ſagen, daß er der erſte iſt, welcher das Epigramm als eine eigene Gattung bearbeitet, und dieſer eigenen Gattung ſich ganz gewidmet hat.

Vor ihm lag das Epigramm unabgeſondert unter dem Schwalle aller kleinen Gedichte, die von zu unendlicher Verſchiedenheit ſind, als daß man ſie noch alle hätte claſſificiren können oder wollen. Der Name ſelbſt ward auch allen kleinen Gedichten ohne Unterſchied beigelegt; Epigrammata, Idyllia, Eclogae, waren völlig gleichgültige Benennungen; und noch der jüngere Plinius ſtellte es frei, welche von dieſen Benennungen man ſeinen poetiſchen Kleinigkeiten beilegen wolle, die er bloß nach dem allen gemeinſchaftlichen Sylbenmaaße überſchrieben hatte.[1]

Martial, wie geſagt, war der erſte, der ſich eine deutliche, feſte Idee von dem Epigramme machte, und dieſer Idee beſtändig treu blieb. So verſchieden ſeine Sinngedichte auch immer in Anſehung der Einfälle ſeyn mögen: ſo vollkommen ähnlich ſind ſie einander doch alle in Anſehung ihrer innern Einrichtung. Das ſchlechteſte und das beſte, das größte und das kleinſte, haben ohne Ausnahme das Merkmal, woran ihre Verwandtſchaft und Belangung zu der nämlichen Claſſe auch ein Leſer empfindet, der nichts weniger als Kunſtrichter iſt.

Und ſo wie dem Martial der Ruhm des erſten Epigrammatiſten der Zeit nach gehört, ſo iſt er auch noch bis jetzt der erſte dem Werthe nach geblieben. Nur wenige haben ſo viele Sinngedichte gemacht, als er, und niemand unter ſo vielen ſo viel gute, und ſo viel ganz vortreffliche. Wer ihm, aus allen Zeiten und Völkern, noch am nächſten kommt, iſt unſer Wernike. Beider Reichthum iſt faſt gleich groß: nur daß man dem Reichthume des Deutſchen ein wenig zu ſehr die Mühe und den Schweiß anſieht, den er gekoſtet. Martial gewann den ſeinigen unter Menſchen und von Menſchen; Wernike förderte ſeinen, oft nicht ohne Lebensgefahr, aus dem Schooße der Erde zu Tage. Wernike beſaß mehr von den Metallen, woraus Geld zu münzen: und dem Martiale ging mehr gemünztes Geld durch die Hände.

Man ſchweige doch nur von dem falſchen Witze des Martial! Welcher Epigrammatiſt hat deſſen nicht? Aber wie viele haben das, was den falſchen Witz allein erträglich macht, und was Martial in ſo hohem Grade beſitzt? Martial weiß, daß es falſcher Witz iſt, und giebt ihn für nichts anderes; ſeine müßigen Finger ſpielen, und kaum iſt das Spielwerk fertig, ſo bläſt er es aus der Hand. Andere hingegen wiſſen kaum, woran ſie ſchneiden und poliren, ob es ein echter oder unechter Stein iſt; ſie geben ſich mit dem einen eben ſo viel Mühe, als ſie nur mit dem andern ſich geben ſollten; mit gleich wichtiger, gleich feierlicher, gleich ehrlicher Miene bieten ſie den unechten eben ſo theuer als den echten.

Auch wüßte ich faſt kein Exempel, wo Martial in eben demſelben Sinngedichte falſchen und wahren Witz vermiſcht hätte. Er hat ſehr oft wahren Witz; auch wenn der Gegenſtand ſehr klein, ſehr lächerlich, ſehr verächtlich iſt. Aber nie zeigt er falſchen Witz bei einem ernſten, würdigen, großen Gegenſtande. Er kann bei einem ſolchem eben ſo ernſt, eben ſo würdig, eben ſo groß ſeyn, und nur das iſt der wahre Probierſtein des witzigen Mannes, dem man den Witz zu keinem Schimpfe anrechnen darf. Seine Vertheidigung in dieſem Puncte wäre nicht beſſer zu führen, als durch Gegen-

[1] Biblioth. lat. T. I. p. 53.

[1] *Lib. IV. ep. 14.* Proinde sive epigrammata, sive idyllia, sive eclogas, sive (ut multi) poematia, seu quod aliud vocare malueris, licebit voces: ego tantum Hendecasyllabos praesto.

ſtellung neuerer Sinndichter, die ſich gelüſten laſſen, über den nämlichen ernſthaften Vorwurf mit ihm zu wetteifern. Ich will nur eine einzige dergleichen angeben, wozu ich das Sinngedicht auf den Tod der Porcia wähle. Das Original des Martials, — wer kennt es nicht? — iſt dieſes.[1]

Conjugis audisset fatum cum Porcia Bruti,
Et subtracta sibi quaereret arma dolor:
Nondum scitis, ait, mortem non posse negari?
Credideram satis hoc vos docuisse patrem.
Dixit, et ardentes evido bibit ore favillas:
I nunc, et ferrum, turba molesta, nega.

Vortrefflich! ob ſchon nichts, als das hiſtoriſche Factum. Nur daß der Dichter das, was Porcia bloß durch ihre Handlung ſagte, ſie mit Worten ausdrücken läßt. Man ſage nicht: „aber mit einer ziemlichen Unſchicklichkeit, wenn die That anders ſo geſchehen iſt, als Plutarch berichtet, daß nämlich Porcia, nachdem ſie die brennenden Kohlen verſchluckt hatte, den Mund feſt verſchloß, und durch Zurückhaltung des Athems ihren Tod beförderte.“ Freilich hat ſie nichts weiter geſprochen, und konnte wohl auch nichts weiter ſprechen. Doch wer heißt uns denn die letzte Zeile als Worte der Porcia anſehen? Ich weiß wohl, daß es Ausleger des Martials giebt, die dieſes zu thun ausdrücklich anweiſen, wie z. E. Raderus,[2] dagegen ich keinen weiß, der vor dieſer Mißdeutung gewarnt hätte. Gleichwohl iſt es ſicherlich eine; und die Worte I nunc, et ferrum, turba molesta, nega! ſind Worte des Dichters, der auf einmal ſich dünken läßt, bei der Handlung ſelbſt gegenwärtig zu ſeyn, und ganz in dem Geiſte der Porcia, der vereitelten Aufſicht mit dieſem Epiphonema ſpottet. Mit der Arria, die man bei dem ähnlichen Entſchluſſe, mit ihrem Gemahle zu ſterben, an der Ausführung gleichfalls hindern wollte, und die mit dem Kopfe gegen die Mauer rannte, daß ſie für todt niederfiel, wäre es ein anderes geweſen. Denn dieſe ward wieder zu ſich gebracht, und hätte alſo ſelbſt ein ſolches I nunc zu der läſtigen Schaar ihrer gutherzigen Aufſeher ſagen können, wie ſie denn auch wirklich ſo etwas ſagte.[3] Aber der Porcia, mit den brennenden Kohlen im Schlunde, es in den Mund zu legen: ſo eine Ungereimtheit konnte dem Martial unmöglich einfallen. Und nun, nachdem ich ihn von dieſem angeſchmitzten Flecke gereinigt, höre man ſeine Nacheiferer.

Der erſte ſey Marcus Antonius Caſanova; denn es hat nicht an Kennern gefehlt, die ihm unter den neuern lateiniſchen Epigrammatiſten den allererſten und zugleich den nächſten Platz nach dem Martial zuerkannt haben. Welche Erwartung muß dieſes erwecken![4]

Porcia magnanimi poteram post fata Catonis
Vivere? debueram non superesse patri.
Sed me fata tuo servabant, Brute, dolori:
An dux ad mortem non satis unus erat?
Dumque sibi ferrum queritur moritura negari:
Hanc, ait, explorant Numina et igne domum.

Und nun, welcher Abfall! Ich will nicht tadeln, daß die Sermocination, welche von vorne herein nicht angegeben wird, mit der fünften Zeile ſo nachläſſig abbricht; ich will nicht anmerken, daß dem Leſer ſchon die ganze That der Porcia bekannt ſeyn muß, wenn er die letzte Zeile nur einigermaßen verſtehen ſoll: ſondern ich will bloß fragen, was wir bei dieſer letzten Zeile, außer der dunkeln Andeutung der That, überhaupt denken ſollen? Oder was hätte Porcia wohl ſelbſt gedacht, wenn ihr wirklich in dem kritiſchen Augenblicke ſolche Worte entfahren wären? Wie kam ſie darauf, ſich einem Hauſe zu vergleichen? Was heißt, ein Haus mit Feuer prüfen? Was kann es in dem figürlichen Verſtande heißen, in welchem es hier gebraucht ſeyn muß? — Doch dieſe Armſeligkeit iſt ſo vieles Ernſtes nicht werth.

Ungefähr um gleiche Zeit mit dem Caſanova verſuchte auch Fauſtus Sabäus ſein Heil; und ſo:[1]

Bruto digna viro, generosi nata Catonis,
Ebibis ardentes cur moritura faces?
Non aliter potui tantum compescere luctum:
Igne exsiccantur, igne domantur aquae.

Sollte man nicht glauben, Porcia habe ſich unter allen möglichen Todesarten gerade dieſe mit vielem Bedachte ausgeſonnen? Sie habe mit allem Fleiße die Waſſer ihrer Betrübniß, nicht etwa mit dem Dolche abzapfen, ſondern lieber mit Feuer auftrocknen wollen? Sie habe — Doch was iſt leichter, als über ſo was zu ſpotten?

Ich eile zu einem dritten, dem Nicolaus Grudius, dem Bruder des zärtlichen Johannes Secundus; leider nur einem leiblichen Bruder, und keinem Bruder in Apollo. — Aber ſein Epigramm iſt ſo lang — ich glaube ich werde mit dem bloßen Schluſſe davon kommen können. Er läßt die Porcia gegen ihren todten Gemahl in zwölf Verſen betheuren, wie gern und wie unfehlbar ſie ihm unverzüglich folgen wolle, und ſetzt endlich hinzu:[2]

Haec simul; ardenti simul obstruit ora favilla.
Quae potius flagrans tela ministret amor?

Quae potius? Ich dächte lieber einen von ſeinen eigenen Pfeilen; beſonders wenn ihm von jenen vertauſchten noch einer übrig iſt. Oder, wenn es ja Feuer ſeyn mußte, warum nicht lieber ſeine eigene Fackel?

Es folgt endlich Wernike, und es thut mir leid, daß ich ihn muß folgen laſſen. Er hat zwei Sinngedichte auf die Porcia; beide ungleich beſſer als die Sinngedichte des

[1] Lib. I. ep. 43.

[2] Bei dem dieſe letzte Zeile Insultantis et irridentis Porciae victricis vox heißt.

[3] *Plinius op. 16. lib. III.* Focillata, dixeram, inquit, vobis inventuram me quamlibet duram ad mortem viam, si vos facilem negassetis.

[4] Delitiae Poet. Ital. P. I. p. 707.

[1] Delitiae Poet. Ital. P. II. p. 565.

[2] Poemata trium fratrum Belgarum, p. 69.

Caſanova, des Sabäus, des Grudius; aber beide doch noch unendlich unter dem Muſter des Martials.[1]

1.

„Man hört nicht Porcia vergebens ſich beklagen,
„Noch daß dieß edle Weib in Ohnmacht weibiſch ſinkt;
„Sie kann, gleich ihrem Mann, den Tod beherzt ertragen,
„Und iſſet Feu'r, weil er aus Lethe Waſſer trinkt.

2.

„Schau an die Porcia, die kein Geſchicke beugt,
„Die mit dem Tode weiß, wie Cato ſelbſt, zu ſcherzen:
„Die Kohl' in ihrem Munde zeigt,
„Was für ein Feu'r in ihrem Herzen.

Ich hätte große Luſt, nach dem Beiſpiele des Plutarchs, elenden Witz mit elendem Witze zu verlachen, und hinzuzuſetzen: Wunder, wenn unter allen dieſen froſtigen Einfällen die glühenden Kohlen nicht verloſchen wären, und Porcia anſtatt Feuer nichts als Staub hinunter geſchluckt hätte! —

Noch könnte ich mir ein kleines Feſt mit dem Muretus machen, dem Martial nichts als ein Scurra de trivio war. Denn bei alle dem hat Muretus in ſeinen Epigrammen den Martial doch ſehr oft nachgeahmt, und immer ſehr unglücklich. Das einzige, worin er den alten Poſſenreißer übertrifft, ſind die Wortſpiele. Doch des Muretus Gedichte heißen Juvenilia: und das kritiſche Urtheil fällte er, wenn Gott will, in ſeinem reifen Alter.

Ich laſſe alſo den Mann ruhen, und ſage über den poetiſchen Werth des Martials überhaupt nur noch das. Wenn Aelius Verus, welcher den Martial ſeinen Virgil nannte, weiter nichts damit ſagen wollen, als daß Martial in ſeiner kleinen Dichtungsart eben das ſey, wofür Virgil in ſeiner größern gelte, wie ſich verſchiedene Gelehrte dieſes eingebildet: ſo hat ſich niemand zu ſchämen, ebenfalls von ſo vornehmem Geſchmacke zu ſeyn. Aber unſtreitig wollte dieſer Cäſar damit mehr ſagen; und es hat nie an Leuten ſeines Ranges gefehlt, die eine luſtige ſchmutzige Kleinigkeit in allem Ernſte dem größten Werke des Genies vorgezogen, das nur irgend einige Anſtrengung, ihm nach zu empfinden, fordert. Sie überſchätzen, was ihnen gefällt, ohne ſich zu bekümmern, was ihnen gefallen ſollte.

Höchſtens iſt eine dergleichen Ueberſchätzung nur dem Verfaſſer ſelbſt zu vergeben. Martial ſelbſt mochte immer glauben, daß ſeine Epigrammen eben ſo viel werth wären, als anderer ihre Heldenlieder und Trauerſpiele:[2] denn es gehört dazu, um in irgend einer Sache vortrefflich zu werden, daß man ſich dieſe Sache ſelbſt nicht geringfügig denkt. Man muß ſie vielmehr unabläſſig als eine der erſten in der Welt betrachten, oder es iſt kein Enthuſiasmus möglich, ohne den doch überall nichts Beſonderes auszurichten ſteht. Nur wehe dem Leſer, der ſich von dieſem den Verfaſſern ſo nützlichen Selbſtbetruge immer mit fortreißen läßt! Am Ende wird er ſelbſt nicht wiſſen, was groß oder klein, was wichtig oder unwichtig iſt, und damit aufhören, daß er alles verachtet.

(2.)

Nichts hat dem Ruhme des Martials in den neuern Zeiten mehr geſchadet, als der unzüchtige Inhalt, den ſeine Sinngedichte nicht ſelten haben. Nicht zwar, als ob man läugnen wollen, daß etwas äſthetiſch ſchön ſeyn könne, wenn es nicht auch moraliſch gut iſt. Aber es iſt doch auch ſo gar unbillig nicht, daß man jenes Schöne verachtet, wo man dieſes Gute nicht zugleich erkennt.

Diejenigen meinten es daher noch immer ſehr treu mit ihm, die lieber alle ſeine juckenden, kranken, anſteckenden Theile ausſchneiden, als ihn gänzlich aus den Händen unſchuldiger, und mit einer zarten Stirne begabter Leſer verbannt wiſſen wollten. Ramires de Prado mußte nicht klug im Kopfe ſeyn, daß er dem ehrlichen Rader wegen einer ſo guten Abſicht ſo übel mitſpielen konnte. Ein anderes wäre es geweſen, wenn das Ausgeſchnittene zugleich vernichtet worden, oder wenn noch jetzt leicht zu beſorgen ſtünde, daß was in Einer Ausgabe unterdrückt wird, darüber wohl völlig verloren gehen könnte.

Die eigene Entſchuldigung des Martials über den Punct der Unzüchtigkeit,

Lasciva est nobis pagina? vita proba est —

will nicht weit reichen. Und doch haben die, welche meinen, daß nichts dawider einzuwenden ſey, ſie noch nicht einmal ſo weit ausgedehnt, als ſie ungefähr reichen würde. Sie haben uns nicht einmal erklärt, wie es möglich iſt, daß ein reines Leben bei ſo unreinen Gedichten beſtehen könne, noch worauf es ankomme, wenn der Schluß von dem einen auf das andere wegfallen ſoll. — Nicht ſowohl um ihrer Meinung überhaupt beizutreten, als vielmehr bloß um einiges zum nähern Verſtändniſſe des Dichters beizutragen, will ich hierüber ein paar Anmerkungen niederſchreiben.

1. Wenn man von jeher, ſo wie denen, welche mit leiblichen Schäden umgehen, alſo auch denen, welche ſich der Beſſerung des ſittlichen Verderbens unterziehen, erlaubt hat, eine freie Sprache zu führen, und ſich mit den eigentlichen Worten über alles auszudrücken, was der Wohlſtand, außer dieſer Abſicht, entweder gar nicht zu berühren, oder doch zu bemänteln gebieten würde: was hindert den Martial in dem Geſichtspuncte Eines der letztern zu betrachten? Augenſcheinlich wenigſtens iſt es, daß er die Abſicht nicht hat, auch nur eine von den groben unnatürlichen Wollüſten anzupreiſen, deren bloße Benennungen bei ihm uns ſchon ſo viel Abſcheu erregen: vielmehr, wo er ihrer erwähnt, geſchieht es nie anders, als mit Spott und Verachtung. Hieran muß aber Vavaſſor im geringſten nicht gedacht haben, der ein gewiſſes Epigramm, worin ich zur Rechtfertigung des Martials gerade am meiſten zu finden glaube,

[1] Zweites Buch, S. 45.
[2] Lib. IV. ep. 49.

ſo anſieht, als ob ſich der Dichter ſelbſt dadurch das Urtheil geſprochen. Es iſt das dreiundvierzigſte des zwölften Buchs, an einen nicht ganz ſchlechten Poeten, deſſen er unter dem Namen Sabellus mehrmalen gedenkt.

Facundos mihi de libidinosis
Legisti nimium, Sabelle, versus:
Quales nec Didymi sciunt puellae,
Nec molles Elephantidos libelli:
Sunt illic Veneris novae figurae;
Quales perditus audeat fututor:
Praestent et taceant quid exoleti;
Quo symplegmate quinque copulentur;
Qua plures teneantur a catena;
Extinctam liceat quid ad lucernam.
Tanti non erat esse te disertum!

Vavaſſor erkennt in dieſen Verſen, ich weiß nicht welchen Triumph, den die Ehrbarkeit auch oft über die erhalte, von denen ſie am muthwilligſten unter die Füße getreten werde. Wenn ſich unter dem Sabellus, ſagt er, Martial nicht ſelbſt meint, ſo pralle doch der Pfeil, den er gegen dieſes ſein Ebenbild abdrückt, unmittelbar auf ihn zurück.[1] — Ich kann mich deſſen ſchwerlich bereden. Denn auch der unbeſonnenſte Schriftſteller nimmt ſich vor dergleichen Selbſtverdammungen wohl in Acht. Vielmehr muß Martial von ſeinem freieſten Epigramme bis zu dem Gedichte des Sabellus noch weit hin zu ſeyn geglaubt haben, und ich meine, er hätte dieſen abführen können, wenn er ſich der Retorſion gegen ihn bedienen wollen. „Wie?“ hätte Martial ſagen können, „ich mit dir, Sabellus, in gleicher Schuld? Ich, „der ich nichts ſage, als was täglich um und neben mir „geſchieht; der ich es höchſtens nur eben ſo ohne Scham „ſage, als es geſchieht; der ich es aber auch ſo ohne Scham „ſagen muß, wenn es ein Brandmal für den werden ſoll, von „dem ich es ſage: was habe ich mit dir gemein, der du zu „den Lüſten, die ich durch das Lächerliche ſo gut zu beſtreiten „ſuche, als ſich etwas Strafbares durch das Lächerliche be„ſtreiten läßt, der du zu dieſen Lüſten mit aller möglichen „verführeriſchen Beredtſamkeit anreizeſt? Dieſes Anrei„zen, dieſe Erweckung der Begierden iſt es, was ich eigent„lich an dir verdamme, und mich auf keine Weiſe trifft: „nicht die nackten ſchamloſen Worte, die ich freilich eben ſo „gut brauche, als du; aber zu einer andern Abſicht, als du. „So gar räume ich es ein, daß du im Gebrauche dieſer „Worte weit mäßiger, weit beſcheidener biſt, als ich. Aber, „guter Freund, im Grunde iſt das deſto ſchlimmer. Es „zeigt, daß du dein Handwerk recht wohl verſtehſt, welches „eines von denen iſt, die einen Menſchen um ſo viel ſchlech„ter machen, je vollkommner er darin wird. Du magſt es „bald weggehabt haben, daß ſich die Begierden bei dem „Verfeinten, Verſteckten, welches mehr errathen läßt, als „ausdrückt, weit beſſer befinden, als bei dem plumpen „Geradezu. Darum allein vermeideſt du dieſes, und ver„ſchwendeſt an jenes ſo viel Witz und Blumen. Bei Leibe „nicht, daß du jemanden Röthe in das Geſicht jagen ſollteſt! „Röthe iſt Schamhaftigkeit, und Schamhaftigkeit iſt nie „ohne Unwillen oder Furchtſamkeit. Wie taugten dieſe in „deinen Kram? Lieber umgeheſt du dieſe Vorpoſten der Zucht „ſo weit, ſo leiſe, als nur möglich. Du ſchoneſt der Scham„haftigkeit deiner Leſer, um ſie unmerklich gänzlich darum „zu bringen. Ich beleidige ſie dann und wann; aber es „geſchieht, um ſie thätig und aufmerkſam zu erhalten. Im„mer nenne mich einen ungeſchliffenen, groben Spötter, „einen edeln Poſſenreißer, wenn du willſt. Wer wird „nicht lieber ein Spötter ſeyn wollen, als ein Verfüh„rer? Noch lieber ein Poſſenreißer, als eine liſtige, glei„ßende, maulſpitzende Hure! Frage bei dem Didymus „nach, weſſen Gedichte ſeine Mädchen am liebſten leſen? „ob meine, oder deine? Welche von beiden ſie ihren „zaudernden oder entkräfteten Buhlern vorſingen? Mit „welchen von beiden er ſie ſelbſt in dem Geſchmacke ihres „Berufs erhält? Dich allein kennen ſie; du allein liegſt „auf ihren ſchmutzigen Nachttiſchen. Ganz natürlich! Denn „ich ſchlage, und du kitzelſt. Zwar, höre ich, ſoll es auch „eine menſchliche Gattung von Waldeſeln geben, deren „dicke Haut meine Schläge ſelbſt zu Kitzel macht. Aber „wer fragt nach der? An der iſt nichts zu beſſern, und „nichts zu verderben: und wenn es meine Schläge nicht „ſind, welche ihr juckendes Fell krauen, ſo iſt es der erſte „der beſte Eckſtein“ u. ſ. w.

Man wird leicht ſehen, warum ich in dieſer Rede, welche ich dem Martial in den Mund lege, den Sabellus weit weniger ſtrafbar annehme, als er in dem angeführten Sinngedicht erſcheint. Denn es verſteht ſich von ſelbſt, wenn Martial gegen den allerfeinſten Sabellus, gegen jeden Sänger der unſchuldigen Wolluſt ſich auf dieſe Weiſe vertheidigen kann: ſo wird er ſeine Sache, aus eben den Gründen, um ſo viel mehr gegen den wahren, eigentlichen, mehr als viehiſchen Sabellus gewinnen müſſen. Es kommt unter beiden Theilen, wie geſagt, nicht auf die bloße ſchamloſe Erwähnung unzähliger Gegenſtände an, durch welche meiſtens nur eine Anſtändigkeit beleidigt wird, die ſich mehr von geſellſchaftlichen Verabredungen, als unmittelbar aus der Natur des Menſchen herſchreibt; ſondern es kommt auf die anlockenden Sophiſtereien an, mit welchen man ſolche Gegenſtände ausrüſtet; auf die Anreizung zu Lüſten, zu welchen ohnedem ſchon ſo vieles in der Welt anreizt; auf die Erweckung ſolcher Begierden, die überhaupt in keinen Büchern erweckt werden müßten. Wenigſtens iſt der einzige zufällige Nutzen, den dahin abzielende Schriften noch haben

[1] *Cap. XI.* — Nunquam mihi magis placuit Martialis, quam cum suam verborum intemperantiam ultus est ipse per se, et Musis, quas conspurcavit, de corio suo, ita si loqui licet, satisfecit. Mirum illud sed tamen verum. Scripsit contra se Martialis, et factum damnavit suum, non modo, ut antea posui, excusavit. Lege ac judica. *Facundos mihi de libidinosis etc.* Est hoc Epigramma Martialis, scriptum in Sabellum nescio quem simulatum, an in Martialem verum? En quomodo tela adversus alios intenta resiliant, atque in caput jacientis recidant.

können, der Beeiferung eines ehrlichen Mannes nicht ſehr würdig.

2. Aber nun wollte ich auch, daß es zur Rechtfertigung des Martials keiner weitern Ausflucht bedürfe. Und doch bedarf es noch einer ſehr großen, damit ihm auch nicht diejenigen Epigramme zur Laſt fallen, in welchen er offenbar nicht tadelt und ſpottet, ſondern von ſich ſelbſt redet, für ſich ſelbſt wünſcht und fordert. Was ſich für dieſe ſagen ließe, wenn es darauf abgeſehen wäre, den Martial von dem Verderbniſſe ſeiner Zeit ſo wenig als möglich angeſteckt zu zeigen, wäre indeß vielleicht folgendes.

Es iſt falſch, daß der epigrammatiſche Dichter alles, was er in der erſten Perſon ſagt, von ſeiner eigenen Perſon verſtanden wiſſen will. Kürze und Rundung, welches ſo nothwendige Eigenſchaften ſeiner Dichtungsart ſind, nöthigen ihn öfters, in der erſten Perſon etwas vorzutragen, woran weder ſein Herz noch ſein Verſtand Theil nimmt. Daß dieſes auch dem Martial begegnet ſey, daß auch Martial hieraus ſich kein Bedenken gemacht habe, iſt ſehr glaublich; und ein unwiderſprechliches Beiſpiel haben wir an dem ſechsten Epigramm des erſten Buchs.

Do tibi naumachiam, tu das Epigrammata nobis:
Vis puto cum libro, Marce, natare tuo.

Wer iſt hier die erſte Perſon? der Dichter? Nichts weniger: der Dichter iſt vielmehr gerade der, mit welchem jene erſte Perſon ſpricht. Der Kaiſer Domitianus ſelbſt iſt es, welchen Martial ſo redend einführt, ohne uns weder in dem Gedichte, noch in der Aufſchrift den geringſten Wink davon zu geben. Was er alſo hier unterließ, warum könnte er es auch nicht öfterer unterlaſſen haben? Warum könnte nicht in mehrern Epigrammen nicht Martial ſelbſt, ſondern ein Freund und Bekannter deſſelben ſprechen?

Martial bekennt ohnedem, daß er nicht immer aus eigener Willkür gedichtet. Er ließ ſich auch wohl den Gegenſtand zu einem Epigramm aufgeben; denn er beklagt ſich gegen einen gewiſſen Cäcilian, daß er ihm ſo ungeſchickte Gegenſtände vorlege, über die es ihm nicht möglich ſey, einen geſcheidten Einfall zu haben. [1]

Vivida cum poscas epigrammata, mortua ponis
Lemmata: quid fieri, Caeciliane, potest?
Mella jubes Hyblaea tibi, vel Hymettia nasci,
Et thyma Cecropiae Corsica ponis api.

Nun frage ich, wenn ſo ein Cäcilian über den und jenen, über dieß und das ein Epigramm verlangte, wird es der Dichter nicht ganz in dem Geiſte deſſelben gemacht haben? Wird er es ihm alſo auch nicht ſelbſt in den Mund gelegt haben?

Allerdings iſt durch dieſe Wendung gewiſſermaßen von dem moraliſchen Charakter des Martials nun alles abzulehnen, was ihm nachtheilig ſeyn könnte. Aber wenn der Dichter ſo ſchlimm nicht war, als ſein Buch: wird denn darum auch das Buch im geringſten beſſer? Gewiß nicht: — doch dieſes gegen Tugend und Wohlſtand in einen unbedingten Schutz zu nehmen, darauf war es von mir auch gar nicht angefangen.

(3.)

Einen Augenblick will ich mich noch bei der letztern Anmerkung verweilen. Sie dürfte leicht aus der Luft gegriffen zu ſeyn ſcheinen, bloß um den ehrbaren Wandel des Dichters, den er von ſich ſelbſt verſichert, deſto wahrſcheinlicher zu machen. Es verlohnt ſich alſo der Mühe, ſie, ohne Rückſicht auf dieſen Punct, durch einige Beiſpiele mehr zu erhärten, und wo möglich durch einige einleuchtendere, als das einzige angeführte, in welchem zwar freilich nicht der Dichter, ſondern Domitianus ſpricht, aber doch *mit* dem Dichter ſpricht. Aus dieſem Umſtande, dürfte man meinen, verſtünde es ſich von ſelbſt, daß die erſte Perſon darin nicht der Dichter ſeyn könne; aber eben dieſer Umſtand müſſe ſich dann auch bei den andern Beiſpielen zeigen, von welchen ſich das nämliche verſtehen ſolle. Das iſt: man dürfte die Anmerkung, nach Maßgebung dieſes Muſters, nur von ſolchen Epigrammen wollen gelten laſſen, die der Dichter an ſich ſelbſt überſchrieben.

Was ich nun hierüber zu ſagen habe, wird zuſammen auf nichts ſchlechteres hinauslaufen, als auf eine Unterſuchung über — *die Frau des Martials*. Hat Martial, während ſeines vierunddreißigjährigen Aufenthalts zu Rom, eine Frau gehabt? oder hat er keine gehabt? Von welcher Sorte war ſie? und wie lebte er mit ihr? — Wollen wir hören, was er alles in der erſten Perſon hiervon meldet?

Allerdings hat er zu Rom eine Frau gehabt, ſagen die Ausleger. Denn als er von dem Kaiſer das Jus trium liberorum erhielt, welches in gewiſſen bürgerlichen Vorzügen beſtand, deren ſich eigentlich nur diejenigen Römer zu erfreuen hatten, welche Väter von drei Kindern waren: ſo machte er an ſeine Frau folgendes Epigramm: [1]

Natorum mihi jus trium roganti
Musarum pretium dedit mearum,
Solus qui poterat. Valebis uxor!
Non debet Domino perire munus.

Ein ſehr verbindliches Compliment! Doch eine gute Frau verſteht Spaß, und weiß wohl, daß man ſo was derjenigen gerade am erſten ſagt, die man am ungernſten verlieren würde. Gleichwohl hat es Gelehrte gegeben, die dieſen Spaß für vollen Ernſt aufgenommen. Oder vielmehr ich finde, daß es auch nicht einen einzigen gegeben, der ihn nicht für Ernſt aufgenommen. Sie ſind nur unter ſich ungewiß, wie der Dichter das valebis uxor eigentlich verſtanden habe. Ob er bloß damit ſagen wollen: „was bekümmere ich mich nun viel um dich?“ Oder ob er ihr

[1] Libr. XI. ep. 43.

[1] Lib. II. ep. 92.

die völlige Eheſcheidung damit angekündigt? Oder ob er ihr gar damit den Tod gewünſcht, [1] wenn ſie nicht ſelbſt ſchon ſo klug geweſen, ſich dazu zu entſchließen?

So wäre denn kein Viertes möglich? Wie gleichwohl, wenn Valebis uxor überhaupt nur heißen ſollte: „Was bedarf ich nun einer Frau? wozu ſoll mir nun eine Frau?“ Mich dünkt, die Worte leiden dieſen Sinn, und beweiſen zu können glaube ich, daß das Jus trium liberorum auch wirklich Unverehelichten ertheilt worden.

Aber freilich, Martial gedenkt ſeiner Frau noch weiter. Er ſagt von ihr, was man nun freilich von ſeiner Frau eben nicht einem jeden auf die Naſe bindet: [2]

Ut patiar moechum, rogat uxor, Galle, sed unum.
Huic ego non oculos eruo, Galle, duos?

Die gute Frau und der häßliche Mann! Was konnte ſie nach den damaligen Sitten weniger verlangen? Muß er ihr gleich die Augen ausreißen wollen? Es war doch ſonſt eine ſo geſetzte, ſo ehrbare, und in dem Ehebette ſelbſt ſo keuſche Matrone! Sie war ihm nur zu keuſch, worüber er in einem langen Epigramme mit ihr zankt: [3]

Uxor vade foras, aut moribus utere nostris!
Non ego sum Curius, non Numa, non Tatius. —
Si te delectat gravitas, Lucretia tota
Sis licet usque die: Laida nocte volo.

Anderswo ſcheint ſie es zwar näher gegeben zu haben; ja näher, als es Martial ſelbſt von ihr verlangte. [4] Aber doch nur alles aus aufrichtiger, inbrünſtiger Liebe gegen ihren Mann; ne vagus a thalamis conjugis erret amor: ſo daß es kaum zuſammen zu reimen ſteht, wie eine, ihrer Gemüthsart nach ſo ſittſame, und aus Gefälligkeit gegen ihren Mann ſo nachgebende Frau, gleichwohl noch einen Gehülfen hat verlangen können, und von ihrem Manne ſelbſt hat verlangen können?

Ich bin unbeſorgt, daß die, welchen Martial ſchlechterdings zu Rom ſoll verheirathet geweſen ſeyn, und welche daher überall, wo von einer Ehefrau in der erſten Perſon bei ihm die Rede iſt, ſeine eigene darunter verſtehen, nicht auch noch weit widerſprechendere Nachrichten von ihr ſollten zu vergleichen wiſſen. Aber begierig wäre ich zu hören, was ſie zu denjenigen Epigrammen ſagen, in welchen ſich Martial mit eben ſo klaren Worten für unverheirathet ausgiebt? Denn dieſes thut er doch wohl, wenn er z. E. jene güldene Heirathsregel ertheilt? [5]

Uxorem quare locupletem ducere nolim
Quaeritis? Uxori nubere nolo meae.
Inferior matrona suo sit, Prisce, marito:
Non aliter fuerint foemina virque pares.

[1] *Funccius de imminente latinae linguae senectute, p. 212.* Ad Uxorem epigramma, sive neglectam, sive repudiatam, sive mortuam.
[2] Lib. III. ep. 92.
[3] Lib. XI. ep. 105.
[4] Lib. XI. ep. 44.
[5] Lib. VIII. epigr. 12.

Oder wenn er die Urſache angiebt, warum er die Theleſina nicht heirathe, und warum er ſie dennoch wohl heirathen möchte? [1]

Uxorem nolo Thelesinam ducere: quare?
Moecha est — — — — — —

Wollen ſie wohl ſagen, daß man die Zeiten unterſcheiden müſſen, und daß Martial damals wohl könne Wittwer geweſen ſeyn? Oder wollen ſie lieber ſagen, daß hier Martial in eines andern Namen ſpreche? — Wenn aber hier, warum nicht auch dort? Und wenn wenigſtens eines von beiden, hier oder dort: warum nicht überhaupt an mehreren Orten? — Und das war es nur, worauf ich ſie bringen wollte.

Ob nun aber auch gleich ſonach weder für, noch wider die Frau des Martials aus den angeführten Epigrammen etwas zu ſchließen, ſo iſt es doch wahrſcheinlicher, daß er zu Rom keine gehabt, ſondern daß er ſich erſt in Spanien verheirathet, als ihn Verdruß und Mangel in ſeinem Alter wieder dahin zurück brachten. Hier erſt fand er eine liebenswürdige Perſon, die es ſich gefallen ließ, noch ſo ſpät ſein Glück zu machen. Dieſer erwähnt er daher auch erſt in dem zwölften Buche, welches er in Spanien ſchrieb, und erwähnt ihrer da namentlich, und erwähnt ihrer mit ſo individuellen Umſtänden, daß man wohl ſieht, da allein ſey es ihm Ernſt geweſen, von ſeiner wirklichen Frau zu ſprechen. [2] Er ſagt von ihr unter andern auch, daß ſie nie in Rom geweſen: und alſo hatte er ſie auch nicht in Rom; anzunehmen aber, daß er dem ungeachtet mit ihr ſchon verheirathet geweſen, und die ganzen vierunddreißig Jahre, die er dort zubrachte, ſie in Spanien allein ſitzen laſſen, das hieße ja wohl etwas ſehr unwahrſcheinliches annehmen, um etwas ſehr wahrſcheinliches zu läugnen.

(4.)

In eine ähnliche Unterſuchung anderer Lebensumſtände des Dichters will ich mich nicht einlaſſen. Ich möchte nach dem Maſſon, deſſen Schrift mir eben nicht bei der Hand iſt, wenig Neues vorzubringen haben. Dazu ſind das wahre Leben eines Dichters ſeine Gedichte. Nur was von dieſen zu ſagen iſt, das allein kann noch jetzt einen wahren Nutzen haben, und die wichtigſten Nachrichten von einem alten Verfaſſer ſind nur in ſo weit wichtig, als ſie ſeinen Werken zur Erläuterung dienen können.

Was und wie viel uns von dem Martial übrig iſt, brauche ich nicht zu ſagen. Wenn einiges, was ſeinen Namen jetzt führt, nicht von ihm ſeyn ſollte: ſo vermiſſen wir dagegen vielleicht manches andere, das wirklich von ihm war. Ich verſtehe unter dieſem vornehmlich eine Sammlung jugendlicher Gedichte, an deren ehemaliger Exiſtenz ich nicht ſehe, warum Nic. Antonio [3] zweifeln

[1] Lib. II. epig. 49.
[2] Lib. XII. ep. 21. 31.
[3] Bibl. Hisp. vetus, p. 65.

wollen. Er gedenkt ihrer doch ſo ausdrücklich in dem hundert und vierzehnten Epigramme des erſten Buches.

Quaecunque lusi juvenis et puer quondam,
Apinasque nostras, quas nec ipse jam novi,
Male collocare si bonas voles horas,
Et invidebis otio tuo, lector:
A Valeriano Pollio petes Quincto,
Per quem perire non licet meis nugis.

Hiermit können auf keine Weiſe die noch vorhandenen Epigramme, oder irgend ein einzelnes Buch derſelben gemeint ſeyn. Denn ob der Dichter auch ſchon von dieſen, an mehr als einem Orte, eine ſehr beſcheidene Meinung äußert, ſo konnte er ſie doch ſo weit nicht herunterſetzen, noch weniger das für unreiſe Früchte ſeiner poetiſchen Kindheit erklären, womit wir ihn in ältern Jahren ſo ernſtlich beſchäftigt finden.

Der Quinctus Pollius Valerianus, von dem Martial ſagt, daß er den gänzlichen Untergang dieſer verworfenen Kleinigkeiten noch verhindere, war alſo derjenige, welcher ſie zum Verkauf abſchrieb, oder für ſeine Rechnung abſchreiben ließ: ihr Verleger, mit einem Worte. Und auch hieraus iſt es ſchon klar, daß von den Epigrammen nicht die Rede ſeyn kann, denn der Buchhändler, welcher dieſe verkaufte, hieß Atrectus.

Warum ich aber der verlorenen Jugendgedichte unſers Martials ſo gefliſſentlich hier gedenke, iſt eigentlich dieſes die Urſache: weil ich einen Einfall über ſie habe, von dem mich wundert, daß ihn nicht ſchon mehrere gehabt haben. Ich glaube nämlich, daß ſie nicht ſo ganz untergegangen, ſondern verſchiedene derſelben noch übrig ſind, und nur verkannt werden.

Der alte Scholiaſt des Juvenals führt eine Stelle aus dem Martial an, die ſich jetzt bei ihm nirgends findet. Allerdings haben wir ſonach den Martial nicht ganz, aber darum auch ſeine Epigrammen nicht ganz, wie Skriver argwohnt? [1] Warum könnte dieſe Stelle nicht eben in den Jugendgedichten geſtanden haben, von denen wir gar nichts übrig zu ſeyn glauben? Doch wenn gerade nur dieſe davon übrig wäre, ſo wäre es freilich ſo viel als gar nichts.

Das Mehrere, worauf ich ziele, ſind diejenigen acht Epigrammen, mit welchen Junius ſeine Ausgabe des Martials vermehrte. Er fand ſie in einer Handſchrift der bodlejaniſchen Bibliothek; und ohne Zweifel, daß ſie in dieſer Handſchrift an eben den Orten eingeſchaltet waren, an welchen ſie in ſeiner Ausgabe vorkommen. [2] Es giebt nur wenig ſpätere Herausgeber des Martials, die ſich dieſe Einſchiebſel ſo völlig gefallen laſſen. Am ungeſtümſten aber ſtieß ſie Skriver wieder aus; und kaum, daß er ihnen noch ganz am Schluſſe ſeiner Ausgabe den Platz vergönnte, ne aliquis ex fungino genere ea desideret. Es iſt eine Luſt, ihn ſchimpfen zu hören: Tam fatua, tam stulta in elegantissimo opere, ceu pannum in purpura, quis ferat? Irato prorsus Deo Musisque aversis nata. Procul dubio ab insulsis monachis et scribis deliramenta haec profecta sunt. Nunquam medius fidius nasum habeat oportet, qui ista talia non primo statim odore deprehendat. Aliter catuli olent, aliter sues.

Wer giebt auf ſolche kritiſche Trümpfe nicht gern zu? Wer läßt nicht lieber ein wenig Unrecht über Dinge, die kein Gefühl haben, ergehen, als daß er ſich durch ihre Vertheidigung den Vorwurf eines elenden Geſchmacks zuziehen wollte? Aber mag doch mir geſchehen, was da will: ich kann mich unmöglich enthalten, über die feine Naſe des Skrivers eine Anmerkung zu machen. Ich glaube es, daß ſie Schweine und Hunde recht gut zu unterſcheiden wußte; ich gebe es ihr zu, daß alle die Fehler, von welchen ſie in den ſtreitigen Epigrammen Wind hatte, wirklich darin liegen; kurz, ich habe für die Naſe, als Naſe, alle Hochachtung. Aber wer hieß denn ihrem Eigenthümer, mit einer Naſe mehr empfinden zu wollen, als man mit einer Naſe empfinden kann? Wer hieß Skrivern, mit der ſinnlichen Empfindung ſogleich ein Urtheil verbinden, und beide hernach mit einander vermengen? Er hat Recht, daß die armen Dinger, denen er den Namen des Martials durchaus nicht laſſen will, gar nicht ſehr witzig ſind, daß ſie auch nicht immer in einer ſo guten Sprache geſchrieben ſind, als man von Schriftſtellern der damaligen Zeit noch wohl erwarten konnte, und bei dem Martial wirklich findet; aber folgt daraus, daß ſie darum Martial auch nicht gemacht hat? Kann ein Verfaſſer in ſeiner Jugend, in ſeiner Kindheit nichts gemacht haben, was den Werken ſeines reifen Alters, weder an Gedanken noch Ausdruck, durchaus nicht ähnlich ſieht? So lange man noch unter ſich ſelbſt iſt, iſt man um ſo viel mehr auch unter ſeiner Zeit. Sie mußten ja wohl, die Jugendpoſſen des Martials, weder viel gute Sprache, noch viel guten Witz haben: ſonſt wüßte ich gar nicht, warum er ſich ihrer ſollte geſchämt haben? Verhält ſich dieſes aber ſo: warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ein Liebhaber einige derſelben, die ihm noch am beſten gefallen, in ſein Exemplar der Epigrammen eingetragen hätte? Warum ſollte es nicht glaublich ſeyn, daß eben daher Ein Manuſcript Zuſätze haben könnte, die man in allen übrigen vermißt? Gewiß iſt es doch wohl, daß das ausdrückliche Zeugniß eines Manuſcripts immer glaubwürdiger in ſolchen Dingen iſt, als der kahle Machtſpruch eines Kritikus, der ſich auf nichts als auf ſeine Naſe beruft.

Damit ich jedoch nicht ſcheinen möge, alles auf meine eigene Hörner zu nehmen: ſo will ich anführen, daß es vor und nach Skrivern, auch gar nicht an Gelehrten gefehlt hat, welche weit glimpflicher von den Vermehrungen des Junius geurtheilt haben. So nennt Ramires de Prado das eine Epigramm:

[1] Animad. in Spectac. p. 28.
[2] Nämlich IV. 78. VII. 99. 100. 101. XII. 79. 101. 102. 103.

In Varum.

Ad coenam nuper Varus cum forte vocavit,
Ornatus dives, parvula coena fuit.
Auro, non dapibus oneratur mensa, ministri
Apponunt oculis plurima, pauca gulae.
Tunc ego, non oculos, sed ventrem pascere veni:
Aut appone dapes, Vare, vel aufer opes.

elegans et poeta dignum. Und Barth [1] ſagt von einem andern:

De Milone.

Milo domi non est: peregre Milone profecto
Arva vacant: uxor non minus inde parit.
Cur sit ager sterilis, cur uxor lectitet, edam;
Quo fodiatur ager non habet, uxor habet.

ob er es ſchon ſelbſt für kein Werk des Martials erkennt, erudita tamen hujus Epigrammatis sententia est. Nam lege puto cautum fuisse etc. Wenigſtens, wo iſt das Mönchmäßige in dieſen zwei Proben? Und was haben ſie, das ſchlechterdings nicht aus der Feder eines jungen Römers könnte gefloſſen ſeyn, welcher noch keine Verſe machen kann, ſondern ſich erſt im Verſemachen übt? Eben das gilt von den übrigen ſechſen; ſogar das allerſchlechteſte In Ponticum nicht ausgenommen, weil es doch noch immer der kindiſche Verſuch eines angehenden Epigrammatiſten, auch aus einer Zeit ſeyn kann, in der der mittelmäßigſte Dichter eine weit beſſere Sprache hatte. Denn, wie ich ſchon erwähnt, der übende Schüler iſt weder ſeinem Zeitalter überhaupt, noch dem insbeſondere ähnlich, wozu er ſelbſt mit den Jahren gelangte.

Keineswegs aber will ich in dieſes gelindere Urtheil auch diejenigen Stücke mit eingeſchloſſen wiſſen, mit welchen Skriver ſelbſt die Zuſätze des Junius vermehrte. Denn in dieſen herrſcht allerdings viel Mönchswitz, wie ihn kein römiſcher Knabe, von noch ſo weniger Erziehung, haben konnte. Dazu ſehe ich auch nicht, daß Skriver ſie ausdrücklich für Epigrammen ausgegeben, die unter dem Namen des Martials angeführt gefunden. Er ſagt bloß, daß es Epigrammen ſind, die er aus alten Pergamenen, beſonders aus alten Gloſſarien zuſammengeſchrieben habe: und dieſes hätten die neuern Herausgeber des Martials nicht aus der Acht laſſen ſollen, welche ſowohl jene authentiſcheren Zuſätze des Junius, als dieſe weit verfänglicheren des Skrivers, ohne Unterſchied Martiali afficta genannt, und ihrem Autor beigefügt haben.

Weit eher könnte ich jetzt ſelbſt jene beſſern Stücke mit einem vermehren, welches aus einer ſehr alten Handſchrift genommen iſt, die eine große Anzahl meiſtens noch ungedruckter Epigrammen verſchiedener lateiniſcher Dichter enthält. Ich meine das bekannte Manuſcript, welches Salmaſius vom Joh. Lacurnäus bekam, und das gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt wird. Von einem Theile deſſelben hat Gudius eine Abſchrift genommen, die ſich unter ſeinen Papieren in der Bibliothek zu Wolfenbüttel befindet; und in dieſer ſehe ich dem Martial folgendes Epigramm zugeeignet, von dem ich nicht wüßte, daß es ſonſt ſchon irgendwo gedruckt wäre.

Nec volo me summis fortuna nec adplicet imis,
Sed medium vitae temperet illa gradum.
Invidia excelsos, inopes injuria vexat:
Quam felix vivit quisquis utroque caret!

Auch dieſes, meine ich, könnte ſich gar wohl aus ſeinen Jugendgedichten herſchreiben, da es nichts als eine feine moraliſche Geſinnung ausdrückt, von der er in reiferen Jahren nicht glaubte, daß ſie zu einem Epigramme hinlänglich ſey.

Vielleicht ließe ſich überhaupt die Frage aufwerfen, ob nicht ohnedem ſchon aus den Jugendgedichten des Verfaſſers mehrere in die Epigrammen übergetragen worden; und dieſes in ſo frühen Zeiten, daß es kein Wunder, wenn ſie nach und nach in alle Handſchriften gekommen. Wenigſtens, wenn Martial zu Ende ſeines erſten Buchs ſagt:

Cui legisse satis non est epigrammata centum,
Nil illi satis est, Caeciliane, mali;

dieſes erſte Buch aber jetzt nicht hundert, ſondern hundert und neunzehn Epigramme enthält: ſo iſt es ſo gar ausgemacht wohl noch nicht, ob er bloß eine runde Anzahl ungefähr angeben wollen, oder ob ſich wirklich neunzehn fremde mit eingeſchlichen. Dem letztern Falle zu Folge dürfte ein Archetypon, [1] oder eine von dem Dichter ſelbſt durchgeſehene und verbeſſerte Abſchrift, der ſtrengen Kritik leicht weit weniger Stoff zum Tadel gegeben haben, als ihr ein jetzt gedrucktes Exemplar giebt, welches wider ſeinen Willen mit verſchiedenen ſehr mittelmäßigen Stücken vermehrt worden, in deren Verwerfung er ihr längſt zuvorgekommen war.

(5.)

Ich habe oben angemerkt, daß der Buchhändler, welcher die Jugendgedichte des Martials zu verkaufen hatte, Quinctus Pollius Valerianus hieß, daß aber die Epigrammen nicht bei eben demſelben, ſondern bei einem andern, Namens Atrectus, zu finden waren, wie der Dichter ſelbſt zum Schluſſe des erſten Buches anzeigt. [2] Wenn ich nun hinzuſetze, daß ein dritter Buchhändler, Namens Tryphon, (der nämliche, durch den Quinctilian ſein Werk ausgehen ließ) beſonders die Xenia und Apophoreta deſſelben gehabt zu haben ſcheint: [3] ſo ſollte man faſt vermuthen, daß auch ſchon damals jeder Buchhändler ſeine eigenen Verlagsbücher, wie wir es jetzt nennen, beſeſſen, und nicht die erſten die beſten abſchreiben laſſen, die ihm vor die Fauſt gekommen, und auf die ſich ein anderer bereits eine Art

[1] Advers. lib. XXIII. cap. 6.

[1] Lib. VII. ep. 10.
[2] Ep. 118.
[3] Lib XIII. ep. 3.

von Recht erworben hatte. Sie können auch leicht gewiſſenhafter unter ſich geweſen ſeyn, als manche ihrer theuern Nachfolger jetziger Zeit zu ſeyn pflegen. Sogar hat es das Anſehen, daß ſie bei einem Buche, welches ſtarken Abgang hatte, ſich über die verſchiedenen Formate von Abſchrift verglichen; ſo daß der eine die großen Abſchriften für die Bibliotheken, und ein anderer die kleinen portativen Abſchriften beſorgte. Ich glaube dieſes deutlich in einem Epigramme zu ſehen, von welchem ich behaupten darf, daß es kein einziger Ausleger gehörig verſtanden hat. Es iſt das dritte des erſten Buchs:

Qui tecum cupis esse meos ubicumque libellos,
Et comites longae quaeris habere viae;
Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis:
Scrinia da magnis, me manus una capit.
Ne tamen ignores ubi sim venalis, et erres
Urbe vagus tota: me duce certus eris.
Libertum docti Lucensis quaere Secundi,
Limina post Pacis, Palladiumque Forum.

Das Lemma, welches alle gedruckte Ausgaben über dieſes Epigramm ſetzen, Ubi libri venales, erſchöpft den Sinn deſſelben bei weitem nicht. Der Dichter will hier nicht anzeigen, wo ſeine Sinngedichte überhaupt zu kaufen, ſondern wo eine beſondere Art von Abſchrift derſelben zu bekommen; nämlich eine ſolche, die ſich bequem auf der Reiſe mitführen läßt; eine Ausgabe in Taſchenformat: dieſes erhellt aus den erſten zwei Zeilen unwiderſprechlich. Hos eme, quos arctat brevibus membrana tabellis iſt der Gegenſatz von magnis, welches letztere nicht von jedem großen Werke, ſondern allein von der größern Ausgabe der Werke des Dichters zu verſtehen, die aufgerollt wurde: dahingegen das erſtere eine Handausgabe bezeichnet, die aus kleinen entweder zerſchnittenen, oder bloß über einander gefalzten Blättern beſtand; nach Art der Schreibtafeln. Und nur mit dieſer gab ſich der Freigelaſſene des Secundus Lucenſis ab: denn wie geſagt, die größere Ausgabe beſorgte Atrectus, und vielleicht außer ihm Tryphon,[1] weil einer allein ohne Zweifel ſie nicht beſtreiten konnte.

Daß alle dieſe Leute mit dem Verkaufe der Gedichte des Martials ſehr gut fuhren, iſt begreiflich, da er in Rom und außer Rom ſo allgemein geleſen ward. Sie ließen ſich die Exemplare auch theuer genug bezahlen, und ich finde, daß der Dichter ſelbſt dem Tryphon darüber einen Stich giebt.[2]

Omnis in hoc gracili xeniorum turba libello,
Constabit nummis quatuor emta tibi.
Quatuor est nimium, poterit constare duobus,
Et faciet lucrum bibliopola Tryphon.

Ob er für ſein Theil von dem Gewinnſte etwas abbekommen, will ich dem zu unterſuchen überlaſſen, welcher Luſt hat, die Alterthümer der Autorſchaft umſtändlicher zu erörtern.

Ich warne den gelehrten Mann nur, der ſich durch dieſe Arbeit unſterblich machen will, daß er ſich vom Skriver nicht noch einen fünften Buchhändler oder Verleger des Martials weiß machen läßt,[1] nämlich den Pompejus Auctus, von welchem das funfzigſte Epigramm des ſiebenten Buches redet. Es iſt klar, daß dieſer Auctus ein Rechtsgelehrter war, und ganz andere Geſchäfte hatte, als mit Büchern zu handeln. Er brachte die Epigrammen des Martials auch auf einem ganz andern Wege unter die Leute, als es die Buchhändler thun, und war wohl gar Schuld, daß manches Exemplar weniger gekauft ward. Denn er konnte die erbaulichſten auswendig, ſo daß ihm keine Sylbe daran fehlte, und ward gar nicht müde, ſie den Leuten vorzuſagen.

Sic tenet absentes nostros, cantatque libellos:
Ut pereat chartis littera nulla meis.

Ich weiß gar nicht, wie es Skrivern einkommen können, einen ſolchen Mann in einen Buchhändler zu verwandeln.

(6.)

Der Stellen ſind ziemlich viele, wo nach meiner wenigern Einſicht die Ausleger den Martial insgeſammt mißdeuten. Am gewöhnlichſten geſchieht es da, wo von Werken der Kunſt die Rede iſt, oder gewiſſe kleine Gebräuche zum Grunde liegen, die ſie mit ein wenig Scharfſinn aus dem Dichter ſelbſt hätten errathen können, deren Erläuterung ſie aber lieber in andern Schriftſtellern eben ſo mühſam als vergeblich aufſuchen wollten. Damit ich dieſes nicht ganz ohne Beweis geſagt habe, ſo will ich nur ein paar Beiſpiele anführen.

1. Eines von der letztern Art ſey das zwölfte Epigramm des erſten Buches, welches Heraldus unter die allerdunkelſten im ganzen Martial rechnet.

Cum data sint equiti bis quina numismata, quare
Bis decies solus, Sextiliane, bibis?
Jam defecisset portantes calda ministros,
Si non potares, Sextiliane, merum.

Die älteſten Ausleger, als Domitius und Perottus, haben es von der lege sumptuaria verſtehen wollen, die einem jeden Römer nach ſeinem Stande vorſchrieb, wie viel er höchſtens auf eine Mahlzeit verwenden dürfe; doch das iſt längſt widerlegt. Denn daß ſich Sextilian keiner Unmäßigkeit in ſeinem Hauſe, an ſeinem eigenen Tiſche, ſondern im Theater ſchuldig machte, erhellt aus dem zweiten Epigramme, mit welchem ihn der Dichter durchzog:[2]

Sextiliane bibis, quantum subsellia quinque,
Solus: aqua toties ebrius esse potes.
Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis,

[1] Lib. IV. ep. 72.
[2] Lib. XIII. ep. 3.

[1] Animadvers. in Epigr. lib. I. p. 37.
[2] Lib. I. ep. 27.

Non haec Pelignis agitur vindemia praelis,
Uva nec in Tuscis nascitur ista jugis.
Testa sed antiqui felix siccatur Opimi,
Egerit et nigros Massica cella cados.
A caupone tibi faex Laletana petatur,
Si plus quam decies, Sextiliane, bibis.

Subsellia, cunei, bezeichnen offenbar das Theater. Im Theater, wie geſagt, war es alſo, wo Sextilian fünfmal mehr des koſtbarſten Weines in ſich goß, als für ihn allein und einen ſeines gleichen beſtimmt war. Wie nun das? Es iſt bekannt, ſagen die Ausleger, daß die Kaiſer auch wohl im Theater Sportulas unter das Volk vertheilen ließen; welche Sportulae entweder in wirklichen Erfriſchungen beſtanden, oder in Geld gegeben wurden, wofür ſich jeder bei denen, welche Erfriſchungen im Theater feil trugen, kaufen konnte was und wie viel ihm beliebte. Daß das letztere damals geſchehen, meinen ſie einmüthig, ſey klar, denn die Summe werde ausdrücklich benennt, wie viel an Geld auf einen Ritter gekommen, nämlich quinque numismata. Nur darüber ſind ſie nicht völlig einig, was dieſe quinque numismata nach andern Münzſorten eigentlich betragen. Der arme Ramires de Prado, welcher ſie, nach dem Turnebus, zu hundert Quadranten evaluirte, iſt bei dem Skriver ſchlecht weggekommen, welcher ihm über dieſe manifestam absurditatem et defoedam hallucinationem trefflich den Text lieſt, und augenſcheinlich darthut, daß ſie, ein Numisma für einen Sestertius genommen, nicht hundert, ſondern hundert und ſechzehn Quadranten betragen. Nun will ich gar nicht fragen, was der eine oder der andere für ein Recht gehabt, das Numisma eben für einen Sestertius zu halten, und warum, wenn Numisma eine wirkliche Silbermünze bedeuten ſoll, nicht eben ſo wohl ein Denarius oder Victoriatus darunter verſtanden werden könne; ſondern ich will nur überhaupt fragen, wenn die quinque numismata wirkliches Geld waren, mit welcher Stirne konnte Sextilian deren eines oder mehrere, aus der Nähe und aus der Ferne, von andern verlangen? und wer wäre ſo ein Thor geweſen, daß er einer Saufgurgel gleich hingegeben hätte, was er ja wohl zu andern Dingen beſſer anwenden können, wenn er es ſchon nicht ſelbſt vertrinken wollen, oder können?

Nec consessorum vicina numismata tantum,
Aera sed a cuneis ulteriora petis.

Dieſes iſt gerade die größte Schwierigkeit; aber auch gerade das, was die Ausleger am wenigſten bekümmert: nur daß einige die Missilia in der Angſt herbeiziehen, damit ſie wenigſtens nicht ganz verſtummen dürfen. Doch ich will mich bei einzelnen Widerlegungen nicht aufhalten, ſondern kurz ſagen, worin ihrer aller Irrthum liegt. Es iſt falſch, daß die fünf Numismata, welche jeder Ritter im Theater damals hatte, fünf wirkliche auch außer dem Theater gangbare Geldſtücke waren: es waren nichts als fünf Zeichen, Marken, Zahlpfennige, die ſie bei dem Eingange, oder vorher erhielten, und gegen deren Wiederablieferung ihnen etwas Ausgemachtes, hier namentlich Wein, verabfolgt ward. Mit einem Worte, es waren Tesserae; und ſo wie es Tesserae frumentariae, olearіae, coenariae, nummariae gab, [1] warum ſollte es nicht auch Tesserae vinariae gegeben haben? Ganz gewiß, die quinque numismata waren quinque tesserae vinariae, und dieſes iſt der einzige wahre Schlüſſel zu beiden Epigrammen. Solche Tesserae galten außer ihrer Beſtimmung nichts, und wer keinen Gebrauch von ihnen machte, wo er ihn machen ſollte, beſaß an ihnen auch weiter nichts. Dieſes allein macht es begreiflich, wie man im Theater ſo freigebig damit ſeyn konnte. Warum ſollte man einen andern nicht darauf genießen laſſen, was man ſelbſt nicht genießen mochte? Hätte ſich Sextilian nur ſeiner Unmäßigkeit nicht zu ſchämen gehabt: die Zeichen hätte er immer ohne Scham annehmen, auch wohl von ſeinen Bekannten ohne Scham fordern können. Zu mehrerer Beſtärkung dieſer meiner Auslegung merke ich nur noch an, daß numisma auch bloß für den Stempel, für das Gepräge auf einem Geldſtücke gebraucht wird, und daß das Wort tessera nach keiner Abänderung in das elegieiſche Sylbenmaaß geht, wodurch allein ſchon Martial gezwungen werden konnte, ein anderes Wort dafür zu brauchen.

2. Zum zweiten Beiſpiele wähle ich das einundfunfzigſte Epigramm des achten Buches, in welchem von einem Kunſtwerke die Rede iſt, nämlich von einem koſtbaren Trinkgeſchirre, welches der Dichter von dem Rufus geſchenkt bekam, und das er daſelbſt folgendermaaßen beſchreibt:

Quis labor in phiala? docti Myos, anne Myronis?
Mentoris haec manus est, an, Polyclete, tua?
Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos.
Vera minus flavo radiant electra metallo,
Et niveum felix pustula vincit ebur.
Materiae non cedit opus; sic alligat orbem,
Plurima cum tota lampade Luna nitet.
Stat caper Aeolio Thebani vellere Phryxi
Cultus, ab hoc mallet vecta fuisse soror.
Hunc nec Cinyphius tonsor violaverit, et tu
Ipse tua pasci vite, Lyaee, velis.
Terga premit pecoris geminis Amor aureus alis,
Palladius tenero lotos ab ore sonat.
Sic Methymnaeo gavisus Arione delphin,
Languida non tacitum per freta vexit onus.
Imbuat egregium digno mihi nectare munus
Non grege de domini, sed tua, Ceste, manus —

Was ich mit dem allgemeinen Namen Trinkgeſchirr benannt habe, war eigentlich eine Schaale mit einem ganz runden Boden, ſo daß ſie auf dieſem Boden nicht ſtehen konnte, ſondern auf den Rand umgeſtürzt werden mußte, wenn ſie ruhig liegen ſollte. Das iſt die Beſchreibung wenigſtens,

[1] Torentius ad Suet. Aug. c. 41.

die uns Athenäus aus dem Apollodorus von Athen und aus dem Dionyſius Thrax von einer Phiala macht:[1] κατα τον πυθμενα μη δυναμενη τιθεσθαι και ἐρειδεσθαι, ἀλλα κατα το ζομα. Es war alſo ganz genau das, was wir ein Tummelchen nennen; ein Becher, der gleichſam ſelbſt berauſcht iſt, und auf ſeinem Fuße nicht ſtehen kann. Jedoch nicht um die Form des Trinkgeſchirres iſt mir es jetzt zu thun, ſondern lediglich um die Materie deſſelben. Ich frage: woraus beſtand es? Die Ausleger, ſo viel ich deren nachgeſehen, — das iſt, alle ohne Ausnahme — antworten hierauf, wie aus Einem Munde, daß ſie von Gold geweſen ſey, und zwar von derjenigen Art Goldes, welche Electrum geheißen. Doch dieſer Uebereinſtimmung ungeachtet bin ich ganz anderer Meinung, ob ich gleich gern geſtehen will, daß die gemeine Auslegung, auf den erſten Anblick, die wahrſcheinlichere zu ſeyn ſcheint, und daß Martial Worte und Ausdrücke braucht, von denen es mich würde gewundert haben, wenn ſie niemanden verführt hätten. Die richtigere Erklärung dieſer Worte und Ausdrücke iſt es daher auch, die es der Mühe werth macht, ein längſt nicht mehr vorhandenes Geſchirr in nähere Betrachtung zu ziehen, von dem es ſonſt ſehr gleichgültig wäre, ob es von Gold, oder von wer weiß was? geweſen.

Ich ſage alſo, die Trinkſchaale unſers Dichters war nicht von Gold, ſondern aus einem koſtbaren Steine geſchnitten. Ich will nicht hoffen, daß ich nöthig haben werde, vorerſt zu erweiſen, daß es wirklich Trinkſchaalen aus koſtbaren Steinen gegeben. Nach dem Salmaſius zwar ſollte ich es faſt nöthig haben. Denn dieſer hielt ſich ziemlich aus dem einzigen Grunde, daß die Phiala der Alten gewöhnlichermaaßen von Silber geweſen, für berechtigt in dem Lampridius eine Stelle zu ändern,[2] in der außer ihm wohl ſonſt kein Menſch etwas zu ändern hätte finden ſollen, und Phialas senas in eben ſo viel Mauleſelinnen zu verwandeln. Doch bei dem allen läugnet er es ſelbſt nicht, was ich als ausgemacht annehme. Und nun Zeile vor Zeile erwogen.

Die erſten zwei, in welchen der Dichter den Meiſter ſeiner ſchönen Schaale errathen will oder zu wiſſen verlangt, ſollen mich dadurch nicht irre machen, daß ſich von dem Mys, dem Myron, und dem Mentor, nur Werke in Erz oder Silber angeführt finden. Die alten Statuarii waren allgemeine Bildner, und wer in Erz gießen konnte, der konnte gewöhnlich auch in jeder andern Materie arbeiten. Vom Polyklet wenigſtens finden ſich eben ſowohl Werke in Stein als in Erz, bei alten Schriftſtellern genannt. Wenn alſo ſchon dieſe Zeilen nichts für mich beweiſen, ſo bin ich doch auch ganz ruhig, daß ſie im Grunde nichts gegen mich beweiſen können. Vielmehr iſt es billig, daß ſie ſich in ihrem Sinne nach den übrigen Zeilen bequemen.

[1] Lib. XI. p. 501. Edit. Dalech.
[2] Cap. 4. vitae Alex. Sev.

Gleich die zweite und dritte nun:

Livescit nulla caligine fusca, nec odit
Exploratores nubila massa focos:

wie iſt es doch immer möglich, daß man die vom Golde verſtehen kann? Wie kann Gold nubila massa heißen? Wie kann man vom Golde ſagen, daß es nulla caligine fuscum ſey? Wie kann man ſagen, daß ein goldenes Gefäß das Feuer nicht zu ſcheuen habe? Nubila massa kann ſchlechterdings nur von einer Maſſe geſagt werden, die weder ganz undurchſichtig noch ganz durchſichtig iſt; nur von einer Maſſe, durch die wir die Gegenſtände gleichſam wie durch einen Nebel erblicken, dergleichen alle Hornſteine in ihren klaren Stellen ſind. Auch kann das Gold im Schmelzen durch keinen Rauch etwas leiden; und wenn es noch ſo unſcheinbar aus der Kapelle kömmt, ſo iſt es doch gar bald polirt, und Farb und Glanz werden an einer Stelle, wie an der andern. Ein goldenes Gefäß aber zu probiren, wer in der Welt wird es in den Schmelztiegel werfen, wenn er ſein Gefäß nicht am längſten will gehabt haben? Hat man denn ſonſt kein Mittel zu erforſchen, ob das Gold lauter und rein, oder mit Zuſatz verfälſcht ſey? So wenig alle dieſe Ausdrücke aber auf das Gold paſſen, ſo vollkommen paſſen ſie hingegen auf eine ſchöne Steinart, die an allen Stellen das Licht in einem gleichen Grade durchläßt, ohne dichtere Flecken zu haben, wo es faſt ganz undurchſichtig iſt. Auch nur von einer Steinart gilt es, daß ſie die Probe des Feuers nicht zu ſcheuen hat. Denn es iſt gewiß, daß eine wahre edle Steinart einen höhern Grad des Feuers aushalten kann, als irgend eine Compoſition. Und deſſen, daß die Maſſe der Schaale keine Compoſition, ſondern echter natürlicher Stein ſey, konnte der Beſitzer auch höchſtens nur verſichert zu ſeyn verlangen; wie auch ſich wirklich verſichern, wenn er ſie mit der gehörigen Behutſamkeit einem Feuer ausſtellte, dem keine Compoſition, ohne Nachtheil an Klarheit und Farbe, Widerſtand gehalten hätte.

Der fünfte Vers ohne Zweifel war der verführeriſchſte:

Vera minus flavo radiant electra metallo.

Es fragt ſich: was ſind hier die vera Electra? Iſt das eigentlich ſogenannte Erdpech, der Bernſtein, das Succinum, und wie es ſonſt heißt, damit gemeint? oder ſollen wir die Art Goldes verſtehen, die wegen ihrer blaßgelben Farbe den griechiſchen Namen des eben ſo blaßgelben Bernſteins bekam? Die Ausleger behaupten: das letztere. Denn, ſagen ſie, auch von dieſem Elektrum gab es zweierlei Sorten, eine natürliche und eine nachgemachte. Sie berufen ſich deßhalb auf das Zeugniß des Plinius, gegen welches nichts einzuwenden iſt.[1] Omni auro inest argentum vario pondere. — Ubicunque quinta argenti portio est, electrum vocatur. — Fit et cura electrum argento addito. Von dieſer zweiten nachgemachten Sorte,

[1] Nat. Hist. lib. XXXIII c. 4.

meinen ſie, ſey die Schaale geweſen; und Martial habe in den Worten: Vera minus flavo radiant electra metallo, von ihr rühmen wollen, daß ſie dem ungeachtet an der erforderlichen Farbe dem natürlichen Elektrum nichts nachgegeben, oder ihm wohl gar noch vorzuziehen geweſen. Das alles klingt recht gründlich und gut; und gleichwohl iſt es ſo viel wie nichts. Denn man ſage mir doch nur, wie es möglich iſt, dem Golde, welches ein Fünftheil Zuſatz von Silber hat, es anzuſehen, daß es dieſen Zuſatz von Natur habe, oder daß er ihm durch die Kunſt ertheilt worden? Man ſage mir doch nur, woher zwiſchen dem Golde in dem einen Falle, und dem Golde in dem andern Falle, der geringſte Unterſchied kommen könne? Feines Gold iſt feines Gold, und ein Fünftheil Silber iſt in der Hand der Natur nicht mehr und nicht weniger, als in den Händen der Kunſt. Ich begreife auch nicht, wie beide Stücke die Eine inniger vermiſchen könne, als die andere, da ſich die Natur ſelbſt keiner andern Hülfsmittel dazu bedienen kann, als die Kunſt von ihr entlehnt. Ich weiß wohl, daß Plinius dem natürlichen Elektrum, dem Golde, welches die Natur ſelbſt mit einem Fünftheil Silber vermiſcht hat, eine Eigenſchaft zuſchreibt, die er dem künſtlichen Elektrum ſonach abſpricht, weil er ſie namentlich nur jenem beilegt. Quod est nativum, ſagt er, et venena deprehendit. Aber die Sache würde nicht ſehr wahrſcheinlich ſeyn, wenn ſie auch ſchon nicht, durch die ungereimte Unterſcheidung zweier Dinge, an denen nichts zu unterſcheiden iſt, noch unwahrſcheinlicher gemacht würde. Grillen, die kaum der Widerlegung werth ſind: denn kurz, vera electra ſind dem Martial allerdings hier eigentlicher wahrer Bernſtein, wahres Elektrum; und nicht jene bloß ſogenannte Miſchung Goldes und Silbers. Daß er aber von dem Bernſteine ſagt, flavo radiat metallo, das hat freilich alle diejenigen verwirren müſſen, welche nicht wußten, oder ſich nicht erinnerten, daß die Lateiner das Wort Metallum nicht bloß von denjenigen mineraliſchen Körpern brauchen, von denen wir es jetzt brauchen, ſondern mehrere koſtbare Maſſen, die aus der Erde gegraben wurden, damit belegten. So nennt Martial ſelbſt den laconiſchen Marmor, welcher auf dem Taygetes gebrochen ward, grünes Metall:[1]

Illic Taygeti virent metalla.

Ja, wenn dieſes und mehrere ähnliche Exempel auch nicht wären, warum könnte in unſerer Stelle das flavo metallo nicht auch bloß von der Farbe des gelben Metalls verſtanden werden? Und wenn Martial in dieſem Verſtande ſogar von der gelblichten Wolle der ſpaniſchen Schafe ſagen durfte:[2]

Vellera nativo pallent ubi flava metallo;

lediglich mit Beziehung auf die Farbe des koſtbarſten aller Metalle: warum hätte er nicht auch von dem Bernſteine ſagen dürfen:

Vera minus flavo radiant electra metallo;

ohne daß darum Wolle Wolle, und Bernſtein Bernſtein zu ſeyn aufhören müßte?

Ich komme auf die ſechste Zeile, in welcher ebenfalls ein zweideutiges Wort vorkommt, deſſen falſche Auslegung den Irrthum beſtärken müſſen.

Et niveum felix pustula vincit ebur.

Pustula heißt eigentlich jede kleine Entzündung, die ſich auf der Haut äußert; eine Blatter, eine Maſer und dergleichen. Weil nun aber ſo eine Blatter oder Maſer über die Haut hinaustritt, ſo ſind einige Ausleger der Meinung, daß hier unter pustula die erhabenen Figuren der Schaale verſtanden würden. Andere aber ziehen das argentum pustulatum hierher, ohne uns jedoch zu ſagen, was es hier ſoll. Soll die Schaale ſelbſt von dieſem feinſten Silber geweſen ſeyn: wie war ſie denn auch zugleich von Elektrum? Sollen aber nur die erhabenen Figuren daraus geweſen ſeyn: wer ſieht denn nicht, daß dieſem der Dichter ſelbſt ausdrücklich widerſpricht, wenn er weiterhin den ſchönen goldgelben Bock beſchreibt? Eben dadurch werden denn auch die erſtern widerlegt. Denn wenn hier von den erhabenen Figuren, von der pustula, geſagt wird, daß ſie das Helfenbein an Weiße übertroffen: wie können ſie denn dort als goldgelb angegeben werden? Genug der Widerlegung: der wahre Verſtand iſt dieſer. Pustula ſchließt nicht nothwendig den Begriff der Erhöhung in ſich, ſondern heißt auch oft weiter nichts als ein bloßer Fleck; weiter nichts als das allgemeinere macula; eine Stelle, wo die Farbe eines Dinges durch eine andere Farbe unterbrochen wird. Beides iſt eben das, was bei dem Plinius auch verrucae heißen: und ſo wie Plinius maculae und verrucae verbindet, wenn er von den Edelſteinen ſagt, daß ſie nach Verſchiedenheit derſelben verſchiedene Namen bekämen; ſo nennt er auch ähnliche Flecken oder Mackeln, beſonders in den künſtlichen Steinen, ausdrücklich pustulas,[1] als die in ſolchen von einem verfangenen Luftbläschen entſtanden zu ſeyn ſcheinen. Und was kann nun deutlicher ſeyn, als daß der Dichter ſagen wollen, der koſtbare gelbliche Stein, aus welchem die Schaale geſchnitten, habe einen ſehr glücklichen weißen Fleck? Aber, wird man fragen, warum glücklichen? Faſt erweckt es Mitleiden, wenn man hört, was die Ausleger darauf antworten. Felix pustula dicitur, vel quod feliciter et ingeniose esset elaborata, vel quod nostrum poetam bearet. Nicht doch! dieſe pustula hieß glücklich, weil die Ausleger ſo glückliche Muthmaßungen einmal darüber haben ſollten.

Ernſtlich von der Sache zu ſprechen, glaube ich, das Glückliche dieſes Flecks in den folgenden Zeilen zu finden.

[1] Lib. VI. ep. 42.
[2] Lib. IX. ep. 62.

[1] *Nat. Hist. lib. XXXVII. c. 12.* Illud vero meminisse conveniet, increscentibus varie maculis ac verrucis — — mutari saepius nomina in eadem plerumque materia. *Et cap. 13.* Factitiis pustulae in profundo apparent.

Materiae non cedit opus: sic alligat orbem
Plurima cum tota lampade Luna nitet.

Wie kommt der volle Mond auf einmal hierher? O das wissen uns die Ausleger auf so vielerlei Art zu erklären, daß wir die Wahl haben. Die gemeinste ist, daß die Schaale die Figur des vollen Mondes gehabt habe. Und wem das nicht genügt, dem giebt Rader zu bedenken, ob nicht vielmehr — Ich muß seine eigenen lateinischen Worte herschreiben; denn ich weiß sie wahrlich nicht zu übersetzen — An potius claudit *(luna)* orbem phialae circulo elegantique emblemate? an implet et circinat? — Wie oft beneide ich die gelehrten Männer, welche Lateinisch schreiben, denn sie allein dürfen so etwas hinsetzen, wobei kein Mensch etwas denken kann. Man urtheile, ob sich mit meiner Auslegung noch eher ein Begriff verbinden läßt. Ich meine nämlich, daß wirklich ein voller Mond auf die Schaale geschnitten gewesen; und daß der Künstler eben jenen weißen Fleck, eben jene felix pustula zu diesem vollen Monde genutzt hatte; so daß eben durch diese Nutzung, eben durch diesen glücklichen Einfall des Künstlers, den blassen vollen Mond daraus zu schneiden, der Fleck selbst ein glücklicher Fleck genannt zu werden verdiente. Wie viel dergleichen glückliche oder glücklich genutzte Flecke es auf alten besonders erhaben geschnittenen Gemmen giebt, ist bekannt.

Und hiermit breche ich ab, da sich die übrigen Zeilen von selbst erklären.

(7.)

An andern Stellen haben die Ausleger den Sinn des Dichters verfehlt, weil, ihn nicht zu verfehlen, wenigstens etwas von einer Eigenschaft erfordert wird, die ihnen leider noch öfter abgeht, als Scharfsinn: ich meine feines Gefühl.

Wer sollte z. E. glauben, daß folgendes kurze Epigramm, welches die Leichtigkeit und Deutlichkeit selbst zu seyn scheint, noch bis auf den heutigen Tag nicht richtig genug erklärt worden. [1]

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Aber wie ist das möglich? wird man fragen. Was ist da viel zu erklären? was kann noch mehr darin stecken, als die trockenen Worte besagen, welche die ganze Welt versteht? Martial wünscht, daß der, welcher dieses nicht gern liest und ein höhnisches Gesicht darüber zieht, alles beneiden möge, ohne von jemanden in der Welt beneidet zu werden. — Sehr recht! Aber wie steht es denn mit dem dieses? worauf geht denn das ista? Was ist denn das, was der Dichter bei einer so hohen Verwünschung durchaus ohne Mißgunst und Hohn will gelesen wissen? Neun Zehntheile der Ausleger thun, als ob sich das ja wohl von selbst verstünde; und das Eine Zehntheil, welches sich ausdrücklich darüber erklärt, versichert im Namen aller, daß unter dem ista Martial seine eigenen Epigrammen überhaupt verstehe. Denn was wohl sonst? — Wahrlich, schlimm für den Martial, wenn sich sonst nichts darunter verstehen läßt! Denn sage mir doch, wer nur einiges Gefühl hat, was für ein Geck der Dichter seyn muß, der durchaus verlangt, daß man seine Verse mit Vergnügen lesen soll; der durchaus nicht leiden will, daß man auch nur eine Miene darüber verzieht? Und was für ein bösartiger, unmenschlicher Geck er seyn muß, wenn er gar allen, die keinen Geschmack an seinen Versen finden, das Schrecklichste dafür anwünschen kann, was sich nur denken läßt? Gewiß, so ein Geck, so ein bösartiger Geck war Martial nicht; ja, wenn er es auch im Grunde gewesen wäre, glaubt man wohl, daß er sich dafür bloß gegeben habe? Es ist sonderbar, wie er gerade da eine so kleine eitle Rolle spielen muß, wo er ganz von Freundschaft und Bewunderung fremder Tugenden überfloß? Denn mit einem Worte: das ista bezieht sich einzig und allein auf den Inhalt des nächst vorhergehenden Epigramms, in welchem er seinem Freunde dem Decianus ein so seltenes Lob ertheilt, daß er, nicht seine eigenen Verse, sondern dieses Lob gleich darauf gegen den Neid sichern zu müssen, selbst für nöthig erachtete. Man lese nur:

Si quis erit, raros inter numerandus amicos,
Quales prisca fides, famaque novit anus:
Si quis Cecropiae madidus Latiaeque Minervae
Artibus, et vera simplicitate bonus:
Si quis erit recti custos, imitator honesti,
Et nihil arcano qui roget ore deos:
Si quis erit magnae subnixus robore mentis,
Dispeream, si non hic Decianus erit.

Und nun verbinde man hiermit sofort das folgende, und urtheile selbst.

Qui ducis vultus, et non legis ista libenter,
Omnibus invideas, livide, nemo tibi.

Sollten Leser, die sich nicht sehr um den Martial bekümmert haben, wohl glauben, daß die augenscheinliche Verbindung dieser zwei Epigrammen unter sich schlechterdings noch von keinem Ausleger bemerkt worden? Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären steht, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweg genommen. Aber auf mein Wort: von dem, was sich in ihnen bloß durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können.

Ich weiß nicht, ob ich hieher auch die unzulängliche Erklärung eines andern kurzen Epigramms rechnen darf, das so oft nachgeahmt, so oft übersetzt worden. [1]

Nuper erat medicus, nunc est vespillo Diaulus:
Quod vespillo facit, fecerat et medicus.

[1] Lib. I. ep. 41.

[1] Lib. I. ep. 48.

Denn wenn man es hier auch schon empfunden hätte, daß nach der gewöhnlichen und einzigen Auslegung dem Einfalle des Dichters an Richtigkeit noch sehr vieles abgehe: so wüßte ich doch nicht, woher man, was ihm abgeht, ersetzen sollen; da der Umstand, durch den es einzig und allein geschehen kann, so gänzlich unbekannt geblieben. Zur Noth müssen wir uns, wenn keine nähere Gleichheit zwischen einem Vespillo und einem ungeschickten Arzte sich findet, freilich auch schon damit begnügen, daß beide die Leute unter die Erde bringen, obschon der eine in einem ganz andern Verstande, als der andere. Aber wie, wenn sich zeigen ließe, daß die Vespillones nicht bloße Todtengräber gewesen; daß sie dabei noch ein anderes Handwerk gehabt, welches sie einem mörderischen Arzte ungleich näher bringt; kurz, wenn sich zeigen ließe, daß sie die Gehülfen des Scharfrichters gewesen, die zugleich Verbrecher mit abthun müssen: sollte das nicht den Einfall des Dichters um eben so vieles richtiger, als beißender machen? Dieses aber kann ich wirklich zeigen, und zwar aus einem noch ungedruckten Epigramme eines alten lateinischen Dichters in dem Lacurnäischen Manuscripte, welches ich aus der obgedachten Abschrift des Gudius hier mittheilen will. Es ist auf einen Elenden, welcher einen gewaltigen großen Bruch hatte, und lautet so:

Moles tanta tibi pendet sub ventre, Siringi,
Ut te non dubitem dicere bicipitem.
Nam te si addictum mittat sententia campo,
Vespillo ignorat, quod secet ense caput.

Das Zeugniß ist klar und deutlich; und was wir daraus lernen, hat auch sonst seinen Nutzen, indem wir sonach zugleich die Ursache erfahren, warum die Vespillones in dem römischen Rechte für unehrlich gehalten worden, welches ihnen als bloßen Todtengräbern schwerlich hätte begegnen können, und daher immer sehr fremd geschienen.

(8.)

Ueberhaupt fehlt es uns noch gar sehr an einer recht guten Ausgabe des Martials. Die vom Farnabius, und besonders so, wie sie Schrevel vermehrt hat, von 1656, ist noch immer die beste Handausgabe, und derjenigen weit vorzuziehen, welche Vincentius Kollesso zum Gebrauche des Dauphin 1680 besorgt hat.

Wenn man alles so ziemlich beisammen haben will, was über den Martial geschrieben worden, so muß man außer der Ausgabe des Raderus noch die Pariser von 1617 bei Mich. Sonnius in Folio, und die Skriversche von 1619 in Duodez, zu bekommen suchen, welche beide letztern die Anmerkungen von nahe zwanzig verschiedenen Gelehrten enthalten. Es ist nur Schade, daß wir das Beste, was in ihnen zerstreut ist, nicht in einem vollständigeren und beurtheilenderen Auszuge, als Farnabius und Schrevel davon gemacht haben, besitzen sollen, und daß kein Burmann oder Corte den ganzen Text des Dichters gegen gute Manuscripte neuerlich verglichen, als woran es ihm noch immer sehr nöthig ist.

Sollte sich noch ein fleißiger Mann finden, der sich dieser Mühe zu unterziehen Lust hätte: so zeige ich ihm hiermit an, daß die fürstliche Bibliothek zu Wolfenbüttel vier Handschriften vom Martial besitzt, wovon drei auf Pergament sind. Doch nur eine, die aber an vielen Stellen sehr verloschen, ist von etwas beträchtlicherem Alter: denn die andern beide sind aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und scheinen entweder eine von der andern, oder beide von einer und der nämlichen dritten abgeschrieben zu seyn, so sehr stimmen sie in allen Stücken überein. Das eine dieser gleichlautenden Exemplare ist deßwegen mit merkwürdig, weil es dem Antonius Panormita gehört hat, der es von seinem Freunde dem Aurispa geschenkt bekommen, wie am Ende desselben durch die Worte Antoni Panhormitae liber: Aurispae donum angezeigt wird. Zum Schlusse des andern steht: Scriptum Ferrariae per manus Theoderici Nicolai Werken de Abbenbroek. Anno domini nostri Jesu Christi 1446.

Ich kann aber, die Wahrheit zu sagen, von allen diesen drei Handschriften auf Pergament, so wie auch von der vierten auf Papier nicht viel Rühmens machen. Sie haben fast durchgängig die Lesarten des Domitius, und ganz eigene, welche Aufmerksamkeit verdienten, sind sehr dünne gesäet. Eine und die andere ist mir jedoch in die Augen gefallen, die ich ohne Bedenken in den Text aufnehmen würde. Z. E. in dem neununddreißigsten Epigramme des neunten Buchs, auf einen geschickten Balancirer (Ventilator), welcher ein kleines rundes Schild in die Luft warf, und es jedesmal mit verschiedenen Theilen seines Körpers in der Balance wieder auffing. Von diesem sagt Martial in allen gedruckten Ausgaben:

Summa licet velox, Agathine, pericula ludas,
Non tamen efficies, ut tibi parma cadat.
Nolentem sequitur — — — — —

Mir ist von jeher das pericula ludas verdächtig vorgekommen. Denn pericula ludere mag nun heißen sollen, so viel als cum periculo ludere, oder so viel als contemnere pericula, et perinde ludere parma, ac si nullum esset casus periculum, wie es uns die allzugütigen Ausleger freistellen: so streitet doch, das eine sowohl als das andere, ganz mit dem Sinne des Dichters, welcher es durch einen eben so witzigen als dem Künstler schmeichelhaften Einfall verneinen will, daß viel Gefahr und Kunst bei dem Spiele sey, indem das Schild ihm wider Willen nachfolge, nolentem sequitur, und sonach mehr Kunst dazu gehören würde, ihm auszuweichen, es fallen zu lassen, als es zu fangen. Nun lesen drei von unsern Manuscripten anstatt pericula ludas, deutlich und klar pericula laudes: und ich bin völlig versichert, daß

diese Lesart die richtigere und wahre ist. Ich verstehe das pericula laudes nämlich so, daß dergleichen Künstler, wie sie es noch thun, mündlich die äußerste Schwierigkeit ihrer Kunststücke anzupreisen pflegten, und würde daher die ganze Stelle übersetzen: „Rühme nur, gewandter „Agathin, wie viel Gefahrniß bei deiner Kunst sey! Es „steht ja doch nicht in deiner Macht, das Schild fallen zu „lassen; es verfolgt dich wider Willen, u. s. w."

Auch besitzt die Bibliothek ein Exemplar der gruterschen Ausgabe des Martials, zu welcher Salmasius einiges an den Rand geschrieben. Und ob Salmasius schon selbst das Beste davon hin und wieder in seinen Werken, besonders in den Exercit. Plin. angewendet hat, woraus es hernach Schrevel in seine Ausgabe übergetragen: so dürfte doch wohl noch eine kleine gute Nachlese zu halten seyn.

(9.)

Ich schließe diese Rhapsodie über den Martial mit einer literarischen Anmerkung über ein paar Uebersetzer desselben, in Meinung, daß ich wohl jemanden ein vergebenes Nachschlagen damit ersparen könnte.

Martial hat das Glück gehabt, sogar in das Griechische übersetzt zu werden. Nicht zwar ganz, auch nicht von wirklichen Griechen, wenn es schon nur von den spätern wäre, dergleichen den Jul. Cäsar, den Eutropius, den Sittenlehrer Cato, in ein Griechisches übertrugen, das nun freilich nicht das Griechische des Thucydides, des Xenophon, des Theognis ist. Sondern die dem Martial diese Ehre erwiesen, waren Gelehrte des vorigen Jahrhunderts, die ihn aus einer erlernten Sprache in eine andere erlernte Sprache übersetzten. Will man eine dergleichen Arbeit mehr für eine Schulübung, als für die anständige Beschäftigung eines wahren Dichters halten: so habe ich nichts dagegen. Aber es giebt Männer von sehr berühmten Namen, die zu ihrer Zeit mit dergleichen Schulübungen sehr viel Aufsehens machten.

Der vornehmste derselben ist unstreitig Joseph Skaliger. Im Bette, bei schlaflosen Nächten, ohne Licht und Bücher, wie er selbst sagt, übersetzte er vor langer Weile diejenigen Epigrammen, welche er auswendig wußte, und so entstand das griechische Florilegium Martialis, welches Is. Casaubonus zu Paris 1607 zuerst herausgab. Es enthält das dem Martial beigelegte eine Buch von Schauspielen ganz, das dreizehnte und vierzehnte Buch fast ganz, und von den übrigen zwölf Büchern eine ziemliche Anzahl. Casaubonus rühmte die Zierlichkeit dieser Uebersetzung außer alle Maaßen, und sie war ihm ein Werk, quo ne Athenae ipsae magis Atticae. Gleichwohl hat hundert Jahre nachher ein Mann, der sich lange nicht weder ein Skaliger noch ein Casaubonus dünkte, ausführlich gezeigt, [1] daß sie voller Schnitzer wider die Quantität, voller Barbarismen und Solöcismen, voller andern Fehler sey, die zu entschuldigen dem Verfasser und dem Herausgeber hätte schwer fallen sollen. Und hierauf, denke ich, konnte jeder auch schon voraus schwören, der noch so wenig von der Sache verstand.

Da man diese Nachtgeburten des Skaligers der großen Pariser Ausgabe des Martials einverleibt hat, so habe ich lange in dem Wahne gestanden, daß sie allda weit vermehrter zu finden wären, als irgendwo. Endlich habe ich entdeckt, daß diese vermeinte Vermehrung eine bloße Nachlässigkeit desjenigen ist, der benannte Ausgabe des Martials besorgt hat. Denn was sich darin an griechischen Uebersetzungen mehr findet, als in dem Florilegio steht, das gehört nicht dem Skaliger, sondern dem Fr. Morellus, dessen Namen man zum Unterschiede ein jedesmal beizufügen nicht hätte unterlassen sollen. Kaum daß noch Morellus in dem vorgesetzten allgemeinen Verzeichnisse der genutzten und eingeschalteten Ausleger genannt wird: in dem Werke selbst ist seiner nirgends gedacht, welches außer dem Antonio [1] schon manchen mag befremdet haben. Es hatte aber Morellus seine griechischen Uebersetzungen noch vor dem Skaliger gemacht, und sie auf zwei einzelnen Bogen in Quart, wie ich vermuthe um 1600, aus seiner eigenen Druckerei ausgehen lassen. Weil ich diese Bogen selbst, die eine große Seltenheit sind, vor mir habe, so will ich, weitern Irrthum zu verhindern, in der Note [2] alle die Epigrammen angeben, die sie enthalten, und die aus ihnen unter dem Namen des Skaligers in gedachte Ausgabe des Martials gekommen sind.

In geringerer Anzahl haben der ältere Dousa, Emanuel Martinus, Menage und andere, Martialische Epigrammen in das Griechische übersetzt.

Was die Uebersetzungen in neuere Sprachen anbelangt: so glaube ich, daß die französische die einzige ist, die eine ganz vollständige aufweisen kann. Und zwar eine doppelte, eine in Prosa und eine in Versen; und diese doppelte noch dazu von einem und eben demselben Manne. Doch da dieser Mann der Abt Marolles ist, so fällt alle Ursache weg, die Franzosen darum zu beneiden. Einzelne Stücke sind die Menge auch in alle andere Sprachen übersetzt worden, denen es nicht ganz an Poeten fehlt. Daß sich eine ziemliche Anzahl spanischer Uebersetzungen, von einem Emanuel de Salines, in des Lorenzo Gracian Arte de Ingenio finden, merke ich deßwegen an, weil sie sich

[1] Nämlich Monnoye, in seiner Ausgabe der Menagiana, T. I. p. 325—336. Edit. de Paris.

[1] Bibl. Hisp. vet. l. c.

[2] Es sind folgende: Lib. Spect. (1.) (5.) (8.) Ep. Lib. I. (6.) 10. 17. 48. 111. (112.) 113. Lib. II. 3. 13. 15. 18. 19. 78. Lib. III. 10. 12. 21. 78. 88. Lib. IV. 9. 47. Lib. V. 41. 44. 54. Lib. VI. 48. 53. 87. Lib. VII. 42. 48. 56. 75. Lib. VIII. 1. 5. 19. 27. 29. 35. 49. 69. 74. Lib. IX. 11. 47. 63. Lib. X. 4. 43. 47. 54. Lib. XI. 18. 68. 69. 90. 105. Lib. XII. 10. 47. Lib. XIII. (59.) (70.) (78.) Lib. XIV. 38. Die in Haken eingeschlossenen fehlen aber in der Ausgabe des Martials, weil es solche sind, die Skaliger gleichfalls übersetzt hatte, und man sich mit dessen Einer Uebersetzung begnügen wollte Nur I. 112. und XIII. 76 fehlen dennoch auch, ob sie schon Skaliger nicht übersetzt hatte.

der Kenntniß sowohl des Antonio und Velasquez, als, welches eben so sehr zu verwundern, unsers mit der spanischen Literatur so genau bekannten Uebersetzers des letztern entzogen zu haben scheinen.

IV.

Priapeia.

Ist es wohl noch vergönnt, so wie es ehedem mehr als einem ernsthaften Manne vergönnt gewesen, zur kritischen Berichtigung dieser unsaubern Thorheiten einige Zeilen zu verlieren? Doch warum nicht? Da sind sie doch einmal: und besser ist überall besser. Kann sich hiernächst kein Arzt mit Schäden beschäftigen, ohne seine Einbildungskraft mit dem Orte, oder den Ursachen derselben zu beflecken?

Ich habe ein paar Handschriften von ihnen überlaufen, in welchen ich verschiedene bessere Lesarten angetroffen, als in den gedruckten Ausgaben sämmtlich zu finden. Ich denke, daß hier gerade der rechte Winkel ist, in welchen ich so etwas, auf Nothfall des Gebrauchs, hinwerfen, oder in Entstehung alles Gebrauchs — wegwerfen kann.

1. Die eine dieser Handschriften ist hier in der fürstlichen Bibliothek, und führt den Titel: Publii Virgilii Maronis de vita et moribus Lampsacenorum liber. Sie ist auf Papier, und kann nur kurz vor Erfindung der Druckerei geschrieben seyn. So offenbar fehlerhaft sie an vielen Stellen ist, so hat sie doch wiederum andere, an welchen in ihr auf einmal ein Licht aufgeht, nach dem sich die Scioppii vergebens umgesehen. Eine Probe sey das fünfundsiebenzigste Gedicht.

Priapus.

Obliquis, pathicae, quid me spectatis ocellis?
Non stat in inguinibus mentula tenta meis.
Quae tamen exanimis nunc est, et inutile lignum:
Utilis haec, aram si dederitis, erit.

Es ist sonderbar, daß Priapus einen Altar verlangen sollte, und zu so einem Behufe: Aram si dederitis. Ihm war um ganz andere Huldigungen zu thun. Scioppius glaubte daher, daß man arae si dederitis dafür lesen müsse. Ita lego, sagt er, quia ex altera lectione bonum sensum eruere nequivi. Utilis erit, si eam in aram ustulandam dabitis. Sed nec hoc mihi satisfacit. Ja wohl taugt auch das nicht; oder vielmehr es taugt noch weniger. Ein einziger Buchstabe giebt dem Dinge eine andere Wendung. Man lese nämlich, anstatt aram, arram oder arrham, so wie das Manuscript will: und auf einmal ist Sinn und Witz wiederum da. Priapus nämlich will eben das sagen, was Martial der alten Phyllis sagte, dessen Epigramm an sie hier der beste Commentar ist. [1]

[1] Lib. XI. ep. 30.

Blanditias nescis: dabo, dic, tibi millia centum,
Et dabo Sentini jugera culta soli.
Accipe vina, domum, pueros, chrysendeta, mensas:
Nil opus est — — —

Aus eben diesem Manuscripte könnte ich auch ein ganzes noch ungedrucktes, zwar nur einzeiliges, Epigramm ad quendam, quomodo debeat servire Priapo mittheilen, welches sich zwischen dem zweiunddreißigsten und dreiunddreißigsten befindet, doch was von dieser Art nicht schon bekannt ist, soll es durch mich gewiß nicht werden. Und dazu ist es so plump!

2. Die zweite Handschrift, mit der ich, vor länger als zehn Jahren, eine leere Stunde verdorben, ist unter den rhedigerschen Manuscripten der Bibliothek des Gymnasii zu St. Elisabeth in Breslau. Auch diese liest manche Zeile viel schmeidiger, und dem Verstande gemäßer, wovon ich nur ein paar Beispiele geben will.

Carmen XV. ad Priapum.

Qualibus Hippomenes rapuit Schoeneida pomis:
Qualibus Hesperidum nobilis hortus erat:
Qualia credibile est spatiantem rure paterno
Nausicaam pleno saepe tulisse sinu:
Quale fuit malum, quod litera pinxit Aconti,
Qua lecta, cupido pacta puella viro est:
Taliacumque puer dominus florentis agelli
Imposuit mensae, nude Priape, tuae.

Hier ist von sehr schönen Aepfeln die Rede, die mit den schönsten aus dem ganzen Fabelreiche verglichen werden. Wie schickt sich nun zu diesem das taliacunque, da cunque gemeiniglich etwas Verkleinerndes bei sich hat, wie Bentley über den Horaz anmerkt. [1] Scioppius sah sich daher auch gedrungen in seinen Anmerkungen zu sagen: το cunque παρελκει. Aber was ist so ein παρελκει anders, als die gelehrtere Benennung eines Flickworts? welches wir uns hier ersparen können, wenn wir mit dem rhedigerschen Manuscripte lesen wollen:

Talia quinque puer dominus florentis agelli etc.

Es waren solcher schönen Aepfel fünfe, die dem Priapus vorgesetzt wurden.

Carmen XX. ad Priapum.

Copia me perdit: tu suffragare rogatus,
Indicio nec me prode, Priape, tuo.
Haec quaecunque tibi posui vernacula poma,
De sacra nulli dixeris esse via.

Gruter, welcher auf Veranlassung seines Freundes Melissus die Priapeia dem Martial als das funfzehnte Buch beifügte, sagt in seinen Anmerkungen (die in der Ausgabe des Hadrianides nicht hätten fehlen sollen) über die dritte Zeile dieses Gedichts: Magis arridet lectio marginalis, quamvis ei minime ancillentur mss. codd. *Quaeque tibi posui tanquam vernacula poma.* Wenn es

[1] Ad. Lib. I. Od. VI.

aber ſonach nur noch der Beſtimmung von Handſchriften bedarf, dieſe beſſere Randgloſſe in den Text aufzunehmen, ſo kann ich verſichern, daß der Text ſowohl des rhediger=ſchen als wolfenbüttelſchen Manuſcripts vollkommen ſo lieſt. Es iſt auch nothwendig, daß man ſo leſen muß: denn vernacula poma waren es ja wirklich nicht, ſondern ſollten es nur bedeuten.

3. Daß Fr. Lindenbruch den ſogenannten Anhang des Virgils mit Joſ. Skaligers und ſeinen Anmerkungen her=ausgegeben, iſt bekannt. Aber das iſt nicht bekannt, daß er eine zweite, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe davon zum Drucke faſt fertig gehabt, wovon das Exemplar, in welches er ſeine Verbeſſerungen und Vermehrungen eingetragen, in hieſiger Bibliothek befindlich. Auch hat er darin die Pria=peia mit einem Manuſcripte verglichen, und mancherlei Leſarten beigeſchrieben, deren aber die meiſten offenbare Schreibfehler ſind; wenigſtens iſt keine einzige darunter, die ich mit meinen vertauſchen möchte.

Warum ſonſt ſpätere Herausgeber völlig ausgemachte Dinge nicht nutzen wollen, um uns den Text dieſer Kleinig=keiten, die vollends des Leſens nicht werth ſind, wenn man ſich erſt den Kopf darüber zerbrechen ſoll, ſo correct zu geben, als ihnen möglich war, daran kann nichts als Nach=läſſigkeit ſchuld ſeyn. Wenn Skaliger z. E. bereits an=gemerkt hatte, daß das vierundzwanzigſte Epigramm aus dem Griechiſchen des Leonidas, in der Anthologie genommen ſey: warum hat man dem ungeachtet bisher unterlaſſen, die Interpunction der zwei letzten Zeilen:

Fur habeas poenam, licet indignere, feramque
Propter olus, dicas, hoc ego, propter olus.

nach den griechiſchen Zeilen:

Αλλ' ὡς ἐντεταμαι, φωρ ἐμβλεπε· τουτο δ' ἐρωτας,
Των ὀλιγων λαχανων εἱνεκα; των ὀλιγων.

zu berichtigen? nach welchen ſie nothwendig ſo ausſehen muß:

— — — — — — — feramque
Propter olus, dicas, hoc ego? Propter olus.

Und ſo hat ſie auch Salmaſius in ſeinem Exemplare des Gruterſchen Martials wirklich beigeſchrieben.

V.

Griechiſche Anthologie.

(1.)

Ich will hierunter ſowohl das Werk des Planudes als des Kephalas verſtanden wiſſen. Wenn das letztere eben dieſelbe Anthologie iſt, welche ſeit den Zeiten des Salma=ſius ſo oft unter dem Namen der ungedruckten an=geführt und genutzt worden: ſo haben wir es dem Herrn D. Reiſke zu verdanken, daß ſie dieſes Beiworts zum größten Theil nicht weiter bedarf. Wenn ich aber hinzu ſetze, daß beide Anthologien dieſem würdigen Gelehrten noch mehr zu verdanken haben möchten; daß es ihm gefallen möchte, uns auch ſeines ſcharfſinnigen Fleißes über die Planudiſche nicht zu berauben: ſo mag er bedenken, daß es Männer giebt, von denen man um ſo viel mehr fordert, je mehr ſie gutwillig leiſten. Ich wüßte wenigſtens nicht, wodurch er ſeine ſo großen Verdienſte um die geſammte griechiſche Literatur ſtolzer krönen könnte, als durch die Erfüllung dieſes Wunſches. Und doch muß ich mich gegen ihn ſchämen, dieſen Wunſch gethan zu haben, ſo lange ſein patriotiſcher Eifer, der leider mehr als uneigennützig heißen muß, wahr=lich nicht zur Ehre unſerer Zeit und unſeres Vaterlandes, fortfährt, ſo wenig Unterſtützung zu finden.

(2.)

Es iſt aber, ſelbſt nach der Bemerkung des Herrn D. Reiſke, ſo gewiß nicht, daß die Anthologie des Kephalas, welche er aus der Leipziger Abſchrift herausgegeben, die von dem Heidelbergiſchen, nun Vaticaniſchen Manuſcripte genommen worden, die einzige noch jetzt vorhandene un=gedruckte Anthologie iſt. Seine Vermuthung von dem bar=beriniſchen Codex, welchen Holſtein und Allatius gebraucht, ſcheint ſehr gegründet zu ſeyn:[1] und welch ein Glück wäre es, wenn ſich in dieſem wenigſtens nur die unverfälſchte Anthologie des Agathias fände, und mit der Zeit an das Licht käme. Schon aus ihr, wenn denn nun auch die ur=ſprünglichen Sammlungen des Meleager und Philippus auf immer verloren wären, würden wir, denke ich, von dem epigrammatiſchen Genie der Griechen einen etwas andern Begriff bekommen, als wir uns jetzt davon zu machen, vielleicht nur verleitet worden.

(3.)

Denn was ſtellt ſich der größere Theil von Leſern, welcher die Anthologie nur vom Hörenſagen, und höchſtens aus wenig Beiſpielen daraus kennt, überhaupt darunter vor? Was ſonſt als eine Sammlung eigentlicher Sinn=gedichte, ganz in der Manier, welche den Griechen, zu ihren beſten Zeiten, eigen war? Und dieſe Manier, wofür hält er ſie anders, als für das klare platte Gegentheil der Manier des Martials, welche ſich vornehmlich durch Witz und boshafte Ueberraſchung empfiehlt? Gleichwohl geht von dieſer Vorſtellung, wenn man ſie auch nur bei dem Planudes und Kephalas auf die Probe bringt, ſehr vieles ab. Und wie viel mehr würde von ihr abgehen, wenn wir ſie gar gegen jene erſten urſprünglichen Sammlungen, oder auch nur, wie geſagt, gegen die erſte noch erträgliche Ver=fälſchung und Verſtümmelung derſelben halten könnten! In dieſer, des Agathias nämlich, war ein eigener Abſchnitt ſatyriſcher Sinngedichte; noch eines andern, welcher ledig=lich dem Lobe des Weines und der Schmauſerei gewidmet war, nicht zu gedenken. Wenn dieſe aber nun in dem Ke=phalas gänzlich fehlen; wenn ſich Kephalas, außer den ver=liebten Abſchnitten, in welchen freilich mehr Empfindung

[1] Praefat. ad Anth. Const. Ceph. p. XIX.

als Witz ſeyn mußte, nur auf die dedicatoriſchen und ſepulcraliſchen, überhaupt nur auf die eigentlichen Aufſchriften eingeſchränkt, deren größtes Verdienſt allerdings die Simplicität iſt, deren Wirkung aber nicht aus dieſer bloßen Simplicität, ſondern zugleich aus dem ſinnlichen Eindrucke entſprang, welchen das Denkmal machte: wie kann man ihn dem ungeachtet zum allgemeinen Maaßſtabe annehmen, nach welchem es auszumeſſen, wie viel Witz die Griechen in allen verſchiedenen Gattungen des Epigramms geliebt und zu brauchen vergönnt haben?

(4.)

Es mag ſich nun freilich wohl aus dem ſatyriſchen Abſchnitte, welcher in dem Kephalas mangelt, verſchiedenes in der Sammlung des Planudes finden. Allein was ſich denn auch in dieſer dahin gehöriges findet, das iſt von der Manier des Martials ſo weit lange nicht entfernt, als man ſich einbildet. Ja, es ſind nicht wenige Stücke darunter, die Martial ſelbſt nicht geſchraubter und ſpitzer hätte machen können, und die, wenn man ſie überſetzte, manchen vermeinten Kenner der griechiſchen Simplicität gewaltig irre führen würden. Ein Dutzend von dieſer Art habe ich unter meine Sinngedichte geſtreut: aber ich will den ſehen, welcher ſie, ohne ſie ſonſt zu kennen, von denen unterſcheiden ſoll, die ich aus dem Martial nachgeahmt oder überſetzt habe. Es iſt nur Thorheit ſich einzubilden, daß Witz nicht auch den Griechen ſollte Witz geweſen ſeyn, ihnen, die ſo gern lachten, als irgend ein Volk in der Welt, und bei denen ſich mehr als Ein Schriftſteller bemüht hatte, der Kunſt, das Lachen zu erwecken, eine ſcientifiſche Form zu geben, wobei doch alles vornehmlich auf die Quellen der bei dem Martial ſo ſehr verſchrieenen Pointen hinauslaufen mußte. [1] Man iſt nicht zu fein, ſondern zu ſtumpf geworden, wenn man an einer Gattung intellektueller Schönheit deßwegen kein Vergnügen findet, weil ſie nicht gerade die vornehmſte und intereſſanteſte iſt. Alles iſt gut, wenn es an ſeiner Stelle iſt; aber von allen Arten des Geſchmacks iſt der einſeitige der ſchlechteſte. Man iſt ſicherlich weder geſund noch klug, wenn man ſeine Schöne nicht anders als in der Kleidung einer unſchuldigen Schäferin lieben kann.

(5.)

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Martial ſogar nach ſolchen griechiſchen Stücken gebildet hat, welche ſeinen ſo ähnlich ſehen. Er kannte den Meleager; und warum ſollte er nicht auch die Anthologie deſſelben gekannt haben, da er ſich eines von des Meleagers eigenen Epigrammen, welches ſich noch jetzt darin findet, ganz zu eigen gemacht? Nämlich die Grabſchrift, welche Meleager einem Aeſigenes ſetzte: [2]

Παμμητορ γη χαιρε· σν τον παρος οὐ βαρυν εἰς σε
Αισιγενην, καὐτη νυν ἐπεχοις ἀβαρης.

[1] Cicero de Orat. lib. II. cap. 63 et 71.
[2] Anth. lib. III. cap. 1.

hat er faſt wörtlich in den Schluß der Grabſchrift auf ſeine kleine liebe Erotion übergetragen. [1]

Mollia nec rigidus cespes tegat ossa, nec illi,
Terra, gravis fueris; non fuit illa tibi.

Indeß muß ich, den eigenthümlichen Reichthum des Martials nicht verdächtig zu machen, hier anmerken, daß dieſes Exempel das einzige in der geſammten Anthologie iſt, nach welchem es ganz und gar keinen Zweifel leidet, daß er ſich dann und wann auch mit griechiſchen Einfällen beholfen. Denn ſo viel Aehnlichkeit auch mehrere von ſeinen Epigrammen mit dem oder jenem griechiſchen zu haben ſcheinen, ſo verſteht es ſich darum nicht gleich von ſelbſt, daß eben Er der Nachahmer geweſen. Ich muß von dem Alter des griechiſchen Verfaſſers ſicher überzeugt ſeyn, ehe ich das ſoll auf ihn kommen laſſen. Denn offenbar iſt es bei den meiſten, daß nicht die Griechen von ihm, ſondern er von den Griechen geplündert worden, als von welchen man zeigen kann, daß ſie lange nach ihm gelebt haben.

So äußert ſich zwiſchen dem Epigramm eines gewiſſen Myrinas, [2]

Υ τετρακοσι' ἐξιν· ἐχεις δε σν τους ἐνιαυτους
Δις τοσσους τρυφερη πεντακοσιων Ἐλαβη,
Σισυφου ὠ μαμμη και Δευκαλιωνος ἀδελφη·
Βαπτε δε τας λευκας, και λεγε παδι τατα.

und dieſem von Martial, [3]

Mammas atque tatas habet Afra: sed ipsa tatarum
Dici et mammarum maxima mamma potest.

zwar allerdings eine große Verwandtſchaft, und ſchwerlich dürfte das eine ohne Hülfe des andern ſeyn gemacht worden. Denn beide verſpotten ſie eine eitle Närrin, die gern jünger ſcheinen möchte, als ſie iſt: nur daß das eine von ihr wirklich erzählt, was das andere ihr in dieſer Abſicht zu thun nur rathet. Aber welches iſt hier das Original, und welches die Copie? Das Alter des Myrinas iſt ungewiß, und Herr D. Reiſke giebt es ſelbſt für nichts als eine Vermuthung aus, daß dieſer Myrinas der Rhetor L. Licinius Varro Murena ſeyn könne. [4]

Hingegen iſt zwiſchen folgendem des Martials: [5]

Lotus nobiscum est, hilaris coenavit; et idem
Inventus mane est mortuus Andragoras.
Tam subitae mortis caussam, Faustine, requiris?
In somnis medicum viderat Hermocratem.

und dieſem des Lucilius [6]

Ερμογενη τον ἰατρον ἰδων Διοφαντος ἐν ὑπνοις,
Οὐκ ἐτ' ἀνηγερθη, και περιαμμα φερων.

[1] Lib. V. ep. 35.
[2] Anth. lib. II. cap. 9.
[3] Lib. I. ep. 101.
[4] Notit. Poet. Anthol. p. 248.
[5] Lib. VI. ep. 53.
[6] Anth. lib. II. cap. 22.

die Sache außer Streit: und Rader hätte nicht ſo unbedachtſam mit einem e Graeco hoc est expressum das Original des Martials geradeweg zur Nachahmung erniedrigen ſollen. Denn von dem Lucilius oder Lucillius, dem das Griechiſche gehört, iſt es ausgemacht, daß er geraume Zeit nach dem Martial gelebt.

Am ungernſten möchte ich dem Martial ſein ſo bekanntes und noch immer ſo oft anzuwendendes[1]

Non de vi, neque caede, nec veneno,
Sed lis est mihi de tribus capellis.
Vicini quaeror has abesse furto.
Hoc judex sibi postulat probari:
Tu Cannas, Mithridaticumque bellum
Et perjuria Punici furoris,
Et Syllas, Mariosque, Mutiosque
Magna voce sonas, manuque tota.
Jam dic, Postume, de tribus capellis.

ſtreitig gemacht wiſſen. Gleichwohl ſchreibt Farnabius in ſeinen Anmerkungen, vide Lucilli epigr. lib. 2. cap. 46 Anthol. unde hoc expressum. Das wäre mir ein ſchöner Commentator, der mich ſo ungeprüfter Sache hinter meinen Nachahmer ſetzte! Oder verlohnte es ſich nicht der Mühe, ſo etwas genauer nachzuſehen: was verlohnte ſich denn der Mühe über den Martial anzumerken? Der Lucillius, den Farnabius hier zum Erfinder macht, iſt der nämliche vorgedachte, von dem, wie geſagt, ſo viel gewiß iſt, daß er ſpäter als Martial gelebt. Denn er hat unter andern auch ein Epigramm auf den Arzt Magnus gemacht.[2] Nun möchte ich zwar unter dieſem nicht, wie Fabricius gethan,[3] den ſogenannten Jatroſophiſten verſtehen, als wonach Lucillius bis in das vierte Jahrhundert herunter kommen würde. Wenn denn aber auch nur der Magnus aus dem zweiten Jahrhunderte gemeint iſt, welcher Leibarzt bei den Antoninen war: ſo bleibt doch immer derjenige Dichter, der ein Epigramm auf den Tod deſſelben machen können, wenigſtens noch funfzig Jahre hinter dem Martial zurück. Die Nachahmung des Lucillus ſelbſt iſt nicht ſchlecht, ſie hat ſogar eigenes genug, daß ſie wohl auch ganz und gar nicht Nachahmung des Martials, ſondern eines dritten Muſters ſeyn könnte; beſonders wenn es wahr wäre, was dem Erasmus bedünkte, daß der Schluß derſelben aus einem Sprichworte entlehnt ſey,[4] und nicht vielmehr das Sprichwort ſelbſt ſeinen Urſprung daher hätte.

Hierüber aber, daß ſich in einer alten griechiſchen Anthologie mehr Stücke finden ſollen, welche aus dem Martial nachgeahmt worden, als ſolche, welche Martial daraus nachgeahmt, können ſich nur diejenigen wundern, welche überhaupt die Verfaſſer derſelben nicht recht kennen. Es finden ſich darunter nicht nur ſehr viel ſpätere Griechen, denen es üblich war, die lateiniſche Sprache zu lernen, ſondern auch nicht wenig geborne Römer, die Griechiſch genug gelernt zu haben glaubten, um ein Epigramm darin wagen zu dürfen.

[1] Lib. VI. ep. 19.
[2] Anth. lib. I. cap. 39.
[3] Bibl. Gr. Lib. III. cap. 28. p. 719.
[4] Adagior. Chil. III. cent. I.

(6.)

Auch iſt, um ſich von der geprieſenen Simplicität, ſelbſt der älteſten und beſten griechiſchen Epigrammen, keinen zu allgemeinen und übertriebenen Begriff zu machen, die Anmerkung des Batteux ſehr richtig und dienlich, „daß wir „öfters nur nicht alles wiſſen, was man wiſſen müßte, um „richtig davon zu urtheilen, und nichts von ſo geringen „Umſtänden abhange, als ein witziger Einfall.“

Es iſt z. E. ſehr möglich und ſehr glaublich, daß in manchem griechiſchen Epigramme, in welchem wir nichts als die trockene kahle Anzeige eines hiſtoriſchen Umſtandes zu ſehen glauben, eine ſehr feine Anſpielung auf ganz etwas anderes liegt, und der hiſtoriſche Umſtand ſelbſt nichts weniger als nach den Worten zu verſtehen iſt. Ein Exempel wird meine Meinung deutlicher machen.

Es iſt bekannt, was Plinius und Valerius Maximus, die ihre Nachricht unſtreitig aus den zuverläſſigſten Quellen werden genommen haben, ſehr einſtimmig von dem Tode des Sophokles melden: nämlich, daß die Freude ihn um das Leben gebracht habe, als er bei einem tragiſchen Wettſtreite mit genauer Noth endlich den Sieg davon getragen; Sophocles ultimae jam senectutis, cum in certamine tragoediam dixisset, ancipiti sententiarum eventu diu solicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gaudium habuit.[1] Nun vergleiche man hiermit das Epigramm des jüngern Simonides auf den Tod dieſes Dichters.[2]

Εὐβεσθῆς γηραιε Σοφοκλεες, ἀνθος ἀοιδων,
Οἰνωπον Βακχου βοτρυν ἐρεπτομενος.

Nach dieſem ſoll Sophokles an einer Weintraube erſtickt ſeyn. Zwei ſehr verſchiedene Todesarten, dem erſten Anſehen nach. Vor Freuden ſterben, und an einer Beere den Tod finden, davon ſcheint eines dem andern ziemlich zu widerſprechen; daher uns denn auch die Lebensbeſchreiber des Sophokles recht gern die Wahl laſſen, ob wir lieber dieſes oder jenes glauben wollen. Wie wäre es gleichwohl, wenn im Grunde keine Wahl hier ſtatt fände? wenn Simonides, richtig verſtanden, gerade eben das ſagte, was Plinius und Valerius verſichern? wenn er, als ein Dichter, nur unter einem ſchicklichen und ſchönen Bilde hätte ſagen wollen, was dieſe, als Geſchichtſchreiber, ohne Bild ſagen müſſen? Denn man erinnere ſich nur, unter weſſen beſonderm Schutze das Theater, und alles was zu dem Theater gehörte, ſtand. Eben der Gott, welcher die Menſchen den Wein gelehrt hatte, galt dafür, daß er ſie auch, durch die wilden und groben Freuden der Weinleſe, zu den feinern

[1] Val. Max. lib. IX. c. 12. Plinius Nat. Hist. lib. VII. c. 53.
[2] Anth. lib. III.

und menſchlichern Freuden des Drama geleitet habe. Von ihm hießen Dichter und Spieler Dionyſiſche Künſtler; und wenn es vergönnt war, das eine ſeiner Geſchenke für das andere zu ſetzen: ſo konnte gar wohl der Sieg, den er einem Dichter oder Spieler verlieh, eine ſüße Traube heißen, womit er dieſen Liebling belohnen wollen. War nun aber die Freude über die Nachricht von einem ſolchen Siege dem Sieger tödtlich: wie konnte dieſes in der poetiſchen Sprache, mit Fortſetzung der nämlichen Metapher, anders lauten, als daß er an einer Beere dieſer ſüßen Traube leider erſtickt ſey?

Eine dergleichen Auslegung, weiß man wohl, kann auf keine ſtrenge Art erwieſen werden: ſondern der Leſer, bei dem ſie Glück machen ſoll, muß ihr mit ſeinem eigenen Gefühle zu Hülfe kommen.

Wer indeß ihr ſeinen Beifall nur darum verſagen wollte, weil noch andere alte Schriftſteller eben das von dem Tode des Sophokles berichten, was das Epigramm des Simonides, den Worten nach, zu ſagen ſcheint, der thäte ſehr Unrecht. Denn alle dieſe andern Schriftſteller ſind jünger als Simonides, und haben den poetiſchen Ausdruck desſelben entweder in ſeinem Geiſte nachgebraucht, oder wider ſeinen Geiſt verſtanden. Jenes kann Sodates gethan haben, dieſes hingegen iſt von dem kläglichen Zuſammenſchreiber der *Μακροβιων* ſehr glaublich, welches Lucian unmöglich kann geweſen ſeyn. Es iſt nicht jedem Auge gegeben, die Hülle zu durchſchauen, in welche der Dichter eine Wahrheit zu kleiden für gut findet; aber wenn eine dergleichen Hülle einmal für den Körper ſelbſt gehalten worden, ſo iſt ganz begreiflich, wie ſich mehrere hintergehen laſſen, und der Betrug endlich dahin gedeihen kann, daß er ſchwerlich mehr zu widerlegen ſteht.

(7.)

Freilich dürfte bei dem allen dieſes Exempel ſehr einzig in ſeiner Art ſcheinen. Ich füge alſo ein zweites bei, welches dieſen Anſtoß nicht haben wird, ohne darum weniger merkwürdig zu ſeyn.

Vorgedachter Lucillius hat an einen Demoſtratus, der ſich einem ſchlechten Augenarzte unter die Hände begab, folgendes gerichtet. [1]

Πριν σ' ἐναλειψασθαι Δημοστρατε, χαιρ' ἱερον φως,
Εἰπε ταλαν' οὑτως ευκοπος ἐξι Διων.
Οὐ μονον ἐξετυφλωσεν ὁλυμπικον, ἀλλα δι' αὐτου
Εικονος ἡς εἰχεν τα βλεφαρ' ἐξεβαλεν.

Der Dichter giebt in dieſen Zeilen dem Kranken den Rath, ehe er die Salbe des Dion brauche, immer in voraus von dem lieben Tageslichte Abſchied zu nehmen. Denn, ſagt er, dieſer Dion iſt ſeiner Sache ſo gewiß, daß er einen andern Patienten, welches ein olympiſcher Sieger war, nicht allein ſelbſt ſtockblind gemacht, ſondern auch die Bildſäule desſelben zugleich mit um ihre Augen gebracht hat.

[1] Anth. lib. II. c. 22.

Die Bildſäule zugleich mit um ihre Augen gebracht! das iſt ja wohl eine ſehr froſtige Uebertreibung. Hat denn eine Bildſäule Augen, mit welchen ſie wirklich ſieht? Kann ein unglücklicher Quackſalber ſie blinder machen, als ſie wirklich iſt? Oder, wenn nur die nachgebildeten todten Augen zu verſtehen ſind, wie hat er die Bildſäule um dieſe gebracht? Wirkte die ſchädliche Salbe durch Sympathie? Oder ſchlug er ihr, brach er ihr die Augen mit Gewalt aus? Dieſes zwar ſagen die Worte, wenn man ſie genau nimmt. Aber warum ſollte Dion dieſe verwüſtet haben? Wenn man ſchon zur Verhöhnung eines elenden Augenarztes ſagen kann, daß er der geſchworene Feind aller geſunden Augen ſey: darf man darunter auch Augen verſtehen, die ohnedem ſo ſind, als ob ſie aus ſeinen Händen gekommen wären? Eben ſo ſinnreich würde man ja wohl alsdann auch ſagen dürfen, daß er allen Augen ſo feind ſey, daß er ſelbſt die Augen an den treibenden Bäumen zu zerquetſchen Vergnügen finde?

Man ſieht ſich vergebens bei den Auslegern nach etwas um, wodurch dieſer ſchale Witz Geiſt und Schärfe bekommen könnte. Sie überſetzen die Worte ſehr treulich; aber wem es von ihnen eingefallen, eine Umſchreibung oder Erklärung hinzuzuthun, der macht uns ſicherlich verwirrter damit, als wir waren. So ſagt z. E. Opſopöus: Non solum excaecavit Olympicum, sed propter imaginem quam habebat, etiam palpebras ejus ejecit. Man ſieht wohl, daß er durch propter imaginem das *δι' εἰκονος* ausdrücken wollen. Aber was ſoll es heißen? Beneidete der Arzt ſeinen Patienten wegen der Ehre, ſich im Bilde aufgeſtellt zu ſehen? und war es Neid, warum er dieſem Bilde die Augen ausſchlug? Das wäre noch der einzige Verſtand, den das propter imaginem haben könnte; aber es wäre auch gerade der, welcher am meiſten mit der Abſicht des Ganzen ſtritte. — Etwas erträglicher lautet das griechiſche Scholion, das ſich bei dieſem Epigramme findet; denn es ſagt doch wenigſtens keine Ungereimtheit: *τυφλου γαρ ὀντος αὐτου ἐνδεχεται και την εἰκονα τυφλην εἰναι.* Der Scholiaſt meint nämlich, der Dichter habe weiter nichts ſagen wollen, als dieſes: „Da der Sieger blind geworden, „ſo habe auch die Bildſäule nicht anders als blind ſeyn „können.“ Hiermit, könnte man ſagen, bezog ſich der Scholiaſt auf das Ikoniſche der Statuen, welche die olympiſchen Sieger erhielten; auf das Geſetz der Hellanodiken, nach welchem eine Art dieſer Statuen nicht idealiſch, ſondern nach der beſten und ſtrengſten Aehnlichkeit gearbeitet ſeyn mußte. [1] Aber es iſt ſehr zu zweifeln, ob dieſer gelehrtere Umſtand dem Scholiaſten bekannt war; und wenn er ihm bekannt war, wenn er wirklich darauf gezielt, ſo hat er offenbar eine ganz falſche Anwendung davon gemacht. Denn erſtlich galt das Geſetz von Beobachtung der möglichſten Aehnlichkeit nur bei dem dreimaligen Sieger, für welchen man den in der Aufſchrift ohne Beweis annehmen

[1] Plinius. H. N. lib. XXXIV. sect. 9.

müßte: und zweitens mußte ſich ja wohl dieſe Aehnlichkeit auf den Zuſtand, in welchem er ſiegte, beziehen, und nicht auf einen nachherigen, in welchen er durch Unglücksfälle gerieth. Endlich, was wäre denn auch bei dieſer Auslegung der ganze Einfall? Wo läge denn nun das größere Verbrechen des Arztes? Und wie könnte ihm eine natürliche nothwendige Folge als ein zweiter freiwilliger Frevel angerechnet werden?

Kurz, der wahre, einzige Aufſchluß dieſes Epigramms iſt aus einer Bemerkung an den alten Bildſäulen herzuleiten, welche man bei den alten Schriftſtellern zwar von weitem angedeutet findet, die aber nur erſt von den neueſten Alterthumsforſchern, aus wirklich noch vorhandenen Stücken dieſer Art, in ihr völliges Licht geſetzt worden.[1] Da nämlich die Bildhauerei nur das eigentlich Körperliche, nur das, was durch Vertiefung und Erhöhung auf der Fläche ſichtbar iſt, ausdrücken ſoll: ſo kann ſie von dem menſchlichen Auge weit weniger nachahmen, als die Malerei. Der ganze Augapfel, auf welchem dieſe ſo vieles zu unterſcheiden findet, iſt für ſie weiter nichts als eine rundliche ebene Fläche. Weil nun aber hierdurch ein großer Theil des Lebens für ſie verloren gehen würde, ſo haben es ſchon ſehr alte Meiſter gewagt, durch einen Schritt über die Gränzen ihrer Kunſt die Malerei hier wiederum einzuholen. Sie machten nämlich den Augapfel entweder aus einem weißeren, glänzenderen Marmor, als die Bildſäule ſelbſt war; oder überzogen den Augapfel mit einem dünnen Silberbleche, welches die weiße Hornhaut vorſtellte, in der Mitte aber ausgeſchnitten war, um einen Stein zu faſſen, der die Farbe der Iris nachahmte, und in deſſen Mittelpuncte wiederum ein Edelſtein befeſtigt war, welcher den Stern bildete.

Nun nehme man an, daß die Augen der Bildſäule, von welcher in unſerm Epigramme die Rede iſt, von ſolcher Beſchaffenheit geweſen, und erinnere ſich zugleich eines anderweitigen Vorwurfs, welcher den alten Aerzten ſehr oft gemacht wurde: und ich meine, wir verſtehen den Dichter nunmehr ſo, wie wir ihn verſtehen ſollen. Es war aber, was man den alten Aerzten außer ihrer Unwiſſenheit und Vermeſſenheit ſonſt vorwarf, nichts geringeres als dieſes, daß ſie nicht immer reine Hände behielten, und aus den Häuſern ihrer Kranken gern etwas mitgehen hießen. Dieſes Schlages war jener Arzt in der äſopiſchen Fabel, dem eine alte Frau, die er wirklich an ſchlimmen Augen curirt hatte, gleichwohl den bedungenen Lohn unter dem zweideutigen Vorwande nicht zahlen wollte, weil ſie unmöglich glauben könne, daß ihre Augen völlig hergeſtellt wären, mit welchen ſie verſchiedene Dinge in ihrem Hauſe nicht mehr ſähe, die ſie vor den Beſuchen des Arztes doch zuverläſſig darin geſehen habe.[2] Dieſes Schlages war jener Herodes, von welchem Martial erzählt:[3]

Clinicus Herodes trullam subduxerat aegro:
Deprensus dixit, stulte, quid ergo bibis?

Dieſes Schlages war ein ungenannter Arzt, von welchem es in der Anthologie heißt:[1]

Φαρμακιῳ̃σι ῥοδων λεπραν και χοιραδας αἱρει,
Τἀλλα δε παντ' αἱρει και διχα φαρμακιων.

Und, mit einem Worte, eben dieſes Schlages war unſer Dion. Dergleichen eingeſetzte Augen, als ich geſagt habe, waren Dinge von Werth, und dieſe brach Dion der Bildſäule ſeines Kranken bei einer guten Gelegenheit aus. Das iſt der eigentliche zweite Vorwurf, den ihm der Dichter macht; und der ganze epigrammatiſche Witz liegt in der Aehnlichkeit, welche dieſer zwiſchen der That, deren ſich Dion als Dieb ſchuldig machte, und der That, die er als ein ungeſchickter Arzt verübte, zu finden wußte.

(8.)

Außer ihrem poetiſchen Werthe hat die griechiſche Anthologie noch einen andern, der, wenigſtens in den Augen des Gelehrten, jenem bei weitem den Vorzug ſtreitig macht. Sie enthält einen Schatz von Nachrichten und Erläuterungen, die ſonſt nirgends zu finden, und auch lange nicht ſo verbraucht ſind, daß nicht noch jetzt hundert Dinge, die man entweder gar nicht oder nicht hinlänglich verſteht, ein ganz neues Licht daraus erhalten könnten. Ich begnüge mich, hiervon nur ein einziges Beiſpiel anzuführen.

Wer kennt nicht das Gedicht des jüngern Muſäus? und wer weiß nicht, wie viel Gelehrte ſich mit Aufklärung der geringſten Schwierigkeiten deſſelben beſchäftigt haben? Was haben nicht Daniel Pareus und Kromayer alles darüber zuſammengetragen? Und gleichwohl, darf ich behaupten, iſt ein ſehr weſentlicher Umſtand, der durch das ganze Gedicht herrſcht, von ihnen allen völlig unerörtert geblieben. Ich meine den Umſtand des Orts, an welchem eigentlich der intereſſanteſte Theil der Geſchichte vorgeht.

Es heißt nämlich, daß Hero, die Heldin des Gedichts, fern von ihren Eltern am Meere in einem hohen Thurme gewohnt habe.[2]

Πυργον ἀπο προγονων παρα γειτονι ναιε θαλασσῃ.

Wie kommt es, daß man uns ſo gar nichts von dieſem Thurme ſagt? Ich kann nicht glauben, daß ſchlechterdings kein Ausleger gewußt, was es mit dieſem Thurme für eine Bewandtniß gehabt. Aber wer es von ihnen gewußt hat, der hat wenigſtens ſehr Unrecht gethan, ſeine Leſer für eben ſo gelehrt, als ſich ſelbſt zu halten. Denn wahrlich verſteht ſich die Sache nicht von ſelbſt. Hero war Prieſterin der Venus zu Seſtos; der Tempel dieſer Göttin, an welchem ſie ſtand, lag in der Stadt; in dieſem Tempel in der Stadt war das Feſt gefeiert, bei dem ſie Leander zuerſt erblickte: wie nun, daß ſie gleichwohl nicht in dieſem

[1] Winkelmanns Anmerkungen über ſ. Geſch. der Kunſt. S. 81.
[2] Fab. 21.
[3] Lib. IX. ep. 98.

[1] Lib. II. c. 22. ep. 18.
[2] Ver. 32.

Tempel in der Stadt, ſondern außer der Stadt, am Meere, in einem Thurme wohnte? Was war das für ein Thurm? und was waren ihre Verrichtungen in dieſem Thurme?

Ich bekenne, daß ich mir ſelbſt auf dieſe Fragen, über die, wie geſagt, in allem, was Noten über den Muſäus heißt, ein tiefes Stillſchweigen beobachtet wird, lange nicht zu antworten gewußt habe, bis ich endlich auf zwei Epigrammen in der Anthologie traf, die mir völlige Befriedigung darüber gewährten.

In beiden erſcheint Venus als die Beherrſcherin des Meeres; in beiden wird eines Hauſes und einer Stätte gedacht, welche der Göttin an dem Ufer geheiligt waren. Allem Anſehen nach war alſo auch die Venus, die zu Seſtos ihren Tempel hatte, eine Venus Pontias, oder Euplöa, oder was ſie ſonſt für einen Namen in jener Würde führte: und der Thurm, welchen ihre Prieſterin bewohnte, war gleichſam eine zu jenem Tempel gehörige Capelle, die außer der Stadt an dem Ufer zu mehrerer Bequemlichkeit der Schiffer und Reiſenden erbaut war.

Das erſte dieſer Epigrammen gehört einem Antipater, und lautet ſo:

Λιτος μοι δομος ουτος (ἐπει παρα κυματι πηγῳ
Ἱδρυμαι, νοτερης δεσποτις ἠϊονος)
Αλλα φιλος· παντῳ γαρ ἐπι πλατυ δειμαινοντι
Χαιρω, και ναυταις εἰς ἐμε σωζομενοις.
Ἱλασθι την Κυπριν, ἐγω δε σοι ἡ ἐν ἐρωτι
Ουριος, ἡ χαροπῳ πνευσομαι ἐν πελαγει.

„Gering iſt dieß mein Haus, mir, der ſchäumenden Wogen „Gebieterin, hier am feuchten Ufer errichtet: und doch iſt „es mir lieb. Denn ich freue mich, wenn weit und breit „das Meer vor mir erſchrickt, und der Schiffer mir ſeine „Rettung dankt. Verſöhnt Kypris! Ich bin es, die in der „Liebe, ich bin es, die auf der ſtürmenden See mit günſti„gem Winde beglückt.“ — Was Antipater *δομος* nennt, heißt bei dem Muſäus *πυργος*: und es iſt natürlich, daß ein Gebäude am Ufer, welches weit in die See ſehen und vor Ueberſchwemmung geſichert ſeyn ſollen, die Höhe und Form eines Thurmes werde gehabt haben. So iſt es auf den Münzen und geſchnittenen Steinen, auf welchen die Geſchichte des Leanders abgebildet zu ſehen, auch wirklich ein Thurm, von welchem ihm Hero mit brennender Fackel entgegen leuchtet.

Das andere Epigramm, welches einer Anyte zugeſchrieben wird, iſt noch merkwürdiger, indem aus ihm zugleich die eigentliche Verrichtung erhellt, welche einer Prieſterin der Venus in einem dergleichen Thurme obgelegen.

Κυπριδος ουτος ὁ χωρος, ἐπει φιλον ἐπλετο τηνα
Ἀιεν ἀπ' ἠπειρου λαμπρον ὁραν πελαγος,
Οφρα φιλον ναυτῃσι τελῃ πλοον, ἀμφι δε ποντος
Δειμαινῃ, λαμπρον δερκομενος ξοανον.

„Der Kypris iſt dieſe Stätte! Ihr gefällt, vom feſten Ge„ſtade immer auf ruhige glänzende Fluthen zu blicken; „dem Schiffer zur glücklichen Fahrt. Ihr ſtrahlendes Bild „erſcheint: die Wogen erſchrecken und fallen.“ Aus den letzten Worten iſt ſicher zu ſchließen, daß bei entſtehenden Stürmen das Bildniß der Venus zu oberſt auf dem Thurme ausgeſtellt worden, um das tobende Meer durch Erblickung ſeiner Beherrſcherin zu beſänftigen. Dieſe Ausſtellung war denn alſo das Geſchäft der Prieſterin: und ich irre mich ſehr, wenn nicht hieraus auch der ſtreitige Verſtand einer beſondern Stelle des Muſäus außer allem Zweifel geſetzt wird. Muſäus nämlich nennt die Leuchte, welche Hero dem verliebten Schwimmer zum Ziele ſteckte, *ἐρωτος ἀγαλμα*:[1] und die Ausleger ſind äußerſt uneinig, wie dieſes *ἀγαλμα* hier zu überſetzen; ob durch simulacrum, oder signum, oder forma, oder indicium, oder solatium. Ich glaube aber, *ἀγαλμα* ſoll das *ξοανον* der Anyte ausdrücken; denn beides bedeutet eine Bildſäule, und der Dichter hat gar wohl die ausgeſteckte Fackel, mit Anſpielung auf die Ausſtellung der wirklichen Bildſäule der Göttin der Liebe, ein Bild der Liebe nennen können. Folglich wäre die erſte Ueberſetzung durch simulacrum die richtigere; oder wenn man ja signum dafür brauchen wollte, ſo müßte es doch nur in dem Verſtande geſchehen, in welchem dieſes Wort nicht für ein Zeichen überhaupt, ſondern für eine Art von simulacris genommen wird, und das Beiwort laetabile, welches Kromayer dabei für nöthig erachtet, wäre eben ſo überflüſſig als falſch.

Auf welchen von ſolchen Ufertempeln der Venus das eine oder das andere dieſer Epigrammen eigentlich gehe, iſt nicht zu beſtimmen. Es gab deren an den Küſten von Griechenland und den Inſeln des ägeiſchen Meeres mehr als einen, wie aus verſchiedenen Stellen des Pauſanias zu erſehen.

(9.)

Nicht minder reich an dergleichen, ſonſt nirgends vorkommenden Nachrichten und Erläuterungen iſt die Anthologie des Kephalas. Eine einzige dieſer Art, was für grundgelehrten und wunderſinnreichen Muthmaßungen kann ſie nicht auf einmal den Garaus ſpielen. Z. E.

Wer war wohl der Glykon, deſſen in den bekannten Zeilen des Horaz[2]

Non possis oculo quantum contendere Lynceus,
Non tamen idcirco contemnas lippus inungi:
Nec, quia desperes invicti membra Glyconis,
Nodosa corpus nolis prohibere chiragra —

gedacht wird? Allem Anſehen nach ein berühmter Athlete zu den Zeiten des Dichters. Mehr ergiebt ſich von ihm aus der Stelle ſelbſt nicht; aber wie wenig iſt das für einen Ausleger, der Gelehrſamkeit zeigen ſoll! Heinſius erinnerte ſich, bei dem Laertius geleſen zu haben, daß der peripatetiſche Philoſoph Lykon, das dritte Haupt dieſer Schule

[1] Ver. 8.
[2] Lib. I. Epist. I. v. 28.

nach dem Ariſtoteles, ein vorzüglich guter Ringer geweſen ſey. Weil nun dieſer Lykon wegen ſeiner ſüßen Beredtſamkeit auch wohl Glykon genannt worden: ſo entſchied Heinſius, daß Horaz keinen andern, als ihn gemeint habe. Es iſt ſonderbar, auf dieſe Weiſe einen Philoſophen, der zum Vergnügen und der Geſundheit wegen die Gymnaſtik übt, in einen Ringer von Profeſſion zu verwandeln. Und doch iſt dieſe Meinung des Heinſius noch lange ſo abenteuerlich nicht, als eine andere, welche Spence uns gern eingeredet hätte. Weil nämlich der farneſiſche Herkules, eine der berühmteſten Bildſäulen, die aus dem Alterthum übrig geblieben, nach Ausſage der Aufſchrift von einem Künſtler Namens Glykon gearbeitet worden: ſo urtheilte Spence, der ſo gern Anſpielungen auf Kunſtwerke in den alten Dichtern fand, daß eben dieſe Bildſäule ſchon zu den Zeiten des Horaz vorhanden und berühmt geweſen, und daß ſie es ſey, welche der Dichter unter dem Namen ihres Meiſters wolle verſtanden wiſſen.[1] Er machte alſo aus einem Ringer einen Gott; aus einem Menſchen einen Stein.

Es würde Mühe koſten, einem Heinſius und Spence die innere Ungereimtheit ihrer Meinungen ſo deutlich zu zeigen, daß ſie ſelbſt davon abſtehen zu müſſen glaubten. Ein Glück alſo, daß uns ein altes Epigramm in der Anthologie des Kephalas dieſer Mühe überhebt, in welchem wir einen Athleten Glykon, aus den Zeiten des Horaz, kennen lernen, der zuverläſſig kein anderer geweſen, als der, welchen Horaz ſelbſt zum Beiſpiele angezogen.[1] Es lautet ſo:

Γλυκων, το Περγαμηνον Ἀσιδι κλεος,
Ὁ παμμαχων κεραννος, ὁ πλατυς ποδας,
Ὁ καινος Ἀτλας, αἱ τ' ἀνικητοι χερες,
Ἔρρον· τοιονδε προσθεν οὐτ' ἐν Ἰταλοις,
Οὐθ' Ἑλλαδι το πρωτον, οὐτ' ἐν Ἀσιδι
Ὁ παντα νικων Ἀϊδης ἀνετραπεν.

Ich ſage, daß der Glykon, auf deſſen Tod dieſes Epigramm gemacht worden, ein Zeitverwandter des Horaz geweſen. Denn obſchon der Verfaſſer deſſelben nicht völlig gewiß iſt, indem es einige einem Antipater, andere einem Philippus zuſchreiben: ſo haben doch beide, wenn man unter erſterem den Theſſalonier verſteht, zu den Zeiten des Auguſtus gelebt. Das Beiwort des Unüberwundenen, welches ſowohl Horaz, als der griechiſche Dichter dieſem Glykon giebt, ſcheint die Sache vollends außer Streit zu ſetzen.

[1] The inscription on the basis of de Farnese Hercules tells us, it was made by an artist called Glycon. As we now call it, the Farnese Hercules, for distinction; they might very well of old have called it, the Hercules Glyconis, for the same reason. Such distinctions were more necessary then, than now; because they had a much greater number of statues in Rome of old. If they did usually call this figure, the Hercules Glyconis, in Horace's time; he might very well call it, the Glycon, in verse.

If this may be allowed to have been the case, the intent and true meaning of the passage from him, will be as follows. »You can never come to see sharply as Lynceus; would you therefore suffer your eyes to get out? You can never acquire the strength and firmness of Hercules; would you therefore suffer your body to run to ruin, and to be crippled with diseases?«

I should the rather take this to be the case, because it seems more worthy of so good a writer, in two instances so closely united, to have taken them both from the ancient mythology; than to take one from that, and the other from a (supposed) gladiator of his own time.

The epithet of *invictus* too, would have a particular propriety, if applied to the Farnese Hercules. For that figure represents him as having just finished the last labour enjoined to him by the order of Juno; that is, just when she had given up her pursuit of him, as a person not to be conquered by any difficulties. *(Polymetis Dial. IX. p. 115. n. 10.)*

[1] Anth. Ceph. carmen 785. Edit. Reis. p. 468.

Hamburgiſche Dramaturgie.

1767—69.

Erſter Band.

Ankündigung.

Es wird ſich leicht errathen laſſen, daß die neue Verwaltung des hieſigen Theaters die Veranlaſſung des gegenwärtigen Blattes iſt.

Der Endzweck deſſelben ſoll den guten Abſichten entſprechen, welche man den Männern, die ſich dieſer Verwaltung unterziehen wollen, nicht anders als beimeſſen kann. Sie haben ſich ſelbſt hinlänglich darüber erklärt, und ihre Aeußerungen ſind, ſowohl hier, als auswärts, von dem feineren Theile des Publicums mit dem Beifalle aufgenommen worden, den jede freiwillige Beförderung des allgemeinen Beſten verdient, und zu unſern Zeiten ſich verſprechen darf.

Freilich gibt es immer und überall Leute, die, weil ſie ſich ſelbſt am beſten kennen, bei jedem guten Unternehmen nichts als Nebenabſichten erblicken. Man könnte ihnen dieſe Beruhigung ihrer ſelbſt gern gönnen; aber, wenn die vermeinten Nebenabſichten ſie wider die Sache ſelbſt aufbringen; wenn ihr hämiſcher Neid, um jene zu vereiteln, auch dieſe ſcheitern zu laſſen, bemüht iſt: ſo müſſen ſie wiſſen, daß ſie die verachtungswürdigſten Glieder der menſchlichen Geſellſchaft ſind.

Glücklich der Ort, wo dieſe Elenden den Ton nicht angeben; wo die größere Anzahl wohlgeſinnter Bürger ſie in den Schranken der Ehrerbietung hält, und nicht verſtattet, daß das Beſſere des Ganzen ein Raub ihrer Kabalen, und patriotiſche Abſichten ein Vorwurf ihres ſpöttiſchen Aberwitzes werden!

So glücklich ſey Hamburg in allem, woran ſeinem Wohlſtande und ſeiner Freiheit gelegen: denn es verdient, ſo glücklich zu ſeyn!

Als Schlegel, zur Aufnahme des däniſchen Theaters, — (ein deutſcher Dichter des däniſchen Theaters!) — Vorſchläge that, von welchen es Deutſchland noch lange zum Vorwurfe gereichen wird, daß ihm keine Gelegenheit gemacht worden, ſie zur Aufnahme des unſrigen zu thun: war dieſes der erſte und vornehmſte, „daß man den Schau„ſpielern ſelbſt die Sorge nicht überlaſſen müſſe, für ihren „Verluſt und Gewinnſt zu arbeiten.“ [1] Die Principalſchaft unter ihnen hat eine freie Kunſt zu einem Handwerke herabgeſetzt, welches der Meiſter mehrentheils deſto nachläſſiger und eigennütziger treiben läßt, je gewiſſere Kunden, je mehrere Abnehmer ihm Nothdurft oder Luxus verſprechen.

Wenn hier alſo bis jetzt auch weiter noch nichts geſchehen wäre, als daß eine Geſellſchaft von Freunden der Bühne Hand an das Werk gelegt, und nach einem gemeinnützigen Plane arbeiten zu laſſen, ſich verbunden hätte: ſo wäre dennoch, bloß dadurch, ſchon viel gewonnen. Denn aus dieſer erſten Veränderung können, auch bei einer nur mäßigen Begünſtigung des Publicums, leicht und geſchwind alle andere Verbeſſerungen erwachſen, deren unſer Theater bedarf.

An Fleiß und Koſten wird ſicherlich nichts geſpart werden: ob es an Geſchmack und Einſicht fehlen dürfte, muß die Zeit lehren. Und hat es nicht das Publicum in ſeiner Gewalt, was es hierin mangelhaft finden ſollte, abſtellen und verbeſſern zu laſſen? Es komme nur und ſehe und höre, und prüfe und richte. Seine Stimme ſoll nie geringſchätzig verhört, ſein Urtheil ſoll nie ohne Unterwerfung vernommen werden!

Nur daß ſich nicht jeder kleine Kritikaſter für das Publicum halte, und derjenige, deſſen Erwartungen getäuſcht werden, auch ein wenig mit ſich ſelbſt zu Rathe gehe, von welcher Art ſeine Erwartungen geweſen. Nicht jeder Liebhaber iſt Kenner: nicht jeder, der die Schönheiten Eines Stücks, das richtige Spiel Eines Acteurs empfindet, kann darum auch den Werth aller andern ſchätzen. Man hat keinen Geſchmack, wenn man nur einen einſeitigen Geſchmack hat; aber oft iſt man deſto parteiiſcher. Der wahre Geſchmack iſt der allgemeine, der ſich über Schönheiten von jeder Art verbreitet, aber von keiner mehr Vergnügen und Entzücken erwartet, als ſie nach ihrer Art gewähren kann.

[1] Werke, dritter Theil, S. 252.

Der Stufen ſind viel, die eine werdende Bühne bis zum Gipfel der Vollkommenheit zu durchſteigen hat; aber eine verderbte Bühne iſt von dieſer Höhe, natürlicher Weiſe, noch weiter entfernt: und ich fürchte ſehr, daß die deutſche mehr dieſes als jenes iſt.

Alles kann folglich nicht auf einmal geſchehen. Doch was man nicht wachſen ſieht, findet man nach einiger Zeit gewachſen. Der Langſamſte, der ſein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geſchwinder, als der ohne Ziel herum irrt.

Dieſe Dramaturgie ſoll ein kritiſches Regiſter von allen aufzuführenden Stücken halten, und jeden Schritt begleiten, den die Kunſt, ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers, hier thun wird. Die Wahl der Stücke iſt keine Kleinigkeit: aber Wahl ſetzt Menge voraus; und wenn nicht immer Meiſterſtücke aufgeführt werden ſollten, ſo ſieht man wohl, woran die Schuld liegt. Indeß iſt es gut, wenn das Mittelmäßige für nichts mehr ausgegeben wird, als es iſt; und der unbefriedigte Zuſchauer wenigſtens daran urtheilen lernt. Einem Menſchen von geſundem Verſtande, wenn man ihm Geſchmack beibringen will, braucht man es nur aus einander zu ſetzen, warum ihm etwas nicht gefallen hat. Gewiſſe mittelmäßige Stücke müſſen auch ſchon darum beibehalten werden, weil ſie gewiſſe vorzügliche Rollen haben, in welchen der oder jener Acteur ſeine ganze Stärke zeigen kann. So verwirft man nicht gleich eine muſicaliſche Compoſition, weil der Text dazu elend iſt.

Die größte Feinheit eines dramatiſchen Richters zeigt ſich darin, wenn er in jedem Falle des Vergnügens und Mißvergnügens unfehlbar zu unterſcheiden weiß, was und wie viel davon auf die Rechnung des Dichters, oder des Schauſpielers zu ſetzen ſey. Den einen um etwas tadeln, was der andere verſehen hat, heißt beide verderben. Jenem wird der Muth benommen, und dieſer wird ſicher gemacht.

Beſonders darf es der Schauſpieler verlangen, daß man hierin die größte Strenge und Unparteilichkeit beobachte. Die Rechtfertigung des Dichters kann jederzeit angetreten werden; ſein Werk bleibt da, und kann uns immer wieder vor die Augen gelegt werden. Aber die Kunſt des Schauſpielers iſt in ihren Werken tranſitoriſch. Sein Gutes und Schlimmes rauſcht gleich ſchnell vorbei; und nicht ſelten iſt die heutige Laune des Zuſchauers mehr Urſache, als er ſelbſt, warum das eine oder das andere einen lebhaftern Eindruck auf jenen gemacht hat.

Eine ſchöne Figur, eine bezaubernde Miene, ein ſprechendes Auge, ein reizender Tritt, ein lieblicher Ton, eine melodiſche Stimme ſind Dinge, die ſich nicht wohl mit Worten ausdrücken laſſen. Doch ſind es auch weder die einzigen noch größten Vollkommenheiten des Schauſpielers. Schätzbare Gaben der Natur zu ſeinem Berufe ſehr nöthig, aber noch lange nicht ſeinen Beruf erfüllend! Er muß überall mit dem Dichter denken; er muß da, wo dem Dichter etwas Menſchliches widerfahren iſt, für ihn denken.

Man hat allen Grund, häufige Beiſpiele hiervon ſich von unſern Schauſpielern zu verſprechen. — Doch ich will die Erwartung des Publicums nicht höher ſtimmen. Beide ſchaden ſich ſelbſt: der zu viel verſpricht, und der zu viel erwartet.

Heute geſchieht die Eröffnung der Bühne. Sie wird viel entſcheiden; ſie muß aber nicht alles entſcheiden ſollen. In den erſten Tagen werden ſich die Urtheile ziemlich durchkreuzen. Es würde Mühe koſten, ein ruhiges Gehör zu erlangen. — Das erſte Blatt dieſer Schrift ſoll daher nicht eher als mit dem Anfange des künftigen Monats erſcheinen.

Hamburg, den 22. April 1767.

Erſtes Stück.

Den 1. Mai 1767.

Das Theater iſt den 22ſten vorigen Monats mit dem Trauerſpiele: Olint und Sophronia, glücklich eröffnet worden.

Ohne Zweifel wollte man gern mit einem deutſchen Originale anfangen, welches hier noch den Reiz der Neuheit habe. Der innere Werth dieſes Stückes konnte auf eine ſolche Ehre keinen Anſpruch machen. Die Wahl wäre zu tadeln, wenn ſich zeigen ließe, daß man eine viel beſſere hätte treffen können.

Olint und Sophronia iſt das Werk eines jungen Dichters, und ſein unvollendet hinterlaſſenes Werk. Cronegk ſtarb allerdings für unſere Bühne zu früh; aber eigentlich gründet ſich ſein Ruhm mehr auf das, was er, nach dem Urtheile ſeiner Freunde, für dieſelbe noch hätte leiſten können, als was er wirklich geleiſtet hat. Und welcher dramatiſche Dichter, aus allen Zeiten und Nationen, hätte in ſeinem ſechsundzwanzigſten Jahre ſterben können, ohne die Kritik über ſeine wahren Talente nicht eben ſo zweifelhaft zu laſſen?

Der Stoff iſt die bekannte Epiſode beim Taſſo. Eine kleine rührende Erzählung in ein rührendes Drama umzuſchaffen, iſt ſo leicht nicht. Zwar koſtet es wenig Mühe, neue Verwickelungen zu erdenken, und einzelne Empfindungen in Scenen auszudehnen. Aber zu verhüten wiſſen, daß dieſe neue Verwickelungen weder das Intereſſe ſchwächen, noch der Wahrſcheinlichkeit Eintrag thun; ſich aus dem Geſichtspuncte des Erzählers in den wahren Standort einer jeden Perſon verſetzen können; die Leidenſchaften nicht beſchreiben, ſondern vor den Augen des Zuſchauers entſtehen, und ohne Sprung, in einer ſo illuſoriſchen Stetigkeit wachſen zu laſſen, daß dieſer ſympathiſiren muß, er mag wollen oder nicht: das iſt es, was dazu nöthig iſt; was das Genie, ohne es zu wiſſen, ohne es ſich langweilig zu erklären, thut, und was der bloß witzige Kopf nachzumachen, vergebens ſich martert.

Taſſo ſcheint, in ſeinem Olint und Sophronia, den Virgil, in ſeinem Niſus und Euryalus, vor Augen gehabt

zu haben. So wie Virgil in dieſen die Stärke der Freundſchaft geſchildert hatte, wollte Taſſo in jenen die Stärke der Liebe ſchildern. Dort war es heldenmüthiger Dienſteifer, der die Probe der Freundſchaft veranlaßte: hier iſt es die Religion, welche der Liebe Gelegenheit giebt, ſich in aller ihrer Kraft zu zeigen. Aber die Religion, welche bei dem Taſſo nur das Mittel iſt, wodurch er die Liebe ſo wirkſam zeigt, iſt in Cronegks Bearbeitung das Hauptwerk geworden. Er wollte den Triumph dieſer in den Triumph jener veredeln. Gewiß, eine fromme Verbeſſerung — weiter aber auch nichts, als fromm! Denn ſie hat ihn verleitet, was bei dem Taſſo ſo ſimpel und natürlich, ſo wahr und menſchlich iſt, ſo verwickelt und romanenhaft, ſo wunderbar und himmliſch zu machen, daß nichts darüber!

Beim Taſſo iſt es ein Zauberer, ein Kerl, der weder Chriſt noch Mahomedaner iſt, ſondern ſich aus beiden Religionen einen eigenen Aberglauben zuſammengeſponnen hat, welcher dem Aladin den Rath giebt, das wunderthätige Marienbild aus dem Tempel in die Moſchee zu bringen. Warum machte Cronegk aus dieſem Zauberer einen mahomedaniſchen Prieſter? Wenn dieſer Prieſter in ſeiner Religion nicht eben ſo unwiſſend war, als es der Dichter zu ſeyn ſcheint, ſo konnte er einen ſolchen Rath unmöglich geben. Sie dulden durchaus keine Bilder in ihren Moſcheen. Cronegk verräth ſich in mehreren Stücken, daß ihm eine ſehr unrichtige Vorſtellung von dem mahomedaniſchen Glauben beigewohnt. Der gröbſte Fehler aber iſt, daß er eine Religion überall des Polytheismus ſchuldig macht, die faſt mehr als jede andere auf die Einheit Gottes dringt. Die Moſchee heißt ihm „ein Sitz der falſchen Götter," und den Prieſter ſelbſt läßt er ausrufen:

„So wollt ihr euch noch nicht mit Rach und Strafe rüſten,
„Ihr Götter? Blitzt, vertilgt das freche Volk der Chriſten!

Der ſorgſame Schauſpieler hat in ſeiner Tracht das Coſtume, vom Scheitel bis zur Zehe, genau zu beobachten geſucht; und er muß ſolche Ungereimtheiten ſagen!

Beim Taſſo kömmt das Marienbild aus der Moſchee weg, ohne daß man eigentlich weiß, ob es von Menſchenhänden entwendet worden, oder ob eine höhere Macht dabei im Spiele geweſen. Cronegk macht den Olint zum Thäter. Zwar verwandelt er das Marienbild in „ein Bild des Herrn am Kreuz;" aber Bild iſt Bild, und dieſer armſelige Aberglaube giebt dem Olint eine ſehr verächtliche Seite. Man kann ihm unmöglich wieder gut werden, daß er es wagen können, durch eine ſo kleine That ſein Volk an den Rand des Verderbens zu ſtellen. Wenn er ſich hernach freiwillig dazu bekennt: ſo iſt es nichts mehr als Schuldigkeit und keine Großmuth. Beim Taſſo läßt ihn bloß die Liebe dieſen Schritt thun; er will Sophronien retten, oder mit ihr ſterben; mit ihr ſterben, bloß um mit ihr zu ſterben; kann er mit ihr nicht Ein Bette beſteigen, ſo ſey es Ein Scheiterhaufen; an ihrer Seite, an den nämlichen Pfahl gebunden, beſtimmt, von dem nämlichen Feuer verzehrt zu werden, empfindet er bloß das Glück einer ſo ſüßen Nachbarſchaft, denkt an nichts, was er jenſeit dem Grabe zu hoffen habe, und wünſcht nichts, als daß dieſe Nachbarſchaft noch enger und vertrauter ſeyn möge, daß er Bruſt gegen Bruſt drücken, und auf ihren Lippen ſeinen Geiſt verhauchen dürfe.

Dieſer vortreffliche Contraſt zwiſchen einer lieben, ruhigen, ganz geiſtigen Schwärmerin, und einem hitzigen, begierigen Jünglinge, iſt beim Cronegk völlig verloren. Sie ſind beide von der kälteſten Einförmigkeit; beide haben nichts als das Märterthum im Kopfe; und nicht genug, daß Er, daß Sie für die Religion ſterben wollen; auch Evander wollte, auch Serena hätte nicht übel Luſt dazu.

Ich will hier eine doppelte Anmerkung machen, welche, wohl behalten, einen angehenden tragiſchen Dichter vor großen Fehltritten bewahren kann. Die eine betrifft das Trauerſpiel überhaupt. Wenn heldenmüthige Geſinnungen Bewunderung erregen ſollen: ſo muß der Dichter nicht zu verſchwenderiſch damit umgehen; denn was man öfters, was man an mehrern ſieht, hört man auf zu bewundern. Hierwider hatte ſich Cronegk ſchon in ſeinem Codrus ſehr verſündigt. Die Liebe des Vaterlandes, bis zum freiwilligen Tode für daſſelbe, hätte den Codrus allein auszeichnen ſollen: er hätte als ein einzelnes Weſen einer ganz beſondern Art daſtehen müſſen, um den Eindruck zu machen, welchen der Dichter mit ihm im Sinne hatte. Aber Eleſinde und Philaide, und Medon, und wer nicht? ſind alle gleich bereit, ihr Leben dem Vaterlande aufzuopfern; unſere Bewunderung wird getheilt, und Codrus verliert ſich unter der Menge. So auch hier. Was in Olint und Sophronia Chriſt iſt, das alles hält gemartert werden und ſterben für ein Glas Waſſer trinken. Wir hören dieſe frommen Bravaden ſo oft, aus ſo verſchiedenem Munde, daß ſie alle Wirkung verlieren.

Die zweite Anmerkung trifft das chriſtliche Trauerſpiel insbeſondere. Die Helden deſſelben ſind mehrentheils Märtyrer. Nun leben wir zu einer Zeit, in welcher die Stimme der geſunden Vernunft zu laut erſchallt, als daß jeder Raſender, der ſich muthwillig, ohne alle Noth, mit Verachtung aller ſeiner bürgerlichen Obliegenheiten, in den Tod ſtürzt, den Titel eines Märtyrers ſich anmaßen dürfte. Wir wiſſen jetzt zu wohl die falſchen Märtyrer von den wahren zu unterſcheiden; wir verachten jene eben ſo ſehr, als wir dieſe verehren, und höchſtens können ſie uns eine melancholiſche Thräne über die Blindheit und den Unſinn auspreſſen, deren wir die Menſchheit überhaupt in ihnen fähig erblicken. Doch dieſe Thräne iſt keine von den angenehmen, die das Trauerſpiel erregen will. Wenn daher der Dichter einen Märtyrer zu ſeinem Helden wählt: daß er ihm ja die lauterſten und triftigſten Bewegungsgründe gebe! daß er ihn ja in die unumgängliche Nothwendigkeit

ſetze, den Schritt zu thun, durch den er ſich der Gefahr bloß ſtellt! daß er ihn ja den Tod nicht freventlich ſuchen, nicht höhniſch ertrotzen laſſe! Sonſt wird uns ſein frommer Held zum Abſcheu, und die Religion ſelbſt, die er ehren wollte, kann darunter leiden. Ich habe ſchon berührt, daß es nur ein eben ſo nichtswürdiger Aberglaube ſeyn konnte, als wir in dem Zauberer Ismen verachten, welcher den Olint antrieb, das Bild aus der Moſchee wieder zu entwenden. Es entſchuldigt den Dichter nicht, daß es Zeiten gegeben, wo ein ſolcher Aberglaube allgemein war, und bei vielen guten Eigenſchaften beſtehen konnte; daß es noch Länder giebt, wo er der frommen Einfalt nichts befremdendes haben würde. Denn er ſchrieb ſein Trauerſpiel eben ſo wenig für jene Zeiten, als er es beſtimmte, in Böhmen oder Spanien geſpielt zu werden. Der gute Schriftſteller, er ſey von welcher Gattung er wolle, wenn er nicht bloß ſchreibt, ſeinen Witz, ſeine Gelehrſamkeit zu zeigen, hat immer die Erleuchtetſten und Beſten ſeiner Zeit und ſeines Landes in Augen, und nur was dieſen gefallen, was dieſe rühren kann, würdigt er zu ſchreiben. Selbſt der dramatiſche, wenn er ſich zu dem Pöbel herabläßt, läßt ſich nur darum zu ihm herab, um ihn zu erleuchten und zu beſſern; nicht aber ihn in ſeinen Vorurtheilen, ihn in ſeiner unedeln Denkungsart zu beſtärken.

Zweites Stück.

Den 5. Mai 1767.

Noch eine Anmerkung, gleichfalls das chriſtliche Trauerſpiel betreffend, würde über die Bekehrung der Clorinde zu machen ſeyn. So überzeugt wir auch immer von den unmittelbaren Wirkungen der Gnade ſeyn mögen, ſo wenig können ſie uns doch auf dem Theater gefallen, wo alles, was zu dem Charakter der Perſonen gehört, aus den natürlichſten Urſachen entſpringen muß. Wunder dulden wir da nur in der phyſikaliſchen Welt; in der moraliſchen muß alles ſeinen ordentlichen Lauf behalten, weil das Theater die Schule der moraliſchen Welt ſeyn ſoll. Die Bewegungsgründe zu jedem Entſchluſſe, zu jeder Aenderung der geringſten Gedanken und Meinungen, müſſen, nach Maaßgebung des einmal angenommenen Charakters, genau gegen einander abgewogen ſeyn, und jene müſſen nie mehr hervorbringen, als ſie nach der ſtrengſten Wahrheit hervorbringen können. Der Dichter kann die Kunſt beſitzen, uns, durch Schönheiten des Detail, über Mißverhältniſſe dieſer Art zu täuſchen; aber er täuſcht uns nur einmal, und ſobald wir wieder kalt werden, nehmen wir den Beifall, den er uns abgelauſcht hat, zurück. Dieſes auf die vierte Scene des dritten Actes angewendet, wird man finden, daß die Reden und das Betragen der Sophronia die Clorinde zwar zum Mitleiden hätten bewegen können, aber viel zu unvermögend ſind, Bekehrung an einer Perſon zu wirken, die gar keine Anlage zum Enthuſiasmus hat. Beim Taſſo nimmt Clorinde auch das Chriſtenthum an; aber in ihrer letzten Stunde; aber erſt, nachdem ſie kurz zuvor erfahren, daß ihre Eltern dieſem Glauben zugethan geweſen: ſeine, erhebliche Umſtände, durch welche die Wirkung einer höhern Macht in die Reihe natürlicher Begebenheiten gleichſam mit eingeflochten wird. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie weit man in dieſem Stücke auf dem Theater gehen dürfe, als Voltaire. Nachdem die empfindliche, edle Seele des Zamor, durch Beiſpiel und Bitten, durch Großmuth und Ermahnungen beſtürmt, und bis in das Innerſte erſchüttert worden, läßt er ihn doch die Wahrheit der Religion, an deren Bekennern er ſo viel Großes ſieht, mehr vermuthen als glauben. Und vielleicht würde Voltaire auch dieſe Vermuthung unterdrückt haben, wenn nicht zur Beruhigung des Zuſchauers etwas hätte geſchehen müſſen.

Selbſt der Polyeukt des Corneille iſt, in Abſicht auf beide Anmerkungen, tadelhaft; und wenn es ſeine Nachahmungen immer mehr geworden ſind, ſo dürfte die erſte Tragödie, die den Namen einer chriſtlichen verdient, ohne Zweifel noch zu erwarten ſeyn. Ich meine ein Stück, in welchem einzig der Chriſt als Chriſt uns intereſſirt. — Iſt ein ſolches Stück aber auch wohl möglich? Iſt der Charakter des wahren Chriſten nicht etwa ganz untheatraliſch? Streiten nicht etwa die ſtille Gelaſſenheit, die unveränderliche Sanftmuth, die ſeine weſentlichſten Züge ſind, mit dem ganzen Geſchäfte der Tragödie, welches Leidenſchaften durch Leidenſchaften zu reinigen ſucht? Widerſpricht nicht etwa ſeine Erwartung einer belohnenden Glückſeligkeit nach dieſem Leben, der Uneigennützigkeit, mit welcher wir alle große und gute Handlungen auf der Bühne unternommen und vollzogen zu ſehen wünſchen?

Bis ein Werk des Genies, von dem man nur aus der Erfahrung lernen kann, wie viel Schwierigkeiten es zu überſteigen vermag, dieſe Bedenklichkeiten unwiderſprechlich widerlegt, wäre alſo mein Rath: — man ließe alle bisherige chriſtliche Trauerſpiele unaufgeführt. Dieſer Rath, welcher aus den Bedürfniſſen der Kunſt hergenommen iſt, welcher uns um weiter nichts, als ſehr mittelmäßige Stücke bringen kann, iſt darum nichts ſchlechter, weil er den ſchwächern Gemüthern zu Statten kömmt, die, ich weiß nicht welchen Schauder empfinden, wenn ſie Geſinnungen, auf die ſie ſich nur an einer heiligern Stätte gefaßt machen, im Theater zu hören bekommen. Das Theater ſoll niemanden, wer es auch ſey, Anſtoß geben; und ich wünſchte, daß es auch allem genommenen Anſtoße vorbeugen könnte und wollte.

Cronegk hatte ſein Stück nur bis gegen das Ende des vierten Aufzuges gebracht. Das übrige hat eine Feder in Wien dazu gefügt; eine Feder — denn die Arbeit eines Kopfes iſt dabei nicht ſehr ſichtbar. Der Ergänzer hat, allem Anſehen nach, die Geſchichte ganz anders geendet, als ſie Cronegk zu enden Willens geweſen. Der Tod löſet alle Verwirrungen am beſten; darum läßt er beide ſterben, den Olint und die Sophronia. Beim Taſſo kommen ſie

beide davon; denn Clorinde nimmt ſich mit der uneigennützigſten Großmuth ihrer an. Cronegk aber hatte Clorinden verliebt gemacht, und da war es freilich ſchwer zu errathen, wie er zwei Nebenbuhlerinnen auseinander ſetzen wollen, ohne den Tod zu Hülfe zu rufen. In einem andern noch ſchlechtern Trauerſpiele, wo eine von den Hauptperſonen ganz aus heiler Haut ſtarb, fragte ein Zuſchauer ſeinen Nachbar: Aber woran ſtirbt ſie denn? — Woran? am fünften Acte; antwortete dieſer. In Wahrheit; der fünfte Act iſt eine garſtige böſe Staupe, die manchen hinreißt, dem die erſten vier Acte ein weit längeres Leben verſprachen. —

Doch ich will mich in die Kritik des Stückes nicht tiefer einlaſſen. So mittelmäßig es iſt, ſo ausnehmend iſt es vorgeſtellt worden. Ich ſchweige von der äußern Pracht; denn dieſe Verbeſſerung unſers Theaters erfordert nichts als Geld. Die Künſte, deren Hülfe dazu nöthig iſt, ſind bei uns in eben der Vollkommenheit, als in jedem andern Lande; nur die Künſtler wollen eben ſo bezahlt ſeyn, wie in jedem andern Lande.

Man muß mit der Vorſtellung eines Stückes zufrieden ſeyn, wenn unter vier, fünf Perſonen einige vortrefflich, und die andern gut geſpielt haben. Wen in den Nebenrollen, ein Anfänger oder ſonſt ein Nothnagel, ſo ſehr beleidigt, daß er über das Ganze die Naſe rümpft, der reiſe nach Utopien, und beſuche da die vollkommenen Theater, wo auch der Lichtputzer ein Garrick iſt.

Herr Eckhof war Evander; Evander iſt zwar der Vater des Olints, aber im Grunde doch nicht viel mehr als ein Vertrauter. Indeß mag dieſer Mann eine Rolle machen, welche er will; man erkennt ihn in der kleinſten noch immer für den erſten Acteur, und bedauert, auch nicht zugleich alle übrige Rollen von ihm ſehen zu können. Ein ihm ganz eigenes Talent iſt dieſes, daß er Sittenſprüche und allgemeine Betrachtungen, dieſe langweiligen Ausbeugungen eines verlegenen Dichters, mit einem Anſtande, mit einer Innigkeit zu ſagen weiß, daß das Trivialſte von dieſer Art in ſeinem Munde Neuheit und Würde, das Froſtigſte Feuer und Leben erhält.

Die eingeſtreuten Moralen ſind Cronegks beſte Seite. Er hat, in ſeinem Codrus und hier, ſo manche in einer ſo ſchönen nachdrücklichen Kürze ausgedrückt, daß viele von ſeinen Verſen als Sentenzen behalten, und von dem Volke unter die im gemeinen Leben gangbare Weisheit aufgenommen zu werden verdienen. Leider ſucht er uns nur auch öfters gefärbtes Glas für Edelſteine, und witzige Antitheſen für geſunden Verſtand einzuſchwatzen. Zwei dergleichen Zeilen, in dem erſten Acte, hatten eine beſondere Wirkung auf mich. Die eine,

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht."

Die andere,

„Wer ſchlimm von andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht."

Ich ward betroffen, in dem Parterre eine allgemeine Bewegung, und dasjenige Gemurmel zu bemerken, durch welches ſich der Beifall ausdrückt, wenn ihn die Aufmerkſamkeit nicht gänzlich ausbrechen läßt. Theils dachte ich: Vortrefflich! man liebt hier die Moral; dieſes Parterre findet Geſchmack an Maximen; auf dieſer Bühne könnte ſich ein Euripides Ruhm erwerben, und ein Sokrates würde ſie gern beſuchen. Theils fiel es mir zugleich mit auf, wie ſchielend, wie falſch, wie anſtößig dieſe vermeinten Maximen wären, und ich wünſchte ſehr, daß die Mißbilligung an jenem Gemurmel den meiſten Antheil möge gehabt haben. Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch bei dem Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Schauſpieler und Dichter Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmt zu werden! Ich weiß wohl, die Geſinnungen müſſen in dem Drama dem angenommenen Charakter der Perſon, welche ſie äußert, entſprechen; ſie können alſo das Siegel der abſoluten Wahrheit nicht haben; genug, wenn ſie poetiſch wahr ſind, wenn wir geſtehen müſſen, daß dieſer Charakter, in dieſer Situation, bei dieſer Leidenſchaft, nicht anders als ſo habe urtheilen können. Aber auch dieſe poetiſche Wahrheit muß ſich, auf einer andern Seite, der abſoluten wiederum nähern, und der Dichter muß nie ſo unphiloſophiſch denken, daß er annimmt, ein Menſch könne das Böſe, um des Böſen wegen, wollen, er könne nach laſterhaften Grundſätzen handeln, das Laſterhafte derſelben erkennen, und doch gegen ſich und andere damit prahlen. Ein ſolcher Menſch iſt ein Unding, ſo gräßlich als ununterrichtend, und nichts als die armſelige Zuflucht eines ſchalen Kopfes, der ſchimmernde Tiraden für die höchſte Schönheit des Trauerſpiels hält. Wenn Iſmenor ein grauſamer Prieſter iſt, ſind darum alle Prieſter Iſmenors? Man wende nicht ein, daß von Prieſtern einer falſchen Religion die Rede ſey. So falſch war noch keine in der Welt, daß ihre Lehrer nothwendig Unmenſchen ſeyn müſſen. Prieſter haben in den falſchen Religionen, ſo wie in der wahren, Unheil geſtiftet, aber nicht weil ſie Prieſter, ſondern weil ſie Böſewichter waren, die, zum Behuf ihrer ſchlimmen Neigungen, die Vorrechte auch eines jeden andern Standes gemißbraucht hätten.

Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter überhaupt ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchreien?

Aber ich verfalle wiederum in die Kritik des Stückes, und ich wollte von dem Schauſpieler ſprechen.

Drittes Stück.

Den 8. Mai 1767.

Und wodurch bewirkt dieſer Schauſpieler (Hr. Eckhof), daß wir auch die gemeinſte Moral ſo gern von ihm hören?

Was iſt es eigentlich, was ein Anderer von ihm zu lernen hat, wenn wir ihn in ſolchem Falle eben ſo unterhaltend finden ſollen?

Alle Moral muß aus der Fülle des Herzens kommen, von der der Mund übergehet; man muß eben ſo wenig lange darauf zu denken, als damit zu prahlen ſcheinen.

Es verſteht ſich alſo von ſelbſt, daß die moraliſchen Stellen vorzüglich wohl gelernt ſeyn wollen. Sie müſſen ohne Stocken, ohne den geringſten Anſtoß, in einem ununterbrochenen Fluſſe der Worte, mit einer Leichtigkeit geſprochen werden, daß ſie keine mühſame Auskramungen des Gedächtniſſes, ſondern unmittelbare Eingebungen der gegenwärtigen Lage der Sachen ſcheinen.

Eben ſo ausgemacht iſt es, daß kein falſcher Accent uns muß argwöhnen laſſen, der Acteur plaudere, was er nicht verſtehe. Er muß uns durch den richtigſten, ſicherſten Ton überzeugen, daß er den ganzen Sinn ſeiner Worte durchdrungen habe.

Aber die richtige Accentuation iſt zur Noth auch einem Papagey beizubringen. Wie weit iſt der Acteur, der eine Stelle nur verſteht, noch von dem entfernt, der ſie auch zugleich empfindet! Worte, deren Sinn man einmal gefaßt, die man ſich einmal ins Gedächtniß geprägt hat, laſſen ſich ſehr richtig herſagen, auch indem ſich die Seele mit ganz andern Dingen beſchäftigt; aber alsdann iſt keine Empfindung möglich. Die Seele muß ganz gegenwärtig ſeyn; ſie muß ihre Aufmerkſamkeit einzig und allein auf ihre Reden richten, und nur alsdann —

Aber auch alsdann kann der Acteur wirklich viel Empfindung haben, und doch keine zu haben ſcheinen. Die Empfindung iſt überhaupt immer das ſtreitigſte unter den Talenten eines Schauſpielers. Sie kann ſeyn, wo man ſie nicht erkennt; und man kann ſie zu erkennen glauben, wo ſie nicht iſt. Denn die Empfindung iſt etwas Inneres, von dem wir nur nach ſeinen äußern Merkmalen urtheilen können. Nun iſt es möglich, daß gewiſſe Dinge in dem Baue des Körpers dieſe Merkmale entweder gar nicht verſtatten, oder doch ſchwächen und zweideutig machen. Der Acteur kann eine gewiſſe Bildung des Geſichts, gewiſſe Mienen, einen gewiſſen Ton haben, mit denen wir ganz andere Fähigkeiten, ganz andere Leidenſchaften, ganz andere Geſinnungen zu verbinden gewohnt ſind, als er gegenwärtig äußern und ausdrücken ſoll. Iſt dieſes, ſo mag er noch ſo viel empfinden, wir glauben ihm nicht: denn er iſt mit ſich ſelbſt im Widerſpruche. Gegentheils kann ein anderer ſo glücklich gebaut ſeyn; er kann ſo entſcheidende Züge beſitzen; alle ſeine Muskeln können ihm ſo leicht, ſo geſchwind zu Gebote ſtehen; er kann ſo feine, ſo vielfältige Abänderungen der Stimme in ſeiner Gewalt haben; kurz, er kann mit allen zur Pantomime erforderlichen Gaben in einem ſo hohen Grade beglückt ſeyn, daß er uns in denjenigen Rollen, die er nicht urſprünglich, ſondern nach irgend einem guten Vorbilde ſpielt, von der innigſten Empfindung beſeelt ſcheinen wird, da doch alles, was er ſagt und thut, nichts als mechaniſche Nachäffung iſt.

Ohne Zweifel iſt dieſer, ungeachtet ſeiner Gleichgültigkeit und Kälte, dennoch auf dem Theater weit brauchbarer als jener. Wenn er lange genug nichts als nachgeäfft hat, haben ſich endlich eine Menge kleiner Regeln bei ihm geſammelt, nach denen er ſelbſt zu handeln anfängt, und durch deren Beobachtung (zu Folge dem Geſetze, daß eben die Modificationen der Seele, welche gewiſſe Veränderungen des Körpers hervorbringen, hinwiederum durch dieſe körperliche Veränderungen bewirkt werden) er zu einer Art von Empfindung gelangt, die zwar die Dauer, das Feuer derjenigen, die in der Seele ihren Anfang nimmt, nicht haben kann, aber doch in dem Augenblicke der Vorſtellung kräftig genug iſt, etwas von den nicht freiwilligen Veränderungen des Körpers hervorzubringen, aus deren Daſeyn wir faſt allein auf das innere Gefühl zuverläſſig ſchließen zu können glauben. Ein ſolcher Acteur ſoll z. E. die äußerſte Wuth des Zornes ausdrücken; ich nehme an, daß er ſeine Rolle nicht einmal recht verſteht, daß er die Gründe dieſes Zornes weder hinlänglich zu faſſen, noch lebhaft genug ſich vorzuſtellen vermag, um ſeine Seele ſelbſt in Zorn zu ſetzen. Und ich ſage, wenn er nur die allergröbſten Aeußerungen des Zornes, einem Acteur von urſprünglicher Empfindung abgelernt hat, und getreu nachzumachen weiß — den haſtigen Gang, den ſtampfenden Fuß, den rauhen bald kreiſchenden bald verbiſſenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirſchen der Zähne u. ſ. w. — wenn er, ſage ich, nur dieſe Dinge, die ſich nachmachen laſſen, ſobald man will, gut nachmacht: ſo wird dadurch unfehlbar ſeine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unſerm Willen abhangen; ſein Geſicht wird glühen, ſeine Augen werden blitzen, ſeine Muskeln werden ſchwellen: kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu ſeyn ſcheinen, ohne es zu ſeyn, ohne im geringſten zu begreifen, warum er es ſeyn ſollte.

Nach dieſen Grundſätzen von der Empfindung überhaupt, habe ich mir zu beſtimmen geſucht, welche äußerliche Merkmale diejenige Empfindung begleiten, mit der moraliſche Betrachtungen wollen geſprochen ſeyn, und welche von dieſen Merkmalen in unſerer Gewalt ſind, ſo daß ſie jeder Acteur, er mag die Empfindung ſelbſt haben oder nicht, darſtellen kann. Mich dünkt Folgendes.

Jede Moral iſt ein allgemeiner Satz, der, als ſolcher, einen Grad von Sammlung der Seele und ruhiger Ueberlegung verlangt. Er will alſo mit Gelaſſenheit und einer gewiſſen Kälte geſagt ſeyn.

Allein dieſer allgemeine Satz iſt zugleich das Reſultat von Eindrücken, welche individuelle Umſtände auf die handelnden Perſonen machen; er iſt kein bloßer ſymboliſcher Schluß; er iſt eine generaliſirte Empfindung, und als dieſe will er mit Feuer und einer gewiſſen Begeiſterung geſprochen ſeyn.

Folglich mit Begeiſterung und Gelaſſenheit, mit Feuer und Kälte? —

Nicht anders; mit einer Miſchung von beiden, in der aber, nach Beſchaffenheit der Situation, bald dieſes, bald jenes hervorſticht.

Iſt die Situation ruhig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral gleichſam einen neuen Schwung geben wollen; ſie muß über ihr Glück, oder ihre Pflichten, bloß darum allgemeine Betrachtungen zu machen ſcheinen, um durch dieſe Allgemeinheit ſelbſt jenes deſto lebhafter zu genießen, dieſe deſto williger und muthiger zu beobachten.

Iſt die Situation hingegen heftig, ſo muß ſich die Seele durch die Moral (unter welchem Worte ich jede allgemeine Betrachtung verſtehe) gleichſam von ihrem Fluge zurückholen; ſie muß ihren Leidenſchaften das Anſehen der Vernunft, ſtürmiſchen Ausbrüchen den Schein vorbedächtlicher Entſchließungen geben zu wollen ſcheinen.

Jenes erfordert einen erhabenen und begeiſterten Ton; dieſes einen gemäßigten und feierlichen. Denn dort muß das Raiſonnement in Affect entbrennen, und hier der Affect in Raiſonnement ſich auskühlen.

Die meiſten Schauſpieler kehren es gerade um. Sie poltern in heftigen Situationen die allgemeinen Betrachtungen eben ſo ſtürmiſch heraus, als das Uebrige; und in ruhigen beten ſie dieſelben eben ſo gelaſſen her, als das Uebrige. Daher geſchieht es denn aber auch, daß ſich die Moral weder in den einen noch in den andern bei ihnen ausnimmt; und daß wir ſie in jenen eben ſo unnatürlich, als in dieſen langweilig und kalt finden. Sie überlegten nie, daß die Stickerei von dem Grunde abſtechen muß, und Gold auf Gold brodiren ein elender Geſchmack iſt.

Durch ihre Geſtus verderben ſie vollends alles. Sie wiſſen weder, wenn ſie deren dabei machen ſollen, noch was für welche. Sie machen gemeiniglich zu viele, und zu unbedeutende.

Wenn in einer heftigen Situation die Seele ſich auf einmal zu ſammeln ſcheint, um einen überlegenden Blick auf ſich oder auf das, was ſie umgiebt, zu werfen; ſo iſt es natürlich, daß ſie allen Bewegungen des Körpers, die von ihrem bloßen Willen abhangen, gebieten wird. Nicht die Stimme allein wird gelaſſener; die Glieder alle gerathen in einen Stand der Ruhe, um die innere Ruhe auszudrücken, ohne die das Auge der Vernunft nicht wohl um ſich ſchauen kann. Mit eins tritt der fortſchreitende Fuß feſt auf, die Arme ſinken, der ganze Körper zieht ſich in den wagrechten Stand; eine Pauſe — und dann die Reflexion. Der Mann ſteht da, in einer feierlichen Stille, als ob er ſich nicht ſtören wollte, ſich ſelbſt zu hören. Die Reflexion iſt aus — wieder eine Pauſe — und ſo wie die Reflexion abgezielt, ſeine Leidenſchaft entweder zu mäßigen oder zu befeuern, bricht er entweder auf einmal wieder los, oder ſetzt allmählig das Spiel ſeiner Glieder wieder in Gang. Nur auf dem Geſichte bleiben, während der Reflexion, die Spuren des Affects; Miene und Auge ſind noch in Bewegung und Feuer; denn wir haben Miene und Auge nicht ſo urplötzlich in unſerer Gewalt, als Fuß und Hand. Und hierin dann, in dieſen ausdrückenden Mienen, in dieſem entbrannten Auge, und in dem Ruheſtande des ganzen übrigen Körpers, beſteht die Miſchung von Feuer und Kälte, mit welcher ich glaube, daß die Moral in heftigen Situationen geſprochen ſeyn will.

Mit eben dieſer Miſchung will ſie auch in ruhigen Situationen geſagt ſeyn; nur mit dem Unterſchiede, daß der Theil der Action, welcher dort der feurige war, hier der kältere, und welcher dort der kältere war, hier der feurige ſeyn muß. Nämlich: da die Seele, wenn ſie nichts als ſanfte Empfindungen hat, durch allgemeine Betrachtungen dieſen ſanften Empfindungen einen höhern Grad von Lebhaftigkeit zu geben ſucht, ſo wird ſie auch die Glieder des Körpers, die ihr unmittelbar zu Gebote ſtehen, dazu beitragen laſſen; die Hände werden in voller Bewegung ſeyn; nur der Ausdruck des Geſichts kann ſo geſchwind nicht nach, und in Miene und Auge wird noch die Ruhe herrſchen, aus der ſie der übrige Körper gern herausarbeiten möchte.

Viertes Stück.

Den 12. Mai 1767.

Aber von was für Art ſind die Bewegungen der Hände, mit welchen, in ruhigen Situationen, die Moral geſprochen zu ſeyn liebt?

Von der Chironomie der Alten, das iſt, von dem Inbegriffe der Regeln, welche die Alten den Bewegungen der Hände vorgeſchrieben hatten, wiſſen wir nur ſehr wenig; aber dieſes wiſſen wir, daß ſie die Händeſprache zu einer Vollkommenheit gebracht, von der ſich aus dem, was unſere Redner darin zu leiſten im Stande ſind, kaum die Möglichkeit ſollte begreifen laſſen. Wir ſcheinen von dieſer ganzen Sprache nichts als ein unartikulirtes Geſchrei behalten zu haben; nichts als das Vermögen, Bewegungen zu machen, ohne zu wiſſen, wie dieſen Bewegungen eine fixirte Bedeutung zu geben, und wie ſie unter einander zu verbinden, daß ſie nicht bloß eines einzelnen Sinnes, ſondern eines zuſammenhangenden Verſtandes fähig werden.

Ich beſcheide mich gern, daß man, bei den Alten, den Pantomimen nicht mit dem Schauſpieler vermengen muß. Die Hände des Schauſpielers waren bei weitem ſo geſchwätzig nicht, als die Hände des Pantomimens. Bei dieſem vertraten ſie die Stelle der Sprache; bei jenem ſollten ſie nur den Nachdruck derſelben vermehren, und durch ihre Bewegungen, als natürliche Zeichen der Dinge, den verabredeten Zeichen der Stimme Wahrheit und Leben verſchaffen helfen. Bei dem Pantomimen waren die Bewegungen der Hände nicht bloß natürliche Zeichen; viele derſelben hatten eine conventionelle Bedeutung, und dieſer mußte ſich der Schauſpieler gänzlich enthalten.

Er gebrauchte ſich alſo ſeiner Hände ſparſamer als der

Pantomime, aber eben ſo wenig vergebens als dieſer. Er rührte keine Hand, wenn er nichts damit bedeuten oder verſtärken konnte. Er wußte nichts von den gleichgültigen Bewegungen, durch deren beſtändigen einförmigen Gebrauch ein ſo großer Theil von Schauſpielern, beſonders das Frauenzimmer, ſich das vollkommene Anſehen von Drahtpuppen giebt. Bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, die Hälfte einer krieplichten Achte, abwärts vom Körper, beſchreiben, oder mit beiden Händen zugleich die Luft von ſich wegrudern, heißt ihnen Action haben; und wer es mit einer gewiſſen Tanzmeiſtergrazie zu thun geübt iſt, o! der glaubt uns bezaubern zu können.

Ich weiß wohl, daß ſelbſt Hogarth den Schauſpielern befiehlt, ihre Hand in ſchönen Schlangenlinien bewegen zu lernen; aber nach allen Seiten, mit allen möglichen Abänderungen, deren dieſe Linien, in Anſehung ihres Schwunges, ihrer Größe und Dauer, fähig ſind. Und endlich befiehlt er es ihnen nur zur Uebung, um ſich zum Agiren dadurch geſchickt zu machen, und den Armen die Biegungen des Reizes geläufig zu machen; nicht aber in der Meinung, daß das Agiren ſelbſt in weiter nichts als in der Beſchreibung ſolcher ſchönen Linien, immer nach der nämlichen Direction, beſtehe.

Weg alſo mit dieſem unbedeutenden Portebras, vornämlich bei moraliſchen Stellen weg mit ihm! Reiz am unrechten Orte iſt Affectation und Grimaſſe, und eben derſelbe Reiz, zu oft hinter einander wiederholt, wird kalt und endlich eckel. Ich ſehe einen Schulknaben ſein Sprüchelchen aufſagen, wenn der Schauſpieler allgemeine Betrachtungen mit der Bewegung, mit welcher man in der Menuet die Hand giebt, mir zureicht, oder ſeine Moral gleichſam vom Rocken ſpinnt.

Jede Bewegung, welche die Hand bei moraliſchen Stellen macht, muß bedeutend ſeyn. Oft kann man bis in das Maleriſche damit gehen; wenn man nur das Pantomimiſche vermeidet. Es wird ſich vielleicht ein andermal Gelegenheit finden, dieſe Gradation von bedeutenden zu maleriſchen, von maleriſchen zu pantomimiſchen Geſten, ihren Unterſchied und ihren Gebrauch, in Beiſpielen zu erläutern. Jetzt würde mich dieſes zu weit führen, und ich merke nur an, daß es unter den bedeutenden Geſten eine Art giebt, die der Schauſpieler vor allen Dingen wohl zu beobachten hat, und mit denen er allein der Moral Licht und Leben ertheilen kann. Es ſind dieſes, mit einem Worte, die individualiſirenden Geſtus. Die Moral iſt ein allgemeiner Satz, aus den beſondern Umſtänden der handelnden Perſonen gezogen; durch ſeine Allgemeinheit wird er gewiſſermaßen der Sache fremd, er wird eine Ausſchweifung, deren Beziehung auf das Gegenwärtige von dem weniger aufmerkſamen, oder weniger ſcharfſinnigen Zuhörer, nicht bemerkt oder nicht begriffen wird. Wann es daher ein Mittel giebt, dieſe Beziehung ſinnlich zu machen, das Symboliſche der Moral wiederum auf das Anſchauende zurückzubringen, und wann dieſes Mittel gewiſſe Geſtus ſeyn können, ſo muß ſie der Schauſpieler ja nicht zu machen verſäumen.

Man wird mich aus einem Exempel am beſten verſtehen. Ich nehme es, wie mir es jetzt beifällt; der Schauſpieler wird ſich ohne Mühe auf noch weit einleuchtendere beſinnen. — Wenn Olint ſich mit der Hoffnung ſchmeichelt, Gott werde das Herz des Aladin bewegen, daß er ſo grauſam mit den Chriſten nicht verfahre, als er ihnen gedrohet: ſo kann Evander, als ein alter Mann, nicht wohl anders, als ihm die Betrieglichkeit unſerer Hoffnungen zu Gemüthe führen.

„Vertraue nicht, mein Sohn, Hoffnungen, die betrügen!“

Sein Sohn iſt ein feuriger Jüngling, und in der Jugend iſt man vorzüglich geneigt, ſich von der Zukunft nur das Beſte zu verſprechen.

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft.“

Doch indem beſinnnt er ſich, daß das Alter zu dem entgegengeſetzten Fehler nicht weniger geneigt iſt; er will den unverzagten Jüngling nicht ganz niederſchlagen, und fährt fort:

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft.“

Dieſe Sentenzen mit einer gleichgültigen Action, mit einer nichts als ſchönen Bewegung des Armes begleiten, würde weit ſchlimmer ſeyn, als ſie ganz ohne Action herſagen. Die einzige ihnen angemeſſene Action iſt die, welche ihre Allgemeinheit wieder auf das Beſondere einſchränkt. Die Zeile,

„Da ſie zu leichtlich glaubt, irrt muntre Jugend oft“

muß in dem Tone, mit dem Geſtu der väterlichen Warnung, an und gegen den Olint geſprochen werden, weil Olint es iſt, deſſen unerfahrne leichtgläubige Jugend bei dem ſorgſamen Alten dieſe Betrachtung veranlaßt. Die Zeile hingegen,

„Das Alter quält ſich ſelbſt, weil es zu wenig hofft“

erfordert den Ton, das Achſelzucken, mit dem wir unſere eigene Schwachheiten zu geſtehen pflegen, und die Hände müſſen ſich nothwendig gegen die Bruſt ziehen, um zu bemerken, daß Evander dieſen Satz aus eigener Erfahrung habe, daß er ſelbſt der Alte ſey, von dem er gelte. —

Es iſt Zeit, daß ich von dieſer Ausſchweifung über den Vortrag der moraliſchen Stellen wieder zurückkomme. Was man Lehrreiches darin findet, hat man lediglich den Beiſpielen des Hrn. Eckhof zu danken; ich habe nichts als von ihnen richtig zu abſtrahiren geſucht. Wie leicht, wie angenehm iſt es, einem Künſtler nachzuforſchen, dem das Gute nicht bloß gelingt, ſondern der es macht!

Die Rolle der Clorinde ward von Madame Henſeln geſpielt, die ohnſtreitig eine von den beſten Actricen iſt,

welche das deutſche Theater jemals gehabt hat. Ihr beſonderer Vorzug iſt eine ſehr richtige Declamation; ein falſcher Accent wird ihr ſchwerlich entwiſchen; ſie weiß den verworrenſten, holprichſten, dunkelſten Vers mit einer Leichtigkeit, mit einer Präciſion zu ſagen, daß er durch ihre Stimme die deutlichſte Erklärung, den vollſtändigſten Commentar erhält. Sie verbindet damit nicht ſelten ein Raffinement, welches entweder von einer ſehr glücklichen Empfindung, oder von einer ſehr richtigen Beurtheilung zeugt. Ich glaube die Liebeserklärung, welche ſie dem Olint thut, noch zu hören:

„— Erkenne mich! Ich kann nicht länger ſchweigen;
„Verſtellung oder Stolz ſey niedern Seelen eigen.
„Olint iſt in Gefahr, und ich bin außer mir —
„Bewundernd ſah ich oft im Krieg und Schlacht nach dir;
„Mein Herz, das vor ſich ſelbſt ſich zu entdecken ſcheute,
„War wider meinen Ruhm und meinen Stolz im Streite.
„Dein Unglück aber reißt die ganze Seele hin,
„Und jetzt erkenn ich erſt, wie klein, wie ſchwach ich bin.
„Jetzt, da dich alle die, die dich verehrten, haſſen,
„Da du zur Pein beſtimmt, von jedermann verlaſſen,
„Verbrechern gleich geſtellt, unglücklich und ein Chriſt,
„Dem furchtbarn Tode nah, im Tod noch elend biſt:
„Jetzt wag ich's zu geſtehn: jetzt kenne meine Triebe!

Wie frei, wie edel war dieſer Ausbruch! Welches Feuer, welche Inbrunſt beſeelten jeden Ton! Mit welcher Zudringlichkeit, mit welcher Ueberſtrömung des Herzens ſprach ihr Mitleid! Mit welcher Entſchloſſenheit ging ſie auf das Bekenntniß ihrer Liebe los! Aber wie unerwartet, wie überraſchend brach ſie auf einmal ab, und veränderte auf einmal Stimme und Blick, und die ganze Haltung des Körpers, da es nun darauf ankam, die dürren Worte ihres Bekenntniſſes zu ſprechen. Die Augen zur Erde geſchlagen, nach einem langſamen Seufzer, in dem furchtſamen gezogenen Tone der Verwirrung, kam endlich

„Ich liebe dich, Olint, —

heraus, und mit einer Wahrheit! Auch der, der nicht weiß, ob die Liebe ſich ſo erklärt, empfand, daß ſie ſich ſo erklären ſollte. Sie entſchloß ſich als Heldin, ihre Liebe zu geſtehen, und geſtand ſie als ein zärtliches, ſchamhaftes Weib. So Kriegerin als ſie war, ſo gewöhnt ſonſt in allem zu männlichen Sitten: behielt das Weibliche doch hier die Oberhand. Kaum aber waren ſie hervor, dieſe der Sittſamkeit ſo ſchwere Worte, und mit eins war auch jener Ton der Freimüthigkeit wieder da. Sie fuhr mit der ſorgloſeſten Lebhaftigkeit, in aller der unbekümmerten Hitze des Affects, fort:

„— — — Und ſtolz auf meine Liebe,
„Stolz, daß dir meine Macht dein Leben retten kann,
„Biet ich dir Hand und Herz, und Kron und Purpur an.

Denn die Liebe äußert ſich nun als großmüthige Freundſchaft: und die Freundſchaft ſpricht eben ſo dreiſt, als ſchüchtern die Liebe.

Fünftes Stück.

Den 15. Mai 1767.

Es iſt unſtreitig, daß die Schauſpielerin durch dieſe meiſterhafte Abſetzung der Worte

„Ich liebe dich, Olint, —

der Stelle eine Schönheit gab, von der ſich der Dichter, bei dem alles in dem nämlichen Fluſſe von Worten daher rauſcht, nicht das geringſte Verdienſt beimeſſen kann. Aber wenn es ihr doch gefallen hätte, in dieſen Verfeinerungen ihrer Rolle fortzufahren! Vielleicht beſorgte ſie, den Geiſt des Dichters ganz zu verfehlen; oder vielleicht ſcheute ſie den Vorwurf, nicht das, was der Dichter ſagt, ſondern was er hätte ſagen ſollen, geſpielt zu haben. Aber welches Lob könnte größer ſeyn, als ſo ein Vorwurf? Freilich muß ſich nicht jeder Schauſpieler einbilden, dieſes Lob verdienen zu können. Denn ſonſt möchte es mit den armen Dichtern übel ausſehen.

Cronegk hat wahrlich aus ſeiner Clorinde ein ſehr abgeſchmacktes, widerwärtiges, häßliches Ding gemacht. Und dem ungeachtet iſt ſie noch der einzige Charakter, der uns bei ihm intereſſirt. So ſehr er die ſchöne Natur in ihr verfehlt, ſo thut doch noch die plumpe, ungeſchlachte Natur einige Wirkung. Das macht, weil die übrigen Charaktere ganz außer aller Natur ſind, und wir doch noch leichter mit einem Dragoner von Weibe, als mit himmelbrütenden Schwärmern ſympathiſiren. Nur gegen das Ende, wo ſie mit in den begeiſterten Ton fällt, wird ſie uns eben ſo gleichgültig und eckel. Alles iſt Widerſpruch in ihr, und immer ſpringt ſie von einem Aeußerſten auf das andere. Kaum hat ſie ihre Liebe erklärt, ſo fügt ſie hinzu:

„Wirſt du mein Herz verſchmähn? Du ſchweigſt? — Entſchließe dich;
„Und wenn du zweifeln kannſt — ſo zittre!

So zittre? Olint ſoll zittern? er, den ſie ſo oft, in dem Tumulte der Schlacht, unerſchrocken unter den Streichen des Todes geſehen? Und ſoll vor ihr zittern? Was will ſie denn? Will ſie ihm die Augen auskratzen? O wenn es der Schauſpielerin eingefallen wäre, für dieſe ungezogene weibliche Gasconade „ſo zittre!" zu ſagen: ich zittere! Sie konnte zittern, ſo viel ſie wollte, ihre Liebe verſchmäht, ihren Stolz beleidigt zu finden. Das wäre ſehr natürlich geweſen. Aber es von dem Olint verlangen, Gegenliebe von ihm, mit dem Meſſer an der Gurgel, fordern, das iſt ſo unartig als lächerlich.

Doch was hätte es geholfen, den Dichter einen Augenblick länger in den Schranken des Wohlſtandes und der Mäßigung zu erhalten? Er fährt fort, Clorinden in dem wahren Tone einer beſoffenen Marquetenderin raſen zu laſſen; und da findet keine Linderung, keine Bemäntelung mehr Statt.

Das einzige, was die Schauſpielerin zu ſeinem Beſten

noch thun könnte, wäre vielleicht dieſes, wenn ſie ſich von ſeinem wilden Feuer nicht ſo ganz hinreißen ließe, wenn ſie ein wenig an ſich hielte, wenn ſie die äußerſte Wuth nicht mit der äußerſten Anſtrengung der Stimme, nicht mit den gewaltſamſten Gebärden ausdrückte.

Wenn Shakeſpeare nicht ein eben ſo großer Schauſpieler in der Ausübung geweſen iſt, als er ein dramatiſcher Dichter war, ſo hat er doch wenigſtens eben ſo gut gewußt, was zu der Kunſt des einen, als was zu der Kunſt des andern gehört. Ja vielleicht hatte er über die Kunſt des erſtern um ſo viel tiefer nachgedacht, weil er ſo viel weniger Genie dazu hatte. Wenigſtens iſt jedes Wort, das er dem Hamlet, wenn er die Komödianten abrichtet, in den Mund legt, eine goldene Regel für alle Schauſpieler, denen an einem vernünftigen Beifalle gelegen iſt. „Ich bitte Euch,“ läßt er ihn unter andern zu dem Komödianten ſagen, „ſprecht die Rede ſo, wie ich ſie Euch vorſagte; die Zunge „muß nur eben darüber hinlaufen. Aber wenn ihr mir ſie „ſo heraushalſet, wie es manche von unſern Schauſpielern „thun: ſeht, ſo wäre mir es eben ſo lieb geweſen, wenn „der Stadtſchreiber meine Verſe geſagt hätte. Auch durch„ſägt mir mit eurer Hand nicht ſo ſehr die Luft, ſondern „macht alles hübſch artig; denn mitten in dem Strome, „mitten in dem Sturme, mitten, ſo zu reden, in dem „Wirbelwinde der Leidenſchaften, müßt ihr noch einen „Grad von Mäßigung beobachten, der ihnen das Glatte „und Geſchmeidige giebt.“

Man ſpricht ſo viel von dem Feuer des Schauſpielers; man zerſtreitet ſich ſo ſehr, ob ein Schauſpieler zu viel Feuer haben könne. Wenn die, welche es behaupten, zum Beweiſe anführen, daß ein Schauſpieler ja wohl am unrechten Orte heftig, oder wenigſtens heftiger ſeyn könne, als es die Umſtände erfordern: ſo haben die, welche es läugnen, Recht zu ſagen, daß in ſolchem Falle der Schauſpieler nicht zu viel Feuer, ſondern zu wenig Verſtand zeige. Ueberhaupt kömmt es aber wohl darauf an, was wir unter dem Worte Feuer verſtehen. Wenn Geſchrei und Contorſionen Feuer ſind, ſo iſt es wohl unſtreitig, daß der Acteur darin zu weit gehen kann. Beſteht aber das Feuer in der Geſchwindigkeit und Lebhaftigkeit, mit welcher alle Stücke, die den Acteur ausmachen, das ihrige dazu beitragen, um ſeinem Spiele den Schein der Wahrheit zu geben: ſo müßten wir dieſen Schein der Wahrheit nicht bis zur äußerſten Illuſion getrieben zu ſehen wünſchen, wenn es möglich wäre, daß der Schauſpieler allzuviel Feuer in dieſem Verſtande anwenden könnte. Es kann alſo auch nicht dieſes Feuer ſeyn, deſſen Mäßigung Shakeſpeare, ſelbſt in dem Strome, in dem Sturme, in dem Wirbelwinde der Leidenſchaft verlangt: er muß bloß jene Heftigkeit der Stimme und der Bewegungen meinen; und der Grund iſt leicht zu finden, warum auch da, wo der Dichter nicht die geringſte Mäßigung beobachtet hat, dennoch der Schauſpieler ſich in beiden Stücken mäßigen müſſe. Es giebt wenig Stimmen, die in ihrer äußerſten Anſtrengung nicht widerwärtig würden; und allzu ſchnelle, allzu ſtürmiſche Bewegungen werden ſelten edel ſeyn. Gleichwohl ſollen weder unſere Augen noch unſere Ohren beleidigt werden; und nur alsdann, wenn man bei Aeußerung der heftigen Leidenſchaften alles vermeidet, was dieſen oder jenen unangenehm ſeyn könnte, haben ſie das Glatte und Geſchmeidige, welches ein Hamlet auch noch da von ihnen verlangt, wenn ſie den höchſten Eindruck machen, und ihm das Gewiſſen verſtockter Frevler aus dem Schlafe ſchrecken ſollen.

Die Kunſt des Schauſpielers ſteht hier zwiſchen den bildenden Künſten und der Poeſie mitten inne. Als ſichtbare Malerei muß zwar die Schönheit ihr höchſtes Geſetz ſeyn; doch als tranſitoriſche Malerei braucht ſie ihren Stellungen jene Ruhe nicht immer zu geben, welche die alten Kunſtwerke ſo imponirend macht. Sie darf ſich, ſie muß ſich das Wilde eines Tempeſta, das Freche eines Bernini öfters erlauben; es hat bei ihr alle das Ausdrückende, welches ihm eigenthümlich iſt, ohne das Beleidigende zu haben, das es in den bildenden Künſten durch den permanenten Stand erhält. Nur muß ſie nicht allzulang darin verweilen; nur muß ſie es durch die vorhergehenden Bewegungen allmählig vorbereiten, und durch die darauf folgenden wiederum in den allgemeinen Ton des Wohlanſtändigen auflöſen; nur muß ſie ihm nie alle die Stärke geben, zu der ſie der Dichter in ſeiner Bearbeitung treiben kann. Denn ſie iſt zwar eine ſtumme Poeſie, aber die ſich unmittelbar unſern Augen verſtändlich machen will; und jeder Sinn will geſchmeichelt ſeyn, wenn er die Begriffe, die man ihm in die Seele zu bringen giebt, unverfälſcht überliefern ſoll.

Es könnte leicht ſeyn, daß ſich unſere Schauſpieler bei der Mäßigung, zu der ſie die Kunſt auch in den heftigſten Leidenſchaften verbindet, in Anſehung des Beifalles nicht allzuwohl befinden dürften. — Aber welches Beifalles? — Die Gallerie iſt freilich ein großer Liebhaber des Lärmenden und Tobenden, und ſelten wird ſie ermangeln, eine gute Lunge mit lauten Händen zu erwiedern. Auch das deutſche Parterre iſt noch ziemlich von dieſem Geſchmacke, und es giebt Acteurs, die ſchlau genug von dieſem Geſchmacke Vortheil zu ziehen wiſſen. Der Schläfrigſte rafft ſich, gegen das Ende der Scene, wenn er abgehen ſoll, zuſammen, erhebt auf einmal die Stimme, und überladet die Action, ohne zu überlegen, ob der Sinn ſeiner Rede dieſe höhere Anſtrengung auch erfordere. Nicht ſelten widerſpricht ſie ſogar der Verfaſſung, mit der er abgehen ſoll; aber was thut das ihm? Genug, daß er das Parterre dadurch erinnert hat, aufmerkſam auf ihn zu ſeyn, und wenn es die Güte haben will, ihm nachzuklatſchen. Nachzuklatſchen ſollte es ihm! Doch leider iſt es theils nicht Kenner genug, theils zu gutherzig, und nimmt die Begierde, ihm gefallen zu wollen, für die That.

Ich getraue mich nicht, von der Action der übrigen Schauſpieler in dieſem Stücke etwas zu ſagen. Wenn ſie

nur immer bemüht ſeyn müſſen, Fehler zu bemänteln, und das Mittelmäßige geltend zu machen: ſo kann auch der Beſte nicht anders, als in einem ſehr zweideutigen Lichte erſcheinen. Wenn wir ihn auch den Verdruß, den uns der Dichter verurſacht, nicht mit entgelten laſſen, ſo ſind wir doch nicht aufgeräumt genug, ihm alle die Gerechtigkeit zu erweiſen, die er verdient.

Den Beſchluß des erſten Abends machte der Triumph der vergangenen Zeit, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des le Grand. Es iſt eines von den drei kleinen Stücken, welche le Grand unter dem allgemeinen Titel, der Triumph der Zeit, im Jahr 1724 auf die franzöſiſche Bühne brachte, nachdem er den Stoff deſſelben, bereits einige Jahre vorher, unter der Aufſchrift: die lächerlichen Verliebten, behandelt, aber wenig Beifall damit erhalten hatte. Der Einfall, der dabei zum Grunde liegt, iſt drollig genug, und einige Situationen ſind ſehr lächerlich. Nur iſt das Lächerliche von der Art, wie es ſich mehr für eine ſatyriſche Erzählung, als auf die Bühne ſchickt. Der Sieg der Zeit über die Schönheit und Jugend macht eine traurige Idee; die Einbildung eines ſechzigjährigen Gecks und einer eben ſo alten Närrin, daß die Zeit nur über ihre Reize keine Gewalt ſollte gehabt haben, iſt zwar lächerlich; aber dieſen Geck und dieſe Närrin ſelbſt zu ſehen, iſt eckelhafter als lächerlich.

Sechstes Stück.

Den 19. Mai 1767.

Noch habe ich der Anreden an die Zuſchauer, vor und nach dem großen Stücke des erſten Abends, nicht gedacht. Sie ſchreiben ſich von einem Dichter her, der es mehr als irgend ein anderer verſteht, tiefſinnigen Verſtand mit Witz aufzuheitern, und nachdenklichem Ernſte die gefällige Miene des Scherzes zu geben. Womit könnte ich dieſe Blätter beſſer auszieren, als wenn ich ſie meinen Leſern ganz mittheile? Hier ſind ſie. Sie bedürfen keines Commentars. Ich wünſche nur, daß manches darin nicht in den Wind geſagt ſey!

Sie wurden beide ungemein wohl, die erſtere mit alle dem Anſtande und der Würde, und die andere mit alle der Wärme und Feinheit und einſchmeichelnden Verbindlichkeit geſprochen, die der beſondere Inhalt einer jeden erforderte.

Prolog.

(Geſprochen von Madame Löwen.)

Ihr Freunde, denen hier das mannichfache Spiel
Des Menſchen in der Kunſt der Nachahmung gefiel:
Ihr, die ihr gerne weint, ihr weichen, beſſern Seelen,
Wie ſchön, wie edel iſt die Luſt, ſich ſo zu quälen;
Wenn bald die ſüße Thrän', indem das Herz erweicht,
In Zärtlichkeit zerſchmilzt, ſtill von den Wangen ſchleicht,
Bald die beſtürmte Seel', in jeder Nerv' erſchüttert,
Im Leiden Wolluſt fühlt, und mit Vergnügen zittert!
O ſagt, iſt dieſe Kunſt, die ſo Eu'r Herz zerſchmelzt,
Der Leidenſchaften Strom ſo durch Eu'r Innres wälzt,
Vergnügend, wenn ſie rührt, entzückend, wenn ſie ſchrecket,
Zu Mitleid, Menſchenlieb', und Edelmuth erwecket,
Die Sittenbilderin, die jede Tugend lehrt,
Iſt die nicht Eurer Gunſt und Eurer Pflege werth?
Die Fürſicht ſendet ſie mitleidig auf die Erde,
Zum Beſten des Barbars, damit er menſchlich werde;
Weiht ſie, die Lehrerin der Könige zu ſeyn,
Mit Würde, mit Genie, mit Feu'r vom Himmel ein;
Heißt ſie, mit ihrer Macht, durch Thränen zu ergötzen,
Das ſtumpfeſte Gefühl der Menſchenliebe wetzen;
Durch ſüße Herzensangſt und angenehmes Graun
Die Bosheit bändigen, und an den Seelen baun;
Wohlthätig für den Staat, den Wüthenden, den Wilden,
Zum Menſchen, Bürger, Freund, und Patrioten bilden.
Geſetze ſtärken zwar der Staaten Sicherheit,
Als Ketten an der Hand der Ungerechtigkeit;
Doch deckt noch immer Liſt den Böſen vor dem Richter,
Und Macht wird oft der Schutz erhabner Böſewichter.
Wer rächt die Unſchuld dann? Weh dem gedrückten Staat,
Der, ſtatt der Tugend, nichts, als ein Geſetzbuch hat!
Geſetze, nur ein Zaum der offenen Verbrechen,
Geſetze, die man lehrt des Haſſes Urtheil ſprechen,
Wenn ihnen Eigennutz, Stolz und Parteilichkeit
Für eines Solons Geiſt, den Geiſt der Drückung leiht!
Da lernt Beſtechung bald, um Strafen zu entgehen,
Das Schwert der Majeſtät aus ihren Händen drehen:
Da pflanzet Herrſchbegier, ſich freuend des Verfalls
Der Redlichkeit, den Fuß der Freiheit auf den Hals.
Läßt den, der ſie vertritt, in Schimpf und Banden ſchmachten,
Und das blutſchuld'ge Beil der Themis Unſchuld ſchlachten!
Wenn der, den kein Geſetz ſtraft oder ſtrafen kann,
Der ſchlaue Böſewicht, der blutige Tyrann,
Wenn der die Unſchuld drückt, wer wagt es, ſie zu decken?
Den ſichert tiefe Liſt, und dieſen waffnet Schrecken.
Wer iſt ihr Genius, der ſich entgegen legt? —
Wer? Sie, die jetzt den Dolch, und jetzt die Geißel trägt,
Die unerſchrockne Kunſt, die allen Mißgeſtalten
Strafloſer Thorheit wagt den Spiegel vorzuhalten;
Die das Geweb' enthüllt, worin ſich Liſt verſpinnt,
Und den Tyrannen ſagt, daß ſie Tyrannen ſind;
Die, ohne Menſchenfurcht, vor Thronen nicht erblödet,
Und mit des Donners Stimm' ans Herz der Fürſten redet;
Gekrönte Mörder ſchreckt, den Ehrgeiz nüchtern macht;
Den Heuchler züchtiget und Thoren klüger lacht;
Sie, die zum Unterricht die Todten läßt erſcheinen,
Die große Kunſt, mit der wir lachen, oder weinen.
Sie fand in Griechenland Schutz, Lieb' und Lehrbegier
In Rom, in Gallien, in Albion, und — hier.
Ihr, Freunde, habt hier oft, wenn ihre Thränen floſſen,
Mit edler Weichlichkeit die Euren mit vergoſſen;
Habt redlich Euren Schmerz mit ihrem Schmerz vereint,
Und ihr aus voller Bruſt den Beifall zugeweint:
Wie ſie gehaßt, geliebt, gehoffet, und geſcheuet,
Und Eurer Menſchlichkeit im Leiden Euch erfreuet.
Lang hat ſie ſich umſonſt nach Bühnen umgeſehn:

In Hamburg fand ſie Schutz: hier ſey denn ihr Athen!
Hier, in dem Schooß der Ruh, im Schutze weiſer Gönner,
Gemuthiget durch Lob, vollendet durch den Kenner;
Hier reifet — ja ich wünſch', ich hoff', ich weiſſag' es, —
Ein zweiter Roſcius, ein zweiter Sophokles,
Der Gräciens Kothurn Germanien erneure:
Und ein Theil dieſes Ruhms, ihr Gönner, wird der Eure.
O ſeyd deſſelben werth! Bleibt Eurer Güte gleich,
Und denkt, o denkt daran, ganz Deutſchland ſieht auf Euch!

Epilog.

(Geſprochen von Madame Henſel.)

Seht hier! ſo ſtandhaft ſtirbt der überzeugte Chriſt!
So lieblos haſſet der, dem Irrthum nützlich iſt,
Der Barbarei bedarf, damit er ſeine Sache,
Sein Anſehn, ſeinen Traum zu Lehren Gottes mache.
Der Geiſt des Irrthums war Verfolgung und Gewalt,
Wo Blindheit für Verdienſt, und Furcht für Andacht galt.
So konnt er ſein Geſpinnſt von Lügen, mit den Blitzen
Der Majeſtät, mit Gift, mit Meuchelmord beſchützen.
Wo Ueberzeugung fehlt, macht Furcht den Mangel gut:
Die Wahrheit überführt, der Irrthum fordert Blut.
Verfolgen muß man die und mit dem Schwert bekehren,
Die anders Glaubens ſind, als die Ismenors lehren.
Und mancher Aladin ſieht ſtaatsklug oder ſchwach
Dem ſchwarzen Blutgericht der heilgen Mörder nach,
Und muß mit ſeinem Schwert den, welchen Träumer haſſen,
Den Freund, den Märtyrer der Wahrheit würgen laſſen.
Abſcheulichs Meiſterſtück der Herrſchſucht und der Liſt,
Wofür kein Name hart, kein Schimpfwort lieblos iſt!
O Lehre, die erlaubt, die Gottheit ſelbſt mißbrauchen,
In ein unſchuldig Herz des Haſſes Dolch zu tauchen,
Dich, die ihr Blutpanier oft über Leichen trug,
Dich, Gräuel, zu verſchmähn, wer leiht mir einen Fluch!
Ihr Freund', in deren Bruſt der Menſchheit edle Stimme
Laut für die Heldin ſprach, als ſie dem Prieſtergrimme
Ein ſchuldlos Opfer ward, und für die Wahrheit ſank:
Habt Dank für dieß Gefühl, für jede Thräne Dank!
Wer irrt, verdient nicht Zucht des Haſſes oder Spottes:
Was Menſchen haſſen lehrt, iſt keine Lehre Gottes!
Ach! liebt die Irrenden, die ohne Bosheit blind,
Zwar Schwächere vielleicht, doch immer Menſchen ſind.
Belehret, duldet ſie; und zwingt nicht die zu Thränen,
Die ſonſt kein Vorwurf trifft, als daß ſie anders wähnen.
Rechtſchaffen iſt der Mann, den, ſeinem Glauben treu,
Nichts zur Verſtellung zwingt, zu böſer Heuchelei;
Der für die Wahrheit glüht, und, nie durch Furcht gezügelt,
Sie freudig, wie Olint, mit ſeinem Blut verſiegelt.
Solch Beiſpiel, edle Freund', iſt Eures Beifalls werth:
O wohl uns! hätten wir, was Cronegk ſchön gelehrt,
Gedanken, die ihn ſelbſt ſo ſehr veredelt haben,
Durch unſre Vorſtellung tief in Eu'r Herz gegraben!
Des Dichters Leben war ſchön, wie ſein Nachruhm iſt;
Er war, und — o verzeiht die Thrän! — und ſtarb ein Chriſt.
Ließ ſein vortrefflich Herz der Nachwelt in Gedichten,
Um ſie — was kann man mehr? noch todt zu unterrichten.
Verſaget, hat Euch jetzt Sophronia gerührt,
Denn ſeiner Aſche nicht, was ihr mit Recht gebührt,
Den Seufzer, daß er ſtarb, den Dank für ſeine Lehre,
Und — ach! den traurigen Tribut von einer Zähre.
Uns aber, edle Freund', ermuntre Gütigkeit;
Und hätten wir gefehlt, ſo tadelt; doch verzeiht.
Verzeihung muthiget zu edlerm Erkühnen,
Und ſeiner Tadel lehrt, das höchſte Lob verdienen.
Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind;
Erwartet nicht zu viel, damit wir immer ſteigen,
Und — doch nur Euch gebührt zu richten, uns zu ſchweigen.

Siebentes Stück.

Den 22. Mai 1767.

Der Prolog zeigt das Schauſpiel in ſeiner höchſten Würde, indem er es als das Supplement der Geſetze betrachten läßt. Es giebt Dinge in dem ſittlichen Betragen des Menſchen, welche, in Anſehung ihres unmittelbaren Einfluſſes auf das Wohl der Geſellſchaft, zu unbeträchtlich, und in ſich ſelbſt zu veränderlich ſind, als daß ſie werth oder fähig wären, unter der eigentlichen Aufſicht des Geſetzes zu ſtehen. Es giebt wiederum andere, gegen die alle Kraft der Legislation zu kurz fällt; die in ihren Triebfedern ſo unbegreiflich, in ſich ſelbſt ſo ungeheuer, in ihren Folgen ſo unermeßlich ſind, daß ſie entweder der Ahndung der Geſetze ganz entgehen, oder doch unmöglich nach Verdienſt geahndet werden können. Ich will es nicht unternehmen, auf die erſtern, als auf Gattungen des Lächerlichen, die Komödie; und auf die andern, als auf außerordentliche Erſcheinungen in dem Reiche der Sitten, welche die Vernunft in Erſtaunen, und das Herz in Tumult ſetzen, die Tragödie einzuſchränken. Das Genie lacht über alle die Gränzſcheidungen der Kritik. Aber ſo viel iſt doch unſtreitig, daß das Schauſpiel überhaupt ſeinen Vorwurf entweder dieſſeits oder jenſeits der Gränzen des Geſetzes wählet, und die eigentlichen Gegenſtände deſſelben nur in ſo fern behandelt, als ſie ſich entweder in das Lächerliche verlieren, oder bis in das Abſcheuliche verbreiten.

Der Epilog verweilt bei einer von den Hauptlehren, auf welche ein Theil der Fabel und Charaktere des Trauerſpiels mit abzwecken. Es war zwar von dem Herrn von Cronegk ein wenig unüberlegt, in einem Stücke, deſſen Stoff aus den unglücklichen Zeiten der Kreuzzüge genommen iſt, die Toleranz predigen, und die Abſcheulichkeiten des Geiſtes der Verfolgung an den Bekennern der mahomedaniſchen Religion zeigen zu wollen. Denn dieſe Kreuzzüge ſelbſt, die in ihrer Anlage ein politiſcher Kunſtgriff der Päpſte waren, wurden in ihrer Ausführung die unmenſchlichſten Verfolgungen, deren ſich der chriſtliche Aberglaube jemals ſchuldig gemacht hat; die meiſten und blutgierigſten Ismenors hatte damals die wahre Religion; und einzelne Perſonen, die eine Moſchee beraubt haben, zur Strafe ziehen, kömmt das wohl gegen die unſelige Raſerei, welche das rechtgläubige Europa entvölkerte, um das ungläubige

Aſien zu verwüſten? Doch was der Tragicus in ſeinem Werke ſehr unſchicklich angebracht hat, das konnte der Dichter des Epilogs gar wohl auffaſſen. Menſchlichkeit und Sanftmuth verdienen bei jeder Gelegenheit empfohlen zu werden, und kein Anlaß dazu kann ſo entfernt ſeyn, den wenigſtens unſer Herz nicht ſehr natürlich und dringend finden ſollte.

Uebrigens ſtimme ich mit Vergnügen dem rührenden Lobe bei, welches der Dichter dem ſeligen Cronegk ertheilt. Aber ich werde mich ſchwerlich bereden laſſen, daß er mit mir, über den poetiſchen Werth des kritiſirten Stückes, nicht ebenfalls einig ſeyn ſollte. Ich bin ſehr betroffen geweſen, als man mich verſichert, daß ich verſchiedene von meinen Leſern durch mein unverhohlenes Urtheil unwillig gemacht hatte. Wenn ihnen beſcheidene Freiheit, bei der ſich durchaus keine Nebenabſichten denken laſſen, mißfällt, ſo laufe ich Gefahr, ſie noch oft unwillig zu machen. Ich habe gar nicht die Abſicht gehabt, ihnen die Leſung eines Dichters zu verleiden, den ungekünſtelter Witz, viel feine Empfindung und die lauterſte Moral empfehlen. Dieſe Eigenſchaften werden ihn jederzeit ſchätzbar machen, ob man ihm ſchon andere abſprechen muß, zu denen er entweder gar keine Anlage hatte, oder die zu ihrer Reife gewiſſe Jahre erfordern, weit unter welchen er ſtarb. Sein Codrus ward von den Verfaſſern der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften gekrönt, aber wahrlich nicht als ein gutes Stück, ſondern als das beſte von denen, die damals um den Preis ſtritten. Mein Urtheil nimmt ihm alſo keine Ehre, die ihm die Kritik damals ertheilet. Wenn Hinkende um die Wette laufen, ſo bleibt der, welcher von ihnen zuerſt an das Ziel kömmt, doch noch ein Hinkender.

Eine Stelle in dem Epilog iſt einer Mißdeutung ausgeſetzt geweſen, von der ſie gerettet zu werden verdient. Der Dichter ſagt:

„Bedenkt, daß unter uns die Kunſt nur kaum beginnt,
„In welcher tauſend Quins für einen Garrick ſind.“

Quin, habe ich dawider erinnern hören, iſt kein ſchlechter Schauſpieler geweſen. — Nein, gewiß nicht; er war Thomſons beſonderer Freund, und die Freundſchaft, in der ein Schauſpieler mit einem Dichter, wie Thomſon, geſtanden, wird bei der Nachwelt immer ein gutes Vorurtheil für ſeine Kunſt erwecken. Auch hat Quin noch mehr, als dieſes Vorurtheil für ſich: man weiß, daß er in der Tragödie mit vieler Würde geſpielt; daß er beſonders der erhabenen Sprache des Milton Genüge zu leiſten gewußt; daß er, im Komiſchen, die Rolle des Fallſtaff zu ihrer größten Vollkommenheit gebracht. Doch alles dieſes macht ihn zu keinem Garrick; und das Mißverſtändniß liegt bloß darin, daß man annimmt, der Dichter habe dieſem allgemeinen und außerordentlichen Schauſpieler einen ſchlechten, und für ſchlecht durchgängig erkannten, entgegenſetzen wollen. Quin ſoll hier einen von der gewöhnlichen Sorte bedeuten, wie man ſie alle Tage ſieht; einen Mann, der überhaupt ſeine Sache ſo gut wegmacht, daß man mit ihm zufrieden iſt; der auch dieſen und jenen Charakter ganz vortrefflich ſpielt, ſo wie ihm ſeine Figur, ſeine Stimme, ſein Temperament dabei zu Hülfe kommen. So ein Mann iſt ſehr brauchbar, und kann mit allem Rechte ein guter Schauſpieler heißen; aber wie viel fehlt ihm noch, um der Proteus in ſeiner Kunſt zu ſeyn, für den das einſtimmige Gerücht ſchon längſt den Garrick erklärt hat. Ein ſolcher Quin machte, ohne Zweifel, den König im Hamlet, als Thomas Jones und Rebhuhn in der Komödie waren; und der Rebhuhne giebt es mehrere, die nicht einen Augenblick anſtehen, ihn einem Garrick weit vorzuziehen. „Was? ſagen ſie, Garrick der größte Acteur? Er ſchien ja nicht über das Geſpenſt erſchrocken, ſondern er war es. Was iſt das für eine Kunſt, über ein Geſpenſt zu erſchrecken? Gewiß und wahrhaftig, wenn wir den Geiſt geſehen hätten, ſo würden wir eben ſo ausgeſehen, und eben das gethan haben, was er that. Der andere hingegen, der König, ſchien wohl auch etwas gerührt zu ſeyn, aber als ein guter Acteur gab er ſich doch alle mögliche Mühe, es zu verbergen. Zudem ſprach er alle Worte ſo deutlich aus, und redete noch einmal ſo laut, als jener kleine unanſehnliche Mann, aus dem ihr ſo ein Aufhebens macht!“

Bei den Engländern hat jedes neue Stück ſeinen Prolog und Epilog, den entweder der Verfaſſer ſelbſt, oder ein Freund deſſelben, abfaßt. Wozu die Alten den Prolog brauchten, den Zuhörer von verſchiedenen Dingen zu unterrichten, die zu einem geſchwindern Verſtändniſſe der zum Grunde liegenden Geſchichte des Stückes dienen, dazu brauchen ſie ihn zwar nicht. Aber er iſt darum doch nicht ohne Nutzen. Sie wiſſen hunderterlei darin zu ſagen, was das Auditorium für den Dichter, oder für den von ihm bearbeiteten Stoff einnehmen, und unbilligen Kritiken, ſowohl über ihn als über die Schauſpieler, vorbauen kann. Noch weniger bedienen ſie ſich des Epilogs, ſo wie ſich wohl Plautus deſſen manchmal bedienet, um die völlige Auflöſung des Stücks, die in dem fünften Acte nicht Raum hatte, darin erzählen zu laſſen. Sondern ſie machen ihn zu einer Art von Nutzanwendung, voll guter Lehren, voll feiner Bemerkungen über die geſchilderten Sitten, und über die Kunſt, mit der ſie geſchildert worden; und das alles in dem ſchnurrigſten, launigſten Tone. Dieſen Ton ändern ſie auch nicht einmal gern bei dem Trauerſpiele; und es iſt gar nichts ungewöhnliches, daß nach dem blutigſten und rührendſten die Satyre ein ſo lautes Gelächter aufſchlägt, und der Witz ſo muthwillig wird, daß es ſcheint, es ſey die ausdrückliche Abſicht, mit allen Eindrücken des Guten ein Geſpötte zu treiben. Es iſt bekannt, wie ſehr Thomſon wider dieſe Narrenſchelle, mit der man der Melpomene nachklingelt, geeifert hat. Wenn ich daher wünſchte, daß auch bei uns neue Originalſtücke, nicht ganz ohne Einführung und Empfehlung, vor das Publicum gebracht würden, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bei dem Trauerſpiele der Ton des Epilogs unſerm deutſchen Ernſte angemeſſener

ſeyn müßte. Nach dem Luſtſpiele könnte er immer ſo burlesk ſeyn, als er wollte. Dryden iſt es, der bei den Engländern Meiſterſtücke von dieſer Art gemacht hat, die noch jetzt mit dem größten Vergnügen geleſen werden, nachdem die Spiele ſelbſt, zu welchen er ſie verfertigt, zum Theil längſt vergeſſen ſind. Hamburg hätte einen deutſchen Dryden in der Nähe; und ich brauche ihn nicht noch einmal zu bezeichnen, wer von unſern Dichtern Moral und Kritik mit attiſchem Salze zu würzen, ſo gut als der Engländer verſtehen würde.

Achtes Stück.

Den 26. Mai 1767.

Die Vorſtellungen des erſten Abends wurden den zweiten wiederholt.

Den dritten Abend (Freitags, den 24. v. M.) ward Melanide aufgeführt. Dieſes Stück des Nivelle de la Chauſſee iſt bekannt. Es iſt von der rührenden Gattung, der man den ſpöttiſchen Beinamen, der Weinerlichen, gegeben. Wenn weinerlich heißt, was uns die Thränen nahe bringt, wobei wir nicht übel Luſt hätten zu weinen, ſo ſind verſchiedene Stücke von dieſer Gattung etwas mehr, als weinerlich; ſie koſten einer empfindlichen Seele Ströme von Thränen; und der gemeine Praß franzöſiſcher Trauerſpiele verdient, in Vergleichung ihrer, allein weinerlich genannt zu werden. Denn eben bringen ſie es ungefähr ſo weit, daß uns wird, als ob wir hätten weinen können, wenn der Dichter ſeine Kunſt beſſer verſtanden hätte.

Melanide iſt kein Meiſterſtück von dieſer Gattung; aber man ſieht es doch immer mit Vergnügen. Es hat ſich, ſelbſt auf dem franzöſiſchen Theater, erhalten, auf welchem es im Jahre 1741 zuerſt geſpielt ward. Der Stoff, ſagt man, ſey aus einem Roman, Mademoiſelle de Bontems betitelt, entlehnt. Ich kenne dieſen Roman nicht; aber wenn auch die Situation der zweiten Scene des dritten Acts aus ihm genommen iſt, ſo muß ich einen Unbekannten, anſtatt des de la Chauſſee, um das beneiden, weßwegen ich wohl, eine Melanide gemacht zu haben, wünſchte.

Die Ueberſetzung war nicht ſchlecht; ſie iſt unendlich beſſer, als eine italieniſche, die in dem zweiten Bande der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſteht. Ich muß es zum Troſte des größten Haufens unſerer Ueberſetzer anführen, daß ihre italieniſchen Mitbrüder meiſtentheils noch weit elender ſind, als ſie. Gute Verſe indeß in gute Proſa überſetzen, erfordert etwas mehr, als Genauigkeit; oder ich möchte wohl ſagen, etwas anders. Allzu pünktliche Treue macht jede Ueberſetzung ſteif, weil unmöglich alles, was in der einen Sprache natürlich iſt, es auch in der andern ſeyn kann. Aber eine Ueberſetzung aus Verſen macht ſie zugleich wäſſrig und ſchielend. Denn wo iſt der glückliche Verſificateur, den nie das Sylbenmaaß, nie der Reim, hier etwas mehr oder weniger, dort etwas ſtärker oder ſchwächer, früher oder ſpäter, ſagen ließe, als er es, frei von dieſem Zwange, würde geſagt haben? Wenn nun der Ueberſetzer dieſes nicht zu unterſcheiden weiß; wenn er nicht Geſchmack, nicht Muth genug hat, hier einen Nebenbegriff wegzulaſſen, da ſtatt der Metapher den eigentlichen Ausdruck zu ſetzen, dort eine Ellipſis zu ergänzen oder anzubringen: ſo wird er uns alle Nachläſſigkeiten ſeines Originals überliefert, und ihnen nichts als die Entſchuldigung benommen haben, welche die Schwierigkeiten der Symmetrie und des Wohlklanges in der Grundſprache für ſie machen.

Die Rolle der Melanide ward von einer Actrice geſpielt, die, nach einer neunjährigen Entfernung vom Theater, aufs neue in allen den Vollkommenheiten wieder erſchien, die Kenner und Nichtkenner, mit und ohne Einſicht, ehedem an ihr empfunden und bewundert hatten. Madame Löwen verbindet mit dem ſilbernen Tone der ſonorſten lieblichſten Stimme, mit dem offenſten, ruhigſten und gleichwohl ausdrucksfähigſten Geſichte von der Welt das feinſte, ſchnellſte Gefühl, die ſicherſte, wärmſte Empfindung, die ſich, zwar nicht immer ſo lebhaft, als es viele wünſchen, doch allezeit mit Anſtand und Würde äußert. In ihrer Declamation accentuirt ſie richtig, aber nicht merklich. Der gänzliche Mangel intenſiver Accente verurſacht Monotonie; aber ohne ihr dieſe vorwerfen zu können, weiß ſie dem ſparſamern Gebrauche derſelben durch eine andere Feinheit zu Hülfe zu kommen, von der, leider! ſehr viele Acteurs ganz und gar nichts wiſſen. Ich will mich erklären. Man weiß, was in der Muſik das Mouvement heißt; nicht der Takt, ſondern der Grad der Langſamkeit oder Schnelligkeit, mit welchen der Takt geſpielt wird. Dieſes Mouvement iſt durch das ganze Stück einförmig; in dem nämlichen Maaße der Geſchwindigkeit, in welchem die erſten Takte geſpielt worden, müſſen ſie alle, bis zu den letzten, geſpielt werden. Dieſe Einförmigkeit iſt in der Muſik nothwendig, weil Ein Stück nur einerlei ausdrücken kann, und ohne dieſelbe gar keine Verbindung verſchiedener Inſtrumente und Stimmen möglich ſeyn würde. Mit der Declamation hingegen iſt es ganz anders. Wenn wir einen Perioden von mehreren Gliedern als ein beſonderes muſikaliſches Stück annehmen, und die Glieder als die Takte deſſelben betrachten, ſo müſſen dieſe Glieder, auch alsdann, wenn ſie vollkommen gleicher Länge wären, und aus der nämlichen Anzahl von Sylben des nämlichen Zeitmaaßes beſtünden, dennoch nie mit einerlei Geſchwindigkeit geſprochen werden. Denn da ſie, weder in Abſicht auf die Deutlichkeit und den Nachdruck, noch in Rückſicht auf den in dem ganzen Perioden herrſchenden Affect, von einerlei Werth und Belang ſeyn können: ſo iſt es der Natur gemäß, daß die Stimme die geringfügigern ſchnell herausſtößt, flüchtig und nachläſſig darüber hinſchlüpft; auf den beträchtlichern aber verweilt, ſie dehnt und ſchleift, und jedes Wort, und in jedem Worte jeden Buchſtaben uns zuzählt. Die Grade dieſer Verſchiedenheit ſind unendlich; und ob ſie ſich ſchon

durch keine künſtliche Zeittheilchen beſtimmen und gegen einander abmeſſen laſſen, ſo werden ſie doch auch von dem ungelehrteſten Ohre unterſchieden, ſo wie von der ungelehrteſten Zunge beobachtet, wenn die Rede aus einem durchdrungenen Herzen, und nicht bloß aus einem fertigen Gedächtniſſe fließt. Die Wirkung iſt unglaublich, die dieſes beſtändig abwechſelnde Mouvement der Stimme hat; und werden vollends alle Abänderungen des Tones, nicht bloß in Anſehung der Höhe und Tiefe, der Stärke und Schwäche, ſondern auch des Rauhen und Sanften, des Schneidenden und Runden, ſogar des Holprichten und Geſchmeidigen, an den rechten Stellen, damit verbunden: ſo entſteht jene natürliche Muſik, gegen die ſich unfehlbar unſer Herz eröffnet, weil es empfindet, daß ſie aus dem Herzen entſpringt, und die Kunſt nur in ſo fern daran Antheil hat, als auch die Kunſt zur Natur werden kann. Und in dieſer Muſik, ſage ich, iſt die Actrice, von welcher ich ſpreche, ganz vortrefflich, und ihr niemand zu vergleichen, als Herr Eckhof, der aber, indem er die intenſiven Accente auf einzelne Worte, worauf ſie ſich weniger befleißigt, noch hinzufügt, bloß dadurch ſeiner Declamation eine höhere Vollkommenheit zu geben im Stande iſt. Doch vielleicht hat ſie auch dieſe in ihrer Gewalt; und ich urtheile bloß ſo von ihr, weil ich ſie noch in keinen Rollen geſehen, in welchen ſich das Rührende zum Pathetiſchen erhebt. Ich erwarte ſie in dem Trauerſpiele, und fahre indeß in der Geſchichte unſers Theaters fort.

Den vierten Abend (Montags, den 27. v. M.) ward ein neues deutſches Original, betitelt Julie, oder Wettſtreit der Pflicht und Liebe, aufgeführt. Es hat den Hrn. Heufeld in Wien zum Verfaſſer, der uns ſagt, daß bereits zwei andere Stücke von ihm den Beifall des dortigen Publicums erhalten hätten. Ich kenne ſie nicht; aber nach dem gegenwärtigen zu urtheilen, müſſen ſie nicht ganz ſchlecht ſeyn.

Die Hauptzüge der Fabel und der größte Theil der Situationen ſind aus der Neuen Heloiſe des Rouſſeau entlehnt. Ich wünſchte, daß Hr. Heufeld, ehe er zu Werke geſchritten, die Beurtheilung dieſes Romans in den Briefen, die neueſte Literatur betreffend, [1] geleſen und ſtudirt hätte. Er würde mit einer ſicherern Einſicht in die Schönheiten ſeines Originals gearbeitet haben, und vielleicht in vielen Stücken glücklicher geweſen ſeyn.

Der Werth der Neuen Heloiſe iſt, von der Seite der Erfindung, ſehr gering, und das Beſte darin ganz und gar keiner dramatiſchen Bearbeitung fähig. Die Situationen ſind alltäglich oder unnatürlich, und die wenig guten ſo weit von einander entfernt, daß ſie ſich, ohne Gewaltſamkeit, in den engen Raum eines Schauſpiels von drei Aufzügen nicht zwingen laſſen. Die Geſchichte konnte ſich auf der Bühne unmöglich ſo ſchließen, wie ſie ſich in dem Romane nicht ſowohl ſchließt, als verliert. Der Liebhaber der Julie mußte hier glücklich werden, und Hr. Heufeld läßt ihn glücklich werden. Er bekommt ſeine Schülerin. Aber hat Hr. Heufeld auch überlegt, daß ſeine Julie nun gar nicht mehr die Julie des Rouſſeau iſt? Doch Julie des Rouſſeau, oder nicht: wem liegt daran? Wenn ſie nur ſonſt eine Perſon iſt, die intereſſirt. Aber eben das iſt ſie nicht; ſie iſt nichts, als eine kleine verliebte Närrin, die manchmal artig genug ſchwatzt, wenn ſich Hr. Heufeld auf eine ſchöne Stelle im Rouſſeau beſinnt. „Julie, ſagt der Kunſtrichter, deſſen Urtheils ich erwähnt habe, ſpielt in der Geſchichte eine zweifache Rolle. Sie iſt Anfangs ein ſchwaches und ſogar etwas verführeriſches Mädchen, und wird zuletzt ein Frauenzimmer, das, als ein Muſter der Tugend, alle, die man jemals erdichtet hat, weit übertrifft.“ Dieſes letztere wird ſie durch ihren Gehorſam, durch die Aufopferung ihrer Liebe, durch die Gewalt, die ſie über ihr Herz gewinnt. Wenn nun aber von allen dieſen in dem Stücke nichts zu hören und zu ſehen iſt: was bleibt von ihr übrig, als, wie geſagt, das ſchwache verführeriſche Mädchen, das Tugend und Weisheit auf der Zunge, und Thorheit im Herzen hat?

Den St. Preux des Rouſſeau hat Hr. Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund ſchmeckt bei uns ziemlich nach dem Domeſtiquen. Ich wünſchte, daß unſere dramatiſchen Dichter auch in ſolchen Kleinigkeiten ein wenig geſuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerkſamer ſeyn wollten. — St. Preux ſpielt ſchon bei dem Rouſſeau eine ſehr abgeſchmackte Figur. „Sie nennen ihn alle, ſagt der angeführte Kunſtrichter, den Philoſophen. Den Philoſophen! Ich möchte wiſſen, was der junge Menſch in der ganzen Geſchichte ſpricht oder thut, dadurch er dieſen Namen verdient? In meinen Augen iſt er der albernſte Menſch von der Welt, der in allgemeinen Ausrufungen Vernunft und Weisheit bis in den Himmel erhebt, und nicht den geringſten Funken davon beſitzt. In ſeiner Liebe iſt er abenteuerlich, ſchwülſtig, ausgelaſſen, und in ſeinem übrigen Thun und Laſſen findet ſich nicht die geringſte Spur von Ueberlegung. Er ſetzt das ſtolzeſte Zutrauen in ſeine Vernunft, und iſt dennoch nicht entſchloſſen genug, den kleinſten Schritt zu thun, ohne von ſeiner Schülerin, oder von ſeinem Freunde an der Hand geführt zu werden.“ — Aber wie tief iſt der deutſche Siegmund noch unter dieſem St. Preux!

Neuntes Stück.

Den 29. Mai 1767.

In dem Romane hat St. Preux doch noch dann und wann Gelegenheit, ſeinen aufgeklärten Verſtand zu zeigen, und die thätige Rolle des rechtſchaffenen Mannes zu ſpielen. Aber Siegmund in der Komödie iſt weiter nichts, als ein kleiner eingebildeter Pedant, der aus ſeiner Schwachheit eine Tugend macht, und ſich ſehr beleidigt findet, daß man

[1] Theil X. S. 255 u. f. (Von M. Mendelsſohn.)

ſeinem zärtlichen Herzchen nicht durchgängig will Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Seine ganze Wirkſamkeit läuft auf ein Paar mächtige Thorheiten heraus. Das Bürſchchen will ſich ſchlagen und erſtechen.

Der Verfaſſer hat es ſelbſt empfunden, daß ſein Siegmund nicht in genugſamer Handlung erſcheint; aber er glaubt, dieſem Einwurfe dadurch vorzubeugen, wenn er zu erwägen giebt: „daß ein Menſch ſeines gleichen, in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden, nicht wie ein König, dem alle Augenblicke Gelegenheiten dazu darbieten, große Handlungen verrichten könne. Man müſſe zum voraus annehmen, daß er ein rechtſchaffener Mann ſey, wie er beſchrieben werde; und genug, daß Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, lauter rechtſchaffene Leute, ihn dafür erkannt hätten.“

Es iſt recht wohl gehandelt, wenn man, im gemeinen Leben, in den Charakter anderer kein beleidigendes Mißtrauen ſetzt; wenn man dem Zeugniſſe, das ſich ehrliche Leute unter einander ertheilen, allen Glauben beimißt. Aber darf uns der dramatiſche Dichter mit dieſer Regel der Billigkeit abſpeiſen? Gewiß nicht; ob er ſich ſchon ſein Geſchäft dadurch ſehr leicht machen könnte. Wir wollen es auf der Bühne ſehen, wer die Menſchen ſind, und können es nur aus ihren Thaten ſehen. Das Gute, das wir ihnen, bloß auf anderer Wort, zutrauen ſollen, kann uns unmöglich für ſie intereſſiren; er läßt uns völlig gleichgültig, und wenn wir nie die geringſte eigene Erfahrung davon erhalten, ſo hat es ſogar eine üble Rückwirkung auf diejenigen, auf deren Treu und Glauben wir es einzig und allein annehmen ſollen. Weit gefehlt alſo, daß wir deßwegen, weil Julie, ihre Mutter, Clariſſe, Eduard, den Siegmund für den vortrefflichſten, vollkommenſten jungen Menſchen erklären, ihn auch dafür zu erkennen bereit ſeyn ſollten: ſo fangen wir vielmehr an, in die Einſicht aller dieſer Perſonen ein Mißtrauen zu ſetzen, wenn wir nie mit unſern eigenen Augen etwas ſehen, was ihre günſtige Meinung rechtfertigt. Es iſt wahr, in vierundzwanzig Stunden kann eine Privatperſon nicht viel große Handlungen verrichten. Aber wer verlangt denn große? Auch in den kleinſten kann ſich der Charakter ſchildern; und nur die, welche das meiſte Licht auf ihn werfen, ſind, nach der poetiſchen Schätzung, die größten. Wie traf es ſich denn indeß, daß vierundzwanzig Stunden Zeit genug waren, dem Siegmund zu den zwei äußerſten Narrheiten Gelegenheit zu ſchaffen, die einem Menſchen in ſeinen Umſtänden nur immer einfallen können? Die Gelegenheiten ſind auch darnach; könnte der Verfaſſer antworten: doch das wird er wohl nicht. Sie möchten aber noch ſo natürlich herbeigeführt, noch ſo fein behandelt ſeyn: ſo würden darum die Narrheiten ſelbſt, die wir ihn zu begehen im Begriffe ſehen, ihre üble Wirkung auf unſere Idee von dem jungen ſtürmiſchen Scheinweſen nicht verlieren. Daß er ſchlecht handle, ſehen wir: daß er gut handeln könne, hören wir nur, und nicht einmal in Beiſpielen, ſondern in den allgemeinſten ſchwankendſten Ausdrücken.

Die Härte, mit der Julien von ihrem Vater begegnet wird, da ſie einen andern von ihm zum Gemahle nehmen ſoll, als den ihr Herz gewählt hatte, wird beim Rouſſeau nur kaum berührt. Hr. Heufeld hatte den Muth, uns eine ganze Scene davon zu zeigen. Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt. Er läßt den Vater die Tochter zu Boden ſtoßen. Ich war um die Ausführung dieſer Action beſorgt. Aber vergebens; unſere Schauſpieler hatten ſie ſo wohl concertirt; es ward, von Seiten des Vaters und der Tochter, ſo viel Anſtand dabei beobachtet, und dieſer Anſtand that der Wahrheit ſo wenig Abbruch, daß ich mir geſtehen mußte, dieſen Acteurs könne man ſo etwas anvertrauen, oder keinen. Herr Heufeld verlangt, daß, wenn Julie von ihrer Mutter aufgehoben wird, ſich in ihrem Geſichte Blut zeigen ſoll. Es kann ihm lieb ſeyn, daß dieſes unterlaſſen worden. Die Pantomime muß nie bis zu dem Eckelhaften getrieben werden. Gut, wenn in ſolchen Fällen die erhitzte Einbildungskraft Blut zu ſehen glaubt; aber das Auge muß es nicht wirklich ſehen.

Die darauf folgende Scene iſt die hervorragendſte des ganzen Stückes. Sie gehört dem Rouſſeau. Ich weiß ſelbſt nicht, welcher Unwille ſich in die Empfindung des Pathetiſchen miſcht, wenn wir einen Vater ſeine Tochter fußfällig um etwas bitten ſehen. Es beleidigt, es kränkt uns, denjenigen ſo erniedrigt zu erblicken, dem die Natur ſo heilige Rechte übertragen hat. Dem Rouſſeau muß man dieſen außerordentlichen Hebel verzeihen; die Maſſe iſt zu groß, die er in Bewegung ſetzen ſoll. Da keine Gründe bei Julien anſchlagen wollen: da ihr Herz in der Verfaſſung iſt, daß es ſich durch die äußerſte Strenge in ſeinem Entſchluſſe nur noch mehr befeſtigen würde: ſo konnte ſie nur durch die plötzliche Ueberraſchung der unerwarteſten Begegnung erſchüttert, und in einer Art von Betäubung umgelenkt werden. Die Geliebte ſollte ſich in die Tochter, verführeriſche Zärtlichkeit in blinden Gehorſam verwandeln; da Rouſſeau kein Mittel ſah, der Natur dieſe Veränderung abzugewinnen, ſo mußte er ſich entſchließen, ihr ſie abzunöthigen, oder, wenn man will, abzuſtehlen. Auf keine andere Weiſe konnten wir es Julien in der Folge vergeben, daß ſie den inbrünſtigſten Liebhaber dem kälteſten Ehemanne aufgeopfert habe. Aber da dieſe Aufopferung in der Komödie nicht erfolgt; da es nicht die Tochter, ſondern der Vater iſt, der endlich nachgiebt: hätte Herr Heufeld die Wendung nicht ein wenig lindern ſollen, durch die Rouſſeau bloß das Befremdliche jener Aufopferung rechtfertigen, und das Ungewöhnliche derſelben vor dem Vorwurfe des Unnatürlichen in Sicherheit ſetzen wollte? — Doch Kritik, und kein Ende! Wenn Herr Heufeld das gethan hätte, ſo würden wir um eine Scene gekommen ſeyn, die, wenn ſie ſchon nicht ſo recht in das Ganze paſſen will, doch ſehr kräftig iſt; er würde uns ein hohes Licht in ſeiner Copie vermalt haben,

von dem man zwar nicht eigentlich weiß, wo es herkömmt, das aber eine treffliche Wirkung thut. Die Art, mit der Herr Eckhof dieſe Scene ausführte, die Action, mit der er einen Theil der grauen Haare vors Auge brachte, bei welchen er die Tochter beſchwor; wären es allein werth geweſen, eine kleine Unſchicklichkeit zu begehen, die vielleicht niemanden, als dem kalten Kunſtrichter, bei Zergliederung des Planes, merklich wird.

Das Nachſpiel dieſes Abends war, der Schatz; die Nachahmung des Plautiniſchen Trinummus, in welcher der Verfaſſer alle die komiſchen Scenen ſeines Originals in einen Aufzug zu concentriren geſucht hat. Er ward ſehr wohl geſpielt. Die Acteurs alle wußten ihre Rollen mit der Fertigkeit, die zu dem Niedrigkomiſchen ſo nothwendig erfordert wird. Wenn ein halbſchieriger Einfall, eine Unbeſonnenheit, ein Wortſpiel, langſam und ſtotternd vorgebracht wird; wenn ſich die Perſonen auf Armſeligkeiten, die weiter nichts als den Mund in Falten ſetzen ſollen, noch erſt viel beſinnen: ſo iſt die Langeweile unvermeidlich. Poſſen müſſen Schlag auf Schlag geſagt werden, und der Zuhörer muß keinen Augenblick Zeit haben, zu unterſuchen, wie witzig oder unwitzig ſie ſind. Es ſind keine Frauenzimmer in dieſem Stücke; das einzige, welches noch anzubringen geweſen wäre, würde eine froſtige Liebhaberin ſeyn; und freilich lieber keines, als ſo eines. Sonſt möchte ich es niemanden rathen, ſich dieſer Beſonderheit zu befleißigen. Wir ſind zu ſehr an die Untermengung beider Geſchlechter gewöhnt, als daß wir bei gänzlicher Vermiſſung des reizendern nicht etwas Leeres empfinden ſollten.

Unter den Italienern hat ehedem Cecchi, und neuerlich unter den Franzoſen Destouches, das nämliche Luſtſpiel des Plautus wieder auf die Bühne gebracht. Sie haben beide große Stücke von fünf Aufzügen daraus gemacht, und ſind daher genöthigt geweſen, den Plan des Römers mit eignen Erfindungen zu erweitern. Das vom Cecchi heißt: die Mitgift, und wird vom Riccoboni, in ſeiner Geſchichte des italieniſchen Theaters, als eines von den beſten alten Luſtſpielen deſſelben empfohlen. Das vom Destouches führt den Titel: der verborgne Schatz, und ward ein einzigesmal, im Jahre 1745, auf der italieniſchen Bühne zu Paris, und auch dieſes einzigemal nicht ganz bis zu Ende, aufgeführt. Es fand keinen Beifall, und iſt erſt nach dem Tode des Verfaſſers, und alſo verſchiedene Jahre ſpäter als der deutſche Schatz, im Druck erſchienen. Plautus ſelbſt iſt nicht der erſte Erfinder dieſes ſo glücklichen, und von mehrern mit ſo vieler Nacheifrung bearbeiteten Stoffes geweſen; ſondern Philemon, bei dem es eben die ſimple Aufſchrift hatte, zu der es im Deutſchen wieder zurückgeführt worden. Plautus hatte ſeine ganz eigene Manier in Benennung ſeiner Stücke; und meiſtentheils nahm er ſie von dem allerunerheblichſten Umſtande her. Dieſes z. E. nannte er Trinummus, den Dreiling; weil der Sykophant einen Dreiling für ſeine Mühe bekam.

Zehntes Stück.

Den 2. Juni 1767.

Das Stück des fünften Abends (Dienſtags, den 28. April,) war: das unvermuthete Hinderniß, oder das Hinderniß ohne Hinderniß, vom Destouches.

Wenn wir die Annales des franzöſiſchen Theaters nachſchlagen, ſo finden wir, daß die luſtigſten Stücke dieſes Verfaſſers gerade den allerwenigſten Beifall gehabt haben. Weder das gegenwärtige, noch der verborgene Schatz, noch das Geſpenſt mit der Trommel, noch der poetiſche Dorfjunker, haben ſich darauf erhalten; und ſind, ſelbſt in ihrer Neuheit, nur wenigemal aufgeführt worden. Es beruht ſehr viel auf dem Tone, in welchem ſich ein Dichter ankündigt, oder in welchem er ſeine beſten Werke verfertigt. Man nimmt ſtillſchweigend an, als ob er eine Verbindung dadurch eingehe, ſich von dieſem Tone niemals zu entfernen; und wenn er es thut, dünkt man ſich berechtigt, darüber zu ſtutzen. Man ſucht den Verfaſſer in dem Verfaſſer, und glaubt, etwas Schlechters zu finden, ſobald man nicht das nämliche findet. Destouches hatte in ſeinem verheiratheten Philoſophen, in ſeinem Ruhmredigen, in ſeinem Verſchwender Muſter eines feinern, höhern Komiſchen gegeben, als man vom Molière, ſelbſt in ſeinen ernſthafteſten Stücken, gewohnt war. Sogleich machten die Kunſtrichter, die ſo gern claſſificiren, dieſes zu ſeiner eigenthümlichen Sphäre; was bei dem Poeten vielleicht nichts als zufällige Wahl war, erklärten ſie für vorzüglichen Hang und herrſchende Fähigkeit; was er einmal, zweimal nicht gewollt hatte, ſchien er ihnen nicht zu können: und als er es nunmehr wollte, was ſieht Kunſtrichtern ähnlicher, als daß ſie ihm lieber nicht Gerechtigkeit widerfahren ließen, ehe ſie ihr voreiliges Urtheil änderten? Ich will damit nicht ſagen, daß das Niedrigkomiſche des Destouches mit dem Molièriſchen von einerlei Güte ſey. Es iſt wirklich um vieles ſteifer; der witzige Kopf iſt mehr darin zu ſpüren, als der getreue Maler; ſeine Narren ſind ſelten von den behaglichen Narren, wie ſie aus den Händen der Natur kommen, ſondern mehrentheils von der hölzernen Gattung, wie ſie die Kunſt ſchnitzelt, und mit Affectation, mit verfehlter Lebensart, mit Pedanterie überladet; ſein Schulwitz, ſeine Maſuren ſind daher froſtiger als lächerlich. Aber dem ungeachtet, — und nur dieſes wollte ich ſagen, — ſind ſeine luſtigen Stücke am wahren Komiſchen ſo geringhaltig noch nicht, als ſie ein verzärtelter Geſchmack findet; ſie haben Scenen mit unter, die uns aus Herzensgrunde zu lachen machen, und die ihm allein einen anſehnlichen Rang unter den komiſchen Dichtern verſichern könnten.

Hierauf folgte ein neues Luſtſpiel in einem Aufzuge, betitelt: die neue Agneſe.

Madame Gertrude ſpielte vor den Augen der Welt die fromme Spröde; aber insgeheim war ſie die gefällige, feurige Freundin eines gewiſſen Bernard. Wie glücklich, o wie

glücklich machſt du mich, Bernard! rief ſie einſt in der Entzückung, und ward von ihrer Tochter behorcht. Morgens darauf fragt das liebe einfältige Mädchen: Aber, Mama, wer iſt denn der Bernard, der die Leute glücklich macht? Die Mutter merkte ſich verrathen, faßte ſich aber geſchwind. Es iſt der Heilige, meine Tochter, den ich mir kürzlich gewählt habe; einer von den größten im Paradieſe. Nicht lange, ſo ward die Tochter mit einem gewiſſen Hilar bekannt. Das gute Kind fand in ſeinem Umgange recht viel Vergnügen; Mama bekömmt Verdacht, Mama beſchleicht das glückliche Paar; und da bekömmt Mama von dem Töchterchen eben ſo ſchöne Seufzer zu hören, als das Töchterchen jüngſt von Mama gehört hatte. Die Mutter ergrimmt, überfällt ſie, tobt. Nun, was denn, liebe Mama? ſagt endlich das ruhige Mädchen. Sie haben ſich den H. Bernard gewählt; und ich, ich mir den H. Hilar. Warum nicht? — Dieſes iſt eines von den lehrreichen Mährchen, mit welchen das weiſe Alter des göttlichen Voltaire die junge Welt beſchenkte. Favart fand es gerade ſo erbaulich, als die Fabel zu einer komiſchen Oper ſeyn muß. Er ſah nichts anſtößiges darin, als die Namen der Heiligen, und dieſem Anſtoße wußte er auszuweichen. Er machte aus Madame Gertrude eine platoniſche Weiſe, eine Anhängerin der Lehre des Gabalis; und der H. Bernard ward zu einem Sylphen, der unter dem Namen und in der Geſtalt eines guten Bekannten die tugendhafte Frau beſucht. Zum Sylphen ward dann auch Hilar, und ſo weiter. Kurz, es entſtand die Operette: Iſabelle und Gertrude, oder die vermeinten Sylphen, welche die Grundlage zur neuen Agneſe iſt. Man hat die Sitten darin den unſrigen näher zu bringen geſucht; man hat ſich aller Anſtändigkeit befliſſen; das liebe Mädchen iſt von der reizendſten, verehrungswürdigſten Unſchuld; und durch das Ganze ſind eine Menge gute komiſche Einfälle verſtreut, die zum Theil dem deutſchen Verfaſſer eigen ſind. Ich kann mich in die Veränderungen ſelbſt, die er mit ſeiner Urſchrift gemacht, nicht näher einlaſſen; aber Perſonen von Geſchmack, welchen dieſe nicht unbekannt war, wünſchten, daß er die Nachbarin, anſtatt des Vaters, beibehalten hätte. — Die Rolle der Agneſe ſpielte Mademoiſelle Felbrich, ein junges Frauenzimmer, das eine vortreffliche Actrice verſpricht, und daher die beſte Aufmunterung verdient. Alter, Figur, Miene, Stimme, alles kömmt ihr hier zu Statten; und ob ſich, bei dieſen Naturgaben, in einer ſolchen Rolle ſchon vieles von ſelbſt ſpielt: ſo muß man ihr doch auch eine Menge Feinheiten zugeſtehen, die Vorbedacht und Kunſt, aber gerade nicht mehr und nicht weniger verriethen, als ſich an einer Agneſe verrathen darf.

Den ſechsten Abend (Mittwochs, den 29. April) ward die Semiramis des Hrn. von Voltaire aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel ward im Jahre 1748 auf die franzöſiſche Bühne gebracht, erhielt großen Beifall, und macht, in der Geſchichte dieſer Bühne, gewiſſermaßen Epoche. — Nachdem der Hr. von Voltaire ſeine Zaire und Alzire, ſeinen Brutus und Cäſar geliefert hatte, ward er in der Meinung beſtärkt, daß die tragiſchen Dichter ſeiner Nation die alten Griechen in vielen Stücken weit überträfen. Von uns Franzoſen, ſagt er, hätten die Griechen eine geſchicktere Expoſition, und die große Kunſt, die Auftritte untereinander ſo zu verbinden, daß die Scene niemals leer bleibt, und keine Perſon weder ohne Urſache kömmt noch abgeht, lernen können. Von uns, ſagt er, hätten ſie lernen können, wie Nebenbuhler und Nebenbuhlerinnen, in witzigen Antitheſen, mit einander ſprechen; wie der Dichter, mit einer Menge erhabner, glänzender Gedanken, blenden und in Erſtaunen ſetzen müſſe. Von uns hätter ſie lernen können — O freilich; was iſt von den Franzoſen nicht alles zu lernen! Hier und da möchte zwar ein Ausländer, der die Alten auch ein wenig geleſen hat, demüthig um Erlaubniß bitten, anderer Meinung ſeyn zu dürfen. Er möchte vielleicht einwenden, daß alle dieſe Vorzüge der Franzoſen auf das Weſentliche des Trauerſpiels eben keinen großen Einfluß hätten; daß es Schönheiten wären, welche die einfältige Größe der Alten verachtet habe. Doch was hilft es, dem Hrn. von Voltaire etwas einzuwenden? Er ſpricht, und man glaubt. Ein einziges vermißte er bei ſeiner Bühne: daß die großen Meiſterſtücke derſelben nicht mit der Pracht aufgeführt würden, deren doch die Griechen die kleinen Verſuche einer erſt ſich bildenden Kunſt gewürdigt hätten. Das Theater in Paris, ein altes Ballhaus, mit Verzierungen von dem ſchlechteſten Geſchmacke, wo ſich in einem ſchmutzigen Parterre das ſtehende Volk drängt und ſtößt, beleidigte ihn mit Recht; und beſonders beleidigte ihn die barbariſche Gewohnheit, die Zuſchauer auf der Bühne zu dulden, wo ſie den Acteurs kaum ſo viel Platz laſſen, als zu ihren nothwendigſten Bewegungen erforderlich iſt. Er war überzeugt, daß bloß dieſer Uebelſtand Frankreich um vieles gebracht habe, was man, bei einem freiern, zu Handlungen bequemern und prächtigern Theater, ohne Zweifel gewagt hätte. Und eine Probe hiervon zu geben, verfertigte er ſeine Semiramis. Eine Königin, welche die Stände ihres Reichs verſammelt, um ihnen ihre Vermählung zu eröffnen; ein Geſpenſt, das aus ſeiner Gruft ſteigt, um Blutſchande zu verhindern, und ſich an ſeinem Mörder zu rächen; dieſe Gruft, in die ein Narr hereingeht, um als ein Verbrecher wieder herauszukommen: das alles war in der That für die Franzoſen etwas ganz Neues. Es macht ſo viel Lärmen auf der Bühne, es erfordert ſo viel Pomp und Verwandlung, als man nur immer in einer Oper gewohnt iſt. Der Dichter glaubte das Muſter zu einer ganz beſondern Gattung gegeben zu haben; und ob er es ſchon nicht für die franzöſiſche Bühne, ſo wie ſie war, ſondern ſo wie er ſie wünſchte, gemacht hatte: ſo ward es dennoch auf derſelben, vor der Hand, ſo gut geſpielt, als es ſich ungefähr ſpielen ließ. Bei der erſten Vorſtellung ſaßen die Zuſchauer noch mit auf dem Theater; und ich hätte wohl ein altvätriſches Geſpenſt in einem ſo galanten Zirkel mögen erſcheinen ſehen. Erſt

bei den folgenden Vorſtellungen ward dieſer Unſchicklichkeit abgeholfen; die Acteurs machten ſich ihre Bühne frei; und was damals nur eine Ausnahme, zum Beſten eines ſo außerordentlichen Stückes, war, iſt nach der Zeit die beſtändige Einrichtung geworden. Aber vornehmlich nur für die Bühne in Paris; für die, wie geſagt, Semiramis in dieſem Stücke Epoche macht. In den Provinzen bleibt man noch häufig bei der alten Mode, und will lieber aller Illuſion, als dem Vorrechte entſagen, den Zairen und Meropen auf die Schleppe treten zu können.

Eilftes Stück.

Den 5. Juni 1767.

Die Erſcheinung eines Geiſtes war in einem franzöſiſchen Trauerſpiele eine ſo kühne Neuheit, und der Dichter, der ſie wagte, rechtfertigt ſie mit ſo eignen Gründen, daß es ſich der Mühe lohnt, einen Augenblick dabei zu verweilen.

„Man ſchrie und ſchrieb von allen Seiten, ſagt der Herr von Voltaire, daß man an Geſpenſter nicht mehr glaube, und daß die Erſcheinung der Todten, in den Augen einer erleuchteten Nation, nicht anders als kindiſch ſeyn könne. Wie? verſetzt er dagegen; das ganze Alterthum hätte dieſe Wunder geglaubt, und es ſollte nicht vergönnt ſeyn, ſich nach dem Alterthume zu richten? Wie? unſere Religion hätte dergleichen außerordentliche Fügungen der Vorſicht geheiligt und es ſollte lächerlich ſeyn, ſie zu erneuern?“

Dieſe Ausrufungen, dünkt mich, ſind rhetoriſcher, als gründlich. Vor allen Dingen wünſchte ich, die Religion hier aus dem Spiele zu laſſen. In Dingen des Geſchmacks und der Kritik ſind Gründe, aus ihr genommen, recht gut, ſeinen Gegner zum Stillſchweigen zu bringen, aber nicht ſo recht tauglich, ihn zu überzeugen. Die Religion, als Religion, muß hier nichts entſcheiden ſollen; nur als eine Art von Ueberlieferung des Alterthums gilt ihr Zeugniß nicht mehr und nicht weniger, als andere Zeugniſſe des Alterthums gelten. Und ſonach hätten wir es auch hier nur mit dem Alterthume zu thun.

Sehr wohl; das ganze Alterthum hat Geſpenſter geglaubt. Die dramatiſchen Dichter des Alterthums hatten alſo Recht, dieſen Glauben zu nutzen; wenn wir bei einem von ihnen wiederkommende Todte aufgeführt finden, ſo wäre es unbillig, ihm nach unſern beſſern Einſichten den Prozeß zu machen. Aber hat darum der neue, dieſe unſere beſſern Einſichten theilende dramatiſche Dichter die nämliche Befugniß? Gewiß nicht. — Aber wenn er ſeine Geſchichte in jene leichtgläubigere Zeiten zurücklegt? Auch alsdann nicht. Denn der dramatiſche Dichter iſt kein Geſchichtſchreiber; er erzählt nicht, was man ehedem geglaubt, daß es geſchehen, ſondern er läßt es vor unſern Augen nochmals geſchehen; und läßt es nochmals geſchehen, nicht der bloßen hiſtoriſchen Wahrheit wegen, ſondern in einer ganz andern und höhern Abſicht; die hiſtoriſche Wahrheit iſt nicht ſein Zweck, ſondern nur das Mittel zu ſeinem Zwecke; er will uns täuſchen, und durch die Täuſchung rühren. Wenn es alſo wahr iſt, daß wir jetzt keine Geſpenſter mehr glauben; wenn dieſes Nichtglauben die Täuſchung nothwendig verhindern müßte; wenn ohne Täuſchung wir unmöglich ſympathiſiren können: ſo handelt jetzt der dramatiſche Dichter wider ſich ſelbſt, wenn er uns dem ungeachtet ſolche unglaubliche Mährchen ausſtaffirt; alle Kunſt, die er dabei anwendet, iſt verloren.

Folglich? Folglich iſt es durchaus nicht erlaubt, Geſpenſter und Erſcheinungen auf die Bühne zu bringen? Folglich iſt dieſe Quelle des Schrecklichen und Pathetiſchen für uns vertrocknet? Nein; dieſer Verluſt wäre für die Poeſie zu groß: und hat ſie nicht Beiſpiele für ſich, wo das Genie aller unſerer Philoſophie trotzt, und Dinge, die der kalten Vernunft ſehr ſpöttiſch vorkommen, unſerer Einbildung ſehr fürchterlich zu machen weiß? Die Folge muß daher anders fallen; und die Vorausſetzung wird nur falſch ſeyn. Wir glauben keine Geſpenſter mehr? Wer ſagt das? Oder vielmehr, was heißt das? Heißt es ſo viel: wir ſind endlich in unſern Einſichten ſo weit gekommen, daß wir die Unmöglichkeit davon erweiſen können; gewiſſe unumſtößliche Wahrheiten, die mit dem Glauben an Geſpenſter im Widerſpruche ſtehen, ſind ſo allgemein bekannt worden, ſind auch dem gemeinſten Manne immer und beſtändig ſo gegenwärtig, daß ihm Alles, was damit ſtreitet, nothwendig lächerlich und abgeſchmackt vorkommen muß? Das kann es nicht heißen. Wir glauben jetzt keine Geſpenſter, kann alſo nur ſo viel heißen: in dieſer Sache, über die ſich faſt eben ſo viel dafür als darwider ſagen läßt, die nicht entſchieden iſt, und nicht entſchieden werden kann, hat die gegenwärtig herrſchende Art zu denken den Gründen darwider das Uebergewicht gegeben; einige wenige haben dieſe Art zu denken, und viele wollen ſie zu haben ſcheinen; dieſe machen das Geſchrei und geben den Ton; der größte Haufe ſchweigt und verhält ſich gleichgültig, und denkt bald ſo, bald anders, hört beim hellen Tage mit Vergnügen über die Geſpenſter ſpotten, und bei dunkler Nacht mit Grauſen davon erzählen.

Aber in dieſem Verſtande keine Geſpenſter glauben, kann und darf den dramatiſchen Dichter im geringſten nicht abhalten, Gebrauch davon zu machen. Der Same, ſie zu glauben, liegt in uns allen, und in denen am häufigſten, für die er vornehmlich dichtet. Es kömmt nur auf ſeine Kunſt an, dieſen Samen zum Keimen zu bringen: nur auf gewiſſe Handgriffe, den Gründen für ihre Wirklichkeit in der Geſchwindigkeit den Schwung zu geben. Hat er dieſe in ſeiner Gewalt, ſo mögen wir in gemeinem Leben glauben, was wir wollen; im Theater müſſen wir glauben, was Er will.

So ein Dichter iſt Shakeſpeare, und Shakeſpeare faſt einzig und allein. Vor ſeinem Geſpenſte im Hamlet richten ſich die Haare zu Berge, ſie mögen ein gläubiges oder ungläubiges Gehirn bedecken. Der Herr von Voltaire that gar nicht wohl, ſich auf dieſes Geſpenſt zu berufen; es macht ihn und ſeinen Geiſt des Ninus — lächerlich.

Shakeſpeares Geſpenſt kömmt wirklich aus jener Welt; ſo dünkt uns. Denn es kömmt zu der feierlichen Stunde, in der ſchaudernden Stille der Nacht, in der vollen Begleitung aller der düſtern, geheimnißvollen Nebenbegriffe, wenn und mit welchen wir, von der Amme an, Geſpenſter zu erwarten und zu denken gewohnt ſind. Aber Voltaires Geiſt iſt auch nicht einmal zum Popanze gut, Kinder damit zu ſchrecken; es iſt der bloße verkleidete Komödiant, der nichts hat, nichts ſagt, nichts thut, was es wahrſcheinlich machen könnte, er wäre das, wofür er ſich ausgiebt; alle Umſtände vielmehr, unter welchen er erſcheint, ſtören den Betrug, und verrathen das Geſchöpf eines kalten Dichters, der uns gern täuſchen und ſchrecken möchte, ohne daß er weiß, wie er es anfangen ſoll. Man überlege auch nur dieſes einzige: am hellen Tage, mitten in der Verſammlung der Stände des Reichs, von einem Donnerſchlage angekündigt, tritt das Voltaireſche Geſpenſt aus ſeiner Gruft hervor. Wo hat Voltaire jemals gehört, daß Geſpenſter ſo dreiſt ſind? Welche alte Frau hätte ihm nicht ſagen können, daß die Geſpenſter das Sonnenlicht ſcheuen, und große Geſellſchaften gar nicht gern beſuchten? Doch Voltaire wußte zuverläſſig das auch; aber er war zu furchtſam, zu eckel, dieſe gemeinen Umſtände zu nutzen; er wollte uns einen Geiſt zeigen, aber es ſollte ein Geiſt von einer edlern Art ſeyn; und durch dieſe edlere Art verdarb er alles. Das Geſpenſt, das ſich Dinge herausnimmt, die wider alles Herkommen, wider alle gute Sitten unter den Geſpenſtern ſind, dünkt mich kein rechtes Geſpenſt zu ſeyn; und alles, was die Illuſion hier nicht befördert, ſtört die Illuſion.

Wenn Voltaire einiges Augenmerk auf die Pantomime genommen hätte, ſo würde er auch von einer andern Seite die Unſchicklichkeit empfunden haben, ein Geſpenſt vor den Augen einer großen Menge erſcheinen zu laſſen. Alle müſſen auf einmal, bei Erblickung deſſelben, Furcht und Entſetzen äußern; alle müſſen es auf verſchiedene Art äußern, wenn der Anblick nicht die froſtige Symmetrie eines Ballets haben ſoll. Nun richte man einmal eine Heerde dumme Statiſten dazu ab; und wenn man ſie auf das glücklichſte abgerichtet hat, ſo bedenke man, wie ſehr dieſer vielfache Ausdruck des nämlichen Affects die Aufmerkſamkeit theilen, und von den Hauptperſonen abziehen muß. Wenn dieſe den rechten Eindruck auf uns machen ſollen, ſo müſſen wir ſie nicht allein ſehen können, ſondern es iſt auch gut, wenn wir ſonſt nichts ſehen, als ſie. Beim Shakeſpeare iſt es der einzige Hamlet, mit dem ſich das Geſpenſt einläßt; in der Scene, wo die Mutter dabei iſt, wird es von der Mutter weder geſehen noch gehört. Alle unſere Beobachtung geht alſo auf ihn, und je mehr Merkmale eines von Schauder und Schrecken zerrütteten Gemüths wir an ihm entdecken, deſto bereitwilliger ſind wir, die Erſcheinung, welche dieſe Zerrüttung in ihm verurſacht, für eben das zu halten, wofür er ſie hält. Das Geſpenſt wirkt auf uns, mehr durch ihn, als durch ſich ſelbſt. Der Eindruck, den es auf ihn macht, geht in uns über, und die Wirkung iſt zu augenſcheinlich und zu ſtark, als daß wir an der außerordentlichen Urſache zweifeln ſollten. Wie wenig hat Voltaire auch dieſen Kunſtgriff verſtanden! Es erſchrecken über ſeinen Geiſt viele; aber nicht viel. Semiramis ruft einmal: Himmel! ich ſterbe! und die andern machen nicht mehr Umſtände mit ihm, als man ungefähr mit einem weit entfernt geglaubten Freunde machen würde, der auf einmal ins Zimmer tritt.

Zwölftes Stück.

Den 9. Juni 1767.

Ich bemerke noch einen Unterſchied, der ſich zwiſchen den Geſpenſtern des engliſchen und franzöſiſchen Dichters findet. Voltaires Geſpenſt iſt nichts als eine poetiſche Maſchine, die nur des Knotens wegen da iſt; es intereſſirt uns für ſich ſelbſt nicht im geringſten. Shakeſpeares Geſpenſt hingegen iſt eine wirklich handelnde Perſon, an deſſen Schickſal wir Antheil nehmen; es erweckt Schauder, aber auch Mitleid.

Dieſer Unterſchied entſprang, ohne Zweifel, aus der verſchiedenen Denkungsart beider Dichter von den Geſpenſtern überhaupt. Voltaire betrachtet die Erſcheinung eines Verſtorbenen als ein Wunder; Shakeſpeare als eine ganz natürliche Begebenheit. Wer von beiden philoſophiſcher denkt, dürfte keine Frage ſeyn; aber Shakeſpeare dachte poetiſcher. Der Geiſt des Ninus kam bei Voltairen, als ein Weſen, das noch jenſeit dem Grabe angenehmer und unangenehmer Empfindungen fähig iſt, mit welchem wir alſo Mitleiden haben können, in keine Betrachtung. Er wollte bloß damit lehren, daß die höchſte Macht, um verborgene Verbrechen ans Licht zu bringen und zu beſtrafen, auch wohl eine Ausnahme von ihren ewigen Geſetzen mache.

Ich will nicht ſagen, daß es ein Fehler iſt, wenn der dramatiſche Dichter ſeine Fabel ſo einrichtet, daß ſie zur Erläuterung oder Beſtätigung irgend einer großen moraliſchen Wahrheit dienen kann. Aber ich darf ſagen, daß dieſe Einrichtung der Fabel nichts weniger als nothwendig iſt; daß es ſehr lehrreiche vollkommene Stücke geben kann, die auf keine ſolche einzelne Maxime abzwecken; daß man Unrecht thut, den letzten Sittenſpruch, den man zum Schluſſe verſchiedener Trauerſpiele der Alten findet, ſo anzuſehen, als ob das Ganze bloß um ſeinetwillen da wäre.

Wenn daher die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienſt hätte, als dieſes, worauf er ſich ſo viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchſte Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Laſterthaten zu ſtrafen, außerordentliche Wege wähle: ſo würde Semiramis in meinen Augen nur ein ſehr mittelmäßiges Stück ſeyn. Beſonders da dieſe Moral ſelbſt nicht eben die erbaulichſte iſt. Denn es iſt unſtreitig dem weiſeſten Weſen weit anſtändiger, wenn es dieſer außerordentlichen Wege nicht bedarf, und wir uns die Beſtrafung des Guten und Böſen

in die ordentliche Kette der Dinge von ihr mit eingeflochten denken.

Doch ich will mich bei dem Stücke nicht länger verweilen, um noch ein Wort von der Art zu ſagen, wie es hier aufgeführt worden. Man hat alle Urſache, damit zufrieden zu ſeyn. Die Bühne iſt geräumig genug, die Menge von Perſonen ohne Verwirrung zu faſſen, die der Dichter in verſchiedenen Scenen auftreten läßt. Die Verzierungen ſind neu, von dem beſten Geſchmacke, und ſammeln den ſo oft abwechſelnden Ort ſo gut als möglich in Einen.

Den ſiebenten Abend (Donnerſtags, den 30. April) ward der verheirathete Philoſoph, vom Destouches, geſpielt.

Dieſes Luſtſpiel kam im Jahr 1727 zuerſt auf die franzöſiſche Bühne, und fand ſo allgemeinen Beifall, daß es in Jahr und Tag ſechs und dreißigmal aufgeführt ward. Die deutſche Ueberſetzung iſt nicht die proſaiſche aus den zu Berlin überſetzten ſämmtlichen Werken des Destouches; ſondern eine in Verſen, an der mehrere Hände geflickt und gebeſſert haben. Sie hat wirklich viel glückliche Verſe, aber auch viel harte und unnatürliche Stellen. Es iſt unbeſchreiblich, wie ſchwer dergleichen Stellen dem Schauſpieler das Agiren machen; und doch werden wenig franzöſiſche Stücke ſeyn, die auf irgend einem deutſchen Theater jemals beſſer ausgefallen wären, als dieſes auf unſerm. Die Rollen ſind alle auf das ſchicklichſte beſetzt, und beſonders ſpielt Madame Löwen die launigte Celiante als eine Meiſterin, und Herr Ackermann den Geront unverbeſſerlich. Ich kann es überhoben ſeyn, von dem Stücke ſelbſt zu reden. Es iſt zu bekannt, und gehört unſtreitig unter die Meiſterſtücke der franzöſiſchen Bühne, die man auch unter uns immer mit Vergnügen ſehen wird.

Das Stück des achten Abends (Freitags, den 1. Mai) war das Kaffeehaus, oder die Schottländerin, des Herrn von Voltaire.

Es ließe ſich eine lange Geſchichte von dieſem Luſtſpiele machen. Sein Verfaſſer ſchickte es als eine Ueberſetzung aus dem Engliſchen des Hume, nicht des Geſchichtſchreibers und Philoſophen, ſondern eines andern dieſes Namens, der ſich durch das Trauerſpiel: Douglas, bekannt gemacht, in die Welt. Es hat in einigen Charakteren mit der Kaffeeſchenke des Goldoni etwas Aehnliches; beſonders ſcheint der Don Marzio des Goldoni das Urbild des Frelon geweſen zu ſeyn. Was aber dort bloß ein bösartiger Kerl iſt, iſt hier zugleich ein elender Scribent, den er Frelon nannte, damit die Ausleger deſto geſchwinder auf ſeinen geſchwornen Feind, den Journaliſten Freron, fallen möchten. Dieſen wollte er damit zu Boden ſchlagen, und ohne Zweifel hat er ihm einen empfindlichen Streich verſetzt. Wir Ausländer, die wir an den hämiſchen Neckereien der franzöſiſchen Gelehrten unter ſich keinen Antheil nehmen, ſehen über die Perſönlichkeiten dieſes Stücks weg, und finden in dem Frelon nichts als die getreue Schilderung einer Art von Leuten, die auch bei uns nicht fremd iſt. Wir haben unſere Frelons ſo gut, wie die Franzoſen und Engländer, nur daß ſie bei uns weniger Aufſehen machen, weil uns unſere Literatur überhaupt gleichgültiger iſt. Fiele das Treffende dieſes Charakters aber auch gänzlich in Deutſchland weg, ſo hat das Stück doch noch außer ihm Intereſſe genug, und der ehrliche Freeport allein könnte es in unſerer Gunſt erhalten. Wir lieben ſeine plumpe Edelmüthigkeit, und die Engländer ſelbſt haben ſich dadurch geſchmeichelt gefunden.

Denn nur ſeinetwegen haben ſie erſt kürzlich den ganzen Stamm auf den Grund wirklich verpflanzt, auf welchem er ſich gewachſen zu ſeyn rühmte. Colman, unſtreitig jetzt ihr beſter komiſcher Dichter, hat die Schottländerin, unter dem Titel des engliſchen Kaufmanns, überſetzt, und ihr vollends alle das nationale Colorit gegeben, das ihr in dem Originale noch mangelte. So ſehr der Herr von Voltaire die engliſchen Sitten auch kennen will, ſo hatte er doch häufig dagegen verſtoßen; z. E. darin, daß er ſeine Lindane auf einem Kaffeehauſe wohnen läßt. Colman miethet ſie dafür bei einer ehrlichen Frau ein, die möblirte Zimmer hält, und dieſe Frau iſt weit anſtändiger die Freundin und Wohlthäterin der jungen verlaſſenen Schöne, als Fabriz. Auch die Charaktere hat Colman für den engliſchen Geſchmack kräftiger zu machen geſucht. Lady Alton iſt nicht bloß eine eiferſüchtige Furie; ſie will ein Frauenzimmer von Genie, von Geſchmack und Gelehrſamkeit ſeyn, und giebt ſich das Anſehen einer Schutzgöttin der Literatur. Hierdurch glaubte er die Verbindung wahrſcheinlicher zu machen, in der ſie mit dem elenden Frelon ſteht, den er Spatter nennt. Freeport vornehmlich hat eine weitere Sphäre von Thätigkeit bekommen, und er nimmt ſich des Vaters der Lindane eben ſo eifrig an, als der Lindane ſelbſt. Was im Franzöſiſchen der Lord Falbridge zu deſſen Begnadigung thut, thut im Engliſchen Freeport, und er iſt es allein, der alles zu einem glücklichen Ende bringt.

Die engliſchen Kunſtrichter haben in Colmans Umarbeitung die Geſinnungen durchaus vortrefflich, den Dialog fein und lebhaft, und die Charaktere ſehr wohl ausgeführt gefunden. Aber doch ziehen ſie ihr Colmans übrige Stücke weit vor, von welchen man die eiferſüchtige Ehefrau auf dem Ackermanniſchen Theater ehedem hier geſehen, und nach der diejenigen, die ſich ihrer erinnern, ungefähr urtheilen können. Der engliſche Kaufmann hat ihnen nicht Handlung genug; die Neugierde wird ihnen nicht genug darin genährt; die ganze Verwicklung iſt in dem erſten Acte ſichtbar. Hiernächſt hat er ihnen zu viel Aehnlichkeit mit andern Stücken, und den beſten Situationen fehlt die Neuheit. Freeport, meinen ſie, hätte nicht den geringſten Funken von Liebe gegen die Lindane empfinden müſſen; ſeine gute That verliere dadurch alles Verdienſt u. ſ. w.

Es iſt an dieſer Kritik manches nicht ganz ungegründet; indeß ſind wir Deutſchen es ſehr wohl zufrieden, daß die Handlung nicht reicher und verwickelter iſt. Die engliſche Manier in dieſem Puncte zerſtreut und ermüdet uns; wir

lieben einen einfältigen Plan, der ſich auf einmal überſehen läßt. So wie die Engländer die franzöſiſchen Stücke mit Epiſoden erſt vollpfropfen müſſen, wenn ſie auf ihrer Bühne gefallen ſollen; ſo müßten wir die engliſchen Stücke von ihren Epiſoden erſt entladen, wenn wir unſere Bühne glücklich damit bereichern wollten. Ihre beſten Luſtſpiele eines Congreve und Wycherly würden uns, ohne dieſen Aushau des allzu wollüſtigen Wuchſes, unausſtehlich ſeyn. Mit ihren Tragödien werden wir noch eher fertig; dieſe ſind zum Theil bei weitem ſo verworren nicht, als ihre Komödien, und verſchiedene haben, ohne die geringſte Veränderung, bei uns Glück gemacht, welches ich von keiner einzigen ihrer Komödien zu ſagen wüßte.

Auch die Italiener haben eine Ueberſetzung von der Schottländerin, die in dem erſten Theile der theatraliſchen Bibliothek des Diodati ſteht. Sie folgt dem Originale Schritt vor Schritt, ſo wie die deutſche; nur eine Scene zum Schluſſe hat ihr der Italiener mehr gegeben. Voltaire ſagte, Frelon werde in der engliſchen Urſchrift am Ende beſtraft; aber ſo verdient dieſe Beſtrafung ſey, ſo habe ſie ihm doch dem Hauptintereſſe zu ſchaden geſchienen; er habe ſie alſo weggelaſſen. Dem Italiener dünkte dieſe Entſchuldigung nicht hinlänglich, und er ergänzte die Beſtrafung des Frelons aus ſeinem Kopfe; denn die Italiener ſind große Liebhaber der poetiſchen Gerechtigkeit.

Dreizehntes Stück.

Den 12. Juni 1767.

Den neunten Abend (Montags, den 4. Mai) ſollte Cenie geſpielt werden. Es wurden aber auf einmal mehr als die Hälfte der Schauſpieler, durch einen epidemiſchen Zufall, außer Stand geſetzt zu agiren; und man mußte ſich ſo gut zu helfen ſuchen, als möglich. Man wiederholte die neue Agneſe, und gab das Singſpiel: die Gouvernante.

Den zehnten Abend (Dienſtags, den 5. Mai) ward der poetiſche Dorfjunker, vom Destouches, aufgeführt.

Dieſes Stück hat im Franzöſiſchen drei Aufzüge, und in der Ueberſetzung fünf. Ohne dieſe Verbeſſerung war es nicht werth, in die deutſche Schaubühne des weiland berühmten Herrn Profeſſor Gottſcheds aufgenommen zu werden, uno ſeine gelehrte Freundin, die Ueberſetzerin, war eine viel zu brave Ehefrau, als daß ſie ſich nicht den kritiſchen Ausſprüchen ihres Gemahls blindlings hätte unterwerfen ſollen. Was koſtet es denn nun auch für große Mühe, aus drei Aufzügen fünf zu machen? Man läßt in einem andern Zimmer einmal Kaffee trinken; man ſchlägt einen Spaziergang im Garten vor; und wenn Noth an den Mann geht, ſo kann ja auch der Lichtputzer herauskommen und ſagen: Meine Damen und Herrn, treten ſie ein wenig ab; die Zwiſchenacte ſind des Putzens wegen erfunden, und was hilft ihr Spielen, wenn das Parterre nicht ſehen kann? — Die Ueberſetzung ſelbſt iſt ſonſt nicht ſchlecht, und beſonders ſind der Frau Profeſſorin die Knittelverſe des Maſuren, wie billig, ſehr wohl gelungen. Ob ſie überall eben ſo glücklich geweſen, wo ſie den Einfällen ihres Originals eine andere Wendung geben zu müſſen geglaubt, würde ſich aus der Vergleichung zeigen. Eine Verbeſſerung dieſer Art, mit der es die liebe Frau recht herzlich gut gemeint hatte, habe ich dem ungeachtet aufmutzen hören. In der Scene, wo Henriette die alberne Dirne ſpielt, läßt Destouches den Maſuren zu ihr ſagen: „Sie ſetzen mich in Erſtaunen, Mademoiſelle; ich habe Sie für eine Virtuoſin gehalten. O pfui! erwiedert Henriette; wofür haben Sie mich gehalten? Ich bin ein ehrliches Mädchen; daß Sie es nur wiſſen. Aber man kann ja, fällt ihr Maſuren ein, beides wohl zugleich, ein ehrliches Mädchen und eine Virtuoſin, ſeyn. Nein, ſagt Henriette; ich behaupte, daß man das nicht zugleich ſeyn kann. Ich eine Virtuoſin!“ Man erinnere ſich, was Madame Gottſched, anſtatt des Worts, Virtuoſin, geſetzt hat: ein Wunder. Kein Wunder! ſagte man, daß ſie das that. Sie fühlte ſich auch ſo etwas von einer Virtuoſin zu ſeyn, und ward über den vermeinten Stich böſe. Aber ſie hätte nicht böſe werden ſollen, und was die witzige und gelehrte Henriette, in der Perſon einer dummen Agneſe, ſagt, hätte die Frau Profeſſorin immer, ohne Maulſpitzen, nachſagen können. Doch vielleicht war ihr nur das fremde Wort, Virtuoſin, anſtößig; Wunder iſt deutſcher; zudem giebt es unter unſern Schönen funfzig Wunder gegen eine Virtuoſin; die Frau wollte rein und verſtändlich überſetzen; ſie hatte ſehr recht.

Den Beſchluß dieſes Abends machte die ſtumme Schönheit von Schlegel.

Schlegel hatte dieſes kleine Stück für das neuerrichtete Kopenhagenſche Theater geſchrieben, um auf demſelben in einer däniſchen Ueberſetzung aufgeführt zu werden. Die Sitten darin ſind daher auch wirklich däniſcher, als deutſch. Dem ungeachtet iſt es unſtreitig unſer beſtes komiſches Original, das in Verſen geſchrieben iſt. Schlegel hatte überall eine eben ſo fließende als zierliche Verſification, und es war ein Glück für ſeine Nachfolger, daß er ſeine größern Komödien nicht auch in Verſen ſchrieb. Er hätte ihnen leicht das Publicum verwöhnen können, und ſo würden ſie nicht allein ſeine Lehre, ſondern auch ſein Beiſpiel wider ſich gehabt haben. Er hatte ſich ehedem der gereimten Komödie ſehr lebhaft angenommen; und je glücklicher er die Schwierigkeiten derſelben überſtiegen hätte, deſto unwiderleglicher würden ſeine Gründe geſchienen haben. Doch, als er ſelbſt Hand an das Werk legte, fand er ohne Zweifel, wie unſägliche Mühe es koſte, nur einen Theil derſelben zu überſteigen, und wie wenig das Vergnügen, welches aus dieſen überſtiegenen Schwierigkeiten entſteht, für die Menge kleiner Schönheiten, die man ihnen aufopfern müſſe, ſchadlos halte. Die Franzoſen waren ehedem ſo eckel, daß man ihnen die proſaiſchen Stücke des Moliere, nach ſeinem Tode, in Verſe bringen mußte; und noch jetzt hören ſie ein proſaiſches Luſtſpiel als ein Ding an, das ein jeder von ihnen machen

könne. Den Engländer hingegen würde eine gereimte Komödie aus dem Theater jagen. Nur die Deutſchen ſind auch hierin, ſoll ich ſagen billiger, oder gleichgültiger? Sie nehmen an, was ihnen der Dichter vorſetzt. Was wäre es auch, wenn ſie jetzt ſchon wählen und ausmuſtern wollten?

Die Rolle der ſtummen Schöne hat ihre Bedenklichkeiten. Eine ſtumme Schöne, ſagt man, iſt nicht nothwendig eine dumme, und die Schauſpielerin hat Unrecht, die eine alberne plumpe Dirne daraus macht. Aber Schlegels ſtumme Schönheit iſt allerdings dumm zugleich; denn daß ſie nichts ſpricht, kömmt daher, weil ſie nichts denkt. Das Feine dabei würde alſo dieſes ſeyn, daß man ſie überall, wo ſie, um artig zu ſcheinen, denken müßte, unartig machte, dabei aber ihr alle die Artigkeiten ließe, die bloß mechaniſch ſind, und die ſie, ohne viel zu denken, haben könnte. Ihr Gang z. E., ihre Verbeugungen brauchen gar nicht bäuriſch zu ſeyn; ſie können ſo gut und zierlich ſeyn, als ſie nur immer ein Tanzmeiſter lehren kann; denn warum ſollte ſie von ihrem Tanzmeiſter nichts gelernt haben, da ſie ſogar Quadrille gelernt hat? Und ſie muß Quadrille nicht ſchlecht ſpielen; denn ſie rechnet feſt darauf, dem Papa das Geld abzugewinnen. Auch ihre Kleidung muß weder altvätriſch, noch ſchlumpicht ſeyn; denn Frau Praatgern ſagt ausdrücklich:

„Biſt du vielleicht nicht wohl gekleidet? — Laß doch ſehn!
„Nun! — dreh dich um! — das iſt ja gut, und ſitzt galant.
„Was ſagt denn der Phantaſt, dir fehlte der Verſtand?

In dieſer Muſterung der Frau Praatgern überhaupt hat der Dichter deutlich genug bemerkt, wie er das Aeußerliche ſeiner ſtummen Schöne zu ſeyn wünſche. Gleichfalls ſchön, nur nicht reizend.

„Laß ſehn, wie trägſt du dich? — Den Kopf nicht ſo zurücke!

Dummheit ohne Erziehung hält den Kopf mehr vorwärts, als zurück; ihn zurück halten, lehrt der Tanzmeiſter; man muß alſo Charlotten den Tanzmeiſter anſehen, und je mehr, je beſſer; denn das ſchadet ihrer Stummheit nichts, vielmehr ſind die zierlich ſteifen Tanzmeiſtermanieren gerade die, welche der ſtummen Schönheit am meiſten entſprechen; ſie zeigen die Schönheit in ihrem beſten Vortheile, nur daß ſie ihr das Leben nehmen.

„Wer fragt: hat ſie Verſtand? der ſeh nur ihre Blicke.

Recht wohl, wenn man eine Schauſpielerin mit großen ſchönen Augen zu dieſer Rolle hat. Nur müſſen ſich dieſe ſchöne Augen wenig oder gar nicht regen; ihre Blicke müſſen langſam und ſtier ſeyn; ſie müſſen uns, mit ihrem unbeweglichen Brennpunkte, in Flammen ſetzen wollen, aber nichts ſagen.

„Geh doch einmal herum. — Gut! hierher! — Neige dich!
„Da haben wir's, das fehlt. Nein, ſieh! So neigt man ſich.

Dieſe Zeilen verſteht man ganz falſch, wenn man Charlotten eine bäuriſche Neige, einen dummen Knix machen läßt. Ihre Verbeugung muß wohl gelernt ſeyn, und wie geſagt, ihrem Tanzmeiſter keine Schande machen. Frau Praatgern muß ſie nur noch nicht affectirt genug finden. Charlotte verbeugt ſich und Frau Praatgern will, ſie ſoll ſich dabei zieren. Das iſt der ganze Unterſchied, und Madame Löwen bemerkte ihn ſehr wohl, ob ich gleich nicht glaube, daß die Praatgern ſonſt eine Rolle für ſie iſt. Sie kann die feine Frau zu wenig verbergen, und gewiſſen Geſichtern wollen nichtswürdige Handlungen, dergleichen die Vertauſchung einer Tochter iſt, durchaus nicht laſſen.

Den eilften Abend (Mittwochs, den 6. Mai) ward Miß Sara Sampſon aufgeführt.

Man kann von der Kunſt nichts mehr verlangen, als was Madame Henſeln in der Rolle der Sara leiſtet, und das Stück ward überhaupt ſehr gut geſpielt. Es iſt ein wenig zu lang, und man verkürzt es daher auf den meiſten Theatern. Ob der Verfaſſer mit allen dieſen Verkürzungen ſo recht zufrieden iſt, daran zweifle ich faſt. Man weiß ja, wie die Autores ſind; wenn man ihnen auch nur einen Nietnagel nehmen will, ſo ſchreien ſie gleich: Ihr kommt mir ans Leben! Freilich iſt der übermäßigen Länge eines Stücks, durch das bloße Weglaſſen, nur übel abgeholfen, und ich begreife nicht, wie man eine Scene verkürzen kann, ohne die ganze Folge des Dialogs zu ändern. Aber wenn dem Verfaſſer die fremden Verkürzungen nicht anſtehen; ſo mache er ſelbſt welche, falls es ihm der Mühe werth dünkt, und er nicht von denjenigen iſt, die Kinder in die Welt ſetzen, und auf ewig die Hand von ihnen abziehen.

Madame Henſeln ſtarb ungemein anſtändig; in der maleriſchſten Stellung; und beſonders hat mich ein Zug außerordentlich überraſcht. Es iſt eine Bemerkung an Sterbenden, daß ſie mit den Fingern an ihren Kleidern oder Betten zu rupfen anfangen. Dieſe Bemerkung machte ſie ſich auf die glücklichſte Art zu Nutze; in dem Augenblicke, da die Seele von ihr wich, äußerte ſich auf einmal, aber nur in den Fingern des erſtarrten Armes, ein gelinder Spasmus; ſie kniff den Rock, der um ein weniges erhoben ward und gleich wieder ſank: das letzte Aufflattern eines verlöſchenden Lichts; der jüngſte Strahl einer untergehenden Sonne. — Wer dieſe Feinheit in meiner Beſchreibung nicht ſchön findet, der ſchiebe die Schuld auf meine Beſchreibung: aber er ſehe ſie einmal!

Vierzehntes Stück.

Den 16. Juni 1767.

Das bürgerliche Trauerſpiel hat an dem franzöſiſchen Kunſtrichter, welcher die Sara ſeiner Nation bekannt gemacht, [1] einen ſehr gründlichen Vertheidiger gefunden. Die Franzoſen billigen ſonſt ſelten etwas, wovon ſie kein Muſter unter ſich ſelbſt haben.

Die Namen von Fürſten und Helden können einem

[1] Journal Etranger, Décembre 1761.

Stücke Pomp und Majeſtät geben; aber zur Rührung tragen ſie nichts bei. Das Unglück derjenigen, deren Umſtände den unſrigen am nächſten kommen, muß natürlicher Weiſe am tiefſten in unſre Seele dringen; und wenn wir mit Königen Mitleiden haben, ſo haben wir es mit ihnen als mit Menſchen, und nicht als mit Königen. Macht ihr Stand ſchon öfters ihre Unfälle wichtiger, ſo macht er ſie darum nicht intereſſanter. Immerhin mögen ganze Völker darein verwickelt werden; unſere Sympathie erfordert einen einzelnen Gegenſtand, und ein Staat iſt ein viel zu abſtracter Begriff für unſere Empfindungen.

„Man thut dem menſchlichen Herzen Unrecht, ſagt auch Marmontel, man verkennt die Natur, wenn man glaubt, daß ſie Titel bedürfe, uns zu bewegen und zu rühren. Die geheiligten Namen des Freundes, des Vaters, des Geliebten, des Gatten, des Sohnes, der Mutter, des Menſchen überhaupt: dieſe ſind pathetiſcher, als alles; dieſe behaupten ihre Rechte immer und ewig. Was liegt daran, welches der Rang, der Geſchlechtsname, die Geburt des Unglücklichen iſt, den ſeine Gefälligkeit gegen unwürdige Freunde, und das verführeriſche Beiſpiel, ins Spiel verſtrickt, der ſeinen Wohlſtand und ſeine Ehre darüber zu Grunde gerichtet, und nun im Gefängniſſe ſeufzet, von Scham und Reue zerriſſen? Wenn man fragt, wer er iſt; ſo antworte ich: er war ein ehrlicher Mann, und zu ſeiner Marter iſt er Gemahl und Vater; ſeine Gattin, die er liebt und von der er geliebt wird, ſchmachtet in der äußerſten Bedürfniß, und kann ihren Kindern, welche Brod verlangen, nichts als Thränen geben. Man zeige mir in der Geſchichte der Helden eine rührendere, moraliſchere, mit einem Worte tragiſchere Situation! Und wenn ſich endlich dieſer Unglückliche vergiftet; wenn er, nachdem er ſich vergiftet, erfährt, daß der Himmel ihn noch retten wollen: was fehlt dieſem ſchmerzlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo ſich zu den Schreckniſſen des Todes marternde Vorſtellungen, wie glücklich er habe leben können, geſellen; was fehlt ihm, frage ich, um der Tragödie würdig zu ſeyn? Das Wunderbare, wird man antworten. Wie? findet ſich denn nicht dieſes Wunderbare genugſam in dem plötzlichen Uebergange von der Ehre zur Schande, von der Unſchuld zum Verbrechen, von der ſüßeſten Ruhe zur Verzweiflung; kurz, in dem äußerſten Unglücke, in das eine bloße Schwachheit geſtürzt?“

Man laſſe aber dieſe Betrachtungen den Franzoſen, von ihren Diderots und Marmontels, noch ſo eingeſchärft werden: es ſcheint doch nicht, daß das bürgerliche Trauerſpiel darum bei ihnen beſonders in Schwang kommen werde. Die Nation iſt zu eitel, iſt in Titel und andere äußerliche Vorzüge zu verliebt; bis auf den gemeinſten Mann will alles mit Vornehmern umgehen; und Geſellſchaft mit ſeines gleichen iſt ſo viel als ſchlechte Geſellſchaft. Zwar ein glückliches Genie vermag viel über ſein Volk; die Natur hat nirgends ihre Rechte aufgegeben, und ſie erwartet vielleicht auch dort nur den Dichter, der ſie in aller ihrer Wahrheit und Stärke zu zeigen verſteht. Der Verſuch, den ein Ungenannter in einem Stücke gemacht hat, welches er das Gemälde der Dürftigkeit nennt, hat ſchon große Schönheiten; und bis die Franzoſen daran Geſchmack gewinnen, hätten wir es für unſer Theater adoptiren ſollen.

Was der erſtgedachte Kunſtrichter an der deutſchen Sara ausſetzt, iſt zum Theil nicht ohne Grund. Ich glaube aber doch, der Verfaſſer wird lieber ſeine Fehler behalten, als ſich der vielleicht unglücklichen Mühe einer gänzlichen Umarbeitung unterziehen wollen. Er erinnert ſich, was Voltaire bei einer ähnlichen Gelegenheit ſagte: „Man kann nicht immer alles ausführen, was uns unſere Freunde rathen. Es giebt auch nothwendige Fehler. Einem Bucklichten, den man von ſeinem Buckel heilen wollte, müßte man das Leben nehmen. Mein Kind iſt bucklicht; aber es befindet ſich ſonſt ganz gut.“

Den zwölften Abend (Donnerſtags, den 7. Mai) ward der Spieler, vom Regnard, aufgeführt.

Dieſes Stück iſt ohne Zweifel das beſte, was Regnard gemacht hat; aber Riviere du Freny, der bald darauf gleichfalls einen Spieler auf die Bühne brachte, nahm ihn wegen der Erfindung in Anſpruch. Er beklagte ſich, daß ihm Regnard die Anlage und verſchiedene Scenen geſtohlen habe; Regnard ſchob die Beſchuldigung zurück, und jetzt wiſſen wir von dieſem Streite nur ſo viel mit Zuverläſſigkeit, daß einer von beiden der Plagiarius geweſen. Wenn es Regnard war, ſo müſſen wir es ihm wohl noch dazu danken, daß er ſich überwinden konnte, die Vertraulichkeit ſeines Freundes zu mißbrauchen; er bemächtigte ſich, bloß zu unſerm Beſten, der Materialien, von denen er voraus ſahe, daß ſie verhunzt werden würden. Wir hätten nur einen ſehr elenden Spieler, wenn er gewiſſenhafter geweſen wäre. Doch hätte er die That eingeſtehen, und dem armen Du Freny einen Theil der damit erworbenen Ehre laſſen müſſen.

Den dreizehnten Abend (Freitags, den 8. Mai) ward der verheirathete Philoſoph wiederholt; und den Beſchluß machte der Liebhaber als Schriftſteller und Bedienter.

Der Verfaſſer dieſes kleinen artigen Stücks heißt Cerou; er ſtudirte die Rechte, als er es im Jahre 1740 den Italienern in Paris zu ſpielen gab. Es fällt ungemein wohl aus.

Den vierzehnten Abend (Montags, den 11. Mai) wurden die coquette Mutter vom Quinault, und der Advocat Patelin aufgeführt.

Jene wird von den Kennern unter die beſten Stücke gerechnet, die ſich auf dem franzöſiſchen Theater aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben. Es iſt wirklich viel gutes Komiſches darin, deſſen ſich Moliere nicht hätte ſchämen dürfen. Aber der fünfte Act und die ganze Auflöſung hätte weit beſſer ſeyn können; der alte Sklave, deſſen in den vorhergehenden Acten gedacht wird, kömmt nicht zum

Vorſcheine; das Stück ſchließt mit einer kalten Erzählung, nachdem wir auf eine theatraliſche Handlung vorbereitet worden. Sonſt iſt es in der Geſchichte des franzöſiſchen Theaters deßwegen mit merkwürdig, weil der lächerliche Marquis darin der erſte von ſeiner Art iſt. Die coquette Mutter iſt auch ſein eigentlichſter Titel nicht, und Quinault hätte es immer bei dem zweiten, die veruneinigten Verliebten, können bewenden laſſen.

Der Advocat Patelin iſt eigentlich ein altes Poſſenſpiel aus dem funfzehnten Jahrhunderte, das zu ſeiner Zeit außerordentlichen Beifall fand. Es verdiente ihn auch, wegen der ungemeinen Luſtigkeit, und des guten Komiſchen, das aus der Handlung ſelbſt und aus der Situation der Perſonen entſpringt, und nicht auf bloßen Einfällen beruht. Bruegs gab ihm eine neue Sprache und brachte es in die Form, in welcher es gegenwärtig aufgeführt wird. Herr Eckhof ſpielt den Patelin ganz vortrefflich.

Den funfzehnten Abend (Dienſtags, den 12. Mai) ward Leſſings Freigeiſt vorgeſtellt.

Man kennt ihn hier unter dem Titel des beſchämten Freigeiſtes, weil man ihn von dem Trauerſpiele des Herrn von Brave, das eben dieſe Aufſchrift führt, unterſcheiden wollen. Eigentlich kann man wohl nicht ſagen, daß derjenige beſchämt wird, welcher ſich beſſert. Adraſt iſt auch nicht einzig und allein der Freigeiſt; ſondern es nehmen mehrere Perſonen an dieſem Charakter Theil. Die eitle unbeſonnene Henriette, der für Wahrheit und Irrthum gleichgültige Liſidor, der ſpitzbübiſche Johann, ſind alles Arten von Freigeiſtern, die zuſammen den Titel des Stückes erfüllen müſſen. Doch was liegt an dem Titel? Genug, daß die Vorſtellung alles Beifalls würdig war. Die Rollen ſind ohne Ausnahme wohl beſetzt; und beſonders ſpielt Herr Böck den Theophan mit alle dem freundlichen Anſtande, den dieſer Charakter erfordert, um dem endlichen Unwillen über die Hartnäckigkeit, mit der ihn Adraſt verkennt, und auf dem die ganze Kataſtrophe beruht, dagegen abſtechen zu laſſen.

Den Beſchluß dieſes Abends machte das Schäferſpiel des Herrn Pfeffels: der Schatz.

Dieſer Dichter hat ſich, außer dieſem kleinen Stücke, noch durch ein anderes, der Eremit, nicht unrühmlich bekannt gemacht. In den Schatz hat er mehr Intereſſe zu legen geſucht, als gemeiniglich unſere Schäferſpiele zu haben pflegen, deren ganzer Inhalt tändelnde Liebe iſt. Sein Ausdruck iſt nur öfters ein wenig zu geſucht und koſtbar, wodurch die ohnedem ſchon allzu verfeinerten Empfindungen ein höchſt ſtudirtes Anſehen bekommen, und zu nichts als froſtigen Spielwerken des Witzes werden. Dieſes gilt beſonders von ſeinem Eremiten, welches ein kleines Trauerſpiel ſeyn ſoll, das man, anſtatt der allzuluſtigen Nachſpiele, auf rührende Stücke könnte folgen laſſen. Die Abſicht iſt recht gut; aber wir wollen vom Weinen doch noch lieber zum Lachen, als zum Gähnen übergehen.

Funfzehntes Stück.

Den 19. Juni 1767.

Den ſechzehnten Abend (Mittwochs, den 13. Mai) ward die Zaire des Herrn von Voltaire aufgeführt.

„Den Liebhabern der gelehrten Geſchichte, ſagt Herr von Voltaire, wird es nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, wie dieſes Stück entſtanden. Verſchiedene Damen hatten dem Verfaſſer vorgeworfen, daß in ſeinen Tragödien nicht genug Liebe wäre. Er antwortete ihnen, daß, ſeiner Meinung nach, die Tragödie auch eben nicht der ſchicklichſte Ort für die Liebe ſey; wenn ſie aber doch mit aller Gewalt verliebte Helden haben müßten, ſo wolle er ihnen welche machen, ſo gut als ein anderer. Das Stück ward in achtzehn Tagen vollendet, und fand großen Beifall. Man nennt es zu Paris ein chriſtliches Trauerſpiel, und es iſt oft, anſtatt des Polyeukts, vorgeſtellt worden.“

Den Damen haben wir alſo dieſes Stück zu verdanken und es wird noch lange das Lieblingsſtück der Damen bleiben. Ein junger feuriger Monarch, nur der Liebe unterwürfig; ein ſtolzer Sieger, nur von der Schönheit beſiegt; ein Sultan ohne Polygamie; ein Seraglio, in den freien zugänglichen Sitz einer unumſchränkten Gebieterin verwandelt; ein verlaſſenes Mädchen, zur höchſten Staffel des Glücks, durch nichts als ihre ſchönen Augen, erhöht; ein Herz, um das Zärtlichkeit und Religion ſtreiten, das ſich zwiſchen ſeinen Gott und ſeinen Abgott theilt, das gern fromm ſeyn möchte, wenn es nur nicht aufhören ſollte zu lieben; ein Eiferſüchtiger, der ſein Unrecht erkennt, und es an ſich ſelbſt rächt: wenn dieſe ſchmeichelnden Ideen das ſchöne Geſchlecht nicht beſtechen, durch was ließe es ſich denn beſtechen?

Die Liebe ſelbſt hat Voltairen die Zaire dictirt: ſagt ein Kunſtrichter artig genug. Richtiger hätte er geſagt: die Galanterie. Ich kenne nur eine Tragödie, an der die Liebe ſelbſt arbeiten helfen; und das iſt Romeo und Julie, von Shakeſpeare. Es iſt wahr, Voltaire läßt ſeine verliebte Zaire ihre Empfindungen ſehr fein, ſehr anſtändig ausdrücken: aber was iſt dieſer Ausdruck gegen jenes lebendige Gemälde aller der kleinſten geheimſten Ränke, durch die ſich die Liebe in unſere Seele einſchleicht, aller der unmerklichen Vortheile, die ſie darin gewinnt, aller der Kunſtgriffe, mit denen ſie jede andere Leidenſchaft unter ſich bringt, bis ſie der einzige Tyrann aller unſerer Begierden und Verabſcheuungen wird? Voltaire verſteht, wenn ich ſo ſagen darf, den Kanzleiſtyl der Liebe vortrefflich; das iſt, diejenige Sprache, denjenigen Ton der Sprache, den die Liebe braucht, wenn ſie ſich auf das behutſamſte und gemeſſenſte ausdrücken will, wenn ſie nichts ſagen will, als was ſie bei der ſpröden Sophiſtin und bei dem kalten Kunſtrichter verantworten kann. Aber der beſte Kanzliſt weiß von den Geheimniſſen der Regierung nicht immer das meiſte; oder hat gleichwohl Voltaire in das Weſen der

Liebe eben die tiefe Einſicht, die Shakeſpeare gehabt, ſo hat er ſie wenigſtens hier nicht zeigen wollen, und das Gedicht iſt weit unter dem Dichter geblieben.

Von der Eiferſucht läßt ſich ungefähr eben das ſagen. Der eiferſüchtige Orosmann ſpielt, gegen den eiferſüchtigen Othello des Shakeſpeare, eine ſehr kahle Figur. Und doch iſt Othello offenbar das Vorbild des Orosmann geweſen. Cibber ſagt,[1] Voltaire habe ſich des Brandes bemächtigt, der den tragiſchen Scheiterhaufen des Shakeſpeare in Gluth geſetzt. Ich hätte geſagt: eines Brandes aus dieſem flammenden Scheiterhaufen; und noch dazu eines, der mehr dampft, als leuchtet und wärmt. Wir hören in dem Orosmann einen Eiferſüchtigen reden, wir ſehen ihn die raſche That eines Eiferſüchtigen begehen; aber von der Eiferſucht ſelbſt lernen wir nicht mehr und nicht weniger, als wir vorher wußten. Othello hingegen iſt das vollſtändigſte Lehrbuch über dieſe traurige Raſerei; da können wir alles lernen, was ſie angeht, ſie erwecken und ſie vermeiden.

Aber iſt es denn immer Shakeſpeare, werden einige meiner Leſer fragen, immer Shakeſpeare, der alles beſſer verſtanden hat, als die Franzoſen? Das ärgert uns; wir können ihn ja nicht leſen. — Ich ergreife dieſe Gelegenheit, das Publicum an etwas zu erinnern, das es vorſetzlich vergeſſen zu wollen ſcheint. Wir haben eine Ueberſetzung vom Shakeſpeare. Sie iſt noch kaum fertig geworden, und niemand bekümmert ſich ſchon mehr darum. Die Kunſtrichter haben viel Böſes davon geſagt. Ich hätte große Luſt, ſehr viel Gutes davon zu ſagen. Nicht, um dieſen gelehrten Männern zu widerſprechen; nicht, um die Fehler zu vertheidigen, die ſie darin bemerkt haben: ſondern, weil ich glaube, daß man von dieſen Fehlern kein ſolches Aufheben hätte machen ſollen. Das Unternehmen war ſchwer; ein jeder anderer, als Herr Wieland, würde in der Eil noch öfter verſtoßen, und aus Unwiſſenheit oder Bequemlichkeit noch mehr überhüpft haben; aber was er gut gemacht hat, wird ſchwerlich jemand beſſer machen. So wie er uns den Shakeſpeare geliefert hat, iſt es noch immer ein Buch, das man unter uns nicht genug empfehlen kann. Wir haben an den Schönheiten, die es uns liefert, noch lange zu lernen, ehe uns die Flecken, mit welchen es ſie liefert, ſo beleidigen, daß wir nothwendig eine beſſere Ueberſetzung haben müßten.

Doch wieder zur Zaire. Der Verfaſſer brachte ſie im Jahre 1733 auf die Pariſer Bühne; und drei Jahre darauf ward ſie ins Engliſche überſetzt, und auch in London auf dem Theater in Drury-Lane geſpielt. Der Ueberſetzer war Aaron Hill, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, nicht von der ſchlechteſten Gattung. Voltaire fand ſich ſehr dadurch geſchmeichelt, und was er, in dem ihm eigenen Tone der ſtolzen Beſcheidenheit, in der Zuſchrift ſeines Stücks an den Engländer Fackener, davon ſagt, verdient geleſen zu werden. Nur muß man nicht alles für vollkommen ſo wahr annehmen, als er es ausgiebt. Wehe dem, der Voltaire's Schriften überhaupt nicht mit dem ſceptiſchen Geiſte lieſt, in welchem er einen Theil derſelben geſchrieben hat!

Er ſagt z. E. zu ſeinem engliſchen Freunde: „Eure Dichter hatten eine Gewohnheit, der ſich ſelbſt Addiſon[1] unterworfen; denn Gewohnheit iſt ſo mächtig als Vernunft und Geſetz. Dieſe gar nicht vernünftige Gewohnheit beſtand darin, daß jeder Act mit Verſen beſchloſſen werden mußte, die in einem ganz andern Geſchmacke waren, als das Uebrige des Stücks; und nothwendig mußten dieſe Verſe eine Vergleichung enthalten. Phädra, indem ſie abgeht, vergleicht ſich ſehr poetiſch mit einem Rehe, Cato mit einem Felſen, und Cleopatra mit Kindern, die ſo lange weinen, bis ſie einſchlafen. Der Ueberſetzer der Zaire iſt der erſte, der es gewagt hat, die Rechte der Natur gegen einen von ihr ſo entfernten Geſchmack zu behaupten. Er hat dieſen Gebrauch abgeſchafft; er hat es empfunden, daß die Leidenſchaft ihre wahre Sprache führen, und der Poet ſich überall verbergen müſſe, um uns nur den Helden erkennen zu laſſen."

Es ſind nicht mehr als nur drei Unwahrheiten in dieſer Stelle; und das iſt für den Herrn von Voltaire eben nicht viel. Wahr iſt es, daß die Engländer, vom Shakeſpeare an, und vielleicht auch von noch länger her, die Gewohnheit gehabt, ihre Aufzüge in ungereimten Verſen mit ein paar gereimten Zeilen zu enden. Aber daß dieſe gereimten Zeilen nichts als Vergleichungen enthielten, daß ſie nothwendig Vergleichungen enthalten müſſen, das iſt grundfalſch; und ich begreife gar nicht, wie der Herr von Voltaire einem Engländer, von dem er doch glauben konnte, daß er die tragiſchen Dichter ſeines Volkes auch geleſen habe, ſo etwas unter die Naſe ſagen können. Zweitens iſt es nicht an dem, daß Hill in ſeiner Ueberſetzung der Zaire von dieſer Gewohnheit abgegangen. Es iſt zwar beinahe nicht glaublich, daß der Herr von Voltaire die Ueberſetzung ſeines Stücks nicht genauer ſollte angeſehen haben, als ich oder ein anderer. Gleichwohl muß es ſo ſeyn. Denn ſo gewiß ſie in reimfreien Verſen iſt, ſo gewiß ſchließt ſich auch jeder Act mit zwei oder vier gereimten Zeilen. Vergleichungen enthalten ſie freilich nicht; aber, wie geſagt, unter allen dergleichen gereimten Zeilen, mit welchen Shakeſpeare, und Johnſon, und Dryden, und Lee, und Otway, und Rowe, und wie ſie alle heißen, ihre Aufzüge

[1] From English Plays, Zara's French author fir'd
Confess'd his Muse, beyond herself, inspir'd,
From rack'd Othello's rage, he rais'd his style
And snatch'd the brand, that lights this tragic pile.

[1] Le plus sage de vos écrivains, ſetzt Voltaire hinzu. Wie wäre das wohl recht zu überſetzen? Sage heißt weiſe: aber der weiſeſte unter den engliſchen Schriftſtellern, wer würde den Addiſon dafür erkennen? Ich beſinne mich, daß die Franzoſen auch ein Mädchen sage nennen, dem man keinen Fehltritt, ſo keinen von den groben Fehltritten, vorzuwerfen hat. Dieſer Sinn dürfte vielleicht hier paſſen. Und nach dieſem könnte man ja wohl geradezu überſetzen: Addiſon, derjenige von euern Schriftſtellern, der uns harmloſen, nüchternen Franzoſen am nächſten kömmt.

ſchließen, ſind ſicherlich hundert gegen fünfe, die gleichfalls keine enthalten. Was hatte denn Hill alſo beſonders? Hätte er aber auch wirklich das Beſondere gehabt, das ihm Voltaire leiht: ſo wäre doch drittens das nicht wahr, daß ſein Beiſpiel von dem Einfluſſe geweſen, von dem es Voltaire ſeyn läßt. Noch bis dieſe Stunde erſcheinen in England eben ſo viel, wo nicht noch mehr Trauerſpiele, deren Acte ſich mit gereimten Zeilen enden, als die es nicht thun. Hill ſelbſt hat in keinem einzigen Stücke, deren er doch verſchiedene, noch nach der Ueberſetzung der Zaire, gemacht, ſich der alten Mode gänzlich entäußert. Und was iſt es denn nun, ob wir zuletzt Reime hören oder keine? Wenn ſie da ſind, können ſie vielleicht dem Orcheſter noch nutzen; als Zeichen nämlich, nach den Inſtrumenten zu greifen, welches Zeichen auf dieſe Art weit ſchicklicher aus dem Stücke ſelbſt abgenommen würde, als daß es die Pfeife oder der Schlüſſel giebt.

Sechzehntes Stück.

Den 23. Juni 1767.

Die engliſchen Schauſpieler waren zu Hills Zeiten ein wenig ſehr unnatürlich; beſonders war ihr tragiſches Spiel äußerſt wild und übertrieben; wo ſie heftige Leidenſchaften auszudrücken hatten, ſchrien und gebärdeten ſie ſich als Beſeſſene; und das Uebrige tönten ſie in einer ſteifen, ſtrotzenden Feierlichkeit daher, die in jeder Sylbe den Komödianten verrieth. Als er daher ſeine Ueberſetzung der Zaire aufführen zu laſſen bedacht war, vertraute er die Rolle der Zaire einem jungen Frauenzimmer, das noch nie in der Tragödie geſpielt hatte. Er urtheilte ſo: dieſes junge Frauenzimmer hat Gefühl, und Stimme, und Figur, und Anſtand; ſie hat den falſchen Ton des Theaters noch nicht angenommen; ſie braucht keine Fehler erſt zu verlernen; wenn ſie ſich nur ein paar Stunden überreden kann, das wirklich zu ſeyn, was ſie vorſtellt, ſo darf ſie nur reden, wie ihr der Mund gewachſen, und alles wird gut gehen. Es ging auch; und die Theaterpedanten, welche gegen Hillen behaupteten, daß nur eine ſehr geübte, ſehr erfahrene Perſon einer ſolchen Rolle Genüge leiſten könne, wurden beſchämt. Dieſe junge Actrice war die Frau des Komödianten Colley Cibber, und der erſte Verſuch in ihrem achtzehnten Jahre ward ein Meiſterſtück. Es iſt merkwürdig, daß auch die franzöſiſche Schauſpielerin, welche die Zaire zuerſt ſpielte, eine Anfängerin war. Die junge reizende Mademoiſelle Goſſin ward auf einmal dadurch berühmt, und ſelbſt Voltaire ward ſo entzückt über ſie, daß er ſein Alter recht kläglich bedauerte.

Die Rolle des Orosmann hatte ein Anverwandter des Hill übernommen, der kein Komödiant von Profeſſion, ſondern ein Mann von Stande war. Er ſpielte aus Liebhaberei, und machte ſich nicht das geringſte Bedenken, öffentlich aufzutreten, um ein Talent zu zeigen, das ſo ſchätzbar als irgend ein anders iſt. In England ſind dergleichen Exempel von angeſehenen Leuten, die zu ihrem bloßen Vergnügen einmal mitſpielen, nicht ſelten. „Alles was uns dabei befremden ſollte, ſagt der Herr von Voltaire, iſt dieſes, daß es uns befremdet. Wir ſollten überlegen, daß alle Dinge in der Welt von der Gewohnheit und Meinung abhangen. Der franzöſiſche Hof hat ehedem auf dem Theater mit den Opernſpielern getanzt; und man hat weiter nichts beſonders dabei gefunden, als daß dieſe Art von Luſtbarkeit aus der Mode gekommen. Was iſt zwiſchen den beiden Künſten für ein Unterſchied, als daß die eine über die andere eben ſo weit erhaben iſt, als es Talente, welche vorzügliche Seelenkräfte erfordern, über bloß körperliche Fertigkeiten ſind?"

Ins Italieniſche hat der Graf Gozzi die Zaire überſetzt; ſehr genau und ſehr zierlich; ſie ſteht in dem dritten Theile ſeiner Werke. In welcher Sprache können zärtliche Klagen rührender klingen, als in dieſer? Mit der einzigen Freiheit, die ſich Gozzi gegen das Ende des Stücks genommen, wird man ſchwerlich zufrieden ſeyn. Nachdem ſich Orosmann erſtochen, läßt ihn Voltaire nur noch ein paar Worte ſagen, uns über das Schickſal des Nereſtan zu beruhigen. Aber was thut Gozzi? Der Italiener fand es ohne Zweifel zu kalt, einen Türken ſo gelaſſen wegſterben zu laſſen. Er legt alſo dem Orosmann noch eine Tirade in den Mund, voller Ausrufungen, voller Winſeln und Verzweiflung. Ich will ſie der Seltenheit halber unter den Text ſetzen. [1]

Es iſt doch ſonderbar, wie weit ſich hier der deutſche Geſchmack von dem welſchen entfernt! Dem Welſchen iſt Voltaire zu kurz; uns Deutſchen iſt er zu lang. Kaum hat Orosmann geſagt „verehret und gerochen;" kaum hat er ſich den tödtlichen Stoß beigebracht, ſo laſſen wir den Vorhang niederfallen. Iſt es denn aber auch wahr, daß der deutſche Geſchmack dieſes ſo haben will? Wir machen dergleichen Verkürzung mit mehreren Stücken: aber warum machen wir ſie? Wollen wir denn im Ernſt, daß ſich ein Trauerſpiel wie ein Epigramm ſchließen ſoll? Immer mit der Spitze des Dolchs, oder mit dem letzten Seufzer des Helden? Woher kömmt uns gelaſſenen, ernſten Deutſchen

[1] Questo mortale orror che per le vene
Tutte mi scorre, omai non è dolore,
Che basti ad appagarti, anima bella.
Feroce cor, cor dispietato, e misero,
Paga la Pena del delitto orrendo.
Mani crudeli — oh Dio — Mani, che siete
Tinte del sangue di sì cara donna,
Voi — voi — dov' è quel ferro? Un' altra volta
In mezzo al petto — Oimè, dov' è quel ferro?
L'acuta punta — —
Tenebre, e notte
Si fanno intorno — —
Perchè non posso — —
Non posso spargere
Il sangue tutto?
Sì, sì, lo spargo tutto, anima mia,
Dove sei? — più non posso — oh Dio! non posso —
Vorrei — vederti — io manco, io manco, oh Dio!

die flatternde Ungeduld, ſobald die Execution vorbei, durchaus nun weiter nichts hören zu wollen, wenn es auch noch ſo wenige, zur völligen Rundung des Stücks noch ſo unentbehrliche Worte wären? Doch ich forſche vergebens nach der Urſache einer Sache, die nicht iſt. Wir hätten kalt Blut genug, den Dichter bis ans Ende zu hören, wenn es uns der Schauſpieler nur zutrauen wollte. Wir würden recht gern die letzten Befehle des großmüthigen Sultans vernehmen; recht gern die Bewunderung und das Mitleid des Nereſtan noch theilen: aber wir ſollen nicht. Und warum ſollen wir nicht? Auf dieſes warum, weiß ich kein darum. Sollten wohl die Orosmannsſpieler daran Schuld ſeyn? Es wäre begreiflich genug, warum ſie gern das letzte Wort haben wollten. Erſtochen und geklatſcht! Man muß Künſtlern kleine Eitelkeiten verzeihen.

Bei keiner Nation hat die Zaire einen ſchärfern Kunſtrichter gefunden, als unter den Holländern. Friedrich Duim, vielleicht ein Anverwandter des berühmten Acteurs dieſes Namens auf dem Amſterdamer Theater, fand ſo viel daran auszuſetzen, daß er es für etwas kleines hielt, eine beſſere zu machen. Er machte auch wirklich eine — andere, [1] in der die Bekehrung der Zaire das Hauptwerk iſt, und die ſich damit endet, daß der Sultan über ſeine Liebe ſiegt, und die chriſtliche Zaire mit aller der Pracht in ihr Vaterland ſchickt, die ihrer vorgehabten Erhöhung gemäß iſt; der alte Luſignan ſtirbt vor Freuden. Wer iſt begierig, mehr davon zu wiſſen? Der einzige unverzeihliche Fehler eines tragiſchen Dichters iſt dieſer, daß er uns kalt läßt; er intereſſire uns, und mache mit den kleinen mechaniſchen Regeln, was er will. Die Duime können wohl tadeln, aber den Bogen des Ulyſſes müſſen ſie nicht ſelber ſpannen wollen. Dieſes ſage ich darum, weil ich nicht gern zurück, von der mißlungenen Verbeſſerung auf den Ungrund der Kritik, geſchloſſen wiſſen möchte. Duims Tadel iſt in vielen Stücken ganz gegründet; beſonders hat er die Unſchicklichkeiten, deren ſich Voltaire in Anſehung des Orts ſchuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugſam motivirten Auftreten und Abgehen der Perſonen ſehr wohl angemerkt. Auch iſt ihm die Ungereimtheit der ſechsten Scene im dritten Acte nicht entgangen. „Orosmann, ſagt er, kömmt, Zairen in die Moſchee abzuholen; Zaire weigert ſich, ohne die geringſte Urſache von ihrer Weigerung anzuführen; ſie geht ab, und Orosmann bleibt als ein Laſſe (als eenen lafhartigen) ſtehen. Iſt das wohl ſeiner Würde gemäß? Reimt ſich das wohl mit ſeinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zairen, ſich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?“ — Guter Duim! wenn ſich Zaire deutlicher erklärt hätte: wo hätten denn die andern Acte ſollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen? — Ganz recht! auch die zweite Scene des dritten Acts iſt eben ſo abgeſchmackt: Orosmann kömmt wieder zu Zairen; Zaire geht abermals, ohne die geringſte nähere Erklärung, ab, und Orosmann, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröſtet ſich deßfalls in einer Monologe. Aber, wie geſagt, die Verwicklung, oder Ungewißheit, mußte doch bis zum fünften Aufzuge hinhalten; und wenn die ganze Kataſtrophe an einem Haare hängt, ſo hängen mehr wichtige Dinge in der Welt an keinem ſtärkern.

Die letzterwähnte Scene iſt ſonſt diejenige, in welcher der Schauſpieler, der die Rolle des Orosmann hat, ſeine feinſte Kunſt in alle dem beſcheidenen Glanze zeigen kann, in dem ſie nur ein eben ſo feiner Kenner zu empfinden fähig iſt. Er muß aus einer Gemüthsbewegung in die andere übergehen, und dieſen Uebergang durch das ſtumme Spiel ſo natürlich zu machen wiſſen, daß der Zuſchauer durchaus durch keinen Sprung, ſondern durch eine zwar ſchnelle, aber doch dabei merkliche Gradation mit fortgeriſſen wird. Erſt zeigt ſich Orosmann in aller ſeiner Großmuth, willig und geneigt, Zairen zu vergeben, wann ihr Herz bereits eingenommen ſeyn ſollte, falls ſie nur aufrichtig genug iſt, ihm länger kein Geheimniß davon zu machen. Indem erwacht ſeine Leidenſchaft aufs neue, und er fordert die Aufopferung ſeines Nebenbuhlers. Er wird zärtlich genug, ſie unter dieſer Bedingung aller ſeiner Huld zu verſichern. Doch da Zaire auf ihrer Unſchuld beſteht, wider die er ſo offenbare Beweiſe zu haben glaubt, bemeiſtert ſich ſeiner nach und nach der äußerſte Unwille. Und ſo geht er von dem Stolze zur Zärtlichkeit, und von der Zärtlichkeit zur Erbitterung über. Alles was Remond de Saint Albine, in ſeinem Schauſpieler, [1] hierbei beobachtet wiſſen will, leiſtet Herr Eckhof auf eine ſo vollkommene Art, daß man glauben ſollte, er allein könne das Vorbild des Kunſtrichters geweſen ſeyn.

[1] Zaire, bekeerde Turkinne. Treurspel. Amsterdam 1745.

[1] Le Comédien, Partie II. Chap. X. p. 209.

Siebzehntes Stück.

Den 26. Juni 1767.

Den ſiebzehnten Abend (Donnerſtags, den 14. Mai) ward der Sidney, vom Greſſet, aufgeführt.

Dieſes Stück kam im Jahr 1745 zuerſt aufs Theater. Ein Luſtſpiel wider den Selbſtmord konnte in Paris kein großes Glück machen. Die Franzoſen ſagten: es wäre ein Stück für London. Ich weiß auch nicht; denn die Engländer dürften vielleicht den Sidney ein wenig unengliſch finden; er geht nicht raſch genug zu Werke; er philoſophirt, ehe er die That begeht, zu viel, und nachdem er ſie begangen zu haben glaubt, zu wenig; ſeine Reue könnte ſchimpflicher Kleinmuth ſcheinen; ja, ſich von einem franzöſiſchen Bedienten ſo angeführt zu ſehen, möchte von manchen für eine Beſchämung gehalten werden, die des Hängens allein würdig wäre.

Doch ſo wie das Stück iſt, ſcheint es für uns Deutſche recht gut zu ſeyn. Wir mögen eine Raſerei gern mit ein

wenig Philoſophie bemänteln, und finden es unſerer Ehre eben nicht nachtheilig, wenn man uns von einem dummen Streiche zurückhält, und das Geſtändniß, falſch philoſophirt zu haben, uns abgewinnt. Wir werden daher dem Dümont, ob er gleich ein franzöſiſcher Prahler iſt, ſo herzlich gut, daß uns die Etiquette, welche der Dichter mit ihm beobachtet, beleidigt. Denn indem es Sidney nun erfährt, daß er durch die Vorſicht deſſelben dem Tode nicht näher iſt, als der geſundeſten einer, ſo läßt ihn Greſſet ausrufen: „Kaum kann ich es glauben — Roſalia! — Hamilton! — und du, deſſen glücklicher Eifer u. ſ. w.“ Warum dieſe Rangordnung? Iſt es erlaubt, die Dankbarkeit der Politeſſe aufzuopfern? Der Bediente hat ihn gerettet; dem Bedienten gehört das erſte Wort, der erſte Ausdruck der Freude, ſo Bedienter, ſo weit unter ſeinem Herrn und ſeines Herrn Freunden er auch immer iſt. Wenn ich Schauſpieler wäre, hier würde ich es kühnlich wagen, zu thun, was der Dichter hätte thun ſollen. Wenn ich ſchon, wider ſeine Vorſchrift, nicht das erſte Wort an meinen Erretter richten dürfte, ſo würde ich ihm wenigſtens den erſten gerührten Blick zuſchicken, mit der erſten dankbaren Umarmung auf ihn zueilen; und dann würde ich mich gegen Roſalien und gegen Hamilton wenden, und wieder auf ihn zurückkommen. Es ſey uns immer angelegener, Menſchlichkeit zu zeigen, als Lebensart!

Herr Eckhof ſpielt den Sidney ſo vortrefflich — Es iſt unſtreitig eine von ſeinen ſtärkſten Rollen. Man kann die enthuſiaſtiſche Melancholie, das Gefühl der Fühlloſigkeit, wenn ich ſo ſagen darf, worin die ganze Gemüthsverfaſſung des Sidney beſteht, ſchwerlich mit mehr Kunſt, mit größerer Wahrheit ausdrücken. Welcher Reichthum von malenden Geſten, durch die er allgemeine Betrachtungen gleichſam Figur und Körper giebt, und ſeine innerſten Empfindungen in ſichtbare Gegenſtände verwandelt! Welcher fortreißende Ton der Ueberzeugung! —

Den Beſchluß machte dieſen Abend ein Stück in einem Aufzuge, nach dem Franzöſiſchen des l'Affichard, unter dem Titel: Iſt er von Familie? Man erräth gleich, daß ein Narr oder eine Närrin darin vorkommen muß, der es hauptſächlich um den alten Adel zu thun iſt. Ein junger wohlerzogener Menſch, aber von zweifelhaftem Herkommen, bewirbt ſich um die Stieftochter eines Marquis. Die Einwilligung der Mutter hängt von der Aufklärung dieſes Puncts ab. Der junge Menſch hielt ſich nur für den Pflegeſohn eines gewiſſen bürgerlichen Liſanders, aber es findet ſich, daß Liſander ſein wahrer Vater iſt. Nun wäre weiter an die Heirath nicht zu denken, wenn nicht Liſander ſelbſt ſich nur durch Unfälle zu dem bürgerlichen Stande herablaſſen müſſen. In der That iſt er von eben ſo guter Geburt, als der Marquis; er iſt des Marquis Sohn, den jugendliche Ausſchweifungen aus dem väterlichen Hauſe vertrieben. Nun will er ſeinen Sohn brauchen, um ſich mit ſeinem Vater auszuſöhnen. Die Ausſöhnung gelingt, und macht das Stück gegen das Ende ſehr rührend. Da alſo der Hauptton deſſelben rührender, als komiſch iſt: ſollte uns nicht auch der Titel mehr jenes als dieſes erwarten laſſen? Der Titel iſt eine wahre Kleinigkeit; aber dießmal hätte ich ihn von dem einzigen lächerlichen Charakter nicht hergenommen; er braucht den Inhalt weder anzuzeigen, noch zu erſchöpfen; aber er ſollte doch auch nicht irre führen. Und dieſer thut es ein wenig. Was iſt leichter zu ändern, als ein Titel? Die übrigen Abweichungen des deutſchen Verfaſſers von dem Originale gereichen mehr zum Vortheile des Stücks, und geben ihm das einheimiſche Anſehen, das faſt allen von dem franzöſiſchen Theater entlehnten Stücken mangelt.

Den achtzehnten Abend (Freitags, den 15. Mai) ward das Geſpenſt mit der Trommel geſpielt.

Dieſes Stück ſchreibt ſich eigentlich aus dem Engliſchen des Addiſon her. Addiſon hat nur eine Tragödie, und nur eine Komödie gemacht. Die dramatiſche Poeſie überhaupt war ſein Fach nicht. Aber ein guter Kopf weiß ſich überall aus dem Handel zu ziehen; und ſo haben ſeine beiden Stücke, wenn ſchon nicht die höchſten Schönheiten ihrer Gattung, wenigſtens andere, die ſie noch immer zu ſehr ſchätzbaren Werken machen. Er ſuchte ſich mit dem einen ſowohl als mit dem andern der franzöſiſchen Regelmäßigkeit mehr zu nähern; aber noch zwanzig Addiſons, und dieſe Regelmäßigkeit wird doch nie nach dem Geſchmacke der Engländer werden. Begnüge ſich damit, wer keine höhere Schönheiten kennt!

Destouches, der in England perſönlichen Umgang mit Addiſon gehabt hatte, zog das Luſtſpiel deſſelben über einen noch franzöſiſchern Leiſten. Wir ſpielen es nach ſeiner Umarbeitung, in der wirklich vieles feiner und natürlicher, aber auch manches kälter und kraftloſer geworden. Wenn ich mich indeß nicht irre, ſo hat Madame Gottſched, von der ſich die deutſche Ueberſetzung herſchreibt, das engliſche Original mit zur Hand genommen, und manchen guten Einfall wieder daraus hergeſtellt.

Den neunzehnten Abend (Montags, den 18. Mai) ward der verheirathete Philoſoph, vom Destouches, wiederholt.

Des Regnard Demokrit war dasjenige Stück, welches den zwanzigſten Abend (Dienſtags, den 19. Mai) geſpielt wurde.

Dieſes Luſtſpiel wimmelt von Fehlern und Ungereimtheiten, und doch gefällt es. Der Kenner lacht dabei ſo herzlich, als der Unwiſſendſte aus dem Pöbel. Was folgt hieraus? Daß die Schönheiten, die es hat, wahre allgemeine Schönheiten ſeyn müſſen, und die Fehler vielleicht nur willkürliche Regeln betreffen, über die man ſich leichter hinausſetzen kann, als es die Kunſtrichter Wort haben wollen. Er hat keine Einheit des Orts beobachtet: mag er doch. Er hat alles Uebliche aus den Augen geſetzt: immerhin. Sein Demokrit ſieht dem wahren Demokrit in keinem

Stücke ähnlich; ſein Athen iſt ein ganz anderes Athen, als wir kennen: nun wohl, ſo ſtreiche man Demokrit und Athen aus, und ſetze bloß erdichtete Namen dafür. Regnard hat es gewiß ſo gut, als ein anderer, gewußt, daß um Athen keine Wüſte und keine Tiger und Bären waren; daß es, zu der Zeit des Demokrits, keinen König hatte u. ſ. w. Aber er hat das alles jetzt nicht wiſſen wollen; ſeine Abſicht war, die Sitten ſeines Landes unter fremdem Namen zu ſchildern. Dieſe Schilderung iſt das Hauptwerk des komiſchen Dichters, und nicht die hiſtoriſche Wahrheit.

Andere Fehler möchten ſchwerer zu entſchuldigen ſeyn; der Mangel des Intereſſe, die kahle Verwickelung, die Menge müßiger Perſonen, das abgeſchmackte Geſchwätz des Demokrits, nicht deßwegen nur abgeſchmackt, weil es der Idee widerſpricht, die wir von dem Demokrit haben, ſondern weil es Unſinn in jedes andern Munde ſeyn würde, der Dichter möchte ihn genannt haben wie er wolle. Aber was überſieht man nicht bei der guten Laune, in die uns Strabo und Thaler ſetzen? Der Charakter des Strabo iſt gleichwohl ſchwer zu beſtimmen; man weiß nicht, was man aus ihm machen ſoll; er ändert ſeinen Ton gegen jeden, mit dem er ſpricht; bald iſt er ein feiner witziger Spötter, bald ein plumper Spaßmacher, bald ein zärtlicher Schulfuchs, bald ein unverſchämter Stutzer. Seine Erkennung mit der Cleanthis iſt ungemein komiſch, aber unnatürlich. Die Art, mit der Mademoiſelle Beauval und la Thorilliere dieſe Scenen zuerſt ſpielten, hat ſich von einem Acteur zum andern, von einer Actrice zur andern fortgepflanzt. Es ſind die unanſtändigſten Grimaſſen; aber da ſie durch die Ueberlieferung bei Franzoſen und Deutſchen geheiligt ſind, ſo kömmt es niemanden ein, etwas daran zu ändern, und ich will mich wohl hüten zu ſagen, daß man ſie eigentlich kaum in dem niedrigſten Poſſenſpiele dulden ſollte. Der beſte, drolligſte und ausgeführteſte Charakter iſt der Charakter des Thalers; ein wahrer Bauer, ſchalkiſch und geradezu; voller boshafter Schnurren; und der, von der poetiſchen Seite betrachtet, nichts weniger als epiſodiſch, ſondern zu Auflöſung des Knoten eben ſo ſchicklich als unentbehrlich iſt. [1]

Achtzehntes Stück.

Den 30. Juni 1767.

Den einundzwanzigſten Abend (Mittwochs, den 20. Mai) wurde das Luſtſpiel des Marivaux, die falſchen Vertraulichkeiten, aufgeführt.

Marivaux hat faſt ein ganzes halbes Jahrhundert für die Theater in Paris gearbeitet; ſein erſtes Stück iſt vom Jahre 1712, und ſein Tod erfolgte 1763, in einem Alter von zweiundſiebzig. Die Zahl ſeiner Luſtſpiele beläuft ſich auf einige dreißig, wovon mehr als zwei Drittheile den Harlekin haben, weil er ſie für die italieniſche Bühne verfertigte. Unter dieſe gehören auch die falſchen Vertraulichkeiten, die 1763 zuerſt, ohne beſondern Beifall, geſpielt, zwei Jahre darauf aber wieder hervorgeſucht wurden, und deſto größern erhielten.

Seine Stücke, ſo reich ſie auch an mannichfaltigen Charakteren und Verwicklungen ſind, ſehen ſich einander dennoch ſehr ähnlich. In allen der nämliche ſchimmernde, und öfters allzugeſuchte Witz; in allen die nämliche metaphyſiſche Zergliederung der Leidenſchaften; in allen die nämliche blumenreiche, neologiſche Sprache. Seine Plane ſind nur von einem ſehr geringen Umfange; aber als ein wahrer Kallipides ſeiner Kunſt weiß er den engen Bezirk derſelben mit einer Menge ſo kleiner und doch ſo merklich abgeſetzter Schritte zu durchlaufen, daß wir am Ende einen noch ſo weiten Weg mit ihm zurückgelegt zu haben glauben.

Seitdem die Neuberin, sub auspiciis Sr. Magnificenz, des Herrn Profeſſors Gottſched, den Harlekin öffentlich von ihrem Theater verbannte, haben alle deutſche Bühnen, denen daran gelegen war, regelmäßig zu heißen, dieſer Verbannung beizutreten geſchienen. Ich ſage geſchienen; denn im Grunde hatten ſie nur das bunte Jäckchen und den Namen abgeſchafft, aber den Narren behalten. Die Neuberin ſelbſt ſpielte eine Menge Stücke, in welchen Harlekin die Hauptperſon war. Aber Harlekin hieß bei ihr Hänschen, und war ganz weiß anſtatt ſcheckigt gekleidet. Wahrlich ein großer Triumph für den guten Geſchmack!

Auch die falſchen Vertraulichkeiten haben einen Harlekin, der in der deutſchen Ueberſetzung zu einem Peter geworden. Die Neuberin iſt todt, Gottſched iſt auch todt: ich dächte, wir zögen ihm das Jäckchen wieder an. — Im Ernſte; wenn er unter fremdem Namen zu dulden iſt, warum nicht auch unter ſeinem? „Er iſt ein ausländiſches Geſchöpf;“ ſagt man. Was thut das? Ich wollte, daß alle Narren unter uns Ausländer wären! „Er trägt ſich, wie ſich kein Menſch unter uns trägt:“ — ſo braucht er nicht erſt lange zu ſagen, wer er iſt. „Es iſt widerſinnig, das nämliche Individuum alle Tage in einem andern Stücke erſcheinen zu ſehen.“ Man muß ihn als kein Individuum, ſondern als eine ganze Gattung betrachten; es iſt nicht Harlekin, der heute im Timon, morgen im Falken, übermorgen in den falſchen Vertraulichkeiten, wie ein wahrer Hans in allen Gaſſen, vorkömmt; ſondern es ſind Harlekine; die Gattung leidet tauſend Varietäten; der im Timon iſt nicht der im Falken; jener lebte in Griechenland, dieſer in Frankreich; nur weil ihr Charakter einerlei Hauptzüge hat, hat man ihnen einerlei Namen gelaſſen. Warum wollen wir edler, in unſern Vergnügungen wähliger, und gegen kahle Vernünfteleien nachgebender ſeyn, als — ich will nicht ſagen, die Franzoſen und Italiener ſind — ſondern, als ſelbſt die Römer und Griechen waren? War ihr Paraſit etwas anders als der Harlekin? Hatte er nicht auch ſeine eigene, beſondere Tracht, in der er in einem Stücke über dem andern vorkam? Hatten die Griechen nicht ein eigenes Drama, in das jederzeit Satyri eingeflochten

[1] Histoire du Théâtre François. T. XIV. p. 164.

werden mußten, ſie mochten ſich nun in die Geſchichte des Stückes ſchicken oder nicht?

Harlekin hat, vor einigen Jahren, ſeine Sache vor dem Richterſtuhle der wahren Kritik mit eben ſo vieler Laune als Gründlichkeit vertheidigt. Ich empfehle die Abhandlung des Herrn Möſer über das Groteske-Komiſche allen meinen Leſern, die ſie noch nicht kennen; die ſie kennen, deren Stimme habe ich ſchon. Es wird darin beiläufig von einem gewiſſen Schriftſteller geſagt, daß er Einſicht genug beſitze, dermaleins der Lobredner des Harlekin zu werden. Jetzt iſt er es geworden! wird man denken. Aber nein; er iſt es immer geweſen. Den Einwurf, den ihm Herr Möſer wider den Harlekin in den Mund legt, kann er ſich nie gemacht, ja nicht einmal gedacht zu haben erinnern.

Außer dem Harlekin kömmt in den falſchen Vertraulichkeiten noch ein anderer Bedienter vor, der die ganze Intrigue führt. Beide wurden ſehr wohl geſpielt; und unſer Theater hat überhaupt an den Herren Henſel und Merſchy ein paar Acteurs, die man zu den Bedientenrollen kaum beſſer verlangen kann.

Den zweiundzwanzigſten Abend (Donnerſtags, den 21. Mai) ward die Zelmire des Herrn Du Belloy aufgeführt.

Der Name Du Belloy kann niemanden unbekannt ſeyn, der in der neuern franzöſiſchen Literatur nicht ganz ein Fremdling iſt. Des Verfaſſers der Belagerung von Calais! Wenn es dieſes Stück nicht verdiente, daß die Franzoſen ein ſolches Lärmen damit machten, ſo gereicht doch dieſes Lärmen ſelbſt den Franzoſen zur Ehre. Es zeigt ſie als ein Volk, das auf ſeinen Ruhm eiferſüchtig iſt; auf das die großen Thaten ſeiner Vorfahren den Eindruck nicht verloren haben; das, von dem Werthe eines Dichters und von dem Einfluſſe des Theaters auf Tugend und Sitten überzeugt, jenen nicht zu ſeinen unnützen Gliedern rechnet, dieſes nicht zu den Gegenſtänden zählt, um die ſich nur geſchäftige Müßiggänger bekümmern. Wie weit ſind wir Deutſche in dieſem Stücke noch hinter den Franzoſen! Es gerade herauszuſagen: wir ſind gegen ſie noch die wahren Barbaren! Barbariſcher, als unſere barbariſchſten Voreltern, denen ein Liederſänger ein ſehr ſchätzbarer Mann war, und die, bei aller ihrer Gleichgültigkeit gegen Künſte und Wiſſenſchaften, die Frage, ob ein Barde, oder einer, der mit Bärfellen und Bernſtein handelt, der nützlichere Bürger wäre? ſicherlich für die Frage eines Narren gehalten hätten! — Ich mag mich in Deutſchland umſehen, wo ich will, die Stadt ſoll noch gebaut werden, von der ſich erwarten ließe, daß ſie nur den tauſendſten Theil der Achtung und Erkenntlichkeit gegen einen deutſchen Dichter haben würde, die Calais gegen den Du Belloy gehabt hat. Man erkenne es immer für franzöſiſche Eitelkeit: wie weit haben wir noch hin, ehe wir zu ſo einer Eitelkeit fähig ſeyn werden! Was Wunder auch? Unſere Gelehrte ſelbſt ſind klein genug, die Nation in der Geringſchätzung alles deſſen zu beſtärken, was nicht geradezu den Beutel füllt. Man ſpreche von einem Werke des Genies, von welchem man will; man rede von der Aufmunterung der Künſtler; man äußere den Wunſch, daß eine reiche blühende Stadt der anſtändigſten Erholung für Männer, die in ihren Geſchäften des Tages Laſt und Hitze getragen, und der nützlichſten Zeitverkürzung für andere, die gar keine Geſchäfte haben wollen, (das wird doch wenigſtens das Theater ſeyn?) durch ihre bloße Theilnehmung aufhelfen möge: — und ſehe und höre um ſich. „Dem Himmel ſey Dank, ruft nicht bloß der Wucherer Albinus, daß unſere Bürger wichtigere Dinge zu thun haben!“

— — — — Eu?
Rem poteris servare tuam! — —

Wichtigere? Einträglichere; das gebe ich zu! Einträglich iſt freilich unter uns nichts, was im geringſten mit den freien Künſten in Verbindung ſteht. Aber,

— haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit —

Doch ich vergeſſe mich. Wie gehört das alles zur Zelmire?

Du Belloy war ein junger Menſch, der ſich auf die Rechte legen wollte oder ſollte. Sollte wird es wohl mehr geweſen ſeyn. Denn die Liebe zum Theater behielt die Oberhand; er legte den Bartolus bei Seite und ward Komödiant. Er ſpielte einige Zeit unter der franzöſiſchen Truppe zu Braunſchweig, machte verſchiedene Stücke, kam wieder in ſein Vaterland, und ward geſchwind durch ein paar Trauerſpiele ſo glücklich und berühmt, als ihn nur immer die Rechtsgelehrſamkeit hätte machen können, wenn er auch ein Beaumont geworden wäre. Wehe dem jungen deutſchen Genie, das dieſen Weg einſchlagen wollte! Verachtung und Bettelei würden ſein gewiſſeſtes Loos ſeyn!

Das erſte Trauerſpiel des Du Belloy heißt Titus; und Zelmire war ſein zweites. Titus fand keinen Beifall, und ward nur ein einzigesmal geſpielt. Aber Zelmire fand deſto größern; es ward vierzehnmal hintereinander aufgeführt, und die Pariſer hatten ſich noch nicht daran ſatt geſehen. Der Inhalt iſt von des Dichters eigener Erfindung.

Ein franzöſiſcher Kunſtrichter [1] nahm hiervon Gelegenheit, ſich gegen die Trauerſpiele von dieſer Gattung überhaupt zu erklären: „Uns wäre, ſagt er, ein Stoff aus der Geſchichte weit lieber geweſen. Die Jahrbücher der Welt ſind an berüchtigten Verbrechen ja ſo reich; und die Tragödie iſt ja ausdrücklich dazu, daß ſie in uns die großen Handlungen wirklicher Helden zur Bewunderung und Nachahmung vorſtellen ſoll. Indem ſie ſo den Tribut bezahlt, den die Nachwelt ihrer Aſche ſchuldig iſt, befeuert ſie zugleich die Herzen der Jetztlebenden mit der edlen Begierde, ihnen gleich zu werden. Man wende nicht ein, daß Zaire, Alzire, Mahomet, doch auch nur Geburten der Erdichtung

[1] Journal Encyclopédie. Juillet 1762.

wären. Die Namen der beiden erſten ſind erdichtet, aber der Grund der Begebenheiten iſt hiſtoriſch. Es hat wirklich Kreuzzüge gegeben, in welchen ſich Chriſten und Türken zur Ehre Gottes, ihres gemeinſchaftlichen Vaters, haßten und würgten. Bei der Eroberung von Mexico haben ſich nothwendig die glücklichen und erhabenen Contraſte zwiſchen den europäiſchen und amerikaniſchen Sitten, zwiſchen der Schwärmerei und der wahren Religion, äußern müſſen. Und was den Mahomet anbelangt, ſo iſt er der Auszug, die Quinteſſenz, ſo zu reden, aus dem ganzen Leben dieſes Betrügers; der Fanatismus, in Handlung gezeigt; das ſchönſte philoſophiſchſte Gemälde, das jemals von dieſem gefährlichen Ungeheuer gemacht worden."

Neunzehntes Stück.

Den 3. Juli 1767.

Es iſt einem jeden vergönnt, ſeinen eigenen Geſchmack zu haben; und es iſt rühmlich, ſich von ſeinem eigenen Geſchmacke Rechenſchaft zu geben ſuchen. Aber den Gründen, durch die man ihn rechtfertigen will, eine Allgemeinheit ertheilen, die, wenn es ſeine Richtigkeit damit hätte, ihn zu dem einzigen wahren Geſchmacke machen müßte, heißt aus den Gränzen des forſchenden Liebhabers herausgehen, und ſich zu einem eigenſinnigen Geſetzgeber aufwerfen. Der angeführte franzöſiſche Schriftſteller fängt mit einem beſcheidenen „Uns wäre lieber geweſen" an, und geht zu ſo allgemein verbindenden Ausſprüchen fort, daß man glauben ſollte, dieſes Uns ſey aus dem Munde der Kritik ſelbſt gekommen. Der wahre Kunſtrichter folgert keine Regeln aus ſeinem Geſchmacke, ſondern hat ſeinen Geſchmack nach den Regeln gebildet, welche die Natur der Sache erfordert.

Nun hat es Ariſtoteles längſt entſchieden, wie weit ſich der tragiſche Dichter um die hiſtoriſche Wahrheit zu bekümmern habe; nicht weiter als ſie einer wohleingerichteten Fabel ähnlich iſt, mit der er ſeine Abſichten verbinden kann. Er braucht eine Geſchichte nicht darum, weil ſie geſchehen iſt, ſondern darum, weil ſie ſo geſchehen iſt, daß er ſie ſchwerlich zu ſeinem gegenwärtigen Zweck beſſer erdichten könnte. Findet er dieſe Schicklichkeit von ungefähr an einem wahren Falle, ſo iſt ihm der wahre Fall willkommen; aber die Geſchichtbücher erſt lange darum nachzuſchlagen, lohnt der Mühe nicht. Und wie viele wiſſen denn, was geſchehen iſt? Wenn wir die Möglichkeit, daß etwas geſchehen kann, nur daher abnehmen wollen, weil es geſchehen iſt: was hindert uns, eine gänzlich erdichtete Fabel für eine wirklich geſchehene Hiſtorie zu halten, von der wir nie etwas gehört haben? Was iſt das erſte, was uns eine Hiſtorie glaubwürdig macht? Iſt es nicht ihre innere Wahrſcheinlichkeit? Und iſt es nicht einerlei, ob dieſe Wahrſcheinlichkeit von gar keinen Zeugniſſen und Ueberlieferungen beſtätigt wird, oder von ſolchen, die zu unſerer Wiſſenſchaft noch nie gelangt ſind? Es wird ohne Grund angenommen, daß es eine Beſtimmung des Theaters mit ſey, das Andenken großer Männer zu erhalten; dafür iſt die Geſchichte, aber nicht das Theater. Auf dem Theater ſollen wir nicht lernen, was dieſer oder jener einzelne Menſch gethan hat, ſondern was ein jeder Menſch von einem gewiſſen Charakter unter gewiſſen gegebenen Umſtänden thun werde. Die Abſicht der Tragödie iſt weit philoſophiſcher als die Abſicht der Geſchichte; und es heißt ſie von ihrer wahren Würde herabſetzen, wenn man ſie zu einem bloßen Panegyrikus berühmter Männer macht, oder ſie gar den Nationalſtolz zu nähren mißbraucht.

Die zweite Erinnerung des nämlichen franzöſiſchen Kunſtrichters gegen die Zelmire des Du Belloy, iſt wichtiger. Er tadelt, daß ſie faſt nichts als ein Gewebe mannichfaltiger wunderbarer Zufälle ſey, die, in den engen Raum von vierundzwanzig Stunden zuſammengepreßt, aller Illuſion unfähig würden. Eine ſeltſam ausgeſparte Situation über die andere! ein Theaterſtreich über den andern! Was geſchieht nicht alles! was hat man nicht alles zu behalten! Wo ſich die Begebenheiten ſo drängen, können ſchwerlich alle vorbereitet genug ſeyn. Wo uns ſo vieles überraſcht, wird uns leicht manches mehr befremden, als überraſchen. „Warum muß ſich z. E. der Tyrann dem Rhamnes entdecken? Was zwingt den Antenor, ihm ſeine Verbrechen zu offenbaren? Fällt Ilus nicht gleichſam vom Himmel? Iſt die Gemüthsänderung des Rhamnes nicht viel zu ſchleunig? Bis auf den Augenblick, da er den Antenor erſticht, nimmt er an den Verbrechen ſeines Herrn auf die entſchloſſenſte Weiſe Theil; und wenn er einmal Reue zu empfinden geſchienen, ſo hatte er ſie doch ſogleich wieder unterdrückt. Welche geringfügige Urſachen giebt hiernächſt der Dichter nicht manchmal den wichtigſten Dingen! So muß Polidor, wenn er aus der Schlacht kömmt, und ſich wiederum in dem Grabmale verbergen will, der Zelmire den Rücken zukehren, und der Dichter muß uns ſorgfältig dieſen kleinen Umſtand einſchärfen. Denn, wenn Polidor anders ginge, wenn er der Prinzeſſin das Geſicht anſtatt den Rücken zuwendete: ſo würde ſie ihn erkennen, und die folgende Scene, wo dieſe zärtliche Tochter unwiſſend ihren Vater ſeinen Henkern überliefert, dieſe ſo vorſtechende, auf alle Zuſchauer ſo großen Eindruck machende Scene fiele weg. Wäre es gleichwohl nicht weit natürlicher geweſen, wenn Polidor, indem er wieder in das Grabmal flüchtet, die Zelmire bemerkt, ihr ein Wort zugerufen, oder auch nur einen Wink gegeben hätte? Freilich wäre es ſo natürlicher geweſen, als daß die ganzen letzten Acte ſich nunmehr auf die Art, wie Polidor geht, ob er ſeinen Rücken dahin oder dorthin kehrt, gründen müſſen. Mit dem Billet des Azor hat es die nämliche Bewandtniß: brachte es der Soldat im zweiten Acte gleich mit, ſo wie er es hätte mitbringen ſollen, ſo war der Tyrann entlarvt, und das Stück hatte ein Ende."

Die Ueberſetzung der Zelmire iſt nur in Proſa. Aber

wer wird nicht lieber eine körnichte, wohlklingende Proſa hören wollen, als matte, geradebrechte Verſe? Unter allen unſern gereimten Ueberſetzungen werden kaum ein halbes Dutzend ſeyn, die erträglich ſind. Und daß man mich ja nicht bei dem Worte nehme, ſie zu nennen! Ich würde eher wiſſen, wo ich aufhören, als wo ich anfangen ſollte. Die beſte iſt an vielen Stellen dunkel und zweideutig; der Franzoſe war ſchon nicht der größte Verſificateur, ſondern ſtümperte und flickte; der Deutſche war es noch weniger, und indem er ſich bemühte, die glücklichen und unglücklichen Zeilen ſeines Originals gleich treu zu überſetzen, ſo iſt es natürlich, daß öfters, was dort nur Lückenbüßerei oder Tautologie war, hier zu förmlichem Unſinne werden mußte. Der Ausdruck iſt dabei meiſtens ſo niedrig, und die Conſtruction ſo verworfen, daß der Schauſpieler allen ſeinen Adel nöthig hat, jenem aufzuhelfen, und allen ſeinen Verſtand braucht, dieſe nur nicht verfehlen zu laſſen. Ihm die Declamation zu erleichtern, daran iſt vollends gar nicht gedacht worden!

Aber verlohnt es denn auch der Mühe, auf franzöſiſche Verſe ſo viel Fleiß zu wenden, bis in unſerer Sprache eben ſo wäſſrig correcte, eben ſo grammatikaliſch kalte Verſe daraus werden? Wenn wir hingegen den ganzen poetiſchen Schmuck der Franzoſen in unſere Proſa übertragen, ſo wird unſere Proſa dadurch eben noch nicht ſehr poetiſch werden. Es wird der Zwitterton noch lange nicht daraus entſtehen, der aus den proſaiſchen Ueberſetzungen engliſcher Dichter entſtanden iſt, in welchen der Gebrauch der kühnſten Tropen und Figuren, außer einer gebundenen cadenſirten Wortfügung, uns an Beſoffene denken läßt, die ohne Muſik tanzen. Der Ausdruck wird ſich höchſtens über die alltägliche Sprache nicht weiter erheben, als ſich die theatraliſche Declamation über den gewöhnlichen Ton der geſellſchaftlichen Unterhaltungen erheben ſoll. Und ſonach wünſchte ich unſerm proſaiſchen Ueberſetzer recht viele Nachfolger; ob ich gleich der Meinung des Houdar de la Motte gar nicht bin, daß das Sylbenmaaß überhaupt ein kindiſcher Zwang ſey, dem ſich der dramatiſche Dichter am wenigſten Urſache habe, zu unterwerfen. Denn hier kömmt es bloß darauf an, unter zwei Uebeln das kleinſte zu wählen; entweder Verſtand und Nachdruck der Verſification, oder dieſe jenen aufzuopfern. Dem Houdar de la Motte war ſeine Meinung zu vergeben; er hatte eine Sprache in Gedanken, in der das Metriſche der Poeſie nur Kitzelung der Ohren iſt, und zur Verſtärkung des Ausdrucks nichts beitragen kann; in der unſrigen hingegen iſt es etwas mehr, und wir können der griechiſchen ungleich näher kommen, die durch den bloßen Rhythmus ihrer Versarten die Leidenſchaften, die darin ausgedrückt werden, anzudeuten vermag. Die franzöſiſchen Verſe haben nichts als den Werth der überſtandenen Schwierigkeit für ſich; und freilich iſt dieſes nur ein ſehr elender Werth.

Die Rolle des Antenors hat Herr Borchers ungemein wohl geſpielt; mit aller der Beſonnenheit und Heiterkeit, die einem Böſewichte von großem Verſtande ſo natürlich zu ſeyn ſcheinen. Kein mißlungener Anſchlag wird ihn in Verlegenheit ſetzen; er iſt an immer neuen Ränken unerſchöpflich; er beſinnt ſich kaum, und der unerwartetſte Streich, der ihn in ſeiner Blöße darzuſtellen drohte, empfängt eine Wendung, die ihm die Larve nur noch feſter aufdrückt. Dieſen Charakter nicht zu verderben, iſt von Seiten des Schauſpielers das getreueſte Gedächtniß, die fertigſte Stimme, die freieſte nachläſſigſte Action unumgänglich nöthig. Herr Borchers hat überhaupt ſehr viele Talente, und ſchon das muß ein günſtiges Vorurtheil für ihn erwecken, daß er ſich in alten Rollen eben ſo gern übt, als in jungen. Dieſes zeigt von ſeiner Liebe zur Kunſt; und der Kenner unterſcheidet ihn ſogleich von ſo vielen andern jungen Schauſpielern, die nur immer auf der Bühne glänzen wollen, und deren kleine Eitelkeit, ſich in lauter galanten liebenswürdigen Rollen begaffen und bewundern zu laſſen, ihr vornehmſter, auch wohl öfters ihr einziger Beruf zum Theater iſt.

Zwanzigſtes Stück.

Den 7. Juli 1767.

Den dreiundzwanzigſten Abend (Freitags, den 22. Mai) ward Cenie aufgeführt.

Dieſes vortreffliche Stück der Graffigny mußte der Gottſchedin zum Ueberſetzen in die Hände fallen. Nach dem Bekenntniſſe, welches ſie von ſich ſelbſt ablegt, „daß ſie die Ehre, welche man durch Ueberſetzung oder auch Verfertigung theatraliſcher Stücke erwerben könne, allezeit nur für ſehr mittelmäßig gehalten habe,“ läßt ſich leicht vermuthen, daß ſie, dieſe mittelmäßige Ehre zu erlangen, auch nur ſehr mittelmäßige Mühe werde angewendet haben. Ich habe ihr die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie einige luſtige Stücke des Destouches eben nicht verdorben hat. Aber wie viel leichter iſt es, eine Schnurre zu überſetzen, als eine Empfindung! Das Lächerliche kann der Witzige und Unwitzige nachſagen; aber die Sprache des Herzens kann nur das Herz treffen. Sie hat ihre eigene Regeln; und es iſt ganz um ſie geſchehen, ſobald man dieſe verkennt, und ſie dafür den Regeln der Grammatik unterwerfen, und ihr alle die kalte Vollſtändigkeit, alle die langweilige Deutlichkeit geben will, die wir an einem logiſchen Satze verlangen. Z. E. Dorimont hat dem Mericourt eine anſehnliche Verbindung nebſt dem vierten Theile ſeines Vermögens zugedacht. Aber das iſt das wenigſte, worauf Mericourt geht; er verweigert ſich dem großmüthigen Anerbieten und will ſich ihm aus Uneigennützigkeit verweigert zu haben ſcheinen. „Wozu das? ſagt er. Warum wollen Sie ſich Ihres Vermögens berauben? Genießen Sie Ihrer Güter ſelbſt; ſie haben Ihnen Gefahr und Arbeit genug gekoſtet.“ J'en jouirai, je vous rendrai tous heureux: läßt die Graffigny den lieben gutherzigen Alten antworten. „Ich will

Ihrer genießen, ich will euch alle glücklich machen.“ Vortrefflich! Hier iſt kein Wort zu viel! Die wahre nachläſſige Kürze, mit der ein Mann, dem Güte zur Natur geworden iſt, von ſeiner Güte ſpricht, wenn er davon ſprechen muß! Seines Glückes genießen, andere glücklich machen: beides iſt ihm nur eines; das eine iſt ihm nicht bloß eine Folge des andern, ein Theil des andern; das eine iſt ihm ganz das andere: und ſo wie ſein Herz keinen Unterſchied darunter kennt, ſo weiß auch ſein Mund keinen darunter zu machen; er ſpricht, als ob er das nämliche zweimal ſpräche, als ob beide Sätze wahre tautologiſche Sätze, vollkommen identiſche Sätze wären; ohne das geringſte Verbindungswort. O des Elenden, der die Verbindung nicht fühlt, dem ſie eine Partikel erſt fühlbar machen ſoll! Und dennoch, wie glaubt man wohl, daß die Gottſchedin jene acht Worte überſetzt hat? „Alsdann werde ich meiner Güter erſt recht genießen, wenn ich euch beide dadurch werde glücklich gemacht haben.“ Unerträglich! Der Sinn iſt vollkommen übergetragen, aber der Geiſt iſt verflogen; ein Schwall von Worten hat ihn erſtickt. Dieſes Alsdann, mit ſeinem Schwanze von Wenn; dieſes Erſt; dieſes Recht; dieſes Dadurch: lauter Beſtimmungen, die dem Ausbruche des Herzens alle Bedenklichkeiten der Ueberlegung geben, und eine warme Empfindung in eine froſtige Schlußrede verwandeln.

Denen, die mich verſtehen, darf ich nur ſagen, daß ungefähr auf dieſen Schlag das ganze Stück überſetzt iſt. Jede feinere Geſinnung iſt in ihren geſunden Menſchenverſtand paraphraſirt, jeder affectvolle Ausdruck in die todten Beſtandtheile ſeiner Bedeutung aufgelöst worden. Hierzu kömmt in vielen Stellen der häßliche Ton des Ceremoniels; verabredete Ehrenbenennungen contraſtiren mit den Ausrufungen der gerührten Natur auf die abſcheulichſte Weiſe. Indem Cenie ihre Mutter erkennt, ruft ſie: „Frau Mutter! o welch ein ſüßer Name!“ Der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft! Der herbe Titel zieht das ganze der Empfindung ſich öffnende Herz wieder zuſammen. Und in dem Augenblicke, da ſie ihren Vater findet, wirft ſie ſich gar mit einem „Gnädiger Herr Vater! bin ich Ihrer Gnade werth!“ ihm in die Arme. Mon père! auf deutſch: Gnädiger Herr Vater. Was für ein reſpectuöſes Kind! Wenn ich Darſainville wäre, ich hätte es eben ſo gern gar nicht wieder gefunden, als mit dieſer Anrede.

Madame Löwen ſpielt die Orphiſe; man kann ſie nicht mit mehrerer Würde und Empfindung ſpielen. Jede Miene ſpricht das ruhige Bewußtſeyn ihres verkannten Werthes; und ſanfte Melancholie auszudrücken, kann nur ihrem Blicke, kann nur ihrem Tone gelingen.

Cenie iſt Madame Henſel. Kein Wort fällt aus ihrem Munde auf die Erde. Was ſie ſagt, hat ſie nicht gelernt; es kömmt aus ihrem eigenen Kopfe, aus ihrem eigenen Herzen. Sie mag ſprechen oder ſie mag nicht ſprechen, ihr Spiel geht ununterbrochen fort. Ich wüßte nur einen einzigen Fehler; aber es iſt ein ſehr ſeltener Fehler; ein ſehr beneidenswürdiger Fehler. Die Actrice iſt für die Rolle zu groß. Mich dünkt einen Rieſen zu ſehen, der mit dem Gewehre eines Cadets exercirt. Ich möchte nicht alles machen, was ich vortrefflich machen könnte.

Herr Eckhof in der Rolle des Dorimond iſt ganz Dorimond. Dieſe Miſchung von Sanftmuth und Ernſt, von Weichherzigkeit und Strenge wird gerade in ſo einem Manne wirklich ſeyn, oder ſie iſt es in keinem. Wenn er zum Schluſſe des Stücks vom Mericourt ſagt: „Ich will ihm ſo viel geben, daß er in der großen Welt leben kann, die ſein Vaterland iſt; aber ſehen mag ich ihn nicht mehr!“ wer hat den Mann gelehrt, mit ein paar erhobenen Fingern, hierhin und dahin bewegt, mit einem einzigen Kopfdrehen uns auf einmal zu zeigen, was das für ein Land iſt, dieſes Vaterland des Mericourt? Ein gefährliches, ein böſes Land!

Tot linguae, quot membra viro! —

Den vierundzwanzigſten Abend (Freitags, den 25. Mai) ward die Amalia des Herrn Weiß aufgeführt.

Amalia wird von Kennern für das beſte Luſtſpiel dieſes Dichters gehalten. Es hat auch wirklich mehr Intereſſe, ausgeführtere Charaktere und einen lebhaftern gedankenreichern Dialog, als ſeine übrige komiſche Stücke. Die Rollen ſind hier ſehr wohl beſetzt; beſonders macht Madame Böck den Manley oder die verkleidete Amalia mit vieler Anmuth und mit aller der ungezwungenen Leichtigkeit, ohne die wir es ein wenig ſehr unwahrſcheinlich finden würden, ein junges Frauenzimmer ſo lange verkannt zu ſehen. Dergleichen Verkleidungen überhaupt geben einem dramatiſchen Stücke zwar ein romanhaftes Anſehen, dafür kann es aber auch nicht fehlen, daß ſie nicht ſehr komiſche, auch wohl ſehr intereſſante Scenen veranlaſſen ſollten. Von dieſer Art iſt die fünfte des letzten Acts, in welcher ich meinem Freunde einige allzu kühn croquirte Pinſelſtriche zu lindern und mit dem Uebrigen in eine ſanftere Haltung zu vertreiben wohl rathen möchte. Ich weiß nicht, was in der Welt geſchieht; ob man wirklich mit dem Frauenzimmer manchmal in dieſem zudringlichen Tone ſpricht. Ich will nicht unterſuchen, wie weit es mit der weiblichen Beſcheidenheit beſtehen könne, gewiſſe Dinge, obſchon unter der Verkleidung, ſo zu brüsquiren. Ich will die Vermuthung ungeäußert laſſen, daß es vielleicht gar nicht einmal die rechte Art ſey, eine Madame Freemann ins Enge zu treiben; daß ein wahrer Manley die Sache wohl hätte feiner anfangen können; daß man über einen ſchnellen Strom nicht in gerader Linie ſchwimmen zu wollen verlangen müſſe; daß — Wie geſagt, ich will dieſe Vermuthungen ungeäußert laſſen; denn es könnte leicht bei einem ſolchen Handel mehr als eine rechte Art geben. Nachdem nämlich die Gegenſtände ſind; obſchon alsdann noch gar nicht ausgemacht iſt, daß diejenige Frau, bei der die

eine Art fehlgeſchlagen, auch allen übrigen Arten Obſtand halten werde. Ich will bloß bekennen, daß ich für mein Theil nicht Herz genug gehabt hätte, eine dergleichen Scene zu bearbeiten. Ich würde mich vor der einen Klippe, zu wenig Erfahrung zu zeigen, eben ſo ſehr gefürchtet haben, als vor der andern, allzu viele zu verrathen. Ja wenn ich mir auch einer mehr als Crebillonſchen Fähigkeit bewußt geweſen wäre, mich zwiſchen beide Klippen durchzuſtehlen: ſo weiß ich doch nicht, ob ich nicht viel lieber einen ganz andern Weg eingeſchlagen wäre. Beſonders da ſich dieſer andere Weg hier von ſelbſt öffnet. Manley, oder Amalia, wußte ja, daß Freemann mit ſeiner vorgeblichen Frau nicht geſetzmäßig verbunden ſey. Warum konnte er alſo nicht dieſes zum Grunde nehmen, ſie ihm gänzlich abſpänſtig zu machen, und ſich ihr nicht als einen Galan, dem es nur um flüchtige Gunſtbezeugungen zu thun, ſondern als einen ernſthaften Liebhaber anzutragen, der ſein ganzes Schickſal mit ihr zu theilen bereit ſey? Seine Bewerbungen würden dadurch, ich will nicht ſagen unſträflich, aber doch unſträflicher geworden ſeyn; er würde, ohne ſie in ihren eigenen Augen zu beſchimpfen, darauf haben beſtehen können; die Probe wäre ungleich verführeriſcher und das Beſtehen in derſelben ungleich entſcheidender für ihre Liebe gegen Freemann geweſen. Man würde zugleich einen ordentlichen Plan von Seiten der Amalia dabei abgeſehen haben; anſtatt daß man jetzt nicht wohl errathen kann, was ſie nun weiter thun können, wenn ſie unglücklicher Weiſe in ihrer Verführung glücklich geweſen wäre.

Nach der Amalia folgte das kleine Luſtſpiel des Saintfoix, der Finanzpachter. Es beſteht ungefähr aus ein Dutzend Scenen von der äußerſten Lebhaftigkeit. Es dürfte ſchwer ſeyn, in einen ſo engen Bezirk mehr geſunde Moral, mehr Charaktere, mehr Intereſſe zu bringen. Die Manier dieſes liebenswürdigen Schriftſtellers iſt bekannt. Nie hat ein Dichter ein kleineres niedlicheres Ganze zu machen gewußt, als Er.

Den fünfundzwanzigſten Abend (Dienſtags, den 26. Mai) ward die Zelmire des Du Belloy wiederholt.

Einundzwanzigſtes Stück.

Den 10. Juli 1767.

Den ſechsundzwanzigſten Abend (Freitags, den 29. Mai) ward die Mütterſchule des Nivelle de la Chauſſee aufgeführt.

Es iſt die Geſchichte einer Mutter, die für ihre parteiiſche Zärtlichkeit gegen einen nichtswürdigen ſchmeichleriſchen Sohn die verdiente Kränkung erhält. Marivaux hat auch ein Stück unter dieſem Titel. Aber bei ihm iſt es die Geſchichte einer Mutter, die ihre Tochter, um ein recht gutes, gehorſames Kind an ihr zu haben, in aller Einfalt erzieht, ohne alle Welt und Erfahrung läßt: und wie geht es damit? Wie man leicht errathen kann. Das liebe Mädchen hat ein empfindliches Herz; ſie weiß keiner Gefahr auszuweichen, weil ſie keine Gefahr kennt; ſie verliebt ſich in den erſten in den beſten, ohne Mama darum zu fragen, und Mama mag dem Himmel danken, daß es noch ſo gut abläuft. In jener Schule giebt es eine Menge ernſthafte Betrachtungen anzuſtellen; in dieſer ſetzt es mehr zu lachen. Die eine iſt der Pendant der andern; und ich glaube, es müßte für Kenner ein Vergnügen mehr ſeyn, beide an einem Abende hinter einander beſuchen zu können. Sie haben hierzu auch alle äußerliche Schicklichkeit; das erſte Stück iſt von fünf Acten, das andere von einem.

Den ſiebenundzwanzigſten Abend (Montags, den 1. Juni) ward die Nanine des Herrn von Voltaire geſpielt.

Nanine? fragten ſogenannte Kunſtrichter, als dieſes Luſtſpiel im Jahre 1749 zuerſt erſchien. Was iſt das für ein Titel? Was denkt man dabei? — Nicht mehr und nicht weniger, als man bei einem Titel denken ſoll. Ein Titel muß kein Küchenzettel ſeyn. Je weniger er von dem Inhalte verräth, deſto beſſer iſt er. Dichter und Zuſchauer finden ihre Rechnung dabei, und die Alten haben ihren Komödien ſelten andere, als nichtsbedeutende Titel gegeben. Ich kenne kaum drei oder vier, die den Hauptcharakter anzeigten oder etwas von der Intrigue verriethen. Hierunter gehört des Plautus Miles gloriosus. Wie kommt es, daß man noch nicht angemerkt, daß dieſer Titel dem Plautus nur zur Hälfte gehören kann? Plautus nannte ſein Stück bloß Gloriosus; ſo wie er ein anderes Truculentus überſchrieb. Miles muß der Zuſatz eines Grammatikers ſeyn. Es iſt wahr, der Prahler, den Plautus ſchildert, iſt ein Soldat; aber ſeine Prahlereien beziehen ſich nicht bloß auf ſeinen Stand, und ſeine kriegeriſche Thaten. Er iſt in dem Puncte der Liebe eben ſo großſprecheriſch; er rühmt ſich nicht allein der tapferſte, ſondern auch der ſchönſte und liebenswürdigſte Mann zu ſeyn. Beides kann in dem Worte Gloriosus liegen; aber ſobald man Miles hinzufügt, wird das gloriosus nur auf das erſtere eingeſchränkt. Vielleicht hat den Grammatiker, der dieſen Zuſatz machte, eine Stelle des Cicero [1] verführt; aber hier hätte ihm Plautus ſelbſt mehr als Cicero gelten ſollen. Plautus ſelbſt ſagt:

ALAZON Graece huic nomen est Comoediae
Id nos latine GLORIOSUM dicimus —

und in der Stelle des Cicero iſt es noch gar nicht ausgemacht, daß eben das Stück des Plautus gemeint ſey. Der Charakter eines großſprecheriſchen Soldaten kam in mehrern Stücken vor. Cicero kann eben ſo wohl auf den Thraſo des Terenz gezielt haben. — Doch dieſes beiläufig. Ich erinnere mich, meine Meinung von den Titeln der Komödien überhaupt ſchon einmal geäußert zu haben. Es könnte ſeyn, daß die Sache ſo unbedeutend nicht wäre. Mancher Stümper hat zu einem ſchönen Titel eine ſchlechte Komödie gemacht, und bloß des ſchönen Titels wegen. Ich möchte doch lieber eine gute Komödie mit einem ſchlechten Titel. Wenn man nachfragt, was für Charaktere bereits bearbeitet

[1] De Officiis Lib. I. Cap. 38.

worden, ſo wird kaum einer zu erdenken ſeyn, nach welchem beſonders die Franzoſen nicht ſchon ein Stück genannt hätten. Der iſt längſt da geweſen! ruft man. Der auch ſchon! Dieſer würde vom Molière, jener vom Destouches entlehnt ſeyn! Entlehnt? Das kommt aus den ſchönen Titeln. Was für ein Eigenthumsrecht erhält ein Dichter auf einen gewiſſen Charakter dadurch, daß er ſeinen Titel davon hergenommen? Wenn er ihn ſtillſchweigend gebraucht hätte, ſo würde ich ihn wiederum ſtillſchweigend brauchen dürfen, und niemand würde mich darüber zum Nachahmer machen. Aber ſo wage es einer einmal und mache z. E. einen neuen Miſanthropen. Wenn er auch keinen Zug von dem Molièreſchen nimmt, ſo wird ſein Miſanthrop doch immer nur eine Copie heißen. Genug, daß Molière den Namen zuerſt gebraucht hat. Jener hat unrecht, daß er funfzig Jahre ſpäter lebt, und daß die Sprache für die unendlichen Varietäten des menſchlichen Gemüths nicht auch unendliche Benennungen hat.

Wenn der Titel Nanine nichts ſagt, ſo ſagt der andere Titel deſto mehr: Nanine oder das beſiegte Vorurtheil. Und warum ſoll ein Stück nicht zwei Titel haben? Haben wir Menſchen doch auch zwei, drei Namen. Die Namen ſind der Unterſcheidung wegen; und mit zwei Namen iſt die Verwechslung ſchwerer, als mit einem. Wegen des zweiten Titels ſcheint der Herr von Voltaire noch nicht recht einig mit ſich geweſen zu ſeyn. In der nämlichen Ausgabe ſeiner Werke heißt er auf einem Blatte das beſiegte Vorurtheil, und auf dem andern der Mann ohne Vorurtheil. Doch beides iſt nicht weit auseinander. Es iſt von dem Vorurtheile, daß zu einer vernünftigen Ehe die Gleichheit der Geburt und des Standes erforderlich ſey, die Rede. Kurz, die Geſchichte der Nanine iſt die Geſchichte der Pamela. Ohne Zweifel wollte der Herr von Voltaire den Namen Pamela nicht brauchen, weil ſchon einige Jahre vorher ein paar Stücke unter dieſem Namen erſchienen waren und eben kein großes Glück gemacht hatten. Die Pamela des Boiſſy und des De la Chauſſee ſind auch ziemlich kahle Stücke, und Voltaire brauchte eben nicht Voltaire zu ſeyn, etwas weit Beſſeres zu machen.

Nanine gehört unter die rührenden Luſtſpiele. Es hat aber auch ſehr viel lächerliche Scenen, und nur in ſo fern, als die lächerlichen Scenen mit den rührenden abwechſeln, will Voltaire dieſe in der Komödie geduldet wiſſen. Eine ganz ernſthafte Komödie, wo man niemals lacht, auch nicht einmal lächelt, wo man nur immer weinen möchte, iſt ihm ein Ungeheuer. Hingegen findet er den Uebergang von dem Rührenden zum Lächerlichen und von dem Lächerlichen zum Rührenden ſehr natürlich. Das menſchliche Leben iſt nichts als eine beſtändige Kette ſolcher Uebergänge und die Komödie ſoll ein Spiegel des menſchlichen Lebens ſeyn. „Was iſt gewöhnlicher, ſagt er, als daß in dem nämlichen Hauſe der zornige Vater poltert, die verliebte Tochter ſeufzt, der Sohn ſich über beide aufhält und jeder Anverwandte bei der nämlichen Scene etwas anderes empfindet? Man verſpottet in einer Stube ſehr oft, was in der Stube nebenan äußerſt bewegt; und nicht ſelten hat eben dieſelbe Perſon in eben derſelben Viertelſtunde über eben dieſelbe Sache gelacht und geweint. Eine ſehr ehrwürdige Matrone ſaß bei einer von ihren Töchtern, die gefährlich krank lag, am Bette, und die ganze Familie ſtand um ihr herum. Sie wollte in Thränen zerfließen, ſie rang die Hände, und rief: O Gott! laß mir, laß mir dieſes Kind, nur dieſes; magſt du mir doch alle die andern dafür nehmen! Hier trat ein Mann, der eine von ihren übrigen Töchtern geheirathet hatte, näher zu ihr hinzu, zupfte ſie beim Aermel und fragte: Madame, auch die Schwiegerſöhne? Das kalte Blut, der komiſche Ton, mit denen er dieſe Worte ausſprach, machten einen ſolchen Eindruck auf die betrübte Dame, daß ſie in vollem Gelächter herauslaufen mußte; alles folgte ihr und lachte; die Kranke ſelbſt, als ſie es hörte, wäre vor Lachen faſt erſtickt."

„Homer, ſagt er an einem andern Orte, läßt ſogar die Götter, indem ſie das Schickſal der Welt entſcheiden, über den poſſirlichen Anſtand des Vulcans lachen. Hector lacht über die Furcht ſeines kleinen Sohnes, indem Andromache die heißeſten Thränen vergießt. Es trifft ſich wohl, daß mitten unter den Greueln einer Schlacht, mitten in den Schrecken einer Feuersbrunſt, oder ſonſt eines traurigen Verhängniſſes, ein Einfall, eine ungefähre Poſſe, trotz aller Beängſtigung, trotz alles Mitleids das unbändigſte Lachen erregt. Man befahl in der Schlacht bei Speyern einem Regimente, daß es keinen Pardon geben ſollte. Ein deutſcher Officier bat darum, und der Franzoſe, den er darum bat, antwortete: Bitten Sie, mein Herr, was Sie wollen, nur das Leben nicht; damit kann ich unmöglich dienen! Dieſe Naivetät ging ſogleich von Mund zu Munde: man lachte und metzelte. Wie viel eher wird nicht in der Komödie das Lachen auf rührende Empfindungen folgen können? Bewegt uns nicht Alkmene? Macht uns nicht Soſias zu lachen? Welche elende und eitle Arbeit, wider die Erfahrung ſtreiten zu wollen."

Sehr wohl! Aber ſtreitet nicht auch der Herr von Voltaire wider die Erfahrung, wenn er die ganz ernſthafte Komödie für eine eben ſo fehlerhafte als langweilige Gattung erklärt? Vielleicht damals, als er es ſchrieb, noch nicht. Damals war noch keine Cenie, noch kein Hausvater vorhanden; und vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen.

Zweiundzwanzigſtes Stück.

Den 14. Juli 1767.

Den achtundzwanzigſten Abend (Dienſtags, den 2. Juni) ward der Advocat Patelin wiederholt und mit der kranken Frau des Herrn Gellert beſchloſſen.

Ohnſtreitig iſt unter allen unſern komiſchen Schriftſtellern Herr Gellert derjenige, deſſen Stücke das meiſte

urſprünglich Deutſche haben. Es ſind wahre Familiengemälde, in denen man ſogleich zu Hauſe iſt; jeder Zuſchauer glaubt, einen Vetter, einen Schwager, ein Mühmchen aus ſeiner eigenen Verwandtſchaft darin zu erkennen. Sie beweiſen zugleich, daß es an Originalnarren bei uns gar nicht mangelt und daß nur die Augen ein wenig ſelten ſind, denen ſie ſich in ihrem wahren Lichte zeigen. Unſere Thorheiten ſind bemerkbarer, als bemerkt; im gemeinen Leben ſehen wir über viele aus Gutherzigkeit hinweg; und in der Nachahmung haben ſich unſere Virtuoſen an eine allzuflache Manier gewöhnt. Sie machen ſie ähnlich, aber nicht hervorſpringend. Sie treffen; aber da ſie ihren Gegenſtand nicht vortheilhaft genug zu beleuchten gewußt, ſo mangelt dem Bilde die Rundung, das Körperliche; wir ſehen nur immer Eine Seite, an der wir uns bald ſatt geſehen und deren allzuſchneidende Außenlinien uns gleich an die Täuſchung erinnern, wenn wir in Gedanken um die übrigen Seiten herumgehen wollen. Die Narren ſind in der ganzen Welt platt und froſtig und eckel; wenn ſie beluſtigen ſollen, muß ihnen der Dichter etwas von dem Seinigen geben. Er muß ſie nicht in ihrer Alltagskleidung, in der ſchmutzigen Nachläſſigkeit auf das Theater bringen, in der ſie innerhalb ihrer vier Pfähle herumträumen. Sie müſſen nichts von der engen Sphäre kümmerlicher Umſtände verrathen, aus der ſich ein jeder gern herausarbeiten will. Er muß ſie aufputzen; er muß ihnen Witz und Verſtand leihen, das Armſelige ihrer Thorheiten bemänteln zu können; er muß ihnen den Ehrgeiz geben, damit glänzen zu wollen.

Ich weiß gar nicht, ſagte eine von meinen Bekanntinnen, was das für ein Paar zuſammen iſt, dieſer Herr Stephan und dieſe Frau Stephan! Herr Stephan iſt ein reicher Mann und ein guter Mann. Gleichwohl muß ſeine geliebte Frau Stephan um eine lumpige Adrienne ſo viel Umſtände machen! Wir ſind freilich ſehr oft um ein Nichts krank; aber doch um ein ſo gar großes Nichts nicht. Eine neue Adrienne! Kann ſie nicht hinſchicken und ausnehmen laſſen und machen laſſen. Der Mann wird ja wohl bezahlen, und er muß ja wohl.

Ganz gewiß! ſagte eine andere. Aber ich habe noch etwas zu erinnern. Der Dichter ſchrieb zu den Zeiten unſerer Mütter. Eine Adrienne! Welche Schneidersfrau trägt denn noch eine Adrienne? Es iſt nicht erlaubt, daß die Actrice hier dem guten Manne nicht ein wenig nachgeholfen! Konnte ſie nicht Roberonde, Benedictine, Reſpecteuſe — (ich habe die andern Namen vergeſſen, ich würde ſie auch nicht zu ſchreiben wiſſen) — dafür ſagen! Mich in einer Adrienne zu denken; das allein könnte mich krank machen. Wenn es der neueſte Stoff iſt, wornach Madame Stephan lechzt, ſo muß es auch die neueſte Tracht ſeyn. Wie können wir es ſonſt wahrſcheinlich finden, daß ſie darüber krank geworden?

Und ich, ſagte eine dritte (es war die gelehrteſte) finde es ſehr unanſtändig, daß die Stephan ein Kleid anzieht, das nicht auf ihren Leib gemacht worden. Aber man ſieht wohl, was den Verfaſſer zu dieſer — wie ſoll ich es nennen? — Verkennung unſerer Delicateſſe gezwungen hat. Die Einheit der Zeit! Das Kleid mußte fertig ſeyn; die Stephan ſollte es noch anziehen; und in vierundzwanzig Stunden wird nicht immer ein Kleid fertig. Ja er durfte ſich nicht einmal zu einem kleinen Nachſpiele vierundzwanzig Stunden gar wohl erlauben. Denn Ariſtoteles ſagt — hier ward meine Kunſtrichterin unterbrochen.

Den neunundzwanzigſten Abend (Mittwochs, den 3. Juni) ward nach der Melanide des De la Chauſſee der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann geſpielt.

Der Verfaſſer dieſes Stücks iſt Herr Hippel in Danzig. Es iſt reich an drolligen Einfällen; nur ſchade, daß ein jeder, ſobald er den Titel hört, alle dieſe Einfälle vorausſieht. National iſt es auch genug, oder vielmehr provincial. Und dieſes könnte leicht das andere Extrem werden, in das unſere komiſchen Dichter verfielen, wenn ſie wahre deutſche Sitten ſchildern wollten. Ich fürchte, daß jeder die armſeligen Gewohnheiten des Winkels, in dem er geboren worden, für die eigentlichen Sitten des gemeinſchaftlichen Vaterlandes halten dürfte. Wem aber liegt daran, zu erfahren, wie vielmal im Jahre man da oder dort grünen Kohl ißt?

Ein Luſtſpiel kann einen doppelten Titel haben; doch verſteht ſich, daß jeder etwas anders ſagen muß. Hier iſt das nicht; der Mann nach der Uhr oder der ordentliche Mann ſagen ziemlich das nämliche; außer daß das erſte ohngefähr die Carricatur von dem andern iſt.

Den dreißigſten Abend (Donnerſtags, den 4. Juni) ward der Graf von Eſſex vom Thomas Corneille aufgeführt.

Dieſes Trauerſpiel iſt faſt das einzige, welches ſich aus der beträchtlichen Anzahl der Stücke des jüngern Corneille auf dem Theater erhalten hat. Und ich glaube, es wird auf den deutſchen Bühnen noch öfter wiederholt, als auf den franzöſiſchen. Es iſt vom Jahre 1678, nachdem vierzig Jahre vorher bereits Calprenede die nämliche Geſchichte bearbeitet hatte.

„Es iſt gewiß, ſchreibt Corneille, daß der Graf von Eſſex bei der Königin Eliſabeth in beſondern Gnaden geſtanden. Er war von Natur ſehr ſtolz. Die Dienſte, die er England geleiſtet hatte, bliesen ihn noch mehr auf. Seine Feinde beſchuldigten ihn eines Verſtändniſſes mit dem Grafen von Tyrone, den die Rebellen in Irland zu ihrem Haupte erwählt hatten. Der Verdacht, der dieſerwegen auf ihm blieb, brachte ihn um das Commando der Armee. Er ward erbittert, kam nach London, wiegelte das Volk auf, ward in Verhaft gezogen, verurtheilt, und, nachdem er durchaus nicht um Gnade bitten wollen, den 25. Februar 1601 enthauptet. So viel hat mir die Hiſtorie an die Hand gegeben. Wenn man mir aber zur Laſt legt, daß ich ſie in einem wichtigen Stücke verfälſcht hätte,

weil ich mich des Vorfalls mit dem Ringe nicht bedient, den die Königin dem Grafen zum Unterpfande ihrer unfehlbaren Begnadigung, falls er ſich jemals eines Staatsverbrechens ſchuldig machen ſollte, gegeben habe: ſo muß mich dieſes ſehr befremden. Ich bin verſichert, daß dieſer Ring eine Erfindung des Calprenede iſt, wenigſtens habe ich in keinem Geſchichtſchreiber das geringſte davon geleſen."

Allerdings ſtand es Corneillen frei, dieſen Umſtand mit dem Ringe zu nutzen oder nicht zu nutzen; aber darin ging er zu weit, daß er ihn für eine poetiſche Erfindung erklärte. Seine hiſtoriſche Richtigkeit iſt neuerlich faſt außer Zweifel geſetzt worden; und die bedächtlichſten, ſceptiſchſten Geſchichtſchreiber, Hume und Robertſon, haben ihn in ihre Werke aufgenommen.

Wenn Robertſon in ſeiner Geſchichte von Schottland von der Schwermuth redet, in welche Eliſabeth vor ihrem Tode verfiel, ſo ſagt er: „Die gemeinſte Meinung damaliger Zeit, und vielleicht die wahrſcheinlichſte war dieſe, daß dieſes Uebel aus einer betrübten Reue wegen des Grafen von Eſſex entſtanden ſey. Sie hatte eine ganz außerordentliche Achtung für das Andenken dieſes unglücklichen Herrn; und wiewohl ſie oft über ſeine Hartnäckigkeit klagte, ſo nannte ſie doch ſeinen Namen ſelten ohne Thränen. Kurz vorher hatte ſich ein Vorfall zugetragen, der ihre Neigung mit neuer Zärtlichkeit belebte und ihre Betrübniß noch mehr vergällte. Die Gräfin von Nottingham, die auf ihrem Todbette lag, wünſchte die Königin zu ſehen, und ihr ein Geheimniß zu offenbaren, deſſen Verhehlung ſie nicht ruhig würde ſterben laſſen. Wie die Königin in ihr Zimmer kam, ſagte ihr die Gräfin, Eſſex habe, nachdem ihm das Todesurtheil geſprochen worden, gewünſcht, die Königin um Vergebung zu bitten, und zwar auf die Art, die Ihro Majeſtät ihm ehemals ſelbſt vorgeſchrieben. Er habe ihr nämlich den Ring zuſchicken wollen, den ſie ihm zur Zeit der Huld mit der Verſicherung geſchenkt, daß, wenn er ihr denſelben bei einem etwaigen Unglücke als ein Zeichen ſenden würde, er ſich ihrer völligen Gnade wiederum verſichert halten ſollte. Lady Scroop ſey die Perſon, durch welche er ihn habe überſenden wollen; durch ein Verſehen aber ſey er nicht in der Lady Scroop, ſondern in ihre Hände gerathen. Sie habe ihrem Gemahl die Sache erzählt (er war einer von den unverſöhnlichſten Feinden des Eſſex) und der habe ihr verboten, den Ring weder der Königin zu geben, noch dem Grafen zurück zu ſenden. Wie die Gräfin der Königin ihr Geheimniß entdeckt hatte, bat ſie dieſelbe um Vergebung; allein Eliſabeth, die nunmehr ſowohl die Bosheit der Feinde des Grafen, als ihre eigene Ungerechtigkeit einſah, daß ſie ihn im Verdacht eines unbändigen Eigenſinnes gehabt, antwortete: Gott mag Euch vergeben; ich kann es nimmermehr! Sie verließ das Zimmer in großer Entſetzung und von dem Augenblicke an ſanken ihre Lebensgeiſter gänzlich. Sie nahm weder Speiſe noch Trank zu ſich; ſie verweigerte ſich allen Arzneien; ſie kam in kein Bette; ſie blieb zehn Tage und zehn Nächte auf einem Polſter, ohne ein Wort zu ſprechen, in Gedanken ſitzen; einen Finger im Munde, mit offnen, auf die Erde geſchlagnen Augen; bis ſie endlich, von innerlicher Angſt der Seelen und von ſo langem Faſten ganz entkräftet, den Geiſt aufgab."

Dreiundzwanzigſtes Stück.

Den 17. Juli 1767.

Der Herr von Voltaire hat den Eſſex auf eine ſonderbare Weiſe kritiſirt. Ich möchte nicht gegen ihn behaupten, daß Eſſex ein vorzüglich gutes Stück ſey; aber das iſt leicht zu erweiſen, daß viele von den Fehlern, die er daran tadelt, theils ſich nicht darin finden, theils unerhebliche Kleinigkeiten ſind, die ſeinerſeits eben nicht den richtigſten und würdigſten Begriff von der Tragödie vorausſetzen.

Es gehört mit unter die Schwachheiten des Herrn von Voltaire, daß er ein ſehr profunder Hiſtorikus ſeyn will. Er ſchwang ſich alſo auch bei dem Eſſex auf dieſes ſein Streitroß und tummelte es gewaltig herum. Schade nur, daß alle die Thaten, die er darauf verrichtet, des Staubes nicht werth ſind, den er erregt.

Thomas Corneille hat ihm von der engliſchen Geſchichte nur wenig gewußt; und zum Glück für den Dichter, war das damalige Publicum noch unwiſſender. Jetzt, ſagt er, kennen wir die Königin Eliſabeth und den Grafen Eſſex beſſer; jetzt würden einem Dichter dergleichen grobe Verſtoßungen wider die hiſtoriſche Wahrheit ſchärfer aufgemutzt werden.

Und welches ſind denn dieſe Verſtoßungen? Voltaire hat ausgerechnet, daß die Königin damals, als ſie dem Grafen den Proceß machen ließ, achtundſechzig Jahre alt war. Es wäre alſo lächerlich, ſagt er, wenn man ſich einbilden wollte, daß die Liebe den geringſten Antheil an dieſer Begebenheit könne gehabt haben. Warum das? Geſchieht nichts Lächerliches in der Welt? Sich etwas Lächerliches als geſchehen denken, iſt das ſo lächerlich? „Nachdem das Urtheil über den Eſſex abgegeben war, ſagt Hume, fand ſich die Königin in der äußerſten Unruhe und in der grauſamſten Ungewißheit. Rache und Zuneigung, Stolz und Mitleiden, Sorge für ihre eigene Sicherheit und Bekümmerniß um das Leben ihres Lieblings, ſtritten unaufhörlich in ihr: und vielleicht, daß ſie in dieſem quälenden Zuſtande mehr zu beklagen war, als Eſſex ſelbſt. Sie unterzeichnete und widerrief den Befehl zu ſeiner Hinrichtung einmal über das andere; jetzt war ſie faſt entſchloſſen, ihn dem Tode zu überliefern; den Augenblick darauf erwachte ihre Zärtlichkeit aufs neue, und er ſollte leben. Die Feinde des Grafen ließen ſie nicht aus den Augen; ſie ſtellten ihr vor, daß er ſelbſt den Tod wünſche, daß er ſelbſt erklärt habe, wie ſie doch anders keine Ruhe vor ihm haben würde. Wahrſcheinlicherweiſe that dieſe Aeußerung von Reue und Achtung für die Sicherheit der

Königin, die der Graf ſonach lieber durch ſeinen Tod befeſtigen wollte, eine ganz andere Wirkung, als ſich ſeine Feinde davon verſprochen hatten. Sie fachte das Feuer einer alten Leidenſchaft, die ſie ſo lange für den unglücklichen Gefangenen genährt hatte, wieder an. Was aber dennoch ihr Herz gegen ihn verhärtete, war die vermeintliche Halsſtarrigkeit, durchaus nicht um Gnade zu bitten. Sie verſah ſich dieſes Schrittes von ihm alle Stunden, und nur aus Verdruß, daß er nicht erfolgen wollte, ließ ſie dem Rechte endlich ſeinen Lauf.

Warum ſollte Eliſabeth nicht noch in ihrem achtundſechzigſten Jahre geliebt haben, ſie, die ſich ſo gern lieben ließ? Sie, der es ſo ſehr ſchmeichelte, wenn man ihre Schönheit rühmte? Sie, die es ſo wohl aufnahm, wenn man ihre Kette zu tragen ſchien? Die Welt muß in dieſem Stücke keine eitlere Frau jemals geſehen haben. Ihre Höflinge ſtellten ſich daher alle in ſie verliebt und bedienten ſich gegen Ihro Majeſtät, mit allem Anſcheine des Ernſtes, des Styls der lächerlichſten Galanterie. Als Raleigh in Ungnade fiel, ſchrieb er an ſeinen Freund Cecil einen Brief, ohne Zweifel, damit er ihn weiſen ſollte, in welchem ihm die Königin eine Venus, eine Diane und ich weiß nicht was war. Gleichwohl war dieſe Göttin damals ſchon ſechzig Jahre alt. Fünf Jahre darauf führte Heinrich Unton, ihr Abgeſandter in Frankreich, die nämliche Sprache mit ihr. Kurz, Corneille iſt hinlänglich berechtigt geweſen, ihr alle die verliebte Schwachheit beizulegen, durch die er das zärtliche Weib mit der ſtolzen Königin in einen ſo intereſſanten Streit bringt.

Eben ſo wenig hat er den Charakter des Eſſex verſtellt oder verfälſcht. Eſſex, ſagt Voltaire, war der Held gar nicht, zu dem ihn Corneille macht: er hat nie etwas merkwürdiges gethan. Aber wenn er es nicht war, ſo glaubte er es doch zu ſeyn. Die Vernichtung der ſpaniſchen Flotte, die Eroberung von Cadix, an der ihm Voltaire wenig oder gar kein Theil läßt, hielt er ſo ſehr für ſein Werk, daß er es durchaus nicht leiden wollte, wenn ſich jemand die geringſte Ehre davon anmaßte. Er erbot ſich, es mit dem Degen in der Hand, gegen den Grafen von Nottingham, unter dem er commandirt hatte, gegen ſeinen Sohn, gegen jeden von ſeinen Anverwandten zu beweiſen, daß ſie ihm allein zugehöre.

Corneille läßt den Grafen von ſeinen Feinden, namentlich vom Raleigh, vom Cecil, vom Cobham, ſehr verächtlich ſprechen. Auch das will Voltaire nicht gut heißen. Es iſt nicht erlaubt, ſagt er, eine ſo neue Geſchichte ſo gröblich zu verfälſchen, und Männer von ſo vornehmer Geburt, von ſo großen Verdienſten ſo unwürdig zu mißhandeln. Aber hier kommt es ja gar nicht darauf an, was dieſe Männer waren, ſondern wofür ſie Eſſex hielt; und Eſſex war auf ſeine eigene Verdienſte ſtolz genug, um ihnen ganz und gar keine einzuräumen.

Wenn Corneille den Eſſex ſagen läßt, daß es nur an ſeinem Willen gemangelt, den Thron ſelbſt zu beſteigen, ſo läßt er ihn freilich etwas ſagen, was noch weit von der Wahrheit entfernt war. Aber Voltaire hätte darum doch nicht ausrufen müſſen: „Wie? Eſſex auf dem Throne? mit was für Recht? unter was für Vorwande? wie wäre das möglich geweſen?“ Denn Voltaire hätte ſich erinnern ſollen, daß Eſſex von mütterlicher Seite aus dem königlichen Hauſe abſtammte, und daß es wirklich Anhänger von ihm gegeben, die unbeſonnen genug waren, ihn mit unter diejenigen zu zählen, die Anſprüche auf die Krone machen könnten. Als er daher mit dem Könige Jakob von Schottland in geheime Unterhandlung trat, ließ er es das erſte ſeyn, ihn zu verſichern, daß er ſelbſt dergleichen ehrgeizige Gedanken nie gehabt habe. Was er hier von ſich ablehnte, iſt nicht viel weniger, als was ihn Corneille vorausſetzen läßt.

Indem alſo Voltaire durch das ganze Stück nichts als hiſtoriſche Unrichtigkeiten findet, begeht er ſelbſt nicht geringe. Ueber eine hat ſich Walpole [1] ſchon luſtig gemacht. Wenn nämlich Voltaire die erſtern Lieblinge der Königin Eliſabeth nennen will, ſo nennt er den Robert Dudley und den Grafen von Leiceſter. Er wußte nicht, daß beide nur eine Perſon waren, und daß man mit eben dem Rechte den Poeten Arouet und den Kammerherrn von Voltaire zu zwei verſchiedenen Perſonen machen könnte. Eben ſo unverzeihlich iſt das Hyſteronproteron, in welches er mit der Ohrfeige verfällt, die die Königin dem Eſſex gab. Es iſt falſch, daß er ſie nach ſeiner unglücklichen Expedition in Irland bekam; er hatte ſie lange vorher bekommen; und es iſt ſo wenig wahr, daß er damals den Zorn der Königin durch die geringſte Erniedrigung zu beſänftigen geſucht, daß er vielmehr auf die lebhafteſte und edelſte Art mündlich und ſchriftlich ſeine Empfindlichkeit darüber ausließ. Er that zu ſeiner Begnadigung auch nicht wieder den erſten Schritt; die Königin mußte ihn thun.

Aber was geht mich hier die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Herrn von Voltaire an? Eben ſo wenig als ihn die hiſtoriſche Unwiſſenheit des Corneille hätte angehen ſollen. Und eigentlich will ich mich auch nur dieſer gegen ihn annehmen.

Die ganze Tragödie des Corneille ſey ein Roman: wenn er rührend iſt, wird er dadurch weniger rührend, weil der Dichter ſich wahrer Namen bedient hat?

Weßwegen wählt der tragiſche Dichter wahre Namen? Nimmt er ſeine Charaktere aus dieſen Namen; oder nimmt er dieſe Namen, weil die Charaktere, welche ihnen die Geſchichte beilegt, mit den Charakteren, die er in Handlung zu zeigen ſich vorgenommen, mehr oder weniger Gleichheit haben? Ich rede nicht von der Art, wie die meiſten Trauerſpiele vielleicht entſtanden ſind, ſondern wie ſie eigentlich entſtehen ſollten. Oder, mich mit der gewöhnlichen Praxi der Dichter übereinſtimmender auszudrücken:

[1] Le Château d'Otrante, Préf. p. XIV.

ſind es die bloßen Facta, die Umſtände der Zeit und des Orts, oder ſind es die Charaktere der Perſonen, durch welche die Facta wirklich geworden, warum der Dichter lieber dieſe als eine andere Begebenheit wählt? Wenn es die Charaktere ſind: ſo iſt die Frage gleich entſchieden, wie weit der Dichter von der hiſtoriſchen Wahrheit abgehen könne? In allem, was die Charaktere nicht betrifft, ſo weit er will. Nur die Charaktere ſind ihm heilig; dieſe zu verſtärken, dieſe in ihrem beſten Lichte zu zeigen, iſt alles, was er von dem Seinigen dabei hinzuthun darf; die geringſte weſentliche Veränderung würde die Urſache aufheben, warum ſie dieſe und nicht andere Namen führen; und nichts iſt anſtößiger, als wovon wir uns keine Urſache geben können.

Vierundzwanzigſtes Stück.

Den 21. Juli 1767.

Wenn der Charakter der Eliſabeth des Corneille das poetiſche Ideal von dem wahren Charakter iſt, den die Geſchichte der Königin dieſes Namens beilegt; wenn wir in ihr die Unentſchlüſſigkeit, die Widerſprüche, die Beängſtigung, die Reue, die Verzweiflung, in die ein ſtolzes und zärtliches Herz, wie das Herz der Eliſabeth, ich will nicht ſagen, bei dieſen und jenen Umſtänden wirklich verfallen iſt, ſondern auch nur verfallen zu können vermuthen laſſen, mit wahren Farben geſchildert finden: ſo hat der Dichter alles gethan, was ihm als Dichter zu thun obliegt. Sein Werk, mit der Chronologie in der Hand, unterſuchen; ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung, auch wohl ſolcher Perſonen, über welche die Geſchichte ſelbſt in Zweifel iſt, mit Zeugniſſen belegen zu laſſen: heißt ihn und ſeinen Beruf verkennen, heißt von dem, dem man dieſe Verkennung nicht zutrauen kann, mit einem Worte, chicaniren.

Zwar bei dem Herrn von Voltaire könnte es leicht weder Verkennung noch Chicane ſeyn. Denn Voltaire iſt ſelbſt ein tragiſcher Dichter und ohnſtreitig ein weit größerer, als der jüngere Corneille. Es wäre denn, daß man ein Meiſter in einer Kunſt ſeyn und doch falſche Begriffe von der Kunſt haben könnte. Und was die Chicane anbelangt, die iſt, wie die ganze Welt weiß, ſein Werk nun gar nicht. Was ihr in ſeinen Schriften hier und da ähnlich ſieht, iſt nichts als Laune; aus bloßer Laune ſpielt er dann und wann in der Poetik den Hiſtoricus, in der Hiſtorie den Philoſophen, und in der Philoſophie den witzigen Kopf.

Sollte er umſonſt wiſſen, daß Eliſabeth achtundſechzig Jahr alt war, als ſie den Grafen köpfen ließ? Im achtundſechzigſten Jahre noch verliebt, noch eiferſüchtig! Die große Naſe der Eliſabeth dazu genommen, was für luſtige Einfälle muß das geben! Freilich ſtehen dieſe luſtigen Einfälle in dem Commentare über eine Tragödie; alſo da, wo ſie nicht hingehören. Der Dichter hätte Recht zu ſeinem Commentator zu ſagen: „Mein Herr Notenmacher, dieſe Schwänke gehören in eure allgemeine Geſchichte, nicht unter meinen Text. Denn es iſt falſch, daß meine Eliſabeth achtundſechzig Jahre alt iſt. Weiſet mir doch, wo ich das ſage. Was iſt in meinem Stücke, das Euch hinderte, ſie nicht ungefähr mit dem Eſſex von gleichem Alter anzunehmen? Ihr ſagt: Sie war aber nicht von gleichem Alter. Welche Sie? Eure Eliſabeth im Rapin de Thoyras, das kann ſeyn. Aber warum habt ihr den Rapin de Thoyras geleſen? Warum ſeyd ihr ſo gelehrt? Warum vermengt ihr dieſe Eliſabeth mit meiner? Glaubt ihr im Ernſt, daß die Erinnerung bei dem und jenem Zuſchauer, der den Rapin de Thoyras auch einmal geleſen hat, lebhafter ſeyn werde, als der ſinnliche Eindruck, den eine wohlgebildete Actrice in ihren beſten Jahren auf ihn macht? Er ſieht ja meine Eliſabeth; und ſeine eigene Augen überzeugen ihn, daß es nicht eure achtundſechzigjährige Eliſabeth iſt. Oder wird er dem Rapin de Thoyras mehr glauben, als ſeinen eignen Augen?“ —

So ungefähr könnte ſich auch der Dichter über die Rolle des Eſſex erklären. „Euer Eſſex im Rapin de Thoyras, könnte er ſagen, iſt nur der Embryo von dem meinigen. Was ſich jener zu ſeyn dünkte, iſt meiner wirklich; was jener, unter glücklichern Umſtänden für die Königin vielleicht gethan hätte, hat meiner gethan. Ihr hört ja, daß es ihm die Königin ſelbſt zugeſteht; wollt ihr meiner Königin nicht eben ſo viel glauben, als dem Rapin de Thoyras? Mein Eſſex iſt ein verdienter und großer, aber ſtolzer und unbiegſamer Mann. Eurer war in der That weder ſo groß, noch ſo unbiegſam: deſto ſchlimmer für ihn. Genug für mich, daß er doch immer noch ſo groß und unbiegſam genug war, um meinem von ihm abgezogenen Begriffe ſeinen Namen zu laſſen.“

Kurz, die Tragödie iſt keine dialogirte Geſchichte; die Geſchichte iſt für die Tragödie nichts, als ein Repertorium von Namen, mit denen wir gewiſſe Charaktere zu verbinden gewohnt ſind. Findet der Dichter in der Geſchichte mehrere Umſtände zur Ausſchmückung und Individualiſirung ſeines Stoffes bequem: wohl, ſo brauche er ſie. Nur daß man ihm hieraus eben ſo wenig ein Verdienſt, als aus dem Gegentheile ein Verbrechen mache!

Dieſen Punct von der hiſtoriſchen Wahrheit abgerechnet, bin ich ſehr bereit, das übrige Urtheil des Herrn von Voltaire zu unterſchreiben. Eſſex iſt ein mittelmäßiges Stück, ſowohl in Anſehung der Intrigue, als des Styls. Den Grafen zu einem ſeufzenden Liebhaber einer Irlon zu machen; ihn mehr aus Verzweiflung, daß er der ihrig nicht ſeyn kann, als aus edelmüthigem Stolze ſich nicht zu Entſchuldigungen und Bitten herab zu laſſen, auf das Schaffot zu führen: das war der unglücklichſte Einfall, den Thomas nur haben konnte, den er aber als ein Franzoſe wohl haben mußte. Der Styl iſt in der Grundſprache ſchwach; in der Ueberſetzung iſt er oft kriechend geworden.

Aber überhaupt iſt das Stück nicht ohne Intereſſe und hat hier und da glückliche Verſe; die aber im Franzöſiſchen glücklicher ſind, als im Deutſchen. „Die Schauſpieler, ſetzt der Herr von Voltaire hinzu, beſonders die in der Provinz, ſpielen die Rolle des Eſſex gar zu gern, weil ſie in einem geſtickten Bande unter dem Knie und mit einem großen blauen Bande über die Schulter darin erſcheinen können. Der Graf iſt ein Held von der erſten Claſſe, den der Neid verfolgt: das macht Eindruck. Uebrigens iſt die Zahl der guten Tragödien bei allen Nationen in der Welt ſo klein, daß die, welche nicht ganz ſchlecht ſind, noch immer Zuſchauer an ſich ziehen, wenn ſie von guten Acteurs nur aufgeſtutzt werden.“

Er beſtätigt dieſes allgemeine Urtheil durch verſchiedene einzelne Anmerkungen, die eben ſo richtig als ſcharfſinnig ſind, und deren man ſich vielleicht bei einer wiederholten Vorſtellung mit Vergnügen erinnern dürfte. Ich theile die vorzüglichſten alſo hier mit; in der feſten Ueberzeugung, daß die Kritik dem Genuſſe nicht ſchadet, und daß diejenigen, welche ein Stück am ſchärfſten zu beurtheilen gelernt haben, immer diejenigen ſind, welche das Theater am fleißigſten beſuchen.

„Die Rolle des Cecils iſt eine Nebenrolle und eine ſehr froſtige Nebenrolle. Solche kriechende Schmeichler zu malen, muß man die Farben in ſeiner Gewalt haben, mit welchen Racine den Narciſſus geſchildert hat.“

„Die vorgebliche Herzogin von Irton iſt eine vernünftige tugendhafte Frau, die ſich durch ihre Liebe zu dem Grafen weder die Ungnade der Eliſabeth zuziehen, noch ihren Liebhaber heirathen wollen. Dieſer Charakter würde ſehr ſchön ſeyn, wenn er mehr Leben hätte, und wenn er zur Verwickelung etwas beitrüge; aber hier vertritt ſie bloß die Stelle eines Freundes. Das iſt für das Theater nicht hinlänglich.“

„Mich dünkt, daß alles, was die Perſonen in dieſer Tragödie ſagen und thun, immer noch ſehr ſchielend, verwirrt und unbeſtimmt iſt. Die Handlung muß deutlich, der Knoten verſtändlich, und jede Geſinnung plan und natürlich ſeyn: das ſind die erſten weſentlichſten Regeln. Aber was will Eſſex? Was will Eliſabeth? Worin beſteht das Verbrechen des Grafen? Iſt er ſchuldig, oder iſt er fälſchlich angeklagt? Wenn ihn die Königin für unſchuldig hält, ſo muß ſie ſich ſeiner annehmen. Iſt er aber ſchuldig: ſo iſt es ſehr unvernünftig, die Vertraute ſagen zu laſſen, daß er nimmermehr um Gnade bitten werde, daß er viel zu ſtolz dazu ſey. Dieſer Stolz ſchickt ſich ſehr wohl für einen tugendhaften unſchuldigen Helden, aber für keinen Mann, der des Hochverraths überwieſen iſt. Er ſoll ſich unterwerfen, ſagt die Königin. Iſt das wohl die eigentliche Geſinnung, die ſie haben muß, wenn ſie ihn liebt? Wenn er ſich nun unterworfen, wenn er nun ihre Verzeihung angenommen hat, wird Eliſabeth darum von ihm mehr geliebt, als zuvor? Ich liebe ihn hundertmal mehr, als mich ſelbſt, ſagte die Königin. Ah, Madame, wenn es ſo weit mit Ihnen gekommen iſt, wenn Ihre Leidenſchaft ſo heftig geworden, ſo unterſuchen Sie doch die Beſchuldigungen Ihres Geliebten ſelbſt, und verſtatten nicht, daß ihn ſeine Feinde unter Ihrem Namen ſo verfolgen und unterdrücken, wie es durch das ganze Stück, obwohl ganz ohne Grund, heißt.“

„Auch aus dem Freunde des Grafen, dem Salisbury, kann man nicht klug werden, ob er ihn für ſchuldig oder für unſchuldig hält. Er ſtellt der Königin vor, daß der Anſchein öfters betrüge, daß man alles von der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit ſeiner Richter zu beſorgen habe. Gleichwohl nimmt er ſeine Zuflucht zur Gnade der Königin. Was hatte er dieſes nöthig, wenn er ſeinen Freund nicht ſtrafbar glaubte? Aber was ſoll der Zuſchauer glauben? Der weiß eben ſo wenig, woran er mit der Verſchwörung des Grafen, als woran er mit der Zärtlichkeit der Königin gegen ihn iſt.“

„Salisbury ſagt der Königin, daß man die Unterſchrift des Grafen nachgemacht habe. Aber die Königin läßt ſich im geringſten nicht einfallen, einen ſo wichtigen Umſtand näher zu unterſuchen. Gleichwohl war ſie als Königin und als Geliebte dazu verbunden. Sie antwortet nicht einmal auf dieſe Eröffnung, die ſie doch begierigſt hätte ergreifen müſſen. Sie erwiedert bloß mit andern Worten, daß der Graf allzu ſtolz ſey, und daß ſie durchaus wolle, er ſolle um Gnade bitten.“

„Aber warum ſollte er um Gnade bitten, wenn ſeine Unterſchrift nachgemacht war?“

Fünfundzwanzigſtes Stück.

Den 24. Juli 1767.

„Eſſex ſelbſt betheuert ſeine Unſchuld; aber warum will er lieber ſterben, als die Königin davon überzeugen? Seine Feinde haben ihn verleumdet; er kann ſie mit einem einzigen Worte zu Boden ſchlagen; und er thut es nicht. Iſt das dem Charakter eines ſo ſtolzen Mannes gemäß? Soll er aus Liebe zur Irton ſo widerſinnig handeln: ſo hätte ihn der Dichter durch das ganze Stück von ſeiner Leidenſchaft mehr bemeiſtert zeigen müſſen. Die Heftigkeit des Affects kann alles entſchuldigen; aber in dieſer Heftigkeit ſehen wir ihn nicht.“

„Der Stolz der Königin ſtreitet unaufhörlich mit dem Stolze des Eſſex; ein ſolcher Streit kann leicht gefallen. Aber wenn allein dieſer Stolz ſie handeln läßt, ſo iſt er bei der Eliſabeth ſowohl als bei dem Grafen bloßer Eigenſinn. Er ſoll mich um Gnade bitten; ich will ſie nicht um Gnade bitten: das iſt die ewige Leier. Der Zuſchauer muß vergeſſen, daß Eliſabeth entweder ſehr abgeſchmackt oder ſehr ungerecht iſt, wenn ſie verlangt, daß der Graf ſich ein Verbrechen ſoll vergeben laſſen, welches er nicht begangen, oder ſie nicht unterſucht hat. Er muß es vergeſſen und er vergißt es wirklich, um ſich bloß mit den Geſinnungen des

Stolzes zu beſchäftigen, der dem menſchlichen Herzen ſo ſchmeichelhaft iſt.“

„Mit einem Worte: keine einzige Rolle dieſes Trauerſpiels iſt was ſie ſeyn ſollte; alle ſind verfehlt; und gleichwohl hat es gefallen. Woher dieſes Gefallen? Offenbar aus der Situation der Perſonen, die für ſich ſelbſt rührend iſt. — Ein großer Mann, den man auf das Schaffot führt, wird immer intereſſiren; die Vorſtellung ſeines Schickſals macht auch ohne alle Hülfe der Poeſie Eindruck; ungefähr eben den Eindruck, den die Wirklichkeit ſelbſt machen würde.“

So viel liegt für den tragiſchen Dichter an der Wahl des Stoffes. Durch dieſe allein können die ſchwächſten verwirrteſten Stücke eine Art von Glück machen; und ich weiß nicht, wie es kömmt, daß es immer ſolche Stücke ſind, in welchen ſich gute Acteurs am vortheilhafteſten zeigen. Selten wird ein Meiſterſtück ſo meiſterhaft vorgeſtellt, als es geſchrieben iſt; das Mittelmäßige fährt mit ihnen immer beſſer. Vielleicht, weil ſie in dem Mittelmäßigen mehr von dem Ihrigen hinzuthun können; vielleicht weil uns das Mittelmäßige mehr Zeit und Ruhe läßt, auf ihr Spiel aufmerkſam zu ſeyn; vielleicht weil in dem Mittelmäßigen alles nur auf einer oder zwei hervorſtechenden Perſonen beruht, anſtatt daß in einem vollkommenern Stücke öfters eine jede Perſon ein Hauptacteur ſeyn müßte, und wenn ſie es nicht iſt, indem ſie ihre Rolle verhunzt, zugleich auch die übrigen verderben hilft.

Beim Eſſex können alle dieſe und mehrere Urſachen zuſammen kommen. Weder der Graf noch die Königin ſind von dem Dichter mit der Stärke geſchildert, daß ſie durch die Action nicht noch weit ſtärker werden könnten. Eſſex ſpricht ſo ſtolz nicht, daß ihn der Schauſpieler nicht in jeder Stellung, in jeder Gebärde, in jeder Miene noch ſtolzer zeigen könnte. Es iſt ſogar dem Stolze weſentlich, daß er ſich weniger durch Worte als durch das übrige Betragen äußert. Seine Worte ſind öfters beſcheiden, und es läßt ſich nur ſehen, nicht hören, daß es eine ſtolze Beſcheidenheit iſt. Dieſe Rolle muß alſo nothwendig in der Vorſtellung gewinnen. Auch die Nebenrollen können keinen übeln Einfluß auf ihn haben; je ſubalterner Cecil und Salisbury geſpielt werden, deſto mehr ragt Eſſex hervor. Ich darf es alſo nicht erſt lange ſagen, wie vortrefflich ein Eckhof das machen muß, was auch der gleichgültigſte Acteur nicht ganz verderben kann.

Mit der Rolle der Eliſabeth iſt es nicht völlig ſo; aber doch kann ſie auch ſchwerlich ganz verunglücken. Eliſabeth iſt ſo zärtlich als ſtolz; ich glaube ganz gern, daß ein weibliches Herz beides zugleich ſeyn kann; aber wie eine Actrice beides gleich gut vorſtellen könne, das begreife ich nicht recht. In der Natur ſelbſt trauen wir einer ſtolzen Frau nicht viel Zärtlichkeit und einer zärtlichen nicht viel Stolz zu. Wir trauen es ihr nicht zu, ſage ich: denn die Kennzeichen des einen widerſprechen den Kennzeichen des andern. Es iſt ein Wunder, wenn ihr beide gleich geläufig ſind; hat ſie aber nur die einen vorzüglich in ihrer Gewalt, ſo kann ſie die Leidenſchaft, die ſich durch die andern ausdrückt, zwar empfinden, aber ſchwerlich werden wir ihr glauben, daß ſie dieſelbe ſo lebhaft empfindet, als ſie ſagt. Wie kann eine Actrice nun weiter gehen, als die Natur? Iſt ſie von einem majeſtätiſchen Wuchſe, tönt ihre Stimme voller und männlicher, iſt ihr Blick dreiſt, iſt ihre Bewegung ſchnell und herzhaft: ſo werden ihr die ſtolzen Stellen vortrefflich gelingen; aber wie ſteht es mit den zärtlichen? Iſt ihre Figur hingegen weniger imponirend, herrſcht in ihren Mienen Sanftmuth, in ihren Augen ein beſcheidenes Feuer, in ihrer Stimme mehr Wohlklang, als Nachdruck; iſt in ihrer Bewegung mehr Anſtand und Würde, als Kraft und Geiſt: ſo wird ſie den zärtlichen Stellen die völligſte Genüge leiſten; aber auch den ſtolzen? Sie wird ſie nicht verderben, ganz gewiß nicht; ſie wird ſie noch genug abſetzen; wir werden eine beleidigte zürnende Liebhaberin in ihr erblicken; nur keine Eliſabeth nicht, die Manns genug war, ihren General und Geliebten mit einer Ohrfeige nach Hauſe zu ſchicken. Ich meine alſo, die Actricen, welche die ganze doppelte Eliſabeth uns gleich täuſchend zu zeigen vermögend wären, dürften noch ſeltener ſeyn, als die Eliſabeths ſelber; und wir können und müſſen uns begnügen, wenn eine Hälfte nur recht gut geſpielt und die andere nicht ganz verwahrloſt wird.

Madame Löwen hat in der Rolle der Eliſabeth ſehr gefallen; aber jene allgemeine Anmerkung nunmehr auf ſie anzuwenden, uns mehr die zärtliche Frau, als die ſtolze Monarchin ſehen und hören laſſen. Ihre Bildung, ihre Stimme, ihre beſcheidene Action ließen es nicht anders erwarten; und mich dünkt, unſer Vergnügen hat dabei nichts verloren. Denn wenn nothwendig eine die andere verfinſtert, wenn es kaum anders ſeyn kann, als daß nicht die Königin unter der Liebhaberin oder dieſe unter jener leiden ſollte: ſo glaube ich, iſt es zuträglicher, wenn eher etwas von dem Stolze und der Königin, als von der Liebhaberin und der Zärtlichkeit verloren geht.

Es iſt nicht bloß eigenſinniger Geſchmack, wenn ich ſo urtheile; noch weniger iſt es meine Abſicht, einem Frauenzimmer ein Compliment damit zu machen, die noch immer eine Meiſterin in ihrer Kunſt ſeyn würde, wenn ihr dieſe Rolle auch gar nicht gelungen wäre. Ich weiß einem Künſtler, er ſey von meinem oder dem andern Geſchlechte, nur eine einzige Schmeichelei zu machen, und dieſe beſteht darin, daß ich annehme, er ſey von aller eiteln Empfindlichkeit entfernt, die Kunſt gehe bei ihm über alles: er höre gern frei und laut über ſich urtheilen, und wolle ſich lieber auch dann und wann falſch als ſeltener beurtheilt wiſſen. Wer dieſe Schmeichelei nicht verſteht, bei dem erkenne ich mich gar bald irre und er iſt es nicht werth, daß wir ihn ſtudiren. Der wahre Virtuoſe glaubt es nicht einmal, daß wir ſeine Vollkommenheit einſehen und empfinden, wenn

wir auch noch ſo viel Geſchrei davon machen, ehe er nicht merkt, daß wir auch Augen und Gefühl für ſeine Schwäche haben. Er ſpottet bei ſich über jede uneingeſchränkte Bewunderung, und nur das Lob desjenigen kitzelt ihn, von dem er weiß, daß er auch das Herz hat, ihn zu tadeln.

Ich wollte ſagen, daß ſich Gründe anführen laſſen, warum es beſſer iſt, wenn die Actrice mehr die zärtliche als die ſtolze Eliſabeth ausdrückt. Stolz muß ſie ſeyn, das iſt ausgemacht: und daß ſie es iſt, das hören wir. Die Frage iſt nur, ob ſie zärtlicher als ſtolz, oder ſtolzer als zärtlich ſcheinen ſoll; ob man, wenn man unter zwei Actricen zu wählen hätte, lieber die zur Eliſabeth nehmen ſollte, welche die beleidigte Königin mit allem drohenden Ernſte, mit allen Schrecken der rächeriſchen Majeſtät auszudrücken vermöchte, oder die, welcher die eiferſüchtige Liebhaberin mit allen kränkenden Empfindungen der verſchmähten Liebe, mit aller Bereitwilligkeit, dem theuern Frevler zu vergeben, mit aller Beängſtigung über ſeine Hartnäckigkeit, mit allem Jammer über ſeinen Verluſt angemeſſener wäre? Und ich ſage: dieſe.

Denn erſtlich wird dadurch die Verdopplung des nämlichen Charakters vermieden. Eſſex iſt ſtolz; und wenn Eliſabeth auch ſtolz ſeyn ſoll, ſo muß ſie es wenigſtens auf eine andere Art ſeyn. Wenn bei dem Grafen die Zärtlichkeit nicht anders als dem Stolze untergeordnet ſeyn kann, ſo muß bei der Königin die Zärtlichkeit den Stolz überwiegen. Wenn der Graf ſich eine höhere Miene giebt als ihm zukömmt, ſo muß die Königin etwas weniger zu ſeyn ſcheinen, als ſie iſt. Beide auf Stelzen, mit der Naſe nur immer in der Luft einhertreten, beide mit Verachtung auf alles, was um ſie iſt, herabblicken laſſen, würde die eckelſte Einförmigkeit ſeyn. Man muß nicht glauben können, daß Eliſabeth, wenn ſie an des Eſſex Stelle wäre, eben ſo wie Eſſex handeln würde. Der Ausgang weiſet es, daß ſie nachgebender iſt als er; ſie muß alſo auch gleich von Anfang nicht ſo hoch daherfahren als er. Wer ſich durch äußere Macht empor zu halten vermag, braucht weniger Anſtrengung, als der es durch eigene innere Kraft thun muß. Wir wiſſen darum doch, daß Eliſabeth die Königin iſt, wenn ſich gleich Eſſex das königlichere Anſehen giebt.

Zweitens iſt es in dem Trauerſpiele ſchicklicher, daß die Perſonen in ihren Geſinnungen ſteigen, als daß ſie fallen. Es iſt ſchicklicher, daß ein zärtlicher Charakter Augenblicke des Stolzes hat, als daß ein ſtolzer von der Zärtlichkeit ſich fortreißen läßt. Jener ſcheint ſich zu erheben; dieſer zu ſinken. Eine ernſthafte Königin, mit gerunzelter Stirne, mit einem Blicke, der alles ſcheu und zitternd macht, mit einem Tone der Stimme, der allein ihr Gehorſam verſchaffen könnte, wenn die zu verliebten Klagen gebracht wird und nach den kleinen Bedürfniſſen ihrer Leidenſchaft ſeufzt, iſt faſt, faſt lächerlich. Eine Geliebte hingegen, die ihre Eiferſucht erinnert, daß ſie Königin iſt, erhebt ſich über ſich ſelbſt, und ihre Schwachheit wird fürchterlich.

Sechsundzwanzigſtes Stück.

Den 28. Juli 1767.

Den einunddreißigſten Abend (Mittwochs, den 10. Juni) ward das Luſtſpiel der Madame Gottſched: die Hausfranzöſin oder die Mamſell, aufgeführt.

Dieſes Stück iſt eines von den ſechs Originalien, mit welchen 1744, unter Gottſchediſcher Geburtshülfe, Deutſchland im fünften Bande der Schaubühne beſchenkt ward. Man ſagt, es ſey zur Zeit ſeiner Neuheit hier und da mit Beifall geſpielt worden. Man wollte verſuchen, welchen Beifall es noch erhalten würde, und es erhielt den, den es verdient: gar keinen. Das Teſtament, von eben derſelben Verfaſſerin, iſt noch ſo etwas; aber die Hausfranzöſin iſt ganz und gar nichts. Noch weniger als nichts: denn ſie iſt nicht allein niedrig und platt und kalt, ſondern noch oben darein ſchmutzig, eckel, und im höchſten Grade beleidigend. Es iſt mir unbegreiflich, wie eine Dame ſolches Zeug ſchreiben können. Ich will hoffen, daß man mir den Beweis von dieſem allen ſchenken wird. —

Den zweiunddreißigſten Abend (Donnerſtags, den 11. Juni) ward die Semiramis des Herrn von Voltaire wiederholt.

Da das Orcheſter bei unſern Schauſpielen gewiſſermaßen die Stelle der alten Chöre vertritt, ſo haben Kenner ſchon längſt gewünſcht, daß die Muſik, welche vor und zwiſchen und nach dem Stücke geſpielt wird, mit dem Inhalte deſſelben mehr übereinſtimmen möchte. Herr Scheibe iſt unter den Muſicis derjenige, welcher zuerſt hier ein ganz neues Feld für die Kunſt bemerkte. Da er einſah, daß, wenn die Rührung des Zuſchauers nicht auf eine unangenehme Art geſchwächt und unterbrochen werden ſollte, ein jedes Schauſpiel ſeine eigene muſikaliſche Begleitung erfordere: ſo machte er nicht allein bereits 1738 mit dem Polyeukt und Mithridat den Verſuch, beſondere dieſen Stücken entſprechende Symphonien zu verfertigen, welche bei der Geſellſchaft der Neuberin hier in Hamburg, in Leipzig und anderwärts aufgeführt wurden, ſondern ließ ſich auch in einem beſondern Blatte ſeines kritiſchen Muſicus[1] umſtändlich darüber aus, was überhaupt der Componiſt zu beobachten habe, der in dieſer neuen Gattung mit Ruhm arbeiten wolle.

„Alle Symphonien, ſagt er, die zu einem Schauſpiele verfertigt werden, ſollen ſich auf den Inhalt und die Beſchaffenheit deſſelben beziehen. Es gehören alſo zu den Trauerſpielen eine andere Art von Symphonien, als zu den Luſtſpielen. So verſchieden die Tragödien und Komödien unter ſich ſelbſt ſind, ſo verſchieden muß auch die dazu gehörige Muſik ſeyn. Insbeſondere aber hat man auch wegen der verſchiedenen Abtheilungen der Muſik in den

[1] Stück 67.

Schauſpielen auf die Beſchaffenheit der Stellen, zu welchen eine jede Abtheilung gehört, zu ſehen. Daher muß die Anfangsſymphonie ſich auf den erſten Aufzug des Stücks beziehen; die Symphonien aber, die zwiſchen den Aufzügen vorkommen, müſſen theils mit dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzugs, theils aber mit dem Anfange des folgenden Aufzugs übereinkommen; ſo wie die letzte Symphonie dem Schluſſe des letzten Aufzugs gemäß ſeyn muß."

„Alle Symphonien zu Trauerſpielen müſſen prächtig, feurig und geiſtreich geſetzt ſeyn. Inſonderheit aber hat man den Charakter der Hauptperſonen und den Hauptinhalt zu bemerken, und darnach ſeine Erfindung einzurichten. Dieſes iſt von keiner gemeinen Folge. Wir finden Tragödien, da bald dieſe, bald jene Tugend eines Helden oder einer Heldin der Stoff geweſen iſt. Man halte einmal den Polyeukt gegen den Brutus, oder auch die Alzire gegen den Mithridat; ſo wird man gleich ſehen, daß ſich keinesweges einerlei Muſik dazu ſchickt. Ein Trauerſpiel, in welchem die Religion und Gottesfurcht den Helden oder die Heldin in allen Zufällen begleiten, erfordert auch ſolche Symphonien, die gewiſſermaßen das Prächtige und Ernſthafte der Kirchenmuſik beweiſen. Wenn aber die Großmuth, die Tapferkeit oder die Standhaftigkeit in allerlei Unglücksfällen im Trauerſpiele herrſchen, ſo muß auch die Muſik weit feuriger und lebhafter ſeyn. Von dieſer letztern Art ſind die Trauerſpiele Cato, Brutus, Mithridat. Alzire aber und Zaire erfordern hingegen ſchon eine etwas veränderte Muſik, weil die Begebenheiten und die Charaktere in dieſen Stücken von einer andern Beſchaffenheit ſind, und mehr Veränderung der Affecten zeigen."

„Eben ſo müſſen die Komödienſymphonien überhaupt frei, fließend und zuweilen auch ſcherzhaft ſeyn, insbeſondere aber ſich nach dem eigenthümlichen Inhalte einer jeden Komödie richten. So wie die Komödie bald ernſthafter, bald verliebter, bald ſcherzhafter iſt, ſo muß auch die Symphonie beſchaffen ſeyn. Z. E. die Komödien: der Falke und die beiderſeitige Unbeſtändigkeit, würden ganz andere Symphonien erfordern, als der verlorene Sohn. So würden ſich auch nicht die Symphonien, die ſich zum Geizigen oder zum Kranken in der Einbildung ſehr wohl ſchicken möchten, zum Unentſchlüſſigen oder zum Zerſtreuten ſchicken. Jene müſſen ſchon luſtiger und ſcherzhafter ſeyn, dieſe aber verdrießlicher und ernſthafter."

„Die Anfangsſymphonie muß ſich auf das ganze Stück beziehen; zugleich aber muß ſie auch den Anfang deſſelben vorbereiten und folglich mit dem erſten Auftritt übereinkommen. Sie kann aus zwei oder drei Sätzen beſtehen, ſo wie es der Componiſt für gut findet. — Die Symphonien zwiſchen den Aufzügen aber, weil ſie ſich nach dem Schluſſe des vorhergehenden Aufzuges und nach dem Anfange des folgenden richten ſollen, werden am natürlichſten zwei Sätze haben können. Im erſten kann man mehr auf das Vorhergegangene, im zweiten aber mehr auf das Folgende ſehen. Doch iſt ſolches nur allein nöthig, wenn die Affecten einander allzu ſehr entgegen ſind; ſonſt kann man auch wohl nur einen Satz machen, wenn er nur die gehörige Länge erhält, damit die Bedürfniſſe der Vorſtellung, als Lichtputzen, Umkleiden u. ſ. w. indeß beſorgt werden können. — Die Schlußſymphonie endlich muß mit dem Schluſſe des Schauſpiels auf das genaueſte übereinſtimmen, um die Begebenheit den Zuſchauern deſto nachdrücklicher zu machen. Was iſt lächerlicher, als wenn der Held auf eine unglückliche Weiſe ſein Leben verloren hat und es folgt eine luſtige und lebhafte Symphonie darauf? Und was iſt abgeſchmackter, als wenn ſich die Komödie auf eine fröhliche Art endigt, und es folgt eine traurige und bewegliche Symphonie darauf?" —

„Da übrigens die Muſik zu den Schauſpielen bloß allein aus Inſtrumenten beſteht, ſo iſt eine Veränderung derſelben ſehr nöthig, damit die Zuhörer deſto gewiſſer in der Aufmerkſamkeit erhalten werden, die ſie vielleicht verlieren möchten, wenn ſie immer einerlei Inſtrumente hören ſollten. Es iſt aber beinahe eine Nothwendigkeit, daß die Anfangsſymphonie ſehr ſtark und vollſtändig iſt, und alſo deſto nachdrücklicher ins Gehör falle. Die Veränderung der Inſtrumente muß alſo vornämlich in den Zwiſchenſymphonien erſcheinen. Man muß aber wohl urtheilen, welche Inſtrumente ſich am beſten zur Sache ſchicken und womit man dasjenige am gewiſſeſten ausdrücken kann, was man ausdrücken ſoll. Es muß alſo auch hier eine vernünftige Wahl getroffen werden, wenn man ſeine Abſicht geſchickt und ſicher erreichen will. Sonderlich aber iſt es nicht allzu gut, wenn man in zwei auf einander folgenden Zwiſchenſymphonien einerlei Veränderung der Inſtrumente anwendet. Es iſt allemal beſſer und angenehmer, wenn man dieſen Uebelſtand vermeidet."

Dieſes ſind die wichtigſten Regeln, um auch hier die Tonkunſt und Poeſie in eine genauere Verbindung zu bringen. Ich habe ſie lieber mit den Worten eines Tonkünſtlers, und zwar desjenigen vortragen wollen, der ſich die Ehre der Erfindung anmaßen kann, als mit meinen. Denn die Dichter und Kunſtrichter bekommen nicht ſelten von den Muſicis den Vorwurf, daß ſie weit mehr von ihnen erwarten und verlangen, als die Kunſt zu leiſten im Stande ſey. Die mehrſten müſſen es von ihren Kunſtverwandten erſt hören, daß die Sache zu bewerkſtelligen iſt, ehe ſie die geringſte Aufmerkſamkeit darauf wenden.

Zwar die Regeln ſelbſt waren leicht zu machen; ſie lehren nur was geſchehen ſoll, ohne zu ſagen, wie es geſchehen kann. Der Ausdruck der Leidenſchaften, auf welchen alles dabei ankömmt, iſt noch einzig das Werk des Genies. Denn ob es ſchon Tonkünſtler giebt und gegeben, die bis zur Bewunderung darin glücklich ſind, ſo mangelt es doch unſtreitig noch an einem Philoſophen, der ihnen die Wege abgelernt und allgemeine Grundſätze aus ihren Beiſpielen hergeleitet hätte. Aber je häufiger dieſe Beiſpiele werden,

je mehr ſich die Materialien zu dieſer Herleitung ſammeln, deſto eher können wir ſie uns verſprechen; und ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht ein großer Schritt dazu durch die Beeiferung der Tonkünſtler in dergleichen dramatiſchen Symphonien geſchehen könnte. In der Vokalmuſik hilft der Text dem Ausdruck allzuſehr nach; der ſchwächſte und ſchwankendſte wird durch die Worte beſtimmt und verſtärkt; in der Inſtrumentalmuſik hingegen fällt dieſe Hülfe weg und ſie ſagt gar nichts, wenn ſie das, was ſie ſagen will, nicht rechtſchaffen ſagt. Der Künſtler wird alſo hier ſeine äußerſte Stärke anwenden müſſen; er wird unter den verſchiedenen Folgen von Tönen, die eine Empfindung ausdrücken können, nur immer diejenigen wählen, die ſie am deutlichſten ausdrücken; wir werden dieſe öfter hören, wir werden ſie mit einander öfter vergleichen, und durch die Bemerkung deſſen, was ſie beſtändig gemein haben, hinter das Geheimniß des Ausdrucks kommen.

Welchen Zuwachs unſer Vergnügen im Theater dadurch erhalten würde, begreift jeder von ſelbſt. Gleich vom Anfange der neuen Verwaltung unſers Theaters hat man ſich daher nicht nur überhaupt bemüht, das Orcheſter in einen beſſern Stand zu ſetzen, ſondern es haben ſich auch würdige Männer bereit finden laſſen, die Hand an das Werk zu legen und Muſter in dieſer Art von Compoſition zu machen, die über alle Erwartung ausgefallen ſind. Schon zu Cronegks Olint und Sophronia hatte Herr Hertel eigene Symphonien verfertigt; und bei der zweiten Aufführung der Semiramis wurden dergleichen von dem Herrn Agricola in Berlin aufgeführt.

Siebenundzwanzigſtes Stück.

Den 31. Juli 1767.

Ich will es verſuchen, einen Begriff von der Muſik des Herrn Agricola zu machen. Nicht zwar nach ihren Wirkungen; — denn je lebhafter und feiner ein ſinnliches Vergnügen iſt, deſto weniger läßt es ſich mit Worten beſchreiben; man kann nicht wohl anders, als in allgemeine Lobſprüche, in unbeſtimmte Ausrufungen, in kreiſchende Bewunderung damit verfallen, und dieſe ſind eben ſo unterrichtend für den Liebhaber, als eckelhaft für den Virtuoſen, den man zu ehren vermeint; — ſondern bloß nach den Abſichten, die ihr Meiſter dabei gehabt und nach den Mitteln überhaupt, deren er ſich zu Erreichung derſelben bedienen wollen.

Die Anfangsſymphonie beſteht aus drei Sätzen. Der erſte Satz iſt ein Largo, nebſt den Violinen mit Hoboen und Flöten; der Grundbaß iſt durch Fagotte verſtärkt. Sein Ausdruck iſt ernſthaft; manchmal gar wild und ſtürmiſch; der Zuhörer ſoll vermuthen, daß er ein Schauſpiel ungefähr dieſes Inhalts zu erwarten habe. Doch nicht dieſes Inhalts allein; Zärtlichkeit, Reue, Gewiſſensangſt, Unterwerfung nehmen ihr Theil daran und der zweite Satz, ein Andante mit gedämpften Violinen und concertirenden Fagotten, beſchäftigt ſich alſo mit dunkeln und mitleidigen Klagen. In dem dritten Satz vermiſchen ſich die beweglichen Tonwendungen mit ſtolzen; denn die Bühne eröffnet ſich mit mehr als gewöhnlicher Pracht; Semiramis naht ſich dem Ende ihrer Herrlichkeit; wie dieſe Herrlichkeit das Auge ſpüren muß, ſoll ſie auch das Ohr vernehmen. Der Charakter iſt Allegretto und die Inſtrumente ſind wie in dem erſten, außer daß die Hoboen, Flöten und Fagotte mit einander einige beſondere kleinere Sätze haben.

Die Muſik zwiſchen den Acten hat durchgängig nur einen einzigen Satz, deſſen Ausdruck ſich auf das Vorhergehende bezieht. Einen zweiten, der ſich auf das Folgende bezöge, ſcheint Herr Agricola alſo nicht zu billigen. Ich würde hierin ſehr ſeines Geſchmacks ſeyn. Denn die Muſik ſoll dem Dichter nichts verderben; der tragiſche Dichter liebt das Unerwartete, das Ueberraſchende mehr als ein anderer; er läßt ſeinen Gang nicht gern voraus verrathen, und die Muſik würde ihn verrathen, wenn ſie die folgende Leidenſchaft angeben wollte. Mit der Anfangsſymphonie iſt es ein anders; ſie kann auf nichts Vorhergehendes gehen; und doch muß auch ſie nur den allgemeinen Ton des Stücks angeben und nicht ſtärker, nicht beſtimmter, als ihn ungefähr der Titel angiebt. Man darf dem Zuhörer wohl das Ziel zeigen, wohin man ihn führen will, aber die verſchiedenen Wege, auf welchen er dahin gelangen ſoll, müſſen ihm gänzlich verborgen bleiben. Dieſer Grund wider einen zweiten Satz zwiſchen den Acten iſt aus dem Vortheile des Dichters hergenommen; und er wird durch einen andern, der ſich aus den Schranken der Muſik ergiebt, beſtärkt. Denn geſetzt, daß die Leidenſchaften, welche in zwei auf einander folgenden Acten herrſchen, einander ganz entgegen wären, ſo würden nothwendig auch die beiden Sätze von eben ſo widriger Beſchaffenheit ſeyn müſſen. Nun begreife ich ſehr wohl, wie uns der Dichter aus einer jeden Leidenſchaft zu der ihr entgegenſtehenden, zu ihrem völligen Widerſpiele, ohne unangenehme Gewaltſamkeit bringen kann: er thut es nach und nach, gemach und gemach; er ſteigt die ganze Leiter von Sproſſe zu Sproſſe, entweder hinauf oder hinab, ohne irgendwo den geringſten Sprung zu thun. Aber kann dieſes auch der Muſicus? Es ſey, daß er es in Einem Stücke von der erforderlichen Länge eben ſo wohl thun könne; aber in zwei beſondern, von einander gänzlich abgeſetzten Stücken, muß der Sprung z. E. aus dem Ruhigen in das Stürmiſche, aus dem Zärtlichen in das Grauſame nothwendig ſehr merklich ſeyn und alle das Beleidigende haben, was in der Natur jeder plötzliche Uebergang aus einem Aeußerſten in das andere, aus der Finſterniß in das Licht, aus der Kälte in die Hitze, zu haben pflegt. Jetzt zerſchmelzen wir in Wehmuth und auf einmal ſollen wir raſen. Wie? warum? wider wen? wider eben den, für den unſere Seele ganz mitleidiges Gefühl war? oder wider einen andern? Alles das kann die Muſik nicht beſtimmen; ſie läßt uns in Ungewißheit und Verwirrung;

wir empfinden, ohne eine richtige Folge unſerer Empfindungen wahrzunehmen; wir empfinden, wie im Traume, und alle dieſe unordentlichen Empfindungen ſind mehr abmattend, als ergötzend. Die Poeſie hingegen läßt uns den Faden unſerer Empfindungen nie verlieren; hier wiſſen wir nicht allein, was wir empfinden ſollen, ſondern auch warum wir es empfinden ſollen; und nur dieſes Warum macht die plötzlichſten Uebergänge nicht allein erträglich, ſondern auch angenehm. In der That iſt dieſe Motivirung der plötzlichen Uebergänge einer der größten Vortheile, den die Muſik aus der Vereinigung mit der Poeſie zieht, ja vielleicht der allergrößte. Denn es iſt bei weitem nicht ſo nothwendig, die allgemeinen unbeſtimmten Empfindungen der Muſik, z. E. der Freude, durch Worte auf einen gewiſſen einzelnen Gegenſtand der Freude einzuſchränken, weil auch jene dunkeln ſchwanken Empfindungen noch immer ſehr angenehm ſind; als nothwendig es iſt, abſtechende widerſprechende Empfindungen durch deutliche Begriffe, die nur Worte gewähren können, zu verbinden, um ſie durch dieſe Verbindung in ein Ganzes zu verweben, in welchem man nicht allein Mannichfaltiges, ſondern auch Uebereinſtimmung des Mannichfaltigen bemerke. Nun aber würde bei dem doppelten Satze zwiſchen den Acten eines Schauſpiels dieſe Verbindung erſt hintennach kommen; wir würden es erſt hintennach erfahren, warum wir aus einer Leidenſchaft in eine ganz entgegengeſetzte überſpringen müſſen: und das iſt für die Muſik ſo gut, als erführen wir es gar nicht. Der Sprung hat einmal ſeine üble Wirkung gethan und er hat uns darum nicht weniger beleidigt, weil wir nun einſehen, daß er uns nicht hätte beleidigen ſollen. Man glaube aber nicht, daß ſonach überhaupt alle Symphonien verwerflich ſeyn müßten, weil alle aus mehreren Sätzen beſtehen, die von einander unterſchieden ſind, und deren jeder etwas anders ausdrückt, als der andere. Sie drücken etwas anders aus, aber nicht etwas verſchiedenes; oder vielmehr, ſie drücken das nämliche und nur auf eine andere Art aus. Eine Symphonie, die in ihren verſchiedenen Sätzen verſchiedene, ſich widerſprechende Leidenſchaften ausdrückt, iſt ein muſikaliſches Ungeheuer; in Einer Symphonie muß nur Eine Leidenſchaft herrſchen, und jeder beſondere Satz muß eben dieſelbe Leidenſchaft, bloß mit verſchiedenen Abänderungen, es ſey nun nach den Graden ihrer Stärke und Lebhaftigkeit oder nach den mancherlei Vermiſchungen mit andern verwandten Leidenſchaften, ertönen laſſen und in uns zu erwecken ſuchen. Die Anfangsſymphonie war vollkommen von dieſer Beſchaffenheit; das Ungeſtüme des erſten Satzes zerfließt in das Klagende des zweiten, welches ſich in dem dritten zu einer Art von feierlicher Würde erhebt. Ein Tonkünſtler, der ſich in ſeinen Symphonien mehr erlaubt, der mit jedem Satze den Affect abbricht, um mit dem folgenden einen neuen ganz verſchiedenen Affect anzuheben, und auch dieſen fahren läßt, um ſich in einen dritten eben ſo verſchiedenen zu werfen, kann viel Kunſt ohne Nutzen verſchwendet haben, kann überraſchen, kann betäuben, kann kitzeln, nur rühren kann er nicht. Wer mit unſerm Herzen ſprechen und ſympathetiſche Regungen in ihm erwecken will, muß eben ſowohl Zuſammenhang beobachten, als wer unſern Verſtand zu unterhalten und zu belehren denkt. Ohne Zuſammenhang, ohne die innigſte Verbindung aller und jeder Theile iſt die beſte Muſik ein eitler Sandhaufen, der keines dauerhaften Eindrucks fähig iſt; nur der Zuſammenhang macht ſie zu einem feſten Marmor, an dem ſich die Hand des Künſtlers verewigen kann.

Der Satz nach dem erſten Acte ſucht alſo lediglich die Beſorgniſſe der Semiramis zu unterhalten, denen der Dichter dieſen Act gewidmet hat; Beſorgniſſe, die noch mit einiger Hoffnung vermiſcht ſind; ein Andante meſto, bloß mit gedämpften Violinen und Bratſche.

In dem zweiten Acte ſpielt Aſſur eine zu wichtige Rolle, als daß er nicht den Ausdruck der darauf folgenden Muſik beſtimmen ſollte. Ein Allegro aſſai aus dem G dur, mit Waldhörnern, durch Flöten und Hoboen, auch den Grundbaß mitſpielende Fagotte verſtärkt, drückt den durch Zweifel und Furcht unterbrochenen, aber immer noch ſich wieder erholenden Stolz dieſes treuloſen und herrſchſüchtigen Miniſters aus.

In dem dritten Acte erſcheint das Geſpenſt. Ich habe, bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung, bereits angemerkt, wie wenig Eindruck Voltaire dieſe Erſcheinung auf die Anweſenden machen läßt. Aber der Tonkünſtler hat ſich, wie billig, daran nicht gekehrt; er holt es nach, was der Dichter unterlaſſen hat und ein Allegro aus dem E moll, mit der nämlichen Inſtrumentenbeſetzung des vorhergehenden, nur daß E-Hörner mit G-Hörnern verſchiedentlich abwechſeln, ſchildert kein ſtummes und träges Erſtaunen, ſondern die wahre wilde Beſtürzung, welche eine dergleichen Erſcheinung unter dem Volke verurſachen muß.

Die Beängſtigung der Semiramis im vierten Aufzuge erweckt unſer Mitleid; wir bedauern die Reuende, ſo ſchuldig wir auch die Verbrecherin wiſſen. Bedauern und Mitleid läßt alſo auch die Muſik ertönen; in einem Larghetto aus A moll, mit gedämpften Violinen und Bratſche, und einer concertirenden Hoboe.

Endlich folgt auch auf den fünften Act nur ein einziger Satz, ein Adagio aus dem E dur, nächſt den Violinen und der Bratſche, mit Hörnern, mit verſtärkten Hoboen und Flöten, und mit Fagotten, die mit dem Grundbaſſe gehen. Der Ausdruck iſt den Perſonen des Trauerſpiels angemeſſene und ins Erhabene gezogene Betrübniß, mit einiger Rückſicht, wie mich däucht, auf die vier letzten Zeilen, in welchen die Wahrheit ihre warnende Stimme gegen die Großen der Erde eben ſo würdig als mächtig erhebt.

Die Abſichten eines Tonkünſtlers merken, heißt ihm zugeſtehen, daß er ſie erreicht hat. Sein Werk ſoll kein

Räthſel ſeyn, deſſen Deutung eben ſo mühſam als ſchwankend iſt. Was ein geſundes Ohr am geſchwindeſten in ihm vernimmt, das und nichts anderes hat er ſagen wollen; ſein Lob wächst mit ſeiner Verſtändlichkeit; je leichter, je allgemeiner dieſe, deſto verdienter jenes. — Es iſt kein Ruhm für mich, daß ich recht gehört habe; aber für den Herrn Agricola iſt es ein ſo viel größerer, daß in dieſer ſeiner Compoſition niemand etwas anders gehört hat, als ich.

Achtundzwanzigſtes Stück.

Den 4. Auguſt 1767.

Den dreiunddreißigſten Abend (Freitags, den 12. Juni) ward die Nanine wiederholt, und den Beſchluß machte der Bauer mit der Erbſchaft, aus dem Franzöſiſchen des Marivaux.

Dieſes kleine Stück iſt hier Waare für den Platz und macht daher allezeit viel Vergnügen. Jürge kömmt aus der Stadt zurück, wo er einen reichen Bruder begraben laſſen, von dem er hunderttauſend Mark geerbt. Glück ändert Stand und Sitten; nun will er leben wie vornehme Leute leben, erhebt ſeine Liſe zur Madame, findet geſchwind für ſeinen Hans und für ſeine Grete eine anſehnliche Partie, alles iſt richtig, aber der hinkende Bote kömmt nach. Der Makler, bei dem die hunderttauſend Mark geſtanden, hat Banquerot gemacht, Jürge iſt wieder nichts wie Jürge, Hans bekömmt den Korb, Grete bleibt ſitzen und der Schluß würde traurig genug ſeyn, wenn das Glück mehr nehmen könnte, als es gegeben hat; geſund und vergnügt waren ſie, geſund und vergnügt bleiben ſie.

Dieſe Fabel hätte jeder erfinden können; aber wenige würden ſie ſo unterhaltend zu machen gewußt haben, als Marivaux. Die drolligſte Laune, der ſchnurrigſte Witz, die ſchalkiſchſte Satyre laſſen uns vor Lachen kaum zu uns ſelbſt kommen; und die naive Bauernſprache giebt allem eine ganz eigene Würze. Die Ueberſetzung iſt von Kriegern, der das franzöſiſche Patois in den hieſigen platten Dialekt meiſterhaft zu übertragen gewußt hat. Es iſt nur Schade, daß verſchiedene Stellen höchſt fehlerhaft und verſtümmelt abgedruckt worden. Einige müßten nothwendig in der Vorſtellung berichtigt und ergänzt werden. Z. E. folgende, gleich in der erſten Scene.

Jürge. He, he, he! Giv mie doch fief Schillink kleen Geld, ik hev niks, as Gullen un Dahlers.

Liſe. He, he, he! Segge doch, heſt du Schrullen med dienen fief Schillink kleen Geld? wat wiſt du damed maaken?

Jürge. He, he, he, he! Giv mie fief Schillink kleen Geld, ſeg ik die.

Liſe. Woto denn, Hans Narr?

Jürge. För düſſen Jungen, de mie mienen Bündel op dee Reiſe hed in unſe Dörp dragen hed, und ik bün ganß licht un ſacht hergahn.

Liſe. Büſt du to Foote hergahn?

Jürge. Ja. Wiel't veel cummoder is.

Liſe. Da heſt du een Maark.

Jürge. Dat is doch noch reſnabel. Wo veel maakt't? So veel is dat. Een Maark hed ſe mie dahn: da, da is't. Nehmt't hen; ſo is't richdig.

Liſe. Und du verdeihſt fief Schillink an een Jungen, de die dat Pak dragen hed?

Jürge. Ja! ik mot ehm doch een Drankgeld geven.

Valentin. Sollen die fünf Schilling für mich, Herr Jürge?

Jürge. Ja, mien Fründ!

Valentin. Fünf Schilling? ein reicher Erbe! fünf Schillinge? ein Mann von Ihrem Stande! Und wo bleibt die Hoheit der Seele?

Jürge. O! et kumt mie even darop nich an, jy dörft't man ſeggen. Maake Froo, ſmiet ehm noch een Schillink hen; by uns regnet man ſo.

Wie iſt das? Jürge iſt zu Fuße gegangen, weil es commoder iſt? Er fordert fünf Schillinge, und ſeine Frau giebt ihm ein Mark, die ihm fünf Schillinge nicht geben wollte? Die Frau ſoll dem Jungen noch einen Schilling hinſchmeißen? warum thut er es nicht ſelbſt? Von dem Marke blieb ihm ja noch übrig. Ohne das Franzöſiſche wird man ſich ſchwerlich aus dem Hanſe finden. Jürge war nicht zu Fuße gekommen, ſondern mit der Kutſche: und darauf geht ſein „Wiel't veel cummoder is.“ Aber die Kutſche ging vielleicht bei ſeinem Dorfe nur vorbei, und von da, wo er abſtieg, ließ er ſich bis zu ſeinem Hauſe das Bündel nachtragen. Dafür giebt er dem Jungen die fünf Schillinge; das Mark giebt ihm nicht die Frau, ſondern das hat er für die Kutſche bezahlen müſſen, und er erzählt ihr nur, wie geſchwind er mit dem Kutſcher darüber fertig geworden. [1]

Den vierunddreißigſten Abend (Montags, den 29. Juni) ward der Zerſtreute des Regnard aufgeführt.

Ich glaube ſchwerlich, daß unſere Großväter den deut-

[1] **Blaise.** Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, je n'ons que de grosses pièces.

Claudine (le contrefaisant). Eh! eh! eh! di donc, Nicaise, avec tes cinq sols de monnoye, qu'est-ce que t'en veux faire?

Blaise. Eh! eh! eh! baille-moi cinq sols de monnoye, te dis-je.

Claudine. Pourquoi donc, Nicodème?

Blaise. Pour ce garçon qui apporte mon paquet depis la voiture jusqu'à cheux nous, pendant que je marchois tout bellement et à mon aise.

Claudine. T'es venu dans la voiture?

Blaise. Oui, parce que cela est plus commode.

Claudine. T'a baillé un écu?

Blaise. Oh bian noblement. Combien faut-il? ai-je fait. Un écu, ce m'a-t-on fait. Tenez, le vela, prennez. Tout comme ça.

Claudine. Et tu dépenses cinq sols en porteurs de paquets?

Blaise. Qui, par manière de récréation.

Arlequis. Est-ce pour moi les cinq sols, Monsieur Blaise?

Blaise. Oui, mon ami. etc.

ſchen Titel dieſes Stückes verſtanden hätten. Noch Schlegel überſetzte Distrait durch Träumer. Zerſtreut ſeyn, ein Zerſtreuter, iſt lediglich nach der Analogie des Franzöſiſchen gemacht. Wir wollen nicht unterſuchen, wer das Recht hatte, dieſe Worte zu machen; ſondern wir wollen ſie brauchen, nachdem ſie einmal gemacht ſind. Man verſteht ſie nunmehr, und das iſt genug.

Regnard brachte ſeinen Zerſtreuten im Jahre 1697 auf's Theater; und er fand nicht den geringſten Beifall. Aber vierunddreißig Jahre darauf, als ihn die Komödianten wieder vorſuchten, fand er einen ſo viel größern. Welches Publicum hatte nun Recht? Vielleicht hatten ſie beide nicht Unrecht. Jenes ſtrenge Publicum verwarf das Stück als eine gute förmliche Komödie, wofür es der Dichter ohne Zweifel ausgab. Dieſes geneigtere nahm es für nichts mehr auf, als es iſt; für eine Farce, für ein Poſſenſpiel, das zu lachen machen ſoll; man lachte und war dankbar. Jenes Publicum dachte:

— non satis est risu diducere rictum
Auditoris — — —

und dieſes:

— et est quaedam tamen hic quoque virtus.

Außer der Verſification, die noch dazu ſehr fehlerhaft und nachläſſig iſt, kann dem Regnard dieſes Luſtſpiel nicht viel Mühe gemacht haben. Den Charakter ſeiner Hauptperſon fand er bei dem La Bruyere völlig entworfen. Er hatte nichts zu thun, als die vornehmſten Züge theils in Handlung zu bringen, theils erzählen zu laſſen. Was er von dem Seinigen hinzufügte, will nicht viel ſagen.

Wider dieſes Urtheil iſt nichts einzuwenden; aber wider eine andere Kritik, die den Dichter auf der Seite der Moralität faſſen will, deſto mehr. Ein Zerſtreuter ſoll kein Vorwurf für die Komödie ſeyn. Warum nicht? Zerſtreut ſeyn, ſagt man, ſey eine Krankheit, ein Unglück, und kein Laſter. Ein Zerſtreuter verdiene eben ſo wenig ausgelacht zu werden, als einer, der Kopfſchmerzen hat. Die Komödie müſſe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Wer aber von Natur zerſtreut ſey, der laſſe ſich durch Spöttereien eben ſo wenig beſſern, als ein Hinkender.

Aber iſt es denn wahr, daß die Zerſtreuung ein Gebrechen der Seele iſt, dem unſere beſten Bemühungen nicht abhelfen können? Sollte ſie wirklich mehr natürliche Verwahrloſung, als üble Angewohnheit ſeyn? Ich kann es nicht glauben. Sind wir nicht Meiſter unſerer Aufmerkſamkeit? Haben wir es nicht in unſerer Gewalt, ſie anzuſtrengen, ſie abzuziehen, wie wir wollen? Und was iſt die Zerſtreuung anders, als ein unrechter Gebrauch unſerer Aufmerkſamkeit? Der Zerſtreute denkt, und denkt nur das nicht, was er, ſeinen jetzigen ſinnlichen Eindrücken zu Folge, denken ſollte. Seine Seele iſt nicht entſchlummert, nicht betäubt, nicht außer Thätigkeit geſetzt; ſie iſt nur abweſend, ſie iſt nur anderwärts thätig. Aber ſo gut ſie dort ſeyn kann, ſo gut kann ſie auch hier ſeyn; es iſt ihr natürlicher Beruf, bei den ſinnlichen Veränderungen ihres Körpers gegenwärtig zu ſeyn; es koſtet Mühe, ſie dieſes Berufs zu entwöhnen und es ſollte unmöglich ſeyn, ihr ihn wieder geläufig zu machen?

Doch es ſey; die Zerſtreuung ſey unheilbar: wo ſteht es denn geſchrieben, daß wir in der Komödie nur über moraliſche Fehler, nur über verbeſſerliche Untugenden lachen ſollen? Jede Ungereimtheit, jeder Contraſt von Mangel und Realität iſt lächerlich. Aber lachen und verlachen iſt ſehr weit auseinander. Wir können über einen Menſchen lachen, bei Gelegenheit ſeiner lachen, ohne ihn im Geringſten zu verlachen. So unſtreitig, ſo bekannt dieſer Unterſchied iſt, ſo ſind doch alle Chicanen, welche noch neuerlich Rouſſeau gegen den Nutzen der Komödie gemacht hat, nur daher entſtanden, weil er ihn nicht gehörig in Erwägung gezogen. Moliere, ſagt er z. E., macht uns über den Miſanthropen zu lachen, und doch iſt der Miſanthrop der ehrliche Mann des Stücks; Moliere beweiſet ſich alſo als einen Feind der Tugend, indem er den Tugendhaften verächtlich macht. Nicht doch; der Miſanthrop wird nicht verächtlich, er bleibt wer er iſt, und das Lachen, welches aus den Situationen entſpringt, in die ihn der Dichter ſetzt, benimmt ihm von unſerer Hochachtung nicht das geringſte. Der Zerſtreute gleichfalls; wir lachen über ihn, aber verachten wir ihn darum? Wir ſchätzen ſeine übrigen guten Eigenſchaften, wie wir ſie ſchätzen ſollen; ja ohne ſie würden wir nicht einmal über ſeine Zerſtreuung lachen können. Man gebe dieſe Zerſtreuung einem boshaften, nichtswürdigen Manne, und ſehe, ob ſie noch lächerlich ſeyn wird? Widrig, eckel, häßlich wird ſie ſeyn, nicht lächerlich.

Neunundzwanzigſtes Stück.

Den 7. Auguſt 1767.

Die Komödie will durch Lachen beſſern; aber nicht eben durch Verlachen; nicht gerade diejenigen Unarten, über die ſie zu lachen macht, noch weniger bloß und allein die, an welchen ſich dieſe lächerliche Unarten finden. Ihr wahrer allgemeiner Nutzen liegt in dem Lachen ſelbſt, in der Uebung unſerer Fähigkeiten das Lächerliche zu bemerken; es unter allen Bemäntelungen der Leidenſchaft und der Mode, es in allen Vermiſchungen mit noch ſchlimmern oder mit guten Eigenſchaften, ſogar in den Runzeln des feierlichen Ernſtes, leicht und geſchwind zu bemerken. Zugegeben, daß der Geizige des Moliere nie einen Geizigen, der Spieler des Regnard nie einen Spieler gebeſſert habe; eingeräumt, daß das Lachen dieſe Thoren gar nicht beſſern könne: deſto ſchlimmer für ſie, aber nicht für die Komödie. Ihr iſt genug, wenn ſie keine verzweifelte Krankheiten heilen kann, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen. Auch dem Freigebigen iſt der Geizige lehrreich; auch dem, der gar nicht ſpielt, iſt der Spieler unterrichtend; die Thorheiten, die ſie nicht haben, haben andere, mit welchen ſie

leben müſſen; es iſt erſprießlich, diejenigen zu kennen, mit welchen man in Colliſion kommen kann; erſprießlich, ſich wider alle Eindrücke des Beiſpiels zu verwahren. Ein Präſervativ iſt auch eine ſchätzbare Arznei; und die ganze Moral hat kein kräftigeres, wirkſameres, als das Lächerliche. —

Das Räthſel oder Was den Damen am meiſten gefällt, ein Luſtſpiel in einem Aufzuge von Herr Löwen, machte dieſen Abend den Beſchluß.

Wenn Marmontel und Voltaire nicht Erzählungen und Mährchen geſchrieben hätten, ſo würde das franzöſiſche Theater eine Menge Neuigkeiten haben entbehren müſſen. Am meiſten hat ſich die komiſche Oper aus dieſen Quellen bereichert. Des letztern Ce qui plaît aux Dames gab den Stoff zu einem mit Arien untermengten Luſtſpiele von vier Aufzügen, welches unter dem Titel La Fée Urgele von den italieniſchen Komödianten zu Paris im December 1765 aufgeführt ward. Herr Löwen ſcheint nicht ſowohl dieſes Stück, als die Erzählung des Voltaire ſelbſt vor Augen gehabt zu haben. Wenn man bei Beurtheilung einer Bildſäule mit auf den Marmorblock zu ſehen hat, aus welchem ſie gemacht worden; wenn die primitive Form dieſes Blocks es zu entſchuldigen vermag, daß dieſes oder jenes Glied zu kurz, dieſe oder jene Stellung zu gezwungen gerathen: ſo iſt die Kritik auf einmal abgewieſen, die den Herrn Löwen wegen der Einrichtung ſeines Stücks in Anſpruch nehmen wollte. Mache aus einem Hexenmährchen etwas Wahrſcheinlicheres, wer da kann! Herr Löwen ſelbſt giebt ſein Räthſel für nichts anders, als für eine kleine Plaiſanterie, die auf dem Theater gefallen kann, wenn ſie gut geſpielt wird. Verwandlung und Tanz und Geſang concurriren zu dieſer Abſicht; und es wäre bloßer Eigenſinn, an keinem Belieben zu finden. Die Laune des Pedrillo iſt zwar nicht original, aber doch gut getroffen. Nur dünkt mich, daß ein Waffenträger oder Stallmeiſter, der das Abgeſchmackte und Wahnſinnige der irrenden Ritterſchaft einſieht, ſich nicht ſo recht in eine Fabel paſſen will, die ſich auf die Wirklichkeit der Zauberei gründet, und ritterliche Abenteuer als rühmliche Handlungen eines vernünftigen und tapfern Mannes annimmt. Doch, wie geſagt, es iſt eine Plaiſanterie, und Plaiſanterien muß man nicht zergliedern wollen.

Den fünfunddreißigſten Abend (Mittwochs, den 1. Juli) ward in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark die Rodogune des Peter Corneille aufgeführt.

Corneille bekannte, daß er ſich auf dieſes Trauerſpiel das meiſte einbilde, daß er es weit über ſeinen Cinna und Cid ſetze, daß ſeine übrigen Stücke wenig Vorzüge hätten, die in dieſem nicht vereint anzutreffen wären; ein glücklicher Stoff, ganz neue Erdichtungen, ſtarke Verſe, ein gründliches Raiſonnement, heftige Leidenſchaften, ein von Act zu Act immer wachſendes Intereſſe. —

Es iſt billig, daß wir uns bei dem Meiſterſtücke dieſes großen Mannes verweilen.

Die Geſchichte, auf die es gebaut iſt, erzählt Appianus Alexandrinus gegen das Ende ſeines Buchs von den ſyriſchen Kriegen. „Demetrius, mit dem Zunamen Nicanor, unternahm einen Feldzug gegen die Parther, und lebte als Kriegsgefangener einige Zeit an dem Hofe ihres Königs Phraates, mit deſſen Schweſter Rodogune er ſich vermählte. Inzwiſchen bemächtigte ſich Diodotus, der den vorigen Königen gedient hatte, des ſyriſchen Thrones, und erhob ein Kind, den Sohn des Alexander Nothus, darauf, unter deſſen Namen er als Vormund anfangs die Regierung führte. Bald aber ſchaffte er den jungen König aus dem Wege, ſetzte ſich ſelbſt die Krone auf und gab ſich den Namen Tryphon. Als Antiochus, der Bruder des gefangenen Königs, das Schickſal deſſelben und die darauf erfolgten Unruhen des Reichs, zu Rhodus, wo er ſich aufhielt, hörte, kam er nach Syrien zurück, überwand mit vieler Mühe den Tryphon und ließ ihn hinrichten. Hierauf wandte er ſeine Waffen gegen den Phraates, und forderte die Befreiung ſeines Bruders. Phraates, der ſich des Schlimmſten beſorgte, gab den Demetrius auch wirklich los; aber nichts deſto weniger kam es zwiſchen ihm und dem Antiochus zum Treffen, in welchem dieſer den kürzern zog und ſich aus Verzweiflung ſelbſt entleibte. Demetrius, nachdem er wieder in ſein Reich gekehrt war, ward von ſeiner Gemahlin, Cleopatra, aus Haß gegen die Rodogune, umgebracht; obſchon Cleopatra ſelbſt, aus Verdruß über dieſe Heirath, ſich mit dem nämlichen Antiochus, ſeinem Bruder, vermählt hatte. Sie hatte von dem Demetrius zwei Söhne, wovon ſie den älteſten, mit Namen Seleucus, der nach dem Tode ſeines Vaters den Thron beſtieg, eigenhändig mit einem Pfeile erſchoß; es ſey nun, weil ſie beſorgte, er möchte den Tod ſeines Vaters an ihr rächen, oder weil ſie ſonſt ihre grauſame Gemüthsart dazu veranlaßte. Der jüngſte Sohn hieß Antiochus; er folgte ſeinem Bruder in der Regierung, und zwang ſeine abſcheuliche Mutter, daß ſie den Giftbecher, den ſie ihm zugedacht hatte, ſelbſt trinken mußte."

In dieſer Erzählung lag Stoff zu mehr als einem Trauerſpiele. Es würde Corneillen eben nicht viel mehr Erfindung gekoſtet haben, einen Tryphon, einen Antiochus, einen Demetrius, einen Seleucus daraus zu machen, als es ihm, eine Rodogune daraus zu erſchaffen, koſtete. Was ihn aber vorzüglich darin reizte, war die beleidigte Ehefrau, welche die uſurpirten Rechte ihres Ranges und Bettes nicht grauſam genug rächen zu können glaubt. Dieſe alſo nahm er heraus; und es iſt unſtreitig, daß ſonach ſein Stück nicht Rodogune, ſondern Cleopatra heißen ſollte. Er geſtand es ſelbſt, und weil er beſorgte, daß die Zuhörer dieſe Königin von Syrien mit jener berühmten letzten Königin von Aegypten gleiches Namens verwechſeln dürften, wollte er lieber von der zweiten als von der erſten Perſon den Titel hernehmen. „Ich glaubte mich, ſagte er, dieſer Freiheit um ſo eher zu bedienen zu können, da ich angemerkt

hatte, daß die Alten ſelbſt es nicht für nothwendig gehalten, ein Stück eben nach ſeinem Helden zu benennen, ſondern es ohne Bedenken auch wohl nach dem Chore benannt haben, der an der Handlung doch weit weniger Theil hat und weit epiſodiſcher iſt, als Rodogune; ſo hat z. E. Sophokles eines ſeiner Trauerſpiele die Trachinerinnen genannt, welches man jetziger Zeit ſchwerlich anders als den ſterbenden Herkules nennen würde.“ Dieſe Bemerkung iſt an und für ſich ſehr richtig; die Alten hielten den Titel für ganz unerheblich; ſie glaubten im geringſten nicht, daß er den Inhalt angeben müſſe; genug, wenn dadurch ein Stück von dem andern unterſchieden ward, und hiezu iſt der kleinſte Umſtand hinlänglich. Allein gleichwohl glaube ich ſchwerlich, daß Sophokles das Stück, welches er die Trachinerinnen überſchrieb, würde haben Deianira nennen wollen. Er ſtand nicht an, ihm einen nichtsbedeutenden Titel zu geben, aber ihm einen verführeriſchen Titel zu geben, einen Titel, der unſere Aufmerkſamkeit auf einen falſchen Punct richtet, deſſen möchte er ſich ohne Zweifel mehr bedacht haben. Die Beſorgniß des Corneille ging hiernächſt zu weit; wer die ägyptiſche Cleopatra kennt, weiß auch, daß Syrien nicht Aegypten iſt, weiß, daß mehr Könige und Königinnen einerlei Namen geführt haben; wer aber jene nicht kennt, kann ſie auch mit dieſer nicht verwechſeln. Wenigſtens hätte Corneille in dem Stücke ſelbſt den Namen Cleopatra nicht ſo ſorgfältig vermeiden ſollen; die Deutlichkeit hat in dem erſten Acte darunter gelitten; und der deutſche Ueberſetzer that daher ſehr wohl, daß er ſich über dieſe kleine Bedenklichkeit wegſetzte. Kein Scribent, am wenigſten ein Dichter, muß ſeine Leſer oder Zuhörer ſo gar unwiſſend annehmen; er darf auch gar wohl manchmal denken: was ſie nicht wiſſen, das mögen ſie fragen!

Dreißigſtes Stück.

Den 11. Auguſt 1767.

Cleopatra, in der Geſchichte, ermordet ihren Gemahl, erſchießt den einen von ihren Söhnen und will den andern mit Gift vergeben. Ohne Zweifel folgte ein Verbrechen aus dem andern, und ſie hatten alle im Grunde nur eine und eben dieſelbe Quelle. Wenigſtens läßt es ſich mit Wahrſcheinlichkeit annehmen, daß die einzige Eiferſucht ein wüthendes Eheweib zu einer eben ſo wüthenden Mutter machte. Sich eine zweite Gemahlin an die Seite geſtellt zu ſehen, mit dieſer die Liebe ihres Gatten und die Hoheit ihres Ranges zu theilen, brachte ein empfindliches und ſtolzes Herz leicht zu dem Entſchluſſe, das gar nicht zu beſitzen, was es nicht allein beſitzen konnte. Demetrius muß nicht leben, weil er für Cleopatra nicht allein leben will. Der ſchuldige Gemahl fällt; aber in ihm fällt auch ein Vater, der rächende Söhne hinterläßt. An dieſe hatte die Mutter in der Hitze ihrer Leidenſchaft nicht gedacht oder nur als an *ihre* Söhne gedacht, von deren Ergebenheit ſie verſichert ſey, oder deren kindlicher Eifer doch, wenn er unter Eltern wählen müßte, unfehlbar ſich für den zuerſt beleidigten Theil erklären würde. Sie fand es aber ſo nicht; der Sohn ward König und der König ſah in der Cleopatra nicht die Mutter, ſondern die Königsmörderin. Sie hatte alles von ihm zu fürchten; und von dem Augenblicke an er alles von ihr. Noch kochte die Eiferſucht in ihrem Herzen; noch war der treuloſe Gemahl in ſeinen Söhnen übrig; ſie fing an alles zu haſſen, was ſie erinnern mußte, ihn einmal geliebt zu haben; die Selbſterhaltung ſtärkte dieſen Haß; die Mutter war fertiger als der Sohn, die Beleidigerin fertiger als der Beleidigte; ſie beging den zweiten Mord, um den erſten ungeſtraft begangen zu haben; ſie beging ihn an ihrem Sohne und beruhigte ſich mit der Vorſtellung, daß ſie ihn nur an dem begehe, der ihr eignes Verderben beſchloſſen habe, daß ſie eigentlich nicht morde, daß ſie ihrer Ermordung nur zuvorkomme. Das Schickſal des ältern Sohnes wäre auch das Schickſal des jüngern geworden; aber dieſer war raſcher oder war glücklicher. Er zwingt die Mutter, das Gift zu trinken, das ſie ihm bereitet hat; ein unmenſchliches Verbrechen rächt das andere; und es kömmt bloß auf die Umſtände an, auf welcher Seite wir mehr Verabſcheuung oder mehr Mitleid empfinden ſollen.

Dieſer dreifache Mord würde nur eine Handlung ausmachen, die ihren Anfang, ihr Mittel und ihr Ende in der nämlichen Leidenſchaft der nämlichen Perſon hätte. Was fehlt ihr alſo noch zum Stoffe einer Tragödie? Für das Genie fehlt ihr nichts, für den Stümper alles. Da iſt keine Liebe, da iſt keine Verwicklung, keine Erkennung, kein unerwarteter wunderbarer Zwiſchenfall; alles geht ſeinen natürlichen Gang. Dieſer natürliche Gang reizt das Genie, und den Stümper ſchreckt er ab. Das Genie können nur Begebenheiten beſchäftigen, die in einander gegründet ſind, nur Ketten von Urſachen und Wirkungen. Dieſe auf jene zurück zu führen, jene gegen dieſe abzuwägen, überall das Ungefähr auszuſchließen, alles, was geſchieht, ſo geſchehen zu laſſen, daß es nicht anders geſchehen können: das, das iſt ſeine Sache, wenn es in dem Felde der Geſchichte arbeitet, um die unnützen Schätze des Gedächtniſſes in Nahrungen des Geiſtes zu verwandeln. Der Witz hingegen, als der nicht auf das in einander Gegründete, ſondern nur auf das Aehnliche oder Unähnliche geht, wenn er ſich an Werke wagt, die dem Genie allein vorgeſpart bleiben ſollten, hält ſich bei Begebenheiten auf, die weiter nichts mit einander gemein haben, als daß ſie zugleich geſchehen. Dieſe mit einander zu verbinden, ihre Faden ſo durch einander zu flechten und zu verwirren, daß wir jeden Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere geſtürzt werden: das kann er, der Witz, und nur das. Aus der beſtändigen Durchkreuzung ſolcher Fäden von ganz verſchiedenen Farben entſteht dann eine Contextur, die in der Kunſt eben das iſt, was die Weberei Changeant nennt: ein Stoff, von dem man nich

ſagen kann, ob er blau oder roth, grün oder gelb iſt; der beides iſt, der von dieſer Seite ſo, von der andern anders erſcheint; ein Spielwerk der Mode, ein Gaukelputz für Kinder.

Nun urtheile man, ob der große Corneille ſeinen Stoff mehr als ein Genie oder als ein witziger Kopf bearbeitet habe. Es bedarf zu dieſer Beurtheilung weiter nichts, als die Anwendung eines Satzes, den niemand in Zweifel zieht: das Genie liebt Einfalt, der Witz Verwicklung.

Cleopatra bringt, in der Geſchichte, ihren Gemahl aus Eiferſucht um. Aus Eiferſucht? dachte Corneille: das wäre ja eine ganz gemeine Frau; nein, meine Cleopatra muß eine Heldin ſeyn, die noch wohl ihren Mann gern verloren hätte, aber durchaus nicht den Thron; daß ihr Mann Rodogunen liebt, muß ſie nicht ſo ſehr ſchmerzen, als daß Rodogune Königin ſeyn ſoll, wie ſie; das iſt weit erhabner. —

Ganz recht; weit erhabner und — weit unnatürlicher. Denn einmal iſt der Stolz überhaupt ein unnatürlicheres, ein gekünſtelteres Laſter, als die Eiferſucht. Zweitens iſt der Stolz eines Weibes noch unnatürlicher, als der Stolz eines Mannes. Die Natur rüſtete das weibliche Geſchlecht zur Liebe, nicht zu Gewaltſeligkeiten aus; es ſoll Zärtlichkeit, nicht Furcht erwecken; nur ſeine Reize ſollen es mächtig machen; nur durch Liebkoſungen ſoll es herrſchen, und ſoll nicht mehr beherrſchen wollen, als es genießen kann. Eine Frau, der das Herrſchen bloß des Herrſchens wegen gefällt, bei der alle Neigungen dem Ehrgeize untergeordnet ſind, die keine andere Glückſeligkeit kennt, als zu gebieten, zu tyranniſiren und ihren Fuß ganzen Völkern auf den Nacken zu ſetzen; ſo eine Frau kann wohl einmal, auch mehr als einmal wirklich geweſen ſeyn, aber ſie iſt dem ohngeachtet eine Ausnahme, und wer eine Ausnahme ſchildert, ſchildert ohnſtreitig das minder Natürliche. Die Cleopatra des Corneille, die ſo eine Frau iſt, die, ihren Ehrgeiz, ihren beleidigten Stolz zu befriedigen, ſich alle Verbrechen erlaubt, die mit nichts als mit macchiavelliſchen Maximen um ſich wirft, iſt ein Ungeheuer ihres Geſchlechts, und Medea iſt gegen ihr tugendhaft und liebenswürdig. Denn alle die Grauſamkeiten, welche Medea begeht, begeht ſie aus Eiferſucht. Einer zärtlichen, eiferſüchtigen Frau will ich noch alles vergeben; ſie iſt das, was ſie ſeyn ſoll, nur zu heftig. Aber gegen eine Frau, die aus kaltem Stolze, aus überlegtem Ehrgeize Frevelthaten verübt, empört ſich das ganze Herz; und alle Kunſt des Dichters kann ſie uns nicht intereſſant machen. Wir ſtaunen ſie an, wie wir ein Monſtrum anſtaunen; und wenn wir unſere Neugierde geſättigt haben, ſo danken wir dem Himmel, daß ſich die Natur nur alle tauſend Jahre einmal ſo verirrt, und ärgern uns über den Dichter, der uns dergleichen Mißgeſchöpfe für Menſchen verkaufen will, deren Kenntniß uns erſprießlich ſeyn könnte. Man gehe die ganze Geſchichte durch; unter funfzig Frauen, die ihre Männer vom Thron geſtürzt und ermordet haben, iſt kaum eine, von der man nicht beweiſen könnte, daß nur beleidigte Liebe ſie zu dieſem Schritte bewogen. Aus bloßem Regierungsneide, aus bloßem Stolze das Scepter ſelbſt zu führen, welches ein liebreicher Ehemann führte, hat ſich ſchwerlich eine ſo weit vergangen. Viele, nachdem ſie als beleidigte Gattinnen die Regierung an ſich geriſſen, haben dieſe Regierung hernach mit allem männlichen Stolze verwaltet, das iſt wahr. Sie hatten bei ihren kalten, mürriſchen, treuloſen Gatten alles, was die Unterwürfigkeit kränkendes hat, zu ſehr erfahren, als daß ihnen nachher ihre mit der äußerſten Gefahr erlangte Unabhängigkeit nicht um ſo viel ſchätzbarer hätte ſeyn ſollen. Aber ſicherlich hat keine das bei ſich gedacht und empfunden, was Corneille ſeine Cleopatra ſelbſt von ſich ſagen läßt; die unſinnigſten Bravaden des Laſters. Der größte Böſewicht weiß ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, ſucht ſich ſelbſt zu überreden, daß das Laſter, welches er begeht, kein ſo großes Laſter ſey, oder daß ihn die unvermeidliche Nothwendigkeit es zu begehen zwinge. Es iſt wider alle Natur, daß er ſich des Laſters als Laſters rühmt; und der Dichter iſt äußerſt zu tadeln, der, aus Begierde, etwas Glänzendes und Starkes zu ſagen, uns das menſchliche Herz ſo verkennen läßt, als ob ſeine Grundneigungen auf das Böſe, als auf das Böſe, gehen könnten.

Dergleichen mißgeſchilderte Charaktere, dergleichen ſchaudernde Tiraden ſind indeß bei keinem Dichter häufiger, als bei Corneillen, und es könnte leicht ſeyn, daß ſich zum Theil ſein Beiname des Großen mit darauf gründe. Es iſt wahr, alles athmet bei ihm Heroismus; aber auch das, was keines fähig ſeyn ſollte und wirklich auch keines fähig iſt: das Laſter. Den Ungeheuern, den Gigantiſchen hätte man ihn nennen ſollen, aber nicht den Großen. Denn nichts iſt groß, was nicht wahr iſt.

Einunddreißigſtes Stück.

Den 14. Auguſt 1767.

In der Geſchichte rächt ſich Cleopatra bloß an ihrem Gemahl; an Rodogunen konnte oder wollte ſie ſich nicht rächen. Bei dem Dichter iſt jene Rache längſt vorbei; die Ermordung des Demetrius wird bloß erzählt, und alle Handlung des Stücks geht auf Rodogunen. Corneille will ſeine Cleopatra nicht auf halbem Wege ſtehen laſſen; ſie muß ſich noch gar nicht gerächt zu haben glauben, wenn ſie ſich nicht auch an Rodogunen rächt. Einer Eiferſüchtigen iſt es allerdings natürlich, daß ſie gegen ihre Nebenbuhlerin noch unverſöhnlicher iſt, als gegen ihren treuloſen Gemahl. Aber die Cleopatra des Corneille, wie geſagt, iſt wenig oder gar nicht eiferſüchtig; ſie iſt bloß ehrgeizig, und die Rache einer Ehrgeizigen ſollte nie der Rache einer Eiferſüchtigen ähnlich ſeyn. Beide Leidenſchaften ſind zu ſehr unterſchieden, als daß ihre Wirkungen die nämlichen

ſeyn könnten. Der Ehrgeiz iſt nie ohne eine Art von Edelmuth, und die Rache ſtreitet mit dem Edelmuthe zu ſehr, als daß die Rache des Ehrgeizigen ohne Maaß und Ziel ſeyn ſollte. So lange er ſeinen Zweck verfolgt, kennt ſie keine Gränzen; aber kaum hat er dieſen erreicht, kaum iſt ſeine Leidenſchaft befriedigt, als auch ſeine Rache kälter und überlegender zu werden anfängt. Er proportionirt ſie nicht ſowohl nach dem erlittenen Nachtheile, als vielmehr nach dem noch zu beſorgenden. Wer ihm nicht weiter ſchaden kann, von dem vergißt er es auch wohl, daß er ihm geſchadet hat. Wen er nicht zu fürchten hat, den verachtet er, und wen er verachtet, der iſt weit unter ſeiner Rache. Die Eiferſucht hingegen iſt eine Art von Neid, und Neid iſt ein kleines kriechendes Laſter, das keine andere Befriedigung kennt, als das gänzliche Verderben ſeines Gegenſtandes. Sie tobt in einem Feuer fort; nichts kann ſie verſöhnen; da die Beleidigung, die ſie erweckt hat, nie aufhört, die nämliche Beleidigung zu ſeyn, und immer wächst, je länger ſie dauert: ſo kann auch ihr Durſt nach Rache nie erlöſchen, die ſie ſpät oder früh immer mit gleichem Grimme vollziehen wird. Gerade ſo iſt die Rache der Cleopatra beim Corneille; und die Mißhelligkeit, in der dieſe Rache alſo mit ihrem Charakter ſteht, kann nicht anders als äußerſt beleidigend ſeyn. Ihre ſtolzen Geſinnungen, ihr unbändiger Trieb nach Ehre und Unabhängigkeit laſſen ſie uns als eine große, erhabene Seele betrachten, die alle unſere Bewunderung verdient. Aber ihr tückiſcher Groll, ihre hämiſche Rachſucht gegen eine Perſon, von der ihr weiter nichts zu befürchten ſteht, die ſie in ihrer Gewalt hat, der ſie, bei dem geringſten Funken von Edelmuth, vergeben müßte; ihr Leichtſinn, mit dem ſie nicht allein ſelbſt Verbrechen begeht, mit dem ſie auch andern die unſinnigſten ſo plump und geradehin zumuthet, machen ſie uns wiederum ſo klein, daß wir ſie nicht genug verachten zu können glauben. Endlich muß dieſe Verachtung nothwendig jene Bewunderung aufzehren, und es bleibt in der ganzen Cleopatra nichts übrig, als ein häßliches, abſcheuliches Weib, das immer ſprudelt und raſet und die erſte Stelle im Tollhauſe verdient.

Aber nicht genug, daß Cleopatra ſich an Rodogunen rächt: der Dichter will, daß ſie es auf eine ganz ausnehmende Weiſe thun ſoll. Wie fängt er dieſes an? Wenn Cleopatra ſelbſt Rodogunen aus dem Wege ſchafft, ſo iſt das Ding viel zu natürlich: denn was iſt natürlicher, als ſeine Feindin hinzurichten? Ginge es nicht an, daß zugleich eine Liebhaberin in ihr hingerichtet würde? Und daß ſie von ihrem Liebhaber hingerichtet würde? Warum nicht? Laßt uns erdichten, daß Rodogune mit dem Demetrius noch nicht völlig vermählt geweſen; laßt uns erdichten, daß nach ſeinem Tode ſich die beiden Söhne in die Braut des Vaters verliebt haben; laßt uns erdichten, daß die beiden Söhne Zwillinge ſind, daß dem älteſten der Thron gehört, daß die Mutter es aber beſtändig verborgen gehalten, welcher von ihnen der älteſte ſey; laßt uns erdichten, daß ſich endlich die Mutter entſchloſſen, dieſes Geheimniß zu entdecken oder vielmehr nicht zu entdecken, ſondern an deſſen Statt denjenigen für den älteſten zu erklären, und ihn dadurch auf den Thron zu ſetzen, welcher eine gewiſſe Bedingung eingehen wolle; laßt uns erdichten, daß dieſe Bedingung der Tod der Rodogune ſey. Nun hätten wir ja, was wir haben wollten: beide Prinzen ſind in Rodogunen ſterblich verliebt; wer von beiden ſeine Geliebte umbringen will, der ſoll regieren.

Schön; aber könnten wir den Handel nicht noch mehr verwickeln? Könnten wir die guten Prinzen nicht noch in größere Verlegenheit ſetzen? Wir wollen verſuchen. Laſt uns alſo weiter erdichten, daß Rodogune den Anſchlag der Cleopatra erfährt; laßt uns weiter erdichten, daß ſie zwar einen von den Prinzen vorzüglich liebt, aber es ihm nicht bekannt hat, auch ſonſt keinem Menſchen es bekannt hat, noch bekennen will; daß ſie feſt entſchloſſen iſt, unter den Prinzen weder dieſen geliebtern, noch den, welchem der Thron heimfallen dürfte, zu ihrem Gemahl zu wählen; daß ſie allein den wählen wolle, welcher ſich ihr am würdigſten erzeigen werde: Rodogune muß gerächt ſeyn wollen, muß an der Mutter der Prinzen gerächt ſeyn wollen; Rodogune muß ihnen erklären: wer mich von euch haben will, der ermorde ſeine Mutter!

Bravo! Das nenne ich doch noch eine Intrigue! Dieſe Prinzen ſind gut angekommen! Die ſollen zu thun haben, wenn ſie ſich herauswickeln wollen! Die Mutter ſagt zu ihnen: wer von euch regieren will, der ermorde ſeine Geliebte! Und die Geliebte ſagt: wer mich haben will, ermorde ſeine Mutter! Es verſteht ſich, daß es ſehr tugendhafte Prinzen ſeyn müſſen, die einander von Grund der Seele lieben, die viel Reſpect für den Teufel von Mama und eben ſo viel Zärtlichkeit für eine liebäugelnde Furie von Gebieterin haben. Denn wenn ſie nicht beide ſehr tugendhaft ſind, ſo iſt die Verwicklung ſo arg nicht, als es ſcheint; oder ſie iſt zu arg, daß es gar nicht möglich iſt, ſie wieder aufzuwickeln. Der eine geht hin und ſchlägt die Prinzeſſin todt, um den Thron zu haben: damit iſt es aus. Oder der andere geht hin und ſchlägt die Mutter todt, um die Prinzeſſin zu haben: damit iſt es wieder aus. Oder ſie gehen beide hin und ſchlagen die Geliebte todt, und wollen beide den Thron haben: ſo kann es gar nicht aus werden. Oder ſie ſchlagen beide die Mutter todt, und wollen beide das Mädchen haben: und ſo kann es wiederum nicht aus werden. Aber wenn ſie beide fein tugendhaft ſind, ſo will keiner weder die eine noch die andere todt ſchlagen; ſo ſtehen ſie beide hübſch und ſperren das Maul auf, und wiſſen nicht, was ſie thun ſollen; und das iſt eben die Schönheit davon. Freilich wird das Stück dadurch ein ſehr ſonderbares Anſehen bekommen, daß die Weiber darin ärger als raſende Männer, und die Männer weibiſcher als die armſeligſten Weiber handeln; aber was

ſchadet das? Vielmehr iſt dieſes ein Vorzug des Stücks mehr; denn das Gegentheil iſt ſo gewöhnlich, ſo abgedroſchen! —

Doch im Ernſte: ich weiß nicht, ob es viel Mühe koſtet, dergleichen Erdichtungen zu machen; ich habe es nie verſucht, ich möchte es auch ſchwerlich jemals verſuchen. Aber das weiß ich, daß es einem ſehr ſauer wird, dergleichen Erdichtungen zu verdauen.

Nicht zwar, weil es bloße Erdichtungen ſind; weil nicht die mindeſte Spur in der Geſchichte davon zu finden. Dieſe Bedenklichkeit hätte ſich Corneille immer erſparen können. „Vielleicht, ſagt er, dürfte man zweifeln, ob ſich die Freiheit der Poeſie ſo weit erſtreckt, daß ſie unter bekannten Namen eine ganze Geſchichte erdenken darf: ſo wie ich es hier gemacht habe, wo nach der Erzählung im erſten Acte, welche die Grundlage des folgenden iſt, bis zu den Wirkungen im fünften, nicht das geringſte vorkömmt, welches einigen hiſtoriſchen Grund hätte. Doch, fährt er fort, mich dünkt, wenn wir nur das Reſultat einer Geſchichte beibehalten, ſo ſind alle vorläufige Umſtände, alle Einleitungen zu dieſem Reſultate in unſerer Gewalt. Wenigſtens wüßte ich mich keiner Regel dawider zu erinnern, und die Ausübung der Alten iſt völlig auf meiner Seite. Denn man vergleiche nur einmal die Elektra des Sophokles mit der Elektra des Euripides, und ſehe, ob ſie mehr mit einander gemein haben, als das bloße Reſultat, die letzten Wirkungen in den Begegniſſen ihrer Heldin, zu welchen jeder auf einem beſondern Wege durch ihm eigenthümliche Mittel gelangt, ſo daß wenigſtens eine davon nothwendig ganz und gar die Erfindung ihres Verfaſſers ſeyn muß. Oder man werfe nur die Augen auf die Iphigenia in Taurika, die uns Ariſtoteles zum Muſter einer vollkommenen Tragödie giebt, und die doch ſehr darnach ausſieht, daß ſie weiter nichts als eine Erdichtung iſt, indem ſie ſich bloß auf das Vorgeben gründet, daß Diana die Iphigenia in einer Wolke von dem Altare, auf welchem ſie geopfert werden ſollte, entrückt, und ein Reh an ihrer Stelle untergeſchoben habe. Vornehmlich aber verdient die Helena des Euripides bemerkt zu werden, wo ſowohl die Haupthandlung als die Epiſoden, ſowohl der Knoten als die Auflöſung gänzlich erdichtet ſind und aus der Hiſtorie nichts als die Namen haben.“

Allerdings durfte Corneille mit den hiſtoriſchen Umſtänden nach Gutdünken verfahren. Er durfte z. E. Rodogunen ſo jung annehmen, als er wollte; und Voltaire hat ſehr Unrecht, wenn er auch hier wiederum aus der Geſchichte nachrechnet, daß Rodogune ſo jung nicht könne geweſen ſeyn; ſie habe den Demetrius geheirathet, als die beiden Prinzen, die jetzt doch wenigſtens zwanzig Jahre haben müßten, noch in ihrer Kindheit geweſen wären. Was geht das den Dichter an? Seine Rodogune hat den Demetrius gar nicht geheirathet; ſie war ſehr jung, als ſie der Vater heirathen wollte, und nicht viel älter, als ſich die Söhne in ſie verliebten. Voltaire iſt mit ſeiner hiſtoriſchen Controle ganz unleidlich. Wenn er doch lieber die Data in ſeiner allgemeinen Weltgeſchichte dafür verificiren wollte!

Zweiunddreißigſtes Stück.

Den 18. Auguſt 1767.

Mit den Beiſpielen der Alten hätte Corneille noch weiter zurück gehen können. Viele ſtellen ſich vor, daß die Tragödie in Griechenland wirklich zur Erneuerung des Andenkens großer und ſonderbarer Begebenheiten erfunden worden; daß ihre erſte Beſtimmung alſo geweſen, genau in die Fußſtapfen der Geſchichte zu treten und weder zur Rechten noch zur Linken auszuweichen. Aber ſie irren ſich. Denn ſchon Theſpis ließ ſich um die hiſtoriſche Richtigkeit ganz unbekümmert.[1] Es iſt wahr, er zog ſich darüber einen harten Verweis von dem Solon zu. Doch ohne zu ſagen, daß Solon ſich beſſer auf die Geſetze des Staats als der Dichtkunſt verſtanden, ſo läßt ſich, den Folgerungen, die man aus ſeiner Mißbilligung ziehen könnte, auf eine andere Art ausweichen. Die Kunſt bediente ſich unter dem Theſpis ſchon aller Vorrechte, als ſie ſich von Seiten des Nutzens, ihrer noch nicht würdig erzeigen konnte. Theſpis erſann, erdichtete, ließ die bekannteſten Perſonen ſagen und thun, was er wollte; aber er wußte ſeine Erdichtungen vielleicht weder wahrſcheinlich, noch lehrreich zu machen. Solon bemerkte in ihnen alſo nur das Unwahre, ohne die geringſte Vermuthung von dem Nützlichen zu haben. Er eiferte wider ein Gift, welches, ohne ſein Gegengift mit ſich zu führen, leicht von übeln Folgen ſeyn könnte.

Ich fürchte ſehr, Solon dürfte auch die Erdichtungen des großen Corneille nichts als leidige Lügen genannt haben. Denn wozu alle dieſe Erdichtungen? Machen ſie in der Geſchichte, die er damit überladet, das geringſte wahrſcheinlicher? Sie ſind nicht einmal für ſich ſelbſt wahrſcheinlich. Corneille prahlte damit, als mit ſehr wunderbaren Anſtrengungen der Erdichtungskraft; und er hätte doch wohl wiſſen ſollen, daß nicht das bloße Erdichten, ſondern das zweckmäßige Erdichten einen ſchöpferiſchen Geiſt beweiſe.

Der Poet findet in der Geſchichte eine Frau, die Mann und Söhne mordet; eine ſolche That kann Schrecken und Mitleid erwecken, und er nimmt ſich vor, ſie in einer Tragödie zu behandeln. Aber die Geſchichte ſagt ihm weiter nichts als das bloße Factum, und dieſes iſt eben ſo gräßlich als außerordentlich. Es giebt höchſtens drei Scenen, und da es von allen nähern Umſtänden entblößt iſt, drei unwahrſcheinliche Scenen. — Was thut alſo der Poet?

So wie er dieſen Namen mehr oder weniger verdient, wird ihm entweder die Unwahrſcheinlichkeit oder die magere Kürze der größere Mangel ſeines Stückes ſcheinen.

[1] Diogenes Laertius Libr. I. §. 59.

Iſt er in dem erſtern Falle, ſo wird er vor allen Dingen bedacht ſeyn, eine Reihe von Urſachen und Wirkungen zu erfinden, nach welcher jene unwahrſcheinliche Verbrechen nicht wohl anders, als geſchehen müſſen. Unzufrieden, ihre Möglichkeit bloß auf die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit zu gründen, wird er ſuchen, die Charaktere ſeiner Perſonen ſo anzulegen; wird er ſuchen, die Vorfälle, welche dieſe Charaktere in Handlung ſetzen, ſo nothwendig einen aus dem andern entſpringen zu laſſen; wird er ſuchen, die Leidenſchaften nach eines jeden Charakter ſo genau abzumeſſen; wird er ſuchen, dieſe Leidenſchaften durch ſo allmähliche Stufen durchzuführen: daß wir überall nichts als den natürlichſten ordentlichſten Verlauf wahrnehmen; daß wir bei jedem Schritte, den er ſeine Perſonen thun läßt, bekennen müſſen, wir würden ihn, in dem nämlichen Grade der Leidenſchaft, bei der nämlichen Lage der Sachen, ſelbſt gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet, als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unſere Vorſtellungen zurückbeben, und an dem wir uns endlich, voll des innigſten Mitleids gegen die, welche ein ſo fataler Strom dahin reißt und voll Schrecken über das Bewußtſeyn befinden, auch uns könne ein ähnlicher Strom dahin reißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Geblüte noch ſo weit von uns entfernt zu ſeyn glauben. — Und ſchlägt der Dichter dieſen Weg ein, ſagt ihm ſein Genie, daß er darauf nicht ſchimpflich ermatten werde, ſo iſt mit eins auch jene magere Kürze ſeiner Fabel verſchwunden; es bekümmert ihn nun nicht mehr, wie er mit ſo wenigen Vorfällen fünf Acte füllen wolle; ihm iſt nur bange, daß fünf Acte alle den Stoff nicht faſſen werden, der ſich unter ſeiner Bearbeitung aus ſich ſelbſt immer mehr und mehr vergrößert, wenn er einmal der verborgenen Organiſation deſſelben auf die Spur gekommen und ſie zu entwickeln verſteht.

Hingegen dem Dichter, der dieſen Namen weniger verdient, der weiter nichts als ein witziger Kopf, als ein guter Verſificateur iſt, dem, ſage ich, wird die Unwahrſcheinlichkeit ſeines Vorwurfs ſo wenig anſtößig ſeyn, daß er vielmehr eben hierin das Wunderbare deſſelben zu finden vermeint, welches er auf keine Weiſe vermindern dürfe, wenn er ſich nicht ſelbſt des ſicherſten Mittels berauben wolle, Schrecken und Mitleid zu erregen. Denn er weiß ſo wenig, worin eigentlich dieſes Schrecken und dieſes Mitleid beſteht, daß er, um jenes hervor zu bringen, nicht ſonderbare, unerwartete, unglaubliche, ungeheure Dinge genug häufen zu können glaubt, und um dieſes zu erwecken, nur immer ſeine Zuflucht zu den außerordentlichſten, gräßlichſten Unglücksfällen und Frevelthaten nehmen zu müſſen vermeint. Kaum hat er alſo in der Geſchichte eine Cleopatra, eine Mörderin ihres Gemahls und ihrer Söhne, aufgejagt, ſo ſieht er, um eine Tragödie daraus zu machen, weiter nichts dabei zu thun, als die Lücken zwiſchen beiden Verbrechen auszufüllen und ſie mit Dingen auszufüllen, die wenigſtens eben ſo befremdend ſind, als dieſe Verbrechen ſelbſt. Alles dieſes, ſeine Erfindungen und die hiſtoriſchen Materialien, knetet er dann in einen fein langen, fein ſchwer zu faſſenden Roman zuſammen; und wenn er es ſo gut zuſammen geknetet hat, als ſich nur immer Heckſel und Mehl zuſammen kneten laſſen: ſo bringt er ſeinen Teig auf das Drahtgerippe von Acten uud Scenen, läßt erzählen und erzählen, läßt raſen und reimen, — und in vier, ſechs Wochen, nachdem ihm das Reimen leichter oder ſaurer ankommt, iſt das Wunder fertig; es heißt ein Trauerſpiel, — wird gedruckt und aufgeführt, — geleſen und angeſehen, — bewundert oder ausgepfiffen, — beibehalten oder vergeſſen, — ſo wie es das liebe Glück will. Denn et habent sua fata libelli.

Darf ich es wagen, die Anwendung hiervon auf den großen Corneille zu machen? Oder brauche ich ſie noch lange zu machen? — Nach dem geheimnißvollen Schickſale, welches die Schriften ſo gut als die Menſchen haben, iſt ſeine Rodogune nun länger als hundert Jahre, als das größte Meiſterſtück des größten tragiſchen Dichters, von ganz Frankreich, und gelegentlich mit von ganz Europa bewundert worden. Kann eine hundertjährige Bewunderung wohl ohne Grund ſeyn? Wo haben die Menſchen ſo lange ihre Augen, ihre Empfindung gehabt? War es von 1644 bis 1767 allein dem hamburgiſchen Dramaturgiſten aufbehalten, Flecken in der Sonne zu ſehen und ein Geſtirn auf ein Meteor herabzuſetzen?

O nein! Schon im vorigen Jahrhunderte ſaß einmal ein ehrlicher Hurone in der Baſtille zu Paris; dem ward die Zeit lang, ob er ſchon in Paris war; und vor langer Weile ſtudirte er die franzöſiſchen Poeten; dieſem Huronen wollte die Rodogune gar nicht gefallen. Hernach lebte, zu Anfang des jetzigen Jahrhunderts, irgendwo in Italien ein Pedant, der hatte den Kopf von den Trauerſpielen der Griechen und ſeiner Landsleute des ſechzehnten Seculi voll und der fand an der Rodogune gleichfalls vieles auszuſetzen. Endlich kam vor einigen Jahren ſogar auch ein Franzoſe, ſonſt ein gewaltiger Verehrer des Corneilleſchen Namens (denn, weil er reich war und ein ſehr gutes Herz hatte, ſo nahm er ſich einer armen verlaßnen Enkelin dieſes großen Dichters an, ließ ſie unter ſeinen Augen erziehen, lehrte ſie hübſche Verſe machen, ſammelte Almoſen für ſie, ſchrieb zu ihrer Ausſteuer einen großen einträglichen Commentar über die Werke ihres Großvaters u. ſ. w.), aber gleichwohl erklärte er die Rodogune für ein ſehr ungereimtes Gedicht, und wollte ſich des Todes verwundern, wie ein ſo großer Mann, als der große Corneille, ſolch widerſinniges Zeug habe ſchreiben können. — Bei einem von dieſen iſt der Dramaturgiſt ohnſtreitig in die Schule gegangen, und aller Wahrſcheinlichkeit nach bei dem letztern; denn es iſt doch gemeiniglich ein Franzoſe, der den Ausländern über die Fehler eines Franzoſen die Augen eröffnet. Dieſem ganz gewiß betet er nach; — oder iſt es nicht

dieſem, wenigſtens dem Welſchen, — wo nicht gar dem Huronen. Von einem muß er es doch haben. Denn daß ein Deutſcher ſelbſt dächte, von ſelbſt die Kühnheit hätte, an der Vortrefflichkeit eines Franzoſen zu zweifeln, wer kann ſich das einbilden?

Ich rede von dieſen meinen Vorgängern mehr bei der nächſten Wiederholung der Rodogune. Meine Leſer wünſchen aus der Stelle zu kommen, und ich mit ihnen. Jetzt nur noch ein Wort von der Ueberſetzung, nach welcher dieſes Stück aufgeführt worden. Es war nicht die alte Wolfenbüttelſche von Breſſand, ſondern eine ganz neue, hier verfertigte, die noch ungedruckt liegt, in gereimten Alexandrinern. Sie darf ſich gegen die beſte von dieſer Art nicht ſchämen und iſt voller ſtarken, glücklichen Stellen. Der Verfaſſer aber, weiß ich, hat zu viel Einſicht und Geſchmack, als daß er ſich einer ſo undankbaren Arbeit noch einmal unterziehen wollte. Corneillen gut zu überſetzen, muß man beſſere Verſe machen können als er ſelbſt.

Dreinunddreißigſtes Stück.

Den 21. Auguſt 1767.

Den ſechsunddreißigſten Abend (Freitags, den 3. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn Favart, Soliman der Zweite, ebenfalls in Gegenwart Sr. Königl. Majeſtät von Dänemark, aufgeführt.

Ich mag nicht unterſuchen, wie weit es die Geſchichte beſtätigt, daß Soliman der Zweite ſich in eine europäiſche Sklavin verliebt habe, die ihn ſo zu feſſeln, ſo nach ihrem Willen zu lenken gewußt, daß er, wider alle Gewohnheit ſeines Reichs, ſich förmlich mit ihr verbinden und ſie zur Kaiſerin erklären müſſen. Genug, daß Marmontel hierauf eine von ſeinen moraliſchen Erzählungen gegründet, in der er aber jene Sklavin, die eine Italienerin ſoll geweſen ſeyn, zu einer Franzöſin macht; ohne Zweifel, weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne als eine franzöſiſche einen ſo ſeltnen Sieg über einen Großtürken erhalten können.

Ich weiß nicht, was ich eigentlich zu der Erzählung des Marmontel ſagen ſoll; nicht, daß ſie nicht mit vielem Witze angelegt, mit allen den feinen Kenntniſſen der großen Welt, ihrer Eitelkeit und ihres Lächerlichen ausgeführt und mit der Eleganz und Anmuth geſchrieben wäre, welche dieſem Verfaſſer ſo eigen ſind; von dieſer Seite iſt ſie vortrefflich, allerliebſt. Aber es ſoll eine moraliſche Erzählung ſeyn, und ich kann nur nicht finden, wo ihr das Moraliſche ſitzt. Allerdings iſt ſie nicht ſo ſchlüpfrig, ſo anſtößig, als eine Erzählung des La Fontaine oder Grecourt: aber iſt ſie darum moraliſch, weil ſie nicht ganz unmoraliſch iſt?

Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnt, dem ſie der alltägliche und durch nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und eckel gemacht hat, der ſeine ſchlaffen Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende; der Lecker hat ſich mit zu viel Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr ſchmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebliche Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen und vergeſſen. Endlich erſcheint ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei, wie mit der Thüre ins Haus: Graces au ciel, voici une figure humaine! — (Eine Schmeichelei, die nicht bloß dieſer Sultan, auch mancher deutſcher Fürſt dann und wann etwas feiner, dann und wann aber auch wohl noch plumper zu hören bekommen, und mit der unter zehn neune, ſo gut wie der Sultan, vorlieb genommen, ohne die Beſchimpfung, die ſie wirklich enthält, zu fühlen.) Und ſo wie dieſes Eingangscompliment, ſo das Uebrige — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François — En vérité ces Turcs sont plaisans — Je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, wenn er anders mit ihr eben ſo glücklich ſeyn will, als ſchon der und jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennt, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnte ſich wohl der Mühe!

Marmontel fängt ſeine Erzählung mit der Betrachtung an, daß große Staatsveränderungen oft durch ſehr geringfügige Kleinigkeiten veranlaßt worden, und läßt den Sultan mit der heimlichen Frage an ſich ſelbſt ſchließen: wie iſt es möglich, daß eine kleine aufgeſtülpte Naſe die Geſetze eines Reiches umſtoßen können? Man ſollte alſo faſt glauben, daß er bloß dieſe Bemerkung, dieſes anſcheinende Mißverhältniß zwiſchen Urſache und Wirkung durch ein Exempel erläutern wollen. Doch dieſe Lehre wäre unſtreitig zu allgemein, und er entdeckt uns in der Vorrede ſelbſt, daß

er eine ganz andere und weit ſpeciellere dabei zur Abſicht gehabt. „Ich nahm mir vor, ſagt er, die Thorheit derjenigen zu zeigen, welche ein Frauenzimmer durch Anſehen und Gewalt zur Gefälligkeit bringen wollen; ich wählte alſo zum Beiſpiele einen Sultan und eine Sklavin, als die zwei Extreme der Herrſchaft und Abhängigkeit.“ Allein Marmontel muß ſicherlich auch dieſen ſeinen Vorſatz während der Ausarbeitung vergeſſen haben; faſt nichts zielt dahin ab; man ſieht nicht den geringſten Verſuch einiger Gewaltſamkeit von Seiten des Sultans; er iſt gleich bei den erſten Inſolenzen, die ihm die galante Franzöſin ſagt, der zurückhaltendſte, nachgebendſte, gefälligſte, folgſamſte, unterthänigſte Mann, la meilleure pâte de mari, als kaum in Frankreich zu finden ſeyn würde. Alſo nur gerade heraus: entweder es liegt gar keine Moral in der Erzählung des Marmontel, oder es iſt die, auf welche ich oben bei dem Charakter des Sultans gewieſen: der Käfer, wenn er alle Blumen durchſchwärmt hat, bleibt endlich auf dem Miſte liegen.

Doch Moral oder keine Moral; dem dramatiſchen Dichter iſt es gleichviel, ob ſich aus ſeiner Fabel eine allgemeine Wahrheit folgern läßt oder nicht; und alſo war die Erzählung des Marmontel darum nichts mehr und nichts weniger geſchickt, auf das Theater gebracht zu werden. Das that Favart und ſehr glücklich. Ich rathe allen, die unter uns das Theater aus ähnlichen Erzählungen bereichern wollen, die Favartſche Ausführung mit dem Marmontelſchen Urſtoffe zuſammen zu halten. Wenn ſie die Gabe zu abſtrahiren haben, ſo werden ihnen die geringſten Veränderungen, die dieſer gelitten und zum Theil leiden müſſen, lehrreich ſeyn, und ihre Empfindung wird ſie auf manchen Handgriff leiten, der ihrer bloßen Speculation wohl unentdeckt geblieben wäre, den noch kein Kritikus zur Regel generaliſirt hat, ob er es ſchon verdiente, und der öfters mehr Wahrheit, mehr Leben in ihr Stück bringen wird, als alle die mechaniſchen Geſetze, mit denen ſich kahle Kunſtrichter herumſchlagen, und deren Beobachtung ſie lieber, dem Genie zum Trotze, zur einzigen Quelle der Vollkommenheit eines Drama machen möchten.

Ich will nur bei einer von dieſen Veränderungen ſtehen bleiben. Aber ich muß vorher das Urtheil anführen, welches Franzoſen ſelbſt über das Stück gefällt haben.[1] Anfangs äußern ſie ihre Zweifel gegen die Grundlage des Marmontels. „Soliman der Zweite, ſagen ſie, war einer von den größten Fürſten ſeines Jahrhunderts; die Türken haben keinen Kaiſer, deſſen Andenken ihnen theurer wäre als dieſes Solimans; ſeine Siege, ſeine Talente und Tugenden machten ihn ſelbſt bei den Feinden verehrungswürdig, über die er ſiegte; aber welche kleine, jämmerliche Rolle läßt ihn Marmontel ſpielen? Roxelane war, nach der Geſchichte, eine verſchlagene ehrgeizige Frau, die, ihren Stolz zu befriedigen, der kühnſten, ſchwärzeſten Streiche fähig war, die den Sultan durch ihre Ränke und falſche Zärtlichkeit ſo weit zu bringen wußte, daß er wider ſein eigenes Blut wüthete, daß er ſeinen Ruhm durch die Hinrichtung eines unſchuldigen Sohnes befleckte; und dieſe Roxelane iſt bei dem Marmontel eine kleine närriſche Coquette, wie nur immer eine in Paris herumflattert, den Kopf voller Wind, doch das Herz mehr gut als böſe. Sind dergleichen Verkleidungen, fragen ſie, wohl erlaubt? Darf ein Poet oder ein Erzähler, wenn man ihm auch noch ſo viel Freiheit verſtattet, dieſe Freiheit wohl bis auf die allerbekannteſten Charaktere erſtrecken? Wenn er Facta nach ſeinem Gutdünken verändern darf, darf er auch eine Lucretia verbuhlt, und einen Sokrates galant ſchildern?“

Das heißt einem mit aller Beſcheidenheit zu Leibe gehen. Ich möchte die Rechtfertigung des Hrn. Marmontel nicht übernehmen; ich habe mich vielmehr ſchon dahin geäußert, daß die Charaktere dem Dichter weit heiliger ſeyn müſſen, als die Facta. Einmal, weil, wenn jene genau beobachtet werden, dieſe, in ſo fern ſie eine Folge von jenen ſind, von ſelbſt nicht viel anders ausfallen können; da hingegen einerlei Factum ſich aus ganz verſchiednen Charakteren herleiten läßt. Zweitens, weil das Lehrreiche nicht in den bloßen Factis, ſondern in der Erkenntniß beſteht, daß dieſe Charaktere unter dieſen Umſtänden ſolche Facta hervorzubringen pflegen und hervorbringen müſſen. Gleichwohl hat es Marmontel gerade umgekehrt. Daß es einmal in dem Serraglio eine europäiſche Sklavin gegeben, die ſich zur geſetzmäßigen Gemahlin des Kaiſers zu machen gewußt; das iſt das Factum. Die Charaktere dieſer Sklavin und dieſes Kaiſers beſtimmen die Art und Weiſe, wie dieſes Factum wirklich geworden; und da es durch mehr als eine Art von Charakteren wirklich werden können, ſo ſteht es freilich bei dem Dichter, als Dichter, welche von dieſen Arten er wählen will; ob die, welche die Hiſtorie beſtätigt, oder eine andere, ſo wie der moraliſchen Abſicht, die er mit ſeiner Erzählung verbindet, das eine oder das andere gemäßer iſt. Nur ſollte er ſich, im Fall, daß er andere Charaktere, als die hiſtoriſchen, oder wohl gar dieſen völlig entgegen geſetzte wählt, auch der hiſtoriſchen Namen enthalten, und lieber ganz unbekannten Perſonen das bekannte Factum beilegen, als bekannten Perſonen nicht zukommende Charaktere andichten. Jenes vermehrt unſere Kenntniß, oder ſcheint ſie wenigſtens zu vermehren, und iſt dadurch angenehm. Dieſes widerſpricht der Kenntniß, die wir bereits haben, und iſt dadurch unangenehm. Die Facta betrachten wir als etwas zufälliges, als etwas, das mehrern Perſonen gemein ſeyn kann; die Charaktere hingegen als etwas weſentliches und eigenthümliches. Mit jenen laſſen wir den Dichter umſpringen, wie er will, ſo lange er ſie nur nicht mit den Charakteren in Widerſpruch ſetzt; dieſe hingegen darf er wohl ins Licht ſtellen, aber nicht verändern; die geringſte Veränderung ſcheint uns die Individualität aufzuheben und andere Perſonen unterzuſchieben,

[1] Journal Encyclop. Janvier 1762.

betrügeriſche Perſonen, die fremde Namen uſurpiren und ſich für etwas ausgeben, was ſie nicht ſind.

Vierunddreißigſtes Stück.

Den 25. Auguſt 1767.

Aber dennoch dünkt es mich immer ein weit verzeihlicherer Fehler, ſeinen Perſonen nicht die Charaktere zu geben, die ihnen die Geſchichte giebt, als in dieſen freiwillig gewählten Charakteren ſelbſt, es ſey von Seiten der innern Wahrſcheinlichkeit oder von Seiten des Unterrichtenden, zu verſtoßen. Denn jener Fehler kann vollkommen mit dem Genie beſtehen, nicht aber dieſer. Dem Genie iſt es vergönnt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß; nicht der erworbene Vorrath ſeines Gedächtniſſes, ſondern das, was es aus ſich ſelbſt, aus ſeinem eigenen Gefühl hervorzubringen vermag, macht ſeinen Reichthum aus; [1] was es gehört oder geleſen, hat es entweder wieder vergeſſen oder mag es weiter nicht wiſſen, als in ſo fern es in ſeinen Kram taugt; es verſtößt alſo bald aus Sicherheit, bald aus Stolz, bald mit, bald ohne Vorſatz, ſo oft, ſo gröblich, daß wir andern guten Leute uns nicht genug darüber verwundern können; wir ſtehen und ſtaunen und ſchlagen die Hände zuſammen und rufen: „Aber, wie hat ein ſo großer Mann nicht wiſſen können! — wie iſt es möglich, daß ihm nicht beifiel! — überlegte er denn nicht?“ O, laßt uns ja ſchweigen; wir glauben ihn zu demüthigen, und wir machen uns in ſeinen Augen lächerlich; alles, was wir beſſer wiſſen, als er, beweist bloß, daß wir fleißiger zur Schule gegangen, als er; und das hatten wir leider nöthig, wenn wir nicht vollkommene Dummköpfe bleiben wollten.

Marmontels Soliman hätte daher meinetwegen immer ein ganz anderer Soliman und ſeine Roxelane eine ganz andere Roxelane ſeyn mögen, als mich die Geſchichte kennen lehrt: wenn ich nur gefunden hätte, daß, ob ſie ſchon nicht aus dieſer wirklichen Welt ſind, ſie dennoch zu einer andern Welt gehören könnten; zu einer Welt, deren Zufälligkeiten in einer andern Ordnung verbunden, aber doch eben ſo genau verbunden ſind, als in dieſer; zu einer Welt, in welcher Urſachen und Wirkungen zwar in einer andern Reihe folgen, aber doch zu eben der allgemeinen Wirkung des Guten abzwecken; kurz, zu der Welt eines Genies, das — (es ſey mir erlaubt, den Schöpfer ohne Namen durch ſein edelſtes Geſchöpf zu bezeichnen!) das, ſage ich, um das höchſte Genie im Kleinen nachzuahmen, die Theile der gegenwärtigen Welt verſetzt, vertauſcht, verringert, vermehrt, um ſich ein eigenes Ganze daraus zu machen, mit dem es ſeine eigene Abſichten verbindet. Doch da ich dieſes in dem Werke des Marmontels nicht finde, ſo kann ich es zufrieden ſeyn, daß man ihm auch jenes nicht für genoſſen ausgehen läßt. Wer uns nicht ſchadlos halten kann, oder will, muß uns nicht vorſetzlich beleidigen. Und hier hat es wirklich Marmontel, es ſey nun nicht gekonnt oder nicht gewollt.

Denn nach dem angedeuteten Begriffe, den wir uns von dem Genie zu machen haben, ſind wir berechtigt, in allen Charakteren, die der Dichter ausbildet oder ſich ſchafft, Uebereinſtimmung und Abſicht zu verlangen, wenn er von uns verlangt, in dem Lichte eines Genies betrachtet zu werden.

Uebereinſtimmung: — Nichts muß ſich in den Charakteren widerſprechen; ſie müſſen immer einförmig, immer ſich ſelbſt ähnlich bleiben; ſie dürfen ſich jetzt ſtärker, jetzt ſchwächer äußern, nachdem die Umſtände auf ſie wirken; aber keine von dieſen Umſtänden müſſen mächtig genug ſeyn können, ſie von ſchwarz auf weiß zu ändern. Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſeyn. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen „ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts „Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden „haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue „Schwierigkeiten in Athem erhalten ſeyn:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal giebt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deßwegen auf einmal der zahme Affe ſeyn, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Serraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hatte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delia verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Gunſt genießt, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſeyn? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delia nach dem Genuſſe auf einmal alles verlieren, was ihn vorher entzückte, was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieſes

[1] Pindarus Olymp. II. str. 5. v. 10.

Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehlichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: Beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt!

Ich läugne nicht, daß bei alle den Widerſprüchen, die uns dieſen Soliman ſo armſelig und verächtlich machen, er nicht wirklich ſeyn könnte. Es giebt Menſchen genug, die noch kläglichere Widerſprüche in ſich vereinigen. Aber dieſe können auch eben darum keine Gegenſtände der poetiſchen Nachahmung ſeyn. Sie ſind unter ihr, denn ihnen fehlt das Unterrichtende; es wäre denn, daß man ihre Widerſprüche ſelbſt, das Lächerliche oder die unglücklichen Folgen derſelben zum Unterrichtenden machte, welches jedoch Marmontel bei ſeinem Soliman zu thun offenbar weit entfernt geweſen. Einem Charakter aber, dem das Unterrichtende fehlt, dem fehlt die

Abſicht. — Mit Abſicht handeln, iſt das, was den Menſchen über geringere Geſchöpfe erhebt; mit Abſicht dichten, mit Abſicht nachahmen, iſt das, was das Genie von den kleinen Künſtlern unterſcheidet, die nur dichten um zu dichten, die nur nachahmen um nachzuahmen, die ſich mit dem geringen Vergnügen befriedigen, das mit dem Gebrauche ihrer Mittel verbunden iſt, die dieſe Mittel zu ihrer ganzen Abſicht machen und verlangen, daß auch wir uns mit dem eben ſo geringen Vergnügen befriedigen ſollen, welches aus dem Anſchauen ihres kunſtreichen aber abſichtloſen Gebrauchs ihrer Mittel entſpringt. Es iſt wahr, mit dergleichen leidigen Nachahmungen fängt das Genie an zu lernen; es ſind ſeine Vorübungen; auch braucht es ſie in größern Werken zu Füllungen, zu Ruhepuncten unſerer wärmern Theilnehmung, allein mit der Anlage und Ausbildung ſeiner Hauptcharaktere verbindet es weitere und größere Abſichten; die Abſicht, uns zu unterrichten, was wir zu thun oder zu laſſen haben; die Abſicht, uns mit den eigentlichen Merkmalen des Guten und Böſen, des Anſtändigen und Lächerlichen bekannt zu machen; die Abſicht, und jenes in allen ſeinen Verbindungen und Folgen als ſchön und als glücklich ſelbſt im Unglücke, dieſes hingegen als häßlich und unglücklich ſelbſt im Glücke zu zeigen; die Abſicht; bei Vorwürfen, wo keine unmittelbare Nacheiferung, keine unmittelbare Abſchreckung für uns Statt hat, wenigſtens unſere Begehrungs- und Verabſcheuungskräfte mit ſolchen Gegenſtänden zu beſchäftigen, die es zu ſeyn verdienen und dieſe Gegenſtände jederzeit in ihr wahres Licht zu ſtellen, damit uns kein falſcher Tag verführt, was wir begehren ſollten zu verabſcheuen und was wir verabſcheuen ſollten zu begehren.

Was iſt nun von dieſem allem in dem Charakter des Solimans, in dem Charakter der Roxelane? Wie ich ſchon geſagt habe: Nichts. Aber von manchem iſt gerade das Gegentheil darin; ein paar Leute, die wir verachten ſollten, wovon uns das eine Eckel und das andere Unwillen eigentlich erregen müßte, ein ſtumpfer Wollüſtling, eine abgefeimte Buhlerin, werden uns mit ſo verführeriſchen Zügen, mit ſo lachenden Farben geſchildert, daß es mich nicht wundern ſollte, wenn mancher Ehemann ſich daraus berechtigt zu ſeyn glaubte, ſeiner rechtſchaffenen und ſo ſchönen als gefälligen Gattin überdrüſſig zu ſeyn, weil ſie eine Elmire und keine Roxelane iſt.

Wenn Fehler, die wir adoptiren, unſere eigene Fehler ſind, ſo haben die angeführten franzöſiſchen Kunſtrichter Recht, daß ſie alle das Tadelhafte des Marmontelſchen Stoffes dem Favart mit zur Laſt legen. Dieſer ſcheint ihnen ſogar dabei noch mehr geſündigt zu haben, als jener. „Die Wahrſcheinlichkeit, ſagen ſie, auf die es vielleicht in einer Erzählung ſo ſehr nicht ankommt, iſt in einem dramatiſchen Stücke unumgänglich nöthig; und dieſe iſt in dem gegenwärtigen auf das äußerſte verletzt. Der große Soliman ſpielt eine ſehr kleine Rolle und es iſt unangenehm, ſo einen Helden nur immer aus ſo einem Geſichtspuncte zu betrachten. Der Charakter eines Sultans iſt noch mehr verunſtaltet; da iſt auch nicht ein Schatten von der unumſchränkten Gewalt, vor der alles ſich ſchmiegen muß. Man hätte dieſe Gewalt wohl lindern können; nur ganz vertilgen hätte man ſie nicht müſſen. Der Charakter der Roxelane hat wegen ſeines Spiels gefallen; aber wenn die Ueberlegung darüber kommt, wie ſieht es dann mit ihm aus? Iſt ihre Rolle im geringſten wahrſcheinlich? Sie ſpricht mit dem Sultan wie mit einem Pariſer Bürger; ſie tadelt alle ſeine Gebräuche; ſie widerſpricht in allen ſeinem Geſchmacke und ſagt ihm ſehr harte, nicht ſelten ſehr beleidigende Dinge. Vielleicht zwar hätte ſie das alles ſagen können; wenn ſie es nur mit gemeſſenern Ausdrücken geſagt hätte. Aber wer kann es aushalten, den großen Soliman von einer jungen Landſtreicherin ſo hofmeiſtern zu hören? Er ſoll ſogar die Kunſt zu regieren von ihr lernen. Der Zug mit dem verſchmähten Schnupftuche iſt hart, und der mit der weggeworfenen Tabakspfeife ganz unerträglich.“

Fünfunddreißigſtes Stück.

Den 28. Auguſt 1767.

Der letztere Zug, muß man wiſſen, gehört dem Favart ganz allein; Marmontel hat ſich ihn nicht erlaubt. Auch iſt der erſtere bei dieſem ſeiner als bei jenem. Denn beim Favart giebt Roxelane das Tuch, welches der Sultan ihr gegeben, weg; ſie ſcheint es der Delia lieber zu gönnen als ſich ſelbſt; ſie ſcheint es zu verſchmähen: das iſt Beleidigung. Beim Marmontel hingegen läßt ſich Roxelane das Tuch von dem Sultan geben und giebt es der Delia in ſeinem Namen; ſie beugt damit einer Gunſtbezeigung nur vor, die ſie ſelbſt noch nicht anzunehmen Willens iſt, und das mit der uneigennützigſten, gutherzigſten Miene; der Sultan kann ſich über nichts beſchweren, als daß ſie ſeine Geſinnungen ſo ſchlecht erräth oder nicht beſſer errathen will.

Ohne Zweifel glaubte Favart durch dergleichen Ueberladungen das Spiel der Roxelane noch lebhafter zu machen; die Anlage zu Impertinenzen ſahe er einmal gemacht, und eine mehr oder weniger konnte ihm nichts verſchlagen, beſonders wenn er die Wendung in Gedanken hatte, die er am Ende mit dieſer Perſon nehmen wollte. Denn ungeachtet, daß ſeine Roxelane noch unbedachtſamere Streiche macht, noch plumpern Muthwillen treibt, ſo hat er ſie dennoch zu einem beſſern und edlern Charakter zu machen gewußt, als wir in Marmontels Roxelane erkennen. Und wie das? warum das?

Eben auf dieſe Veränderung wollte ich oben kommen; und mich dünkt, ſie iſt ſo glücklich und vortheilhaft, daß ſie von den Franzoſen bemerkt und ihrem Urheber angerechnet zu werden verdient hätte.

Marmontels Roxelane iſt wirklich, was ſie ſcheint, ein kleines närriſches, vermeſſenes Ding, deſſen Glück es iſt, daß der Sultan Geſchmack an ihm gefunden, und das die Kunſt verſteht, dieſen Geſchmack durch Hunger immer gieriger zu machen und ihn nicht eher zu befriedigen, als bis ſie ihren Zweck erreicht hat. Hinter Favarts Roxelane hingegen ſteckt mehr, ſie ſcheint die kecke Buhlerin mehr geſpielt zu haben, als zu ſeyn, durch ihre Dreiſtigkeiten den Sultan mehr auf die Probe geſtellt, als ſeine Schwäche mißbraucht zu haben. Denn kaum hat ſie den Sultan dahin gebracht, wo ſie ihn haben will, kaum erkennt ſie, daß ſeine Liebe ohne Gränzen iſt, als ſie gleichſam die Larve abnimmt, und ihm eine Erklärung thut, die zwar ein wenig unvorbereitet kommt, aber ein Licht auf ihre vorige Aufführung wirft, durch welches wir ganz mit ihr ausgeſöhnt werden. „Nun kenn' ich dich, Sultan; ich habe deine Seele bis in ihre geheimſte Triebfedern erforſcht; es iſt eine edle, große Seele, ganz den Empfindungen der Ehre offen. So viel Tugend entzückt mich! Aber lerne nun auch mich kennen. Ich liebe dich, Soliman; ich muß dich wohl lieben! Nimm alle deine Rechte, nimm meine Freiheit zurück; ſey mein Sultan, mein Held, mein Gebieter! Ich würde dir ſonſt ſehr eitel, ſehr ungerecht ſcheinen müſſen. Nein, thue nichts, als was dich dein Geſetz zu thun berechtigt. Es giebt Vorurtheile, denen man Achtung ſchuldig iſt. Ich verlange einen Liebhaber, der meinetwegen nicht erröthen darf; ſieh hier in Roxelanen — nichts als deine unterthänige Sklavin.“ [1] So ſagt ſie, und uns wird auf einmal ganz anders; die Coquette verſchwindet und ein liebes, eben ſo vernünftiges als drolligtes Mädchen ſteht vor uns; Soliman hört auf uns verächtlich zu ſcheinen, denn dieſe beſſere Roxelane iſt ſeiner Liebe würdig; wir fangen ſogar in dem Augenblick an zu fürchten, er möchte die nicht genug lieben, die er uns zuvor viel zu ſehr zu lieben ſchien, er möchte ſie bei ihrem Worte faſſen, der Liebhaber möchte den Deſpoten wieder annehmen, ſobald ſich die Liebhaberin in die Sklavin ſchickt, eine kalte Dankſagung, daß ſie ihn noch zu rechter Zeit von einem ſo bedenklichen Schritte zurückhalten wollen, möchte anſtatt einer feurigen Beſtätigung ſeines Entſchluſſes erfolgen, das gute Kind möchte durch ihre Großmuth wieder auf einmal verlieren, was ſie durch muthwillige Vermeſſenheiten ſo mühſam gewonnen; doch dieſe Furcht iſt vergebens, und das Stück ſchließt ſich zu unſerer völligen Zufriedenheit.

Und nun, was bewog den Favart zu dieſer Veränderung? Iſt ſie bloß willkürlich, oder fand er ſich durch die beſondern Regeln der Gattung, in welcher er arbeitete, dazu verbunden? Warum gab nicht auch Marmontel ſeiner Erzählung dieſen vergnügendern Ausgang? Iſt das Gegentheil von dem, was dort eine Schönheit iſt, hier ein Fehler?

Ich erinnere mich, bereits an einem andern Orte angemerkt zu haben, welcher Unterſchied ſich zwiſchen der Handlung der äſopiſchen Fabel und des Drama findet. Was von jener gilt, gilt von jeder moraliſchen Erzählung, welche die Abſicht hat, einen allgemeinen moraliſchen Satz zur Intuition zu bringen. Wir ſind zufrieden, wenn dieſe Abſicht erreicht wird, und es iſt uns gleichviel, ob es durch eine vollſtändige Handlung, die für ſich ein wohlgegründetes Ganze ausmacht, geſchieht oder nicht; der Dichter kann ſie abbrechen wo er will, ſobald er ſich an ſeinem Ziele ſieht; wegen des Antheils, den wir an dem Schickſale der Perſonen nehmen, durch welche er ſie ausführen läßt, iſt er unbekümmert, er hat uns nicht intereſſiren, er hat uns unterrichten wollen; er hat es lediglich mit unſerm Verſtande, nicht mit unſerm Herzen zu thun, dieſes mag befriedigt werden oder nicht, wenn jener nur erleuchtet wird. Das Drama hingegen macht auf eine einzige, beſtimmte, aus ſeiner Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eine wahre und lebhafte Schilderung der Sitten und Charaktere gewährt; und beides erfordert eine gewiſſe Vollſtändigkeit der Handlung, ein gewiſſes befriedigendes Ende, welches wir bei der moraliſchen Erzählung nicht vermiſſen, weil alle unſere Aufmerkſamkeit auf den allgemeinen Satz gelenkt wird, von welchem der einzelne Fall derſelben ein ſo einleuchtendes Beiſpiel giebt.

Wenn es alſo wahr iſt, daß Marmontel durch ſeine Erzählung lehren wollte, die Liebe laſſe ſich nicht erzwingen, ſie müſſe durch Nachſicht und Gefälligkeit, nicht durch

[1] Sultan, j'ai pénétré ton ame;
J'en ai demêlé les ressorts.
Elle est grande, elle est fière, et la gloire l'enflamme.
Tant de vertus excitent mes transports.
A ton tour, tu vas me connoître:
Je t'aime, Soliman; mais tu l'as mérité.
Reprends tes droits, reprends ma liberté;
Sois mon Sultan, mon Héros et mon Maître.
Tu me soupçonnerois d'injuste vanité.
Va, ne fais rien, que ta loi n'autorise;
Il est des préjugés qu'on ne doit point trahir,
Et je veux un Amant, qui n'ait point à rougir:
Tu vois dans Roxelane une Esclave soumise.

Anſehen und Gewalt erhalten werden: ſo hatte er Recht, ſo aufzuhören, wie er aufhört. Die unbändige Roxelane wird durch nichts als Nachgeben gewonnen; was wir dabei von ihrem und des Sultans Charakter denken, iſt ihm ganz gleichgültig, mögen wir ſie doch immer für eine Närrin und ihn für nichts beſſeres halten. Auch hat er gar nicht Urſache uns wegen der Folge zu beruhigen; es mag uns immer noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, daß den Sultan ſeine blinde Gefälligkeit bald gereuen werde: was geht das ihn an? Er wollte uns zeigen, was die Gefälligkeit über das Frauenzimmer überhaupt vermag; er nahm alſo eines der wildeſten; unbekümmert, ob es eine ſolche Gefälligkeit werth ſey oder nicht.

Allein als Favart dieſe Erzählung auf das Theater bringen wollte, ſo empfand er bald, daß durch die dramatiſche Form die Intuition des moraliſchen Satzes größtentheils verloren gehe, und daß, wenn ſie auch vollkommen erhalten werden könne, das daraus erwachſende Vergnügen doch nicht ſo groß und lebhaft ſey, daß man dabei ein anderes, welches dem Drama weſentlicher iſt, entbehren könne. Ich meine das Vergnügen, welches uns eben ſo rein gedachte, als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Nichts beleidigt uns aber, von Seite dieſer, mehr, als der Widerſpruch, in welchem wir ihren moraliſchen Werth oder Unwerth mit der Behandlung des Dichters finden; wenn wir finden, daß ſich dieſer entweder ſelbſt damit betrogen hat, oder uns wenigſtens damit betrügen will, indem er das Kleine auf Stelzen hebt, muthwilligen Thorheiten den Anſtrich heiterer Weisheit giebt, und Laſter und Ungereimtheiten mit allen betrügeriſchen Reizen der Mode, des guten Tons, der feinen Lebensart, der großen Welt ausſtaffirt. Je mehr unſere erſten Blicke dadurch geblendet werden, deſto ſtrenger verfährt unſere Ueberlegung; das häßliche Geſicht, das wir ſo ſchön geſchminkt ſehen, wird für noch einmal ſo häßlich erklärt, als es wirklich iſt; und der Dichter hat nur zu wählen, ob er von uns lieber für einen Giftmiſcher oder für einen Blödſinnigen will gehalten ſeyn. So wäre es dem Favart, ſo wäre es ſeinen Charakteren des Solimans und der Roxelane ergangen: und das empfand Favart. Aber da er dieſe Charaktere nicht von Anfang ändern konnte, ohne ſich eine Menge Theaterſpiele zu verderben, die er ſo vollkommen nach dem Geſchmacke ſeines Parterres zu ſeyn urtheilte, ſo blieb ihm nichts zu thun übrig, als was er that. Nun freuen wir uns, uns an nichts vergnügt zu haben, was wir nicht auch hochachten könnten; und zugleich befriedigt dieſe Hochachtung unſere Neugierde und Beſorgniß wegen der Zukunft. Denn da die Illuſion des Drama weit ſtärker iſt als einer bloßen Erzählung, ſo intereſſiren uns auch die Perſonen in jenem weit mehr als in dieſer, und wir begnügen uns nicht, ihr Schickſal bloß für den gegenwärtigen Augenblick entſchieden zu ſehen, ſondern wir wollen uns auf immer deßfalls zufrieden geſtellt wiſſen.

Sechsunddreißigſtes Stück.

Den 1. September 1767.

So unſtreitig wir aber, ohne die glückliche Wendung, welche Favart am Ende dem Charakter der Roxelane giebt, ihre darauf folgende Krönung nicht anders als mit Spott und Verachtung, nicht anders als den lächerlichen Triumph einer Serva Padrona, würden betrachtet haben; ſo gewiß, ohne ſie, der Kaiſer in unſern Augen nichts als ein kläglicher Pimpinello, und die neue Kaiſerin nichts als eine häßliche, verſchmitzte Serbinette geweſen wäre, von der wir voraus geſehen hätten, daß ſie nun bald dem armen Sultan, Pimpinello dem Zweiten, noch ganz anders mitſpielen werde: ſo leicht und natürlich dünkt uns doch auch dieſe Wendung ſelbſt; und wir müſſen uns wundern, daß ſie dem ungeachtet ſo manchem Dichter nicht beigefallen, und ſo manche drollige und dem Anſehen nach wirklich komiſche Erzählung in der dramatiſchen Form darüber verunglücken müſſen.

Zum Exempel die Matrone von Epheſus. Man kennt dieſes beißende Mährchen, und es iſt unſtreitig die bitterſte Satyre, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden. Man hat es dem Petron tauſendmal nacherzählt; und da es ſelbſt in der ſchlechteſten Copie noch immer gefiel, ſo glaubte man, daß es ein eben ſo glücklicher Stoff auch für das Theater ſeyn müſſe. Houdar de la Motte und andere machten den Verſuch; aber ich berufe mich auf jedes feinere Gefühl, wie dieſer Verſuch ausgefallen. Der Charakter der Matrone, der in der Erzählung ein nicht unangenehmes höhniſches Lächeln über die Vermeſſenheit der ehelichen Liebe erweckt, wird in dem Drama eckel und gräßlich. Wir finden hier die Ueberredungen, deren ſich der Soldat gegen ſie bedient, bei weitem nicht ſo fein und dringend und ſiegend, als wir ſie uns dort vorſtellen. Dort bilden wir uns ein empfindliches Weibchen ein, dem es mit ſeinem Schmerze wirklich Ernſt iſt, das aber den Verſuchungen und ihrem Temperament unterliegt; ihre Schwäche dünkt uns die Schwäche des ganzen Geſchlechts zu ſeyn; wir faſſen alſo keinen beſondern Haß gegen ſie; was ſie thut, glauben wir, würde ungefähr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen; oder vielmehr eben das Sinnreiche dieſes Einfalls bringt uns auf die Vermuthung, daß er wohl auch nur ein bloßer Zuſatz des hämiſchen Erzählers ſey, der ſein Mährchen gern mit einer recht giftigen Spitze ſchließen wollen. Aber in dem Drama findet dieſe Vermuthung nicht ſtatt; was wir dort nur hören, daß es geſchehen ſey, ſehen wir hier wirklich geſchehen; woran wir dort noch zweifeln können, davon überzeugt uns unſer eigener Sinn hier zu unwiderſprechlich; bei der bloßen Möglichkeit ergötzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer

Wirklichkeit ſehen wir bloß ihre Schwärze; der Einfall vergnügte unſern Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unſere ganze Empfindlichkeit; wir wenden der Bühne den Rücken und ſagen mit dem Lykas beim Petron, auch ohne uns in dem beſondern Falle des Lykas zu befinden: Si justus Imperator fuisset, debuit patrisfamiliae corpus in monimentum referre, mulierem adfigere cruci. Und dieſe Strafe ſcheint ſie uns um ſo viel mehr zu verdienen, je weniger Kunſt der Dichter bei ihrer Verführung angewendet; denn wir verdammen ſodann in ihr nicht das ſchwache Weib überhaupt, ſondern ein vorzüglich leichtſinniges, liederliches Weibsſtück insbeſondere. — Kurz, die petroniſche Fabel glücklich auf das Theater zu bringen, müßte ſie den nämlichen Ausgang behalten und auch nicht behalten; müßte die Matrone ſo weit gehen und auch nicht ſo weit gehen. Die Erklärung hierüber anderwärts!

Den ſiebenunddreißigſten Abend (Sonnabends, den 4. Juli) wurden Nanine und der Advocat Patelin wiederholt.

Den achtunddreißigſten Abend (Dienſtags, den 7. Juli) ward die Merope des Herrn von Voltaire aufgeführt.

Voltaire verfertigte dieſes Trauerſpiel auf Veranlaſſung der Merope des Maffei: vermuthlich im Jahr 1737 und vermuthlich zu Cirey, bei ſeiner Urania, der Marquiſe du Chatelet. Denn ſchon im Jänner 1738 lag die Handſchrift davon zu Paris bei dem Pater Brumoy, der als Jeſuit und als Verfaſſer des Théâtre des Grecs am geſchickteſten war, die beſten Vorurtheile dafür einzuflößen und die Erwartung der Hauptſtadt dieſen Vorurtheilen gemäß zu ſtimmen. Brumoy zeigte ſie den Freunden des Verfaſſers, und unter andern mußte er ſie auch dem alten Vater Tournemine ſchicken, der, ſehr geſchmeichelt, von ſeinem lieben Sohne Voltaire über ein Trauerſpiel, über eine Sache, wovon er eben nicht viel verſtand, um Rath gefragt zu werden, ein Briefchen voller Lobeserhebungen an jenen darüber zurückſchrieb, welches nachher, allen unberufenen Kunſtrichtern zur Lehre und zur Warnung, jederzeit dem Stücke ſelbſt vorgedruckt worden. Es wird darin für eines von den vollkommenſten Trauerſpielen, für ein wahres Muſter erklärt, und wir können uns nunmehr ganz zufrieden geben, daß das Stück des Euripides gleichen Inhalts verloren gegangen; oder vielmehr, dieſes iſt nun nicht länger verloren, Voltaire hat es uns wieder hergeſtellt.

So ſehr hierdurch nun auch Voltaire beruhigt ſeyn mußte, ſo ſchien er ſich doch mit der Vorſtellung nicht übereilen zu wollen, welche erſt im Jahre 1743 erfolgte. Er genoß von ſeiner ſtaatsklugen Verzögerung auch alle die Früchte, die er ſich nur immer davon verſprechen konnte. Merope fand den außerordentlichſten Beifall, und das Parterre erzeigte dem Dichter eine Ehre, von der man noch zur Zeit kein Exempel gehabt hatte. Zwar begegnete ehedem das Publicum auch dem großen Corneille ſehr vorzüglich; ſein Stuhl auf dem Theater ward beſtändig frei gelaſſen, wenn der Zulauf auch noch ſo groß war, und wenn er kam, ſo ſtand jedermann auf; eine Diſtinction, deren in Frankreich nur die Prinzen vom Geblüte gewürdigt werden. Corneille ward im Theater wie in ſeinem Hauſe angeſehen; und wenn der Hausherr erſcheint, was iſt billiger, als daß ihm die Gäſte ihre Höflichkeit bezeigen? Aber Voltairen widerfuhr noch ganz etwas anders: das Parterre ward begierig den Mann von Angeſicht zu kennen, den es ſo ſehr bewundert hatte; wie die Vorſtellung alſo zu Ende war, verlangte es ihn zu ſehen, und rief, und ſchrie und lärmte, bis der Herr von Voltaire heraustreten und ſich begaffen und beklatſchen laſſen mußte. Ich weiß nicht, welches von beiden mich hier mehr befremdet hätte, ob die kindiſche Neugierde des Publicums, oder die eitle Gefälligkeit des Dichters. Wie denkt man denn, daß ein Dichter ausſieht? Nicht wie andere Menſchen? Und wie ſchwach muß der Eindruck ſeyn, den das Werk gemacht hat, wenn man in eben dem Augenblick auf nichts begieriger iſt, als die Figur des Meiſters dagegen zu halten? Das wahre Meiſterſtück, dünkt mich, erfüllt uns ſo ganz mit ſich ſelbſt, daß wir des Urhebers darüber vergeſſen; daß wir es nicht als Product eines einzelnen Weſens, ſondern der allgemeinen Natur betrachten. Young ſagt von der Sonne, es wäre Sünde in den Heiden geweſen, ſie nicht anzubeten. Wenn Sinn in dieſer Hyperbel liegt, ſo iſt es dieſer: der Glanz, die Herrlichkeit der Sonne iſt ſo groß, ſo überſchwenglich, daß es dem rohern Menſchen zu verzeihen, daß es ſehr natürlich war, wenn er ſich keine größere Herrlichkeit, keinen Glanz denken konnte, von dem jener nur ein Abglanz ſey, wenn er ſich alſo in der Bewunderung der Sonne ſo ſehr verlor, daß er an den Schöpfer der Sonne nicht dachte. Ich vermuthe, die wahre Urſache, warum wir ſo wenig Zuverläſſiges von der Perſon und den Lebensumſtänden des Homers wiſſen, iſt die Vortrefflichkeit ſeiner Gedichte ſelbſt. Wir ſtehen voller Erſtaunen an dem breiten rauſchenden Fluſſe, ohne an ſeine Quelle im Gebirge zu denken. Wir wollen es nicht wiſſen, wir finden unſere Rechnung dabei, es zu vergeſſen, daß Homer, der Schulmeiſter in Smyrna, Homer, der blinde Bettler, eben der Homer iſt, welcher uns in ſeinen Werken ſo entzückt. Er bringt uns unter Götter und Helden; wir müßten in dieſer Geſellſchaft viel Langeweile haben, um uns nach dem Thürſteher ſo genau zu erkundigen, der uns hereingelaſſen. Die Täuſchung muß ſehr ſchwach ſeyn, man muß wenig Natur, aber deſto mehr Künſtelei empfinden, wenn man ſo neugierig nach dem Künſtler iſt. So wenig ſchmeichelhaft alſo im Grunde für einen Mann von Genie das Verlangen des Publicums, ihn von Perſon zu kennen, ſeyn müßte (und was hat er dabei auch wirklich vor dem erſten dem beſten Murmelthiere voraus, welches der Pöbel geſehen zu haben eben ſo begierig iſt?): ſo wohl ſcheint ſich doch die Eitelkeit der franzöſiſchen Dichter dabei befunden zu haben. Denn da das Pariſer Parterre ſah,

wie leicht ein Voltaire in dieſe Falle zu locken ſey, wie zahm und geſchmeidig ſo ein Mann durch zweideutige Careſſen werden könne: ſo machte es ſich dieſes Vergnügen öfter und ſelten ward nachher ein neues Stück aufgeführt, deſſen Verfaſſer nicht gleichfalls hervor mußte, und auch ganz gern hervor kam. Von Voltairen bis zum Marmontel, und vom Marmontel bis tief herab zum Cordier haben faſt alle an dieſem Pranger geſtanden. Wie manches Armeſündergeſicht muß darunter geweſen ſeyn! Die Poſſe ging endlich ſo weit, daß ſich die Ernſthaftern von der Nation ſelbſt darüber ärgerten. Der ſinnreiche Einfall des weiſen Polichinell iſt bekannt. Und nur erſt ganz neulich war ein junger Dichter kühn genug, das Parterre vergebens nach ſich rufen zu laſſen. Er erſchien durchaus nicht; ſein Stück war mittelmäßig, aber dieſes ſein Betragen deſto braver und rühmlicher. Ich wollte durch mein Beiſpiel einen ſolchen Uebelſtand lieber abgeſchafft, als durch zehn Meropen ihn veranlaßt haben.

Siebenunddreißigſtes Stück.

Den 4. September 1767.

Ich habe geſagt, daß Voltairens Merope durch die Merope des Maffei veranlaßt worden. Aber veranlaßt, ſagt wohl zu wenig: denn jene iſt ganz aus dieſer entſtanden; Fabel und Plan und Sitten gehören dem Maffei; Voltaire würde ohne ihn gar keine, oder doch ſicherlich eine ganz andere Merope geſchrieben haben.

Alſo um die Copie des Franzoſen richtig zu beurtheilen, müſſen wir zuvörderſt das Original des Italieners kennen lernen; und um das poetiſche Verdienſt des letztern gehörig zu ſchätzen, müſſen wir vor allen Dingen einen Blick auf die hiſtoriſchen Facta werfen, auf die er ſeine Fabel gegründet hat.

Maffei ſelbſt faßt dieſe Facta in der Zueignungsſchrift ſeines Stücks folgender Geſtalt zuſammen. „Daß einige Zeit nach der Eroberung von Troja, als die Herakliden, d. i. die Nachkommen des Herkules, ſich in Peloponneſus wieder feſtgeſetzt, dem Kreſphont das Meſſeniſche Gebiet durch das Loos zugefallen; daß die Gemahlin dieſes Kreſphont Merope geheißen; daß Kreſphont, weil er dem Volke ſich allzu günſtig erwieſen, von den Mächtigern des Staats mit ſammt ſeinen Söhnen umgebracht worden, den jüngſten ausgenommen, welcher auswärts bei einem Anverwandten ſeiner Mutter erzogen ward; daß dieſer jüngſte Sohn, Namens Aepytus, als er erwachſen, durch Hülfe der Arkader und Dorier, ſich des väterlichen Reiches wieder bemächtigt und den Tod ſeines Vaters an deſſen Mördern gerächt habe: dieſes erzählt Pauſanias. Daß, nachdem Kreſphont mit ſeinen zwei Söhnen umgebracht worden, Polyphont, welcher gleichfalls aus dem Geſchlechte der Herakliden war, die Regierung an ſich geriſſen; daß dieſer die Merope gezwungen, ſeine Gemahlin zu werden; daß der dritte Sohn, den die Mutter in Sicherheit bringen laſſen, den Tyrannen nachher umgebracht und das Reich wieder erobert habe: dieſes berichtet Apollodorus. Daß Merope ſelbſt den geflüchteten Sohn unbekannter Weiſe tödten wollen: daß ſie aber noch in dem Augenblicke von einem alten Diener daran verhindert worden, welcher ihr entdeckt, daß der, den ſie für den Mörder ihres Sohnes halte, ihr Sohn ſelbſt ſey; daß der nun erkannte Sohn bei einem Opfer Gelegenheit gefunden, den Polyphont hinzurichten: dieſes meldet Hyginus, bei dem Aepytus aber den Namen Telephontes führt."

Es wäre zu verwundern, wenn eine ſolche Geſchichte, die ſo beſondere Glückswechſel und Erkennungen hat, nicht ſchon von den alten Tragikern wäre genutzt worden. Und was ſollte ſie nicht? Ariſtoteles in ſeiner Dichtkunſt gedenkt eines Kreſphontes, in welchem Merope ihren Sohn erkenne, eben da ſie im Begriffe ſey, ihn als den vermeinten Mörder ihres Sohnes umzubringen; und Plutarch, in ſeiner zweiten Abhandlung vom Fleiſcheſſen, zielt ohne Zweifel auf eben dieſes Stück,[1] wenn er ſich auf die Bewegung beruft, in welche das ganze Theater gerathe, indem Merope die Axt gegen ihren Sohn erhebt, und auf die Furcht, die jeden Zuſchauer befalle, daß der Streich geſchehen werde, ehe der alte Diener dazu kommen könne. Ariſtoteles erwähnt dieſes Kreſphonts zwar ohne Namen des Verfaſſers; da wir aber bei dem Cicero und mehrern Alten einen Kreſphont des Euripides angezogen finden, ſo wird er wohl kein anderes als das Werk dieſes Dichters gemeint haben.

Der Pater Tournemine ſagt in dem obgedachten Briefe: „Ariſtoteles, dieſer weiſe Geſetzgeber des Theaters, hat die „Fabel der Merope in die erſte Claſſe der tragiſchen Fabeln „geſetzt (a mis ce sujet au premier rang des sujets „tragiques). Euripides hatte ſie behandelt, und Ari„ſtoteles meldet, daß, ſo oft der Kreſphont des Euripides „auf dem Theater des witzigen Athens vorgeſtellt worden, „dieſes an tragiſche Meiſterſtücke ſo gewöhnte Volk ganz „außerordentlich ſey betroffen, gerührt und entzückt worden." — Hübſche Phraſes, aber nicht viel Wahrheit! Der Pater irrt ſich in beiden Puncten. Bei dem letztern hat er den Ariſtoteles mit dem Plutarch vermengt, und bei dem erſtern den Ariſtoteles nicht recht verſtanden. Jenes iſt eine Kleinigkeit, aber über dieſes verlohnt es der Mühe, ein paar Worte zu ſagen, weil mehrere den Ariſtoteles eben ſo unrecht verſtanden haben.

Die Sache verhält ſich, wie folgt. Ariſtoteles unterſucht in dem vierzehnten Kapitel ſeiner Dichtkunſt, durch was eigentlich für Begebenheiten Schrecken und Mitleid erregt werde. Alle Begebenheiten, ſagt er, müſſen ent-

[1] Dieſes vorausgeſetzt (wie man es denn wohl ſicher vorausſetzen kann, weil es bei den alten Dichtern nicht gebräuchlich und auch nicht erlaubt war, einander ſolche eigene Situationen abzuſtehlen), würde ſich an der angezogenen Stelle des Plutarch ein Fragment des Euripides finden, welches Joſua Barnes nicht mitgenommen hätte, und ein neuer Herausgeber des Dichters nutzen könnte.

weder unter Freunden oder unter Feinden, oder unter gleichgültigen Perſonen vorgehen. Wenn ein Feind ſeinen Feind tödtet, ſo erweckt weder der Anſchlag noch die Ausführung der That ſonſt weiter einiges Mitleid als das allgemeine, welches mit dem Anblicke des Schmerzlichen und Verderblichen überhaupt verbunden iſt. Und ſo iſt es auch bei gleichgültigen Perſonen. Folglich müſſen die tragiſchen Begebenheiten ſich unter Freunden ereignen; ein Bruder muß den Bruder, ein Sohn den Vater, eine Mutter den Sohn, ein Sohn die Mutter tödten oder tödten wollen, oder ſonſt auf eine empfindliche Weiſe mißhandeln oder mißhandeln wollen. Dieſes aber kann entweder mit, oder ohne Wiſſen und Vorbedacht geſchehen; und da die That entweder vollführt oder nicht vollführt werden muß: ſo entſtehen daraus vier Claſſen von Begebenheiten, welche den Abſichten des Trauerſpiels mehr oder weniger entſprechen. Die erſte: wenn die That wiſſentlich mit völliger Kenntniß der Perſon, gegen welche ſie vollzogen werden ſoll, unternommen, aber nicht vollzogen wird. Die zweite: wenn ſie wiſſentlich unternommen, und wirklich vollzogen wird. Die dritte, wenn die That unwiſſend, ohne Kenntniß des Gegenſtandes unternommen, und vollzogen wird, und der Thäter die Perſon, an der er ſie vollzogen, zu ſpät kennen lernt. Die vierte: wenn die unwiſſend unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein verwickelten Perſonen einander noch zur rechten Zeit erkennen. Von dieſen vier Claſſen giebt Ariſtoteles der letztern den Vorzug; und da er die Handlung der Merope, in dem Kreſphont, davon zum Beiſpiele anführt: ſo haben Tournemine und andere dieſes ſo angenommen, als ob er dadurch die Fabel dieſes Trauerſpiels überhaupt von der vollkommenſten Gattung tragiſcher Fabeln zu ſeyn erkläre.

Indeß ſagt doch Ariſtoteles kurz zuvor, daß eine gute tragiſche Fabel ſich nicht glücklich, ſondern unglücklich enden müſſe. Wie kann dieſes beides bei einander beſtehen? Sie ſoll ſich unglücklich enden, und gleichwohl läuft die Begebenheit, welche er nach jener Claſſification allen andern tragiſchen Begebenheiten vorzieht, glücklich ab. Widerſpricht ſich nicht alſo der große Kunſtrichter offenbar?

Victorius, ſagt Dacier, ſey der einzige, welcher dieſe Schwierigkeit geſehen; aber da er nicht verſtanden, was Ariſtoteles eigentlich in dem ganzen vierzehnten Capitel gewollt: ſo habe er auch nicht einmal den geringſten Verſuch gewagt, ſie zu heben. Ariſtoteles, meint Dacier, rede dort gar nicht von der Fabel überhaupt, ſondern wolle nur lehren, auf wie mancherlei Art der Dichter tragiſche Begebenheiten behandeln könne, ohne das Weſentliche, was die Geſchichte davon meldet, zu verändern, und welche von dieſen Arten die beſte ſey. Wenn z. E. die Ermordung der Klytemneſtra durch den Oreſt der Inhalt des Stückes ſeyn ſollte: ſo zeige ſich, nach dem Ariſtoteles, ein vierfacher Plan, dieſen Stoff zu bearbeiten, nämlich entweder als eine Begebenheit der erſtern, oder der zweiten, oder der dritten, oder der vierten Claſſe; der Dichter müſſe nun überlegen, welcher hier der ſchicklichſte und beſte ſey. Dieſe Ermordung als eine Begebenheit der erſtern Claſſe zu behandeln, finde darum nicht ſtatt, weil ſie nach der Hiſtorie wirklich geſchehen müſſe, und durch den Oreſt geſchehen müſſe. Nach der zweiten darum nicht, weil ſie zu gräßlich ſey. Nach der vierten darum nicht, weil Klytemneſtra dadurch abermals gerettet würde, die doch durchaus nicht gerettet werden ſolle. Folglich bleibe ihm nichts als die dritte Claſſe übrig.

Die dritte! Aber Ariſtoteles giebt ja der vierten den Vorzug; und nicht bloß in einzelnen Fällen, nach Maaßgebung der Umſtände, ſondern überhaupt. Der ehrliche Dacier macht es öfter ſo: Ariſtoteles behält bei ihm Recht, nicht weil er Recht hat, ſondern weil er Ariſtoteles iſt. Indem er auf der einen Seite eine Blöße von ihm zu decken glaubt, macht er ihm auf einer andern eine eben ſo ſchlimme. Wenn nun der Gegner die Beſonnenheit hat, anſtatt nach jener, in dieſe zu ſtoßen: ſo iſt es ja doch um die Untrüglichkeit ſeines Alten geſchehen, an der ihm im Grunde noch mehr als an der Wahrheit ſelbſt zu liegen ſcheint. Wenn ſo viel auf die Uebereinſtimmung der Geſchichte ankommt, wenn der Dichter allgemein bekannte Dinge aus ihr, zwar lindern, aber nie gänzlich verändern darf: wird es unter dieſen nicht auch ſolche geben, die durchaus nach dem erſten oder zweiten Plane behandelt werden müſſen? Die Ermordung der Klytemneſtra müßte eigentlich nach dem zweiten vorgeſtellt werden; denn Oreſtes hat ſie wiſſentlich und vorſetzlich vollzogen; der Dichter aber kann den dritten wählen, weil dieſer tragiſcher iſt, und der Geſchichte doch nicht geradezu widerſpricht. Gut, es ſey ſo: aber z. E. Medea, die ihre Kinder ermordet? Welchen Plan kann hier der Dichter anders einſchlagen, als den zweiten? Denn ſie muß ſie umbringen; und ſie muß ſie wiſſentlich umbringen; beides iſt aus der Geſchichte gleich allgemein bekannt. Was für eine Rangordnung kann alſo unter dieſen Planen ſtattfinden? Der in einem Falle der vorzüglichſte iſt, kommt in einem andern gar nicht in Betrachtung. Oder um den Dacier noch mehr einzutreiben, ſo mache man die Anwendung nicht auf hiſtoriſche, ſondern auf bloß erdichtete Begebenheiten. Geſetzt, die Ermordung der Klytemneſtra wäre von dieſer letztern Art, und es hätte dem Dichter freigeſtanden, ſie vollziehen oder nicht vollziehen zu laſſen, ſie mit oder ohne völlige Kenntniß vollziehen zu laſſen. Welchen Plan hätte er dann wählen müſſen, um eine ſo viel als möglich vollkommene Tragödie daraus zu machen? Dacier ſagt ſelbſt, den vierten; denn wenn er ihm den dritten vorziehe, ſo geſchähe es bloß aus Achtung gegen die Geſchichte. Den vierten alſo? Den alſo, welcher ſich glücklich ſchließt? Aber die beſten Tragödien, ſagt eben der Ariſtoteles, der dieſem vierten Plane den Vorzug vor allen ertheilt, ſind ja die, welche ſich unglücklich ſchließen? Und

das iſt ja eben der Widerſpruch, den Dacier heben wollte. Hat er ihn denn alſo gehoben? Beſtätigt hat er ihn vielmehr.

Achtunddreißigſtes Stück.

Den 8. September 1767.

Ich bin es auch nicht allein, dem die Auslegung des Dacier keine Genüge leiſtet. Unſern deutſchen Ueberſetzer der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt [1] hat ſie eben ſo wenig befriedigt. Er trägt ſeine Gründe dagegen vor, die zwar nicht eigentlich die Ausflucht des Dacier beſtreiten, aber ihn doch ſonſt erheblich genug dünken, um ſeinen Autor lieber gänzlich im Stiche zu laſſen, als einen neuen Verſuch zu wagen, etwas zu retten, was nicht zu retten ſey. „Ich überlaſſe," ſchließt er, einer tiefern Einſicht, „dieſe „Schwierigkeiten zu heben; ich kann kein Licht zu ihrer „Erklärung finden, und ſcheint mir wahrſcheinlich, daß „unſer Philoſoph dieſes Capitel nicht mit ſeiner gewöhnlichen Vorſicht durchgedacht habe."

Ich bekenne, daß mir dieſes nicht ſehr wahrſcheinlich ſcheint. Eines offenbaren Widerſpruchs macht ſich ein Ariſtoteles nicht leicht ſchuldig. Wo ich dergleichen bei ſo einem Manne zu finden glaube, ſetze ich das größere Mißtrauen lieber in meinen als in ſeinen Verſtand. Ich verdopple meine Aufmerkſamkeit, ich überleſe die Stelle zehnmal, und glaube nicht eher, daß er ſich widerſprochen, als bis ich aus dem ganzen Zuſammenhange ſeines Syſtems erſehe, wie und wodurch er zu dieſem Widerſpruche verleitet worden. Finde ich nichts, was ihn dazu verleiten können, was ihm dieſen Widerſpruch gewiſſermaaßen unvermeidlich machen müſſen, ſo bin ich überzeugt, daß er nur anſcheinend iſt. Denn ſonſt würde er dem Verfaſſer, der ſeine Materie ſo oft überdenken müſſen, gewiß am erſten aufgefallen ſeyn, und nicht mir ungeübterm Leſer, der ich ihn zu meinem Unterrichte in die Hand nehme. Ich bleibe alſo ſtehen, verfolge den Faden ſeiner Gedanken zurück, ponderire ein jedes Wort, und ſage mir immer: Ariſtoteles kann irren, und hat oft geirrt; aber daß er hier etwas behaupten ſollte, wovon er auf der nächſten Seite gerade das Gegentheil behauptet, das kann Ariſtoteles nicht. Endlich findet ſich's auch.

Doch ohne weitere Umſtände; hier iſt die Erklärung, an welcher Herr Curtius verzweifelt. — Auf die Ehre einer tiefern Einſicht mache ich deßfalls keinen Anſpruch. Ich will mich mit der Ehre einer größern Beſcheidenheit gegen einen Philoſophen, wie Ariſtoteles, begnügen.

Nichts empfiehlt Ariſtoteles dem tragiſchen Dichter mehr, als die gute Abfaſſung der Fabel; und nichts hat er ihm durch mehrere und feinere Bemerkungen zu erleichtern geſucht, als eben dieſe. Denn die Fabel iſt es, die den Dichter vornehmlich zum Dichter macht; Sitten, Geſinnungen und Ausdruck werden zehnen gerathen, gegen einen, der in jener untadelhaft und vortrefflich iſt. Er erklärt aber die Fabel durch die Nachahmung einer Handlung, πραξεως, und eine Handlung iſt ihm eine Verknüpfung von Begebenheiten, συνθεσις πραγματων. Die Handlung iſt das Ganze, die Begebenheiten ſind die Theile dieſes Ganzen, und ſo wie die Güte eines jeden Ganzen, auf der Güte ſeiner einzelnen Theile und deren Verbindung beruht, ſo iſt auch die tragiſche Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen ſie beſteht, jede für ſich und alle zuſammen den Abſichten der Tragödie mehr oder weniger entſprechen. Nun bringt Ariſtoteles alle Begebenheiten, welche in der tragiſchen Handlung Statt haben können, unter drei Hauptſtücke: des Glückswechſels, περιπετειας; der Erkennung, ἀναγνωρισμον, und des Leidens, παθους. Was er unter den beiden erſtern verſteht, zeigen die Worte genugſam; unter dem dritten aber faßt er alles zuſammen, was den handelnden Perſonen verderbliches und ſchmerzliches widerfahren kann: Tod, Wunden, Martern und dergleichen. Jene, der Glückswechſel und die Erkennung, ſind das, wodurch ſich die verwickelte Fabel, μυθος πεπλεγμενος von der einfachen, ἁπλη, unterſcheidet; ſie ſind alſo keine weſentliche Stücke der Fabel; ſie machen die Handlung nur mannichfaltiger und dadurch ſchöner und intereſſanter; aber eine Handlung kann auch ohne ſie ihre völlige Einheit und Rundung und Größe haben. Ohne das dritte hingegen läßt ſich gar keine tragiſche Handlung denken; Arten des Leidens, παθη, muß jedes Trauerſpiel haben, die Fabel deſſelben mag einfach oder verwickelt ſeyn; denn ſie gehen geradezu auf die Abſicht des Trauerſpiels, auf die Erregung des Schreckens und Mitleids; dahingegen nicht jeder Glückswechſel, nicht jede Erkennung, ſondern nur gewiſſe Arten derſelben dieſe Abſicht erreichen, ſie in einem höhern Grade erreichen helfen, andere aber ihr mehr nachtheilig als vortheilhaft ſind. Indem nun Ariſtoteles aus dieſem Geſichtspuncte die verſchiedenen unter drei Hauptſtücke gebrachten Theile der tragiſchen Handlung jeden insbeſondere betrachtet und unterſucht, welches der beſte Glückswechſel, welches die beſte Erkennung, welches die beſte Behandlung des Leidens ſey: ſo findet ſich in Anſehung des erſtern, daß derjenige Glückswechſel der beſte, das iſt der fähigſte, Schrecken und Mitleid zu erwecken und zu befördern, ſey, welcher aus dem Beſſern in das Schlimmere geſchieht; und in Anſehung der letztern, daß diejenige Behandlung des Leidens die beſte in dem nämlichen Verſtande ſey, wenn die Perſonen, unter welchen das Leiden bevorſtehet, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieſes Leiden zur Wirklichkeit gelangen ſoll, einander kennen lernen, ſo daß es dadurch unterbleibt.

Und dieſes ſoll ſich widerſprechen? Ich verſtehe nicht, wo man die Gedanken haben muß, wenn man hier den geringſten Widerſpruch findet. Der Philoſoph redet von verſchiedenen Theilen: warum ſoll denn das, was er von

[1] Herrn Curtius. S. 214.

dieſem Theile behauptet, auch von jenem gelten müſſen? Iſt denn die möglichſte Vollkommenheit des einen nothwendig auch die Vollkommenheit des andern? Oder iſt die Vollkommenheit eines Theils auch die Vollkommenheit des Ganzen? Wenn der Glückswechſel und das, was Ariſtoteles unter dem Worte Leiden begreift, zwei verſchiedene Dinge ſind, wie ſie es ſind, warum ſoll ſich nicht ganz etwas Verſchiedenes von ihnen ſagen laſſen? Oder iſt es unmöglich, daß ein Ganzes Theile von entgegengeſetzten Eigenſchaften haben kann? Wo ſagt Ariſtoteles, daß die beſte Tragödie nichts als die Vorſtellung einer Veränderung des Glücks in Unglück ſey? Oder, wo ſagt er, daß die beſte Tragödie auf nichts, als auf die Erkennung deſſen, hinauslaufen müſſe, an dem eine grauſam widernatürliche That verübt werden ſollen? Er ſagt weder das eine noch das andere von der Tragödie überhaupt, ſondern jedes von einem beſondern Theile derſelben, welcher dem Ende mehr oder weniger nahe liegen, welcher auf den andern mehr oder weniger Einfluß und auch wohl gar keinen haben kann. Der Glückswechſel kann ſich mitten in dem Stücke ereignen, und wenn er ſchon bis an das Ende fortdauert, ſo macht er doch nicht ſelbſt das Ende; ſo iſt z. E. der Glückswechſel im Oedip, der ſich bereits zum Schluſſe des vierten Acts äußert, zu dem aber noch mancherlei Leiden (παθή) hinzukommen, mit welchen ſich eigentlich das Stück ſchließt. Gleichfalls kann das Leiden mitten in dem Stücke zur Vollziehung gelangen ſollen, und in dem nämlichen Augenblicke durch die Erkennung hintertrieben werden, ſo daß durch dieſe Erkennung das Stück nichts weniger als geendet iſt; wie in der zweiten Iphigenia des Euripides, wo Oreſtes auch ſchon in dem vierten Acte von ſeiner Schweſter, die ihn aufzuopfern im Begriffe iſt, erkannt wird. Und wie vollkommen wohl jener tragiſchſte Glückswechſel mit der tragiſchſten Behandlung des Leidens ſich in einer und eben derſelben Fabel verbinden laſſe, kann man an der Merope ſelbſt zeigen. Sie hat die letztere; aber was hindert es, daß ſie nicht auch die erſtere haben könnte, wenn nämlich Merope, nachdem ſie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu ſchützen, entweder ihr eigenes oder dieſes geliebten Sohnes Verderben beförderte? Warum könnte ſich dieſes Stück nicht eben ſowohl mit dem Untergange der Mutter als des Tyrannen ſchließen? Warum ſollte es einem Dichter nicht frei ſtehen können, um unſer Mitleiden gegen eine ſo zärtliche Mutter auf das höchſte zu treiben, ſie durch ihre Zärtlichkeit ſelbſt unglücklich werden zu laſſen? Oder warum ſollte es ihm nicht erlaubt ſeyn, den Sohn, den er der frommen Rache ſeiner Mutter entriſſen, gleichwohl den Nachſtellungen des Tyrannen unterliegen zu laſſen? Würde eine ſolche Merope in beiden Fällen nicht wirklich die beiden Eigenſchaften des beſten Trauerſpiels verbinden, die man bei dem Kunſtrichter ſo widerſprechend findet?

Ich merke wohl, was das Mißverſtändniß veranlaßt haben kann. Man hat ſich einen Glückswechſel aus dem Beſſern in das Schlimmere nicht ohne Leiden, und das durch die Erkennung verhinderte Leiden nicht ohne Glückswechſel denken können. Gleichwohl kann beides gar wohl ohne das andere ſeyn; nicht zu erwähnen, daß auch nicht beides eben die nämliche Perſon treffen muß, und wenn es die nämliche Perſon trifft, daß eben nicht beides ſich zu der nämlichen Zeit ereignen darf, ſondern eines auf das andere folgen, eines durch das andere verurſacht werden kann. Ohne dieſes zu überlegen, hat man nur an ſolche Fälle und Fabeln gedacht, in welche beide Theile entweder zuſammen fließen, oder der eine den andern nothwendig ausſchließt. Daß es dergleichen giebt, iſt unſtreitig. Aber iſt der Kunſtrichter deßwegen zu tadeln, der ſeine Regeln in der möglichſten Allgemeinheit abfaßt, ohne ſich um die Fülle zu bekümmern, in welchen ſeine allgemeinen Regeln in Colliſion kommen, und eine Vollkommenheit der andern aufgeopfert werden muß? Setzt ihn eine ſolche Colliſion mit ſich ſelbſt in Widerſpruch? Er ſagt: dieſer Theil der Fabel, wenn er ſeine Vollkommenheit haben ſoll, muß von dieſer Beſchaffenheit ſeyn; jener von einer andern, und ein dritter wiederum von einer andern. Aber wo hat er geſagt, daß jede Fabel dieſe Theile alle nothwendig haben müſſe? Genug für ihn, daß es Fabeln giebt, die ſie alle haben können. Wenn eure Fabel aus der Zahl dieſer glücklichen nicht iſt; wenn ſie euch nur den beſten Glückswechſel, oder nur die beſte Behandlung des Leidens erlaubt; ſo unterſucht, bei welchem von beiden ihr am beſten überhaupt fahren würdet und wählet. Das iſt es alles!

Neununddreißigſtes Stück.

Den 11. September 1767.

Am Ende zwar mag ſich Ariſtoteles widerſprochen, oder nicht widerſprochen haben; Tournemine mag ihn recht verſtanden oder nicht recht verſtanden haben: die Fabel der Merope iſt weder in dem einen noch in dem andern Falle ſo ſchlechterdings für eine vollkommene tragiſche Fabel zu erkennen. Denn hat ſich Ariſtoteles widerſprochen, ſo behauptet er eben ſowohl gerade das Gegentheil von ihr, und es muß erſt unterſucht werden, wo er das größere Recht hat, ob dort oder hier. Hat er ſich aber nach meiner Erklärung nicht widerſprochen, ſo gilt das Gute, was er davon ſagt, nicht von der ganzen Fabel, ſondern nur von einem einzelnen Theile derſelben. Vielleicht war der Mißbrauch ſeines Anſehens bei dem Pater Tournemine auch nur ein bloßer Jeſuiterkniff, um uns mit guter Art verſtehen zu geben, daß eine ſo vollkommene Fabel von einem ſo großen Dichter, als Voltaire, bearbeitet, nothwendig ein Meiſterſtück werden müſſen.

Doch Tournemine und Tournemine — Ich fürchte, meine Leſer werden fragen: „Wer iſt denn dieſer Tournemine? Wir kennen keinen Tournemine.“ Denn viele dürften

ihn wirklich nicht kennen, und manche dürften ſo fragen, weil ſie ihn gar zu gut kennen; wie Montesquieu. [1]

Sie belieben alſo anſtatt des Pater Tournemine den Herrn von Voltaire ſelbſt zu ſubſtituiren. Denn auch er ſucht uns von dem verlorenen Stücke des Euripides die nämlichen irrigen Begriffe zu machen. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles in ſeiner unſterblichen Dichtkunſt nicht anſtehe, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey. Auch er ſagt, daß Ariſtoteles dieſem Coup de Théâtre den Vorzug vor allen andern ertheile. Und vom Plutarch verſichert er uns gar, daß er dieſes Stück des Euripides für das rührendſte von allen Stücken deſſelben gehalten habe. [2] Dieſes letztere iſt nun gänzlich aus der Luft gegriffen. Denn Plutarch macht von dem Stücke, aus welchem er die Situation der Merope anführt, nicht einmal den Titel namhaft; er ſagt weder wie es heißt, noch wer der Verfaſſer deſſelben ſey; geſchweige, daß er es für das rührendſte von allen Stücken des Euripides erkläre.

Ariſtoteles ſoll nicht anſtehen, zu behaupten, daß die Erkennung der Merope und ihres Sohnes der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne ſey! Welche Ausdrücke: nicht anſtehen, zu behaupten! Welche Hyperbel: der intereſſanteſte Augenblick der ganzen griechiſchen Bühne! Sollte man hieraus nicht ſchließen, Ariſtoteles gehe mit Fleiß alle intereſſante Augenblicke, welche ein Trauerſpiel haben könne, durch, vergleiche einen mit dem andern, wiege die verſchiedenen Beiſpiele, die er von jedem insbeſondere bei allen, oder wenigſtens den vornehmſten Dichtern gefunden, unter einander ab, und thue endlich ſo dreiſt als ſicher den Ausſpruch für dieſen Augenblick bei dem Euripides. Gleichwohl iſt es nur eine einzelne Art von intereſſanten Augenblicken, wovon er ihn zum Beiſpiele anführt; gleichwohl iſt er nicht einmal das einzige Beiſpiel von dieſer Art. Denn Ariſtoteles fand ähnliche Beiſpiele in der Iphigenia, wo die Schweſter den Bruder, und in der Helle, wo der Sohn die Mutter erkennt, eben da die erſtern im Begriffe ſind, ſich gegen die andern zu vergehen.

Das zweite Beiſpiel von der Iphigenia iſt wirklich aus dem Euripides; und wenn, wie Dacier vermuthet, auch die Helle ein Werk dieſes Dichters geweſen: ſo wäre es doch ſonderbar, daß Ariſtoteles alle drei Beiſpiele von einer ſolchen glücklichen Erkennung gerade bei demjenigen Dichter gefunden hätte, der ſich der unglücklichen Peripetie am meiſten bediente. Warum zwar ſonderbar? Wir haben ja geſehen, daß die eine die andere nicht ausſchließt; und obſchon in der Iphigenia die glückliche Erkennung auf die unglückliche Peripetie folgt, und das Stück überhaupt alſo glücklich ſich endet: wer weiß, ob nicht in den beiden andern eine unglückliche Peripetie auf die glückliche Erkennung folgte, und ſie alſo völlig in der Manier ſchloſſen, durch die ſich Euripides den Charakter des tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern verdiente?

Mit der Merope, wie ich gezeigt, war es auf eine doppelte Art möglich; ob es aber wirklich geſchehen oder nicht geſchehen, läßt ſich aus den wenigen Fragmenten, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, nicht ſchließen. Sie enthalten nichts als Sittenſprüche und moraliſche Geſinnungen, von ſpätern Schriftſtellern gelegentlich angezogen, und werfen nicht das geringſte Licht auf die Oekonomie des Stücks. [1] Aus dem einzigen, bei dem Polybius, welches eine Anrufung an die Göttin des Friedens iſt, ſcheint zu erhellen, daß zu der Zeit, in welche die Handlung gefallen, die Ruhe in dem Meſſeniſchen Staate noch nicht wieder hergeſtellt geweſen; und aus ein paar andern ſollte man faſt ſchließen, daß die Ermordung des Kreſphontes und ſeiner zwei ältern Söhne entweder einen Theil der Handlung ſelbſt ausgemacht habe, oder doch nur kurz vorhergegangen ſey, welches beides ſich mit der Erkennung des jüngern Sohnes, der erſt verſchiedene Jahre nachher ſeinen Vater und ſeine Brüder zu rächen kam, nicht wohl zuſammen reimt. Die größte Schwierigkeit aber macht mir der Titel ſelbſt. Wenn dieſe Erkennung, wenn dieſe Rache des jüngern Sohnes der vornehmſte Inhalt geweſen: wie konnte das Stück Kreſphontes heißen? Kreſphontes war der Name des Vaters; der Sohn aber hieß nach einigen Aepytus und nach andern Telephontes; vielleicht, daß jenes der rechte und dieſes der angenommene Name war, den er in der Fremde führte, um unerkannt und vor den Nachſtellungen des Polyphonts ſicher zu bleiben. Der Vater muß längſt todt ſeyn, wenn ſich der Sohn des väterlichen Reiches wieder bemächtigt. Hat man jemals gehört, daß ein Trauerſpiel nach einer Perſon benannt worden, die gar nicht darin vorkommt? Corneille und Dacier haben ſich geſchwind über dieſe Schwierigkeit hinweg zu ſetzen gewußt, indem ſie angenommen, daß der Sohn gleichfalls Kreſphont geheißen; [2] aber mit welcher Wahrſcheinlichkeit? aus welchem Grunde?

Wenn es indeß mit einer Entdeckung ſeine Richtigkeit hat, mit der ſich Maffei ſchmeichelte: ſo können wir den Plan des Kreſphontes ziemlich genau wiſſen. Er glaubte

[1] Lettres familières.

[2] Aristote, dans sa Poëtique immortelle, ne balance pas à dire que la reconnaissance de Merope et de son fils étaient le moment le plus intéressant de toute la scène Grecque. Il donnait à ce coup de Théâtre la préférance sur tous les autres. Plutarque dit que les Grecs, ce peuple si sensible, frémissaient de crainte que le vieillard, qui devait arrêter le bras de Merope, n'arrivât pas assez-tôt. Cette pièce, qu'on jouait de son tems, et dont il nous reste très peu de fragmens, lui paraissait la plus touchante de toutes les tragédies d'Euripide etc. Lettre à Mr. Maffei.

[1] Dasjenige, welches Dacier anführt (Poétique d'Aristote, Chap. XV. Rem. 23.), ohne ſich zu erinnern, wo er es geleſen, ſteht bei dem Plutarch in der Abhandlung: wie man ſeine Feinde nützen ſolle.

[2] Remarque 22. sur le Chapitre XV. de la Poét. d'Arist. Une Mère, qui va tuer son fils, comme Merope va tuer Cresphonte etc.

ihn nämlich bei dem Hyginus in der hundertundvierundachtzigſten Fabel gefunden zu haben.[1] Denn er hält die Fabeln des Hyginus überhaupt größten Theils für nichts als für die Argumente alter Tragödien, welcher Meinung auch ſchon vor ihm Reineſius geweſen war, und empfiehlt daher den neuern Dichtern, lieber in dieſem verfallenen Schachte nach alten tragiſchen Fabeln zu ſuchen, als ſich neue zu erdichten. Der Rath iſt nicht übel und zu befolgen. Auch hat ihn mancher befolgt, ehe ihn Maffei noch gegeben, oder ohne zu wiſſen, daß er ihn gegeben. Herr Weiß hat den Stoff zu ſeinem Thyeſt aus dieſer Grube geholt; und es wartet da noch mancher auf ein verſtändiges Auge. Nur möchte es nicht der größte, ſondern vielleicht gerade der allerkleinſte Theil ſeyn, der in dieſer Abſicht von dem Werke des Hyginus zu nutzen. Es braucht auch darum gar nicht aus den Argumenten der alten Tragödien zuſammen geſetzt zu ſeyn; es kann aus eben den Quellen, mittelbar oder unmittelbar, gefloſſen ſeyn, zu welchen die Tragödienſchreiber ſelbſt ihre Zuflucht nahmen. Ja, Hyginus, oder wer ſonſt die Compilation gemacht, ſcheint ſelbſt die Tragödien als abgeleitete verdorbene Bäche betrachtet zu haben, indem er an verſchiedenen Stellen das, was weiter nichts als die Glaubwürdigkeit eins tragiſchen Dichters für ſich hatte, ausdrücklich von der alten ächtern Tradition abſondert. So erzählt er z. E. die Fabel von der Ino und die Fabel von der Antiopa zuerſt nach dieſer und darauf in einem beſondern Abſchnitte, nach der Behandlung des Euripides.

Vierzigſtes Stück.

Den 15. September 1767.

Damit will ich jedoch nicht ſagen, daß, weil über der hundertundvierundachtzigſten Fabel der Name des Euripides nicht ſtehe, ſie auch nicht aus dem Kreſphont deſſelben könne gezogen ſeyn. Vielmehr bekenne ich, daß ſie wirklich den Gang und die Verwickelung eines Trauerſpiels hat, ſo daß, wenn ſie keines geweſen iſt, ſie doch leicht eines werden könnte, und zwar eines, deſſen Plan der alten Simplicität weit näher käme als alle neuere Meropen. Man urtheile ſelbſt: die Erzählung des Hyginus, die ich oben nur verkürzt angeführt, iſt nach allen ihren Umſtänden folgende.

Kreſphontes war König von Meſſenien und hatte mit ſeiner Gemahlin Merope drei Söhne, als Polyphontes einen Aufſtand gegen ihn erregte, in welchem er nebſt ſeinen beiden älteſten Söhnen das Leben verlor. Polyphontes bemächtigte ſich hierauf des Reichs und der Hand der Merope, welche während dem Aufruhr Gelegenheit gefunden hatte, ihren dritten Sohn, Namens Telephontes, zu einem Gaſtfreunde in Aetolien in Sicherheit bringen zu laſſen. Je mehr Telephontes heranwuchs, deſto unruhiger ward Polyphontes. Er konnte ſich nichts Gutes von ihm gewärtigen, und verſprach alſo demjenigen eine große Belohnung, der ihn aus dem Wege räumen würde. Dieſes erfuhr Telephontes; und da er ſich nunmehr fähig fühlte, ſeine Rache zu unternehmen, ſo machte er ſich heimlich aus Aetolien weg, ging nach Meſſenien, kam zu dem Tyrannen, ſagte, daß er den Telephontes umgebracht habe, und verlangte die von ihm dafür ausgeſetzte Belohnung. Polyphontes nahm ihn auf, und befahl, ihn ſo lange in ſeinem Palaſte zu bewirthen, bis er ihn weiter ausfragen könne. Telephontes ward alſo in das Gaſtzimmer gebracht, wo er vor Müdigkeit einſchlief. Indeß kam der alte Diener, welchen bisher Mutter und Sohn zu ihren wechſelſeitigen Botſchaften gebraucht, weinend zu Meropen und meldet ihr, daß Telephontes aus Aetolien weg ſey, ohne daß man wiſſe, wo er hingekommen. Sogleich eilt Merope, der es nicht unbekannt geblieben, weſſen ſich der angekommene Fremde rühme, mit einer Axt nach dem Gaſtzimmer, und hätte ihn im Schlafe unfehlbar umgebracht, wenn nicht der Alte, der ihn dahin nachgefolgt, den Sohn noch zur rechten Zeit erkannt und die Mutter an der Frevelthat verhindert hätte. Nunmehr machten beide gemeinſchaftliche Sache, und Merope ſtellte ſich gegen ihren Gemahl ruhig und verſöhnt. Polyphontes dünkte ſich aller ſeiner Wünſche gewährt und wollte den Göttern durch ein feierliches Opfer ſeinen Dank bezeugen. Als ſie aber alle um den Altar verſammelt waren, führte Telephontes den Streich, mit dem er das Opferthier fällen zu wollen ſich ſtellte, auf den König; der Tyrann fiel und Telephontes gelangte zu dem Beſitze ſeines väterlichen Reichs.[1]

[1] — Questa scoperta penso io d'aver fatta, nel leggere la Favola 184 d'Igino, la quale a mio credere altra non è, che l'Argomento di quella Tragedia, in cui si rappresenta interamente la condotta di essa. Sovvienmi, che al primo gettar gli occhi, ch' io fecì già in quell' Autore, mi apparve subito nella mente, altro non essere le più di quelle Favole, che gli Argomenti delle Tragedie antiche: mi accertai di ciò col confrontarne alcune poche con le Tragedie, che ancora abbiamo; e appunto in questi giorni, venuta a mano l'ultima editione d'Igino, mi è stato caro di vedere in un passo addotto, come fu anche il Reinesio di tal sentimento. Una miniera è però questa di Tragici Argomenti, che se fosse stata nota a' Poeti, non avrebbero penato tanto in rinvenir soggetti a lor fantasia: io la scoprirò loro di buona voglia, perchè rendano col loro ingegno alla nostra età ciò, che dal tempo invidioso le fu rapido. Merita dunque, almeno per questo capo, alquanto più di considerazione quell' Operetta, anche tal qual l'abbiamo, che dagli Eruditi non è stato creduto: e quanto al discordar talvolta dagli altri Scrittori delle favolose Storie, questa avertenza ce ne addita la ragione, non avendole costui narrate secondo la tradizione, ma conforme i Poeti in proprio uso convertendole, le avean ridotte.

[1] In der 184. Fabel des Hyginus, aus welcher obige Erzählung genommen, ſind offenbar Begebenheiten in einander gefloſſen, die nicht die geringſte Verbindung unter ſich haben. Sie fängt an mit dem Schickſale des Pentheus und der Agave, und endet ſich mit der Geſchichte der Merope. Ich kann gar nicht begreifen, wie die Herausgeber dieſe Verwirrung unangemerkt laſſen können; es wäre denn, daß ſie ſich bloß in derjenigen Ausgabe, welche ich vor mir habe (Joannis Schefferi, Hamburgi 1674), befände. Dieſe Unterſuchung überlaſſe ich dem, der die Mittel dazu bei der Hand hat. Genug, daß hier, bei mir, die 184. Fabel mit den Worten: quam Licoterses excepit, aus ſeyn muß. Das übrige macht entweder eine beſondere

Auch hatten ſchon in dem ſechzehnten Jahrhunderte zwei italieniſche Dichter, Joh. Bapt. Liviera und Pomponio Torelli, den Stoff zu ihren Trauerſpielen, Kreſphont und Merope, aus dieſer Fabel des Hyginus genommen, und waren ſonach, wie Maffei meint, in die Fußſtapfen des Euripides getreten, ohne es zu wiſſen. Doch dieſer Ueberzeugung ungeachtet wollte Maffei ſelbſt ſein Werk ſo wenig zu einer bloßen Divination über den Euripides machen, und den verlornen Kreſphont in ſeiner Merope wieder aufleben laſſen, daß er vielmehr mit Fleiß von verſchiedenen Hauptzügen dieſes vermeintlichen Euripidiſchen Planes abging, und nur die einzige Situation, die ihn vornehmlich darin gerührt hatte, in aller ihrer Ausdehnung zu nutzen ſuchte.

Die Mutter nämlich, die ihren Sohn ſo feurig liebte, daß ſie ſich an dem Mörder deſſelben mit eigner Hand rächen wollte, brachte ihn auf den Gedanken, die mütterliche Zärtlichkeit überhaupt zu ſchildern und mit Ausſchließung aller andern Liebe durch dieſe einzige reine und tugendhafte Leidenſchaft ſein ganzes Stück zu beleben. Was dieſer Abſicht alſo nicht vollkommen zuſprach, ward verändert; welches beſonders die Umſtände von Meropens zweiter Verheirathung und von des Sohnes auswärtiger Erziehung treffen mußte. Merope mußte nicht die Gemahlin des Polyphonts ſeyn; denn es ſchien dem Dichter mit der Gewiſſenhaftigkeit einer ſo frommen Mutter zu ſtreiten, ſich den Umarmungen eines zweiten Mannes überlaſſen zu haben, indem ſie den Mörder ihres erſten kannte, und deſſen eigene Erhaltung es erforderte, ſich durchaus von allen, welche nähere Anſprüche auf den Thron haben könnten, zu befreien. Der Sohn mußte nicht bei einem vornehmen Gaſtfreunde ſeines väterlichen Hauſes, in aller Sicherheit und Gemächlichkeit, in der völligen Kenntniß ſeines Standes und ſeiner Beſtimmung erzogen ſeyn: denn die mütterliche Liebe erkaltet natürlicher Weiſe, wenn ſie nicht durch die beſtändigen Vorſtellungen des Ungemachs, der immer neuen Gefahren, in welche ihr abweſender Gegenſtand gerathen kann, gereizt und angeſtrengt wird. Er mußte nicht in der ausdrücklichen Abſicht kommen, ſich an dem Tyrannen zu rächen; er muß nicht von Meropen für den Mörder ihres Sohnes gehalten werden, weil er ſich ſelbſt dafür ausgiebt, ſondern weil eine gewiſſe Verbindung von Zufällen dieſen Verdacht auf ihn zieht; denn kennt er ſeine Mutter, ſo iſt ihre Verlegenheit bei der erſten mündlichen Erklärung aus, und ihr rührender Kummer, ihre zärtliche Verzweiflung hat nicht freies Spiel genug.

Und dieſen Veränderungen zufolge kann man ſich den Maffeiſchen Plan ungefähr vorſtellen. Polyphontes regiert bereits funfzehn Jahre, und doch fühlt er ſich auf dem Throne noch nicht befeſtigt genug. Denn das Volk iſt noch immer dem Hauſe ſeines vorigen Königs zugethan und rechnet auf den letzten geretteten Zweig deſſelben. Die Mißvergnügten zu beruhigen, fällt ihm ein, ſich mit Meropen zu verbinden. Er trägt ihr ſeine Hand an, unter dem Vorwande einer wirklichen Liebe. Doch Merope weiſet ihn mit dieſem Vorwande zu empfindlich ab; und nun ſucht er durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, wozu ihm ſeine Verſtellung nicht verhelfen können. Eben dringt er am ſchärfſten in ſie, als ein Jüngling vor ihn gebracht wird, den man auf der Landſtraße über einem Morde ergriffen hat. Aegiſth, ſo nannte ſich der Jüngling, hatte nichts gethan, als ſein eigenes Leben gegen einen Räuber vertheidigt; ſein Anſehen verräth ſo viel Adel und Unſchuld, ſeine Rede ſo viel Wahrheit, daß Merope, die noch außerdem eine gewiſſe Falte ſeines Mundes bemerkt, die ihr Gemahl mit ihm gemein hatte, bewogen wird, den König für ihn zu bitten, und der König begnadigt ihn. Doch gleich darauf vermißt Merope ihren jüngſten Sohn, den ſie einem alten Diener, Namens Polydor, gleich nach dem Tode ihres Gemahls anvertraut hatte, mit dem Befehle, ihn als ſein eignes Kind zu erziehen. Er hat den Alten, den er für ſeinen Vater hält, heimlich verlaſſen, um die Welt zu ſehen; aber er iſt nirgends wieder aufzufinden. Dem Herzen einer Mutter ahnt immer das Schlimmſte; auf der Landſtraße iſt jemand ermordet worden; wie, wenn es ihr Sohn geweſen wäre? So denkt ſie und wird in ihrer bangen Vermuthung durch verſchiedene Umſtände, durch die Bereitwilligkeit des Königs, den Mörder zu begnadigen, vornehmlich aber durch einen Ring beſtärkt, den man bei dem Aegiſth gefunden, und von dem ihr geſagt wird, daß ihn Aegiſth dem Erſchlagenen abgenommen habe. Es iſt dieſes der Siegelring ihres Gemahls, den ſie dem Polydor mitgegeben hatte, um ihn ihrem Sohne einzuhändigen, wenn er erwachſen, und es Zeit ſeyn würde, ihm

Fabel, von der die Anfangsworte verloren gegangen, oder gehört, welches mir das wahrſcheinlichſte iſt, zu der 137., ſo daß, beides mit einander verbunden, ich die ganze Fabel von der Merope, man mag ſie nun zu der 137. oder zu der 184. machen wollen, folgendermaßen zuſammenleſen würde. Es verſteht ſich, daß in der letztern die Worte: cum qua Polyphontes, occiso Cresphonte, regnum occupavit, als eine unnöthige Wiederholung, mit ſammt dem darauf folgenden ejus, welches auch ſo ſchon überflüſſig iſt, wegfallen müßte.

MEROPE.

Polyphontes, Messeniae rex, Cresphontem Aristomachi filium cum interfecisset, ejus imperium et Meropem uxorem possedit. Filium autem infantem Merope mater, quem ex Cresphonte habebat, absconse ad hospitem in Aetoliam mandavit. Hunc Polyphontes maxima cum industria quaerebat, aurumque pollicebatur, si quis eum necasset. Qui postquam ad puberem aetatem venit, capit consilium, ut exequatur patris et fratrum mortem. Itaque venit ad regem Polyphontem, aurum petitum, dicens se Cresphontis interfecisse filium et Meropis, Telephontem. Interim rex eum jussit in hospitio manere, ut amplius de eo perquireret. Qui cum per lassitudinem obdormisset, senex qui inter matrem et filium internuncius erat, flens ad Meropem venit, negans eum apud hospitem esse, nec comparere. Merope credens eum esse filii sui interfectorem, qui dormiebat, in Chalcidicum cum securi venit, inscia ut filium suum interficeret, quem senex cognovit, et matrem a scelere retraxit. Merope postquam invenit, occasionem sibi datam esse, ab inimico se ulciscendi, redit cum Polyphonte in gratiam. Rex laetus cum rem divinam faceret, hospes falso simulavit se hostiam percussisse, eumque interfecit, patriumque regnum adeptus est.

ſeinen Stand zu entdecken. Sogleich läßt ſie den Jüngling, für den ſie vorher ſelbſt gebeten, an eine Säule binden, und will ihm das Herz mit eigener Hand durchſtoßen. Der Jüngling erinnert ſich in dieſem Augenblicke ſeiner Eltern; ihm entfährt der Name Meſſene; er gedenkt des Verbots ſeines Vaters, dieſen Ort ſorgfältig zu vermeiden; Merope verlangt hierüber Erklärung: indem kommt der König dazu und der Jüngling wird befreit. So nahe Merope der Erkennung ihres Irrthums war, ſo tief verfällt ſie wiederum darein zurück, als ſie ſieht, wie höhniſch der König über ihre Verzweiflung triumphirt. Nun iſt Aegiſth unfehlbar der Mörder ihres Sohnes, und nichts ſoll ihn vor ihrer Rache ſchützen. Sie erfährt mit einbrechender Nacht, daß er in dem Vorſaale ſey, wo er eingeſchlafen, und kommt mit einer Axt, ihm den Kopf zu ſpalten; und ſchon hat ſie die Axt zu dem Streiche erhoben, als ihr Polydor, der ſich kurz zuvor in eben den Vorſaal eingeſchlichen, und den ſchlafenden Aegiſth erkannt hatte, in die Arme fällt. Aegiſth erwacht und flieht, und Polydor entdeckt Meropen ihren eigenen Sohn in dem vermeinten Mörder ihres Sohnes. Sie will ihm nach und würde ihn leicht durch ihre ſtürmiſche Zärtlichkeit dem Tyrannen entdeckt haben, wenn ſie der Alte nicht auch hiervon zurück gehalten hätte. Mit frühem Morgen ſoll ihre Vermählung mit dem Könige vollzogen werden; ſie muß zu dem Altare, aber ſie will eher ſterben, als ihre Einwilligung ertheilen. Indeß hat Polydor auch den Aegiſth ſich kennen gelehrt; Aegiſth eilt in den Tempel, drängt ſich durch das Volk, und — das Uebrige wie beim Hyginus.

Einundvierzigſtes Stück.

Den 18. September 1767.

Je ſchlechter es zu Anfang dieſes Jahrhunderts mit dem italieniſchen Theater überhaupt ausſah, deſto größer war der Beifall und das Zujauchzen, womit die Merope des Maffei aufgenommen wurde.

Cedite Romani scriptores, cedite Graii,
Nescio quid majus nascitur Oedipode:

ſchrie Leonardo Adami, der nur noch die erſten zwei Acte in Rom davon geſehen hatte. In Venedig ward 1714 das ganze Carneval hindurch faſt kein anderes Stück geſpielt als Merope; die ganze Welt wollte die neue Tragödie ſehen und wieder ſehen, und ſelbſt die Operbühnen fanden ſich darüber verlaſſen. Sie ward in einem Jahre viermal gedruckt, und in ſechszehn Jahren (von 1714—1730) ſind mehr als dreißig Ausgaben in und außer Italien, zu Wien, zu Paris, zu London davon gemacht worden. Sie ward ins Franzöſiſche, ins Engliſche, ins Deutſche überſetzt, und man hatte vor, ſie mit allen dieſen Ueberſetzungen zugleich drucken zu laſſen. Ins Franzöſiſche war ſie bereits zweimal überſetzt, als der Herr von Voltaire ſich nochmals darüber machen wollte, um ſie auch wirklich auf die franzöſiſche Bühne zu bringen. Doch er fand bald, daß dieſes durch eine eigentliche Ueberſetzung nicht geſchehen könnte, wovon er die Urſachen in dem Schreiben an den Marquis, welches er nachher ſeiner eignen Merope vorſetzte, umſtändlich angiebt.

„Der Ton, ſagt er, ſey in der italieniſchen Merope viel zu naiv und bürgerlich und der Geſchmack des franzöſiſchen Parterres viel zu fein, viel zu verzärtelt, als daß ihm die bloße ſimple Natur gefallen könne. Es wolle die Natur nicht anders als unter gewiſſen Zügen der Kunſt ſehen, und dieſe Züge müßten zu Paris weit anders als zu Verona ſeyn.“ Das ganze Schreiben iſt mit der äußerſten Politeſſe abgefaßt; Maffei hat nirgends gefehlt; alle ſeine Nachläſſigkeiten und Mängel werden auf die Rechnung ſeines Nationalgeſchmacks geſchrieben; es ſind wohl noch gar Schönheiten, aber leider nur Schönheiten für Italien. Gewiß, man kann nicht höflicher kritiſiren! Aber die verzweifelte Höflichkeit! Auch einem Franzoſen wird ſie gar bald zur Laſt, wenn ſeine Eitelkeit im geringſten dabei leidet. Die Höflichkeit macht, daß wir liebenswürdig ſcheinen, aber nicht groß, und der Franzoſe will eben ſo groß als liebenswürdig ſcheinen.

Was folgt alſo auf die galante Zueignungsſchrift des Herrn von Voltaire? Ein Schreiben eines gewiſſen de la Lindelle, welcher dem guten Maffei eben ſo viel Grobheiten ſagt, als ihm Voltaire Verbindliches geſagt hatte. Der Styl dieſes de la Lindelle iſt ziemlich der Voltaireſche Styl; es iſt Schade, daß eine ſo gute Feder nicht mehr geſchrieben hat, und übrigens ſo unbekannt geblieben iſt. Doch Lindelle ſey Voltaire oder ſey wirklich Lindelle: wer einen franzöſiſchen Januskopf ſehen will, der vorne auf die einſchmeichelndſte Weiſe lächelt und hinten die hämiſchſten Grimaſſen ſchneidet, der leſe beide Briefe in einem Zuge. Ich möchte keinen geſchrieben haben, am wenigſten aber beide. Aus Höflichkeit bleibt Voltaire dieſſeits der Wahrheit ſtehen, und aus Verkleinerungsſucht ſchweift Lindelle bis jenſeit derſelben. Jener hätte freimüthiger und dieſer gerechter ſeyn müſſen, wenn man nicht auf den Verdacht gerathen ſollte, daß der nämliche Schriftſteller ſich hier unter einem fremden Namen wieder einbringen wollen, was er ſich dort unter ſeinem eigenen vergeben habe.

Voltaire rechne es dem Marquis immer ſo hoch an, als er will, daß er einer der erſtern unter den Italienern ſey, welcher Muth und Kraft genug gehabt, eine Tragödie ohne Galanterie zu ſchreiben, in welcher die ganze Intrigue auf der Liebe einer Mutter beruhe, und das zärtlichſte Intereſſe aus der reinſten Tugend entſpringe. Er beklage es ſo ſehr als ihm beliebt, daß die falſche Delicateſſe ſeiner Nation ihm nicht erlauben wollen, von den leichteſten natürlichſten Mitteln, welche die Umſtände zur Verwicklung darbieten, von den unſtudirten wahren Reden, welche die Sache ſelbſt in den Mund legt, Gebrauch zu machen. Das Pariſer

Parterre hat unſtreitig ſehr Unrecht, wenn es ſeit dem königlichen Ringe, über den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, durchaus von keinem Ringe auf dem Theater mehr hören will;[1] wenn es ſeine Dichter daher zwingt, lieber zu jedem andern, auch dem aller unſchicklichſten Mittel der Erkennung ſeine Zuflucht zu nehmen, als zu einem Ringe, mit welchem doch die ganze Welt zu allen Zeiten eine Art von Erkennung, eine Art von Verſicherung der Perſon verbunden hat. Es hat ſehr Unrecht, wenn es nicht will, daß ein junger Menſch, der ſich für den Sohn gemeiner Eltern hält und in dem Lande auf Abenteuer ganz allein herumſchweift, nachdem er einen Mord verübt, dem ungeachtet nicht ſoll für einen Räuber gehalten werden dürfen, weil es voraus ſieht, daß er der Held des Stücks werden müſſe;[2] wenn es beleidigt wird, daß man einem ſolchen Menſchen keinen koſtbaren Ring zutrauen will, da doch kein Fähndrich in des Königs Armee ſey, der nicht de belles Nippes beſitze. Das Pariſer Parterre, ſage ich, hat in dieſen und ähnlichen Fällen Unrecht; aber warum muß Voltaire auch in andern Fällen, wo es gewiß nicht Unrecht hat, dennoch lieber ihm als dem Maffei Unrecht zu geben ſcheinen wollen? Wenn die franzöſiſche Höflichkeit gegen Ausländer darin beſteht, daß man ihnen auch in ſolchen Stücken Recht giebt, wo ſie ſich ſchämen müßten, Recht zu haben, ſo weiß ich nicht, was beleidigender und einem freien Menſchen unanſtändiger ſeyn kann, als dieſe franzöſiſche Höflichkeit. Das Geſchwätz, welches Maffei ſeinem alten Polydor von luſtigen Hochzeiten, von prächtigen Krönungen, denen er vor dieſen beigewohnt, in den Mund legt, und zu einer Zeit in den Mund legt, wenn das Intereſſe aufs höchſte geſtiegen und die Einbildungskraft der Zuſchauer mit ganz andern Dingen beſchäftigt iſt: dieſes Neſtoriſche, aber am unrechten Orte Neſtoriſche, Geſchwätz, kann durch keine Verſchiedenheit des Geſchmacks unter verſchiedenen cultivirten Völkern entſchuldigt werden; hier muß der Geſchmack überall der nämliche ſeyn und der Italiener hat nicht ſeinen eigenen, ſondern hat gar keinen Geſchmack, wenn er nicht eben ſo wohl dabei gähnt und darüber unwillig wird, als der Franzoſe. „Sie „haben, ſagt Voltaire zu dem Marquis, in Ihrer Tragödie „jene ſchöne und rührende Vergleichung des Virgils:

Qualis populea moerens Philomela sub umbra
Amissos quaeritur foetus — — —

„überſetzen und anbringen dürfen. Wenn ich mir ſo eine „Freiheit nehmen wollte, ſo würde man mich damit in die „Epopee verweiſen. Denn Sie glauben nicht, wie ſtreng „der Herr iſt, dem wir zu gefallen ſuchen müſſen: ich meine „unſer Publicum. Dieſes verlangt, daß in der Tragödie „überall der Held und nirgends der Dichter ſprechen ſoll, „und meint, daß bei kritiſchen Vorfällen in Rathsverſamm„lungen, bei einer heftigen Leidenſchaft, bei einer dringen„den Gefahr kein König, kein Miniſter poetiſche Vergleichun„gen zu machen pflege.“ Aber verlangt denn dieſes Publicum etwas unrechtes? meint es nicht, was die Wahrheit iſt? Sollte nicht jedes Publicum eben dieſes verlangen? eben dieſes meinen? Ein Publicum, das anders richtet, verdient dieſen Namen nicht: und muß Voltaire das ganze italieniſche Publicum zu ſo einem Publicum machen wollen, weil er nicht Freimüthigkeit genug hat, dem Dichter gerade heraus zu ſagen, daß er hier und an mehreren Stellen luxurire und ſeinen eigenen Kopf durch die Tapete ſtecke? Auch unerwogen, daß ausführliche Gleichniſſe überhaupt ſchwerlich eine ſchickliche Stelle in dem Trauerſpiele finden können, hätte er anmerken ſollen, daß jenes Virgiliſche von dem Maffei äußerſt gemißbraucht worden. Bei dem Virgil vermehrt es das Mitleiden und dazu iſt es eigentlich geſchickt; bei dem Maffei aber iſt es in dem Mund desjenigen, der über das Unglück, wovon er das Bild ſeyn ſoll, triumphirt, und müßte nach der Geſinnung des Polyphonts mehr Hohn als Mitleid erwecken. Auch noch wichtigere und auf das Ganze noch größern Einfluß habende Fehler ſcheut ſich Voltaire nicht, lieber dem Geſchmacke der Italiener überhaupt, als einem einzelnen Dichter aus ihnen, zur Laſt zu legen, und dünkt ſich von der allerfeinſten Lebensart, wenn er den Maffei damit tröſtet, daß er ſeine Nation nicht beſſer verſtehe als er; daß ſeine Fehler die Fehler ſeiner Nation wären; daß aber Fehler einer ganzen Nation eigentlich keine Fehler wären, weil es ja eben nicht darauf ankomme, was an und für ſich gut oder ſchlecht ſey, ſondern was die Nation dafür wolle gelten laſſen. „Wie hätte ich es wagen „dürfen, fährt er mit einem tiefen Bücklinge, aber zugleich „auch mit einem Schnippchen in der Taſche, gegen den „Marquis fort, bloße Nebenperſonen ſo oft mit einander „ſprechen zu laſſen, als Sie gethan haben? Sie dienen „bei Ihnen die intereſſanten Scenen zwiſchen den Haupt„perſonen vorzubereiten; es ſind die Zugänge zu einem „ſchönen Palaſte; aber unſer ungeduldiges Publicum will „ſich auf einmal in dieſem Palaſte befinden. Wir müſſen „uns alſo ſchon nach dem Geſchmack eines Volks richten, „welches ſich an Meiſterſtücken ſatt geſehen hat und alſo „äußerſt verwöhnt iſt.“ Was heißt dieſes anders als: „Mein Herr Marquis, Ihr Stück hat ſehr, ſehr viel kalte, langweilige, unnütze Scenen. Aber es ſey fern von mir, daß ich Ihnen einen Vorwurf daraus machen ſollte! Behüte der Himmel! ich bin ein Franzoſe; ich weiß zu leben; ich werde niemanden etwas Unangenehmes unter die Naſe reiben. Ohne Zweifel haben Sie dieſe kalten, langweiligen, unnützen Scenen mit Vorbedacht, mit allem Fleiß gemacht; weil ſie gerade ſo ſind, wie ſie Ihre Nation braucht. Ich wünſchte, daß ich auch ſo wohlfeil davon kommen könnte; aber leider iſt meine Nation ſo weit, ſo weit, daß ich noch viel weiter ſeyn muß, um meine Nation zu befriedigen.

[1] Je n'ai pu me servir comme Mr. Maffei d'un anneau, parce que depuis l'anneau royal dont Boileau se moque dans ses satyres, cela semblerait trop petit sur notre théâtre.

[2] Je n'oserais hazarder de faire prendre un héros pour un voleur, quoique la circonstance où il se trouve autorise cette méprise.

Ich will mir darum eben nicht viel mehr einbilden als Sie; aber da jedoch meine Nation die Ihre Nation ſo ſehr überſieht" — weiter darf ich meine Paraphraſis wohl nicht fortſetzen; denn ſonſt,

Definit in piscem mulier formosa superne:

aus der Höflichkeit wird Perſiflage (ich brauche dieſes franzöſiſche Wort, weil wir Deutſchen von der Sache nichts wiſſen), und aus der Perſiflage dummer Stolz.

Zweiundvierzigſtes Stück.

Den 22 September 1767.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ein guter Theil der Fehler, welche Voltaire als Eigenthümlichkeiten des italieniſchen Geſchmacks nur deßwegen an ſeinem Vorgänger zu entſchuldigen ſcheint, um ſie der italieniſchen Nation überhaupt zur Laſt zu legen, daß, ſage ich, dieſe und noch mehrere und noch größere ſich in der Merope des Maffei befinden. Maffei hatte in ſeiner Jugend viel Neigung zur Poeſie; er machte mit vieler Leichtigkeit Verſe in allen verſchiedenen Stylen der berühmteſten Dichter ſeines Landes; doch dieſe Neigung und dieſe Leichtigkeit beweiſen für das eigentliche Genie, welches zu der Tragödie erfordert wird, wenig oder nichts. Hernach legte er ſich auf die Geſchichte, auf Kritik und Alterthümer; und ich zweifle, ob dieſe Studien die rechte Nahrung für das tragiſche Genie ſind. Er war unter Kirchenvätern und Diplomen vergraben und ſchrieb wider die Pfaffen und Basnagen, als er auf geſellſchaftliche Veranlaſſung ſeine Merope vor die Hand nahm und ſie in weniger als zwei Monaten zu Stande brachte. Wenn dieſer Mann unter ſolchen Beſchäftigungen in ſo kurzer Zeit ein Meiſterſtück gemacht hätte, ſo müßte er der außerordentlichſte Kopf geweſen ſeyn; oder eine Tragödie überhaupt iſt ein ſehr geringfügiges Ding. Was indeß ein Gelehrter von gutem claſſiſchem Geſchmacke, der ſo etwas mehr für eine Erholung als für eine Arbeit anſieht, die ſeiner würdig wäre, leiſten kann, das leiſtete auch er. Seine Anlage iſt geſuchter und ausgedrechſelter als glücklich; ſeine Charaktere ſind mehr nach den Zergliederungen des Moraliſten, oder nach bekannten Vorbildern in Büchern, als nach dem Leben geſchildert; ſein Ausdruck zeigt von mehr Phantaſie als Gefühl; der Literator und der Verſificateur läßt ſich überall ſpüren, aber nur ſelten das Genie und der Dichter.

Als Verſificateur läuft er den Beſchreibungen und Gleichniſſen zu ſehr nach. Er hat verſchiedene ganz vortreffliche, wahre Gemälde, die in ſeinem Munde nicht genug bewundert werden konnten; aber in dem Munde ſeiner Perſonen unerträglich ſind, und in die lächerlichſten Ungereimtheiten ausarten. So iſt es z. E. zwar ſehr ſchicklich, daß Aegiſth ſeinen Kampf mit dem Räuber, den er umgebracht, umſtändlich beſchreibt, denn auf dieſen Umſtänden beruht ſeine Vertheidigung; daß er aber auch, wenn er den Leichnam in den Fluß geworfen zu haben bekennt, alle, ſelbſt die allerkleinſten Phänomene malt, die den Fall eines ſchweren Körpers ins Waſſer begleiten, wie er hineinſchießt, mit welchem Geräuſch er das Waſſer zertheilt, das hoch in die Luft ſpritzt, und wie ſich die Fluth wieder über ihn zuſchließt:[1] das würde man auch nicht einmal einem kalten geſchwätzigen Advocaten, der für ihn ſpräche, verzeihen, geſchweige ihm ſelbſt. Wer vor ſeinem Richter ſteht und ſein Leben zu vertheidigen hat, dem liegen andere Dinge am Herzen, als daß er in ſeiner Erzählung ſo kindiſch genau ſeyn könnte.

Als Literator hat er zu viel Achtung für die Simplicität der alten griechiſchen Sitten und für das Coſtume bezeigt, mit welchem wir ſie bei dem Homer und Euripides geſchildert finden, das aber allerdings um etwas, ich will nicht ſagen veredelt, ſondern unſerm Coſtume näher gebracht werden muß, wenn es der Rührung im Trauerſpiele nicht mehr ſchädlich als zuträglich ſeyn ſoll. Auch hat er zu gefliſſentlich ſchöne Stellen aus den Alten nachzuahmen geſucht, ohne zu unterſcheiden, aus was für einer Art von Werken er ſie entlehnt und in was für eine Art von Werken er ſie überträgt. Neſtor iſt in der Epopee ein geſprächiger freundlicher Alte; aber der nach ihm gebildete Polydor wird in der Tragödie ein alter edler Salbader. Wenn Maffei dem vermeintlichen Plane des Euripides hätte folgen wollen, ſo würde uns der Literator vollends etwas zu lachen gemacht haben. Er hätte es ſodann für ſeine Schuldigkeit geachtet, alle die kleinen Fragmente, die uns von dem Kreſphontes übrig ſind, zu nutzen, und ſeinem Werke getreulich einzuflechten.[2] Wo er alſo geglaubt hätte, daß ſie ſich hinpaßten, hätte er ſie als Pfähle aufgerichtet, nach welchen ſich der Weg ſeines Dialogs richten und ſchlingen müſſen. Welcher pedantiſche Zwang! Und wozu? Sind es nicht dieſe Sittenſprüche, womit man ſeine Lücken füllt, ſo ſind es andere.

Dem ungeachtet möchten ſich wiederum Stellen finden, wo man wünſchen dürfte, daß ſich der Literator weniger vergeſſen hätte. Z. E. Nachdem die Erkennung vorgegangen und Merope einſieht, in welcher Gefahr ſie zweimal

[1] Atto I. Sc. III.

— — — — — — In core
Pero mi venne di lanciar nel fiume
Il morto, o semivivo; e con fatica
(Ch' inutil' era per riuscire, e vana)
L'alzai da terra, in e terra rimaneva
Una pozza di sangue: a mezzo il ponte
Portallo in fretta, di vermiglia striscia
Sempre rigando il suol; quinci cadere
Col capo in giù il lasciai: piombò, e gran tonfo
S'udì nel profondarsi: in alto salse
Lo spruzzo, e l'onda sopra lui si chiuse.

[2] Non essendo dunque stato mio pensiero di seguir la Tragedia d'Euripide, non ho cercato per consequenza di porre nella mia que' sentimenti di essa, che son rimasti qua, e là; avendone tradotti cinque versi Cicerone, e recati tre passi Plutarco, e due versi Gellio, e alcuni trovandosene ancora, se la memoria non m'inganna, presso Stobeo.

geweſen ſey, ihren eigenen Sohn umzubringen, ſo läßt er die Jsmene voller Erſtaunen ausrufen: „Welche wunder„bare Begebenheit, wunderbarer, als ſie jemals auf einer „Bühne erdichtet worden!“

Con così strani avvenimenti uom forse
Non vide mai favoleggiar le scene.

Maffei hat ſich nicht erinnert, daß die Geſchichte ſeines Stücks in eine Zeit fällt, da noch an kein Theater gedacht war; in die Zeit vor dem Homer, deſſen Gedichte den erſten Samen des Drama ausſtreuten. Ich würde dieſe Unachtſamkeit niemanden als ihm aufmutzen, der ſich in der Vorrede entſchuldigen zu müſſen glaubte, daß er den Namen Meſſene zu einer Zeit brauche, da ohne Zweifel noch keine Stadt dieſes Namens geweſen, weil Homer keiner erwähne. Ein Dichter kann es mit ſolchen Kleinigkeiten halten wie er will; nur verlangt man, daß er ſich immer gleich bleibt, und daß er ſich nicht einmal über etwas Bedenken macht, worüber er ein andermal kühnlich weggeht; wenn man nicht glauben ſoll, daß er den Anſtoß vielmehr aus Unwiſſenheit nicht geſehen, als nicht ſehen wollen. Ueberhaupt würden mir die angeführten Zeilen nicht gefallen, wenn ſie auch keinen Anachronismus enthielten. Der tragiſche Dichter ſollte alles vermeiden, was die Zuſchauer an ihre Jlluſion erinnern kann; denn ſobald ſie daran erinnert ſind, ſo iſt ſie weg. Hier ſcheint es zwar, als ob Maffei die Jlluſion eher noch beſtärken wollen, indem er das Theater ausdrücklich außer dem Theater annehmen läßt; doch die bloßen Worte Bühne und erdichten ſind der Sache ſchon nachtheilig, und bringen uns geraden Wegs dahin, wovon ſie uns abbringen ſollen. Dem komiſchen Dichter iſt es eher erlaubt, auf dieſe Weiſe ſeiner Vorſtellung Vorſtellungen entgegen zu ſetzen; denn unſer Lachen zu erregen, braucht es des Grades der Täuſchung nicht, den unſer Mitleiden erfordert.

Ich habe oben geſagt, wie hart de la Lindelle dem Maffei mitſpielt. Nach ſeinem Urtheile hat Maffei ſich mit dem begnügt, was ihm ſein Stoff von ſelbſt anbot, ohne die geringſte Kunſt dabei anzuwenden; ſein Dialog iſt ohne alle Wahrſcheinlichkeit, ohne allen Anſtand und Würde; da iſt ſo viel Kleines und Kriechendes, das kaum in einem Poſſenſpiel in der Bude des Harlekins zu dulden wäre; alles wimmelt von Ungereimtheiten und Schulſchnitzern. „Mit einem Worte, ſchließt er, das Werk des Maffei ent„hält einen ſchönen Stoff, iſt aber ein ſehr elendes Stück. „Alle Welt kommt in Paris darin überein, daß man die „Vorſtellung deſſelben nicht würde haben aushalten kön„nen, und in Jtalien ſelbſt wird von verſtändigen Leuten „ſehr wenig daraus gemacht. Vergebens hat der Verfaſſer „auf ſeinen Reiſen die elendeſten Schriftſteller in Sold ge„nommen, ſeine Tragödie zu überſetzen; er konnte leichter „einen Ueberſetzer bezahlen als ſein Stück verbeſſern.“

So wie es ſelten Complimente giebt ohne alle Lügen, ſo finden ſich auch ſelten Grobheiten ohne alle Wahrheit. Lindelle hat in vielen Stücken wider den Maffei Recht, und möchte er doch höflich oder grob ſeyn, wenn er ſich begnügte ihn bloß zu tadeln. Aber er will ihn unter die Füße treten, vernichten, und geht mit ihm ſo blind als treulos zu Werke. Er ſchämt ſich nicht offenbare Lügen zu ſagen, augenſcheinliche Verfälſchungen zu begehen, um nur ein recht hämiſches Gelächter aufſchlagen zu können. Unter drei Streichen, die er thut, geht immer einer in die Luft, und von den andern zweien, die ſeinen Gegner ſtreifen oder treffen, trifft einer unfehlbar den zugleich mit, dem ſeine Klopffechterei Platz machen ſoll, Voltairen ſelbſt. Voltaire ſcheint dieſes auch zum Theil gefühlt zu haben und iſt daher nicht ſaumſelig in der Antwort an Lindellen, den Maffei in allen den Stücken zu vertheidigen, in welchen er ſich zugleich mit vertheidigen zu müſſen glaubt. Dieſer ganzen Correſpondenz mit ſich ſelbſt, dünkt mich, fehlt das intereſſanteſte Stück: die Antwort des Maffei. Wenn uns doch auch dieſe der Herr von Voltaire hätte mittheilen wollen. Oder war ſie etwa ſo nicht, wie er ſie durch ſeine Schmeichelei zu erſchleichen hoffte? Nahm ſich Maffei etwa die Freiheit, ihm hinwiederum die Eigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Geſchmacks ins Licht zu ſtellen? ihm zu zeigen, warum die franzöſiſche Merope eben ſo wenig in Jtalien als die italieniſche in Frankreich gefallen könne? —

Dreiundvierzigſtes Stück.

Den 25. September 1767.

So etwas läßt ſich vermuthen. Doch ich will lieber beweiſen, was ich ſelbſt geſagt habe, als vermuthen, was andere geſagt haben könnten.

Lindern vors erſte, ließe ſich der Tadel des Lindelle faſt in allen Puncten. Wenn Maffei gefehlt hat, ſo hat er doch nicht immer ſo plump gefehlt, als uns Lindelle will glauben machen. Er ſagt z. E., Aegiſth, wenn ihn Merope nunmehr erſtechen wolle, rufe aus: O mein alter Vater! und die Königin werde durch dieſes Wort, alter Vater, ſo gerührt, daß ſie von ihrem Vorſatze ablaſſe und auf die Vermuthung komme, Aegiſth könne wohl ihr Sohn ſeyn. Jſt das nicht, ſetzt er höhniſch hinzu, eine ſehr gegründete Vermuthung! Denn freilich iſt es ganz etwas ſonderbares, daß ein junger Menſch einen alten Vater hat! „Maffei, „fährt er fort, hat mit dieſem Fehler, dieſem Mangel von „Kunſt und Genie, einen andern Fehler verbeſſern wollen, „den er in der erſten Ausgabe ſeines Stückes begangen „hatte. Aegiſth rief da: Ach, Polydor, mein Vater! Und „dieſer Polydor war eben der Mann, dem Merope ihren „Sohn anvertraut hatte. Bei dem Namen Polydor hätte „die Königin gar nicht mehr zweifeln müſſen, daß Aegiſth „ihr Sohn ſey; und das Stück wäre aus geweſen. Nun „iſt dieſer Fehler zwar weggeſchafft; aber ſeine Stelle hat „ein noch weit gröberer eingenommen.“ Es iſt wahr, in der erſten Ausgabe nennt Aegiſth den Polydor ſeinen Vater;

aber in den nachherigen Ausgaben iſt von gar keinem Vater mehr die Rede. Die Königin ſtutzt bloß bei dem Namen Polydor, der den Aegiſth gewarnt habe, ja keinen Fuß in das Meſſeniſche Gebiet zu ſetzen. Sie giebt auch ihr Vorhaben darum nicht auf; ſie fordert bloß nähere Erklärung; und ehe ſie dieſe erhalten kann, kommt der König dazu. Der König läßt den Aegiſth wieder los binden, und da er die That, weßwegen Aegiſth eingebracht worden, billigt und rühmt, und ſie als eine wahre Heldenthat zu belohnen verſpricht: ſo muß wohl Merope in ihren erſten Verdacht wieder zurückfallen. Kann der ihr Sohn ſeyn, den Polyphontes eben darum belohnen will, weil er ihren Sohn umgebracht habe? Dieſer Schluß muß nothwendig bei ihr mehr gelten, als ein bloßer Name. Sie bereut es nunmehr auch, daß ſie eines bloßen Namens wegen, den ja wohl mehrere führen können, mit der Vollziehung ihrer Rache gezaudert habe;

Che dubitar? misera, ed io da un nome
Trattener mi lasciai, quasi un tal nome
Altri aver non potesse —

und die folgenden Aeußerungen des Tyrannen können ſie nicht anders als in der Meinung vollends beſtärken, daß er von dem Tode ihres Sohnes die allerzuverläſſigſte, gewiſſeſte Nachricht haben müſſe. Iſt denn das alſo nun ſo gar abgeſchmackt? Ich finde es nicht. Vielmehr muß ich geſtehen, daß ich die Verbeſſerung des Maffei nicht einmal für ſehr nöthig halte. Laßt es den Aegiſth immerhin ſagen, daß ſein Vater Polydor heiße! Ob es ſein Vater oder ſein Freund war, der ſo hieße, und ihn vor Meſſene warnte, das nimmt einander nicht viel. Genug, daß Merope ohne alle Widerrede das für wahrſcheinlicher halten muß, was der Tyrann von ihm glaubt, da ſie weiß, daß er ihrem Sohne ſo lange, ſo eifrig nachgeſtellt, als das, was ſie aus der bloßen Uebereinſtimmung eines Namens ſchließen könnte. Freilich, wenn ſie wüßte, daß ſich die Meinung des Tyrannen, Aegiſth ſey der Mörder ihres Sohnes, auf weiter nichts als ihre eigene Vermuthung gründe: ſo wäre es etwas anders. Aber dieſes weiß ſie nicht; vielmehr hat ſie allen Grund zu glauben, daß er ſeiner Sache werde gewiß ſeyn. — Es verſteht ſich, daß ich das, was man zur Noth entſchuldigen kann, darum nicht für ſchön ausgebe; der Poet hätte unſtreitig ſeine Anlage viel feiner machen können. Sondern ich will nur ſagen, daß auch ſo, wie er ſie gemacht hat, Merope noch immer nicht ohne zureichenden Grund handelt: und daß es gar wohl möglich und wahrſcheinlich iſt, daß Merope in ihrem Vorſatze der Rache verharren, und bei der erſten Gelegenheit einen neuen Verſuch, ſie zu vollziehen, wagen können. Worüber ich mich alſo beleidigt finden möchte, wäre nicht dieſes, daß ſie zum zweitenmale ihren Sohn als den Mörder ihres Sohnes zu ermorden, kommt; ſondern dieſes, daß ſie zum zweitenmale durch einen glücklichen ungefähren Zufall daran verhindert wird. Ich würde es dem Dichter verzeihen, wenn er Meropen auch nicht eigentlich nach den Gründen der größern Wahrſcheinlichkeit ſich beſtimmen ließe: denn die Leidenſchaft, in der ſie iſt, könnte auch den Gründen der ſchwächern das Uebergewicht ertheilen. Aber das kann ich ihm nicht verzeihen, daß er ſich ſo viel Freiheit mit dem Zufalle nimmt, und mit dem Wunderbaren deſſelben ſo verſchwenderiſch iſt, als mit den gemeinſten ordentlichſten Begebenheiten. Daß der Zufall Einmal der Mutter einen ſo frommen Dienſt erweiſet, das kann ſeyn; wir wollen es um ſo viel lieber glauben, je mehr uns die Ueberraſchung gefällt. Aber daß es zum zweitenmale die nämliche Uebereilung, auf die nämliche Weiſe, verhindern werde, das ſieht dem Zufalle nicht ähnlich; eben dieſelbe Ueberraſchung wiederholt, hört auf Ueberraſchung zu ſeyn; ihre Einförmigkeit beleidigt und wir ärgern uns über den Dichter, der zwar eben ſo abenteuerlich, aber nicht eben ſo mannichfaltig zu ſeyn weiß, als der Zufall.

Von den augenſcheinlichen und vorſetzlichen Verfälſchungen des Lindelle will ich nur zwei anführen. — „Der „vierte Act, ſagt er, fängt mit einer kalten und unnöthigen „Scene zwiſchen dem Tyrannen und der Vertrauten der „Merope an; hierauf begegnet dieſe Vertraute, ich weiß „ſelbſt nicht wie, dem jungen Aegiſth, und beredet ihn, „ſich in dem Vorhauſe zur Ruhe zu begeben, damit, wenn „er eingeſchlafen wäre, ihn die Königin mit aller Gemächlichkeit umbringen könne. Er ſchläft auch wirklich ein, „ſo wie er es verſprochen hat. O ſchön! und die Königin „kommt zum zweitenmale mit einer Axt in der Hand, um „den jungen Menſchen umzubringen, der ausdrücklich deßwegen ſchläft. Dieſe nämliche Situation, zweimal wiederholt, verräth die äußerſte Unfruchtbarkeit; und dieſer „Schlaf des jungen Menſchen iſt ſo lächerlich, daß in der „Welt nichts lächerlicher ſeyn kann.“ Aber iſt es denn auch wahr, daß ihn die Vertraute zu dieſem Schlafe beredet? Das lügt Lindelle.[1] Aegiſth trifft die Vertraute an, und bittet ſie, ihm doch die Urſache zu entdecken, warum die Königin ſo ergrimmt auf ihn ſey. Die Vertraute antwortet, ſie wolle ihm gern alles ſagen; aber ein wichtiges Geſchäft rufe ſie jetzt wo anders hin; er ſolle einen Augenblick hier verziehen; ſie wolle gleich wieder bei ihm ſeyn. Allerdings hat die Vertraute die Abſicht, ihn der Königin in die Hände zu liefern; ſie beredet ihn zu bleiben, aber nicht zu ſchlafen; und Aegiſth, welcher, ſeinem Verſprechen nach, bleibt, ſchläft, nicht ſeinem Verſprechen nach, ſondern

[1] Und der Herr von Voltaire gleichfalls. Denn nicht allein Lindelle ſagt: ensuite cette suivante rencontre le jeune Egiste, je ne sais comment, et lui persuade de se reposer dans le vestibule, afin que, quand il sera endormi, la reine puisse le tuer tout à son aise, ſondern auch der Herr von Voltaire ſelbſt: la confidente de Mérope engage le jeune Egiste à dormir sur la scène, afin de donner le tems à la reine de venir l'y assassiner. Was aus dieſer Uebereinſtimmung zu ſchließen iſt, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Selten ſtimmt ein Lügner mit ſich ſelbſt überein; und wenn zwei Lügner mit einander übereinſtimmen, ſo iſt es gewiß abgeredete Karte.

ſchläft, weil er müde iſt, weil es Nacht iſt, weil er nicht ſieht, wo er die Nacht ſonſt werde zubringen können als hier.[1] — Die zweite Lüge des Lindelle iſt von eben dem Schlage. „Merope, ſagt er, nachdem ſie der alte Polydor „an der Ermordung ihres Sohnes verhindert, fragt ihn, „was für eine Belohnung er dafür verlange; und der alte „Narr bittet ſie, ihn zu verjüngen.“ Bittet ſie, ihn zu verjüngen? „Die Belohnung meines Dienſtes, antwortet der Alte, iſt dieſer Dienſt ſelbſt; iſt dieſes, daß ich dich vergnügt ſehe. Was könnteſt du mir auch geben? Ich brauche nichts, ich verlange nichts. Eines möchte ich mir wünſchen; aber das ſteht weder in deiner, noch in irgend eines Sterblichen Gewalt, mir zu gewähren; daß mir die Laſt meiner Jahre, unter welcher ich erliege, erleichtert würde, u. ſ. w.“[2] Heißt das: erleichtere Du mir dieſe Laſt? gieb Du mir Stärke und Jugend wieder? Ich will gar nicht ſagen, daß eine ſolche Klage über die Ungemächlichkeiten des Alters hier an dem ſchicklichſten Orte ſtehe, ob ſie ſchon vollkommen in dem Charakter des Polydors iſt. Aber iſt denn jede Unſchicklichkeit Wahnwitz? Und mußten nicht Polydor und ſein Dichter im eigentlichſten Verſtande wahnwitzig ſeyn, wenn dieſer jenem die Bitte wirklich in den Mund legte, die Lindelle ihnen anlügt. — Anlügt! Lügen! Verdienen ſolche Kleinigkeiten wohl ſo harte Worte? — Kleinigkeiten? Was dem Lindelle wichtig genug war, darum zu lügen, ſoll das einem dritten nicht wichtig genug ſeyn, ihm zu ſagen, daß er gelogen hat? —

Vierundvierzigſtes Stück.

Den 29. September 1767.

Ich komme auf den Tadel des Lindelle, welcher den Voltaire ſo gut als den Maffei trifft, dem er doch nur allein zugedacht war.

Ich übergehe die beiden Punkte bei welchen es Voltaire ſelbſt fühlte, daß der Wurf auf ihn zurückpralle. — Lindelle hatte geſagt, daß es ſehr ſchwache und unedle Merkmale wären, aus welchen Merope bei dem Maffei ſchließe, daß Aegiſth der Mörder ihres Sohnes ſey. Voltaire antwortet: „Ich kann es Ihnen nicht bergen; ich finde, daß Maffei „es viel künſtlicher angelegt hat, als ich, Meropen glauben „zu machen, daß ihr Sohn der Mörder ihres Sohnes ſey. „Er konnte ſich eines Ringes dazu bedienen, und das „durfte ich nicht; denn ſeit dem königlichen Ringe, über „den Boileau in ſeinen Satyren ſpottet, würde das auf „unſerm Theater ſehr klein ſcheinen.“ Aber mußte denn Voltaire eben eine alte Rüſtung anſtatt des Ringes wählen? Als Narbas das Kind mit ſich nahm, was bewog ihn denn, auch die Rüſtung des ermordeten Vaters mitzunehmen? Damit Aegiſth, wenn er erwachſen wäre, ſich keine neue Rüſtung kaufen dürfe, und ſich mit der alten ſeines Vaters behelfen könne? Der vorſichtige Alte! Ließ er ſich nicht auch ein paar alte Kleider von der Mutter mitgeben? Oder geſchah es, damit Aegiſth einmal an dieſer Rüſtung erkannt werden könne? So eine Rüſtung gab es wohl nicht mehr? Es war wohl eine Familienrüſtung, die Vulkan ſelbſt dem Großvater gemacht hatte? Eine undurchdringliche Rüſtung? Oder wenigſtens mit ſchönen Figuren und Sinnbildern verſehen, an welchen ſie Eurikles und Merope nach funfzehn Jahren ſogleich wieder erkannten? Wenn das iſt: ſo mußte ſie der Alte freilich mitnehmen; und der Hr. von Voltaire hat Urſache, ihm verbunden zu ſeyn, daß er unter den blutigen Verwirrungen, bei welchen ein anderer nur an das Kind gedacht hätte, auch zugleich an ein ſo nützliches Möbel dachte. Wenn Aegiſth ſchon das Reich ſeines Vaters verlor, ſo mußte er doch nicht auch die Rüſtung ſeines Vaters verlieren, in der er jenes wieder erobern konnte. — Zweitens hatte ſich Lindelle über den Polyphont des Maffei aufgehalten, der die Merope mit aller Gewalt heirathen will. Als ob der Voltaireſche das nicht auch wollte! Voltaire antwortet ihm daher: „Weder „Maffei, noch ich, haben die Urſachen dringend genug ge„macht, warum Polyphont durchaus Meropen zu ſeiner „Gemahlin verlangt. Das iſt vielleicht ein Fehler des „Stoffes; aber ich bekenne Ihnen, daß ich einen ſolchen „Fehler für ſehr gering halte, wenn das Intereſſe, welches „er hervor bringt, beträchtlich iſt.“ Nein, der Fehler liegt nicht in dem Stoffe. Denn in dieſem Umſtande eben hat Maffei den Stoff verändert. Was brauchte Voltaire dieſe Veränderung anzunehmen, wenn er ſeinen Vortheil nicht dabei ſahe? —

Der Puncte ſind mehrere, bei welchen Voltaire eine ähnliche Rückſicht auf ſich ſelbſt hätte nehmen können; aber welcher Vater ſieht alle Fehler ſeines Kindes? Der Fremde, dem ſie in die Augen fallen, braucht darum gar nicht ſcharfſichtiger zu ſeyn, als der Vater; genug, daß er nicht der Vater iſt. Geſetzt alſo, ich wäre dieſer Fremde!

Lindelle wirft dem Maffei vor, daß er ſeine Scenen oft nicht verbinde, daß er das Theater oft leer laſſe, daß ſeine Perſonen oft ohne Urſache aufträten und abgingen; alles weſentliche Fehler, die man heut zu Tage auch dem

[1] Atto IV. Sc. II.
Egi. Mà di tanto furor, di tanto affanno
Qual' ebbe mai cagion? — —
Ism. Il tutto
Scoprirti io non ricuso: mà egli è d'uopo
Che qui t'arresti per brev' ora: urgente
Cura or mi chiama altrove.
Egi. Io volontieri
T'attendo quanto vuoi. Ism. Mà non partire
E non far sì, ch' io quà ritorni indarno.
Egi. Mia fè dò in pegno; e dove gir dovrei? —

[2] Atto IV. Sc. VII.
Mer. Ma quale, ò mio fedel, qual potrò io
Darti già mai mercè, che i merti agguagli?
Pol. Il mio stesso servir fu premio; ed ora
M'è, il vederti contenta, ampia mercede.
Che vuoi tu dormi? io nulla bramo: caro
Sol mi saria ciò, ch' altri dar non puote;
Che scemato mi fosse il grave incarco
De gli anni, che mi stà sù'l capo, e à terra
Il curva, e preme sì, chè parmi un monte —

armſeligſten Poeten nicht mehr verzeihe. — Weſentliche Fehler dieſes? Doch das iſt die Sprache der franzöſiſchen Kunſtrichter überhaupt; die muß ich ihm ſchon laſſen, wenn ich nicht ganz von vorne mit ihm anfangen will. So weſentlich oder unweſentlich ſie aber auch ſeyn mögen; wollen wir es Lindellen auf ſein Wort glauben, daß ſie bei den Dichtern ſeines Volks ſo ſelten ſind? Es iſt wahr, ſie ſind es, die ſich der größten Regelmäßigkeit rühmen; aber ſie ſind es auch, die entweder dieſen Regeln eine ſolche Ausdehnung geben, daß es ſich kaum mehr der Mühe verlohnt, ſie als Regeln vorzutragen, oder ſie auf eine ſolche linke und gezwungene Art beobachten, daß es weit mehr beleidigt, ſie ſo beobachtet zu ſehen, als gar nicht.[1] Beſonders iſt Voltaire ein Meiſter, ſich die Feſſeln der Kunſt ſo leicht, ſo weit zu machen, daß er alle Freiheit behält, ſich zu bewegen wie er will; und doch bewegt er ſich oft ſo plump und ſchwer, und macht ſo ängſtliche Verdrehungen, daß man meinen ſollte, jedes Glied von ihm ſey an einen beſonderen Klotz geſchmiedet. Es koſtet mir Ueberwindung, ein Werk des Genies aus dieſem Geſichtspuncte zu betrachten; doch da es bei der gemeinen Claſſe von Kunſtrichtern noch ſo ſehr Mode iſt, es faſt aus keinem andern als aus dieſem zu betrachten; da es der iſt, aus welchem die Bewunderer des franzöſiſchen Theaters das lauteſte Geſchrei erheben, ſo will ich doch erſt genauer hinſehen, ehe ich in ihr Geſchrei mit einſtimme.

1. Die Scene iſt zu Meſſene in dem Palaſte der Merope. Das iſt gleich Anfangs die ſtrenge Einheit des Orts nicht, welche, nach den Grundſätzen und Beiſpielen der Alten, ein Hedelin verlangen zu können glaubte. Die Scene muß kein ganzer Palaſt, ſondern nur ein Theil des Palaſtes ſeyn, wie ihn das Auge aus einem und eben demſelben Standorte zu überſehen fähig iſt. Ob ſie ein ganzer Palaſt oder eine ganze Provinz iſt, das macht im Grunde einerlei Ungereimtheit. Doch ſchon Corneille gab dieſem Geſetze, von dem ſich ohnedem kein ausdrückliches Gebot bei den Alten findet, die weitere Ausdehnung, und wollte, daß eine einzige Stadt zur Einheit des Ortes hinreichend ſey. Wenn er ſeine beſten Stücke von dieſer Seite rechtfertigen wollte, ſo mußte er wohl ſo nachgebend ſeyn. Was Corneillen aber erlaubt war, das muß Voltairen Recht ſeyn. Ich ſage alſo nichts dagegen, daß eigentlich die Scene bald in dem Zimmer der Königin, bald in dem oder jenem Saale, bald in dem Vorhofe, bald nach dieſer bald nach einer andern Ausſicht, muß gedacht werden. Nur hätte er bei dieſen Abwechslungen auch die Vorſicht brauchen ſollen, die Corneille dabei empfahl: ſie müſſen nicht in dem nämlichen Acte, am wenigſten in der nämlichen Scene angebracht werden. Der Ort, welcher zu Anfang des Acts iſt, muß durch dieſen Act ganz dauern; und ihn vollends in eben derſelben Scene abändern, oder auch nur erweitern oder verengern, iſt die äußerſte Ungereimtheit von der Welt. — Der dritte Act der Merope mag auf einem freien Platz, unter einem Säulengang oder in einem Saal ſpielen, in deſſen Vertiefung das Grabmal des Kreſphontes zu ſehen, an welchem die Königin den Aegiſth mit eigener Hand hinrichten will; was kann man ſich armſeliger vorſtellen, als daß, mitten in der vierten Scene, Eurikles, der den Aegiſth wegführt, dieſe Vertiefung hinter ſich zuſchließen muß? Wie ſchließt er ſie zu? Fällt ein Vorhang hinter ihm nieder? Wenn jemals auf einen Vorhang das, was Hedelin von dergleichen Vorhängen überhaupt ſagt, gepaßt hat, ſo iſt es auf dieſen;[1] beſonders wenn man zugleich die Urſache erwägt, warum Aegiſth ſo plötzlich abgeführt, durch dieſe Maſchinerie ſo augenblicklich aus dem Geſicht gebracht werden muß, von der ich hernach reden will. — Eben ſo ein Vorhang wird in dem fünften Acte aufgezogen. Die erſten ſechs Scenen ſpielen in einem Saale des Palaſtes, und mit der ſiebenten erhalten wir auf einmal die offene Ausſicht in den Tempel, um einen todten Körper in einem blutigen Rocke ſehen zu können. Durch welches Wunder? Und war dieſer Anblick dieſes Wunders wohl werth? Man wird ſagen, die Thüren dieſes Tempels eröffnen ſich auf einmal, Merope bricht auf einmal mit dem ganzen Volke heraus, und dadurch erlangen wir die Einſicht in denſelben. Ich verſtehe; dieſer Tempel war Ihro verwittweten Königlichen Majeſtät Schloßkapelle, die gerade an den Saal ſtieß, und mit ihm Communication hatte, damit Allerhöchſtdieſelben jederzeit trocknes Fußes zu dem Orte ihrer Andacht gelangen konnten. Nur ſollten wir ſie dieſes Wegs nicht allein herauskommen, ſondern auch hereingehen ſehen; wenigſtens den Aegiſth, der am Ende der vierten

[1] Dieſes war zum Theil ſchon das Urtheil unſers Schlegels. „Die „Wahrheit zu geſtehen," ſagt er in ſeinen Gedanken zur Aufnahme des däniſchen Theaters, „beobachten die Engländer, die ſich keiner „Einheit des Orts rühmen, dieſelbe großentheils viel beſſer als die „Franzoſen, die ſich damit viel wiſſen, daß ſie die Regeln des Ariſto„teles ſo genau beobachten. Darauf kommt gerade am allerwenigſten „an, daß das Gemälde der Scenen nicht verändert wird. Aber wenn „keine Urſache vorhanden iſt, warum die auftretenden Perſonen ſich „an dem angezeigten Orte befinden, und nicht vielmehr an demjenigen „geblieben ſind, wo ſie vorhin waren; wenn eine Perſon ſich als Herr „und Bewohner eben des Zimmers aufführt, wo kurz vorher eine an„dere, als ob ſie ebenfalls Herr vom Hauſe wäre, in aller Gelaſſen„heit mit ſich ſelbſt oder mit einem Vertrauten geſprochen, ohne daß „dieſer Umſtand auf eine wahrſcheinliche Weiſe entſchuldigt wird; „kurz, wenn die Perſonen nur deßwegen in den angezeigten Saal oder „Garten kommen, um auf die Schaubühne zu treten: ſo würde der „Verfaſſer des Schauſpiels am beſten gethan haben, anſtatt der Worte „Der Schauplatz iſt ein Saal in Climenens Hauſe" unter das Verzeich„niß ſeiner Perſonen zu ſetzen: „der Schauplatz iſt auf dem Theater." „Oder im Ernſte zu reden, es würde weit beſſer geweſen ſeyn, wenn „der Verfaſſer nach dem Gebrauche der Engländer die Scene aus dem „Hauſe des einen in das Haus eines andern verlegt, und alſo den „Zuſchauer ſeinem Helden nachgeführt hätte; als daß er ſeinen Helden „die Mühe macht, den Zuſchauern zu gefallen, an einen Platz zu „kommen, wo er nichts zu thun hat."

[1] On met des rideaux qui se tirent et retirent, pour faire que les Acteurs paroissent et disparoissent selon la nécessité du Sujet — ces rideaux ne sont bons qu'à faire des couvertures pour berner ceux qui les ont inventés, et ceux qui les approuvent. Pratique du Théâtre. Liv. II. chap. 6.

Scene zu laufen hat, und ja den kürzeſten Weg nehmen muß, wenn er, acht Zeilen darauf, ſeine That ſchon vollbracht haben ſoll.

Fünfundvierzigſtes Stück.

Den 2. October 1767.

2. Nicht weniger bequem hat es ſich der Herr von Voltaire mit der Einheit der Zeit gemacht. Man denke ſich einmal alles das, was er in ſeiner Merope vorgehen läßt, an Einem Tage geſchehen; und ſage, wie viel Ungereimtheiten man ſich dabei denken muß. Man nehme immer einen völligen, natürlichen Tag; man gebe ihm immer die dreißig Stunden, auf die Corneille ihn auszudehnen erlauben will. Es iſt wahr, ich ſehe zwar keine phyſikaliſche Hinderniſſe, warum alle die Begebenheiten in dieſem Zeitraume nicht hätten geſchehen können; aber deſto mehr moraliſche. Es iſt freilich nicht unmöglich, daß man innerhalb zwölf Stunden um ein Frauenzimmer anhalten und mit ihr getraut ſeyn kann, beſonders wenn man es mit Gewalt vor den Prieſter ſchleppen darf. Aber wenn es geſchieht, verlangt man nicht eine ſo gewaltige Beſchleunigung durch die allertriftigſten und dringendſten Urſachen gerechtfertigt zu wiſſen? Findet ſich hingegen auch kein Schatten von ſolchen Urſachen, wodurch ſoll uns, was bloß phyſikaliſcher Weiſe möglich iſt, denn wahrſcheinlich werden? Der Staat will ſich einen König wählen; Polyphont und der abweſende Aegiſth können allein dabei in Betrachtung kommen; um die Anſprüche des Aegiſth zu vereiteln, will Polyphont die Mutter deſſelben heirathen; an eben demſelben Tage, da die Wahl geſchehen ſoll, macht er ihr den Antrag; ſie weiſt ihn ab; die Wahl geht vor ſich und fällt für ihn aus; Polyphont iſt alſo König, und man ſollte glauben, Aegiſth möge nunmehr erſcheinen, wann er wolle, der neuerwählte König könne es fürs erſte mit ihm anſehen. Nichts weniger; er beſteht auf der Heirath, und beſteht darauf, daß ſie noch deſſelben Tages vollzogen werden ſoll; eben des Tages, an dem er Meropen zum erſtenmale ſeine Hand angetragen; eben des Tages, da ihn das Volk zum Könige ausgerufen. Ein ſo alter Soldat und ein ſo hitziger Freier! Aber ſeine Freierei iſt nichts als Politik. Deſto ſchlimmer; diejenige, die er in ſein Intereſſe verwickeln will, ſo zu mißhandeln! Merope hatte ihm ihre Hand verweigert, als er noch nicht König war, als ſie glauben mußte, daß ihm ihre Hand vornehmlich auf den Thron verhelfen ſollte; aber nun iſt er König, und iſt es geworden ohne ſich auf den Titel ihres Gemahls zu gründen; er wiederhole ſeinen Antrag, und vielleicht giebt ſie es näher; er laſſe ihr Zeit, den Abſtand zu vergeſſen, der ſich ehedem zwiſchen ihnen befand, ſich zu gewöhnen, ihn als ihres Gleichen zu betrachten, und vielleicht iſt nur kurze Zeit dazu nöthig. Wenn er ſie nicht gewinnen kann, was hilft es ihn, ſie zu zwingen? Wird es ihren Anhängern unbekannt bleiben, daß ſie gezwungen worden? Werden ſie ihn nicht auch darum haſſen zu müſſen glauben? Werden ſie nicht auch darum dem Aegiſth, ſo bald er ſich zeigt, beizutreten, und in ſeiner Sache zugleich die Sache ſeiner Mutter zu betreiben, ſich für verbunden achten? Vergebens, daß das Schickſal dem Tyrannen, der ganzer funfzehn Jahre ſonſt ſo bedächtlich zu Werke gegangen, dieſen Aegiſth nun ſelbſt in die Hände liefert, und ihm dadurch ein Mittel, den Thron ohne alle Anſprüche zu beſitzen, anbietet, das weit kürzer, weit unfehlbarer iſt, als die Verbindung mit ſeiner Mutter: es ſoll und muß geheirathet ſeyn, und noch heute, und noch dieſen Abend; der neue König will bei der alten Königin noch dieſe Nacht ſchlafen, oder es geht nicht gut. Kann man ſich etwas komiſcheres denken? In der Vorſtellung, meine ich; denn daß es einem Menſchen, der nur einen Funken von Verſtand hat, einkommen könne, wirklich ſo zu handeln, widerlegt ſich von ſelbſt. Was hilft es nun alſo dem Dichter, daß die beſondern Handlungen eines jeden Acts zu ihrer wirklichen Ereignung ungefähr nicht viel mehr Zeit brauchen würden, als auf die Vorſtellung dieſes Acts geht, und daß dieſe Zeit mit der, welche auf die Zwiſchenacte gerechnet werden muß, noch lange keinen völligen Umlauf der Sonne erfordert; hat er darum die Einheit der Zeit beobachtet? Die Worte dieſer Regel hat er erfüllt, aber nicht ihren Geiſt. Denn was er an Einem Tage thun läßt, kann zwar an Einem Tage gethan werden, aber kein vernünftiger Menſch wird es an Einem Tage thun. Es iſt an der phyſiſchen Einheit der Zeit nicht genug; es muß auch die moraliſche dazu kommen, deren Verletzung allen und jeden empfindlich iſt, anſtatt daß die Verletzung der erſtern, ob ſie gleich meiſtens eine Unmöglichkeit involvirt, dennoch nicht immer ſo allgemein anſtößig iſt, weil dieſe Unmöglichkeit vielen unbekannt bleiben kann. Wenn z. E. in einem Stücke von einem Orte zum andern gereist wird, und dieſe Reiſe allein mehr als einen ganzen Tag erfordert, ſo iſt der Fehler nur denen merklich, welche den Abſtand des einen Orts von dem andern wiſſen. Nun aber wiſſen nicht alle Menſchen die geographiſchen Diſtanzen; aber alle Menſchen können es an ſich ſelbſt merken, zu welchen Handlungen man ſich Einen Tag, und zu welchen man ſich mehrere nehmen ſollte. Welcher Dichter alſo die phyſiſche Einheit der Zeit nicht anders als durch Verletzung der moraliſchen zu beobachten verſteht, und ſich kein Bedenken macht, dieſe jener aufzuopfern, der verſteht ſich ſehr ſchlecht auf ſeinen Vortheil, und opfert das Weſentlichere dem Zufälligen auf. — Maffei nimmt doch wenigſtens noch eine Nacht zu Hülfe; und die Vermählung, die Polyphont der Merope heute andeutet, wird erſt den Morgen darauf vollzogen. Auch iſt es bei ihm nicht der Tag, an welchem Polyphont den Thron beſteigt; die Begebenheiten preſſen ſich folglich weniger; ſie eilen, aber ſie übereilen ſich nicht. Voltairens Polyphont iſt ein Ephemeron von einem König, der ſchon darum den zweiten Tag nicht zu regieren verdient,

weil er den erſten ſeine Sache ſo gar albern und dumm anfängt.

3. Maffei, ſagt Lindelle, verbinde öfters die Scenen nicht, und das Theater bleibe leer; ein Fehler, den man heut zu Tage auch den geringſten Poeten nicht verzeihe. „Die Verbindung der Scenen, ſagt Corneille, iſt eine „große Zierde eines Gedichts, und nichts kann uns von „der Stetigkeit der Handlung beſſer verſichern, als die „Stetigkeit der Vorſtellung. Sie iſt aber doch nur eine „Zierde und keine Regel; denn die Alten haben ſich ihr „nicht immer unterworfen u. ſ. w.“ Wie? iſt die Tragödie bei den Franzoſen ſeit ihrem großen Corneille ſo viel vollkommener geworden, daß das, was dieſer bloß für eine mangelnde Zierde hielt, nunmehr ein unverzeihlicher Fehler iſt? Oder haben die Franzoſen ſeit ihm das Weſentliche der Tragödie noch mehr verkennen gelernt, daß ſie auf Dinge einen ſo großen Werth legen, die im Grunde keinen haben? Bis uns dieſe Frage entſchieden iſt, mag Corneille immer wenigſtens eben ſo glaubwürdig ſeyn als Lindelle; und was, nach jenem, alſo eben noch kein ausgemachter Fehler bei dem Maffei iſt, mag gegen den minder ſtreitigen des Voltaire aufgehen, nach welchem er das Theater öfters länger voll läßt, als es bleiben ſollte. Wenn z. E. in dem erſten Acte Polyphont zu der Königin kommt, und die Königin mit der dritten Scene abgeht, mit was für Recht kann Polyphont in dem Zimmer der Königin verweilen? Iſt dieſes Zimmer der Ort, wo er ſich gegen ſeinen Vertrauten ſo frei herauslaſſen ſollte? Das Bedürfniß des Dichters verräth ſich in der vierten Scene gar zu deutlich, in der wir zwar Dinge erfahren, die wir nothwendig wiſſen müſſen, nur daß wir ſie an einem Orte erfahren, wo wir es nimmermehr erwartet hätten.

4. Maffei motivirt das Auftreten und Abgehen ſeiner Perſonen oft gar nicht: — und Voltaire motivirt es eben ſo oft falſch, welches wohl noch ſchlimmer iſt. Es iſt nicht genug, daß eine Perſon ſagt, warum ſie kommt, man muß auch aus der Verbindung einſehen, daß ſie darum kommen müſſen. Es iſt nicht genug, daß ſie ſagt, warum ſie abgeht, man muß auch in dem Folgenden ſehen, daß ſie wirklich darum abgegangen iſt. Denn ſonſt iſt das, was ihr der Dichter deßfalls in den Mund legt, ein bloßer Vorwand und keine Urſache. Wenn z. E. Eurikles in der dritten Scene des zweiten Acts abgeht, um, wie er ſagt, die Freunde der Königin zu verſammeln; ſo müßte man von dieſen Freunden und von dieſer ihrer Verſammlung auch hernach etwas hören. Da wir aber nichts davon zu hören bekommen, ſo iſt ſein Vorgeben ein ſchülerhaftes Peto veniam exeundi, mit der erſten beſten Lüge, die dem Knaben einfällt. Er geht nicht ab, um das zu thun, was er ſagt, ſondern um, ein paar Zeilen darauf, mit einer Nachricht wiederkommen zu können, die der Poet durch keinen andern ertheilen zu laſſen wußte. Noch ungeſchickter geht Voltaire mit dem Schluſſe ganzer Acte zu Werke. Am Ende des dritten ſagt Polyphont zu Meropen, daß der Altar ihrer erwarte, daß zu ihrer feierlichen Verbindung ſchon alles bereit ſey; und ſo geht er mit einem Venez, Madame ab. Madame aber folgt ihm nicht, ſondern geht mit einer Exclamation zu einer andern Couliſſe hinein, worauf Polyphont den vierten Act wieder anfängt, und nicht etwa ſeinen Unwillen äußert, daß ihm die Königin nicht in den Tempel gefolgt iſt (denn er irrte ſich, es hat mit der Trauung noch Zeit), ſondern wiederum mit ſeinem Ero̊ Dinge plaudert, über die er nicht hier, über die er zu Hauſe in ſeinem Gemache mit ihm hätte ſchwatzen ſollen. Nun ſchließt auch der vierte Act, und ſchließt vollkommen wie der dritte. Polyphont citirt die Königin nochmals nach dem Tempel, Merope ſelbſt ſchreit:

Courons tous vers le temple où m'attend mon outrage:

und zu den Opferprieſtern, die ſie dahin abholen ſollen, ſagt ſie:

Vous venez à l'autel entraîner la victime.

Folglich werden ſie doch gewiß zu Anfang des fünften Acts in dem Tempel ſeyn, wo ſie nicht ſchon gar wieder zurück ſind? Keines von beiden; gut Ding will Weile haben: Polyphont hat noch etwas vergeſſen und kommt noch einmal wieder, und ſchickt auch die Königin noch einmal wieder. Vortrefflich! Zwiſchen dem dritten und vierten, und zwiſchen dem vierten und fünften Acte geſchieht demnach nicht allein das nicht, was geſchehen ſollte, ſondern es geſchieht auch, platter Dings, gar nichts, und der dritte und vierte Act ſchließen bloß, damit der vierte und fünfte wieder anfangen können.

Sechsundvierzigſtes Stück.

Den 6. October 1767.

Ein anderes iſt, ſich mit den Regeln abfinden, ein anderes, ſie wirklich beobachten. Jenes thun die Franzoſen; dieſes ſcheinen nur die Alten verſtanden zu haben.

Die Einheit der Handlung war das erſte dramatiſche Geſetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichſam nur Folgen aus jener, die ſie ſchwerlich ſtrenger beobachtet haben würden, als es jene nothwendig erfordert hätte, wenn nicht die Verbindung des Chors dazu gekommen wäre. Da nämlich ihre Handlungen eine Menge Volks zum Zeugen haben mußten, und dieſe Menge immer die nämliche blieb, welche ſich weder weiter von ihren Wohnungen entfernen, noch länger aus denſelben wegbleiben konnte, als man gewöhnlichermaßen der bloßen Neugierde wegen zu thun pflegt: ſo konnten ſie faſt nicht anders, als den Ort auf einen und eben denſelben individuellen Platz, und die Zeit auf einen und eben denſelben Tag einſchränken. Dieſer Einſchränkung unterwarfen ſie ſich denn auch bona fide; aber mit einer Biegſamkeit, mit einem Verſtande, daß ſie unter neunmalen, ſiebenmal weit mehr dabei gewannen als verloren. Denn ſie ließen

ſich dieſen Zwang einen Anlaß ſeyn, die Handlung ſelbſt ſo zu ſimplifiiren, alles Ueberflüſſige ſo ſorgfältig von ihr abzuſondern, daß ſie, auf ihre weſentlichſten Beſtandtheile gebracht, nichts als ein Ideal von dieſer Handlung ward, welches ſich gerade in derjenigen Form am glücklichſten ausbildete, die den wenigſten Zuſatz von Umſtänden der Zeit und des Orts verlangte.

Die Franzoſen hingegen, die an der wahren Einheit der Handlung keinen Geſchmack fanden, die durch die wilden Intriguen der ſpaniſchen Stücke ſchon verwöhnt waren, ehe ſie die griechiſche Simplicität kennen lernten, betrachteten die Einheiten der Zeit und des Orts nicht als Folgen jener Einheit, ſondern als für ſich zur Vorſtellung einer Handlung unumgängliche Erforderniſſe, welche ſie auch ihren reichern und verwickeltern Handlungen in eben der Strenge anpaſſen müßten, als es nur immer der Gebrauch des Chors erfordern könnte, dem ſie doch gänzlich entſagt hatten. Da ſie aber fanden wie ſchwer, ja wie unmöglich öfters dieſes ſey, ſo trafen ſie mit den tyranniſchen Regeln, welchen ſie ihren völligen Gehorſam aufzukündigen nicht Muth genug hatten, ein Abkommen. Anſtatt eines einzigen Ortes führten ſie einen unbeſtimmten Ort ein, unter dem man ſich bald den, bald jenen, einbilden könne; genug, wenn dieſe Orte zuſammen nur nicht gar zu weit aus einander lägen, und keiner eine beſondere Verzierung bedürfe, ſondern die nämliche Verzierung ungefähr dem einen ſo gut als dem andern zukommen könne. Anſtatt der Einheit des Tages ſchoben ſie die Einheit der Dauer unter; und eine gewiſſe Zeit, in der man von keinem Aufgehen und Untergehen der Sonne hörte, in der Niemand zu Bette ging, wenigſtens nicht öfter als einmal zu Bette ging, mochte ſie doch ſonſt noch ſo viel und mancherlei darin ereignen, ließen ſie für Einen Tag gelten.

Niemand würde ihnen dieſes verdacht haben; denn unſtreitig laſſen ſich auch ſo noch vortreffliche Stücke machen; und das Sprüchwort ſagt, bohre das Brett, wo es am dünnſten iſt. — Aber ich muß meinen Nachbar nur auch da bohren laſſen. Ich muß ihm nicht immer nur die dickſte Kante, den aſtigſten Theil des Brettes zeigen und ſchreien: da bohre mir durch! da pflege ich durchzubohren! — Gleichwohl ſchreien die franzöſiſchen Kunſtrichter alle ſo; beſonders wenn ſie auf die dramatiſchen Stücke der Engländer kommen. Was für ein Aufhebens machen ſie von der Regelmäßigkeit, die ſie ſich ſo unendlich erleichtert haben! — Doch mir eckelt, mich bei dieſen Elementen länger aufzuhalten.

Möchten meinetwegen Voltaires und Maffeis Merope acht Tage dauern, und an ſieben Orten in Griechenland ſpielen! Möchten ſie aber auch nur die Schönheiten haben, die mich dieſe Pedanterien vergeſſen machen!

Die ſtrengſte Regelmäßigkeit kann den kleinſten Fehler in den Charakteren nicht aufwiegen. Wie abgeſchmackt Polyphont bei dem Maffei öfters ſpricht und handelt, iſt Lindellen nicht entgangen. Er hat Recht, über die heilloſen Maximen zu ſpotten, die Maffei ſeinem Tyrannen in den Mund legt. Die Edelſten und Beſten des Staats aus dem Wege zu räumen; das Volk in alle die Wollüſte zu verſenken, die es entkräften und weibiſch machen können; die größten Verbrechen, unter dem Scheine des Mitleids und der Gnade ungeſtraft zu laſſen u. ſ. w., wenn es einen Tyrannen giebt, der dieſen unſinnigen Weg zu regieren einſchlägt, wird er ſich deſſen auch rühmen? So ſchildert man die Tyrannen in einer Schulübung; aber ſo hat noch keiner von ſich ſelbſt geſprochen. [1] — Es iſt wahr, ſo gar froſtig und wahnwitzig läßt Voltaire ſeinen Polyphont nicht declamiren; aber mitunter läßt er ihn doch auch Dinge ſagen, die gewiß kein Mann von dieſer Art über die Zunge bringt. Z. E.

— Des Dieux quelquefois la longue patience
Fait sur nous à pas lents descendre la vengeance —

Ein Polyphont ſollte dieſe Betrachtung wohl machen; aber er macht ſie nie. Noch weniger wird er ſie in dem Augenblicke machen, da er ſich zu neuen Verbrechen aufmuntert:

Eh bien, encore ce crime! — —

Wie unbeſonnen und in den Tag hinein er gegen Meropen handelt, habe ich ſchon berührt. Sein Betragen gegen den Aegiſth ſieht einem eben ſo verſchlagenen als entſchloſſenen Manne, wie ihn uns der Dichter von Anfange ſchildert, noch weniger ähnlich. Aegiſth hätte bei dem Opfer gerade nicht erſcheinen müſſen. Was ſoll er da? Ihm Gehorſam ſchwören? In den Augen des Volks? Unter dem Geſchrei ſeiner verzweifelnden Mutter? Wird da nicht unfehlbar geſchehen, was er zuvor ſelbſt beſorgte? [2] Er hat ſich für

[1] Atto III. Sc. II.
— — — Quando
Saran da poi sopiti alquanto, e queti
Gli animi, l'arte del regnar mi giovi.
Per mute oblique vie n'andranno a Stige
L'alme piu audaci, e generose. A i vizi
Per cui vigor si abbatte, ardir si toglie
Il freno allargherò. Lunga clemenza
Con pompa die pietà farò, che splenda
Su i delinquenti; a i gran delitti invito,
Onde restino i buoni esposti, e paghi
Renda gl' iniqui la licenza; ed onde
Poi fra se distruggendosi, in crudeli
Gare private il lor furor si stempri.
Udrai sovente risonar gli editti,
E raddopiar le leggi, che al sovrano
Giovan servate, e transgredite. Udrai
Correr minaccia ognor di guerra esterna;
Ond' io n'andrò su l'atterrita plebe
Sempre crescendo i pesi, e peregrine
Milizie indrodurrò. — —

[2] Acte I. Sc. 4.
Si ce fils, tant pleuré, dans Messene est produit,
De quinze ans de travaux j'ai perdu tout le fruit.
Crois-moi, ces préjugés de sang et de naissance
Revivront dans les cœurs, y prendront sa défense.
Le souvenir du père, et cent rois pour ayeux,
Cet honneur prétendu d'être issu de nos Dieux;
Le cris, le désespoir d'une mère eplorée,
Détruiront ma puissance encor mal assurée.

ſeine Perſon alles von dem Aegiſth zu verſehen; Aegiſth verlangt nur ſein Schwert wieder, um den ganzen Streit zwiſchen ihnen mit eins zu entſcheiden; und dieſen tollkühnen Aegiſth läßt er ſich an dem Altare, wo das erſte das beſte, was ihm in die Hand fällt, ein Schwert werden kann, ſo nahe kommen? Der Polyphont des Maffei iſt von dieſen Ungereimtheiten frei; denn dieſer kennt den Aegiſth nicht, und hält ihn für ſeinen Freund. Warum hätte Aegiſth ſich ihm alſo bei dem Altare nicht nähern dürfen? Niemand gab auf ſeine Bewegungen Acht; der Streich war geſchehen und er zu dem zweiten ſchon bereit, ehe es noch einem Menſchen einkommen konnte, den erſten zu rächen.

„Merope, ſagt Lindelle, wenn ſie bei dem Maffei „erfährt, daß ihr Sohn ermordet ſey, will dem Mörder „das Herz aus dem Leibe reißen, und es mit ihren Zähnen „zerfleiſchen. [1] Das heißt, ſich wie eine Kannibalin, und „nicht wie eine betrübte Mutter ausdrücken; das Anſtändige „muß überall beobachtet werden.“ Ganz recht; aber obgleich die franzöſiſche Merope delikater iſt, als daß ſie ſo in ein rohes Herz ohne Salz und Schmalz beißen ſollte: ſo dünkt mich doch, iſt ſie im Grunde eben ſo gut Kannibalin, als die italieniſche. —

Siebenundvierzigſtes Stück.

Den 9. October 1767.

Und wie das? — Wenn es unſtreitig iſt, daß man den Menſchen mehr nach ſeinen Thaten, als nach ſeinen Reden richten muß; daß ein raſches Wort, in der Hitze der Leidenſchaft ausgeſtoßen, für ſeinen moraliſchen Charakter wenig, eine überlegte kalte Handlung aber alles beweiſet; ſo werde ich wohl Recht haben. Merope, die ſich in der Ungewißheit, in welcher ſie von dem Schickſale ihres Sohnes iſt, dem bangſten Kummer überläßt, die immer das Schrecklichſte beſorgt, und in der Vorſtellung, wie unglücklich ihr abweſender Sohn vielleicht ſey, ihr Mitleid über alle Unglückliche erſtreckt: iſt das ſchöne Ideal einer Mutter. Merope, die in dem Augenblicke, da ſie den Verluſt des Gegenſtandes ihrer Zärtlichkeit erfährt, von ihrem Schmerze betäubt dahin ſinkt, und plötzlich, ſobald ſie den Mörder in ihrer Gewalt hört, wieder aufſpringt, und tobt, und wüthet, und die blutigſte ſchrecklichſte Rache an ihm zu vollziehen droht, und wirklich vollziehen würde, wenn er ſich eben unter ihren Händen befände: iſt eben dieſes Ideal, nur in dem Stande einer gewaltſamen Handlung, in welchem es an Ausdruck und Kraft gewinnt, was es an Schönheit und Rührung verloren hat. Aber Merope, die ſich zu dieſer Rache Zeit nimmt, Anſtalten dazu vorkehrt, Feierlichkeiten dazu anordnet, und ſelbſt die Henkerin ſeyn, nicht tödten ſondern martern, nicht ſtrafen ſondern ihre Augen an der Strafe weiden will: iſt das auch noch eine Mutter? Freilich wohl; aber eine Mutter, wie wir ſie uns unter den Kannibalinnen denken; eine Mutter, wie es jede Bärin iſt. — Dieſe Handlung der Merope gefalle wem da will; mir ſage er es nur nicht, daß ſie ihm gefällt, wenn ich ihn nicht eben ſo ſehr verachten, als verabſcheuen ſoll.

Vielleicht dürfte der Herr von Voltaire auch dieſes zu einem Fehler des Stoffes machen; vielleicht dürfte er ſagen, Merope müſſe ja wohl den Aegiſth mit eigener Hand umbringen wollen, oder der ganze Coup de Théâtre, den Ariſtoteles ſo ſehr anpreiſe, der die empfindlichen Athenienſer ehedem ſo ſehr entzückt habe, falle weg. Aber der Herr von Voltaire würde ſich wiederum irren und die willkürlichen Abweichungen des Maffei abermals für den Stoff ſelbſt nehmen. Der Stoff erfordert zwar, daß Merope den Aegiſth mit eigener Hand ermorden will, allein er erfordert nicht, daß ſie es mit aller Ueberlegung thun muß. Und ſo ſcheint ſie es auch bei dem Euripides nicht gethan zu haben, wenn wir anders die Fabel des Hyginus für den Auszug ſeines Stücks annehmen dürfen. Der Alte kömmt und ſagt der Königin weinend, daß ihm ihr Sohn weggekommen; eben hatte ſie gehört, daß ein Fremder angelangt ſey, der ſich rühme, ihn umgebracht zu haben, und daß dieſer Fremde ruhig unter ihrem Dache ſchlafe; ſie ergreift das erſte das beſte, was ihr in die Hände fällt, eilt voller Wuth nach dem Zimmer des Schlafenden, der Alte ihr nach, und die Erkennung geſchieht in dem Augenblicke, da das Verbrechen geſchehen ſollte. Das war ſehr ſimpel und natürlich, ſehr rührend und menſchlich! Die Athenienſer zitterten für den Aegiſth, ohne Meropen verabſcheuen zu dürfen. Sie zitterten für Meropen ſelbſt, die durch die gutartigſte Uebereilung Gefahr lief, die Mörderin ihres Sohnes zu werden. Maffei und Voltaire aber machen mich bloß für den Aegiſth zittern; denn auf ihre Merope bin ich ſo ungehalten, daß ich es ihr faſt gönnen möchte, ſie vollführte den Streich. Möchte ſie es doch haben! Kann ſie ſich Zeit zur Rache nehmen, ſo hätte ſie ſich auch Zeit zur Unterſuchung nehmen ſollen. Warum iſt ſie ſo eine blutdürſtige Beſtie? Er hat ihren Sohn umgebracht: gut; ſie mache in der erſten Hitze mit dem Mörder was ſie will, ich verzeihe ihr, ſie iſt Menſch und Mutter; auch will ich gern mit ihr jammern und verzweifeln, wenn ſie finden ſollte, wie ſehr ſie ihre erſte raſche Hitze zu verwünſchen habe. Aber, Madame, einen jungen Menſchen, der Sie kurz zuvor ſo ſehr intereſſirte, an dem Sie ſo viele Merkmale der Aufrichtigkeit und Unſchuld erkannten, weil man eine alte Rüſtung bei ihm findet, die nur Ihr Sohn tragen ſollte, als den Mörder Ihres Sohnes an dem Grabmale ſeines Vaters mit eigener Hand abſchlachten zu wollen, Leibwache und Prieſter dazu zu Hülfe zu nehmen — O pfui, Madame!

[1] Atto II. Sc. 6.

Quel scelerato in mio poter vorrei
Per trarne prima, s'ebbe parte in questo
Assassinio il tiranno; io voglio poi
Con una scure spalancargli il petto,
Voglio strappargli il cor, voglio co' denti
Lacerarlo, e sbranarlo — —

Ich müßte mich ſehr irren, oder Sie wären in Athen ausgepfiffen worden.

Daß die Unſchicklichkeit, mit welcher Polyphont nach fünfzehn Jahren die veraltete Merope zur Gemahlin verlangt, eben ſo wenig ein Fehler des Stoffes iſt, habe ich ſchon berührt. Denn nach der Fabel des Hyginus hatte Polyphont Meropen gleich nach der Ermordung des Kreſphonts geheirathet; und es iſt ſehr glaublich, daß ſelbſt Euripides dieſen Umſtand ſo angenommen hatte. Warum ſollte er auch nicht? Eben die Gründe, mit welchen Eurikles, beim Voltaire, Meropen jetzt nach fünfzehn Jahren bereden will, dem Tyrannen ihre Hand zu geben, [1] hätten ſie auch vor funfzehn Jahren dazu vermögen können. Es war ſehr in der Denkungsart der alten griechiſchen Frauen, daß ſie ihren Abſcheu gegen die Mörder ihrer Männer überwanden und ſie zu ihren zweiten Männern annahmen, wenn ſie ſahen, daß den Kindern ihrer erſten Ehe Vortheil draus erwachſen könne. Ich erinnere mich etwas ähnliches in dem griechiſchen Roman des Charitons, den d'Orville herausgegeben, ehedem geleſen zu haben, wo eine Mutter das Kind ſelbſt, welches ſie noch unter ihrem Herzen trägt, auf eine ſehr rührende Art darüber zum Richter nimmt. Ich glaube, die Stelle verdiente angeführt zu werden; aber ich habe das Buch nicht bei der Hand. Genug, daß das, was dem Eurikles Voltaire ſelbſt in den Mund legt, hinreichend geweſen wäre, die Aufführung ſeiner Merope zu rechtfertigen, wenn er ſie als die Gemahlin des Polyphonts eingeführt hätte. Die kalten Scenen einer politiſchen Liebe wären dadurch weg gefallen; und ich ſehe mehr als einen Weg, wie das Intereſſe durch dieſen Umſtand ſelbſt noch weit lebhafter, und die Situationen noch weit intriguanter hätten werden können.

Doch Voltaire wollte durchaus auf dem Wege bleiben, den ihm Maffei gebahnt hatte, und weil es ihm gar nicht einmal einfiel, daß es einen beſſern geben könne, daß dieſer beſſere eben der ſey, der ſchon vor Alters befahren worden, ſo begnügte er ſich auf jenem ein Paar Sandſteine aus dem Gleiſe zu räumen, über die er meint, daß ſein Vorgänger faſt umgeſchmiſſen hätte. Würde er wohl ſonſt auch dieſes von ihm beibehalten haben, daß Aegiſth, unbekannt mit ſich ſelbſt, von ungefähr nach Meſſene gerathen und daſelbſt durch kleine zweideutige Merkmale in den Verdacht kommen muß, daß er der Mörder ſeiner ſelbſt ſey? Bei dem Euripides kannte ſich Aegiſth vollkommen, kam in dem ausdrücklichen Vorſatze, ſich zu rächen, nach Meſſene, und gab ſich ſelbſt für den Mörder des Aegiſth aus; nur daß er ſich ſeiner Mutter nicht entdeckte, es ſey aus Vorſicht oder aus Mißtrauen, oder aus was ſonſt für Urſache, an der es ihm der Dichter gewiß nicht wird haben mangeln laſſen. Ich habe zwar oben dem Maffei einige Gründe zu allen den Veränderungen, die er mit dem Plane des Euripides gemacht hat, von meinem Eigenen geliehen. Aber ich bin weit entfernt, die Gründe für wichtig, und die Veränderungen für glücklich genug auszugeben. Vielmehr behaupte ich, daß jeder Tritt, den er aus den Fußſtapfen des Griechen zu thun gewagt, ein Fehltritt geworden. Daß ſich Aegiſth nicht kennt, daß er von ungefähr nach Meſſene kömmt und per combinazione d'accidenti (wie Maffei es ausdrückt) für den Mörder des Aegiſth gehalten wird, giebt nicht allein der ganzen Geſchichte ein ſehr verwirrtes, zweideutiges und romanenhaftes Anſehen, ſondern ſchwächt auch das Intereſſe ungemein. Bei dem Euripides wußte es der Zuſchauer von dem Aegiſth ſelbſt, daß er Aegiſth ſey, und je gewiſſer er es wußte, daß Merope ihren eigenen Sohn umzubringen kommt, deſto größer mußte nothwendig das Schrecken ſeyn, das ihn darüber befiel, deſto quälender das Mitleid, welches er voraus ſah, falls Merope an der Vollziehung nicht zu rechter Zeit verhindert würde. Bei dem Maffei und Voltaire hingegen vermuthen wir es nur, daß der vermeinte Mörder des Sohnes der Sohn wohl ſelbſt ſeyn könne, und unſer größtes Schrecken iſt auf den einzigen Augenblick verſpart, in welchem es Schrecken zu ſeyn aufhört. Das ſchlimmſte dabei iſt noch dieſes, daß die Gründe, die uns in dem jungen Fremdlinge den Sohn der Merope vermuthen laſſen, eben die Gründe ſind, aus welchen es Merope ſelbſt vermuthen ſollte; und daß wir ihn, beſonders bei Voltairen, nicht in dem allergeringſten Stücke näher und zuverläſſiger kennen, als ſie ihn ſelbſt kennen kann. Wir trauen alſo dieſen Gründen entweder eben ſo viel, als ihnen Merope trauet, oder wir trauen ihnen mehr. Trauen wir ihnen eben ſo viel, ſo halten wir den Jüngling mit ihr für einen Betrüger, und das Schickſal, das ſie ihm zugedacht, kann uns nicht ſehr rühren. Trauen wir ihnen mehr, ſo tadeln wir Meropen, daß ſie nicht beſſer darauf merkt, und ſich von weit ſeichteren Gründen hinreißen läßt. Beides aber taugt nicht.

[1] Acte II. Sc. I.

— — Mer. Non, mon fils ne le souffrirait pas.
L'exil où son enfance a langui condamnée
Lui serait moins affreux que ce lâche hymenée.
Eur. Il le condamnerait, si, paisible en son rang,
Il n'en croyait ici que les droits de son sang;
Mais si par les malheurs son ame était instruite,
Sur ses vrais intérêts s'il réglait sa conduite,
De ses tristes amis s'il consultait la voix,
Et la nécessité souveraine des loix,
Il verrait que jamais sa malheureuse mère
Ne lui donna d'amour une marque plus chère.
Me. Ah que me dites-vous?
Eur. De dures vérités
Qui m'arrachent mon zèle et vos calamités.
Me. Quoi! Vous me demandez que l'intérêt surmonte
Cette invincible horreur que j'ai pour Polifonte!
Vous qui me l'avez peint de si noires couleurs!
Eur. Je l'ai peint dangereux, je connais ses fureurs,
Mais il est tout-puissant; mais rien ne lui résiste;
Il est sans héritier, et vous aimez Egiste. —

Achtundvierzigſtes Stück.

Den 18. October 1767.

Es iſt wahr, unſere Ueberraſchung iſt größer, wenn wir es nicht eher mit völliger Gewißheit erfahren, daß

Aegiſth Aegiſth iſt, als bis es Merope ſelbſt erfährt. Aber das armſelige Vergnügen einer Ueberraſchung! Und was braucht der Dichter uns zu überraſchen? Er überraſche ſeine Perſonen, ſo viel er will; wir werden unſer Theil ſchon davon zu nehmen wiſſen, wenn wir, was ſie ganz unvermuthet treffen muß, auch noch ſo lange vorausgeſehen haben. Ja, unſer Antheil wird um ſo lebhafter und ſtärker ſeyn, je länger und zuverläſſiger wir es vorausgeſehen haben.

Ich will über dieſen Punct den beſten franzöſiſchen Kunſtrichter für mich ſprechen laſſen. „In den verwickelten Stücken, ſagt Diderot, [1] iſt das Intereſſe mehr die Wirkung des Plans, als der Reden; in den einfachen Stücken hingegen iſt es mehr die Wirkung der Reden als des Plans. Allein worauf muß ſich das Intereſſe beziehen? Auf die Perſonen? Oder auf die Zuſchauer? Die Zuſchauer ſind nichts als Zeugen, von welchen man nichts weiß. Folglich ſind es die Perſonen, die man vor Augen haben muß. Unſtreitig! Dieſe laſſe man den Knoten ſchürzen, ohne daß ſie es wiſſen; für dieſe ſey alles undurchdringlich; dieſe bringe man, ohne daß ſie es merken, der Auflöſung immer näher und näher. Sind dieſe nur in Bewegung, ſo werden wir Zuſchauer den nämlichen Bewegungen ſchon auch nachgeben, ſie ſchon auch empfinden müſſen. — Weit gefehlt, daß ich mit den meiſten, die von der dramatiſchen Dichtkunſt geſchrieben haben, glauben ſollte, man müſſe die Entwicklung vor dem Zuſchauer verbergen. Ich dächte vielmehr, es ſollte meine Kräfte nicht überſteigen, wenn ich mir ein Werk zu machen vorſetzte, wo die Entwicklung gleich in der erſten Scene verrathen würde, und aus dieſem Umſtande ſelbſt das allerſtärkſte Intereſſe entſpränge. — Für den Zuſchauer muß alles klar ſeyn. Er iſt der Vertraute einer jeden Perſon; er weiß alles was vorgeht, alles was vorgegangen iſt; und es giebt hundert Augenblicke, wo man nichts beſſeres thun kann, als daß man ihm gerade vorausſagt, was noch vorgehen ſoll. — O ihr Verfertiger allgemeiner Regeln, wie wenig verſteht ihr die Kunſt, und wie wenig beſitzt ihr von dem Genie, das die Muſter hervorgebracht hat, auf welche ihr ſie baut und das ſie übertreten kann, ſo oft es ihm beliebt! — Meine Gedanken mögen ſo paradox ſcheinen als ſie wollen: ſo viel weiß ich gewiß, daß für Eine Gelegenheit, wo es nützlich iſt, dem Zuſchauer einen wichtigen Vorfall ſo lange zu verhehlen, bis er ſich ereignet, es immer zehn und mehrere giebt, wo das Intereſſe gerade das Gegentheil erfordert. — Der Dichter bewerkſtelligt durch ſein Geheimniß eine kurze Ueberraſchung; und in welche anhaltende Unruhe hätte er uns ſtürzen können, wenn er uns kein Geheimniß daraus gemacht hätte! — Wer in Einem Augenblicke getroffen und niedergeſchlagen wird, den kann ich auch nur einen Augenblick bedauern. Aber wie ſteht es alsdann mit mir, wenn ich den Schlag erwarte, wenn ich ſehe, daß ſich das Ungewitter über meinem oder eines andern Haupte zuſammenzieht und lange Zeit darüber verweilt? — Meinetwegen mögen die Perſonen alle einander nicht kennen; wenn ſie nur der Zuſchauer alle kennt. — Ja, ich wollte faſt behaupten, daß der Stoff, bei welchem die Verſchweigungen nothwendig ſind, ein undankbarer Stoff iſt; daß der Plan, in welchem man ſeine Zuflucht zu ihnen nimmt, nicht ſo gut iſt, als der, in welchem man ſie hätte entübrigen können. Sie werden nie zu etwas Starkem Anlaß geben. Immer werden wir uns mit Vorbereitungen beſchäftigen müſſen, die entweder allzu dunkel oder allzu deutlich ſind. Das ganze Gedicht wird ein Zuſammenhang von kleinen Kunſtgriffen werden, durch die man weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorzubringen vermag. Iſt hingegen alles, was die Perſonen angeht, bekannt, ſo ſehe ich in dieſer Vorausſetzung die Quelle der allerheftigſten Bewegungen. — Warum haben gewiſſe Monologen eine ſo große Wirkung? Darum, weil ſie mir die geheimen Anſchläge einer Perſon vertrauen, und dieſe Vertraulichkeit mich den Augenblick mit Furcht oder Hoffnung erfüllt. — Wenn der Zuſtand der Perſonen unbekannt iſt, ſo kann ſich der Zuſchauer für die Handlung nicht ſtärker intereſſiren, als die Perſonen. Das Intereſſe aber wird ſich für den Zuſchauer verdoppeln, wenn er Licht genug hat und es fühlt, daß Handlung und Reden ganz anders ſeyn würden, wenn ſich die Perſonen kennten. Alsdann nur werde ich es kaum erwarten können, was aus ihnen werden wird, wenn ich das, was ſie wirklich ſind, mit dem, was ſie thun oder thun wollen, vergleichen kann.“

Dieſes auf den Aegiſth angewendet, iſt es klar, für welchen von beiden Planen ſich Diderot erklären würde: ob für den alten des Euripides, wo die Zuſchauer gleich vom Anfange den Aegiſth eben ſo gut kennen, als er ſich ſelbſt; oder für den neueren des Maffei, den Voltaire ſo blindlings angenommen, wo Aegiſth ſich und den Zuſchauern ein Räthſel iſt, und dadurch das ganze Stück „zu einem Zuſammenhange von kleinen Kunſtgriffen“ macht, die weiter nichts als eine kurze Ueberraſchung hervorbringen.

Diderot hat auch nicht ganz Unrecht, ſeine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewiſſen Erwartungen und plötzlichen Ueberraſchungen, die ſich auf den Zuſchauer beziehen, für eben ſo neu als gegründet auszugeben. Sie ſind neu, in Anſehung ihrer Abſtraction, aber ſehr alt in Anſehung der Muſter, aus welchen ſie abſtrahirt worden. Sie ſind neu in Betrachtung, daß ſeine Vorgänger nur immer auf das Gegentheil gedrungen; aber unter dieſe Vorgänger gehört weder Ariſtoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren iſt, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilection für dieſes Gegentheil hätte beſtärken können, deſſen gute Wirkung ſie weder den meiſten noch den beſten Stücken der Alten abgeſehen hatten.

Unter dieſen war beſonders Euripides ſeiner Sache ſo

[1] In ſeiner dramat. Dichtkunſt, hinter dem Hausvater S. 327 d. Ueberſ.

gewiß, daß er faſt immer den Zuſchauern das Ziel voraus zeigte, zu welchem er ſie führen wollte. Ja, ich wäre ſehr geneigt, aus dieſem Geſichtspuncte die Vertheidigung ſeiner Prologen zu übernehmen, die den neuern Kritikern ſo ſehr mißfallen. „Nicht genug, ſagt Hedelin, daß er meiſtentheils alles, was vor der Handlung des Stücks vorhergegangen, durch eine von ſeinen Hauptperſonen den Zuhörern geradezu erzählen läßt, um ihnen auf dieſe Weiſe das Folgende verſtändlich zu machen; er nimmt auch wohl öfters einen Gott dazu, von dem wir annehmen müſſen, daß er alles weiß und durch den er nicht allein was geſchehen iſt, ſondern auch alles, was noch geſchehen ſoll, uns kund macht. Wir erfahren ſonach gleich Anfangs die Entwicklung und die ganze Kataſtrophe und ſehen jeden Zufall ſchon von weitem kommen. Dieſes aber iſt ein ſehr merklicher Fehler, welcher der Ungewißheit und Erwartung, die auf dem Theater beſtändig herrſchen ſollen, gänzlich zuwider iſt und alle Annehmlichkeiten des Stückes vernichtet, die faſt einzig und allein auf der Neuheit und Ueberraſchung beruhen.“ [1] Nein: der tragiſchſte von allen tragiſchen Dichtern dachte ſo geringſchätzig von ſeiner Kunſt nicht; er wußte, daß ſie einer weit höhern Vollkommenheit fähig wäre und daß die Ergötzung einer kindiſchen Neugierde das geringſte ſey, worauf ſie Anſpruch mache. Er ließ ſeine Zuhörer alſo ohne Bedenken von der bevorſtehenden Handlung eben ſo viel wiſſen, als nur immer ein Gott davon wiſſen konnte, und verſprach ſich die Rührung, die er hervorbringen wollte nicht ſowohl von dem, was geſchehen ſollte, als von der Art, wie es geſchehen ſollte. Folglich müßte den Kunſtrichtern hier eigentlich weiter nichts anſtößig ſeyn, als nur dieſes, daß er uns die nöthige Kenntniß des Vergangenen und des Zukünftigen nicht durch einen feineren Kunſtgriff beizubringen geſucht; daß er ein höheres Weſen, welches wohl noch dazu an der Handlung keinen Antheil nimmt, dazu gebraucht, und daß er dieſes höhere Weſen ſich geradezu an die Zuſchauer wenden laſſen, wodurch die dramatiſche Gattung mit der erzählenden vermiſcht werde. Wenn ſie aber ihren Tadel ſodann bloß hierauf einſchränkten, was wäre denn ihr Tadel? Iſt uns das Nützliche und Nothwendige niemals willkommen, als wenn es uns verſtohlener Weiſe zugeſchanzt wird? Gibt es nicht Dinge, beſonders in der Zukunft, die durchaus niemand anders als ein Gott wiſſen kann? Und wenn das Intereſſe auf ſolchen Dingen beruht, iſt es nicht beſſer, daß wir ſie durch die Dazwiſchenkunft eines Gottes vorher erfahren, als gar nicht? Was will man endlich mit der Vermiſchung der Gattungen überhaupt? In den Lehrbüchern ſondere man ſie ſo genau von einander ab, als möglich; aber wenn ein Genie, höherer Abſichten wegen, mehrere derſelben in einem und eben demſelben Werke zuſammenfließen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch und unterſuche bloß, ob es dieſe höhere Abſichten erreicht hat. Was geht mich es an, ob ſo ein Stück des Euripides weder ganz Erzählung, noch ganz Drama iſt? Nennt es immerhin einen Zwitter; genug, daß mich dieſer Zwitter mehr vergnügt, mehr erbaut, als die geſetzmäßigſten Geburten eurer correcten Racinen, oder wie ſie ſonſt heißen. Weil der Mauleſel weder Pferd noch Eſel iſt, iſt er darum weniger eines von den nutzbarſten laſttragenden Thieren? —

[1] Pratique du Théâtre Liv. III. chap. 1.

Neunundvierzigſtes Stück.

Den 16. October 1767.

Mit einem Worte, wo die Tadler des Euripides nichts als den Dichter zu ſehen glauben, der ſich aus Unvermögen oder aus Gemächlichkeit oder aus beiden Urſachen, ſeine Arbeit ſo leicht machte als möglich; wo ſie die dramatiſche Kunſt in ihrer Wiege zu finden vermeinen: da glaube ich dieſe in ihrer Vollkommenheit zu ſehen und bewundere in jenem den Meiſter, der im Grunde eben ſo regelmäßig iſt, als ſie ihn zu ſeyn verlangen und es nur dadurch weniger zu ſeyn ſcheint, weil er ſeinen Stücken eine Schönheit mehr ertheilen wollen, von der ſie keinen Begriff haben.

Denn es iſt klar, daß alle die Stücke, deren Prologe ihnen ſo viel Aergerniß machen, auch ohne dieſe Prologe, vollkommen ganz und vollkommen verſtändlich ſind. Streicht z. E. vor dem Jon den Prolog des Merkurs, vor der Hekuba den Prolog des Polydors weg; laßt jenen ſogleich mit der Morgenandacht des Jon und dieſe mit den Klagen der Hekuba anfangen; ſind beide darum im geringſten verſtümmelt? Woher würdet ihr, was ihr weggeſtrichen habt, vermiſſen, wenn es gar nicht da wäre? Behält nicht alles den nämlichen Gang, den nämlichen Zuſammenhang? Bekennt ſogar, daß die Stücke nach eurer Art zu denken, deſto ſchöner ſeyn würden, wenn wir aus den Prologen nicht wüßten, daß der Jon, welchen Kreuſa will vergiften laſſen, der Sohn dieſer Kreuſa iſt; daß die Kreuſa, welche Jon von dem Altar zu einem ſchmählichen Tode reißen will, die Mutter dieſes Jon iſt; wenn wir nicht wüßten, daß an eben dem Tage, da Hekuba ihre Tochter zum Opfer hingeben muß, die alte unglückliche Frau auch den Tod ihres letzten einzigen Sohnes erfahren ſolle. Denn alles dieſes würde die trefflichſten Ueberraſchungen geben, und dieſe Ueberraſchungen würden noch dazu vorbereitet genug ſeyn, ohne daß ihr ſagen könntet, ſie brächen auf einmal gleich einem Blitze aus der hellſten Wolke hervor: ſie erfolgten nicht, ſondern ſie entſtünden; man wolle euch nicht auf einmal etwas entdecken, ſondern etwas aufheften. Und gleichwohl zankt ihr noch mit dem Dichter? Gleichwohl werft ihr ihm noch Mangel der Kunſt vor? Vergebt ihm doch immer einen Fehler, der mit einem einzigen Striche der Feder gut zu machen iſt. Einen wollüſtigen Schößling ſchneidet der Gärtner in der Stille ab, ohne auf den geſunden Baum zu ſchelten, der ihn getrieben hat. Wollt ihr aber einen Augenblick annehmen, — es iſt wahr, es heißt ſehr viel annehmen, — daß Euripides vielleicht eben

ſo viel Einſicht, eben ſo viel Geſchmack könne gehabt haben, als ihr, und es wundert euch um ſo viel mehr, wie er bei dieſer großen Einſicht, bei dieſem feinen Geſchmacke, dennoch einen ſo groben Fehler begehen können, ſo tretet zu mir her und betrachtet, was ihr Fehler nennt, aus meinem Standorte. Euripides ſah es ſo gut, als wir, daß z. E. ſein Jon ohne den Prolog beſtehen könne; daß er ohne denſelben ein Stück ſey, welches die Ungewißheit und Erwartung des Zuſchauers bis an das Ende unterhalte; aber eben an dieſer Ungewißheit und Erwartung war ihm nichts gelegen. Denn erfuhr es der Zuſchauer erſt in dem fünften Acte, daß Jon der Sohn der Kreuſa ſey: ſo iſt es für ihn nicht ihr Sohn, ſondern ein Fremder, ein Feind, den ſie in dem dritten Acte aus dem Wege räumen will; ſo iſt es für ihn nicht die Mutter des Jon, an welcher ſich Jon in dem vierten Acte rächen will, ſondern bloß die Meuchelmörderin. Wo ſollten aber alsdann Schrecken und Mitleid herkommen? Die bloße Vermuthung, die ſich etwa aus übereintreffenden Umſtänden hätte ziehen laſſen, daß Jon und Kreuſa einander wohl näher angehen könnten, als ſie meinen, würde dazu nicht hinreichend geweſen ſeyn. Dieſe Vermuthung mußte zur Gewißheit werden, und wenn der Zuhörer dieſe Gewißheit nur von Außen erhalten konnte, wenn es nicht möglich war, daß er ſie einer von den handelnden Perſonen ſelbſt zu danken haben konnte: war es nicht immer beſſer, daß der Dichter ſie ihm auf die einzige mögliche Weiſe ertheilte, als gar nicht? Sagt von dieſer Weiſe, was ihr wollt: genug, ſie hat ihm ſein Ziel erreichen helfen; ſeine Tragödie iſt dadurch, was eine Tragödie ſeyn ſoll, und wenn ihr noch unwillig ſeyd, daß er die Form dem Weſen nachgeſetzt hat, ſo verſorge euch eure gelehrte Kritik mit nichts als Stücken, wo das Weſen der Form aufgeopfert iſt, und ihr ſeyd belohnt! Immerhin gefalle euch Whiteheads Kreuſa, wo euch kein Gott etwas vorausſagt, wo ihr alles von einem alten plauderhaften Vertrauten erfahrt, den eine verſchlagene Zigeunerin ausfragt, immerhin gefalle ſie euch beſſer, als des Euripides Jon, und ich werde euch nie beneiden!

Wenn Ariſtoteles den Euripides den tragiſchſten von allen tragiſchen Dichtern nennt, ſo ſah er nicht bloß darauf, daß die meiſten ſeiner Stücke eine unglückliche Kataſtrophe haben; ob ich ſchon weiß, daß viele den Stagyriten ſo verſtehen. Denn das Kunſtſtück wäre ihm ja wohl bald abgelernt; und der Stümper, der brav würgen und morden, und keine von ſeinen Perſonen geſund oder lebendig von der Bühne kommen ließe, würde ſich eben ſo tragiſch dünken dürfen, als Euripides. Ariſtoteles hatte unſtreitig mehrere Eigenſchaften im Sinne, welchen zu Folge er ihm dieſen Charakter ertheilte; und ohne Zweifel, daß die eben berührte mit dazu gehörte, vermöge der er nämlich den Zuſchauern alle das Unglück, welches ſeine Perſonen überraſchen ſollte, lange vorher zeigte, um die Zuſchauer auch dann ſchon mit Mitleiden für die Perſonen einzunehmen, wenn dieſe Perſonen ſelbſt ſich noch weit entfernt glaubten, Mitleid zu verdienen. — Sokrates war der Lehrer und Freund des Euripides; und wie mancher dürfte der Meinung ſeyn, daß der Dichter dieſer Freundſchaft des Philoſophen weiter nichts zu danken habe, als den Reichthum von ſchönen Sittenſprüchen, den er ſo verſchwenderiſch in ſeinen Stücken ausſtreut. Ich denke, daß er ihr weit mehr ſchuldig war; er hätte ohne ſie eben ſo ſpruchreich ſeyn können; aber vielleicht würde er ohne ſie nicht ſo tragiſch geworden ſeyn. Schöne Sentenzen und Moralen ſind überhaupt gerade das, was wir von einem Philoſophen, wie Sokrates, am ſeltenſten hören; ſein Lebenswandel iſt die einzige Moral, die er predigt. Aber den Menſchen und uns ſelbſt kennen; auf unſere Empfindungen aufmerkſam ſeyn; in allen die ebenſten und kürzeſten Wege der Natur ausforſchen und lieben; jedes Ding nach ſeiner Abſicht beurtheilen: das iſt es, was wir in ſeinem Umgange lernen; das iſt es, was Euripides von dem Sokrates lernte, und was ihn zu dem Erſten in ſeiner Kunſt machte. Glücklich der Dichter, der ſo einen Freund hat, — und ihn alle Tage, alle Stunden zu Rathe ziehen kann! —

Auch Voltaire ſcheint es empfunden zu haben, daß es gut ſeyn würde, wenn er uns mit dem Sohn der Merope gleich Anfangs bekannt machte; wenn er uns mit der Ueberzeugung, daß der liebenswürdige unglückliche Jüngling, den Merope erſt in Schutz nimmt, und den ſie bald darauf als den Mörder ihres Aegiſths hinrichten will, der nämliche Aegiſth ſey, ſofort könne ausſetzen laſſen. Aber der Jüngling kennt ſich ſelbſt nicht; auch iſt ſonſt niemand da, der ihn beſſer kennte und durch den wir ihn könnten kennen lernen. Was thut alſo der Dichter? Wie fängt er es an, daß wir es gewiß wiſſen, Merope erhebe den Dolch gegen ihren eigenen Sohn, noch ehe es ihr der alte Narbas zuruft? — O, das fängt er ſehr ſinnreich an! Auf ſo einen Kunſtgriff konnte ſich nur ein Voltaire beſinnen! — Er läßt, ſobald der unbekannte Jüngling auftritt, über das erſte, was er ſagt, mit großen ſchönen, leſerlichen Buchſtaben den ganzen vollen Namen Aegiſth ſetzen; und ſo weiter über jede ſeiner folgenden Reden. Nun wiſſen wir es: Merope hat in dem Vorhergehenden ihren Sohn ſchon mehr wie einmal bei dieſem Namen genannt, und wenn ſie das auch nicht gethan hätte, ſo dürften wir ja nur das vorgedruckte Verzeichniß der Perſonen nachſehen; da ſteht es lang und breit! Freilich iſt es ein wenig lächerlich, wenn die Perſon, über deren Reden wir nun ſchon zehnmal den Namen Aegiſth geleſen haben, auf die Frage:

— — — Narbas vous est connu?
Le nom d'Egiste au moins jusqu'à vous est venu?
Quel était votre état, votre rang, votre père?

antwortet:

Mon père est un vieillard accablé de misère;
Policlete est son nom; mais Egiste, Narbas,
Ceux dont vous me parlez, je ne les connais pas.

Freilich iſt es ſehr ſonderbar, daß wir von dieſem Aegiſth, der nicht Aegiſth heißt, auch keinen andern Namen hören; daß, da er der Königin antwortet, ſein Vater heiße Polyklet, er nicht auch hinzuſetzt, er heiße ſo und ſo. Denn einen Namen muß er doch haben, und den hätte der Herr von Voltaire ja wohl ſchon mit erfinden können, da er ſo viel erfunden hat! Leſer, die den Rummel einer Tragödie nicht recht gut verſtehen, können leicht darüber irre werden. Sie leſen, daß hier ein Burſche gebracht wird, der auf der Landſtraße einen Mord begangen hat; dieſer Burſche, ſehen ſie, heißt Aegiſth, aber er ſagt, er heiße nicht ſo, und ſagt doch auch nicht, wie er heiße: o, mit dem Burſchen, ſchließen ſie, iſt es nicht richtig; daß iſt ein abgefäumter Straßenräuber, ſo jung er iſt, ſo unſchuldig er ſich ſtellt. So, ſage ich, ſind unerfahrene Leſer zu denken in Gefahr, und doch glaube ich in allem Ernſte, daß es für die erfahrenen Leſer beſſer iſt, auch ſo, gleich Anfangs zu erfahren, wer der unbekannte Jüngling iſt, als gar nicht. Nur daß man mir nicht ſage, daß dieſe Art, ſie davon zu unterrichten, im geringſten künſtlicher und feiner ſey, als ein Prolog im Geſchmacke des Euripides! —

Funfzigſtes Stück.

Den 20. October 1767.

Bei dem Maffei hat der Jüngling ſeine zwei Namen, wie es ſich gehört; Aegiſth heißt er als der Sohn des Polydor, und Kreſphont als der Sohn der Merope. In dem Verzeichniſſe der handelnden Perſonen wird er auch nur unter jenem eingeführt; und Becelli rechnet es ſeiner Ausgabe des Stücks als kein geringes Verdienſt an, daß dieſes Verzeichniß den wahren Stand des Aegiſth nicht voraus verrathe.[1] Das iſt, die Italiener ſind von den Ueberraſchungen noch größere Liebhaber als die Franzoſen. —

Aber noch immer Merope! — Wahrlich, ich bedaure meine Leſer, die ſich an dieſem Blatt eine theatraliſche Zeitung verſprochen haben, ſo mancherlei und bunt, ſo unterhaltend und ſchnurrig, als eine theatraliſche Zeitung nur ſeyn kann. Anſtatt des Inhalts der hier gangbaren Stücke, in kleine luſtige oder rührende Romane gebracht; anſtatt beiläufiger Lebensbeſchreibungen drolliger, ſonderbarer, närriſcher Geſchöpfe, wie die doch wohl ſeyn müſſen, die ſich mit Komödienſchreiben abgeben; anſtatt kurzweiliger, auch wohl ein wenig ſcandalöſer Anekdoten von Schauſpielern und beſonders Schauſpielerinnen; anſtatt aller dieſer artigen Sächelchen, die ſie erwarteten, bekommen ſie lange, ernſthafte, trockene Kritiken über alte bekannte Stücke; ſchwerfällige Unterſuchungen über das, was in einer Tragödie ſeyn ſollte und nicht ſeyn ſollte; mitunter wohl gar Erklärungen des Ariſtoteles. Und das ſollen ſie leſen? Wie geſagt, ich bedauere ſie; ſie ſind gewaltig angeführt! — Doch im Vertrauen: beſſer, daß ſie es ſind, als ich. Und ich würde es ſehr ſeyn, wenn ich mir ihre Erwartungen zum Geſetze machen müßte. Nicht daß ihre Erwartungen ſehr ſchwer zu erfüllen wären; wirklich nicht; ich würde ſie vielmehr ſehr bequem finden, wenn ſie ſich mit meinen Abſichten nur beſſer vertragen wollten.

Ueber die Merope indeß muß ich freilich einmal wegzukommen ſuchen. — Ich wollte eigentlich nur erweiſen, daß die Merope des Voltaire im Grunde nichts als die Merope des Maffei ſey; und ich meine, dieſes habe ich erwieſen. Nicht ebenderſelbe Stoff, ſagt Ariſtoteles, ſondern ebendieſelbe Verwicklung und Auflöſung machen, daß zwei oder mehrere Stücke für ebendieſelben Stücke zu halten ſind. Alſo nicht, weil Voltaire mit dem Maffei einerlei Geſchichte behandelt hat, ſondern weil er ſie mit ihm auf ebendieſelbe Art behandelt hat, iſt er hier für weiter nichts, als für den Ueberſetzer und Nachahmer deſſelben zu erklären. Maffei hat die Merope des Euripides nicht bloß wieder hergeſtellt, er hat eine eigene Merope gemacht: denn er ging völlig von dem Plane des Euripides ab; und in dem Vorſatze, ein Stück ohne Galanterie zu machen, in welchem das ganze Intereſſe bloß aus der mütterlichen Zärtlichkeit entſpringe, ſchuf er die ganze Fabel um; gut oder übel, das iſt hier die Frage nicht; genug, er ſchuf ſie doch um. Voltaire aber entlehnte vom Maffei die ganze ſo umgeſchaffene Fabel; er entlehnte von ihm, daß Merope mit dem Polyphont nicht vermählt iſt; er entlehnte von ihm die politiſchen Urſachen, aus welchen der Tyrann nun erſt nach funfzehn Jahren auf dieſe Vermählung dringen zu müſſen glaubt; er entlehnte von ihm, daß der Sohn der Merope ſich ſelbſt nicht kennt; er entlehnte von ihm, wie und warum dieſer von ſeinem vermeinten Vater entkommt; er entlehnte von ihm den Vorfall, der den Aegiſth als einen Mörder nach Meſſene bringt; er entlehnte von ihm die Mißdeutung, durch die er für den Mörder ſeiner ſelbſt gehalten wird; er entlehnte von ihm die dunkeln Regungen der mütterlichen Liebe, wenn Merope den Aegiſth zum erſtenmal erblickt; er entlehnte von ihm den Vorwand, warum Aegiſth vor Meropens Augen, von ihren eigenen Händen ſterben ſoll, die Entdeckung ſeiner Mitſchuldigen: mit einem Wort, Voltaire entlehnte vom Maffei die ganze Verwicklung. Und hat er nicht auch die ganze Auflöſung von ihm entlehnt, indem er das Opfer, bei welchem Polyphont umgebracht werden ſollte, von ihm mit der Handlung verbinden lernte? Maffei machte es zu einer hochzeitlichen Feier, und vielleicht, daß er bloß darum ſeinen Tyrannen jetzt erſt auf die Verbindung mit Meropen fallen ließ, um dieſes Opfer deſto natürlicher anzubringen. Was Maffei erfand, that Voltaire nach.

Es iſt wahr, Voltaire gab verſchiedenen von den Umſtänden, die er vom Maffei entlehnte, eine andere Wendung.

[1] Fin ne i nomi de Personaggi si è levato quell' errore, comunissimo alle stampe d'ogni drama, di scoprire il secreto nel premettergli, e per conseguenza di levare il piacere a chi legge, overo ascolta, essendosi messo Egisto, dove era, Cresfonte sotto nome d'Egisto.

Z. E. Anſtatt daß beim Maffei Polyphont bereits funfzehn Jahre regiert hat, läßt er die Unruhen in Meſſene ganzer funfzehn Jahre dauern, und den Staat ſo lange in der unwahrſcheinlichſten Anarchie verharren. Anſtatt daß, beim Maffei, Aegiſth von einem Räuber auf der Straße angefallen wird, läßt er ihn in einem Tempel des Herkules von zwei Unbekannten überfallen werden, die es ihm übel nehmen, daß er den Herkules für die Herakliden, den Gott des Tempels für die Nachkommen deſſelben anfleht. Anſtatt daß beim Maffei Aegiſth durch einen Ring in Verdacht geräth, läßt Voltaire dieſen Verdacht durch eine Rüſtung entſtehen u. ſ. w. Aber alle dieſe Veränderungen betreffen die unerheblichſten Kleinigkeiten, die faſt alle außer dem Stück ſind und auf die Oekonomie des Stücks ſelbſt keinen Einfluß haben. Und doch wollte ich ſie Voltairen noch gern als Aeußerungen ſeines ſchöpferiſchen Genies anrechnen, wenn ich nur fände, daß er das, was er ändern zu müſſen vermeinte, in allen ſeinen Folgen zu ändern verſtanden hätte. Ich will mich an dem mittelſten von den angeführten Beiſpielen erklären. Maffei läßt ſeinen Aegiſth von einem Räuber angefallen werden, der den Augenblick abpaßt, da er ſich mit ihm auf dem Weg allein ſieht, unfern einer Brücke über die Pamiſe; Aegiſth erlegt den Räuber und wirft den Körper in den Fluß, aus Furcht, wenn der Körper auf der Straße gefunden würde, daß man den Mörder verfolgen und ihn dafür erkennen dürfte. Ein Räuber, dachte Voltaire, der einem Prinzen den Rock ausziehen und den Beutel nehmen will, iſt für mein feines, edles Parterre ein viel zu niedriges Bild; beſſer, aus dieſem Räuber einen Mißvergnügten gemacht, der dem Aegiſth als einem Anhänger der Herakliden zu Leibe will. Und warum nur Einen? Lieber zwei; ſo iſt die Heldenthat des Aegiſths deſto größer, und der, welcher von dieſen zweien entrinnt, wenn er zu dem ältern gemacht wird, kann hernach für den Narbas genommen werden. Recht gut, mein lieber Johann Ballhorn; aber nun weiter. Wenn Aegiſth den einen von dieſen Mißvergnügten erlegt hat, was thut er alsdann? Er trägt den todten Körper auch ins Waſſer. Auch? Aber wie denn? warum denn? Von der leeren Landſtraße in den nahen Fluß, das iſt ganz begreiflich; aber aus dem Tempel in den Fluß, dieſes auch? War denn außer ihnen niemand in dieſem Tempel? Es ſey ſo; auch iſt das die größte Ungereimtheit noch nicht. Das Wie ließe ſich noch denken, aber das Warum gar nicht. Maffeis Aegiſth trägt den Körper in den Fluß, weil er ſonſt verfolgt und erkannt zu werden fürchtet; weil er glaubt, wenn der Körper bei Seite geſchafft ſey, daß ſodann nichts ſeine That verrathen könne; daß dieſe ſodann mit ſammt dem Körper in der Fluth begraben ſey. Aber kann das Voltairens Aegiſth auch glauben? Nimmermehr; oder der zweite hätte nicht entkommen müſſen. Wird ſich dieſer begnügen, ſein Leben davon getragen zu haben? Wird er ihn nicht, wenn er auch noch ſo furchtſam iſt, von weitem beobachten? Wird er ihn nicht mit ſeinem Geſchrei verfolgen, bis ihn andere feſthalten? Wird er ihn nicht anklagen und wider ihn zeugen? Was hilft es dem Mörder alſo, das Corpus delicti weggebracht zu haben? Hier iſt ein Zeuge, welcher es nachweiſen kann. Dieſe vergebene Mühe hätte er ſparen und darauf eilen ſollen, je eher je lieber über die Gränze zu kommen. Freilich mußte der Körper, des Folgenden wegen, ins Waſſer geworfen werden, es war Voltairen eben ſo nöthig als dem Maffei, daß Merope nicht durch die Beſichtigung deſſelben aus ihrem Irrthume geriſſen werden konnte; nur daß, was bei dieſem Aegiſth ſich ſelber zum Beſten thut, er bei jenem bloß dem Dichter zu gefallen thun muß. Denn Voltaire corrigirte die Urſache weg, ohne zu überlegen, daß er die Wirkung dieſer Urſache brauche, die nunmehr von nichts als von ſeiner Bedürfniß abhängt.

Eine einzige Veränderung, die Voltaire in dem Plane des Maffei gemacht hat, verdient den Namen einer Verbeſſerung. Die nämlich, durch welche er den wiederholten Verſuch der Merope, ſich an dem vermeinten Mörder ihres Sohnes zu rächen, unterdrückt, und dafür die Erkennung von Seiten des Aegiſth, in Gegenwart des Polyphont, geſchehen läßt. Hier erkenne ich den Dichter, und beſonders iſt die zweite Scene des vierten Acts ganz vortrefflich. Ich wünſchte nur, daß die Erkennung überhaupt, die in der vierten Scene des dritten Acts von beiden Seiten erfolgen zu müſſen das Anſehen hat, mit mehrerer Kunſt hätte getheilt werden können. Denn daß Aegiſth mit einmal von dem Eurikles weggeführt wird und die Vertiefung ſich hinter ihm ſchließt, iſt ein ſehr gewaltſames Mittel. Es iſt nicht ein Haar beſſer, als die übereilte Flucht, mit der ſich Aegiſth bei dem Maffei rettet, und über die Voltaire ſeinen Lindelle ſo ſpotten läßt. Oder vielmehr, dieſe Flucht iſt um vieles natürlicher; wenn der Dichter nur hernach Sohn und Mutter einmal zuſammengebracht und uns nicht gänzlich die erſten rührenden Ausbrüche ihrer beiderſeitigen Empfindungen gegen einander vorenthalten hätte. Vielleicht würde Voltaire die Erkennung überhaupt nicht getheilt haben, wenn er ſeine Materie nicht hätte dehnen müſſen, um fünf Acte damit vollzumachen. Er jammert mehr als einmal über cette longue carrière de cinq actes qui est prodigieusement difficile à remplire sans episodes — Und nun für dieſesmal genug von der Merope!

Einundfunfzigſtes Stück.

Den 23. October 1767.

Den neununddreißigſten Abend (Mittwochs, den 8. Juli) wurden der verheirathete Philoſoph und die neue Agneſe wiederholt.

Chevrier ſagt,[1] daß Destouches ſein Stück aus einem

[1] L'Observateur des Spectacles. T. II. p. 135.

Luſtſpiele des Campiſtron geſchöpft habe, und daß, wenn dieſer nicht ſeinen Jaloux désabusé geſchrieben hätte, wir wohl ſchwerlich einen verheiratheten Philoſophen haben würden. Die Komödie des Campiſtron iſt unter uns wenig bekannt; ich wüßte nicht, daß ſie auf irgend einem deutſchen Theater wäre geſpielt worden; auch iſt keine Ueberſetzung davon vorhanden. Man dürfte alſo vielleicht um ſo viel lieber wiſſen wollen, was eigentlich an dem Vorgeben des Chevrier ſey.

Die Fabel des Campiſtron'ſchen Stücks iſt kurz dieſe: Ein Bruder hat das anſehnliche Vermögen ſeiner Schweſter in Händen, und um dieſes nicht herausgeben zu dürfen, möchte er ſie lieber gar nicht verheirathen. Aber die Frau dieſes Bruders denkt beſſer, oder wenigſtens anders, und um ihren Mann zu vermögen, ſeine Schweſter zu verſorgen, ſucht ſie ihn auf alle Weiſe eiferſüchtig zu machen, indem ſie verſchiedene junge Mannsperſonen ſehr gütig aufnimmt, die alle Tage unter dem Vorwande, ſich um ihre Schwägerin zu bewerben, zu ihr ins Haus kommen. Die Liſt gelingt; der Mann wird eiferſüchtig, und willigt endlich, um ſeiner Frau den vermeinten Vorwand, ihre Anbeter um ſich zu haben, zu benehmen, in die Verbindung ſeiner Schweſter mit Clitandern, einem Anverwandten ſeiner Frau, dem zu gefallen ſie die Rolle der Coquette geſpielt hatte. Der Mann ſieht ſich berückt, iſt aber ſehr zufrieden, weil er zugleich von dem Ungrunde ſeiner Eiferſucht überzeugt wird.

Was hat dieſe Fabel mit der Fabel des verheiratheten Philoſophen ähnliches? Die Fabel nicht das geringſte. Aber hier iſt eine Stelle aus dem zweiten Act des Campiſtron'ſchen Stücks, zwiſchen Dorante, ſo heißt der Eiferſüchtige, und Dubois, ſeinem Secretär. Dieſe wird gleich zeigen, was Chevrier gemeint hat.

Dubois. Und was fehlt Ihnen denn?

Dorante. Ich bin verdrüßlich, ärgerlich; alle meine ehemalige Heiterkeit iſt weg; alle meine Freude hat ein Ende. Der Himmel hat mir einen Tyrannen, einen Henker gegeben, der nicht aufhören wird, mich zu martern, zu peinigen —

Dubois. Und wer iſt denn dieſer Tyrann, dieſer Henker?

Dorante. Meine Frau.

Dubois. Ihre Frau, mein Herr?

Dorante. Ja, meine Frau, meine Frau. — Sie bringt mich zur Verzweiflung.

Dubois. Haſſen Sie ſie denn?

Dorante. Wollte Gott! So wäre ich ruhig. — Aber ich liebe ſie und liebe ſie ſo ſehr — Verwünſchte Qual!

Dubois. Sie ſind doch wohl nicht eiferſüchtig?

Dorante. Bis zur Raſerei.

Dubois. Wie? Sie, mein Herr? Sie eiferſüchtig? Sie, der Sie von jeher über alles, was Eiferſucht heißt, —

Dorante. Gelacht und geſpottet. Deſto ſchlimmer bin ich nun daran! Ich Geck, mich von den elenden Sitten der großen Welt ſo hinreißen zu laſſen! In das Geſchrei der Narren einzuſtimmen, die ſich über die Ordnung und Zucht unſerer ehrlichen Vorfahren ſo luſtig machen! Und ich ſtimmte nicht bloß ein; es währte nicht lange, ſo gab ich den Ton. Um Witz, um Lebensart zu zeigen, was für albernes Zeug habe ich nicht geſprochen! Eheliche Treue, beſtändige Liebe, pfui, wie ſchmeckt das nach dem kleinſtädtiſchen Bürger! Der Mann, der ſeiner Frau nicht allen Willen läßt, iſt ein Bär! Der es ihr übel nimmt, wenn ſie auch andern gefällt und zu gefallen ſucht, gehört ins Tollhaus. So ſprach ich, und mich hätte man da ſollen ins Tollhaus ſchicken. —

Dubois. Aber warum ſprachen Sie ſo?

Dorante. Hörſt du nicht? Weil ich ein Geck war und glaubte, es ließe noch ſo galant und weiſe. — Inzwiſchen wollte mich meine Familie verheirathet wiſſen. Sie ſchlugen mir ein junges, unſchuldiges Mädchen vor, und ich nahm es. Mit der, dachte ich, ſoll es gute Wege haben; die ſoll in meiner Denkungsart nicht viel ändern; ich liebe ſie jetzt nicht beſonders, und der Beſitz wird mich noch gleichgültiger gegen ſie machen. Aber wie ſehr habe ich mich betrogen! Sie ward täglich ſchöner, täglich reizender. Ich ſah es und entbrannte, und entbrannte je mehr und mehr; und jetzt bin ich ſo verliebt, ſo verliebt in ſie —

Dubois. Nun, das nenne ich gefangen werden!

Dorante. Denn ich bin ſo eiferſüchtig! — Daß ich mich ſchäme, es auch nur dir zu bekennen. — Alle meine Freunde ſind mir zuwider — und verdächtig; die ich ſonſt nicht oft genug um mich haben konnte, ſehe ich jetzt lieber gehen als kommen. Was haben ſie auch in meinem Hauſe zu ſuchen? Was wollen die Müßiggänger? Wozu alle die Schmeicheleien, die ſie meiner Frau machen? Der eine lobt ihren Verſtand, der andere erhebt ihr gefälliges Weſen bis in den Himmel. Den entzücken ihre himmliſchen Augen, und den ihre ſchönen Zähne. Alle finden ſie höchſt reizend, höchſt anbetungswürdig; und immer ſchließt ſich ihr verdammtes Geſchwätz mit der verwünſchten Betrachtung, was für ein glücklicher, was für ein beneidenswürdiger Mann ich bin.

Dubois. Ja, ja, es iſt wahr, ſo geht es zu.

Dorante. O, ſie treiben ihre unverſchämte Kühnheit wohl noch weiter! Kaum iſt ſie aus dem Bette, ſo ſind ſie um ihre Toilette. Da ſollteſt du erſt ſehen und hören! Jeder will da ſeine Aufmerkſamkeit und ſeinen Witz mit dem andern um die Wette zeigen. Ein abgeſchmackter Einfall jagt den andern, eine boshafte Spötterei die andere, ein kitzelndes Hiſtörchen das andere. Und das alles mit Zeichen, mit Mienen, mit Liebäugeleien, die meine Frau ſo leutſelig annimmt, ſo verbindlich erwiedert, daß — daß mich der Schlag oft rühren möchte! Kannſt du glauben, Dubois? ich muß es wohl mit anſehen, daß ſie ihr die Hand küſſen.

Dubois. Das iſt arg!

Dorante. Gleichwohl darf ich nicht muckſen. Denn was würde die Welt dazu ſagen? Wie lächerlich würde ich mich machen, wenn ich meinen Verdruß auslaſſen wollte? Die Kinder auf der Straße würden mit Fingern auf mich weiſen. Alle Tage würde ein Epigramm, ein Gaſſenhauer auf mich zum Vorſchein kommen u. ſ. w.

Dieſe Situation muß es ſeyn, in welcher Chevrier das Aehnliche mit dem verheiratheten Philoſophen gefunden hat. So wie der Eiferſüchtige des Campiſtron ſich ſchämt, ſeine Eiferſucht auszulaſſen, weil er ſich ehedem über dieſe Schwachheit allzu luſtig gemacht hat: ſo ſchämt ſich auch der Philoſoph des Destouches, ſeine Heirath bekannt zu machen, weil er ehedem über alle ernſthafte Liebe geſpottet und den eheloſen Stand für den einzigen erklärt hatte, der einem freien und weiſen Mann anſtändig ſey. Es kann auch nicht fehlen, daß dieſe ähnliche Scham ſie nicht beide in mancherlei ähnliche Verlegenheiten bringen ſollte. So iſt z. E. die, in welcher ſich Dorante beim Campiſtron ſieht, wenn er von ſeiner Frau verlangt, ihm die überläſtigen Beſuche vom Halſe zu ſchaffen, dieſe aber ihn bedeutet, daß das eine Sache ſey, die er ſelbſt bewerkſtelligen müſſe, faſt die nämliche mit der bei dem Destouches, in welcher ſich Ariſt befindet, wenn er es ſelbſt dem Marquis ſagen ſoll, daß er ſich auf Meliten keine Rechnung machen könne. Auch leidet dort der Eiferſüchtige, wenn ſeine Freunde in ſeiner Gegenwart über die Eiferſüchtigen ſpotten, und er ſelbſt ſein Wort dazu geben muß, ungefähr auf gleiche Weiſe als hier der Philoſoph, wenn er ſich muß ſagen laſſen, daß er ohne Zweifel viel zu klug und vorſichtig ſey, als daß er ſich zu ſo einer Thorheit, wie das Heirathen, ſollte haben verleiten laſſen.

Dem ungeachtet aber ſehe ich nicht, warum Destouches bei ſeinem Stücke nothwendig das Stück des Campiſtron vor Augen gehabt haben müßte, und mir iſt es ganz begreiflich, daß wir jenes haben könnten, wenn dieſes auch nicht vorhanden wäre. Die verſchiedenſten Charaktere können in ähnliche Situationen gerathen; und da in der Komödie die Charaktere das Hauptwerk, die Situationen aber nur die Mittel ſind, jene ſich äußern zu laſſen und ins Spiel zu ſetzen, ſo muß man nicht die Situationen, ſondern die Charaktere in Betrachtung ziehen, wenn man beſtimmen will, ob ein Stück Original oder Copie genannt zu werden verdiene. Umgekehrt iſt es in der Tragödie, wo die Charaktere weniger weſentlich ſind und Schrecken und Mitleid vornehmlich aus den Situationen entſpringt. Aehnliche Situationen geben alſo ähnliche Tragödien, aber nicht ähnliche Komödien. Hingegen geben ähnliche Charaktere ähnliche Komödien, anſtatt daß ſie in den Tragödien faſt gar nicht in Erwägung kommen.

Der Sohn unſers Dichters, welcher die prächtige Ausgabe der Werke ſeines Vaters beſorgt hat, die vor einigen Jahren in vier Quartbänden aus der königlichen Druckerei zu Paris erſchien, meldet uns in der Vorrede zu dieſer Ausgabe eine beſondere dieſes Stück betreffende Anekdote. Der Dichter nämlich habe ſich in England verheirathet, und aus gewiſſen Urſachen ſeine Verbindung geheim halten müſſen. Eine Perſon aus der Familie ſeiner Frau aber habe das Geheimniß früher ausgeplaudert, als ihm lieb geweſen, und dieſes habe Gelegenheit zu dem verheiratheten Philoſophen gegeben. Wenn dieſes wahr iſt, — und warum ſollten wir es ſeinem Sohne nicht glauben? — ſo dürfte die vermeinte Nachahmung des Campiſtron um ſo eher wegfallen.

Zweiundfunfzigſtes Stück.

Den 27. October 1767.

Den vierzigſten Abend (Donnerſtags, den 9. Juli) ward Schlegels Triumph der guten Frauen aufgeführt.

Dieſes Luſtſpiel iſt unſtreitig eines der beſten deutſchen Originale. Es war, ſo viel ich weiß, das letzte komiſche Werk des Dichters, das ſeine frühern Geſchwiſter unendlich übertrifft und von der Reife ſeines Urhebers zeugt. Der geſchäftige Müßiggänger war der erſte jugendliche Verſuch, und fiel aus, wie alle ſolche jugendliche Verſuche ausfallen. Der Witz verzeihe es denen und räche ſich nie an ihnen, die allzuviel Witz darin gefunden haben! Er enthält das kalteſte, langweiligſte Alltagsgewäſche, das nur immer in dem Hauſe eines Meißniſchen Pelzhändlers vorfallen kann. Ich wüßte nicht, daß er jemals wäre aufgeführt worden, und ich zweifle, daß ſeine Vorſtellung dürfte auszuhalten ſeyn. Der Geheimnißvolle iſt um vieles beſſer; ob es gleich der Geheimnißvolle gar nicht geworden iſt, den Moliere in der Stelle geſchildert hat, aus welcher Schlegel den Anlaß zu dieſem Stücke wollte genommen haben.[1] Molieres Geheimnißvoller iſt ein Geck, der ſich ein wichtiges Anſehen geben will; Schlegels Geheimnißvoller aber ein gutes ehrliches Schaf, das den Fuchs ſpielen will, um von den Wölfen nicht gefreſſen zu werden. Daher kommt es auch, daß er ſo viel ähnliches mit dem Charakter des Mißtrauiſchen hat, den Cronegk hernach auf die Bühne brachte. Beide Charaktere aber, oder vielmehr beide Nüancen des nämlichen Charakters können nicht anders als in einer ſo kleinen und armſeligen, oder ſo menſchenfreundlichen und häßlichen Seele ſich finden, daß ihre Vorſtellungen nothwendig mehr Mitleiden oder Abſcheu erwecken müſſen, als Lachen. Der Geheimnißvolle iſt wohl ſonſt hier aufgeführt worden; man verſichert mich aber auch durchgängig, und

[1] Misanthrope Acte II. Sc. 4.

C'est de la tête aux pieds, un homme tout mistère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'œil égaré,
Et sans aucune affaire est toujours affairé.
Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde.
A force de façons il assomme le monde.
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien,
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille
Et jusques au bon jour, il dit tout à l'oreille.

aus der eben gemachten Betrachtung iſt es mir ſehr begreiflich, daß man ihn läppiſcher gefunden habe, als luſtig.

Der Triumph der guten Frauen hingegen hat, wo er noch aufgeführt worden, und ſo oft er noch aufgeführt worden, überall und jederzeit, einen ſehr vorzüglichen Beifall erhalten; und daß ſich dieſer Beifall auf wahre Schönheiten gründen müſſe, daß er nicht das Werk einer überraſchenden blendenden Vorſtellung ſey, iſt daher klar, weil ihn noch niemand nach Leſung des Stücks zurückgenommen. Wer es zuerſt geleſen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es ſpielen ſieht, und wer es zuerſt ſpielen geſehen, dem gefällt es um ſo viel mehr, wenn er es lieſt. Auch haben es die ſtrengſten Kunſtrichter eben ſo ſehr ſeinen übrigen Luſtſpielen, als dieſe überhaupt dem gewöhnlichen Praſſe deutſcher Komödien vorgezogen.

„Ich las, ſagt einer von ihnen,[1] den geſchäftigen Müßiggänger; die Charaktere ſchienen mir vollkommen nach dem Leben; ſolche Müßiggänger, ſolche in ihre Kinder vernarrte Mütter, ſolche ſchalwitzige Beſuche und ſolche dumme Pelzhändler ſehen wir alle Tage. So denkt, ſo lebt, ſo handelt der Mittelſtand unter den Deutſchen. Der Dichter hat ſeine Pflicht gethan, er hat uns geſchildert, wie wir ſind. Allein ich gähnte vor Langeweile. — Ich las darauf den Triumph der guten Frauen. Welchen Unterſchied! Hier finde ich Leben in den Charakteren, Feuer in ihren Handlungen, ächten Witz in ihren Geſprächen, und den Ton einer feinen Lebensart in ihrem ganzen Umgange.“

Der vornehmſte Fehler, den ebenderſelbe Kunſtrichter daran bemerkt hat, iſt der, daß die Charaktere an ſich ſelbſt nicht deutſch ſind. Und leider muß man dieſen zugeſtehen. Wir ſind aber in unſern Luſtſpielen ſchon zu ſehr an fremde und beſonders an franzöſiſche Sitten gewöhnt, als daß er eine beſonders üble Wirkung auf uns haben könnte.

„Nikander, heißt es, iſt ein franzöſiſcher Abenteurer, der auf Eroberungen ausgeht, allen Frauenzimmern nachſtellt, keinem im Ernſte gewogen iſt, alle ruhigen Ehen in Uneinigkeit zu ſtürzen, aller Frauen Verführer und aller Männer Schrecken zu werden ſucht, und der bei allem dieſem kein ſchlechtes Herz hat. Die herrſchende Verderbniß der Sitten und Grundſätze ſcheint ihn mit fortgeriſſen zu haben. Gottlob! daß ein Deutſcher, der ſo leben will, das verderbteſte Herz von der Welt haben muß. — Hilaria, des Nikanders Frau, die er vier Wochen nach der Hochzeit verlaſſen, und nunmehr in zehn Jahren nicht geſehen hat, kommt auf den Einfall ihn aufzuſuchen. Sie kleidet ſich als eine Mannsperſon, und folgt ihm unter dem Namen Philint in alle Häuſer nach, wo er Avanturen ſucht. Philint iſt witziger, flatterhafter und unverſchämter als Nikander. Das Frauenzimmer iſt dem Philint mehr gewogen, und ſobald er mit ſeinem frechen, aber doch artigen Weſen ſich ſehen läßt, ſteht Nikander da wie verſtummt. Dieſes giebt Gelegenheit zu ſehr lebhaften Situationen. Die Erfindung iſt artig, der zweifache Charakter wohl gezeichnet, und glücklich in Bewegung geſetzt; aber das Original zu dieſem nachgeahmten Petitmaitre iſt gewiß kein Deutſcher.“

„Was mir, fährt er fort, ſonſt an dieſem Luſtſpiele mißfällt, iſt der Charakter des Agenors. Den Triumph der guten Frauen vollkommen zu machen, zeigt dieſer Agenor den Ehemann von einer gar zu häßlichen Seite. Er tyranniſirt ſeine unſchuldige Juliane auf das unwürdigſte, und hat recht ſeine Luſt ſie zu quälen. Grämlich, ſo oft er ſich ſehen läßt, ſpöttiſch bei den Thränen ſeiner gekränkten Frau, argwöhniſch bei ihren Liebkoſungen, boshaft genug, ihre unſchuldigſten Reden und Handlungen durch eine falſche Wendung zu ihrem Nachtheile auszulegen, eiferſüchtig, hart, unempfindlich, und wie ſie ſich leicht einbilden können, in ſeiner Frau Kammermädchen verliebt. — Ein ſolcher Mann iſt gar zu verderbt, als daß wir ihm eine ſchleunige Beſſerung zutrauen könnten. Der Dichter giebt ihm eine Nebenrolle, in welcher ſich die Falten ſeines nichtswürdigen Herzens nicht genug entwickeln können. Er tobt, und weder Juliane noch die Leſer wiſſen recht, was er will. Eben ſo wenig hat der Dichter Raum gehabt, ſeine Beſſerung gehörig vorzubereiten und zu veranſtalten. Er mußte ſich begnügen, dieſes gleichſam im Vorbeigehen zu thun, weil die Haupthandlung mit Nikander und Philinten zu ſchaffen hatte. Kathrine, dieſes edelmüthige Kammermädchen der Juliane, das Agenor verfolgt hatte, ſagt gar recht am Ende des Luſtſpiels: Die geſchwindeſten Bekehrungen ſind nicht allemal die aufrichtigſten! Wenigſtens ſo lange dieſes Mädchen im Hauſe iſt, möchte ich nicht für die Aufrichtigkeit ſtehen.“

Ich freue mich, daß die beſte deutſche Komödie dem richtigſten deutſchen Beurtheiler in die Hände gefallen iſt. Und doch war es vielleicht die erſte Komödie, die dieſer Mann beurtheilte.

[1] Briefe, die neueſte Literatur betreffend. Th. XXI. S. 133. (Von M. Mendelsſohn.)

Hamburgiſche Dramaturgie.

Zweiter Band.

Dreiundfunfzigſtes Stück.

Den 3. November 1767.

Den einundvierzigſten Abend (Freitags, den 10. Julius) wurden Cenie und der Mann nach der Uhr wiederholt.

„Cenie, ſagt Chevrier gerade heraus,[1] führt den Namen der Frau von Graffigni, iſt aber ein Werk des Abts von Voiſenon. Es war Anfangs in Verſen; weil aber die Frau von Graffigny, der es erſt in ihrem vierundfunfzigſten Jahre einfiel, die Schriftſtellerin zu ſpielen, in ihrem Leben keinen Vers gemacht hatte, ſo ward Cenie in Proſa gebracht. Mais l'Auteur, fügt er hinzu, y a laissé 81 vers qui y existent dans leur entier.“ Das iſt, ohne Zweifel, von einzeln hin und wieder zerſtreuten Zeilen zu verſtehen, die den Reim verloren, aber die Sylbenzahl beibehalten haben. Doch wenn Chevrier keinen andern Beweis hatte, daß das Stück in Verſen geweſen: ſo iſt es ſehr erlaubt, daran zu zweifeln. Die franzöſiſchen Verſe kommen überhaupt der Proſa ſo nahe, daß es Mühe koſten ſoll, nur in einem etwas geſuchteren Style zu ſchreiben, ohne daß ſich nicht von ſelbſt ganze Verſe zuſammen finden, denen nichts wie der Reim mangelt. Und gerade denjenigen, die gar keine Verſe machen, können dergleichen Verſe am erſten entwiſchen; eben weil ſie gar kein Ohr für das Metrum haben, und es alſo eben ſo wenig zu vermeiden als zu beobachten verſtehen.

Was hat Cenie ſonſt für Merkmale, daß ſie nicht aus der Feder eines Frauenzimmers könne gefloſſen ſeyn? „Das Frauenzimmer überhaupt, ſagt Rouſſeau,[2] liebt keine einzige Kunſt, verſteht ſich auf keine einzige, und an Genie fehlt es ihm ganz und gar. Es kann in kleinen Werken glücklich ſeyn, die nichts als leichten Witz, nichts als Geſchmack, nichts als Anmuth, höchſtens Gründlichkeit und Philoſophie verlangen. Es kann ſich Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit und alle Talente erwerben, die ſich durch Mühe und Arbeit erwerben laſſen. Aber jenes himmliſche Feuer, welches die Seele erhitzet und entflammet, jenes um ſich greifende, verzehrende Genie, jene brennende Beredſamkeit, jene erhabene Schwünge, die ihr Entzückendes dem Innerſten unſeres Herzens mittheilen; werden den Schriften des Frauenzimmers allezeit fehlen.“

Alſo fehlen ſie wohl auch der Cenie? Oder, wenn ſie ihr nicht fehlen, ſo muß Cenie nothwendig das Werk eines Mannes ſeyn? Rouſſeau ſelbſt würde ſo nicht ſchließen. Er ſagt vielmehr, was er dem Frauenzimmer überhaupt abſprechen zu müſſen glaube, wolle er darum keiner Frau insbeſondere ſtreitig machen. (Ce n'est pas à une femme, mais aux femmes que je refuse les talens des hommes.[1]) Und dieſes ſagt er eben auf Veranlaſſung der Cenie, eben da, wo er die Graffigni als die Verfaſſerin derſelben anführt. Dabei merke man wohl, daß Graffigni ſeine Freundin nicht war, daß ſie übels von ihm geſprochen hatte, daß er ſich an eben der Stelle über ſie beklagt. Dem ungeachtet erklärt er ſie lieber für eine Ausnahme ſeines Satzes, als daß er im geringſten auf das Vorgeben des Chevrier anſpielen ſollte, welches er zu thun, ohne Zweifel, Freimüthigkeit genug gehabt hätte, wenn er nicht von dem Gegentheile überzeugt geweſen wäre.

Chevrier hat mehr ſolche verkleinerliche geheime Nachrichten. Eben dieſer Abt, wie Chevrier wiſſen will, hat für die Favart gearbeitet. Er hat die komiſche Oper, Annette und Lubin, gemacht; und nicht Sie, die Actrice, von der er ſagt, daß ſie kaum leſen könne. Sein Beweis iſt ein Gaſſenhauer, der in Paris darüber herumgegangen; und es iſt allerdings wahr, daß die Gaſſenhauer in der franzöſiſchen Geſchichte überhaupt unter die glaubwürdigſten Dokumente gehören.

Warum ein Geiſtlicher ein ſehr verliebtes Singſpiel unter fremden Namen in die Welt ſchicke, ließe ſich endlich noch begreifen. Aber warum er ſich zu einer Cenie nicht bekennen wolle, der ich nicht viele Predigten vorziehen möchte, iſt ſchwerlich abzuſehen. Dieſer Abt hat ja ſonſt mehr als ein Stück aufführen und drucken laſſen, von welchen ihn jedermann als den Verfaſſer kennt, und die der Cenie bei weitem nicht gleich kommen. Wenn er einer Frau

[1] Observateur de Spectacles. Tome I. p. 211.
[2] à d'Alembert, p. 193.

[1] Ibid., p. 78.

von vierundfunfzig Jahren eine Galanterie machen wollte, iſt es wahrſcheinlich, daß er es gerade mit ſeinem beſten Werke würde gethan haben? —

Den zweiundvierzigſten Abend (Montags, den 13. Julius) ward die Frauenſchule von Moliere aufgeführt.

Moliere hatte bereits ſeine Männerſchule gemacht, als er im Jahre 1662 dieſe Frauenſchule darauf folgen ließ. Wer beide Stücke nicht kennet, würde ſich ſehr irren, wenn er glaubte, daß hier den Frauen, wie dort den Männern, ihre Schuldigkeit gepredigt würde. Es ſind beides witzige Poſſenſpiele, in welchen ein Paar junge Mädchen, wovon das eine in aller Strenge erzogen und das andere in aller Einfalt aufgewachſen, ein Paar alte Laffen hintergehen; und die beide die Männerſchule heißen müßten, wenn Moliere weiter nichts darin hätte lehren wollen, als daß das dümmſte Mädchen noch immer Verſtand genug habe zu betrügen, und daß Zwang und Aufſicht weit weniger fruchte und nutze, als Nachſicht und Freiheit. Wirklich iſt für das weibliche Geſchlecht in der Frauenſchule nicht viel zu lernen; es wäre denn, daß Moliere mit dieſem Titel auf die Eheſtandsregeln, in der zweiten Scene des dritten Acts, geſehen hätte, mit welchen aber die Pflichten der Weiber eher lächerlich gemacht werden.

„Die zwei glücklichſten Stoffe zur Tragödie und Komödie, ſagt Trublet,[1] ſind der Cid und die Frauenſchule. Aber beide ſind vom Corneille und Moliere bearbeitet worden, als dieſe Dichter ihre völlige Stärke noch nicht hatten. Dieſe Anmerkung, fügt er hinzu, habe ich von dem Hrn. von Fontenelle.“

Wenn doch Trublet den Hrn. von Fontenelle gefragt hätte, wie er dieſes meine. Oder falls es ihm ſo ſchon verſtändlich genug war, wenn er es doch auch ſeinen Leſern mit ein Paar Worten hätte verſtändlich machen wollen. Ich wenigſtens bekenne, daß ich gar nicht abſehe, wo Fontenelle mit dieſem Räthſel hingewollt. Ich glaube, er hat ſich verſprochen; oder Trublet hat ſich verhört.

Wenn indeß, nach der Meinung dieſer Männer, der Stoff der Frauenſchule ſo beſonders glücklich iſt, und Moliere in der Ausführung deſſelben nur zu kurz gefallen: ſo hätte ſich dieſer auf das ganze Stück eben nicht viel einzubilden gehabt. Denn der Stoff iſt nicht von ihm, ſondern theils aus einer ſpaniſchen Erzählung, die man bei dem Scarron, unter dem Titel: die vergebliche Vorſicht, findet, theils aus den ſpaßhaften Nächten des Straparolle genommen, wo ein Liebhaber einem ſeiner Freunde alle Tage vertrauet, wie weit er mit ſeiner Geliebten gekommen, ohne zu wiſſen, daß dieſer Freund ſein Nebenbuhler iſt.

„Die Frauenſchule, ſagt der Herr von Voltaire, war ein Stück von einer ganz neuen Gattung, worin zwar alles nur Erzählung, aber doch ſo künſtliche Erzählung iſt, daß alles Handlung zu ſeyn ſcheint.“

Wenn das Neue hierin beſtand, ſo iſt es ſehr gut, daß man die neue Gattung eingehen laſſen. Mehr oder weniger künſtlich, Erzählung bleibt immer Erzählung, und wir wollen auf dem Theater wirkliche Handlungen ſehen. — Aber iſt es denn auch wahr, daß alles darin erzählt wird? daß alles nur Handlung zu ſeyn ſcheint? Voltaire hätte dieſen alten Einwurf nicht wieder aufwärmen ſollen; oder, anſtatt ihn in ein anſcheinendes Lob zu verkehren, hätte er wenigſtens die Antwort beifügen ſollen, die Moliere ſelbſt darauf ertheilte, und die ſehr paſſend iſt. Die Erzählungen nämlich ſind in dieſem Stücke, vermöge der innern Verfaſſung deſſelben, wirkliche Handlung; ſie haben alles, was zu einer komiſchen Handlung erforderlich iſt; und es iſt bloße Wortklauberei, ihnen dieſen Namen hier ſtreitig zu machen.[1] Denn es kömmt ja weit weniger auf die Vorfälle an, welche erzählt werden, als auf den Eindruck, welchen dieſe Vorfälle auf den betrognen Alten machen, wenn er ſie erfährt. Das Lächerliche dieſes Alten wollte Moliere vornehmlich ſchildern; ihn müſſen wir alſo vornehmlich ſehen, wie er ſich bei dem Unfalle, der ihm drohet, gebärdet; und dieſes hätten wir ſo gut nicht geſehen, wenn der Dichter das, was er erzählen läßt, vor unſern Augen hätte vorgehen laſſen, und das, was er vorgehen läßt, dafür hätte erzählen laſſen. Der Verdruß, den Arnolph empfindet; der Zwang, den er ſich anthut, dieſen Verdruß zu verbergen; der höhniſche Ton, den er annimmt, wenn er den weitern Progreſſen des Horaz nun vorgebauet zu haben glaubt; das Erſtaunen, die ſtille Wuth, in der wir ihn ſehen, wenn er vernimmt, daß Horaz dem ungeachtet ſein Ziel glücklich verfolgt: das ſind Handlungen, und weit komiſchere Handlungen, als alles, was außer der Scene vorgeht. Selbſt in der Erzählung der Agneſe, von ihrer mit dem Horaz gemachten Bekanntſchaft, iſt mehr Handlung, als wir finden würden, wenn wir dieſe Bekanntſchaft auf der Bühne wirklich machen ſähen.

Alſo, anſtatt von der Frauenſchule zu ſagen, daß alles darin Handlung ſcheine, obgleich alles nur Erzählung ſey, glaubte ich mit mehrerem Rechte ſagen zu können, daß alles Handlung darin ſey, obgleich alles nur Erzählung zu ſeyn ſcheine.

Vierundfunfzigſtes Stück.

Den 6. November 1767.

Den dreiundvierzigſten Abend (Dienſtags, den 14. Julius) ward die Mütterſchule des La Chauſſee, und den vierundvierzigſten Abend (als den 15.) der Graf von Eſſex wiederholt.

Da die Engländer von jeher ſo gern domestica facta auf ihre Bühne gebracht haben, ſo kann man leicht vermuthen, daß es ihnen auch an Trauerſpielen über dieſen Gegenſtand nicht fehlen wird. Das älteſte iſt das von Joh.

[1] Essais de Litt. et de Morale. T. IV. p. 295.

[1] In der Kritik der Frauenſchule, in der Perſon des Dorante: Les récits eux-mêmes y sont des actions suivant la constitution du sujet.

Banks, unter dem Titel: der unglückliche Liebling, oder Graf von Eſſex. Es kam 1682 aufs Theater, und erhielt allgemeinen Beifall. Damals aber hatten die Franzoſen ſchon drei Eſſexe: des Calprenede von 1638, des Boyer von 1678, und des jüngern Corneille von eben dieſem Jahre. Wollten indeß die Engländer, daß ihnen die Franzoſen auch hierin nicht möchten zuvorgekommen ſeyn, ſo würden ſie ſich vielleicht auf Daniels Philotas beziehen können; ein Trauerſpiel von 1611, in welchem man die Geſchichte und den Charakter des Grafen, unter fremden Namen, zu finden glaubte. [1]

Banks ſcheint keinen von ſeinen franzöſiſchen Vorgängern gekannt zu haben. Er iſt aber einer Novelle gefolgt, die den Titel: Geheime Geſchichte der Königin Eliſabeth und des Grafen von Eſſex, führt, [2] wo er den ganzen Stoff ſich ſo in die Hände gearbeitet fand, daß er ihn bloß zu dialogiren, ihm bloß die äußere dramatiſche Form zu ertheilen brauchte. Hier iſt der ganze Plan, wie er von dem Verfaſſer der unten angeführten Schrift, zum Theil, ausgezogen worden. Vielleicht, daß es meinen Leſern nicht unangenehm iſt, ihn gegen das Stück des Corneille halten zu können.

„Um unſer Mitleid gegen den unglücklichen Grafen deſto lebhafter zu machen, und die heftige Zuneigung zu entſchuldigen, welche die Königin für ihn äußert, werden ihm alle die erhabenſten Eigenſchaften eines Helden beigelegt; und es fehlt ihm zu einem vollkommenen Charakter weiter nichts, als daß er ſeine Leidenſchaften nicht beſſer in ſeiner Gewalt hat. Burleigh, der erſte Miniſter der Königin, der auf ihre Ehre ſehr eiferſüchtig iſt, und den Grafen wegen der Gunſtbezeigungen beneidet, mit welchen ſie ihn überhäuft, bemüht ſich unabläſſig, ihn verdächtig zu machen. Hierin ſteht ihm Sir Walter Raleigh, welcher nicht minder des Grafen Feind iſt, treulich bei; und beide werden von der boshaften Gräfin von Nottingham noch mehr verhetzt, die den Grafen ſonſt geliebt hatte, nun aber, weil ſie keine Gegenliebe von ihm erhalten können, was ſie nicht beſitzen kann, zu verderben ſucht. Die ungeſtüme Gemüthsart des Grafen macht ihnen nur allzugutes Spiel, und ſie erreichen ihre Abſicht auf folgende Weiſe.

Die Königin hatte den Grafen, als ihren Generaliſſimus, mit einer ſehr anſehnlichen Armee gegen den Tyrone geſchickt, welcher in Irland einen gefährlichen Aufſtand erregt hatte. Nach einigen nicht viel bedeutenden Scharmützeln ſah ſich der Graf genöthigt, mit dem Feinde in Unterhandlung zu treten, weil ſeine Truppen durch Strapazen und Krankheiten ſehr abgemattet waren, Tyrone aber mit ſeinen Leuten ſehr vortheilhaft poſtirt ſtand. Da dieſe Unterhandlung zwiſchen den Anführern mündlich betrieben ward, und kein Menſch dabei zugegen ſeyn durfte, ſo wurde ſie der Königin als ihrer Ehre höchſt nachtheilig, und als ein gar nicht zweideutiger Beweis vorgeſtellt, daß Eſſex mit den Rebellen in einem heimlichen Verſtändniſſe ſtehen müſſe. Burleigh und Raleigh, mit einigen andern Parlamentsgliedern, treten ſie daher um Erlaubniß an, ihn des Hochverraths anklagen zu dürfen, welches ſie aber ſo wenig zu verſtatten geneigt iſt, daß ſie ſich vielmehr über ein dergleichen Unternehmen ſehr aufgebracht bezeigt. Sie wiederholt die vorigen Dienſte, welche der Graf der Nation erwieſen, und erklärt, daß ſie die Undankbarkeit und den boshaften Neid ſeiner Ankläger verabſcheue. Der Graf von Southampton, ein aufrichtiger Freund des Eſſex, nimmt ſich zugleich ſeiner auf das lebhafteſte an; er erhebt die Gerechtigkeit der Königin, einen ſolchen Mann nicht unterdrücken laſſen; und ſeine Feinde müſſen vor dieſesmal ſchweigen. (Erſter Act.)

Indeß iſt die Königin mit der Aufführung des Grafen nichts weniger, als zufrieden, ſondern läßt ihm befehlen, ſeine Fehler wieder gut zu machen, und Irland nicht eher zu verlaſſen, als bis er die Rebellen völlig zu Paaren getrieben, und alles wieder beruhigt habe. Doch Eſſex, dem die Beſchuldigungen nicht unbekannt geblieben, mit welchen ihn ſeine Feinde bei ihr anzuſchwärzen ſuchen, iſt viel zu ungeduldig, ſich zu rechtfertigen, und kömmt, nachdem er den Tyrone zu Niederlegung der Waffen vermocht, des ausdrücklichen Verbots der Königin ungeachtet, nach England über. Dieſer unbedachtſame Schritt macht ſeinen Feinden eben ſo viel Vergnügen, als ſeinen Freunden Unruhe; beſonders zittert die Gräfin von Rutland, mit welcher er insgeheim verheirathet iſt, vor den Folgen. Am meiſten aber betrübt ſich die Königin, da ſie ſieht, daß ihr durch dieſes raſche Betragen aller Vorwand benommen iſt, ihn zu vertreten, wenn ſie nicht eine Zärtlichkeit verrathen will, die ſie gern vor der ganzen Welt verbergen möchte. Die Erwägung ihrer Würde, zu welcher ihr natürlicher Stolz kömmt, und die heimliche Liebe, die ſie zu ihm trägt, erregen in ihrer Bruſt den grauſamſten Kampf. Sie ſtreitet lange mit ſich ſelbſt, ob ſie den verwegnen Mann nach dem Tower ſchicken, oder den geliebten Verbrecher vor ſich laſſen und ihm erlauben ſoll, ſich gegen ſie ſelbſt zu rechtfertigen. Endlich entſchließt ſie ſich zu dem letztern, doch nicht ohne alle Einſchränkung; ſie will ihn ſehen, aber ſie will ihn auf eine Art empfangen, daß er die Hoffnung wohl verlieren ſoll, für ſeine Vergehungen ſo bald Vergebung zu erhalten. Burleigh, Raleigh und Nottingham ſind bei dieſer Zuſammenkunft gegenwärtig. Die Königin iſt auf die letztere gelehnt, und ſcheint tief im Geſpräche zu ſeyn, ohne den Grafen nur ein einzigesmal anzuſehen. Nachdem ſie ihn eine Weile vor ſich knieen laſſen, verläßt ſie auf einmal das Zimmer, und gebietet allen, die es redlich mit ihr meinen, ihr zu folgen, und den Verräther allein zu laſſen. Niemand darf es wagen, ihr ungehorſam zu ſeyn; ſelbſt Southampton geht mit ihr ab, kömmt aber bald, mit der troſtloſen Rutland, wieder, ihren Freund bei ſeinem

[1] Cibber's Lives of the Engl. Poets. Vol. I. p. 147.
[2] The Companion to the Theatre. Vol. II. p. 99.

Unfalle zu beklagen. Gleich darauf ſchickt die Königin den Burleigh und Raleigh zu dem Grafen, ihm den Commandoſtab abzunehmen; er weigert ſich aber, ihn in andere, als in der Königin eigene Hände zurück zu liefern, und beiden Miniſtern wird, ſowohl von ihm, als von dem Southampton, ſehr verächtlich begegnet. (Zweiter Act.)

Die Königin, der dieſes ſein Betragen ſogleich hinterbracht wird, iſt äußerſt gereizt, aber doch in ihren Gedanken noch immer uneinig. Sie kann weder die Verunglimpfungen, deren ſich die Nottingham gegen ihn erkühnt, noch die Lobſprüche vertragen, die ihm die unbedachtſame Rutland aus der Fülle ihres Herzens ertheilt; ja, dieſe ſind ihr noch mehr zuwider als jene, weil ſie daraus entdeckt, daß die Rutland ihn liebt. Zuletzt befiehlt ſie, dem ungeachtet, daß er vor ſie gebracht werden ſoll. Er kömmt, und verſucht es, ſeine Aufführung zu vertheidigen. Doch die Gründe, die er deßfalls beibringt, ſcheinen ihr viel zu ſchwach, als daß ſie ihren Verſtand von ſeiner Unſchuld überzeugen ſollten. Sie verzeiht ihm, um der geheimen Neigung, die ſie für ihn hegt, ein Genüge zu thun; aber zugleich entſetzt ſie ihn aller ſeiner Ehrenſtellen, in Betrachtung deſſen, was ſie ſich ſelbſt, als Königin, ſchuldig zu ſeyn glaubt. Und nun iſt der Graf nicht länger vermögend, ſich zu mäßigen; ſeine Ungeſtümheit bricht los; er wirft den Stab zu ihren Füßen, und bedient ſich verſchiedener Ausdrücke, die zu ſehr wie Vorwürfe klingen, als daß ſie den Zorn der Königin nicht aufs höchſte treiben ſollten. Auch antwortet ſie ihm darauf, wie es Zornigen ſehr natürlich iſt; ohne ſich um Anſtand und Würde, ohne ſich um die Folgen zu bekümmern: nämlich, anſtatt der Antwort, giebt ſie ihm eine Ohrfeige. Der Graf greift nach dem Degen, und nur der einzige Gedanke, daß es ſeine Königin, daß es nicht ſein König iſt, der ihn geſchlagen, mit einem Worte, daß es eine Frau iſt, von der er die Ohrfeige hat, hält ihn zurück, ſich thätlich an ihr zu vergehen. Southampton beſchwört ihn, ſich zu faſſen; aber er wiederholt ſeine ihr und dem Staate geleiſteten Dienſte nochmals, und wirft dem Burleigh und Raleigh ihren niederträchtigen Neid, ſo wie der Königin ihre Ungerechtigkeit vor. Sie verläßt ihn in der äußerſten Wuth; und niemand als Southampton bleibt bei ihm, der Freundſchaft genug hat, ſich jetzt eben am wenigſten von ihm trennen zu laſſen. (Dritter Act.)

Der Graf geräth über ſein Unglück in Verzweiflung; er läuft wie unſinnig in der Stadt herum, ſchreit über das ihm angethane Unrecht und ſchmäht auf die Regierung. Alles das wird der Königin, mit vielen Uebertreibungen, wiedergeſagt, und ſie giebt Befehl, ſich der beiden Grafen zu verſichern. Es wird Mannſchaft gegen ſie ausgeſchickt, ſie werden gefangen genommen, und in den Tower in Verhaft geſetzt, bis daß ihnen der Prozeß kann gemacht werden. Doch indeß hat ſich der Zorn der Königin gelegt, und günſtigern Gedanken für den Eſſex wiederum Raum gemacht. Sie will ihn alſo, ehe er zum Verhöre geht, allem, was man ihr dawider ſagt, ungeachtet, nochmals ſehen; und da ſie beſorgt, ſeine Verbrechen möchten zu ſtrafbar befunden werden, ſo giebt ſie ihm, um ſein Leben wenigſtens in Sicherheit zu ſetzen, einen Ring, mit dem Verſprechen, ihn gegen dieſen Ring, ſobald er ihn ihr zuſchicke, alles, was er verlangen würde, zu gewähren. Faſt aber bereut ſie es wieder, daß ſie ſo gütig gegen ihn geweſen, als ſie gleich darauf erfährt, daß er mit der Rutland vermählt iſt; und es von der Rutland ſelbſt erfährt, die für ihn um Gnade zu bitten kömmt. (Vierter Act.)

Fünfundfunfzigſtes Stück.

Den 10. November 1767.

Was die Königin gefürchtet hatte, geſchieht; Eſſex wird nach den Geſetzen ſchuldig befunden und verurtheilt, den Kopf zu verlieren; ſein Freund Southampton deßgleichen. Nun weiß zwar die Eliſabeth, daß ſie, als Königin, den Verbrecher begnadigen kann; aber ſie glaubt auch, daß eine ſolche freiwillige Begnadigung auf ihrer Seite eine Schwäche verrathen würde, die keiner Königin gezieme; und alſo will ſie ſo lange warten, bis er ihr den Ring ſenden, und ſelbſt um ſein Leben bitten wird. Voller Ungeduld indeß, daß es je eher je lieber geſchehen möge, ſchickt ſie die Nottingham zu ihm, und läßt ihn erinnern, an ſeine Rettung zu denken. Nottingham ſtellt ſich, das zärtlichſte Mitleid für ihn zu fühlen, und er vertraut ihr das koſtbare Unterpfand ſeines Lebens, mit der demüthigſten Bitte an die Königin, es ihm zu ſchenken. Nun hat Nottingham alles, was ſie wünſcht; nun ſteht es bei ihr, ſich wegen ihrer verachteten Liebe an dem Grafen zu rächen. Anſtatt alſo das auszurichten, was er ihr aufgetragen, verleumdet ſie ihn auf das boshafteſte, und malt ihn ſo ſtolz, ſo trotzig, ſo feſt entſchloſſen ab, nicht um Gnade zu bitten, ſondern es auf das Aeußerſte ankommen zu laſſen, daß die Königin dem Berichte kaum glauben kann, nach wiederholter Verſicherung aber voller Wuth und Verzweiflung den Befehl ertheilt, das Urtheil ohne Anſtand an ihm zu vollziehen. Dabei giebt ihr die boshafte Nottingham ein, den Grafen von Southampton zu begnadigen, nicht weil ihr das Unglück deſſelben wirklich nahe geht, ſondern weil ſie ſich einbildet, daß Eſſex die Bitterkeit ſeiner Strafe um ſo vielmehr empfinden werde, wenn er ſieht, daß die Gnade, die man ihm verweigert, ſeinem mitſchuldigen Freunde nicht entſtehe. In eben dieſer Abſicht räth ſie der Königin auch, ſeiner Gemahlin, der Gräfin von Rutland, zu erlauben, ihn noch vor ſeiner Hinrichtung zu ſehen. Die Königin willigt in beides, aber zum Unglück für die grauſame Rathgeberin; denn der Graf giebt ſeiner Gemahlin einen Brief an die Königin, die ſich eben in dem Tower befindet, und ihn kurz darauf, als man den Grafen abgeführt, erhält. Aus dieſem Briefe erſieht ſie, daß der Graf der Nottingham den Ring gegeben, und ſie durch dieſe Verrätherin

um ſein Leben bitten laſſen. Sogleich ſchickt ſie, und läßt die Vollſtreckung des Urtheils unterſagen; doch Burleigh und Raleigh, dem ſie aufgetragen war, hatten ſo ſehr damit geeilt, daß die Botſchaft zu ſpät kömmt. Der Graf iſt bereits todt. Die Königin geräth vor Schmerz außer ſich, verbannt die abſcheuliche Nottingham auf ewig aus ihren Augen, und giebt allen, die ſich als Feinde des Grafen erwieſen hatten, ihren bitterſten Unwillen zu erkennen."

Aus dieſem Plane iſt genugſam abzunehmen, daß der Eſſex des Banks ein Stück von weit mehr Natur, Wahrheit und Uebereinſtimmung iſt, als ſich in dem Eſſex des Corneille findet. Banks hat ſich ziemlich genau an die Geſchichte gehalten, nur daß er verſchiedne Begebenheiten näher zuſammen gerückt, und ihnen einen unmittelbareren Einfluß auf das endliche Schickſal ſeines Helden gegeben hat. Der Vorfall mit der Ohrfeige iſt eben ſo wenig erdichtet, als der mit dem Ringe; beide finden ſich, wie ich ſchon angemerkt, in der Hiſtorie, nur jener weit früher und bei einer ganz andern Gelegenheit; ſo wie es auch von dieſem zu vermuthen. Denn es iſt begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da ſie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß ſie ihm dieſes Unterpfand ihrer Gnade jetzt erſt ſollte geſchenkt haben, da er ſich ihrer eben am meiſten verluſtig gemacht hatte, und der Fall, ſich deſſen zu gebrauchen, ſchon wirklich da war. Dieſer Ring ſollte ſie erinnern, wie theuer ihr der Graf damals geweſen, als er ihn von ihr erhalten; und dieſe Erinnerung ſollte ihm alsdann alle das Verdienſt wiedergeben, welches er unglücklicher Weiſe in ihren Augen etwa könnte verloren haben. Aber was braucht es dieſes Zeichens, dieſer Erinnerung von heute bis auf morgen? Glaubt ſie ihrer günſtigen Geſinnungen auch auf ſo wenige Stunden nicht mächtig zu ſeyn, daß ſie ſich mit Fleiß auf eine ſolche Art feſſeln will? Wenn ſie ihm in Ernſte vergeben hat, wenn ihr wirklich an ſeinem Leben gelegen iſt: wozu das ganze Spiegelgefecht? Warum konnte ſie es bei den mündlichen Verſicherungen nicht bewenden laſſen? Gab ſie den Ring, bloß um den Grafen zu beruhigen; ſo verbindet er ſie, ihm ihr Wort zu halten, er mag wieder in ihre Hände kommen, oder nicht. Gab ſie ihn aber, um durch die Wiedererhaltung deſſelben von der fortdauernden Reue und Unterwerfung des Grafen verſichert zu ſeyn: wie kann ſie in einer ſo wichtigen Sache ſeiner tödtlichſten Feindin glauben? Und hatte ſich die Nottingham nicht kurz zuvor gegen ſie ſelbſt als eine ſolche bewieſen?

So wie Banks alſo den Ring gebraucht hat, thut er nicht die beſte Wirkung. Mich dünkt, er würde eine weit beſſere thun, wenn ihn die Königin ganz vergeſſen hätte, und er ihr plötzlich, aber auch zu ſpät, eingehändigt würde, indem ſie eben von der Unſchuld, oder wenigſtens geringern Schuld des Grafen noch aus andern Gründen überzeugt würde. Die Schenkung des Ringes hätte vor der Handlung des Stücks lange müſſen vorhergegangen ſeyn, und bloß der Graf hätte darauf rechnen müſſen, aber aus Edelmuth nicht eher Gebrauch davon machen wollen, als bis er geſehen, daß man auf ſeine Rechtfertigung nicht achte, daß die Königin zu ſehr wider ihn eingenommen ſey, als daß er ſie zu überzeugen hoffen könne, daß er ſie alſo zu bewegen ſuchen müſſe. Und indem ſie ſo bewegt würde, müßte die Ueberzeugung dazu kommen; die Erkennung ſeiner Unſchuld und die Erinnerung ihres Verſprechens, ihn auch dann, wenn er ſchuldig ſeyn ſollte, für unſchuldig gelten zu laſſen, müßten ſie auf einmal überraſchen, aber nicht eher überraſchen, als bis es nicht mehr in ihrem Vermögen ſteht, gerecht und erkenntlich zu ſeyn.

Viel glücklicher hat Banks die Ohrfeige in ſein Stück eingeflochten. — Aber eine Ohrfeige in einem Trauerſpiele! Wie engliſch, wie unanſtändig! — Ehe meine feineren Leſer zu ſehr darüber ſpotten, bitte ich ſie, ſich der Ohrfeige im Cid zu erinnern. Die Anmerkung, die der Herr von Voltaire darüber gemacht hat, iſt in vielerlei Betrachtung merkwürdig. „Heut zu Tage, ſagt er, dürfte man „es nicht wagen, einem Helden eine Ohrfeige geben zu „laſſen. Die Schauſpieler ſelbſt wiſſen nicht, wie ſie ſich „dabei anſtellen ſollen; ſie thun nur, als ob ſie eine gäben. „Nicht einmal in der Komödie iſt ſo etwas mehr erlaubt; „und dieſes iſt das einzige Exempel, welches man auf der „tragiſchen Bühne davon hat. Es iſt glaublich, daß man „unter andern mit deßwegen den Cid eine Tragikomödie „betitelte; und damals waren faſt alle Stücke des Scuderi „und des Boisrobert Tragikomödien. Man war in Frank„reich lange der Meinung geweſen, daß ſich das ununter„brochene Tragiſche, ohne alle Vermiſchung mit gemeinen „Zügen, gar nicht aushalten laſſe. Das Wort Tragi„komödie ſelbſt iſt ſehr alt; Plautus braucht es, ſeinen „Amphitruo damit zu bezeichnen, weil das Abenteuer des „Soſias zwar komiſch, Amphitruo ſelbſt aber in allem „Ernſte betrübt iſt." — Was der Herr von Voltaire nicht alles ſchreibt! Wie gern er immer ein wenig Gelehrſamkeit zeigen will, und wie ſehr er meiſtentheils damit verunglückt!

Es iſt nicht wahr, daß die Ohrfeige im Cid die einzige auf der tragiſchen Bühne iſt. Voltaire hat den Eſſex des Banks entweder nicht gekannt, oder vorausgeſetzt, daß die tragiſche Bühne ſeiner Nation allein dieſen Namen verdiene. Unwiſſenheit verräth beides; und nur das letztere noch mehr Eitelkeit, als Unwiſſenheit. Was er von dem Namen der Tragikomödie hinzufügt, iſt eben ſo unrichtig. Tragikomödie hieß die Vorſtellung einer wichtigen Handlung unter vornehmen Perſonen, die einen vergnügten Ausgang hat; das iſt der Cid, und die Ohrfeige kam dabei gar nicht in Betrachtung; denn dieſer Ohrfeige ungeachtet, nannte Corneille hernach ſein Stück eine Tragödie, ſobald er das Vorurtheil abgelegt hatte, daß eine Tragödie nothwendig eine unglückliche Kataſtrophe haben müſſe. Plautus braucht zwar das Wort Tragico-comoedia: aber er braucht

es bloß im Scherze; und gar nicht, um eine beſondere Gattung damit zu bezeichnen. Auch hat es ihm in dieſem Verſtande kein Menſch abgeborgt, bis es in dem ſechzehnten Jahrhunderte den ſpaniſchen und italieniſchen Dichtern einfiel, gewiſſe von ihren dramatiſchen Mißgeburten ſo zu nennen.[1] Wenn aber auch Plautus ſeinen Amphitruo im Ernſte ſo genannt hätte, ſo wäre es doch nicht aus der Urſache geſchehen, die ihm Voltaire andichtet. Nicht weil der Antheil, den Soſias an der Handlung nimmt, komiſch, und der, den Amphitruo daran nimmt, tragiſch iſt: nicht darum hätte Plautus ſein Stück lieber eine Tragikomödie nennen wollen. Denn ſein Stück iſt ganz komiſch, und wir beluſtigen uns an der Verlegenheit des Amphitruo eben ſo ſehr, als an des Soſias ſeiner. Sondern darum, weil dieſe komiſche Handlung größtentheils unter höhern Perſonen vorgeht, als man in der Komödie zu ſehen gewohnt iſt. Plautus ſelbſt erklärt ſich darüber deutlich genug:

Faciam ut commixta sit Tragico-comoedia:
Nam me perpetuo facere ut sit Comoedia
Reges quo veniant et di, non par arbitror.
Quid igitur? quoniam hic servus quoque partes habet,
Faciam hanc, proinde ut dixi, Tragico-comoediam.

Sechsundfunfzigſtes Stück.

Den 13. November 1767.

Aber wiederum auf die Ohrfeige zu kommen. — Einmal iſt es doch nun ſo, daß eine Ohrfeige, die ein Mann von Ehre von ſeines Gleichen oder von einem Höhern bekömmt, für eine ſo ſchimpfliche Beleidigung gehalten wird, daß alle Genugthuung, die ihm die Geſetze dafür verſchaffen können, vergebens iſt. Sie will nicht von einem dritten beſtraft, ſie will von dem Beleidigten ſelbſt gerächt, und auf eine eben ſo eigenmächtige Art gerächt ſeyn, als ſie erwieſen worden. Ob es die wahre oder die falſche Ehre iſt, die dieſes gebietet, davon iſt hier die Rede nicht. Wie geſagt, es iſt nun einmal ſo.

Und wenn es nun einmal in der Welt ſo iſt: warum ſoll es nicht auch auf dem Theater ſo ſeyn? Wenn die Ohrfeigen dort im Gange ſind: warum nicht auch hier?

[1] Ich weiß zwar nicht, wer dieſen Namen eigentlich zuerſt gebraucht hat; aber das weiß ich gewiß, daß es Garnier nicht iſt. Hedelin ſagte: Je ne sçai si Garnier fut le premier qui s'en servit, mais il a fait porter ce titre à sa Bradamante, ce que depuis plusieurs ont imité. (Prat. du Th. liv. II. ch. 10.) Und dabei hätten es die Geſchichtſchreiber des franzöſiſchen Theaters auch nur ſollen bewenden laſſen. Aber ſie machen die leichte Vermuthung des Hedelins zur Gewißheit, und gratuliren ihrem Landsmanne zu einer ſo ſchönen Erfindung. Voici la première Tragi-Comédie, ou pour mieux dire le premier poëme du Theatre qui a porté ce titre — Garnier ne connoissoit pas assez les finesses de l'art qu'il professoit; tenons-lui cependant compte d'avoir le premier, et sans le secours des Anciens, ni de ses contemporains, fait entrevoir une idée, qui n'a pas été inutile à beaucoup d'Auteurs du dernier siecle. Garniers Bradamante iſt von 1682, und ich kenne eine Menge weit frühere ſpaniſche und italieniſche Stücke, die dieſen Titel führen.

„Die Schauſpieler, ſagt der Herr von Voltaire, wiſſen nicht, wie ſie ſich dabei anſtellen ſollen.“ Sie wüßten es wohl; aber man will eine Ohrfeige auch nicht einmal gern im fremden Namen haben. Der Schlag ſetzt ſie in Feuer; die Perſon erhält ihn, aber ſie fühlen ihn; das Gefühl hebt die Verſtellung auf; ſie gerathen aus ihrer Faſſung; Scham und Verwirrung äußert ſich wider Willen auf ihrem Geſichte; ſie ſollten zornig ausſehen, und ſie ſehen albern aus; und jeder Schauſpieler, deſſen eigene Empfindungen mit ſeiner Rolle in Colliſion kommen, macht uns zu lachen.

Es iſt dieſes nicht der einzige Fall, in welchem man die Abſchaffung der Masken bedauern möchte. Der Schauſpieler kann unſtreitig unter der Maske mehr Contenance halten; ſeine Perſon findet weniger Gelegenheit auszubrechen; und wenn ſie ja ausbricht, ſo werden wir dieſen Ausbruch weniger gewahr.

Doch der Schauſpieler verhalte ſich bei der Ohrfeige, wie er will: der dramatiſche Dichter arbeitet zwar für den Schauſpieler, aber er muß ſich darum nicht alles verſagen, was dieſem weniger thunlich und bequem iſt. Kein Schauſpieler kann roth werden, wenn er will: aber gleichwohl darf es ihm der Dichter vorſchreiben; gleichwohl darf er den einen ſagen laſſen, daß er es den andern werden ſieht. Der Schauſpieler will ſich nicht ins Geſicht ſchlagen laſſen; er glaubt, es mache ihn verächtlich; es verwirrt ihn; es ſchmerzt ihn: recht gut! Wenn er es in ſeiner Kunſt ſo weit noch nicht gebracht hat, daß ihn ſo etwas nicht verwirrt; wenn er ſeine Kunſt ſo ſehr nicht liebt, daß er ſich, ihr zum Beſten, eine kleine Kränkung will gefallen laſſen: ſo ſuche er über die Stelle ſo gut wegzukommen, als er kann; er weiche dem Schlage aus; er halte die Hand vor; nur verlange er nicht, daß ſich der Dichter ſeinetwegen mehr Bedenklichkeiten machen ſoll, als er ſich der Perſon wegen macht, die er ihn vorſtellen läßt. Wenn der wahre Diego, wenn der wahre Eſſex eine Ohrfeige hinnehmen muß: was wollen ihre Repräſentanten dawider einzuwenden haben?

Aber der Zuſchauer will vielleicht keine Ohrfeige geben ſehen? Oder höchſtens nur einem Bedienten, den ſie nicht beſonders ſchimpft, für den ſie eine ſeinem Stande angemeſſene Züchtigung iſt? Einem Helden hingegen, einem Helden eine Ohrfeige! wie klein, wie unanſtändig! — Und wenn ſie das nun eben ſeyn ſoll? Wenn eben dieſe Unanſtändigkeit die Quelle der gewaltſamſten Entſchließungen, der blutigſten Rache werden ſoll, und wird? Wenn jede geringere Beleidigung dieſe ſchreckliche Wirkungen nicht hätte haben können? Was in ſeinen Folgen ſo tragiſch werden kann, was unter gewiſſen Perſonen nothwendig ſo tragiſch werden muß, ſoll dennoch aus der Tragödie ausgeſchloſſen ſeyn, weil es auch in der Komödie, weil es auch in dem Poſſenſpiele Platz findet? Worüber wir einmal lachen, ſollen wir ein andermal nicht erſchrecken können?

Wenn ich die Ohrfeigen aus einer Gattung des Drama

verbannt wiſſen möchte, ſo wäre es aus der Komödie. Denn was für Folgen kann ſie da haben? Traurige? die ſind über ihrer Sphäre. Lächerliche? die ſind unter ihr, und gehören dem Poſſenſpiele. Gar keine? ſo verlohnte es nicht der Mühe, ſie geben zu laſſen. Wer ſie giebt, wird nichts als pöbelhafte Hitze, und wer ſie bekömmt, nichts als knechtiſchen Kleinmuth verrathen. Sie verbleibt alſo den beiden Extremen, der Tragödie und dem Poſſenſpiele, die mehrere dergleichen Dinge gemein haben, über die wir entweder ſpotten oder zittern wollen.

Und ich frage jeden, der den Cid vorſtellen ſehen, oder ihn mit einiger Aufmerkſamkeit auch nur geleſen, ob ihn nicht ein Schauder überlaufen, wenn der großſprecheriſche Gormas den alten würdigen Diego zu ſchlagen ſich erdreiſtet? Ob er nicht das empfindlichſte Mitleid für dieſen, und den bitterſten Unwillen gegen jenen empfunden? Ob ihm nicht auf einmal alle die blutigen und traurigen Folgen, die dieſe ſchimpfliche Begegnung nach ſich ziehen müſſe, in die Gedanken geſchoſſen, und ihn mit Erwartung und Furcht erfüllt? Gleichwohl ſoll ein Vorfall, der alle dieſe Wirkung auf ihn hat, nicht tragiſch ſeyn?

Wenn jemals bei dieſer Ohrfeige gelacht worden, ſo war es ſicherlich von einem auf der Gallerie, der mit den Ohrfeigen zu bekannt war, und eben jetzt eine von ſeinem Nachbar verdient hätte. Wen aber die ungeſchickte Art, mit der ſich der Schauſpieler etwa dabei betrug, wider Willen zu lächeln machte, der biß ſich geſchwind in die Lippe, und eilte, ſich wieder in die Täuſchung zu verſetzen, aus der faſt jede gewaltſamere Handlung den Zuſchauer mehr oder weniger zu bringen pflegt.

Auch frage ich, welche andere Beleidigung wohl die Stelle der Ohrfeige vertreten könnte? Für jede andere würde es in der Macht des Königs ſtehen, dem Beleidigten Genugthuung zu ſchaffen; für jede andere würde ſich der Sohn weigern dürfen, ſeinem Vater den Vater ſeiner Geliebten aufzuopfern. Für dieſe einzige läßt das Pundonor weder Entſchuldigung noch Abbitte gelten; und alle gütliche Wege, die ſelbſt der Monarch dabei einleiten will, ſind fruchtlos. Corneille ließ nach dieſer Denkungsart den Gormas, wenn ihm der König andeuten läßt, den Diego zufrieden zu ſtellen, ſehr wohl antworten:

Ces satisfactions n'appaissent point une ame:
Qui les reçoit n'a rien, qui les fait se diffame.
Et de tous ces accords l'effet le plus commun,
C'est de déshonorer deux hommes au lieu d'un.

Damals war in Frankreich das Edict wider die Duelle nicht lange ergangen, dem dergleichen Maximen ſchnurſtracks zuwider liefen. Corneille erhielt alſo zwar Befehl, die ganzen Zeilen wegzulaſſen; und ſie wurden aus dem Munde der Schauſpieler verbannt. Aber jeder Zuſchauer ergänzte ſie aus dem Gedächtniſſe und aus ſeiner Empfindung.

In dem Eſſex wird die Ohrfeige dadurch noch kritiſcher, daß ſie eine Perſon giebt, welche die Geſetze der Ehre nicht verbinden. Sie iſt Frau und Königin: was kann der Beleidigte mit ihr anfangen? Ueber die handfertige wehrhafte Frau würde er ſpotten; denn eine Frau kann weder ſchimpfen, noch ſchlagen. Aber dieſe Frau iſt zugleich der Souverain, deſſen Beſchimpfungen unauslöſchlich ſind, da ſie von ſeiner Würde eine Art von Geſetzmäßigkeit erhalten. Was kann alſo natürlicher ſcheinen, als daß Eſſex ſich wider dieſe Würde ſelbſt auflehnt, und gegen die Höhe tobt, die den Beleidiger ſeiner Rache entzieht? Ich wüßte wenigſtens nicht, was ſeine letzten Vergehungen ſonſt wahrſcheinlich hätte machen können. Die bloße Ungnade, die bloße Entſetzung ſeiner Ehrenſtellen konnte und durfte ihn ſo weit nicht treiben. Aber durch eine ſo knechtiſche Behandlung außer ſich gebracht, ſehen wir ihn alles, was ihm die Verzweiflung eingiebt, zwar nicht mit Billigung, doch mit Entſchuldigung unternehmen. Die Königin ſelbſt muß ihn aus dieſem Geſichtspunkte ihrer Verzeihung würdig erkennen; und wir haben ſo ungleich mehr Mitleid mit ihm, als er uns in der Geſchichte zu verdienen ſcheint, wo das, was er hier in der erſten Hitze der gekränkten Ehre thut, aus Eigennutz und andern niedrigen Abſichten geſchieht.

Der Streit, ſagt die Geſchichte, bei welchem Eſſex die Ohrfeige erhielt, war über die Wahl eines Königs von Irland. Als er ſahe, daß die Königin auf ihrer Meinung beharrte, wandte er ihr mit einer ſehr verächtlichen Gebärde den Rücken. In dem Augenblicke fühlte er ihre Hand, und ſeine fuhr nach dem Degen. Er ſchwur, daß er dieſen Schimpf weder leiden könne noch wolle; daß er ihn ſelbſt von ihrem Vater Heinrich nicht würde erduldet haben: und ſo begab er ſich vom Hofe. Der Brief, den er an den Kanzler Egerton über dieſen Vorfall ſchrieb, iſt mit dem würdigſten Stolze abgefaßt, und er ſchien feſt entſchloſſen, ſich der Königin nie wieder zu nähern. Gleichwohl finden wir ihn bald darauf wieder in ihrer völligen Gnade, und in der völligen Wirkſamkeit eines ehrgeizigen Lieblings. Dieſe Verſöhnlichkeit, wenn ſie ernſtlich war, macht uns eine ſehr ſchlechte Idee von ihm; und keine viel beſſere, wenn ſie Verſtellung war. In dieſem Falle war er wirklich ein Verräther, der ſich alles gefallen ließ, bis er den rechten Zeitpunct gekommen zu ſeyn glaubte. Ein elender Weinpacht, den ihm die Königin nahm, brachte ihn am Ende weit mehr auf, als die Ohrfeige; und der Zorn über dieſe Verſchmälerung ſeiner Einkünfte verblendete ihn ſo, daß er ohne alle Ueberlegung losbrach. So finden wir ihn in der Geſchichte, und verachten ihn. Aber nicht ſo bei dem Banks, der ſeinen Aufſtand zu der unmittelbaren Folge der Ohrfeige macht, und ihm weiter keine treuloſen Abſichten gegen ſeine Königin beilegt. Sein Fehler iſt der Fehler einer edlen Hitze, den er bereuet, der ihm vergeben wird, und der bloß durch die Bosheit ſeiner Feinde der Strafe nicht entgeht, die ihm geſchenkt war.

Siebenundfunfzigſtes Stück.

Den 17. November 1767.

Banks hat die nämlichen Worte beibehalten, die Eſſex über die Ohrfeige ausſtieß. Nur daß er ihn dem einen Heinriche noch alle Heinriche in der Welt, mit ſammt Alexandern, beifügen läßt.[1] Sein Eſſex iſt überhaupt zu viel Prahler; und es fehlt wenig, daß er nicht ein eben ſo großer Gaſconier iſt, als der Eſſex des Gaſconiers Calprenede. Dabei erträgt er ſein Unglück viel zu kleinmüthig, und iſt bald gegen die Königin eben ſo kriechend, als er vorher vermeſſen gegen ſie war. Banks hat ihn zu ſehr nach dem Leben geſchildert. Ein Charakter, der ſich ſo leicht vergißt, iſt kein Charakter, und eben daher der dramatiſchen Nachahmung unwürdig. In der Geſchichte kann man dergleichen Widerſprüche mit ſich ſelbſt für Verſtellung halten, weil wir in der Geſchichte doch ſelten das Innerſte des Herzens kennen lernen: aber in dem Drama werden wir mit dem Helden allzuvertraut, als daß wir nicht gleich wiſſen ſollten, ob ſeine Geſinnungen wirklich mit den Handlungen, die wir ihm nicht zugetrauet hätten, übereinſtimmen oder nicht. Ja, ſie mögen es, oder ſie mögen es nicht: der tragiſche Dichter kann ihn in beiden Fällen nicht recht nutzen. Ohne Verſtellung fällt der Charakter weg; bei der Verſtellung die Würde deſſelben.

Mit der Eliſabeth hat er in dieſen Fehler nicht fallen können. Dieſe Frau bleibt ſich in der Geſchichte immer ſo vollkommen gleich, als es wenige Männer bleiben. Ihre Zärtlichkeit ſelbſt, ihre heimliche Liebe zu dem Eſſex, hat er mit vieler Anſtändigkeit behandelt; ſie iſt auch bei ihm gewiſſermaßen noch ein Geheimniß. Seine Eliſabeth klagt nicht, wie die Eliſabeth des Corneille, über Kälte und Verachtung, über Glut und Schickſal; ſie ſpricht von keinem Gifte, das ſie verzehre; ſie jammert nicht, daß ihr der Undankbare eine Suffolk vorziehe, nachdem ſie ihm doch deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er um ſie allein ſeufzen ſolle, u. ſ. w. Keine von dieſen Armſeligkeiten kömmt über ihre Lippen. Sie ſpricht nie als eine Verliebte; aber ſie handelt ſo. Man hört es nie, aber man ſieht es, wie theuer ihr Eſſex ehedem geweſen, und noch iſt. Einige Funken Eiferſucht verrathen ſie; ſonſt würde man ſie ſchlechterdings für nichts, als für ſeine Freundin halten können.

Mit welcher Kunſt aber Banks ihre Geſinnungen gegen den Grafen in Action zu ſetzen gewußt, das können folgende Scenen des dritten Aufzuges zeigen. — Die Königin glaubt ſich allein, und überlegt den unglücklichen Zwang ihres Standes, der ihr nicht erlaube, nach der wahren Neigung ihres Herzens zu handeln. Indem wird ſie die Nottingham gewahr, die ihr nachgekommen. —

Die Königin. Du hier, Nottingham? Ich glaubte, ich ſey allein.

Nottingham. Verzeihe, Königin, daß ich ſo kühn bin. Und doch befiehlt mir meine Pflicht, noch kühner zu ſeyn. — Dich bekümmert etwas. Ich muß fragen, — aber erſt auf meinen Knieen Dich um Verzeihung bitten, daß ich es frage — Was iſt's, das Dich bekümmert? Was iſt es, das dieſe erhabene Seele ſo tief herab beugt? — Oder iſt Dir nicht wohl?

Die Königin. Steh auf, ich bitte dich. — Mir iſt ganz wohl. — Ich danke dir für deine Liebe. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich, — meines Volkes wegen. Ich habe lange regiert, und ich fürchte, ihm nur zu lange. Es fängt an, meiner überdrüſſig zu werden. — Neue Kronen ſind wie neue Kränze; die friſcheſten ſind die lieblichſten. Meine Sonne neigt ſich; ſie hat in ihrem Mittage zu ſehr gewärmt; man fühlt ſich zu heiß; man wünſcht, ſie wäre ſchon untergegangen. — Erzähle mir doch, was ſagt man von der Ueberkunft des Eſſex?

Nottingham. — Von ſeiner Ueberkunft — ſagt man — nicht das Beſte. Aber von ihm — er iſt für einen ſo tapfern Mann bekannt —

Die Königin. Wie? tapfer? da er mir ſo dient? — Der Verräther!

Nottingham. Gewiß, es war nicht gut —

Die Königin. Nicht gut! nicht gut? — Weiter nichts?

Nottingham. Es war eine verwegene, frevelhafte That.

Die Königin. Nicht wahr, Nottingham? Meinen Befehl ſo gering zu ſchätzen! Er hätte den Tod dafür verdient. — Weit geringere Verbrechen haben hundert weit geliebteren Lieblingen den Kopf gekoſtet. —

Nottingham. Ja wohl. — Und doch ſollte Eſſex, bei ſo viel größerer Schuld, mit geringerer Strafe davon kommen? Er ſollte nicht ſterben?

Die Königin. Er ſoll! — Er ſoll ſterben, und in den empfindlichſten Martern ſoll er ſterben! — Seine Pein ſey, wie ſeine Verrätherei, die größte von allen! — Und dann will ich ſeinen Kopf und ſeine Glieder, nicht unter den finſteren Thoren, nicht auf den niedrigen Brücken, auf den höchſten Zinnen will ich ſie aufgeſteckt wiſſen, damit jeder, der vorübergeht, ſie erblicke und ausrufe: Siehe da, den ſtolzen, undankbaren Eſſex! Dieſen Eſſex, welcher der Gerechtigkeit ſeiner Königin trotzte! — Wohl gethan! Nicht mehr, als er verdiente! — Was ſagſt du, Nottingham? Meinſt du nicht auch? — Du ſchweigſt? Warum ſchweigſt du? Willſt du ihn noch vertreten?

Nottingham. Weil Du es denn befiehlſt, Königin, ſo will ich Dir alles ſagen, was die Welt von dieſem ſtolzen, undankbaren Manne ſpricht. —

[1] Act. III.

— — — — By all
The Subtilty, and Woman in your Sex,
I swear, that had you been a Man you durst not,
Nay, your bold Father Harry durst not this
Have done — Why say I him? Not all the Harrys,
Nor Alexander's self, were he alive,
Shou'd boast of such a deed on Essex done
Without revenge. — — —

Die Königin. Thu das! — Laß hören: was ſagt die Welt von ihm und mir?

Nottingham. Von Dir, Königin? — Wer iſt es, der von Dir nicht mit Entzücken und Bewunderung ſpräche? Der Nachruhm eines verſtorbenen Heiligen iſt nicht lauterer, als Dein Lob, von dem aller Zungen ertönen. Nur dieſes einzige wünſcht man, und wünſcht es mit den heißeſten Thränen, die aus der reinſten Liebe gegen Dich entſpringen, — dieſes einzige, daß Du geruhen möchteſt, ihren Beſchwerden gegen dieſen Eſſex abzuhelfen, einen ſolchen Verräther nicht länger zu ſchützen, ihn nicht länger der Gerechtigkeit und der Schande vorzuenthalten, ihn endlich der Rache zu überliefern —

Die Königin. Wer hat mir vorzuſchreiben?

Nottingham. Dir vorzuſchreiben! — Schreibt man dem Himmel vor, wenn man ihn in tiefſter Unterwerfung anflehet? — Und ſo flehet Dich alles wider den Mann an, deſſen Gemüthsart ſo ſchlecht, ſo boshaft iſt, daß er es auch nicht der Mühe werth achtet, den Heuchler zu ſpielen. — Wie ſtolz! wie aufgeblaſen! Und wie unartig, pöbelhaft ſtolz; nicht anders als ein elender Lakai auf ſeinen bunten verbrämten Rock! — Daß er tapfer iſt, räumt man ihm ein; aber ſo, wie es der Wolf oder der Bär iſt, blind zu, ohne Plan und Vorſicht. Die wahre Tapferkeit, welche eine edle Seele über Glück und Unglück erhebt, iſt fern von ihm. Die geringſte Beleidigung bringt ihn auf; er tobt und raſet über ein Nichts; alles ſoll ſich vor ihm ſchmiegen; überall will er allein glänzen, allein hervorragen. Lucifer ſelbſt, der den erſten Samen des Laſters in dem Himmel ausſtreute, war nicht ehrgeiziger und herrſchſüchtiger, als er. Aber, ſo wie dieſer aus dem Himmel ſtürzte — —

Die Königin. Gemach, Nottingham, gemach! — Du eiferſt dich ja ganz aus dem Athem. — Ich will nichts mehr hören — (bei Seite) Gift und Blattern auf ihre Zunge! — Gewiß, Nottingham, du ſollteſt dich ſchämen, ſo etwas auch nur nachzuſagen; dergleichen Niederträchtigkeiten des boshaften Pöbels zu wiederholen. Und es iſt nicht einmal wahr, daß der Pöbel das ſagt. Er denkt es auch nicht. Aber ihr, ihr wünſcht, daß er es ſagen möchte.

Nottingham. Ich erſtaune, Königin —

Die Königin. Worüber?

Nottingham. Du geboteſt mir ſelbſt, zu reden —

Die Königin. Ja, wenn ich es nicht bemerkt hätte, wie gewünſcht dir dieſes Gebot kam! wie vorbereitet du darauf wareſt! Auf einmal glühte dein Geſicht, flammte dein Auge; das volle Herze freute ſich, überzufließen, und jedes Wort, jede Gebärde hatte ſeinen längſt abgezielten Pfeil, deren jeder mich mit trifft.

Nottingham. Verzeihe, Königin, wenn ich in dem Ausdrucke meine Schuldigkeit gefehlt habe. Ich maß ihn nach Deinem ab.

Die Königin. Nach meinem? — Ich bin ſeine Königin. Mir ſteht es frei, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzuſpielen, wie ich will. — Auch hat er ſich der gräßlichſten Verbrechen gegen meine Perſon ſchuldig gemacht. Mich hat er beleidigt, aber nicht dich. — Womit könnte dich der arme Mann beleidigt haben? Du haſt keine Geſetze, die er übertreten, keine Unterthanen, die er bedrücken, keine Krone, nach der er ſtreben könnte. Was findeſt du denn alſo für ein grauſames Vergnügen, einen Elenden, der ertrinken will, lieber noch auf den Kopf zu ſchlagen, als ihm die Hand zu reichen?

Nottingham. Ich bin zu tadeln —

Die Königin. Genug davon! — Seine Königin, die Welt, das Schickſal ſelbſt erklärt ſich wider dieſen Mann, und doch ſcheint er dir kein Mitleid, keine Entſchuldigung zu verdienen? —

Nottingham. Ich bekenne es, Königin, —

Die Königin. Geh, es ſey dir vergeben! — Rufe mir gleich die Rutland her. —

Achtundfunfzigſtes Stück.

Den 20. November 1767.

Nottingham geht, und bald darauf erſcheint Rutland. Man erinnere ſich, daß Rutland, ohne Wiſſen der Königin, mit dem Eſſex vermählt iſt.

Die Königin. Kömmſt du, liebe Rutland? Ich habe nach dir geſchickt. — Wie iſt's? Ich finde dich, ſeit einiger Zeit, ſo traurig. Woher dieſe trübe Wolke, die dein holdes Auge umzieht? Sey munter, liebe Rutland; ich will dir einen wackern Mann ſuchen.

Rutland. Großmüthige Frau! — Ich verdiene es nicht, daß meine Königin ſo gnädig auf mich herabſieht.

Die Königin. Wie kannſt du ſo reden? — Ich liebe dich; ja wohl liebe ich dich. Du ſollſt es daraus ſchon ſehen! — Eben habe ich mit der Nottingham, der widerwärtigen! — einen Streit gehabt; und zwar — über Mylord Eſſex.

Rutland. Ha!

Die Königin. Sie hat mich recht ſehr geärgert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen.

Rutland (bei Seite). Wie fahre ich bei dieſem theuren Namen zuſammen! Mein Geſicht wird mich verrathen. Ich fühl' es; ich werde blaß — und wieder roth. —

Die Königin. Was ich dir ſage, macht dich erröthen? —

Rutland. Dein ſo überraſchendes, gütiges Vertrauen, Königin, —

Die Königin. Ich weiß, daß du mein Vertrauen verdienſt. — Komm, Rutland, ich will dir alles ſagen. Du ſollſt mir rathen. — Ohne Zweifel, liebe Rutland, wirſt du es auch gehört haben, wie ſehr das Volk wider den armen, unglücklichen Mann ſchreit; was für Verbrechen es ihm zur Laſt legt. Aber das Schlimmſte weißt du vielleicht noch nicht? Er iſt heute aus Irland angekommen;

wider meinen ausdrücklichen Befehl; und hat die dortigen Angelegenheiten in der größten Verwirrung gelaſſen.

Rutland. Darf ich Dir, Königin, wohl ſagen, was ich denke? — Das Geſchrei des Volkes iſt nicht immer die Stimme der Wahrheit. Sein Haß iſt öfters ſo ungegründet —

Die Königin. Du ſprichſt die wahren Gedanken meiner Seele. — Aber, liebe Rutland, er iſt dem ungeachtet zu tadeln. — Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich lehnen. — O gewiß, man legt mir es zu nahe! Nein, ſo will ich mich nicht unter ihr Joch bringen laſſen. Sie vergeſſen, daß ich ihre Königin bin. Ah, Liebe; ſo ein Freund hat mir längſt gefehlt, gegen den ich ſo meinen Kummer ausſchütten kann! —

Rutland. Siehe, meine Thränen, Königin — Dich ſo leiden zu ſehen, die ich ſo bewundere! — O, daß mein guter Engel Gedanken in meine Seele, und Worte auf meine Zunge legen wollte, den Sturm in Deiner Bruſt zu beſchwören, und Balſam in Deine Wunden zu gießen!

Die Königin. O, ſo wäreſt Du mein guter Engel! mitleidige, beſte Rutland! — Sage, iſt es nicht Schade, daß ſo ein braver Mann ein Verräther ſeyn ſoll? daß ſo ein Held, der wie ein Gott verehrt ward, ſich ſo erniedrigen kann, mich um einen kleinen Thron bringen zu wollen?

Rutland. Das hätte er gewollt? das könnte er wollen? Nein, Königin, gewiß nicht, gewiß nicht! Wie oft habe ich ihn von Dir ſprechen hören! mit welcher Ergebenheit, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken habe ich ihn von Dir ſprechen hören!

Die Königin. Haſt du ihn wirklich von mir ſprechen hören?

Rutland. Und immer als einen Begeiſterten, aus dem nicht kalte Ueberlegung, aus dem ein inneres Gefühl ſpricht, deſſen er nicht mächtig iſt. Sie iſt, ſagte er, die Göttin ihres Geſchlechts, ſo weit über alle andere Frauen erhaben, daß das, was wir in dieſen am meiſten bewundern, Schönheit und Reiz, in ihr nur die Schatten ſind, ein größeres Licht dagegen abzuſetzen. Jede weibliche Vollkommenheit verliert ſich in ihr, wie der ſchwache Schimmer eines Sternes in dem alles überſtrömenden Glanze des Sonnenlichts. Nichts überſteigt ihre Güte; die Huld ſelbſt beherrſcht, in ihrer Perſon, dieſe glückliche Inſel; ihre Geſetze ſind aus dem ewigen Geſetzbuche des Himmels gezogen, und werden dort von Engeln wieder aufgezeichnet. — O, unterbrach er ſich dann mit einem Seufzer, der ſein ganzes getreues Herz ausdrückte, o, daß ſie nicht unſterblich ſeyn kann! Ich wünſche ihn nicht zu erleben, den ſchrecklichen Augenblick, wenn die Gottheit dieſen Abglanz von ſich zurückruft, und mit eins ſich Nacht und Verwirrung über Britannien verbreiten.

Die Königin. Sagte er das, Rutland?

Rutland. Das, und weit mehr. Immer ſo neu, als wahr in Deinem Lobe, deſſen unverſiegene Quelle von den lauterſten Geſinnungen gegen Dich überſtrömte —

Die Königin. O, Rutland, wie gern glaube ich dem Zeugniſſe, das du ihm giebſt!

Rutland. Und kannſt ihn noch für einen Verräther halten?

Die Königin. Nein; — aber doch hat er die Geſetze übertreten. — Ich muß mich ſchämen, ihn länger zu ſchützen. — Ich darf es nicht einmal wagen, ihn zu ſehen.

Rutland. Ihn nicht zu ſehen, Königin? nicht zu ſehen? — Bei dem Mitleid, das ſeinen Thron in Deiner Seele aufgeſchlagen, beſchwöre ich Dich, — Du mußt ihn ſehen! Schämen? weſſen? daß Du mit einem Unglücklichen Erbarmen haſt? — Gott hat Erbarmen: und Erbarmen ſollte Könige ſchimpfen? — Nein, Königin; ſey auch hier Dir ſelbſt gleich. Ja, Du wirſt es; Du wirſt ihn ſehen, wenigſtens einmal ſehen —

Die Königin. Ihn, der meinen ausdrücklichen Befehl ſo geringſchätzen können? Ihn, der ſich ſo eigenmächtig vor meine Augen drängen darf? Warum blieb er nicht, wo ich ihm zu bleiben befahl?

Rutland. Rechne ihm dieſes zu keinem Verbrechen! Gieb die Schuld der Gefahr, in der er ſich ſah. Er hörte, was hier vorging; wie ſehr man ihn zu verkleinern, ihn Dir verdächtig zu machen ſuche. Er kam alſo, zwar ohne Erlaubniß, aber in der beſten Abſicht; in der Abſicht, ſich zu rechtfertigen und Dich nicht hintergehen zu laſſen.

Die Königin. Gut; ſo will ich ihn denn ſehen, und will ihn gleich ſehen. — O, meine Rutland, wie ſehr wünſche ich es, ihn noch immer eben ſo rechtſchaffen zu finden, als tapfer ich ihn kenne!

Rutland. O, nähre dieſe günſtige Gedanken! Deine königliche Seele kann keine gerechtere hegen. — Rechtſchaffen! So wirſt Du ihn gewiß finden. Ich wollte für ihn ſchwören; bei aller Deiner Herrlichkeit für ihn ſchwören, daß er es nie aufgehört zu ſeyn. Seine Seele iſt reiner als die Sonne, die Flecken hat, und irdiſche Dünſte an ſich zieht, und Geſchmeiß ausbrütet. — Du ſagſt, er iſt tapfer; und wer ſagt es nicht? Aber ein tapferer Mann iſt keiner Niederträchtigkeit fähig. Bedenke, wie er die Rebellen gezüchtigt; wie furchtbar er Dich dem Spanier gemacht, der vergebens die Schätze ſeiner Indien wider Dich verſchwendete. Sein Name floh vor Deinen Flotten und Völkern vorher, und ehe dieſe noch eintrafen, hatte öfters ſchon ſein Name geſiegt.

Die Königin (bei Seite). Wie beredt ſie iſt! — Ha! dieſes Feuer, dieſe Innigkeit, — das bloße Mitleid geht ſo weit nicht. — Ich will es gleich hören! — (Zu ihr.) Und dann, Rutland, ſeine Geſtalt —

Rutland. Recht, Königin; ſeine Geſtalt. — Nie hat eine Geſtalt den innern Vollkommenheiten mehr entſprochen. — Bekenne es, Du, die Du ſelbſt ſo ſchön biſt, daß man nie einen ſchönern Mann geſehen! So würdig, ſo edel, ſo

kühn und gebieteriſch die Bildung! Jedes Glied, in welcher Harmonie mit dem andern! Und doch das Ganze von einem ſo ſanften lieblichen Umriſſe! Das wahre Modell der Natur, einen vollkommenen Mann zu bilden! Das ſeltene Muſter der Kunſt, die aus hundert Gegenſtänden zuſammen ſuchen muß, was ſie hier bei einander findet!

Die Königin (bei Seite). Ich dacht' es! — Das iſt nicht länger auszuhalten. — (Zu ihr.) Wie iſt dir, Rutland? Du geräthſt außer dir. Ein Wort, ein Bild überjagt das andere. Was ſpielt ſo den Meiſter über Dich? Iſt es bloß deine Königin, iſt es Eſſex ſelbſt, was dieſe wahre, oder dieſe erzwungene Leidenſchaft wirkt? — (Bei Seite.) Sie ſchweigt; — ganz gewiß, ſie liebt ihn. — Was habe ich gethan? Welchen neuen Sturm habe ich in meinem Buſen erregt? u. ſ. w.

Hier erſcheinen Burleigh und die Nottingham wieder, der Königin zu ſagen, daß Eſſex ihren Befehl erwarte. Er ſoll vor ſie kommen. „Rutland," ſagt die Königin, „wir „ſprechen einander ſchon weiter; geh' nur. — Nottingham, tritt du näher." Dieſer Zug der Eiferſucht iſt vortrefflich. Eſſex kömmt; und nun erfolgt die Scene mit der Ohrfeige. Ich wüßte nicht, wie ſie verſtändiger und glücklicher vorbereitet ſeyn könnte. Eſſex anfangs, ſcheint ſich völlig unterwerfen zu wollen; aber, da ſie ihm befiehlt, ſich zu rechtfertigen, wird er nach und nach hitzig; er prahlt, er pocht, er trotzt. Gleichwohl hätte alles das die Königin ſo weit nicht aufbringen können, wenn ihr Herz nicht ſchon durch Eiferſucht erbittert geweſen wäre. Es iſt eigentlich die eiferſüchtige Liebhaberin, welche ſchlägt, und die ſich nur der Hand der Königin bedient. Eiferſucht überhaupt ſchlägt gern. —

Ich, meines Theils, möchte dieſe Scenen lieber auch nur gedacht, als den ganzen Eſſex des Corneille gemacht haben. Sie ſind ſo charakteriſtiſch, ſo voller Leben und Wahrheit, daß das Beſte des Franzoſen eine ſehr armſelige Figur dagegen macht.

Neunundfunfzigſtes Stück.

Den 24. November 1767.

Nur den Styl des Banks muß man aus meiner Ueberſetzung nicht beurtheilen. Von ſeinem Ausdrucke habe ich gänzlich abgehen müſſen. Er iſt zugleich ſo gemein und ſo koſtbar, ſo kriechend und ſo hochtrabend, und das nicht von Perſon zu Perſon, ſondern ganz durchaus, daß er zum Muſter dieſer Art von Mißhelligkeit dienen kann. Ich habe mich zwiſchen beide Klippen, ſo gut als möglich, durchzuſchleichen geſucht; dabei aber doch an der einen lieber, als an der andern, ſcheitern wollen.

Ich habe mich mehr vor dem Schwülſtigen gehütet, als vor dem Platten. Die mehrſten hätten vielleicht gerade das Gegentheil gethan; denn ſchwülſtig und tragiſch halten viele ſo ziemlich für einerlei. Nicht nur viele der Leſer, auch viele der Dichter ſelbſt. Ihre Helden ſollten wie andere Menſchen ſprechen? Was wären das für Helden? Ampullae et sesquipedalia verba, Sentenzen und Blaſen und ellenlange Worte, das macht ihnen den wahren Ton der Tragödie.

„Wir haben es an nichts fehlen laſſen, ſagt Diderot, [1] (man merke, daß er vornehmlich von ſeinen Landsleuten ſpricht) das Drama aus dem Grunde zu verderben. Wir „haben von den Alten die volle prächtige Verſification beibehalten, die ſich doch nur für Sprachen von ſehr abgemeſſenen Quantitäten, und ſehr merklichen Accenten, nur „für weitläufige Bühnen, nur für eine in Noten geſetzte „und mit Inſtrumenten begleitete Declamation ſo wohl „ſchickt: ihre Einfalt aber in der Verwickelung und dem „Geſpräche, und die Wahrheit ihrer Gemälde haben wir „fahren laſſen."

Diderot hätte noch einen Grund hinzufügen können, warum wir uns den Ausdruck der alten Tragödien nicht durchgängig zum Muſter nehmen dürfen. Alle Perſonen ſprechen und unterhalten ſich da auf einem freien, öffentlichen Platze, in Gegenwart einer neugierigen Menge Volks. Sie müſſen alſo faſt immer mit Zurückhaltung und Rückſicht auf ihre Würde ſprechen; ſie können ſich ihrer Gedanken und Empfindungen nicht in den erſten den beſten Worten entladen; ſie müſſen ſie abmeſſen und wählen. Aber wir Neuern, die wir den Chor abgeſchafft, die wir unſere Perſonen größtentheils zwiſchen ihren vier Wänden laſſen: was können wir für Urſache haben, ſie dem ungeachtet immer eine ſo geziemende, ſo ausgeſuchte, ſo rhetoriſche Sprache führen zu laſſen? Sie hört niemand, als dem ſie es erlauben wollen, ſie zu hören; mit ihnen ſpricht niemand als Leute, welche in die Handlung wirklich mit verwickelt, die alſo ſelbſt im Affecte ſind, und weder Luſt noch Muße haben, Ausdrücke zu controliren. Das war nur von dem Chore zu beſorgen, der, ſo genau er auch in das Stück eingeflochten war, dennoch niemals mit handelte, und ſtets die handelnden Perſonen mehr richtete, als an ihrem Schickſal wirklichen Antheil nahm. Umſonſt beruft man ſich deßfalls auf den höhern Rang der Perſonen. Vornehme Leute haben ſich beſſer ausdrücken gelernt, als der gemeine Mann: aber ſie affectiren nicht unaufhörlich, ſich beſſer auszudrücken, als er. Am wenigſten in Leidenſchaften; deren jeder ſeine eigene Beredtſamkeit hat, mit der allein die Natur begeiſtert, die in keiner Schule gelernt wird, und auf die ſich der Unerzogenſte ſo gut verſteht, als der Polirteſte.

Bei einer geſuchten, koſtbaren, ſchwülſtigen Sprache kann niemals Empfindung ſeyn. Sie zeigt von keiner Empfindung, und kann keine hervorbringen. Aber wohl verträgt ſie ſich mit den ſimpelſten, gemeinſten, platteſten Worten und Redensarten.

Wie ich Banks Eliſabeth ſprechen laſſe, weiß ich wohl, hat noch keine Königin auf dem franzöſiſchen Theater

[1] Zweite Unterredung hinter dem natürlichen Sohne. S. d. Ueberſ. 247.

geſprochen. Den niedrigen, vertraulichen Ton, in dem ſie ſich mit ihren Frauen unterhält, würde man in Paris kaum einer guten adeligen Landfrau angemeſſen finden. „Iſt dir „nicht wohl? — Mir iſt ganz wohl. — Steh auf, ich bitte „dich. — Nur unruhig, ein wenig unruhig bin ich. — „Erzähle mir doch. — Nicht wahr, Nottingham? Thu das! „Laß hören! — Gemach, gemach! — Du eiferſt dich aus „dem Athem. — Gift und Blattern auf ihre Zunge! Mir „ſteht es frei, dem Dinge, das ich geſchaffen habe, mitzu„ſpielen, wie ich will. — Auf den Kopf ſchlagen. — Wie „iſt's? Sey munter, liebe Rutland; ich will Dir einen „wackern Mann ſuchen. — Wie kannſt du ſo reden? — „Du ſollſt es ſchon ſehen. — Sie hat mich recht ſehr geär„gert. Ich konnte ſie nicht länger vor Augen ſehen. — „Komm her, meine Liebe; laß mich an deinen Buſen mich „lehnen. — Ich dacht' es! — Das iſt nicht länger auszu„halten." — Ja wohl iſt es nicht auszuhalten! würden die feinen Kunſtrichter ſagen. —

Werden vielleicht auch manche von meinen Leſern ſagen. Denn leider giebt es Deutſche, die noch weit franzöſiſcher ſind, als die Franzoſen. Ihnen zu gefallen, habe ich dieſe Brocken auf einen Haufen getragen. Ich kenne ihre Art zu kritiſiren. Alle die kleinen Nachläßigkeiten, die ihr zärtliches Ohr ſo unendlich beleidigen, die dem Dichter ſo ſchwer zu finden waren, die er mit ſo vieler Ueberlegung dahin und dorthin ſtreute, um den Dialog geſchmeidig zu machen, und den Reden einen wahrern Anſchein der augenblicklichen Eingebung zu ertheilen, reihen ſie ſehr witzig zuſammen auf einen Faden, und wollen ſich krank darüber lachen. Endlich folgt ein mitleidiges Achſelzucken: „man hört wohl, daß der gute Mann die große Welt nicht kennt; daß er nicht viele Königinnen reden gehört; Racine verſtand das beſſer; aber Racine lebte auch bei Hofe."

Dem ungeachtet würde mich das nicht irre machen. Deſto ſchlimmer für die Königinnen, wenn ſie wirklich nicht ſo ſprechen, nicht ſo ſprechen dürfen. Ich habe es lange ſchon geglaubt, daß der Hof der Ort eben nicht iſt, wo ein Dichter die Natur ſtudiren kann. Aber wenn Pomp und Etiquette aus Menſchen Maſchinen macht, ſo iſt es das Werk des Dichters, aus dieſen Maſchinen wieder Menſchen zu machen. Die wahren Königinnen mögen ſo geſucht und affectirt ſprechen, als ſie wollen: ſeine Königinnen müſſen natürlich ſprechen. Er höre der Hekuba des Euripides nur fleißig zu; und tröſte ſich immer, wenn er ſchon ſonſt keine Königinnen geſprochen hat.

Nichts iſt züchtiger und anſtändiger als die ſimple Natur. Grobheit und Wuſt iſt eben ſo weit von ihr entfernt, als Schwulſt und Bombaſt von dem Erhabenen. Das nämliche Gefühl, welches die Gränzſcheidung dort wahrnimmt, wird ſie auch hier bemerken. Der ſchwülſtigſte Dichter iſt daher unfehlbar auch der pöbelhafteſte. Beide Fehler ſind unzertrennlich; und keine Gattung giebt mehrere Gelegenheit in beide zu verfallen, als die Tragödie.

Gleichwohl ſcheint die Engländer vornehmlich nur der eine in ihrem Banks beleidigt zu haben. Sie tadelten weniger ſeinen Schwulſt, als die pöbelhafte Sprache, die er ſo edle und in der Geſchichte ihres Landes ſo glänzende Perſonen führen laſſe; und wünſchten lange, daß ſein Stück von einem Manne, der den tragiſchen Ausdruck mehr in ſeiner Gewalt habe, möchte umgearbeitet werden. [1] Dieſes geſchah endlich auch. Faſt zu gleicher Zeit machten ſich Jones und Brook darüber. Heinrich Jones, von Geburt ein Irländer, war ſeiner Profeſſion nach ein Maurer, und vertauſchte, wie der alte Ben Johnſon, ſeine Kelle mit der Feder. Nachdem er ſchon einen Band Gedichte auf Subſcription drucken laſſen, die ihn als einen Mann von großem Genie bekannt machten, brachte er ſeinen Eſſex 1753 aufs Theater. Als dieſer zu London geſpielt ward, hatte man bereits den von Heinrich Brook in Dublin geſpielt. Aber Brook ließ ſeinen erſt einige Jahre hernach drucken; und ſo kann es wohl ſeyn, daß er, wie man ihm Schuld giebt, eben ſowohl den Eſſex des Jones als den vom Banks genutzt hat. Auch muß noch ein Eſſex von einem James Ralph vorhanden ſeyn. Ich geſtehe, daß ich keinen geleſen habe, und alle drei nur aus den gelehrten Tagebüchern kenne. Von dem Eſſex des Brook, ſagt ein franzöſiſcher Kunſtrichter, daß er das Feuer und das Pathetiſche des Banks mit der ſchönen Poeſie des Jones zu verbinden gewußt habe. Was er über die Rolle der Rutland, und über derſelben Verzweiflung bei der Hinrichtung ihres Gemahls, hinzufügt, [2] iſt merkwürdig; man lernt auch daraus das Pariſer Parterre auf einer Seite kennen, die ihm wenig Ehre macht.

Aber einen ſpaniſchen Eſſex habe ich geleſen, der viel zu ſonderbar iſt, als daß ich nicht im Vorbeigehen etwas davon ſagen ſollte. —

Sechzigſtes Stück.

Den 27. November 1767.

Er iſt von einem Ungenannten, und führt den Titel: Für ſeine Gebieterin ſterben. [3] Ich finde ihn in einer Sammlung von Komödien, die Joſeph Padrino zu Sevilien

[1] (Companion to the Theatre Vol. II. p. 105.) — The Diction is every where very bad, and in some Places so low, that it even becomes unnatural. — And I think, there cannot be a greater Proof of the little Encouragement this Age affords to Merit, than that no Gentleman possessed of a true Genius and Spirit of Poetry, thinks it worth his Attention to adorn so celebrated a Part of History with that Dignity of Expression befitting Tragedy in general, but more particularly, where the Characters are perhaps the greatest the World ever produced.

[2] (Journal Encycl. Mars 1764.) Il a aussi fait tomber en démence la Comtesse de Rutland au moment que cet illustre époux est conduit à l'échafaud; ce moment où cette Comtesse est un objet bien digne de pitié, a produit une très grande sensation, et a été trouvé admirable à Londres: en France il eut paru ridicule, il aurait été sifflé et l'on aurait envoyé la Comtesse avec l'Auteur aux Petites-Maisons.

[3] Dar la vida por su Dama, el Conde de Sex; de un Ingenio de esta Corte.

gedruckt hat, und in der er das vierundſiebzigſte Stück iſt. Wenn er verfertigt worden, weiß ich nicht; ich ſehe auch nichts, woraus es ſich ungefähr abnehmen ließe. Das iſt klar, daß ſein Verfaſſer weder die franzöſiſchen und engliſchen Dichter, welche die nämliche Geſchichte bearbeitet haben, gebraucht hat, noch von ihnen gebraucht worden. Er iſt ganz original. Doch ich will dem Urtheile meiner Leſer nicht vorgreifen.

Eſſex kömmt von ſeiner Expedition wider die Spanier zurück, und will der Königin in London Bericht davon abſtatten. Wie er anlangt, hört er, daß ſie ſich zwei Meilen von der Stadt auf dem Landgute einer ihrer Hofdamen, Namens Blanca, befinde. Dieſe Blanca iſt die Geliebte des Grafen und auf dieſem Landgute hat er, noch bei Lebzeiten ihres Vaters, viele heimliche Zuſammenkünfte mit ihr gehabt. Sogleich begiebt er ſich dahin, und bedient ſich des Schlüſſels, den er noch von der Gartenthüre bewahrt, durch die er ehedem zu ihr gekommen. Es iſt natürlich, daß er ſich ſeiner Geliebten eher zeigen will, als der Königin. Als er durch den Garten nach ihren Zimmern ſchleicht, wird er, an dem ſchattichten Ufer eines durch denſelben geleiteten Armes der Themſe, ein Frauenzimmer gewahr (es iſt ein ſchwüler Sommerabend), das mit den bloßen Füßen in dem Waſſer ſitzt, und ſich abkühlt. Er bleibt voller Verwunderung über ihre Schönheit ſtehen, ob ſie ſchon das Geſicht mit einer halben Maske bedeckt hat, um nicht erkannt zu werden. (Dieſe Schönheit, wie billig, wird weitläufig beſchrieben, und beſonders werden über die allerliebſten weißen Füße in dem klaren Waſſer ſehr ſpitzfindige Dinge geſagt. Nicht genug, daß der entzückte Graf zwei kryſtallene Säulen in einem fließenden Kryſtalle ſtehen ſieht; er weiß vor Erſtaunen nicht, ob das Waſſer der Kryſtall ihrer Füße iſt, welcher in Fluß gerathen, oder ob ihre Füße der Kryſtall des Waſſers ſind, der ſich in dieſe Form condenſirt hat. [1] Noch verwirrter macht ihn die halbe ſchwarze Maske auf dem weißen Geſichte: er kann nicht begreifen, in welcher Abſicht die Natur ein ſo göttliches Monſtrum gebildet, und auf ſeinem Geſichte ſo ſchwarzen Baſalt mit ſo glänzendem Helfenbeine gepaaret habe: ob mehr zur Bewunderung, oder mehr zur Verſpottung? [1] Kaum hat ſich das Frauenzimmer wieder angekleidet, als, unter der Ausrufung: Stirb Tyrannin! ein Schuß auf ſie geſchieht, und gleich darauf zwei maskirte Männer mit bloßem Degen auf ſie los gehen, weil der Schuß ſie nicht getroffen zu haben ſcheint. Eſſex beſinnt ſich nicht lange, ihr zu Hülfe zu eilen. Er greift die Mörder an, und ſie entfliehen. Er will ihnen nach; aber die Dame ruft ihn zurück, und bittet ihn, ſein Leben nicht in Gefahr zu ſetzen. Sie ſieht, daß er verwundet iſt, knüpft ihre Schärpe los, und giebt ſie ihm, ſich die Wunde damit zu verbinden. Zugleich, ſagt ſie, ſoll dieſe Schärpe dienen, mich Euch zu ſeiner Zeit zu erkennen zu geben; jetzt muß ich mich entfernen, ehe über den Schuß mehr Lärmen entſteht; ich möchte nicht gern, daß die Königin den Zufall erführe, und ich beſchwöre Euch daher um Eure Verſchwiegenheit. Sie geht und Eſſex bleibt voller Erſtaunen über dieſe ſonderbare Begebenheit, über die er mit ſeinem Bedienten, Namens Coſme, allerlei Betrachtungen anſtellt. Dieſer Coſme iſt die luſtige Perſon des Stücks; er war vor dem Garten geblieben, als ſein Herr hereingegangen, und hatte den Schuß zwar gehört, aber ihm doch nicht zu Hülfe kommen dürfen. Die Furcht hielt an der Thüre Schildwache, und verſperrte ihm den Eingang. Furchtſam iſt Coſme für viere; [2] und das ſind die ſpaniſchen Narren gemeiniglich alle. Eſſex bekennt, daß er ſich unfehlbar in die ſchöne Unbekannte verliebt haben würde, wenn Blanca nicht ſchon ſo völlig Beſitz von ſeinem Herzen genommen hätte, daß ſie durchaus keiner andern Leidenſchaft Raum darin laſſe. Aber, ſagt er, wer mag ſie wohl geweſen ſeyn? Was dünkt dich, Coſme? — Wer wird's geweſen ſeyn, antwortete Coſme, als des Gärtners Frau, die ſich die Beine gewaſchen? [3] — Aus dieſem Zuge kann man leicht auf das Uebrige ſchließen. Sie gehen endlich beide wieder fort; es iſt zu ſpät geworden; das Haus könnte über den Schuß

[1] Las dos columnas bellas
Metiò dentro del rio, y como al vellas
Vi un crystal en el rio desatado,
Y ví crystal en ellas condensado,
No supe si las aguas que se vian
Eran sus pies, que liquidos corrian,
O si sus dos columnas se formaban
De las aguas, que alli se congelaban.

Dieſe Aehnlichkeit treibt der Dichter noch weiter, wenn er beſchreiben will, wie die Dame, das Waſſer zu koſten, es mit ihrer hohlen Hand geſchöpft, und nach dem Munde geführt habe. Dieſe Hand, ſagt er, war dem klaren Waſſer ſo ähnlich, daß der Fluß ſelbſt für Schrecken zuſammen fuhr, weil er befürchtete, ſie möchte einen Theil ihrer eigenen Hand mittrinken.

Quiso probar a caso
El agua, y fueron crystalino vaso
Sus manos, acercò las a los labios,
Y entonces el arrayo llorò agravios,
Y como tanto, en fin, se parecia
A sus manos aquello que bebia,
Temi con sobresalto (y no fue en vano)
Qu e se bebiera parte de la mano.

[1] Yo, que al principio vi, ciego, y turbado
A una parte nevado
Y en otra negro el rostro,
Juzguè, mirando tan divino monstruo,
Que la naturaleza cuidadosa
Desigual uniendo tan hermosa,
Quiso hacer por assombro, o por ultrage,
De azabache y marfil un maridage.

[2] Ruido de armas en la Quinta,
Y dentro el Conde? Que aguardo,
Que no voi à socorrerle?
Que aguardo? Lindo recado:
Aguardo a que quiera el miedo
Dexarme entrar: — — — —
— — — — — — — — —
Cosme, que ha tenido un miedo
Que puede valer por quatro.

[3] La muger del hortelano,
Que se lavaba las piernas.

in Bewegung gerathen seyn; Essex getraut sich daher nicht, unbemerkt zur Blanca zu kommen, und verschiebt seinen Besuch auf ein andermal.

Nun tritt der Herzog von Alanzon auf, mit Flora, der Blanca Kammermädchen. (Die Scene ist noch auf dem Landgute, in einem Zimmer der Blanca; die vorigen Auftritte waren in dem Garten. Es ist des folgenden Tages.) Der König von Frankreich hatte der Elisabeth eine Verbindung mit seinem jüngsten Bruder vorgeschlagen. Dieses ist der Herzog von Alanzon. Er ist, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft, nach England gekommen, um diese Verbindung zu Stande zu bringen. Es läßt sich alles, sowohl von Seiten des Parlaments als der Königin, sehr wohl dazu an: aber indeß erblickt er die Blanca, und verliebt sich in sie. Jetzt kömmt er, und bittet Floren, ihm in seiner Liebe behülflich zu seyn. Flora verbirgt ihm nicht, wie wenig er zu erwarten habe; doch ohne ihm das geringste von der Vertraulichkeit, in welcher der Graf mit ihr steht, zu entdecken. Sie sagt bloß, Blanca suche sich zu verheirathen, und da sie hierauf sich mit einem Manne, dessen Stand so weit über den ihrigen erhaben sey, doch keine Rechnung machen könne, so dürfte sie schwerlich seiner Liebe Gehör geben. — (Man erwartet, daß der Herzog auf diesen Einwurf die Lauterkeit seiner Absichten betheuern werde: aber davon kein Wort! Die Spanier sind in diesem Puncte lange so strenge und delicat nicht, als die Franzosen.) Er hat einen Brief an die Blanca geschrieben, den Flora übergeben soll. Er wünscht, es selbst mit anzusehen, was dieser Brief für Eindruck auf sie machen werde. Er schenkt Floren eine güldene Kette, und Flora versteckt ihn in eine anstoßende Galerie, indem Blanca mit Cosme hereintritt, welcher ihr die Ankunft seines Herrn meldet.

Essex kömmt. Nach den zärtlichsten Bewillkommnungen der Blanca, nach den theuersten Versicherungen des Grafen, wie sehr er ihrer Liebe sich würdig zu zeigen wünsche, müssen sich Flora und Cosme entfernen, und Blanca bleibt mit dem Grafen allein. Sie erinnert ihn, mit welchem Eifer und mit welcher Standhaftigkeit er sich um ihre Liebe beworben habe. Nachdem sie ihm drei Jahre widerstanden, habe sie endlich sich ihm ergeben, und ihn, unter Versicherung sie zu heirathen, zum Eigenthümer ihrer Ehre gemacht. (The hice dueño de mi honor: der Ausdruck sagt im Spanischen ein wenig viel.) Nur die Feindschaft, welche unter ihren beiderseitigen Familien obgewaltet, habe nicht erlaubt, ihre Verbindung zu vollziehen. Essex ist nichts in Abrede, und fügt hinzu, daß, nach dem Tode ihres Vaters und Bruders, nur die ihm aufgetragene Expedition wider die Spanier dazwischen gekommen sey. Nun aber habe er diese glücklich vollendet; nun wolle er unverzüglich die Königin um Erlaubniß zu ihrer Vermählung antreten. — Und so kann ich dir denn, sagt Blanca, als meinem Geliebten, als meinem Bräutigam, als meinem Freunde, alle meine Geheimnisse sicher anvertrauen. [1] —

Einundsechzigstes Stück.

Den 1. December 1767.

Hierauf beginnt sie eine lange Erzählung von dem Schicksale der Maria von Schottland. Wir erfahren (denn Essex selbst muß alles das ohne Zweifel längst wissen), daß ihr Vater und Bruder dieser unglücklichen Königin sehr zugethan gewesen; daß sie sich geweigert, an der Unterdrückung der Unschuld Theil zu nehmen; daß Elisabeth sie daher gefangen setzen, und in dem Gefängnisse heimlich hinrichten lassen. Kein Wunder, daß Blanca die Elisabeth haßt; daß sie fest entschlossen ist, sich an ihr zu rächen. Zwar hat Elisabeth nachher sie unter ihre Hofdamen aufgenommen, und sie ihres ganzen Vertrauens gewürdigt. Aber Blanca ist unversöhnlich. Umsonst wählte die Königin, nur kürzlich, vor allen andern das Landgut der Blanca, um die Jahreszeit einige Tage daselbst ruhig zu genießen. — Diesen Vorzug selbst wollte Blanca ihr zum Verderben gereichen lassen. Sie hatte an ihren Oheim geschrieben, welcher, aus Furcht, es möchte ihm wie seinem Bruder, ihrem Vater, ergehen, nach Schottland geflohen war, wo er sich im Verborgenen aufhielt. Der Oheim war gekommen; und kurz, dieser Oheim war es gewesen, welcher die Königin in dem Garten ermorden wollen. Nun weiß Essex, und wir mit ihm, wer die Person ist, der er das Leben gerettet hat. Aber Blanca weiß nicht, daß es Essex ist, welcher ihren Anschlag vereiteln müssen. Sie rechnet vielmehr auf die unbegränzte Liebe, deren sie Essex versichert, und wagt es, ihn nicht bloß zum Mitschuldigen machen zu wollen, sondern ihm völlig die glücklichere Vollziehung ihrer Rache zu übertragen. Er soll sogleich an ihren Oheim, der wieder nach Schottland geflohen ist, schreiben, und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen. Die Tyrannin müsse sterben; ihr Name sey allgemein verhaßt; ihr Tod sey eine Wohlthat für das Vaterland, und niemand verdiene es mehr als Essex, dem Vaterlande diese Wohlthat zu verschaffen.

Essex ist über diesen Antrag äußerst betroffen. Blanca, seine theure Blanca, kann ihm eine solche Verrätherei zumuthen? Wie sehr schämt er sich, in diesem Augenblicke, seiner Liebe! Aber was soll er thun? Soll er ihr, wie es billig wäre, seinen Unwillen zu erkennen geben? Wird sie darum weniger bei ihren schändlichen Gesinnungen bleiben? Soll er der Königin die Sache hinterbringen? Das ist unmöglich: Blanca, seine ihm noch immer theure Blanca, läuft Gefahr. Soll er sie, durch Bitten und Vorstellungen, von ihrem Entschlusse abzubringen suchen? Er müßte nicht

[1] Bien podrè seguramente
Revelarte intentos mios,
Como a galan, como a dueño
Como a esposo, y como a amigo.

wiſſen, was für ein rachſüchtiges Geſchöpf eine beleidigte Frau iſt; wie wenig es ſich durch Flehen erweichen, und durch Gefahr abſchrecken läßt. Wie leicht könnte ſie ſeine Abrathung, ſein Zorn, zur Verzweiflung bringen, daß ſie ſich einem andern entdeckte, der ſo gewiſſenhaft nicht wäre, und ihr zu Liebe alles unternähme? [1] — Dieſes in der Geſchwindigkeit überlegt, faßt er den Vorſatz, ſich zu verſtellen, um den Roberto, ſo heißt der Oheim der Blanca, mit allen ſeinen Anhängern in die Falle zu locken.

Blanca wird ungeduldig, daß ihr Eſſex nicht ſogleich antwortet. „Graf, ſagt ſie, wenn Du erſt lange mit Dir zu Rathe gehſt, ſo liebſt Du mich nicht. Auch nur zweifeln, iſt Verbrechen. Undankbarer! [2] — Sey ruhig, Blanca! erwiedert Eſſex: ich bin entſchloſſen. — Und wozu? — Gleich will ich Dir es ſchriftlich geben.“

Eſſex ſetzt ſich nieder, an ihren Oheim zu ſchreiben, und indem tritt der Herzog aus der Galerie näher. Er iſt neugierig zu ſehen, wer ſich mit der Blanca ſo lange unterhält; und erſtaunt, den Grafen von Eſſex zu erblicken. Aber noch mehr erſtaunt er über das, was er gleich darauf zu hören bekömmt. Eſſex hat an den Roberto geſchrieben, und ſagt der Blanca den Inhalt ſeines Schreibens, das er ſofort durch den Coſme abſchicken will. Roberto ſoll mit allen ſeinen Freunden einzeln nach London kommen; Eſſex will ihn mit ſeinen Leuten unterſtützen; Eſſex hat die Gunſt des Volks; nichts wird leichter ſeyn, als ſich der Königin zu bemächtigen; ſie iſt ſchon ſo gut, als todt. Erſt müßt' ich ſterben! ruft auf einmal der Herzog, und kömmt auf ſie los. Blanca und der Graf erſtaunen über dieſe plötzliche Erſcheinung; und das Erſtaunen des letztern iſt nicht ohne Eiferſucht. Er glaubt, daß Blanca den Herzog bei ſich verborgen gehalten. Der Herzog rechtfertigt die Blanca, und verſichert, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts gewußt; er habe die Gallerie offen gefunden, und ſey von ſelbſt hereingegangen, die Gemälde darin zu betrachten. [1]

Der Herzog. Bei dem Leben meines Bruders, bei dem mir noch koſtbarern Leben der Königin, bei — Aber genug, daß Ich es ſage: Blanca iſt unſchuldig. Und nur ihr, Mylord, haben Sie dieſe Erklärung zu danken. Auf Sie iſt im geringſten nicht dabei geſehen. Denn mit Leuten, wie Sie, machen Leute, wie ich —

Der Graf. Prinz, Sie kennen mich ohne Zweifel nicht recht? —

Der Herzog. Freilich habe ich Sie nicht recht gekannt. Aber ich kenne Sie nun. Ich hielt Sie für einen ganz andern Mann: und ich finde, Sie ſind ein Verräther.

[1] Ay tal traicion! vive el Cielo,
Que de amarla estoi corrido.
Blanca, que es mi dulce dueño.
Blanca, à quien quiero, y estimo,
Me propone tal traicion!
Que harè, porque si ofendido,
Respondiéndo, como es justo,
Contra su traicion me irrito,
No por esso ha de evitar
Su resuelto desatino.
Pues darle cuenta a la Reina
Es impossible, pues quiso
Mi suerte, que tenga parte
Blanca en aqueste delito.
Pues si procuro con ruegos
Disuadirla, es desvario,
Que es una muger resuelta
Animal tan vengativo,
Que no se dobla à los riesgos:
Antes con afecto impio,
En el mismo rendimiento
Suelen agusar los filos;
Y quizà desesperada
De mi enojo, o mi desvìo,
Se declarara con otro
Menos leal, menos fino,
Que quizà por ella intente,
Lo que yo hacer no he querido.

[2] Si estàs consultando, Conde,
Allà dentro de ti mismo
Lo que has de hacer, no me quieres,
Ya el dudarla fue delito.
Vive Dios, que eres ingrato!

[1] Por vida del Rey mi hermano,
Y por la que mas estimo,
De la Reina mi señora,
Y por — pero yo lo digo,
Que en mi es el mayor empeño
De la verdad del decirlo,
Que no tiene Blanca parte
De estar yo aqui — — — —
— — — — — — — —
Y estad mui agradecido
A Blanca, de què yo os dè,
No satisfacion, aviso
De esta verdad, porque a vos,
Hombres como yo — Cond. Imagino
Que no me conoceis bien.
Duq. No os havia conocido
Hasta aqui; mas ya os conozco,
Pues ya tan otro os he visto
Que os reconozco traidor.
Cond. Quien dixere — Duq. Yo lo digo,
No pronuncieis algo, Conde,
Que ya no puedo sufriros.
Cond. Qualquier cosa que yo intente —
Duq. Mirad que estoi persuadido
Que hacer la traicion cobardes;
Y assi quando os he cogido
En un lance que me dà
De que sois cobarde indicios,
No he de aprovecharme de esto,
Y assi os perdona mi brio
Este rato que teneis
El valor desminuido;
Que a estar todo vos entero,
Supiera daros castigo.
Cond. Yo soi el Conde de Sex
Y nadie se me ha atrevido
Sino el hermano del Rey
De Francia. Duq. Yo tengo brio
Para que sin ser quien soi,
Pueda mi valor invicto
Castigar, non digo yo
Solo a vos, mas a vos mismo,
Siendo leal, que es lo mas
Con que queda encarecido.
Y pues sois tan gran Soldado,
No echeis a perder, os pido,
Tantas heroicas hazañas
Con un hecho tan indigno —

Der Graf. Wer darf das ſagen?

Der Herzog. Ich! — Nicht ein Wort mehr! Ich will kein Wort mehr hören, Graf!

Der Graf. Meine Abſicht mag auch geweſen ſeyn —

Der Herzog. Denn kurz: ich bin überzeugt, daß ein Verräther kein Herz hat. Ich treffe Sie als einen Verräther: ich muß Sie für einen Mann ohne Herz halten. Aber um ſo weniger darf ich mich dieſes Vortheils über Sie bedienen. Meine Ehre verzeiht Ihnen, weil ſie der Ihrigen verluſtig ſind. Wären Sie ſo unbeſcholten, als ich Sie ſonſt geglaubt, ſo würde ich Sie zu züchtigen wiſſen.

Der Graf. Ich bin der Graf von Eſſex. So hat mir noch niemand begegnen dürfen, als der Bruder des Königs von Frankreich.

Der Herzog. Wenn ich auch der nicht wäre, der ich bin; wenn nur Sie der wären, der Sie nicht ſind, ein Mann von Ehre: ſo ſollten Sie wohl empfinden, mit wem Sie zu thun hätten. — Sie, der Graf von Eſſex? Wenn Sie dieſer berufene Krieger ſind: wie können Sie ſo viele große Thaten durch eine ſo unwürdige That vernichten wollen? —

Zweiundſechzigſtes Stück.

Den 4. December 1767.

Der Herzog fährt hierauf fort, ihm ſein Unrecht, in einem etwas gelindern Tone, vorzuhalten. Er ermahnt ihn, ſich eines beſſern zu beſinnen; er will es vergeſſen, was er gehört habe; er iſt verſichert, daß Blanca mit dem Grafen nicht einſtimme, und daß ſie ſelbſt ihm eben das würde geſagt haben, wenn er, der Herzog, ihr nicht zuvorgekommen wäre. Er ſchließt endlich: „Noch einmal, „Graf; gehen Sie in ſich! Stehen Sie von einem ſo „ſchändlichen Vorhaben ab! Werden Sie wieder Sie ſelbſt! „Wollen Sie aber meinem Rathe nicht folgen: ſo erinnern „Sie ſich, daß Sie einen Kopf haben, und London einen „Henker!“ [1] — Hiermit entfernt ſich der Herzog. Eſſex iſt in der äußerſten Verwirrung; es ſchmerzt ihn, ſich für einen Verräther gehalten zu wiſſen; gleichwohl darf er es jetzt nicht wagen, ſich gegen den Herzog zu rechtfertigen; er muß ſich gedulden, bis es der Ausgang lehre, daß er da ſeiner Königin am getreueſten geweſen ſey, als er es am wenigſten zu ſeyn geſchienen. [2] So ſpricht er mit ſich ſelbſt: zu Blanca aber ſagt er, daß er den Brief ſogleich an ihren Oheim ſenden wolle, und geht ab. Blanca deßgleichen; nachdem ſie ihren Unſtern verwünſcht, ſich aber noch damit getröſtet, daß es kein Schlimmerer als der Herzog ſey, welcher von dem Anſchlage des Grafen wiſſe.

Die Königin erſcheint mit ihrem Kanzler, dem ſie es vertraut hat, was ihr in dem Garten begegnet. Sie befiehlt, daß ihre Leibwache alle Zugänge wohl beſetze; und morgen will ſie nach London zurückkehren. Der Kanzler iſt der Meinung, die Meuchelmörder aufſuchen zu laſſen, und durch ein öffentliches Edict demjenigen, der ſie anzeigen werde, eine anſehnliche Belohnung zu verheißen, ſollte er auch ſelbſt ein Mitſchuldiger ſeyn. „Denn da es „ihrer zwei waren, ſagt er, die den Anfall thaten, ſo kann „leicht einer davon ein eben ſo treuloſer Freund ſeyn, als „er ein treuloſer Unterthan iſt. [1] — Aber die Königin mißbilligt dieſen Rath; ſie hält es für beſſer, den ganzen Vorfall zu unterdrücken, und es gar nicht bekannt werden zu laſſen, daß es Menſchen gegeben, die ſich einer ſolchen That erkühnen dürfen. „Man muß, ſagt ſie, die Welt „glauben machen, daß die Könige ſo wohl bewacht werden, „daß es der Verrätherei unmöglich iſt, an ſie zu kommen. „Außerordentliche Verbrechen werden beſſer verſchwiegen, „als beſtraft. Denn das Beiſpiel der Strafe iſt von dem „Beiſpiele der Sünde unzertrennlich; und dieſes kann oft „eben ſo ſehr anreizen, als jenes abſchrecken.“ [2]

Indem wird Eſſex gemeldet, und vorgelaſſen. Der Bericht, den er von dem glücklichen Erfolge ſeiner Expedition abſtattet, iſt kurz. Die Königin ſagt ihm auf eine ſehr verbindliche Weiſe: „Da ich Euch wieder erblicke, weiß ich von dem Ausgange des Krieges ſchon genug.“ [3] Sie will von keinen nähern Umſtänden hören, bevor ſie ſeine Dienſte nicht belohnt, und befiehlt dem Kanzler, dem Grafen ſogleich das Patent als Admiral von England auszufertigen. Der Kanzler geht; die Königin und Eſſex ſind allein; das Geſpräch wird vertraulicher; Eſſex hat die Schärpe um; die Königin bemerkt ſie, und Eſſex würde es aus dieſer bloßen Bemerkung ſchließen, daß er ſie von ihr habe, wenn er es aus den Reden der Blanca nicht ſchon geſchloſſen hätte. Die Königin hat den Grafen ſchon längſt heimlich geliebt; und nun iſt ſie ihm ſogar das Leben

[1] Miradlo mejor, dexad
Un intento tan indigno,
Corresponded à quien sois,
Y sino bastan avisos,
Mirad que ay Verdugo en Londres,
Y en vos cabeza, harto os digo.

[2] No he de responder al Duque
Hasta que el sucesso mismo
Muestre como fueron falsos
De mi traicion los indicios.
Y que soi mas leal, quanto
Mas traidor he parecido.

[1] Y pues son dos los culpados
Podrà ser, que alguno de ellos
Entregue al otro; que es llano,
Que serà traidor amigo
Quien fue desleal vassallo.

[2] Y es gran materia de estado
Dar a entender, que los Reyes
Estan en si tan guardados
Que aunque la traicion los busque
Nunca ha de poder hallarlos;
Y assi el secreto averigue
Enormes delitos, quando
Mas que el castigo, escarmientos
Dè de exemplares el pecado.

[3] Que ya solo con miraros
Sè el sucesso de la guerra.

ſchuldig.[1] Es koſtet ihr alle Mühe, ihre Neigung zu verbergen. Sie thut verſchiedene Fragen, ihn auszulocken und zu hören, ob ſein Herz ſchon eingenommen, und ob er es vermuthe, wem er das Leben in dem Garten gerettet. Das letzte giebt er ihr durch ſeine Antworten gewiſſermaßen zu verſtehen, und zugleich, daß er für eben dieſe Perſon mehr empfinde, als er derſelben zu entdecken ſich erkühnen dürfe. Die Königin iſt auf dem Puncte, ſich ihm zu erkennen zu geben: doch ſiegt noch ihr Stolz über ihre Liebe. Eben ſo ſehr hat der Graf mit ſeinem Stolze zu kämpfen: er kann ſich des Gedankens nicht entwehren, daß ihn die Königin liebe, ob er ſchon die Vermeſſenheit dieſes Gedankens erkennt. (Daß dieſe Scene größtentheils aus Reden beſtehen müſſe, die jedes ſeitab führt, iſt leicht zu erachten.) Sie heißt ihn gehen, und heißt ihn wieder ſo lange warten, bis der Kanzler ihm das Patent bringe. Er bringt es; ſie überreicht es ihm; er bedankt ſich, und das Seitab fängt mit neuem Feuer an.

Die Königin. Thörichte Liebe! —

Eſſex. Eitler Wahnſinn! —

Die Königin. Wie blind! —

Eſſex. Wie verwegen! —

Die Königin. So tief willſt du, daß ich mich herabſetze?

Eſſex. So hoch willſt du, daß ich mich verſteige?

Die Königin. Bedenke, daß ich Königin bin!

Eſſex. Bedenke, daß ich Unterthan bin!

Die Königin. Du ſtürzeſt mich bis in den Abgrund, —

Eſſex. Du erhebſt mich bis zur Sonne, —

Die Königin. Ohne auf meine Hoheit zu achten.

Eſſex. Ohne meine Niedrigkeit zu erwägen.

Die Königin. Aber, weil du meines Herzens dich bemeiſtert: —

Eſſex. Aber, weil du meiner Seele dich bemächtigt: —

Die Königin. So ſtirb da, und komm nie auf die Zunge!

Eſſex. So ſtirb da, und komm nie über die Lippen![2]

(Iſt das nicht eine ſonderbare Art von Unterhaltung? Sie reden mit einander; und reden auch nicht mit einander. Der eine hört, was der andere nicht ſagt, und antwortet auf das, was er nicht gehört hat. Sie nehmen einander die Worte nicht aus dem Munde, ſondern aus der Seele. Man ſage jedoch nicht, daß man ein Spanier ſeyn muß, um an ſolchen unnatürlichen Künſteleien Geſchmack zu finden. Noch vor einigen dreißig Jahren fanden wir Deutſche eben ſo viel Geſchmack daran; denn unſere Staats- und Heldenactionen wimmelten davon, die in allem nach den ſpaniſchen Muſtern zugeſchnitten waren.)

Nachdem die Königin den Eſſex beurlaubt und ihm befohlen, ihr bald wieder aufzuwarten, gehen beide auf verſchiedene Seiten ab, und machen dem erſten Aufzuge ein Ende. — Die Stücke der Spanier, wie bekannt, haben deren nur drei, welche ſie Jornadas, Tagwerke, nennen. Ihre allerälteſten Stücke hatten viere: ſie krochen, ſagt Lope de Vega, auf allen vieren, wie Kinder; denn es waren auch wirklich noch Kinder von Komödien. Virves war der erſte, welcher die vier Aufzüge auf drei brachte; und Lope folgte ihm darin, ob er ſchon die erſten Stücke ſeiner Jugend, oder vielmehr ſeiner Kindheit, ebenfalls in vieren gemacht hatte. Wir lernen dieſes aus einer Stelle in des letztern Neuen Kunſt, Komödien zu machen;[1] mit der ich aber eine Stelle des Cervantes in Widerſpruch finde,[2] wo ſich dieſer den Ruhm anmaßt, die ſpaniſche Komödie von fünf Acten, aus welchen ſie ſonſt beſtanden, auf drei gebracht zu haben. Der ſpaniſche Literator mag dieſen Widerſpruch entſcheiden; ich will mich dabei nicht aufhalten.

Dreiundſechzigſtes Stück.

Den 8. December 1767.

Die Königin iſt von dem Landgute zurückgekommen; und Eſſex gleichfalls. Sobald er in London angelangt, eilt er nach Hofe, um ſich keinen Augenblick vermiſſen zu laſſen. Er eröffnet mit ſeinem Coſme den zweiten Act, der in dem königlichen Schloſſe ſpielt. Coſme hat, auf Befehl des Grafen, ſich mit Piſtolen verſehen müſſen; der Graf hat heimliche Feinde; er beſorgt, wenn er des Nachts ſpät vom Schloſſe gehe, überfallen zu werden. Er heißt den Coſme, die Piſtolen nur indeß in das Zimmer der Blanca zu tragen, und ſie von Floren aufheben zu laſſen. Zugleich bindet er die Schärpe los, weil er zu Blanca gehen will. Blanca iſt eiferſüchtig; die Schärpe könnte ihr Gedanken machen; ſie könnte ſie haben wollen; und er würde

[1] No bastaba, amor tyranno,
Una inclinacion tan fuerte,
Sin que te aya ayudado
Del deberle yo la vida?

[2] Rein. Loco Amor — Cond. Necio impossible —
Rein Què ciego — Cond. Què temerario —
Rein. Me abates a tal baxeza —
Cond. Me quieres subir tan alto —
Rein. Advierte, que soi la Reina —
Cond. Advierte que soi vasallo —
Rein. Pues me humillas a el abysmo —
Cond. Pues me acercas a los rayos —
Rein. Sin reparar mi grandeza —
Cond. Sin mirar mi humilde estado —
Rein. Ya que te miro acà dentro —
Cond. Ya que en mi te vas entrando —
Rein. Muere entre el pecho, y la voz.
Cond. Muere entre el alma, y los labios.

[1] Arte nuevo de hazer Comedias, die ſich hinter des Lope Rimas befindet.

El Capitan Virves insigne ingenio,
Puso en tres actos la Comedia, que antes
Andava en quatro, come pies de niño,
Que eran etonces niñas las Comedias,
Y yo las escrivi de onze, y doze años,
De à quatro actos, y de à quatro pliegos,
Porque cada acto un pliego contenia.

[2] In der Vorrede zu ſeinen Komödien: Donde me atrevi a reducir las Comedias a tres Jornadas, de cinco que tenian.

ſie ihr abſchlagen müſſen. Indem er ſie dem Coſme zur Verwahrung übergiebt, kömmt Blanca dazu. Coſme will ſie geſchwind verſtecken; aber es kann ſo geſchwind nicht geſchehen, daß es Blanca nicht merken ſollte. Blanca nimmt den Grafen mit ſich zur Königin; und Eſſex ermahnt im Abgehen den Coſme, wegen der Schärpe reinen Mund zu halten, und ſie niemanden zu zeigen.

Coſme hat, unter ſeinen andern guten Eigenſchaften, auch dieſe, daß er ein Erzplauderer iſt. Er kann kein Geheimniß eine Stunde bewahren; er fürchtet ein Geſchwär im Leibe davon zu bekommen; und das Verbot des Grafen hat ihn zu rechter Zeit erinnert, daß er ſich dieſer Gefahr bereits ſechsunddreißig Stunden ausgeſetzt habe.[1] Er giebt Floren die Piſtolen, und hat den Mund ſchon auf, ihr auch die ganze Geſchichte von der maskirten Dame und der Schärpe zu erzählen. Doch eben beſinnt er ſich, daß es wohl eine würdigere Perſon ſeyn müſſe, der er ſein Geheimniß zuerſt mittheile. Es würde nicht laſſen, wenn ſich Flora rühmen könnte, ihn deſſen deflorirt zu haben.[2] (Ich muß von allerlei Art des ſpaniſchen Witzes eine kleine Probe einzuflechten ſuchen.)

Coſme darf auf dieſe würdigere Perſon nicht lange warten. Blanca wird von ihrer Neugierde viel zu ſehr gequält, daß ſie ſich nicht ſobald als möglich von dem Grafen losmachen ſollen, um zu erfahren, was Coſme vorhin ſo haſtig vor ihr zu verbergen geſucht. Sie kömmt alſo ſogleich zurück, und nachdem ſie ihn zuerſt gefragt, warum er nicht ſchon nach Schottland abgegangen, wohin ihn der Graf ſchicken wollen, und er ihr geantwortet, daß er mit anbrechendem Tage abreiſen werde: verlangt ſie zu wiſſen, was er da verſteckt halte? Sie dringt in ihn: doch Coſme läßt nicht lange in ſich dringen. Er ſagt ihr alles, was er von der Schärpe weiß; und Blanca nimmt ſie ihm ab. Die Art, mit der er ſich ſeines Geheimniſſes entledigt, iſt äußerſt eckel. Sein Magen will es nicht länger bei ſich behalten; es ſtößt ihm auf; es kneipt ihn; er ſteckt den Finger in den Hals; er giebt es von ſich; und um einen beſſeren Geſchmack wieder in den Mund zu bekommen, läuft er geſchwind ab, eine Quitte oder Olive darauf zu kauen.[3]

[1] — Yo no me acordaba
De decirlo, y lo callaba,
Y como me lo entregò,
Ya por decirlo rebiento,
Que tengo tal propriedad,
Que en un hora, ò la mitad,
Se me hace postema un cuento.
[2] Alla Flora; mas no,
Sera persona mas grave —
No es bien que Flora se alabe
Que el cuento me desflorò.
[3] Ya se me viene a la boca
La purga. — —
O que regueldos tan secos
Me vienen! terrible aprieto. —
Mi estomago no lo lleva;
Protesto que es gran trabajo,
Meto los dedos. —
Y pues la purga he trocado,

Blanca kann aus ſeinem verwirrten Geſchwätze zwar nicht recht klug werden: ſie verſteht aber doch ſo viel daraus, daß die Schärpe das Geſchenk einer Dame iſt, in die Eſſex verliebt werden könnte, wenn er es nicht ſchon ſey. „Denn er iſt doch nur ein Mann;“ ſagt ſie. „Und wehe der, die ihre Ehre einem Manne anvertraut hat! Der beſte iſt noch ſo ſchlimm!“[1] — Um ſeiner Untreue alſo zuvorzukommen, will ſie ihn je eher je lieber heirathen.

Die Königin tritt herein, und iſt äußerſt niedergeſchlagen. Blanca fragt, ob ſie die übrigen Hofdamen rufen ſoll: aber die Königin will lieber allein ſeyn; nur Irene ſoll kommen, und vor dem Zimmer ſingen. Blanca geht auf der einen Seite nach Irenen ab, und von der andern kömmt der Graf.

Eſſex liebt die Blanca: aber er iſt ehrgeizig genug, auch der Liebhaber der Königin ſeyn zu wollen. Er wirft ſich dieſen Ehrgeiz ſelbſt vor; er beſtraft ſich deßwegen; ſein Herz gehört der Blanca; eigennützige Abſichten müſſen es ihr nicht entziehen wollen; unechte Convenienz muß keinen echten Affect beſiegen.[2] Er will ſich alſo lieber wieder entfernen, als er die Königin gewahr wird: und die Königin, als ſie ihn erblickt, will ihm gleichfalls ausweichen. Aber ſie bleiben beide. Indem fängt Irene vor dem Zimmer an zu ſingen. Sie ſingt eine Redondilla, ein kleines Lied von vier Zeilen, deſſen Sinn dieſer iſt: Sollten meine verliebten Klagen zu deiner Kenntniß gelangen: o ſo laß das Mitleid, welches ſie verdienen, den Unwillen überwältigen, den du darüber empfindeſt, daß ich es bin, der ſie führt.“ Der Königin gefällt das Lied; und Eſſex findet es bequem, ihr durch daſſelbe auf eine verſteckte Weiſe ſeine Liebe zu erklären. Er ſagt, er habe es gloſſirt,[3]

Y el secreto he vomitado
Desde el principio hasta el fin,
Y sin dexar cosa alguna,
Tal asco me diò al decillo,
Voi à probar de un membrillo,
O a morder de una azeituna. —
[1] Es hombre al fin, y ay de aquella
Que a un hombre fiò su honor,
Siendo tan malo el mejor.
[2] Abate, abate las alas,
No subas tanto, busquemos
Mas proporcionada esfera
A tan limitado vuelo.
Blanca me quiere, y a Blanca
Adoro yo ya en mi dueño;
Pues como de amor tan noble
Por una ambicion me alexo?
No conveniencia bastarda
Venza un legitimo afecto.

[3] Die Spanier haben eine Art von Gedichten, welche ſie Glossas nennen. Sie nehmen eine oder mehrere Zeilen gleichſam zum Texte, und erklären oder umſchreiben dieſen Text ſo, daß ſie die Zeilen ſelbſt in dieſe Erklärung oder Umſchreibung wiederum einflechten. Den Text heißen ſie Mote oder Letra, und die Auslegung insbeſondere Glossa, welches denn aber auch der Name des Gedichts überhaupt iſt. Hier läßt der Dichter den Eſſex das Lied der Irene zum Mote machen, das aus vier Zeilen beſteht, deren jede er in einer beſondern Stanze umſchreibt, die ſich mit der umſchriebenen Zeile ſchließt. Das Ganze ſieht ſo aus:

und bittet um Erlaubniß, ihr ſeine Gloſſe vorſagen zu dürfen. In dieſer Gloſſe beſchreibt er ſich als den zärtlichſten Liebhaber, dem es aber die Ehrfurcht verbiete, ſich dem geliebten Gegenſtande zu entdecken. Die Königin lobt ſeine Poeſie: aber ſie mißbilligt ſeine Art zu lieben. „Eine Liebe, ſagt ſie unter andern, die man verſchweigt, kann nicht groß ſeyn; denn Liebe wächst nur durch Gegenliebe, und der Gegenliebe macht man ſich durch das Schweigen muthwillig verluſtig.“

Vierundſechzigſtes Stück.

Den 11. December 1767.

Der Graf verſetzt, daß die vollkommenſte Liebe die ſey, welche keine Belohnung erwarte; und Gegenliebe ſey Belohnung. Sein Stillſchweigen ſelbſt mache ſein Glück: denn ſo lange er ſeine Liebe verſchweige, ſey ſie noch unverworfen, könne er ſich noch von der ſüßen Vorſtellung täuſchen laſſen, daß ſie vielleicht dürfe genehmigt werden. Der Unglückliche ſey glücklich, ſo lange er noch nicht wiſſe, wie unglücklich er ſey.[1] Die Königin widerlegt dieſe Sophiſtereien als eine Perſon, der ſelbſt daran gelegen iſt, daß Eſſex nicht länger darnach handle; und Eſſex, durch dieſe Widerlegung erdreiſtet, iſt im Begriff, das Bekenntniß zu wagen, von welchem die Königin behauptet, daß es ein Liebhaber auf alle Weiſe wagen müſſe; als Blanca hereintritt, den Herzog anzumelden. Dieſe Erſcheinung der Blanca bewirkt einen von den ſonderbarſten Theaterſtreichen. Denn Blanca hat die Schärpe um, die ſie dem Coſme abgenommen, welches zwar die Königin, aber nicht Eſſex gewahr wird.[2]

MOTE.

Si acaso mis desvarios
Llegaren a tus umbrales,
La lastima de ser males
Quite el horror de ser mios.

GLOSSA.

Aunque el dolor me provoca
De mis quexas, y no puedo,
Que es mi osadia tan poca,
Que entre el respeto, y el miedo
Se me mueren en la boca;
Y assi non llengan tan mios
Mis males a tus orejas.
Porque no han de ser oidos
Si acaso digo mis quexas,
Si acaso mis desvarios.
El ser tan mal explicados
Sea su mayor indicio,
Que trocando en mis cuidados
El silencio, y vos su oficio,
Quedaran mas ponderados:
Desde oy por estas señales
Sean de ti conocidos,
Que sin duda son mis males
Si algunos mas repetidos
Llegaren a tus umbrales.
Mas ay Dios! que mis cuidados
De tu crueldad conocidos,
Aunque mas acreditados,
Seran menos adquiridos,
Que con los otros mezclados:
Porque no sabiendo a quales
Mas tu ingratitud se deba
Viendolos todos iguales
Fuerza es que en commun te mueva
La lastima de ser males.
En mi este afecto violento
Tu hermoso desden le causa;
Tuyo, y mio es mi tormento;
Tuyo, porque eres la causa;
Y mio, porque yo siento;
Sepan, Laura, tus desvios
Que mis males son tan tuyos,
Y en mis cuerdos desvarios
Estos que tienen de tuyos
Quite el horror de ser mios.

Es müſſen aber eben nicht alle Gloſſen ſo ſymmetriſch ſeyn, als dieſe. Man hat alle Freiheit, die Stanzen, die man mit den Zeilen des Mote ſchließt, ſo ungleich zu machen, als man will. Man braucht auch nicht alle Zeilen einzuflechten; man kann ſich auf eine einzige einſchränken, und dieſe mehr als einmal wiederholen. Uebrigens gehören dieſe Gloſſen unter die älteren Gattungen der ſpaniſchen Poeſie, die nach dem Boſcan und Garcilaſſo ziemlich aus der Mode gekommen.

[1] — El mas verdadero amor
Es el que en si mismo quieto
Descansa, sin atender
A mas paga, o mas intento:
La correspondencia es paga,
Y tener por blanco el precio
Es querer por grangeria. —
— — — —
Dentro esta del silencio, y del respeto
Mi amor, y assi mi dicha esta segura,
Presumiendo tal voz (dulce locura!)
Que es admitido del mayor sugeto.
Dexandome engañar de este concepto,
Dura mi bien, porque mi engaño dura;
Necio sera la lengua, si aventura
Un bien que esta seguro en el secreto. —
Que es feliz quien no siendo venturoso
Nunca llega a saber, que es desdichado.

[2] Por no morir de mal, quando
Puedo morir de remedio;
Digo pues, ea, ossadia,
Ella me alentò, que temo? —
Que sera bien que a tu Alteza —
(Sale Blanca con la vanda puesta)
Bl. Señora, el duque — Con. A mal tiempo
Viene Blanca. Bl. Esta aguardando
En la antecamara — Rein. Ay, cielo!
Bl. Para entrar — Rein. Que es lo que miro!
Bl. Licencia. Rein. Decid; — que veo! —
Decid que espere; — estoi loca!
Decid, andad. Bl. Ya obedezco,
Rein. Venid aca, volved. Bl. Que manda
Vuestra Alteza? Rein. El daño es cierto. —
Decidle — no ay que dudar —
Entretenedle un momento —
Ay de mi! — mientras yo salgo —
Y dexadme. Bl. Que es aquesto?
Ya voi. Con. Ya Blanca se fue.
Quiero pues volver. — Rein. Ha zelos!
Con. A declararme atrevido,
Pues si me atrevo, me atrevo
En fè de sus pretensiones.
Rein. Mi prenda en poder ageno?
Vive dios, pero es verguenza
Que pueda tanto un afecto
En mi. Con. Segun lo que dixo
Vuestra Alteza aqui, y supuesto,
Que cuesta cara la dicha,
Que se compra con el miedo,
Quiero morir nobelmente.

Eſſex. So ſey es gewagt! — Friſch! Sie ermuntert mich ſelbſt. Warum will ich an der Krankheit ſterben, wenn ich an dem Hülfsmittel ſterben kann? Was fürchte ich noch? — Königin, wann denn alſo, —

Blanca. Der Herzog, Ihro Majeſtät, —

Eſſex. Blanca könnte nicht ungelegener kommen.

Blanca. Wartet in dem Vorzimmer, —

Die Königin. Ah! Himmel!

Blanca. Auf Erlaubniß, —

Die Königin. Was erblicke ich?

Blanca. Hereintreten zu dürfen.

Die Königin. Sag ihm — Was ſeh ich! — Sag ihm, er ſoll warten. — Ich komme von Sinnen! — Geh, ſag ihm das.

Blanca. Ich gehorche.

Die Königin. Bleib! Komm her! näher! —

Blanca. Was befehlen Ihro Majeſtät? —

Die Königin. O, ganz gewiß! — Sage ihm — Es iſt kein Zweifel mehr! — Geh, unterhalte ihn einen Augenblick, — Weh mir! — Bis ich ſelbſt zu ihm herauskomme. Geh, laß mich!

Blanca. Was iſt das? — Ich gehe.

Eſſex. Blanca iſt weg. Ich kann nun wieder fortfahren, —

Die Königin. Ha, Eiferſucht!

Eſſex. Mich zu erklären. — Was ich wage, wage ich auf ihre eigene Ueberredung.

Die Königin. Mein Geſchenk in fremden Händen! Bei Gott! — Aber ich muß mich ſchämen, daß eine Leidenſchaft ſo viel über mich vermag!

Eſſex. Wenn denn alſo, — wie Ihre Majeſtät geſagt, — und wie ich einräumen muß, — das Glück, welches man durch Furcht erkauft, — ſehr theuer zu ſtehen kommt; — wenn man viel edler ſtirbt; — ſo will auch ich, —

Die Königin. Warum ſagen Sie das, Graf?

Eſſex. Weil ich hoffe, daß, wenn ich — Warum fürchte ich mich noch? — wenn ich Ihro Majeſtät meine Leidenſchaft bekennte, — daß einige Liebe —

Die Königin. Was ſagen Sie da, Graf? An mich richtet ſich das? Wie? Thor! Unſinniger! Kennen Sie mich auch? Wiſſen Sie, wer ich bin? Und wer Sie ſind? Ich muß glauben, daß Sie den Verſtand verloren. —

Und ſo fahren Ihro Majeſtät fort, den armen Grafen auszufenſtern, daß es eine Art hat! Sie fragt ihn, ob er nicht wiſſe, wie weit der Himmel über alle menſchliche Erfrechungen erhaben ſey? Ob er nicht wiſſe, daß der Sturmwind, der in den Olymp dringen wolle, auf halbem Wege zurückbrauſen müſſe? Ob er nicht wiſſe, daß die Dünſte, welche ſich zur Sonne erhüben, von ihren Strahlen zerſtreut würden? — Wer vom Himmel gefallen zu ſeyn glaubt, iſt Eſſex. Er zieht ſich beſchämt zurück und bittet um Verzeihung. Die Königin befiehlt ihm, ihr Angeſicht zu meiden, nie ihren Palaſt wieder zu betreten, und ſich glücklich zu ſchätzen, daß ſie ihm den Kopf laſſe, in welchem ſich ſo eitle Gedanken erzeugen können.[1] Er entfernt ſich; und die Königin geht gleichfalls ab, nicht ohne uns merken zu laſſen, wie wenig ihr Herz mit ihren Reden übereinſtimme.

Blanca und der Herzog kommen an ihrer Statt, die Bühne zu füllen. Blanca hat dem Herzoge es frei geſtanden, auf welchem Fuße ſie mit dem Grafen ſtehe; daß er nothwendig ihr Gemahl werden muſſe, oder ihre Ehre ſey verloren. Der Herzog faßt den Entſchluß, den er wohl faſſen muß; er will ſich ſeiner Liebe entſchlagen: und ihr Vertrauen zu vergelten, verſpricht er ſogar, ſich bei der Königin ihrer anzunehmen, wenn ſie ihr die Verbindlichkeit, die der Graf gegen ſie habe, entdecken wolle.

Die Königin kömmt bald in tiefen Gedanken wieder zurück. Sie iſt mit ſich ſelbſt im Streit, ob der Graf auch wohl ſo ſchuldig ſey, als er ſcheine. Vielleicht daß es eine andere Schärpe war, die der ihrigen nur ſo ähnlich iſt. — Der Herzog tritt ſie an. Er ſagt, er komme ſie um eine Gnade zu bitten, um welche ſie auch zugleich Blanca bitte. Blanca werde ſich näher darüber erklären; er wolle ſie zuſammen allein laſſen; und ſo läßt er ſie.

Die Königin wird neugierig und Blanca verwirrt. Endlich entſchließt ſich Blanca, zu reden. Sie will nicht länger von dem veränderlichen Willen eines Mannes abhängen; ſie will es ſeiner Rechtſchaffenheit nicht länger anheim ſtellen, was ſie durch Gewalt erhalten kann. Sie fleht die Eliſabeth um Mitleid an: die Eliſabeth, die Frau; nicht die Königin. Denn da ſie eine Schwachheit ihres Geſchlechts bekennen müſſe: ſo ſuche ſie in ihr nicht die Königin, ſondern nur die Frau.[2]

Rein. Porque lo decis? Con. Que espero,
Si a vuestra Alteza (que dudo!)
Le declarasse mi afecto,
Algun amor — Rein. Que decis?
A mi? como, loco, necio,
Conoceisme? Quien soi yo?
Decid, quien soi? que sospecho,
Que se os huyo la memoria. —

[1] — — No me veais,
Y agradeced el que os dexo
Cabeza, en que se engendraron
Tan livianos pensamientos.

[2] — — Ya estoi resuelta;
No a la voluntad mudable
De un hombre esté yo sujeta,
Que aunque ne sè que mi olvide,
Es necessedad, que yo quiera
Dexar a su cortesia
Lo que puede hacer la fuerza.
Gran Isabela, escuchadme,
Y al escucharme tu Alteza,
Ponga aun mas que la atencion,
La piedad con las orejas.
Isabella os he llamado
En esta ocasion, no Reina,
Que quando vengo a deciros

Fünfundſechzigſtes Stück.

Den 15. December 1767.

Du? mir eine Schwachheit? fragt die Königin.

Blanca. Schmeicheleien, Seufzer, Liebkoſungen, und beſonders Thränen ſind vermögend, auch die reinſte Tugend zu untergraben. Wie theuer kömmt mir dieſe Erfahrung zu ſtehen! Der Graf —

Die Königin. Der Graf? Was für ein Graf? —

Blanca. Von Eſſex.

Die Königin. Was höre ich?

Blanca. Seine verführeriſche Zärtlichkeit —

Die Königin. Der Graf von Eſſex?

Blanca. Er ſelbſt, Königin. —

Die Königin (bei Seite). Ich bin des Todes! — Nun? weiter!

Blanca. Ich zittere. — Nein, ich darf es nicht wagen —

Die Königin macht ihr Muth, und lockt ihr nach und nach mehr ab, als Blanca zu ſagen brauchte; weit mehr, als ſie ſelbſt zu hören wünſcht. Sie hört, wo und wie der Graf glücklich geweſen; [1] und als ſie endlich auch hört, daß er ihr die Ehe verſprochen und daß Blanca auf die Erfüllung dieſes Verſprechens dringe: ſo bricht der ſo lange zurückgehaltene Sturm auf einmal aus. Sie verhöhnt das leichtgläubige Mädchen auf das empfindlichſte und verbietet ihr ſchlechterdings, an den Grafen weiter zu denken. Blanca erräth ohne Mühe, daß dieſer Eifer der Königin Eiferſucht ſeyn müſſe, und giebt es ihr zu verſtehen.

Die Königin. Eiferſucht? — Nein; bloß deine Aufführung entrüſtet mich. — Und geſetzt, — ja geſetzt, ich liebte den Grafen. Wenn ich, — Ich ihn liebte, und eine andere wäre ſo vermeſſen, ſo thöricht, ihn neben mir zu lieben, — was ſage ich, zu lieben? — ihn nur anzuſehen, — was ſage ich, anzuſehen? — ſich nur einen Gedanken von ihm in den Sinn kommen zu laſſen: das ſollte dieſer andern nicht das Leben koſten? — Du ſiehſt, wie ſehr mich eine bloß vorausgeſetzte, erdichtete Eiferſucht aufbringt: urtheile daraus, was ich bei einer wahren thun würde. Jetzt ſtelle ich mich nur eiferſüchtig: hüte dich, mich es wirklich zu machen! [2]

Del honor una flaqueza,
Que he hecho como muger,
Porque mejor os pareszca,
No Reina, muger os busco.
Solo muger os quisiera. —
[1] Bl. Le llamè una noche obscura —
Rein. Y vino a verte? Bl. Pluguiera
A dios, que no fuera tanta
Mi desdicha, y su fineza.
Vino mas galan que nunca,
Y yo que dos veces ciega,
Por mi mal, estaba entonces
Del amor, y las tinieblas —
[2] Rein. Este es zelo, Blanca. Bl. Zelos,
Añadiendose una letra.
Rein. Que decis? Bl. Señora, que
Si acaso possible fuera,
A no ser vos la que dice
Essas palabras, dixera,
Que eran zelos. Rein. Que son zelos?
No son zelos, es ofensa
Que me estais haciendo vos.
Supongamos, que quisiera
A ei Conde en esta ocasion:
Pues si yo a el Conde quisiera
Y alguna atrevida, loca
Presumida, descompuesta
Le quisiera, que es querer?
Que le mirara, o le viera;
Que es verle? No sè que diga,
No hai cosa que menos sea —
No la quitara la vida?
La sangre no la bebiera? —
Los zelos, aunque fingidos,
Me arrebataron la lengua,
Y dispararon mi enojo —
Mirad que no me deis zelos,
Que si fingidos se altera
Tanto mi enojo, ved vos,
Si fuera verdad, que hiciera —
Escarmentad en las burlas,
No me deis zelos de veras.

Mit dieſer Drohung geht die Königin ab, und läßt die Blanca in der äußerſten Verzweiflung. Dieſes fehlte noch zu den Beleidigungen, über die ſich Blanca bereits zu beklagen hatte. Die Königin hat ihr Vater und Bruder und Vermögen genommen: und nun will ſie ihr auch den Grafen nehmen. Die Rache war ſchon beſchloſſen: aber warum ſoll Blanca noch erſt warten, bis ſie ein anderer für ſie vollzieht? Sie will ſie ſelbſt bewerkſtelligen, und noch dieſen Abend. Als Kammerfrau der Königin muß ſie ſie auskleiden helfen; da iſt ſie mit ihr allein, und es kann ihr an Gelegenheit nicht fehlen. — Sie ſieht die Königin mit dem Kanzler wiederkommen, und geht, ſich zu ihrem Vorhaben gefaßt zu machen.

Der Kanzler hält verſchiedene Briefſchaften, die ihm die Königin nur auf einen Tiſch zu legen befiehlt; ſie will ſie vor Schlafengehen noch durchſehen. Der Kanzler erhebt die außerordentliche Wachſamkeit, mit der ſie ihren Reichsgeſchäften obliege; die Königin erkennt es für ihre Pflicht und beurlaubt den Kanzler. Nun iſt ſie allein und ſetzt ſich zu den Papieren. Sie will ſich ihres verliebten Kummers entſchlagen, und anſtändigern Sorgen überlaſſen. Aber das erſte Papier, was ſie in die Hände nimmt, iſt die Bittſchrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! „Muß es denn eben," ſagt ſie, „von einem Grafen ſeyn, was mir zuerſt vorkömmt!" Dieſer Zug iſt vortrefflich. Auf einmal iſt ſie wieder mit ihrer ganzen Seele bei demjenigen Grafen, an den ſie jetzt nicht denken wollte. Seine Liebe zur Blanca iſt ein Stachel in ihrem Herzen, der ihr das Leben zur Laſt macht. Bis ſie der Tod von dieſer Marter befreie, will ſie bei dem Bruder des Todes Linderung ſuchen: und ſo fällt ſie in Schlaf.

Indem tritt Blanca herein und hat eine von den Piſtolen des Grafen, die ſie in ihrem Zimmer gefunden. (Der Dichter hatte ſie zu Anfang dieſes Acts nicht ver-

gebens dahin tragen laſſen.) Sie findet die Königin allein und entſchlafen: was für einen bequemern Augenblick könnte ſie ſich wünſchen? Aber eben hat der Graf die Blanca geſucht, und ſie in ihrem Zimmer nicht getroffen. Ohne Zweifel erräth man, was nun geſchieht. Er kömmt alſo, ſie hier zu ſuchen; und kömmt eben noch zurecht, der Blanca in den mörderiſchen Arm zu fallen, und ihr die Piſtole, die ſie auf die Königin ſchon geſpannt hat, zu entreißen. Indem er aber mit ihr ringt, geht der Schuß los: die Königin erwacht, und alles kömmt aus dem Schloſſe herzugelaufen.

Die Königin (im Erwachen). Ha! Was iſt das?

Der Kanzler. Herbei, herbei! Was war das für ein Knall in dem Zimmer der Königin? Was geſchieht hier?

Eſſex (mit der Piſtole in der Hand). Grauſamer Zufall!

Die Königin. Was iſt das, Graf?

Eſſex. Was ſoll ich thun?

Die Königin. Blanca, was iſt das?

Blanca. Mein Tod iſt gewiß!

Eſſex. In welcher Verwirrung befinde ich mich!

Der Kanzler. Wie? der Graf ein Verräther?

Eſſex (bei Seite). Wozu ſoll ich mich entſchließen? Schweige ich: ſo fällt das Verbrechen auf mich. Sage ich die Wahrheit: ſo werde ich der nichtswürdige Verkläger meiner Geliebten, meiner Blanca, meiner theuerſten Blanca.

Die Königin. Sind Sie der Verräther, Graf? Biſt du es, Blanca? Wer von euch war mein Retter? wer mein Mörder? Mich dünkt, ich hörte im Schlafe euch beide rufen: Verrätherin! Verräther! Und doch kann nur eines von euch dieſen Namen verdienen. Wenn eines von euch mein Leben ſuchte, ſo bin ich es dem andern ſchuldig. Wem bin ich es ſchuldig, Graf? Wer ſuchte es, Blanca? Ihr ſchweigt? — Wohl, ſchweigt nur! Ich will in dieſer Ungewißheit bleiben; ich will den Unſchuldigen nicht wiſſen, um den Schuldigen nicht zu kennen. Vielleicht dürfte es mich eben ſo ſehr ſchmerzen, meinen Beſchützer zu erfahren, als meinen Feind. Ich will der Blanca gern ihre Verrätherei vergeben, ich will ſie ihr verdanken, wenn dafür der Graf nur unſchuldig war.[1]

[1] Conde, vos traidor? Vos, Blanca?
El juicio esta indiferente,
Qual me libra, qual me mata.
Conde, Blanca, respondedme!
Tu a la Reina? tu a la Reina?
Oid, aunque confusamente:
Ha, traidora, dixo el Conde;
Blanca dixo: Traidor eres.
Estas razones de entrambos
A entrambas cosas convienen:
Uno de los dos me libra,
Otro de los dos me ofende.
Conde, qual me daba vida?
Blanca, qual me daba muerte?
Decidme! — no lo digais,
Que neutral mi valor quiere,
Por no saber el traidor,
No saber el innocente.
Mejor es quedar confusa,
En duda mi juicio quede,

Aber der Kanzler ſagt: wenn es die Königin ſchon hierbei wolle bewenden laſſen, ſo dürfe er es doch nicht; das Verbrechen ſey zu groß; ſein Amt erfordere, es zu ergründen; beſonders da aller Anſchein ſich wider den Grafen erkläre.

Die Königin. Der Kanzler hat Recht; man muß es unterſuchen. — Graf, —

Eſſex. Königin! —

Die Königin. Bekennen Sie die Wahrheit. — (Bei Seite.) Aber wie ſehr fürchtet meine Liebe, ſie zu hören! — War es Blanca?

Eſſex. Ich Unglücklicher!

Die Königin. War es Blanca, die meinen Tod wollte?

Eſſex. Nein, Königin; Blanca war es nicht.

Die Königin. Sie waren es alſo?

Eſſex. Schreckliches Schickſal! — Ich weiß nicht.

Die Königin. Sie wiſſen es nicht? — Und wie kömmt dieſes mörderiſche Werkzeug in Ihre Hand? —

Der Graf ſchweigt und die Königin befiehlt, ihn nach dem Tower zu bringen. Blanca, bis ſich die Sache mehr aufhellt, ſoll in ihrem Zimmer bewacht werden. Sie werden abgeführt und der zweite Aufzug ſchließt.

Sechsundſechzigſtes Stück.

Den 18. December 1767.

Der dritte Aufzug fängt ſich mit einem langen Monologe der Königin an, die allen Scharfſinn der Liebe aufbietet, den Grafen unſchuldig zu finden. Die Vielleicht werden nicht geſpart, um ihn weder als ihren Mörder, noch als den Liebhaber der Blanca denken zu dürfen. Beſonders geht ſie mit den Vorausſetzungen wider die Blanca ein wenig ſehr weit; ſie denkt über dieſen Punct überhaupt lange ſo zärtlich und ſittſam nicht, als wir es wohl wünſchen möchten und als ſie auf unſern Theatern denken müßte.[1]

Porque quando mire a alguno,
Y de la traicion me acuerde,
A pensar, que es el traidor,
Que es el leal tambien piense.
Yo le agradeciera à Blanca,
Que ella la traidora fuesse,
Solo à trueque de que el Conde
Fuera el, que estaba innocente. —
[1] No pudo ser que mintiera
Blanca en lo que me conto
De gozarla el Conde? No,
Que Blanca no lo fingiera:
No pudo haverla gozado,
Sin estar enamorado,
Y quando tierno, y rendido,
Entonces la haya querido,
No puede haverla olvidado?
No le vieron mis antojos
Entre acogimientos sabios,
Mui callando con los labios,
Mui bachiller con los ojos,
Quando al decir sus enojos
Y su despecho reñi?

Es kommen der Herzog und der Kanzler: jener, ihr ſeine Freude über die glückliche Erhaltung ihres Lebens zu bezeigen; dieſer, ihr einen neuen Beweis, der ſich wider den Eſſex äußert, vorzulegen. Auf der Piſtole, die man ihm aus der Hand genommen, ſteht ſein Name; ſie gehört ihm; und wem ſie gehört, der hat ſie unſtreitig auch brauchen wollen.

Doch nichts ſcheint den Eſſex unwiderſprechlicher zu verdammen, als was nun erfolgt. Coſme hat bei anbrechendem Tage mit dem bewußten Briefe nach Schottland abgehen wollen und iſt angehalten worden. Seine Reiſe ſieht einer Flucht ſehr ähnlich und eine ſolche Flucht läßt vermuthen, daß er an dem Verbrechen ſeines Herrn Antheil könne gehabt haben. Er wird alſo vor den Kanzler gebracht und die Königin befiehlt, ihn in ihrer Gegenwart zu verhören. Den Ton, in welchem ſich Coſme rechtfertigt, kann man leicht errathen. Er weiß von nichts; und als er ſagen ſoll, wo er hingewollt, läßt er ſich um die Wahrheit nicht lange nöthigen. Er zeigt den Brief, den ihm ſein Graf an einen andern Grafen nach Schottland zu überbringen befohlen: und man weiß, was dieſer Brief enthält. Er wird geleſen und Coſme erſtaunt nicht wenig, als er hört, wohin es damit abgeſehen geweſen. Aber noch mehr erſtaunt er über den Schluß deſſelben, worin der Ueberbringer ein Vertrauter heißt, durch den Roberto ſeine Antwort ſicher beſtellen könne. „Was höre ich? ruft Coſme. „Ich ein Vertrauter? Bei dieſem und jenem! ich bin kein „Vertrauter; ich bin niemals einer geweſen und will auch „in meinem Leben keiner ſeyn. — Habe ich wohl das An„ſehen zu einem Vertrauten? Ich möchte doch wiſſen, was „mein Herr an mir gefunden hätte, um mich dafür zu „nehmen. Ich ein Vertrauter, ich, dem das geringſte Ge„heimniß zur Laſt wird? Ich weiß zum Exempel, daß „Blanca und mein Herr einander lieben, und daß ſie heim„lich mit einander verheirathet ſind: es hat mir ſchon lange „das Herz abdrücken wollen; und nun will ich es nur ſagen, „damit ſie hübſch ſehen, meine Herren, was für ein Ver„trauter ich bin. Schade, daß es nicht etwas viel wichti„geres iſt: ich würde es eben ſo wohl ſagen.“ [1] Dieſe Nachricht ſchmerzt die Königin nicht weniger, als die Ueberzeugung, zu der ſie durch den unglücklichen Brief von der Verrätherei des Grafen gelangt. Der Herzog glaubt, nun auch ſein Stillſchweigen brechen zu müſſen und der Königin nicht länger zu verbergen, was er in dem Zimmer der Blanca zufälliger Weiſe angehört habe. Der Kanzler dringt auf die Beſtrafung des Verräthers, und ſobald die Königin wieder allein iſt, reizen ſie ſowohl beleidigte Majeſtät als gekränkte Liebe, des Grafen Tod zu beſchließen.

[1] Que escucho? Señores mios,
Dos mil demonios me lleven,
Si yo confidente soi,
Si lo he sido, o si lo fuere,
Ni tengo intencion de serlo.
— — — Tengo yo
Cara de ser confidente?
Yo no sè que ha visto en mi
Mi amo para tenerme
En esta opinion; y à fe,
Que me holgara de que fuesse
Cosa de mas importancia
Un secretillo mui leve,
Que rabio ya por decirlo,
Que es que el Conde a Blanca quiere,
Que estan casados los dos
En secreto — — —

Nunmehr bringt uns der Dichter zu ihm in das Gefängniß. Der Kanzler kömmt und eröffnet dem Grafen, daß ihn das Parlament für ſchuldig erkannt und zum Tode verurtheilt habe, welches Urtheil morgen des Tages vollzogen werden ſolle. Der Graf betheuert ſeine Unſchuld.

Der Kanzler. Ihre Unſchuld, Mylord, wollte ich gern glauben: aber ſo viele Beweiſe wider Sie! — Haben Sie den Brief an den Roberto nicht geſchrieben? Iſt es nicht Ihr eigenhändiger Name?

Eſſex. Allerdings iſt er es.

Der Kanzler. Hat der Herzog von Alanzon Sie in dem Zimmer der Blanca nicht ausdrücklich den Tod der Königin beſchließen hören?

Eſſex. Was er gehört hat, hat er freilich gehört.

Der Kanzler. Sah die Königin, als ſie erwachte, nicht die Piſtole in Ihrer Hand? Gehört die Piſtole, auf der Ihr Name geſtochen, nicht Ihnen?

Eſſex. Ich kann es nicht leugnen.

Der Kanzler. So ſind Sie ja ſchuldig.

Eſſex. Das leugne ich.

Der Kanzler. Nun, wie kamen Sie denn dazu, daß Sie den Brief an den Roberto ſchrieben?

Eſſex. Ich weiß nicht.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß der Herzog den verrätheriſchen Vorſatz aus Ihrem eigenen Munde vernehmen mußte?

Eſſex. Weil es der Himmel ſo wollte.

Der Kanzler. Wie kam es denn, daß ſich das mörderiſche Werkzeug in Ihren Händen fand?

Eſſex. Weil ich viel Unglück habe.

Der Kanzler. Wenn alles das Unglück und nicht Schuld iſt: wahrlich, Freund, ſo ſpielt Ihnen Ihr Schickſal einen harten Streich. Sie werden ihn mit Ihrem Kopfe bezahlen müſſen.

Eſſex. Schlimm genug. [1]

[1] Cond. Solo el descargo que tengo
Es et estar innocente.
Senescal. Aunque yo quiera creerlo
No me dexan los indicios,
Y advertid, que ya no es tiempo
De dilacion, que mañana
Haveis de morir. Con. Yo muero
Innocente. Sen. Pues decid
No escribisteis á Roberto
Esta carta? Aquesta firma
No es la vuestra? Con. No lo niego.
Sen. El gran duque de Alanzon
No os oyò en el aposento

„Wiſſen Ihro Gnaden nicht, fragt Coſme, der dabei iſt, „ob ſie mich etwa mit hängen werden?“ Der Kanzler antwortet Nein, weil ihn ſein Herr hinlänglich gerechtfertigt habe; und der Graf erſucht den Kanzler, zu verſtatten, daß er die Blanca noch vor ſeinem Tode ſprechen dürfe. Der Kanzler bedauert, daß er, als Richter, ihm dieſe Bitte verſagen müſſe; weil beſchloſſen worden, ſeine Hinrichtung ſo heimlich als möglich geſchehen zu laſſen, aus Furcht vor den Mitverſchworenen, die er vielleicht ſowohl unter den Großen, als unter dem Pöbel in Menge haben möchte. Er ermahnt ihn, ſich zum Tode zu bereiten und geht ab. Der Graf wünſchte bloß deßwegen die Blanca noch einmal zu ſprechen, um ſie zu ermahnen, von ihrem Vorhaben abzuſtehen. Da er es nicht mündlich thun dürfen, ſo will er es ſchriftlich thun. Ehre und Liebe verbinden ihn, ſein Leben für ſie hinzugeben; bei dieſem Opfer, das die Verliebten alle auf der Zunge führen, das aber nur bei ihm zur Wirklichkeit gelangt, will er ſie beſchwören, es nicht fruchtlos bleiben zu laſſen. Es iſt Nacht; er ſetzt ſich nieder zu ſchreiben und befiehlt Coſmen, den Brief, den er ihm hernach geben werde, ſogleich nach ſeinem Tode der Blanca einzuhändigen. Coſme geht ab, um indeß erſt auszuſchlafen.

Siebenundſechzigſtes Stück.

Den 22. December 1767.

Nun folgt eine Scene, die man wohl ſchwerlich erwartet hätte. Alles iſt ruhig und ſtille, als auf einmal eben die Dame, welcher Eſſex in dem erſten Acte das Leben rettete, in eben dem Anzuge, die halbe Maske auf dem Geſichte, mit einem Lichte in der Hand, zu dem Grafen in das Gefängniß hereintritt. Es iſt die Königin. „Der Graf,“ ſagt ſie vor ſich im Hereintreten, „hat mir das Leben erhalten: ich bin ihm dafür verpflichtet. Der Graf „hat mir das Leben nehmen wollen: das ſchreit um Rache. „Durch ſeine Verurtheilung iſt der Gerechtigkeit ein Genüge „geſchehen: nun geſchehe es auch der Dankbarkeit und Liebe!“[1] „Indem ſie näher kömmt, wird ſie gewahr, daß der Graf ſchreibt. „Ohne Zweifel,“ ſagt ſie, „an ſeine Blanca! „Was ſchadet das? Ich komme aus Liebe, aus der feurig„ſten, uneigennützigſten Liebe: jetzt ſchweige die Eifer„ſucht! — Graf!“ — Der Graf hört ſich rufen, ſieht hinter ſich, und ſpringt voller Erſtaunen auf. „Was ſeh' ich!“ — „Keinen Traum,“ fährt die Königin fort, „ſon„dern die Wahrheit. Eilen Sie, ſich davon zu überzeugen, „und laſſen Sie uns koſtbare Augenblicke nicht mit Zwei„feln verlieren. — Sie erinnern ſich doch meiner? Ich „bin die, der Sie das Leben gerettet. Ich höre, daß Sie „morgen ſterben ſollen; und ich komme, Ihnen meine „Schuld abzutragen, Ihnen Leben für Leben zu geben. „Ich habe den Schlüſſel des Gefängniſſes zu bekommen „gewußt. Fragen Sie mich nicht, wie? Hier iſt er; nehmen „Sie; er wird Ihnen die Pforte in den Park eröffnen; fliehen „Sie, Graf, und erhalten Sie ein Leben, das mir ſo „theuer iſt.“

Eſſex. Theuer? Ihnen, Madame?

Die Königin. Würde ich ſonſt ſo viel gewagt haben, als ich wage?

Eſſex. Wie ſinnreich iſt das Schickſal, das mich verfolgt! Es findet einen Weg, mich durch mein Glück ſelbſt unglücklich zu machen. Ich ſcheine glücklich, weil die mich zu befreien kommt, die meinen Tod will: aber ich bin um ſo viel unglücklicher, weil die meinen Tod will, die meine Freiheit mir anbietet. —[2]

Die Königin verſteht hieraus genugſam, daß ſie Eſſex kennt. Er verweigert ſich der Gnade, die ſie ihm angetragen, gänzlich; aber er bittet, ſie mit einer andern zu vertauſchen.

Die Königin. Und mit welcher?

Eſſex. Mit der, Madame, von der ich weiß, daß ſie in Ihrem Vermögen ſteht, — mit der Gnade, mir das Angeſicht meiner Königin ſehen zu laſſen. Es iſt die einzige, um die ich es nicht zu klein halte, Sie an das zu erinnern, was ich für Sie gethan habe. Bei dem Leben,

De Blanca trazar la muerte
De la Reina? Con. Aquesso es cierto.
Sen. Quando despertò la Reina
No os hallò, Conde, a vos mesmo
Con la pistola en la mano?
Y la pistola que vemos
Vuestro nombre alli gravado
No es vuestro? Con. Os lo concedo.
Sen. Luego vos estais culpado.
Con. Esso solamente niego.
Sen. Pues como escribisteis, Conde.
La carta al traidor Roberto?
Con. No lo sè. Sen. Pues como el Duque
Que escuchò vuestros intentos,
Os convence en la traicion?
Con. Porque assi lo quiso el cielo.
Sen. Como hallando en vuestra mano
Os culpa el vil instrumento?
Con. Porque tengo poca dicha. —
Sen. Pues sabed, que si es desdicha
Y no culpa, en tanto aprieto
Os pone vuestra fortuna,
Conde amigo, que supuesto
Que no dais otro descargo,
En fe de indicios tan ciertos,
Mañana vuestra cabeza
Ha de pagar —

[1] El Conde me diò la vida
Y assi obligada me veo;
El Conde me daba muerte,
Y assi ofendida me quexo.
Pues ya que con la sentencia
Esta parte he satisfecho,
Pues cumpli con la justicia,
Con el amor cumplir quiero. —

[2] Ingeniosa mi fortuna
Hallò en la dicha mas nuevo
Modo de hacerme infeliz,
Pues quando dichoso veo,
Que me libra quien me mata,
Tambien desdichado advierto,
Que me mata quien me libra.

das ich Ihnen gerettet, beſchwöre ich Sie, Madame, mir dieſe Gnade zu erzeigen.

Die Königin (vor ſich). Was ſoll ich thun? Vielleicht, wenn er mich ſieht, daß er ſich rechtfertigt! Das wünſche ich ja nur.

Eſſex. Verzögern Sie mein Glück nicht, Madame.

Die Königin. Wenn Sie es denn durchaus wollen, Graf; wohl: aber nehmen Sie erſt dieſen Schlüſſel; von ihm hängt Ihr Leben ab. Was ich jetzt für Sie thun darf, könnte ich hernach vielleicht nicht dürfen. Nehmen Sie; ich will Sie geſichert wiſſen. [1]

Eſſex (indem er den Schlüſſel nimmt). Ich erkenne dieſe Vorſicht mit Dank. — Und nun, Madame, — ich brenne, mein Schickſal auf dem Angeſichte der Königin, oder dem Ihrigen zu leſen.

Die Königin. Graf, ob beide gleich eines ſind, ſo gehört doch nur das, welches Sie noch ſehen, mir ganz allein; denn das, welches Sie nun erblicken (indem ſie die Maske abnimmt) iſt der Königin. Jenes, mit welchem ich Sie erſt ſprach, iſt nicht mehr.

Eſſex. Nun ſterbe ich zufrieden! Zwar iſt es das Vorrecht des königlichen Antlitzes, daß es jeden Schuldigen begnadigen muß, der es erblickt; und auch mir müßte dieſe Wohlthat des Geſetzes zu Statten kommen. Doch ich will weniger hierzu, als zu mir ſelbſt, meine Zuflucht nehmen. Ich will es wagen, meine Königin an die Dienſte zu erinnern, die ich ihr und dem Staate geleiſtet — [2]

Die Königin. An dieſe habe ich mich ſchon ſelbſt erinnert. Aber Ihr Verbrechen, Graf, iſt größer, als Ihre Dienſte.

Eſſex. Und ich habe mir nichts von der Huld meiner Königin zu verſprechen?

Die Königin. Nichts.

Eſſex. Wenn die Königin ſo ſtreng iſt, ſo rufe ich die Dame an, der ich das Leben gerettet. Dieſe wird doch wohl gütiger mit mir verfahren?

Die Königin. Dieſe hat ſchon mehr gethan, als ſie ſollte: ſie hat Ihnen den Weg geöffnet, der Gerechtigkeit zu entfliehen.

Eſſex. Und mehr habe ich um Sie nicht verdient, um Sie, die mir Ihr Leben ſchuldig iſt?

Die Königin. Sie haben ſchon gehört, daß ich dieſe Dame nicht bin. Aber geſetzt, ich wäre es: gebe ich Ihnen nicht eben ſo viel wieder, als ich von Ihnen empfangen habe?

Eſſex. Wo das? Dadurch doch wohl nicht, daß Sie mir den Schlüſſel gegeben?

Die Königin. Dadurch allerdings.

Eſſex. Der Weg, den mir dieſer Schlüſſel eröffnen kann, iſt weniger der Weg zum Leben, als zur Schande. Was meine Freiheit bewirken ſoll, muß nicht meiner Furchtſamkeit zu dienen ſcheinen. Und doch glaubt die Königin, mich mit dieſem Schlüſſel, für die Reiche, die ich ihr erfochten, für das Blut, das ich um ſie vergoſſen, für das Leben, das ich ihr erhalten, mich mit dieſem elenden Schlüſſel für alles das abzulohnen? [1] Ich will mein Leben einem anſtändigern Mittel zu danken haben, oder ſterben. (Indem er nach dem Fenſter geht.)

Die Königin. Wo gehen Sie hin?

Eſſex. Nichtswürdiges Werkzeug meines Lebens, und meiner Entehrung! Wenn bei dir alle meine Hoffnung beruht, ſo empfange die Fluth, in ihrem tiefſten Abgrunde, alle meine Hoffnung! (Er eröffnet das Fenſter, und wirft den Schlüſſel durch das Gitter in den Kanal.) Durch die Flucht wäre mein Leben viel zu theuer erkauft. [2]

Die Königin. Was haben Sie gethan, Graf? — Sie haben ſehr übel gethan.

Eſſex. Wenn ich ſterbe: ſo darf ich wenigſtens laut ſagen, daß ich eine undankbare Königin hinterlaſſe. — Will ſie aber dieſen Vorwurf nicht: ſo denke ſie auf ein

[1] Pues si esto ha de ser, primero
Tomad, Conde, aquesta llave,
Que si ha de ser instrumento
De vuestra vida, quiza
Tan otra, quitando el velo,
Serè, que no pueda entonces
Hacer lo que ahora puedo,
Y como a daros la vida
Me empeñè, por lo que os debo,
Por si no puedo despues,
De esta suerte me prevengo.
[2] Morirè yo consolado,
Aunque si por privilegio
En viendo la cara al Rey
Queda perdonado el reo;
Yo de este indulto, Señora,
Vida por ley me prometo;
Esto es en comun, que es
Lo que a todos da el derecho;
Pero si en particular
Merecer el perdon quiero,
Oid, vereis, que me ayuda
Major indulto en mis hechos,
Mis hazañas — —

[1] Luego esta, que assi camino
Abrirà a mi vida, abriendo,
Tambien lo abrirà a mi infamia;
Luego esta, que instrumento
De mi libertad, tambien
Lo havrà de ser de mi miedo.
Esta, que solo me sirve
De huir, es el desempeño
De Reinos, que os he ganado,
De servicios, que os he hecho,
Y en fin, de essa vida, de essa,
Que teneis oy por mi esfuerzo?
En esta se cifra tanto? —
[2] Vil instrumento
De mi vida, y de mi infamia,
Por esta rexa cayendo
Del parque, que bate el rio,
Entre sus crystales quiero,
Si sois mi esperanza, hundiros,
Caed al humedo centro,
Donde el Tamasis sepulte
Mi esperanza, y mi remedio.

anderes Mittel, mich zu retten. Dieſes unanſtändigere habe ich ihr genommen. Ich berufe mich nochmals auf meine Dienſte: es ſteht bei ihr, ſie zu belohnen, oder mit dem Andenken derſelben ihren Undank zu verewigen.

Die Königin. Ich muß das letztere Gefahr laufen. — Denn wahrlich, mehr konnte ich, ohne Nachtheil meiner Würde, für Sie nicht thun.

Eſſex. So muß ich denn ſterben?

Die Königin. Unfehlbar. Die Frau wollte Sie retten; die Königin muß dem Rechte ſeinen Lauf laſſen. Morgen müſſen Sie ſterben; und es iſt ſchon morgen. Sie haben mein ganzes Mitleid; die Wehmuth bricht mir das Herz; aber es iſt nun einmal das Schickſal der Könige, daß ſie viel weniger nach ihren Empfindungen handeln können, als andere. — Graf, ich empfehle Sie der Vorſicht! —

Achtundſechzigſtes Stück.

Den 25. December 1767.

Noch einiger Wortwechſel zum Abſchiede, noch einige Ausrufungen in der Stille: und beide, der Graf und die Königin, gehen ab, jedes von einer beſondern Seite. Im Herausgehen, muß man ſich einbilden, hat Eſſex Coſmen den Brief gegeben, den er an die Blanca geſchrieben. Denn den Augenblick darauf kömmt dieſer damit herein, und ſagt, daß man ſeinen Herrn zum Tode führe; ſobald es damit vorbei ſey, wolle er den Brief, ſo wie er es verſprochen, übergeben. Indem er ihn aber anſieht, erwacht ſeine Neugierde. „Was mag dieſer Brief wohl enthalten? „Eine Eheverſchreibung? die käme ein wenig zu ſpät. Die „Abſchrift von ſeinem Urtheile? die wird er doch nicht der „ſchicken, die es zur Wittwe macht. Sein Teſtament? „auch wohl nicht. Nun was denn?“ Er wird immer begieriger; zugleich fällt ihm ein, wie es ihm ſchon einmal faſt das Leben gekoſtet hätte, daß er nicht gewußt, was in dem Briefe ſeines Herrn ſtünde. „Wäre ich nicht, ſagt „er, bei einem Haare zum Vertrauten darüber geworden? „Hol der Geyer die Vertrautſchaft! Nein, das muß mir „nicht wieder begegnen!“ Kurz, Coſme beſchließt, den Brief zu erbrechen; und erbricht ihn. Natürlich, daß ihn der Inhalt äußerſt betroffen macht; er glaubt, ein Papier, das ſo wichtige und gefährliche Dinge enthalte, nicht geſchwind genug los werden zu können; er zittert über den bloßen Gedanken, daß man es in ſeinen Händen finden könne, ehe er es freiwillig abgeliefert; und eilet, es geraden Weges der Königin zu bringen.

Eben kömmt die Königin mit dem Kanzler heraus. Coſme will ſie den Kanzler nur erſt abfertigen laſſen; und tritt bei Seite. Die Königin ertheilt dem Kanzler den letzten Befehl zur Hinrichtung des Grafen; ſie ſoll ſogleich und ganz in der Stille vollzogen werden; das Volk ſoll nichts davon erfahren, bis der geköpfte Leichnam ihm mit ſtummer Zunge Treue und Gehorſam zurufe.[1] Den Kopf ſoll der Kanzler in den Saal bringen, und, nebſt dem blutigen Beile, unter einen Teppich legen laſſen; hierauf die Großen des Reichs verſammeln, um ihnen mit eins Verbrechen und Strafe zu zeigen, zugleich ſie an dieſem Beiſpiele ihrer Pflicht zu erinnern, und ihnen einzuſchärfen, daß ihre Königin eben ſo ſtrenge zu ſeyn wiſſe, als ſie gnädig ſeyn zu können wünſche: und das alles, wie ſie der Dichter ſagen läßt, nach Gebrauch und Sitte des Landes.[2]

Der Kanzler geht mit dieſen Befehlen ab und Coſme tritt die Königin an. „Dieſen Brief, ſagt er, hat mir „mein Herr gegeben, ihn nach ſeinem Tode der Blanca „einzuhändigen. Ich habe ihn aufgemacht, ich weiß ſelbſt „nicht warum; und da ich Dinge darin finde, die Ihro „Majeſtät wiſſen müſſen, und die dem Grafen vielleicht „noch zu Statten kommen können: ſo bringe ich ihn Ihro „Majeſtät, und nicht der Blanca.“ Die Königin nimmt den Brief, und lieſt: „Blanca, ich nahe mich meinem „letzten Augenblicke; man will mir nicht vergönnen, mit „dir zu ſprechen: empfange alſo meine Ermahnung ſchrift„lich. Aber vor's erſte lerne mich kennen; ich bin nie der „Verräther geweſen, der ich dir vielleicht geſchienen; ich „verſprach, dir in der bewußten Sache behülflich zu ſeyn, „bloß um der Königin deſto nachdrücklicher zu dienen, und „den Roberto, nebſt ſeinen Anhängern, nach London zu „locken. Urtheile, wie groß meine Liebe iſt, da ich dem „ungeachtet eher ſelbſt ſterben, als dein Leben in Gefahr „ſetzen will. Und nun die Ermahnung: ſtehe von dem „Vorhaben ab, zu welchem dich Roberto anreizt; du haſt „mich nun nicht mehr; und es möchte ſich nicht alle Tage „einer finden, der dich ſo ſehr liebte, daß er den Tod des „Verräthers für dich ſterben wollte.“[3] —

[1] Hasta que el tronco cadaver
Le sirva de muda lengua.

[2] Y assi al salon de palacio
Hareis que llamados vengan
Los Grandes y los Milordes,
Y para que alli le vean,
Debaxo de una cortina
Hareis poner la cabeza
Con el sangriento cuchillo,
Que amenaza junto a ella,
Por symbolo de justicia,
Costumbre de Inglaterra:
Y en estando todos juntos,
Monstrandome justiciera,
Exhortandolos primero
Con amor a la obediencia,
Les mostrarè luego al Conde,
Para que todos atiendan,
Que en mi ay rigor que los rinda,
Si ay piedad que los atreva.

[3] Blanca en el ultimo trance,
Porque hablarte no me dexan,
He de escribirte un consejo,
Y tambien una advertencia;
La advertencia es, que yo nunca
Fui traidor, que la promessa
De ayudar en lo que sabes,
Fue por servir a la Reina,

Menſch! ruft die beſtürzte Königin, was haſt du mir da gebracht? — Nun? ſagt Coſme, bin ich noch ein Vertrauter? — „Eile, fliehe, deinen Herrn zu retten! Sage dem Kanzler, einzuhalten! — Holla, Wache! bringt ihn augenblicklich vor mich, — den Grafen, — geſchwind!“ — Und eben wird er gebracht: ſein Leichnam nämlich. So groß die Freude war, welche die Königin auf einmal überſtrömte, ihren Grafen unſchuldig zu wiſſen: ſo groß ſind nunmehr Schmerz und Wuth, ihn hingerichtet zu ſehen. Sie verflucht die Eilfertigkeit, mit der man ihren Befehl vollzogen: und Blanca mag zittern! —

So ſchließt ſich dieſes Stück, bei welchem ich meine Leſer vielleicht zu lange aufgehalten habe. Vielleicht auch nicht. Wir ſind mit den dramatiſchen Werken der Spanier ſo wenig bekannt; ich wüßte kein einziges, welches man uns überſetzt, oder auch nur auszugsweiſe mitgetheilt hätte. Denn die Virginia des Auguſtino de Montiano y Luyando iſt zwar ſpaniſch geſchrieben; aber kein ſpaniſches Stück: ein bloßer Verſuch in der correcten Manier der Franzoſen, regelmäßig aber froſtig. Ich bekenne ſehr gern, daß ich bei weitem ſo vortheilhaft nicht mehr davon denke, als ich wohl ehedem muß gedacht haben. [1] Wenn das zweite Stück des nämlichen Verfaſſers nicht beſſer gerathen iſt; wenn die neueren Dichter der Nation, welche eben dieſen Weg betreten wollen, ihn nicht glücklicher betreten haben: ſo mögen ſie mir es nicht übel nehmen, wenn ich noch immer lieber nach ihrem alten Lope und Calderon greife, als nach ihnen.

Die echten ſpaniſchen Stücke ſind vollkommen nach der Art dieſes Eſſer. In allen einerlei Fehler und einerlei Schönheiten, mehr oder weniger, das verſteht ſich. Die Fehler ſpringen in die Augen, aber nach den Schönheiten dürfte man mich fragen. — Eine ganz eigne Fabel, eine ſehr ſinnreiche Verwicklung, ſehr viele und ſonderbare und immer neue Theaterſtreiche; die ausgeſpartеſten Situationen, meiſtens ſehr wohl angelegte und bis ans Ende erhaltene Charaktere, nicht ſelten viel Würde und Stärke im Ausdrucke. —

Das ſind allerdings Schönheiten; ich ſage nicht, daß es die höchſten ſind; ich leugne nicht, daß ſie zum Theil ſehr leicht bis in das Romanenhafte, Abenteuerliche, Unnatürliche können getrieben werden, daß ſie bei den Spaniern von dieſer Uebertreibung ſelten frei ſind. Aber man nehme den meiſten franzöſiſchen Stücken ihre mechaniſche Regelmäßigkeit und ſage mir, ob ihnen andere als Schönheiten ſolcher Art übrig bleiben? Was haben ſie ſonſt noch viel Gutes, als Verwicklung und Theaterſtreiche und Situationen?

Anſtändigkeit, wird man ſagen. — Nun ja; Anſtändigkeit. Alle ihre Verwicklungen ſind anſtändiger und einförmiger; alle ihre Theaterſtreiche anſtändiger und abgedroſchner; alle ihre Situationen anſtändiger und gezwungener. Das kömmt von der Anſtändigkeit!

Aber Coſme, dieſer ſpaniſche Hanswurſt; dieſe ungeheure Verbindung der pöbelhafteſten Poſſen mit dem feierlichſten Ernſte; dieſe Vermiſchung des Komiſchen und Tragiſchen, durch die das ſpaniſche Theater ſo berüchtigt iſt? Ich bin weit entfernt, dieſe zu vertheidigen. Wenn ſie zwar bloß mit der Anſtändigkeit ſtritte, — man verſteht ſchon, welche Anſtändigkeit ich meine; — wenn ſie weiter keinen Fehler hätte, als daß ſie die Ehrfurcht beleidigte, welche die Großen verlangen, daß ſie der Lebensart, der Etiquette, dem Ceremoniel und allen den Gaukeleien zuwiderlief, durch die man den größern Theil der Menſchen bereden will, daß es einen kleinern gäbe, der von weit beſſerm Stoffe ſey, als er: ſo würde mir die unſinnigſte Abwechslung von Niedrig auf Groß, von Aberwitz auf Ernſt, von Schwarz auf Weiß willkommner ſeyn, als die kalte Einförmigkeit, durch die mich der gute Ton, die feine Welt, die Hofmanier, und wie dergleichen Armſeligkeiten mehr heißen, unfehlbar einſchläfert. Doch es kommen ganz andere Dinge hier in Betrachtung.

Cogiendo a Roberto en Londres,
Y a los que seguirle intentan;
Para aquesto fue la carta:
Esto he querido que sepas,
Porque adviertas el prodigio
De mi amor, que assi se dexa
Morir, por guardar tu vida.
Este ha sido la advertencia:
(Valgame dios!) el consejo
Es, que desistas la empressa
A que Roberto te incita.
Mira que sin mi te quedas,
Y no ha de haver cada dia
Quien por mucho que te quiera,
Por conservarte la vida
Por traidor la suya pierda. —

[1] Theatraliſche Bibliothek, erſtes Stück, S. 117.

Neunundſechzigſtes Stück.

Den 29. December 1767.

Lope de Vega, ob er ſchon als der Schöpfer des ſpaniſchen Theaters betrachtet wird, war es indeß nicht, der jenen Zwitterton einführte. Das Volk war bereits ſo daran gewöhnt, daß er ihn wider Willen mit anſtimmen mußte. In ſeinem Lehrgedichte über die Kunſt, neue Komödien zu machen, deſſen ich oben ſchon gedacht, jammert er genug darüber. Da er ſah, daß es nicht möglich ſey, nach den Regeln und Muſtern der Alten für ſeine Zeitgenoſſen mit Beifall zu arbeiten: ſo ſuchte er der Regelloſigkeit wenigſtens Gränzen zu ſetzen; das war die Abſicht dieſes Gedichts. Er dachte, ſo wild und barbariſch auch der Geſchmack der Nation ſey, ſo müſſe er doch ſeine Grundſätze haben, und es ſey beſſer, auch nur nach dieſen mit einer beſtändigen Gleichförmigkeit zu handeln, als nach gar keinen. Stücke, welche die claſſiſchen Regeln nicht beobachten, können doch noch immer Regeln beobachten, und müſſen dergleichen beobachten, wenn ſie gefallen wollen.

Dieſe alſo, aus dem bloßen Nationalgeſchmacke hergenommen, wollte er feſtſetzen; und ſo ward die Verbindung des Ernſthaften und Lächerlichen die erſte.

„Auch Könige, ſagt er, könnet ihr in euren Komödien „auftreten laſſen. Ich höre zwar, daß unſer weiſer Mo„narch (Philipp der Zweite) dieſes nicht gebilligt; es ſey „nun, weil er einſah, daß es wider die Regeln laufe, oder „weil er es der Würde eines Königes zuwider glaubte, ſo „mit unter den Pöbel gemengt zu werden. Ich gebe auch „gern zu, daß dieſes wieder zur älteſten Komödie zurück„kehren heißt, die ſelbſt Götter einführte; wie unter andern „in dem Amphitruo des Plautus zu ſehen: und ich weiß „gar wohl, daß Plutarch, wenn er von Menandern redet, „die älteſte Komödie nicht ſehr lobt. Es fällt mir alſo „freilich ſchwer, unſere Mode zu billigen. Aber da wir „uns nun einmal in Spanien ſo weit von der Kunſt ent„fernen: ſo müſſen die Gelehrten ſchon auch hierüber „ſchweigen. Es iſt wahr, das Komiſche mit dem Tragi„ſchen vermiſcht, Seneca mit dem Terenz zuſammenge„ſchmolzen, giebt kein geringeres Ungeheuer, als der Mi„notaurus der Paſiphae war. Doch dieſe Abwechſelung „gefällt nun einmal; man will nun einmal keine andere „Stücke ſehen, als die halb ernſthaft und halb luſtig ſind; „die Natur ſelbſt lehrt uns die Mannichfaltigkeit, von der „ſie einen Theil ihrer Schönheit entlehnt.“ [1]

Die letzten Worte ſind es, weßwegen ich dieſe Stelle anführe. Iſt es wahr, daß uns die Natur ſelbſt in dieſer Vermengung des Gemeinen und Erhabnen, des Poſſirlichen und Ernſthaften, des Luſtigen und Traurigen zum Muſter dient? Es ſcheint ſo. Aber wenn es wahr iſt, ſo hat Lope mehr gethan, als er ſich vornahm; er hat nicht bloß die Fehler ſeiner Bühne beſchönigt; er hat eigentlich erwieſen, daß wenigſtens dieſer Fehler keiner iſt; denn nichts kann ein Fehler ſeyn, was eine Nachahmung der Natur iſt.

„Man tadelt,“ ſagt einer von unſern neueſten Scri-

[1] Eligese el sujeto, y no se mire,
(Perdonen los preceptos) si es de Reyes,
Aunque por esto entiendo, que el prudente,
Filipo Rey de España, y Señor nuestro,
En viendo un Rey en ellos se enfadava,
O fuesse el ver, que al arte contradize,
O que la autoridad real no deve
Andar fingida entre la humilde plebe,
Este es bolver à la Comedia antigua,
Donde vemos, que Plauto puso Dioses,
Como en su Anfitrion lo muestra Jupiter.
Sabe Dios, que me pesa de aprovarlo,
Porque Plutarco hablando de Menandro,
No siente bien de la Comedia antigua,
Mas pues del arte vamos tan remotos,
Y en España le hazemos mil agravios,
Cierren los Doctos esta vez los labios.
Lo Tragico, y lo Comico mezclado,
Y Terencio con Seneca, aunque sea,
Como otro Minotauro de Pasife,
Haran grave una parte, otra ridicula,
Que aquesta variedad deleyta mucho
Buen exemplo nos da naturaleza,
Que por tal variedad tiene belleza.

benten, „an Shakeſpeare, — demjenigen unter allen „Dichtern ſeit Homer, der die Menſchen, vom Könige bis „zum Bettler, und von Julius Cäſar bis zu Jak Fallſtaff, „am beſten gekannt, und mit einer Art von unbegreiflicher „Intuition durch und durch geſehen hat, — daß ſeine „Stücke keinen, oder doch nur einen ſehr fehlerhaften un„regelmäßigen und ſchlecht ausgeſonnenen Plan haben; „daß komiſches und tragiſches darin auf die ſeltſamſte Art „durch einander geworfen iſt, und oft eben dieſelbe Perſon, „die uns durch die rührende Sprache der Natur Thränen „in die Augen gelockt hat, in wenigen Augenblicken darauf „uns durch irgend einen ſeltſamen Einfall oder barokiſchen „Ausdruck ihrer Empfindungen, wo nicht zu lachen macht, „doch dergeſtalt abkühlt, daß es ihm hernach ſehr ſchwer „wird, uns wieder in die Faſſung zu ſetzen, worin er uns „haben möchte. — Man tadelt das, und denkt nicht daran, „daß ſeine Stücke eben darin natürliche Abbildungen des „menſchlichen Lebens ſind.“

„Das Leben der meiſten Menſchen und (wenn wir es „ſagen dürfen) der Lebenslauf der großen Staatskörper „ſelbſt, in ſo fern wir ſie als eben ſo viel moraliſche Weſen „betrachten, gleicht den Haupt- und Staats-Actionen im „alten gothiſchen Geſchmack in ſo vielen Puncten, daß man „beinahe auf die Gedanken kommen möchte, die Erfinder „dieſer letztern wären klüger geweſen, als man gemeinig„lich denkt, und hätten, wofern ſie nicht gar die heimliche „Abſicht gehabt hätten, das menſchliche Leben lächerlich zu „machen, wenigſtens die Natur eben ſo getreu nachahmen „wollen, als die Griechen ſich angelegen ſeyn ließen, ſie „zu verſchönern. Um jetzt nichts von der zufälligen Aehn„lichkeit zu ſagen, daß in dieſen Stücken, ſo wie im Leben „die wichtigſten Rollen ſehr oft gerade durch die ſchlechteſten „Acteurs geſpielt werden, was kann ähnlicher ſeyn, als „es beide Arten der Haupt- und Staats-Actionen einander „in der Anlage, in der Abtheilung und Dispoſition der „Scenen, im Knoten und in der Entwicklung zu ſeyn „pflegen. Wie ſelten fragen die Urheber der einen und „der andern ſich ſelbſt, warum ſie dieſes oder jenes gerade „ſo und nicht anders gemacht haben? Wie oft überraſchen „ſie uns durch Begebenheiten, zu denen wir nicht im min„deſten vorbereitet waren? Wie oft ſehen wir Perſonen „kommen und wieder abtreten, ohne daß ſich begreifen „läßt, warum ſie kamen, oder warum ſie wieder verſchwin„den? Wie viel wird in beiden dem Zufall überlaſſen? „Wie oft ſehen wir die größeſten Wirkungen durch die „armſeligſten Urſachen hervorgebracht? Wie oft das Ernſt„hafte und Wichtige mit einer leichtſinnigen Art, und das „Nichtsbedeutende mit lächerlicher Gravität behandelt? „Und wenn in beiden endlich alles ſo kläglich verworren „und durch einander geſchlungen iſt, daß man an der „Möglichkeit der Entwicklung zu verzweifeln anfängt: wie „glücklich ſehen wir durch irgend einen unter Blitz und „Donner aus papiernen Wolken herabſpringenden Gott,

„oder durch einen friſchen Degenhieb den Knoten auf ein„mal zwar nicht aufgelöſet, aber doch aufgeſchnitten, „welches in ſo fern auf eines hinauslauft, daß auf die eine „oder die andere Art das Stück ein Ende hat, und die „Zuſchauer klatſchen oder ziſchen können, wie ſie wollen „oder — dürfen. Uebrigens weiß man, was für eine „wichtige Perſon in den komiſchen Tragödien, wovon wir „reden, der edle Hanswurſt vorſtellt, der ſich, vermuthlich „zum ewigen Denkmal des Geſchmacks unſerer Voreltern, „auf dem Theater der Hauptſtadt des deutſchen Reichs er„halten zu wollen ſcheint. Wollte Gott, daß er ſeine Per„ſon allein auf dem Theater vorſtellte! Aber wie viel „große Aufzüge auf dem Schauplatze der Welt hat man „nicht in allen Zeiten mit Hanswurſt, — oder, welches „noch ein wenig ärger iſt, durch Hanswurſt, — aufführen „geſehen? Wie oft haben die größeſten Männer, dazu ge„boren, die ſchützenden Genii eines Throns, die Wohl„thäter ganzer Völker und Zeitalter zu ſeyn, alle ihre „Weisheit und Tapferkeit durch einen kleinen ſchnakiſchen „Streich von Hanswurſt oder ſolchen Leuten vereitelt ſehen „müſſen, welche, ohne eben ſein Wamms und ſeine gelben „Hoſen zu tragen, doch gewiß ſeinen ganzen Charakter an „ſich trugen? Wie oft entſteht in beiden Arten der Tragi„Komödien die Verwicklung ſelbſt lediglich daher, daß „Hanswurſt durch irgend ein dummes und ſchelmiſches „Stückchen von ſeiner Arbeit den geſcheidten Leuten, ehe „ſie ſich's verſehen können, ihr Spiel verderbt?“ —

Wenn in dieſer Vergleichung des großen und kleinen, des urſprünglichen und nachgebildeten, heroiſchen Poſſenſpiels — (die ich mit Vergnügen aus einem Werke abgeſchrieben, welches unſtreitig unter die vortrefflichſten unſers Jahrhunderts gehört, aber für das deutſche Publicum noch viel zu früh geſchrieben zu ſeyn ſcheint. In Frankreich und England würde es das äußerſte Aufſehen gemacht haben; der Name ſeines Verfaſſers würde auf aller Zungen ſeyn. Aber bei uns? Wir haben es, und damit gut. Unſere Großen lernen fürs erſte an den *** kauen; und freilich iſt der Saft aus einem franzöſiſchen Roman lieblicher und verdaulicher. Wenn ihr Gebiß ſchärfer und ihr Magen ſtärker geworden, wenn ſie indeß Deutſch gelernt haben, ſo kommen ſie auch wohl einmal über den — Agathon.[1] Dieſes iſt das Werk, von welchem ich rede, von welchem ich es lieber nicht an dem ſchicklichſten Orte, lieber hier als gar nicht ſagen will, wie ſehr ich es bewundere: da ich mit der äußerſten Befremdung wahrnehme, welches tiefe Stillſchweigen unſere Kunſtrichter darüber beobachten, oder in welchem kalten und gleichgültigen Tone ſie davon ſprechen. Es iſt der erſte und einzige Roman für den denkenden Kopf, von claſſiſchem Geſchmack. Roman? Wir wollen ihm dieſen Titel nur geben, vielleicht daß es einige Leſer mehr dadurch bekömmt. Die wenigen, die es darüber verlieren möchte, an denen iſt ohnedem nichts gelegen).

[1] Zweiter Theil. S. 192.

Siebzigſtes Stück.

Den 1. Januar 1768.

Wenn in dieſer Vergleichung, ſage ich, die ſatyriſche Laune nicht zu ſehr hervorſtäche: ſo würde man ſie für die beſte Schutzſchrift des komiſch-tragiſchen oder tragiſch-komiſchen Drama (Miſchſpiel habe ich es einmal auf irgend einem Titel genannt gefunden), für die gefliſſentlichſte Ausführung des Gedankens beim Lope halten dürfen. Aber zugleich würde ſie auch die Widerlegung deſſelben ſeyn. Denn ſie würde zeigen, daß eben das Beiſpiel der Natur, welches die Verbindung des feierlichen Ernſtes mit der poſſenhaften Luſtigkeit rechtfertigen ſoll, eben ſo gut jedes dramatiſche Ungeheuer, das weder Plan, noch Verbindung, noch Menſchenverſtand hat, rechtfertigen könne. Die Nachahmung der Natur müßte folglich entweder gar kein Grundſatz der Kunſt ſeyn, oder, wenn ſie es doch bliebe, würde durch ihn ſelbſt die Kunſt, Kunſt zu ſeyn, aufhören; wenigſtens keine höhere Kunſt ſeyn, als etwa die Kunſt, die bunten Adern des Marmors in Gyps nachzuahmen; ihr Zug und Lauf mag gerathen, wie er will, der ſeltſamſte kann ſo ſeltſam nicht ſeyn, daß er nicht natürlich ſcheinen könnte; bloß und allein der ſcheint es nicht, bei welchem ſich zu viel Symmetrie, zu viel Ebenmaaß und Verhältniß, zu viel von dem zeigt, was in jeder andern Kunſt die Kunſt ausmacht; der künſtlichſte in dieſem Verſtande iſt hier der ſchlechteſte, und der wildeſte der beſte!

Als Kritikus dürfte unſer Verfaſſer ganz anders ſprechen. Was er hier ſo ſinnreich aufſtützen zu wollen ſcheint, würde er ohne Zweifel als eine Mißgeburt des barbariſchen Geſchmacks verdammen, wenigſtens als die erſten Verſuche der unter ungeſchlachteten Völkern wieder auflebenden Kunſt vorſtellen, an deren Form irgend ein Zuſammenfluß gewiſſer äußerlichen Urſachen oder das Ohngefähr den meiſten, Vernunft und Ueberlegung aber den wenigſten, auch wohl ganz oder gar keinen Antheil hatte. Er würde ſchwerlich ſagen, daß die erſten Erfinder des Miſchſpiels (da das Wort einmal da iſt, warum ſoll ich es nicht brauchen?) „die Natur eben ſo getreu nachahmen wollen, als die „Griechen ſich angelegen ſeyn laſſen, ſie zu verſchönern.“

Die Worte getreu und verſchönert, von der Nachahmung und der Natur, als dem Gegenſtande der Nachahmung, gebraucht, ſind vielen Mißdeutungen unterworfen. Es giebt Leute, die von keiner Natur wiſſen wollen, welche man zu getreu nachahmen könne; ſelbſt was uns in der Natur mißfalle, gefalle in der getreuen Nachahmung vermöge der Nachahmung. Es giebt andere, welche die Verſchönerung der Natur für eine Grille halten; eine Natur, die ſchöner ſeyn wolle, als die Natur, ſey eben darum nicht Natur. Beide erklären ſich für Verehrer der einzigen Natur, ſo wie ſie iſt: jene finden in ihr nichts zu vermeiden, dieſe nichts hinzuzuſetzen. Jenen alſo müßte nothwendig das gothiſche Miſchſpiel gefallen, ſo wie dieſe Mühe haben

würden, an den Meiſterſtücken der Alten Geſchmack zu finden.

Wenn dieſes nun aber nicht erfolgte? Wenn jene, ſo große Bewunderer ſie auch von der gemeinſten und alltäglichſten Natur ſind, ſich dennoch wider die Vermiſchung des Poſſenhaften und Intereſſanten erklärten? Wenn dieſe, ſo ungeheuer ſie auch alles finden, was beſſer und ſchöner ſeyn will, als die Natur, dennoch das ganze griechiſche Theater, ohne den geringſten Anſtoß von dieſer Seite, durchwandelten? Wie wollten wir dieſen Widerſpruch erklären?

Wir würden nothwendig zurückkommen, und das, was wir von beiden Gattungen erſt behauptet, widerrufen müſſen. Aber wie müßten wir widerrufen, ohne uns in neue Schwierigkeiten zu verwickeln? Die Vergleichung einer ſolchen Haupt- und Staats-Action, über deren Güte wir ſtreiten, mit dem menſchlichen Leben, mit dem gemeinen Laufe der Welt, iſt doch ſo richtig!

Ich will einige Gedanken herwerfen, die, wenn ſie nicht gründlich genug ſind, doch gründlichere veranlaſſen können. — Der Hauptgedanke iſt dieſer: es iſt wahr und auch nicht wahr, daß die komiſche Tragödie gothiſcher Erfindung die Natur getreu nachahmt; ſie ahmt ſie nur in einer Hälfte getreu nach und vernachläſſigt die andere Hälfte gänzlich; ſie ahmt die Natur der Erſcheinungen nach, ohne im geringſten auf die Natur unſerer Empfindungen und Seelenkräfte dabei zu achten.

In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe desſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen abzuſondern und ihre Aufmerkſamkeit nach Gutdünken lenken zu können.

Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne daſſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden; wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindrucks ſeyn; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, was wir träumten.

Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reiche des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſerer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles, was wir in der Natur von einem Gegenſtande oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſey der Zeit oder dem Raume nach, in unſern Gedanken abſondern oder abſondern zu können wünſchen, ſondert ſie wirklich ab, und gewährt uns dieſen Gegenſtand oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet.

Wenn wir Zeugen von einer wichtigen und rührenden Begebenheit ſind, und eine andere von nichtigem Belange läuft quer ein: ſo ſuchen wir der Zerſtreuung, die dieſe uns droht, möglichſt auszuweichen. Wir abſtrahiren von ihr, und es muß uns nothwendig ekeln, in der Kunſt das wieder zu finden, was wir aus der Natur wegwünſchten.

Nur wenn eben dieſelbe Begebenheit in ihrem Fortgange alle Schattirungen des Intereſſe annimmt, und eine nicht bloß auf die andere folgt, ſondern ſo nothwendig aus der andern entſpringt; wenn der Ernſt das Lachen, die Traurigkeit die Freude, oder umgekehrt, ſo unmittelbar erzeugt, daß uns die Abſtraction des einen oder des andern unmöglich fällt: nur alsdann verlangen wir ſie auch in der Kunſt nicht, und die Kunſt weiß aus dieſer Unmöglichkeit ſelbſt Vortheil zu ziehen. —

Aber genug hiervon: man ſieht ſchon, wo ich hinaus will. —

Den fünfundvierzigſten Abend (Freitags; den 12. Juli) wurden die Brüder des Hrn. Romanus und das Orakel vom Saint-Foix geſpielt.

Das erſtere Stück kann für ein deutſches Original gelten, ob es ſchon größten Theils aus den Brüdern des Terenz genommen iſt. Man hat geſagt, daß auch Moliere aus dieſer Quelle geſchöpft habe, und zwar ſeine Männerſchule. Der Herr von Voltaire macht ſeine Anmerkungen über dieſes Vorgeben: und ich führe Anmerkungen von dem Herrn von Voltaire ſo gern an! Aus ſeinen geringſten iſt noch immer etwas zu lernen: wenn ſchon nicht allezeit das, was er darin ſagt, wenigſtens das, was er hätte ſagen ſollen. Primus sapientiae gradus est, falsa intelligere; (wo dieſes Sprüchelchen ſteht, will mir nicht gleich beifallen) und ich wüßte keinen Schriftſteller in der Welt, an dem man es ſo gut verſuchen könnte, ob man auf dieſer erſten Stufe der Weisheit ſtehe, als an dem Herrn von Voltaire: aber daher auch keinen, der uns die zweite zu erſteigen weniger behülflich ſeyn könnte; secundus, vera cognoscere. Ein kritiſcher Schriftſteller, dünkt mich, richtet ſeine Methode auch am beſten nach dieſem Sprüchelchen ein. Er ſuche ſich nur erſt jemanden, mit dem er ſtreiten kann: ſo kommt er nach und nach in die Materie, und das übrige findet ſich. Hierzu habe ich mir in dieſem Werke, ich bekenne es aufrichtig, nun einmal die franzöſiſchen Scribenten vornehmlich erwählt, und unter dieſen beſonders den Herrn von Voltaire. Alſo auch jetzt, nach einer kleinen Verbeugung, nur darauf zu! Wem dieſe Methode aber etwan mehr muthwillig als gründlich ſcheinen wollte, der ſoll wiſſen, daß ſelbſt der gründliche Ariſtoteles ſich ihrer faſt immer bedient hat. Solet Aristoteles, ſagt einer von ſeinen Auslegern, der mir eben zur Hand liegt, quaerere pugnam in suis libris. Atque hoc facit non temere, et casu, sed certa ratione atque consilio: nam labefactatis aliorum opinionibus, u. ſ. w. O des Pedanten! würde der Herr von Voltaire rufen. — Ich bin es bloß aus Mißtrauen in mich ſelbſt.

„Die Brüder des Terenz, ſagt der Herr von Voltaire, „können höchſtens die Idee zu der Männerſchule gegeben „haben. In den Brüdern ſind zwei Alte von verſchiedner „Gemüthsart, die ihre Söhne ganz verſchieden erziehen; „eben ſo ſind in der Männerſchule zwei Vormünder, ein „ſehr ſtrenger und ein ſehr nachſehender: das iſt die ganze „Aehnlichkeit. In den Brüdern iſt faſt ganz und gar keine „Intrigue, die Intrigue in der Männerſchule hingegen iſt „fein und unterhaltend und komiſch. Eine von den Frauen„zimmern des Terenz, welche eigentlich die intereſſanteſte „Rolle ſpielen müßte, erſcheint bloß auf dem Theater, um „niederzukommen. Die Iſabelle des Moliere iſt faſt immer „auf der Scene, und zeigt ſich immer witzig und reizend, und „verbindet ſogar die Streiche, die ſie ihrem Vormunde „ſpielt, noch mit Anſtand. Die Entwicklung in den Brü„dern iſt ganz unwahrſcheinlich; es iſt wider die Natur, „daß ein Alter, der ſechzig Jahre ärgerlich und ſtreng und „geizig geweſen, auf einmal luſtig und höflich und frei„gebig werden ſollte. Die Entwicklung in der Männer„ſchule aber iſt die beſte von allen Entwicklungen des Mo„liere; wahrſcheinlich, natürlich, aus der Intrigue ſelbſt „hergenommen, und was unſtreitig nicht das ſchlechteſte „daran iſt, äußerſt komiſch.“

Einundſiebzigſtes Stück.

Den 5. Januar 1768.

Es ſcheint nicht, daß der Herr von Voltaire, ſeitdem er aus der Claſſe bei den Jeſuiten gekommen, den Terenz viel wieder geleſen habe. Er ſpricht ganz ſo davon, als von einem alten Traume; es ſchwebt ihm nur noch ſo was davon im Gedächtniſſe, und das ſchreibt er auf gut Glück ſo hin, unbekümmert, ob es gehauen oder geſtochen iſt. Ich will ihm nicht aufmutzen, was er von der Pamphila des Stücks ſagt, „daß ſie bloß auf dem Theater erſcheine, um niederzukommen.“ Sie erſcheint gar nicht auf dem Theater; ſie kömmt nicht auf dem Theater nieder; man vernimmt bloß ihre Stimme aus dem Hauſe; und warum ſie eigentlich die intereſſanteſte Rolle ſpielen müßte, das läßt ſich auch gar nicht abſehen. Den Griechen und Römern war nicht alles intereſſant, was es den Franzoſen iſt. Ein gutes Mädchen, das mit ihrem Liebhaber zu tief in das Waſſer gegangen, und Gefahr läuft, von ihm verlaſſen zu werden, war zu einer Hauptrolle ehedem ſehr ungeſchickt. —

Der eigentliche und grobe Fehler, den der Herr von Voltaire macht, betrifft die Entwicklung und den Charakter des Demea. Demea iſt der mürriſche, ſtrenge Vater, und dieſer ſoll ſeinen Charakter auf einmal völlig verändern. Das iſt, mit Erlaubniß des Herrn von Voltaire, nicht wahr. Demea behauptet ſeinen Charakter bis ans Ende. Donatus ſagt: Servatur autem per totam fabulam mitis Micio, saevus Demea, Leno avarus u. ſ. w. Was geht mich Donatus an? dürfte der Herr von Voltaire ſagen. Nach Belieben; wenn wir Deutſche nur glauben dürfen, daß Donatus den Terenz fleißiger geleſen und beſſer verſtanden, als Voltaire. Doch es iſt ja von keinem verlornen Stücke die Rede; es iſt noch da; man leſe ſelbſt.

Nachdem Micio den Demea durch die triftigſten Vorſtellungen zu beſänftigen geſucht, bittet er ihn, wenigſtens auf heute ſich ſeines Aergerniſſes zu entſchlagen, wenigſtens heute luſtig zu ſeyn. Endlich bringt er ihn auch ſo weit; heute will Demea alles gut ſeyn laſſen; aber morgen, bei früher Tageszeit, muß der Sohn wieder mit ihm aufs Land: da will er ihn nicht gelinder halten, da will er es wieder mit ihm anfangen, wo er es heute gelaſſen hat; die Sängerin, die dieſem der Vetter gekauft, will er zwar mitnehmen, denn es iſt doch immer eine Sklavin mehr, und eine, die ihm nichts koſtet; aber zu ſingen wird ſie nicht viel bekommen, ſie ſoll kochen und backen. In der darauf folgenden vierten Scene des fünften Acts, wo Demea allein iſt, ſcheint es zwar, wenn man ſeine Worte ſo obenhin nimmt, als ob er völlig von ſeiner alten Denkungsart abgehen, und nach den Grundſätzen des Micio zu handeln anfangen wolle.[1] Doch die Folge zeigt es, daß man alles das nur von dem heutigen Zwange, den er ſich anthun ſoll, verſtehen muß. Denn auch dieſen Zwang weiß er hernach ſo zu nutzen, daß er zu der förmlichſten hämiſchſten Verſpottung ſeines gefälligen Bruders ausſchlägt. Er ſtellt ſich luſtig, um die andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er macht in dem verbindlichſten Tone die bitterſten Vorwürfe; er wird nicht freigebig, ſondern er ſpielt den Verſchwender; und wohl zu merken, weder von dem Seinigen, noch in einer andern Abſicht, als um alles, was er Verſchwenden nennt, lächerlich zu machen. Dieſes erhellt unwiderſprechlich aus dem, was er dem Micio antwortet, der ſich durch den Anſchein betrügen läßt und ihn wirklich verändert glaubt.[2] Hic ostendit Terentius, ſagt Donatus, magis Demeam simulasse mutatos mores, quam mutavisse.

Ich will aber nicht hoffen, daß der Herr von Voltaire meint, ſelbſt dieſe Verſtellung laufe wider den Charakter des Demea, der vorher nichts als geſchmählt und gepoltert habe: denn eine ſolche Verſtellung erfordere mehr Gelaſſenheit und Kälte, als man dem Demea zutrauen dürfe. Auch hierin iſt Terenz ohne Tadel, und er hat alles ſo vortrefflich motivirt, bei jedem Schritte Natur und Wahrheit ſo genau beobachtet, bei dem geringſten Uebergange ſo feine

[1] — Nam ego vitam duram, quam vixi usque adhuc
Prope jam excurso spatio mitto —

[2] Mi. Quid istuc? quae res tam repente mores mutavit tuos?
Quod prolubium, quae istaec subita est largitas? De. Dicam tibi:
Ut id ostenderem, quod te isti facilem et festivum putant,
Id non fieri ex vera vita, neque adeo ex aequo et bono,
Sed ex assentando, indulgendo, et largiendo, Micio.
Nunc adeo, si ob eam rem vobis mea vita invisa est, Aeschine,
Quia non justa injusta prorsus omnia, omnino obsequor;
Missa facio; effundite, emite, facite quod vobis lubet!

Schattirungen in Acht genommen, daß man nicht aufhören kann, ihn zu bewundern.

Nur iſt öfters, um hinter alle Feinheiten des Terenz zu kommen, die Gabe ſehr nöthig, ſich das Spiel des Acteurs dabei zu denken; denn dieſes ſchrieben die alten Dichter nicht bei. Die Declamation hat ihren eignen Künſtler, und in dem Uebrigen konnten ſie ſich ohne Zweifel auf die Einſicht der Spieler verlaſſen, die aus ihrem Geſchäfte ein ſehr ernſtliches Studium machten. Nicht ſelten befanden ſich unter dieſen die Dichter ſelbſt; ſie ſagten, wie ſie es haben wollten; und da ſie ihre Stücke überhaupt nicht eher bekannt werden ließen, als bis ſie geſpielt waren, als bis man ſie geſehen und gehört hatte: ſo konnten ſie es um ſo mehr überhoben ſeyn, den geſchriebenen Dialog durch Einſchiebſel zu unterbrechen, in welchen ſich der beſchreibende Dichter gewiſſermaßen mit unter die handelnden Perſonen zu miſchen ſcheint. Wenn man ſich aber einbildet, daß die alten Dichter, um ſich dieſe Einſchiebſel zu erſparen, in den Reden ſelbſt, jede Bewegung, jede Gebärde, jede Miene, jede beſondre Abändrung der Stimme, die dabei zu beobachten, mit anzudeuten geſucht, ſo irrt man ſich. In dem Terenz allein kommen unzählige Stellen vor, in welchen von einer ſolchen Andeutung ſich nicht die geringſte Spur zeigt, und wo gleichwohl der wahre Verſtand nur durch die Errathung der wahren Action kann getroffen werden; ja in vielen ſcheinen die Worte gerade das Gegentheil von dem zu ſagen, was der Schauſpieler durch jene ausdrücken muß.

Selbſt in der Scene, in welcher die vermeinte Sinnesänderung des Demea vorgeht, finden ſich dergleichen Stellen, die ich anführen will, weil auf ihnen gewiſſermaßen die Mißdeutung beruht, die ich beſtreite. — Demea weiß nunmehr alles, er hat es mit ſeinen eignen Augen geſehen, daß es ſein ehrbarer frommer Sohn iſt, für den die Sängerin entführt worden, und ſtürzt mit dem unbändigſten Geſchrei heraus. Er klagt es dem Himmel und der Erde und dem Meere; und eben bekömmt er den Micio zu Geſicht.

Demea. Ha! da iſt er, der mir ſie beide verdirbt — meine Söhne, mir ſie beide zu Grunde richtet! —

Micio. O ſo mäßige dich, und komm wieder zu dir!

Demea. Gut, ich mäßige mich, ich bin bei mir, es ſoll mir kein hartes Wort entfahren. Laß uns bloß bei der Sache bleiben. Sind wir nicht eins geworden, warſt du es nicht ſelbſt, der es zuerſt auf die Bahn brachte, daß ſich ein jeder nur um den ſeinen bekümmern ſollte? Antworte.[1] u. ſ. w.

Wer ſich hier nur an die Worte hält und kein ſo richtiger Beobachter iſt, als es der Dichter war, kann leicht glauben, daß Demea viel zu geſchwind austobe, viel zu geſchwind dieſen gelaſſenern Ton anſtimme. Nach einiger Ueberlegung wird ihm zwar vielleicht beifallen, daß jeder Affect, wenn er aufs äußerſte gekommen, nothwendig wieder ſinken müſſe; daß Demea, auf den Verweis ſeines Bruders, ſich des ungeſtümen Jachzorns nicht anders als ſchämen könne; das alles iſt auch ganz gut, aber es iſt doch noch nicht das rechte. Dieſes laſſe er ſich alſo vom Donatus lehren, der hier zwei vortreffliche Anmerkungen hat. Videtur, ſagt er, paulo citius destomachatus, quam res etiam incertae poscebant. Sed et hoc morale: nam juste irati, omissa saevitia ad ratiocinationes saepe festinant. Wenn der Zornige ganz offenbar Recht zu haben glaubt, wenn er ſich einbildet, daß ſich gegen ſeine Beſchwerden durchaus nichts einwenden laſſe: ſo wird er ſich bei dem Schelten gerade am wenigſten aufhalten, ſondern zu den Beweiſen eilen, um ſeinen Gegner durch eine ſo ſonnenklare Ueberzeugung zu demüthigen. Doch da er über die Wallungen ſeines kochenden Geblüts nicht ſo unmittelbar gebieten kann, da der Zorn, der überführen will, doch noch immer Zorn bleibt: ſo macht Donatus die zweite Anmerkung: non quod dicatur, sed quo gestu dicatur, specta: et videbis neque adhuc repressisse iracundiam, neque ad se rediisse Demeam. Demea ſagt zwar: ich mäßige mich, ich bin wieder bei mir; aber Geſicht und Gebärde und Stimme verrathen genugſam, daß er ſich noch nicht gemäßigt hat, daß er noch nicht wieder bei ſich iſt. Er beſtürmt den Micio mit einer Frage über die andere, und Micio hat alle ſeine Kälte und gute Laune nöthig, um nur zu Worte zu kommen.

Zweiundſiebzigſtes Stück.

Den 8. Januar 1768.

Als er endlich dazu kömmt, wird Demea zwar eingetrieben, aber im geringſten nicht überzeugt. Aller Vorwand, über die Lebensart ſeiner Kinder unwillig zu ſeyn, iſt ihm benommen: und doch fängt er wieder von vorne an, zu nerrgeln. Micio muß auch nur abbrechen und ſich begnügen, daß ihm die mürriſche Laune, die er nicht ändern kann, wenigſtens auf heute Frieden laſſen will. Die Wendungen, die ihn Terenz dabei nehmen läßt, ſind meiſterhaft.[1]

[1] — — — De. Eccum adest
Communis corruptela nostrum liberum.
Mi. Tandem reprime iracundiam, atque ad te redi.
De. Repressi, redii, mitto maledicta omnia:
Rem ipsam putemus. Dictum hoc inter nos fuit,
Et ex te adeo est ortum, ne tu curares meum,
Neve ego tuum? responde. —

[1] — — — De. Ne nimium modo
Bonae tuae istae nos rationes, Micio,
Et tuus iste animus aequus subvertat. Mi. Tace;
Non fiet. Mitte jam istaec; da te hodie mihi:
Exporge frontem. De. Scilicet ita tempus fert,
Faciendum est: ceterum rus cras cum filio
Cum primo lucu ibo hinc. Mi. De nocte censeo:
Hodie modo hilarum fac te. De. Et istam psaltriam
Una illuc mecum hinc abstraham. Mi. Pugnaveris.
Eo pacto prorsum illic alligaris filium.
Modo facito, ut illam serves. De. Ego istuc videro,

Demea. Nun gieb nur Acht, Micio, wie wir mit dieſen ſchönen Grundſätzen, mit dieſer deiner lieben Nachſicht, am Ende fahren werden.

Micio. Schweig doch! Beſſer als du glaubſt. — Und nun genug davon! Heute ſchenke dich mir. Komm, kläre dich auf.

Demea. Mags doch nur heute ſeyn! Was ich muß, das muß ich. — Aber morgen, ſobald es Tag wird, geh' ich wieder aufs Dorf, und der Burſche geht mit. —

Micio. Lieber noch ehe es Tag wird, dächte ich. Sey nur heute luſtig!

Demea. Auch das Menſch von einer Sängerin muß mit heraus.

Micio. Vortrefflich! So wird ſich der Sohn gewiß nicht weg wünſchen. Nur halte ſie auch gut.

Demea. Da laß mich vor ſorgen! Sie ſoll, in der Mühle und vor dem Ofenloche, Mehlſtaubs und Kohlſtaubs und Rauchs genug kriegen. Dazu ſoll ſie mir am heißen Mittage ſtoppeln gehn, bis ſie ſo trocken, ſo ſchwarz geworden, als ein Löſchbrand.

Micio. Das gefällt mir! Nun biſt du auf dem rechten Wege! — Und alsdann, wenn ich wie du wäre, müßte mir der Sohn bei ihr ſchlafen, er möchte wollen oder nicht.

Demea. Lachſt du mich aus? — Bei ſo einer Gemüthsart freilich kannſt du wohl glücklich ſeyn. Ich fühl' es, leider —

Micio. Du fängſt doch wieder an?

Demea. Nu, nu; ich höre ja auch ſchon wieder auf.

Bei dem „Lachſt du mich aus?" des Demea merkt Donatus an: Hoc verbum vultu Demeae sic profertur, ut subrisisse videatur invitus. Sed rursus EGO SENTIO, amare severeque dicit. Unvergleichlich! Demea, deſſen voller Ernſt es war, daß er die Sängerin nicht als Sängerin, ſondern als eine gemeine Sklavin halten und nutzen wollte, muß über den Einfall des Micio lachen. Micio ſelbſt braucht nicht zu lachen: je ernſthafter er ſich ſtellt, deſto beſſer. Demea kann darum doch ſagen: Lachſt du mich aus? und muß ſich zwingen wollen, ſein eignes Lachen zu verbeißen. Er verbeißt es auch bald, denn das „Ich fühl' es leider" ſagt er wieder in einem ärgerlichen und bittern Tone. Aber ſo ungern, ſo kurz das Lachen auch iſt: ſo große Wirkung hat es gleichwohl. Denn einen Mann wie Demea hat man wirklich fürs erſte gewonnen, wenn man ihn nur zu lachen machen kann. Je ſeltner ihm dieſe wohlthätige Erſchütterung iſt, deſto länger hält ſie innerlich an; nachdem er längſt alle Spur derſelben auf ſeinem Geſichte vertilgt, dauert ſie noch fort, ohne daß er es ſelbſt weiß, und hat auf ſein nächſtfolgendes Betragen einen gewiſſen Einfluß. —

Aber wer hätte wohl bei einem Grammatiker ſo feine Kenntniſſe geſucht? Die alten Grammatiker waren nicht das, was wir jetzt bei dem Namen denken. Es waren Leute von vieler Einſicht; das ganze weite Feld der Kritik war ihr Gebiet. Was von ihren Auslegungen claſſiſcher Schriften auf uns gekommen, verdient daher nicht bloß wegen der Sprache ſtudirt zu werden. Nur muß man die neuern Interpolationen zu unterſcheiden wiſſen. Daß aber dieſer Donatus (Aelius) ſo vorzüglich reich an Bemerkungen iſt, die unſern Geſchmack bilden können, daß er die verſteckteſten Schönheiten ſeines Autors mehr als irgend ein anderer zu enthüllen weiß: das kömmt vielleicht weniger von ſeinen größern Gaben, als von der Beſchaffenheit ſeines Autors ſelbſt. Das römiſche Theater war zur Zeit des Donatus noch nicht gänzlich verfallen; die Stücke des Terenz wurden noch geſpielt, und ohne Zweifel noch mit vielen von den Ueberlieferungen geſpielt, die ſich aus den beſſern Zeiten des römiſchen Geſchmacks herſchrieben: er durfte alſo nur anmerken, was er ſah und hörte; er brauchte alſo nur Aufmerkſamkeit und Treue, um ſich das Verdienſt zu machen, daß ihm die Nachwelt Feinheiten zu verdanken hat, die er ſelbſt ſchwerlich dürfte ausgegrübelt haben. Ich wüßte daher auch kein Werk, aus welchem ein angehender Schauſpieler mehr lernen könnte, als dieſen Commentar des Donatus über den Terenz; und bis das Latein unter unſern Schauſpielern üblicher wird, wünſchte ich ſehr, daß man ihnen eine gute Ueberſetzung davon in die Hände geben wollte. Es verſteht ſich, daß der Dichter dabei ſeyn und aus dem Commentar alles wegbleiben müßte, was die bloße Worterklärung betrifft. Die Dacier hat in dieſer Abſicht den Donatus nur ſchlecht genutzt, und ihre Ueberſetzung des Textes iſt wäſſrig und ſteif. Eine neuere deutſche, die wir haben, hat das Verdienſt der Richtigkeit ſo ſo, aber das Verdienſt der komiſchen Sprache fehlt ihr gänzlich;[1] und Donatus iſt auch nicht weiter gebraucht,

Atque ibi favillae plena, fumi, ac pollinis,
Coquendo sit faxo et molendo; praeter haec
Meridie ipso faciam ut stipulam colligat:
Tam excoctam reddam atque atram, quam carbo est. MI. Placet.
Nunc mihi videre sapere. Atque equidem filium,
Tum etiam si nolit, cogam, ut cum illa una cubet.
DE. Derides? fortunatus, qui istoc animo sies:
Ego sentio. MI. Ah pergisne? DE. Jam jam desino.

[1] Halle 1753. Wunders halben erlaube man mir die Stelle daraus anzuführen, die ich eben jetzt überſetzt habe. Was mir hier aus der Feder gefloſſen, iſt weit entfernt, ſo zu ſeyn, wie es ſeyn ſollte: aber man wird doch ungefähr daraus ſehen können, worin das Verdienſt beſteht, das ich dieſer Ueberſetzung abſprechen muß.

Demea. Aber mein lieber Bruder, daß uns nur nicht deine ſchönen Gründe und dein gleichgültiges Gemüthe ſie ganz und gar ins Verderben ſtürzen.

Micio Ach, ſchweig doch nur, das wird nicht geſchehen. Laß das immer ſeyn. Ueberlaß dich heute einmal mir. Weg mit den Runzeln von der Stirne.

Demea. Ja, ja, die Zeit bringt es ſo mit ſich, ich muß es wohl thun. Aber mit anbrechendem Tage gehe ich wieder mit meinem Sohne aufs Land.

Micio. Ich werde dich nicht aufhalten, und wenn du die Nacht wieder gehen willſt; ſey doch heute nur einmal fröhlich.

Demea. Die Sängerin will ich zugleich mit herausſchleppen.

Micio. Da thuſt du wohl, dadurch wirſt du machen, daß dein Sohn ohne ſie nicht wird leben können. Aber ſorge auch, daß du ſie gut verhältſt.

als ihn die Dacier zu brauchen für gut befunden. Es wäre also keine gethane Arbeit, was ich vorschlage; aber wer soll sie thun? Die nichts bessers thun könnten, können auch dieses nicht: und die etwas bessers thun könnten, werden sich bedanken.

Doch endlich vom Terenz auf unsern Nachahmer zu kommen — Es ist doch sonderbar, daß auch Herr Romanus den falschen Gedanken des Voltaire gehabt zu haben scheint. Auch er hat geglaubt, daß am Ende mit dem Charakter des Demea eine gänzliche Veränderung vorgehe; wenigstens läßt er sie mit dem Charakter seines Lysimons vorgehen. „Je Kinder," läßt er ihn rufen, „schweigt doch! „Ihr überhäuft mich ja mit Liebkosungen. Sohn, Bruder, „Vetter, Diener, alles schmeichelt mir, bloß weil ich ein„mal ein bißchen freundlich aussehe. Bin ich's denn, oder „bin ich's nicht? Ich werde wieder recht jung, Bruder! „Es ist doch hübsch, wenn man geliebt wird. Ich will „auch gewiß so bleiben. Ich wüßte nicht, wenn ich so eine „vergnügte Stunde gehabt hätte." Und Frontin sagt: „Nun unser Alter stirbt gewiß bald. [1] Die Veränderung ist gar zu plötzlich." Ja wohl; aber das Sprüchwort und der gemeine Glaube von den unvermutheten Veränderungen, die einen nahen Tod vorbedeuten, soll doch wohl nicht im Ernste hier etwas rechtfertigen?

Dreiundsiebzigstes Stück.

Den 12. Januar 1768.

Die Schlußrede des Demea bei dem Terenz geht aus einem ganz andern Tone. „Wenn euch nur das gefällt: nun so macht, was ihr wollt, ich will mich um nichts mehr bekümmern!" Er ist es ganz und gar nicht, der sich nach der Weise der andern, sondern die andern sind es, die sich nach seiner Weise künftig zu bequemen versprechen. — Aber wie kömmt es, dürfte man fragen, daß die letzten Scenen mit dem Lysimon in unsern deutschen Brüdern bei der Vorstellung gleichwohl immer so wohl aufgenommen werden? Der beständige Rückfall des Lysimon in seinen alten Charakter macht sie komisch: aber bei diesem hätte es auch bleiben müssen. — Ich verspare das Weitere, bis zu einer zweiten Vorstellung des Stücks.

Das Orakel vom Saint-Foix, welches diesen Abend den Beschluß machte, ist allgemein bekannt und allgemein beliebt.

Den sechsundvierzigsten Abend (Montags, den 20. Julius) ward Miß Sara, und den siebenundvierzigsten, Tages darauf, Nanine wiederholt. Auf die Nanine folgte der unvermuthete Ausgang, vom Marivaux, in einem Acte.

Oder, wie es wörtlicher und besser heißen würde: die unvermuthete Entwickelung. Denn es ist einer von denen Titeln, die nicht sowohl den Inhalt anzeigen, als vielmehr gleich Anfangs gewissen Einwendungen vorbauen sollen, die der Dichter gegen seinen Stoff oder dessen Behandlung vorher sieht. Ein Vater will seine Tochter an einen jungen Menschen verheirathen, den sie nie gesehen hat. Sie ist mit einem andern schon halb richtig, aber dieses auch schon seit so langer Zeit, daß es fast gar nicht mehr richtig ist. Unterdessen möchte sie ihn doch noch lieber als einen ganz Unbekannten und spielt sogar, auf sein Angeben, die Rolle einer Wahnwitzigen, um den neuen Freier abzuschrecken. Dieser kommt; aber zum Glücke ist es ein so schöner liebenswürdiger Mann, daß sie gar bald ihre Verstellung vergißt und in aller Geschwindigkeit mit ihm einig wird. Man gebe dem Stücke einen andern Titel und alle Leser und Zuschauer werden ausrufen: das ist auch sehr unerwartet! Einen Knoten, den man in zehn Scenen so mühsam geschürzt hat, in einer einzigen nicht zu lösen, sondern mit eins zu zerhauen! Nun aber ist dieser Fehler in dem Titel selbst angekündigt und durch diese Ankündigung gewissermaßen gerechtfertigt. Denn, wenn es nun wirklich einmal so einen Fall gegeben hat: warum soll er nicht auch vorgestellt werden können? Er sahe ja in der Wirklichkeit einer Komödie so ähnlich, und sollte er denn eben deßwegen um so unschicklicher zur Komödie seyn? — Nach der Strenge allerdings; denn alle Begebenheiten, die man im gemeinen Leben wahre Komödien nennt, findet man in der Komödie wahren Begebenheiten nicht sehr gleich; und darauf käme es doch eigentlich an.

Aber Ausgang und Entwicklung, laufen beide Worte nicht auf eins hinaus? Nicht völlig. Der Ausgang ist, daß Jungfer Argante den Eraſt und nicht den Dorante heirathet, und dieser ist hinlänglich vorbereitet. Denn ihre Liebe gegen Doranten ist so lau, so wetterläunisch; sie liebt ihn, weil sie seit vier Jahren niemanden gesehen hat, als ihn, manchmal liebt sie ihn mehr, manchmal weniger, manchmal gar nicht, so wie es kommt; hat sie ihn lange nicht gesehen, so kommt er ihr liebenswürdig genug vor; sieht sie ihn alle Tage, so macht er ihr Langeweile; besonders stoßen ihr dann und wann Gesichter auf, gegen welche sie Dorantens Gesicht so kahl, so unschmackhaft, so edel findet! Was brauchte es also weiter, um sie ganz von ihm abzubringen, als daß Eraſt, den ihr ihr Vater bestimmte, ein solches Gesicht ist? Daß sie diesen also nimmt, ist so wenig unerwartet, daß es vielmehr sehr unerwartet seyn würde,

Demea. Dafür werde ich schon sorgen. Sie soll mir kochen, und Rauch, Asche und Metzl sollen sie schon kenntlich machen. Außerdem soll sie mir in der größten Mittagshitze gehen und Aehren lesen, und dann will ich sie ihm so verbrannt und so schwarz, wie eine Kohle, überliefern.

Micio. Das gefällt mir; nun seh ich recht ein, daß du weislich handelst; aber dann kannst du auch deinen Sohn mit Gewalt zwingen, daß er sie mit zu Bette nimmt.

Demea. Lachst du mich etwa aus? Du bist glücklich, daß du ein solches Gemüth hast; aber ich fühle.

Micio. Ach! hältst du noch nicht inne?

Demea. Ich schweige schon.

[1] So soll es ohne Zweifel heißen, und nicht: stirbt ohnmöglich bald. Für viele von unsern Schauspielern ist es nöthig, auch solche Druckfehler anzumerken.

wenn ſie bei jenem bliebe. Entwicklung hingegen iſt ein mehr relatives Wort; und eine unerwartete Entwicklung involvirt eine Verwicklung, die ohne Folgen bleibt, von der der Dichter auf einmal abſpringt, ohne ſich um die Verlegenheit zu bekümmern, in der er einen Theil ſeiner Perſonen läßt. Und ſo iſt es hier: Peter wird es mit Doranten ſchon ausmachen; der Dichter empfiehlt ſich ihm.

Den achtundvierzigſten Abend (Mittwochs, den 22. Julius) ward das Trauerſpiel des Herrn Weiß, Richard der Dritte, aufgeführt; zum Beſchluſſe Herzog Michel.

Dieſes Stück iſt unſtreitig eines von unſern beträchtlichſten Originalen; reich an großen Schönheiten, die genugſam zeigen, daß die Fehler, mit welchen ſie verwebt ſind, zu vermeiden im geringſten nicht über die Kräfte des Dichters geweſen wäre, wenn er ſich dieſe Kräfte nur ſelbſt hätte zutrauen wollen.

Schon Shakeſpeare hatte das Leben und den Tod des dritten Richards auf die Bühne gebracht: aber Herr Weiß erinnerte ſich deſſen nicht eher, als bis ſein Werk bereits fertig war. „Sollte ich alſo, ſagt er, bei der Vergleichung „ſchon viel verlieren: ſo wird man doch wenigſtens finden, „daß ich kein Plagium begangen habe; — aber vielleicht „wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakeſpeare ein „Plagium zu begehen.“

Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen kann. Aber was man von dem Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch vom Shakeſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedruckt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakeſpeares! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen!

Shakeſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakeſpeare das ſeyn, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt: er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt; aber er borge nichts daraus.

Ich wüßte auch wirklich in dem ganzen Stücke des Shakeſpeare keine einzige Scene, ſogar keine einzige Tirade, die Herr Weiß ſo hätte brauchen können, wie ſie dort iſt. Alle, auch die kleinſten Theile beim Shakeſpeare, ſind nach den großen Maaßen des hiſtoriſchen Schauſpiels zugeſchnitten, und dieſes verhält ſich zu der Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Frescogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring. Was kann man zu dieſem aus jenem nehmen, als etwa ein Geſicht, eine einzelne Figur, höchſtens eine kleine Gruppe, die man ſodann als ein eigenes Ganze ausführen muß? Eben ſo würden aus einzelnen Gedanken beim Shakeſpeare ganze Scenen, und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Rieſen für einen Zwerg recht nutzen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Ermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.

Thut man aber auch dieſes, ſo kann man wegen der Beſchuldigung des Plagiums ganz ruhig ſeyn. Die meiſten werden in dem Faden die Flocke nicht erkennen, woraus er geſponnen iſt. Die wenigen, welche die Kunſt verſtehen, verrathen den Meiſter nicht und wiſſen, daß ein Goldkorn ſo künſtlich kann getrieben ſeyn, daß der Werth der Form den Werth der Materie bei weitem überſteigt.

Ich für mein Theil bedauere es alſo wirklich, daß unſerm Dichter Shakeſpeares Richard ſo ſpät beigefallen. Er hätte ihn können gekannt haben und doch eben ſo original geblieben ſeyn, als er jetzt iſt; er hätte ihn können genutzt haben, ohne daß ein einziger übertragener Gedanke davon gezeugt hätte.

Wäre mir indeß eben das begegnet, ſo würde ich Shakeſpeares Werk wenigſtens nachher als einen Spiegel genutzt haben, um meinem Werke alle die Flecken abzuwiſchen, die mein Auge unmittelbar darin zu erkennen nicht vermögend geweſen wäre. — Aber woher weiß ich, daß Herr Weiß dieſes nicht gethan? Und warum ſollte er es nicht gethan haben?

Kann es nicht eben ſo wohl ſeyn, daß er das, was ich für dergleichen Flecken halte, für keine hält? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich; daß er mehr Recht hat, als ich? Ich bin überzeugt, daß das Auge des Künſtlers größtentheils viel ſcharfſichtiger iſt, als das ſcharfſichtigſte ſeiner Betrachter. Unter zwanzig Einwürfen, die ihm dieſe machen, wird er ſich von neunzehn erinnern, ſie während der Arbeit ſich ſelbſt gemacht und ſie auch ſchon ſich ſelbſt beantwortet zu haben.

Gleichwohl wird er nicht ungehalten ſeyn, ſie auch von andern machen zu hören: denn er hat es gern, daß man über ſein Werk urtheilt; ſchal oder gründlich, links oder rechts, gutartig oder hämiſch, alles gilt ihm gleich; und auch das ſchalſte, linkſte, hämiſchſte Urtheil iſt ihm lieber, als kalte Bewunderung. Jenes wird er auf die eine oder die andre Art in ſeinen Nutzen zu verwenden wiſſen: aber was fängt er mit dieſer an? Verachten möchte er die guten ehrlichen Leute nicht gern, die ihn für ſo etwas außerordentliches halten: und doch muß er die Achſeln über ſie zucken. Er iſt nicht eitel, aber er iſt gemeiniglich ſtolz; und aus Stolz möchte er zehnmal lieber einen unverdienten Tadel als ein unverdientes Lob auf ſich ſitzen laſſen. —

Man wird glauben, welche Kritik ich hiermit vorbereiten will. — Wenigſtens nicht bei dem Verfaſſer, — höchſtens nur bei einem oder dem andern Mitſprecher. Ich weiß nicht, wo ich es jüngſt gedruckt leſen mußte, daß ich die Amalia meines Freundes auf Unkoſten ſeiner übrigen Luſtſpiele gelobt hätte. [1] — Auf Unkoſten? aber doch wenigſtens der frühern? Ich gönne es Ihnen, mein Herr,

[1] Eben erinnere ich mich noch: in des Herrn Schmids Zuſätzen zu ſeiner Theorie der Poeſie, S. 45.

daß man niemals Ihre ältern Werke ſo möge tadeln können. Der Himmel bewahre Sie vor dem tückiſchen Lobe: daß Ihr letztes immer ihr beſtes iſt! —

Vierundſiebzigſtes Stück.

Den 15. Januar 1768.

Zur Sache. — Es iſt vornehmlich der Charakter des Richards, worüber ich mir die Erklärung des Dichters wünſchte.

Ariſtoteles würde ihn ſchlechterdings verworfen haben; zwar mit dem Anſehen des Ariſtoteles wollte ich bald fertig werden, wenn ich es nur auch mit ſeinen Gründen zu werden wüßte.

Die Tragödie, nimmt er an, ſoll Mitleid und Schrecken erregen: und daraus folgert er, daß der Held derſelben weder ein ganz tugendhafter Mann, noch ein völliger Böſewicht ſeyn müſſe. Denn weder mit des einen noch mit des andern Unglücke laſſe ſich jener Zweck erreichen.

Räume ich dieſes ein: ſo iſt Richard der Dritte eine Tragödie, die ihres Zweckes verfehlt. Räume ich es nicht ein: ſo weiß ich gar nicht mehr, was eine Tragödie iſt.

Denn Richard der Dritte, ſo wie ihn Herr Weiß geſchildert hat, iſt unſtreitig das größte, abſcheulichſte Ungeheuer, das jemals die Bühne getragen. Ich ſage, die Bühne; daß es die Erde wirklich getragen habe, daran zweifle ich.

Was für Mitleid kann der Untergang dieſes Ungeheuers erwecken? Doch, das ſoll er auch nicht; der Dichter hat es darauf nicht angelegt; und es ſind ganz andere Perſonen in ſeinem Werke, die er zu Gegenſtänden unſeres Mitleids gemacht hat.

Aber Schrecken? — Sollte dieſer Böſewicht, der die Kluft, die ſich zwiſchen ihm und dem Throne befunden, mit lauter Leichen gefüllt, mit den Leichen derer, die ihm das Liebſte in der Welt hätten ſeyn müſſen; ſollte dieſer bluldürſtige, ſeines Blutdurſtes ſich rühmende, über ſeine Verbrechen ſich kitzelnde Teufel, nicht Schrecken in vollem Maaße erwecken?

Wohl erweckt er Schrecken: wenn unter Schrecken das Erſtaunen über unbegreifliche Miſſethaten, das Entſetzen über Bosheiten, die unſern Begriff überſteigen, wenn darunter der Schauder zu verſtehen iſt, der uns bei Erblickung vorſetzlicher Greuel, die mit Luſt begangen werden, überfällt. Von dieſem Schrecken hat mich Richard der Dritte mein gutes Theil empfinden laſſen.

Aber dieſes Schrecken iſt ſo wenig eine von den Abſichten des Trauerſpiels, daß es vielmehr die alten Dichter auf alle Weiſe zu mindern ſuchten, wenn ihre Perſonen irgend ein großes Verbrechen begehen mußten. Sie ſchoben öfters lieber die Schuld auf das Schickſal, machten das Verbrechen lieber zu einem Verhängniſſe einer rächenden Gottheit, verwandelten lieber den freien Menſchen in eine Maſchine, ehe ſie uns bei der gräßlichen Idee wollten verweilen laſſen, daß der Menſch von Natur einer ſolchen Verderbniß fähig ſey.

Bei den Franzoſen führt Crebillon den Beinamen des Schrecklichen. Ich fürchte ſehr, mehr von dieſem Schrecken, welches in der Tragödie nicht ſeyn ſollte, als von dem echten, das der Philoſoph zu dem Weſen der Tragödie rechnet.

Und dieſes — hätte man gar nicht Schrecken nennen ſollen. Das Wort, welches Ariſtoteles braucht, heißt Furcht; Mitleid und Furcht, ſagt er, ſoll die Tragödie erregen, nicht Mitleid und Schrecken. Es iſt wahr, das Schrecken iſt eine Gattung der Furcht; es iſt eine plötzliche, überraſchende Furcht. Aber eben dieſes Plötzliche, dieſes Ueberraſchende, welches die Idee deſſelben einſchließt, zeigt deutlich, daß die, von welchen ſich hier die Einführung des Wortes Schrecken, anſtatt des Wortes Furcht, herſchreibt, nicht eingeſehen haben, was für eine Furcht Ariſtoteles meine. — Ich möchte dieſes Weges ſobald nicht wieder kommen; man erlaube mir alſo einen kleinen Ausſchweif.

„Das Mitleid, ſagt Ariſtoteles, verlangt einen, der „unverdient leidet, und die Furcht einen unſers gleichen. „Der Böſewicht iſt weder dieſes noch jenes: folglich kann „auch ſein Unglück weder das erſte noch das andere er„regen.“ [1]

Die Furcht, ſage ich, nennen die neuern Ausleger und Ueberſetzer Schrecken und es gelingt ihnen, mit Hülfe dieſes Worttauſches, dem Philoſophen die ſeltſamſten Händel von der Welt zu machen.

„Man hat ſich,“ ſagt einer aus der Menge, [2] „über die „Erklärung des Schreckens nicht vereinigen können; und „in der That enthält ſie in jeder Betrachtung ein Glied zu „viel, welches ſie an ihrer Allgemeinheit hindert und ſie „allzuſehr einſchränkt. Wenn Ariſtoteles durch den Zuſatz „unſers gleichen“ nur bloß die Aehnlichkeit der Menſchheit „verſtanden hat, weil nämlich der Zuſchauer und die han„delnde Perſon beide Menſchen ſind, geſetzt auch, daß ſich „unter ihrem Charakter, ihrer Würde und ihrem Range „ein unendlicher Abſtand befände: ſo war dieſer Zuſatz „überflüſſig, denn er verſtand ſich von ſelbſt. Wenn er „aber die Meinung hatte, daß nur tugendhafte Perſonen, „oder ſolche, die einen vergeblichen Fehler an ſich hätten, „Schrecken erregen könnten: ſo hatte er Unrecht; denn die „Vernunft und die Erfahrung iſt ihm ſodann entgegen. „Das Schrecken entſpringt unſtreitig aus einem Gefühl der „Menſchlichkeit: denn jeder Menſch iſt ihm unterworfen, „und jeder Menſch erſchüttert ſich, vermöge dieſes Gefühls, „bei dem widrigen Zufalle eines andern Menſchen. Es iſt „wohl möglich, daß irgend jemand einfallen könnte, dieſes „von ſich zu läugnen; allein dieſes würde allemal eine Ver„läugnung ſeiner natürlichen Empfindungen, und alſo eine „bloße Prahlerei aus verderbten Grundſätzen, und kein

[1] Im 13. Kapitel der Dichtkunſt.

[2] Hr. S. in der Vorrede zu ſ. komiſchen Theater, S. 35.

„Einwurf ſeyn. — Wenn nun auch einer laſterhaften Per„ſon, auf die wir eben unſere Aufmerkſamkeit wenden, „unvermuthet ein widriger Zufall zuſtößt, ſo verlieren wir „den Laſterhaften aus dem Geſichte, und ſehen bloß den „Menſchen. Der Anblick des menſchlichen Elends über„haupt macht uns traurig, und die plötzliche, traurige Em„pfindung, die wir ſodann haben, iſt das Schrecken.“

Ganz recht, aber nur nicht an der rechten Stelle! Denn was ſagt dieſes wider den Ariſtoteles? Nichts. Ariſtoteles denkt an dieſes Schrecken nicht, wenn er von der Furcht redet, in die uns nur das Unglück unſers gleichen ſetzen könne. Dieſes Schrecken, welches uns bei der plötzlichen Erblickung eines Leidens befällt, das einem andern bevorſteht, iſt ein mitleidiges Schrecken und alſo ſchon unter dem Mitleide begriffen. Ariſtoteles würde nicht ſagen Mitleiden und Furcht, wenn er unter der Furcht weiter nichts als eine bloße Modification des Mitleids verſtünde.

„Das Mitleid,“ ſagt der Verfaſſer der Briefe über die Empfindungen, [1] „iſt eine vermiſchte Empfindung, die aus „der Liebe zu einem Gegenſtande und aus der Unluſt über „deſſen Unglück zuſammengeſetzt iſt. Die Bewegungen, „durch welche ſich das Mitleid zu erkennen giebt, ſind von „den einfachen Symptomen der Liebe ſowohl als der Un„luſt unterſchieden, denn das Mitleid iſt eine Erſcheinung. „Aber wie vielerlei kann dieſe Erſcheinung werden! Man „ändre nur in dem bedauerten Unglück die einzige Beſtim„mung der Zeit: ſo wird ſich das Mitleiden durch ganz „andere Kennzeichen zu erkennen geben. Mit der Elektra, „die über die Urne ihres Bruders weint, empfinden wir „ein mitleidiges Trauern, denn ſie hält das Unglück für „geſchehen und bejammert ihren gehabten Verluſt. Was „wir bei den Schmerzen des Philoktets fühlen, iſt gleichfalls „Mitleiden, aber von einer etwas andern Natur; denn „die Qual, die dieſer Tugendhafte auszuſtehen hat, iſt ge„genwärtig und überfällt ihn vor unſern Augen. Wenn „aber Oedip ſich entſetzt, indem das große Geheimniß ſich „plötzlich entwickelt; wenn Monime erſchrickt, als ſie den „eiferſüchtigen Mithridates ſich entfärben ſieht; wenn die „tugendhafte Desdemona ſich fürchtet, da ſie ihren ſonſt „zärtlichen Othello ſo drohend mit ihr reden hört: was „empfinden wir da? Immer noch Mitleiden! Aber mit„leidiges Entſetzen, mitleidige Furcht, mitleidiges Schrecken. „Die Bewegungen ſind verſchieden, allein das Weſen „der Empfindungen iſt in allen dieſen Fällen einerlei. „Denn, da jede Liebe mit der Bereitwilligkeit verbunden „iſt, uns an die Stelle des Geliebten zu ſetzen; ſo müſſen „wir alle Arten von Leiden mit der geliebten Perſon thei„len, welches man ſehr nachdrücklich Mitleiden nennt. „Warum ſollten alſo nicht auch Furcht, Schrecken, Zorn, „Eiferſucht, Rachbegier und überhaupt alle Arten von un„angenehmen Empfindungen, ſogar den Neid nicht aus„genommen, aus Mitleiden entſtehen können? — Man „ſieht hieraus, wie gar ungeſchickt der größte Theil der „Kunſtrichter die tragiſchen Leidenſchaften in Schrecken und „Mitleiden eintheilt. Schrecken und Mitleiden! Iſt denn „das theatraliſche Schrecken kein Mitleiden? Für wen er„ſchrickt der Zuſchauer, wenn Merope auf ihren eigenen „Sohn den Dolch zieht? Gewiß nicht für ſich, ſondern für „den Aegiſth, deſſen Erhaltung man ſo ſehr wünſcht und für „die betrogene Königin, die ihn für den Mörder ihres „Sohnes anſieht. Wollen wir aber nur die Unluſt über „das gegenwärtige Uebel eines Andern Mitleiden nennen: „ſo müſſen wir nicht nur das Schrecken, ſondern alle „übrigen Leidenſchaften, die uns von einem andern mit„getheilt werden, von dem eigentlichen Mitleiden unter„ſcheiden.“ —

[1] Philoſophiſche Schriften des Hrn. Moſes Mendelsſohn, zweiter Theil, S. 4.

Fünfundſiebzigſtes Stück.

Den 19. Januar 1768.

Dieſe Gedanken ſind ſo richtig, ſo klar, ſo einleuchtend, daß uns dünkt, ein jeder hätte ſie haben können und haben müſſen. Gleichwohl will ich die ſcharfſinnigen Bemerkungen des neuen Philoſophen dem alten nicht unterſchieben; ich kenne jenes Verdienſt um die Lehre von den vermiſchten Empfindungen zu wohl; die wahre Theorie derſelben haben wir nur ihm zu danken. Aber was er ſo vortrefflich auseinandergeſetzt hat, das kann doch Ariſtoteles im Ganzen ungefähr empfunden haben; wenigſtens iſt es unläugbar, daß Ariſtoteles entweder muß geglaubt haben, die Tragödie könne und ſolle nichts als das eigentliche Mitleid, nichts als die Unluſt über das gegenwärtige Uebel eines andern erwecken, welches ihm ſchwerlich zuzutrauen; oder er hat alle Leidenſchaften überhaupt, die uns von einem andern mitgetheilt werden, unter dem Worte Mitleid begriffen.

Denn er, Ariſtoteles, iſt es gewiß nicht, der die mit Recht getadelte Eintheilung der tragiſchen Leidenſchaften in Mitleid und Schrecken gemacht hat. Man hat ihn falſch verſtanden, falſch überſetzt. Er ſpricht von Mitleid und Furcht, nicht von Mitleid und Schrecken; und ſeine Furcht iſt durchaus nicht die Furcht, welche uns das bevorſtehende Uebel eines andern für dieſen andern erweckt, ſondern es iſt die Furcht, welche aus unſerer Aehnlichkeit mit der leidenden Perſon für uns ſelbſt entſpringt; es iſt die Furcht, daß die Unglücksfälle, die wir über dieſe verhängt ſehen, uns ſelbſt treffen können; es iſt die Furcht, daß wir der bemitleidete Gegenſtand ſelbſt werden können. Mit einem Worte: dieſe Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid.

Ariſtoteles will überall aus ſich ſelbſt erklärt werden. Wer uns einen neuen Commentar über ſeine Dichtkunſt liefern will, welcher den Dacierſchen weit hinter ſich läßt, dem rathe ich, vor allen Dingen die Werke des Philoſophen vom Anfange bis zum Ende zu leſen. Er wird Aufſchlüſſe für die Dichtkunſt finden, wo er ſich deren am wenigſten

vermuthet; beſonders muß er die Bücher der Rhetorik und Moral ſtudiren. Man ſollte zwar denken, dieſe Aufſchlüſſe müßten die Scholaſtiker, welche die Schriften des Ariſtoteles an den Fingern wußten, längſt gefunden haben. Doch die Dichtkunſt war gerade diejenige von ſeinen Schriften, um die ſie ſich am wenigſten bekümmerten. Dabei fehlten ihnen andere Kenntniſſe, ohne welche jene Aufſchlüſſe wenigſtens nicht fruchtbar werden konnten; ſie kannten das Theater und die Meiſterſtücke deſſelben nicht.

Die authentiſche Erklärung dieſer Furcht, welche Ariſtoteles dem tragiſchen Mitleid beifügt, findet ſich in dem fünften und achten Capitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik. Es war gar nicht ſchwer, ſich dieſer Capitel zu erinnern; gleichwohl hat ſich vielleicht keiner ſeiner Ausleger ihrer erinnert, wenigſtens hat keiner den Gebrauch davon gemacht, der ſich davon machen läßt. Denn auch die, welche ohne ſie einſahen, daß dieſe Furcht nicht das mitleidige Schrecken ſey, hätten noch ein wichtiges Stück aus ihnen zu lernen gehabt: die Urſache nämlich, warum der Stagirit dem Mitleid hier die Furcht, und warum nur die Furcht, warum keine andere Leidenſchaft, und warum nicht mehrere Leidenſchaften, beigeſellt habe. Von dieſer Urſache wiſſen ſie nichts, und ich möchte wohl hören, was ſie aus ihrem Kopfe antworten würden, wenn man ſie fragte: warum z. E. die Tragödie nicht eben ſo wohl Mitleid und Bewunderung, als Mitleid und Furcht, erregen könne und dürfe?

Es beruht aber alles auf dem Begriffe, den ſich Ariſtoteles von dem Mitleid gemacht hat. Er glaubte nämlich, daß das Uebel, welches der Gegenſtand unſers Mitleidens werden ſolle, nothwendig von der Beſchaffenheit ſeyn müſſe, daß wir es auch für uns ſelbſt oder für eines von den Unſrigen zu befürchten hätten. Wo dieſe Furcht nicht ſey, könne auch kein Mitleiden Statt finden. Denn weder der, den das Unglück ſo tief herabgedrückt habe, daß er weiter nichts für ſich zu fürchten ſähe, noch der, welcher ſich ſo vollkommen glücklich glaube, daß er gar nicht begreife, woher ihm ein Unglück zuſtoßen könne, weder der Verzweifelnde noch der Uebermüthige pflege mit Andern Mitleid zu haben. Er erklärte daher auch das Fürchterliche und das Mitleidswürdige, eines durch das andere. Alles das, ſagt er, iſt uns fürchterlich, was, wenn es einem andern begegnet wäre oder begegnen ſollte, unſer Mitleid erwecken würde: [1] und alles das finden wir mitleidswürdig, was wir fürchten würden, wenn es uns ſelbſt bevorſtünde. Nicht genug alſo, daß der Unglückliche, mit dem wir Mitleiden haben ſollen, ſein Unglück nicht verdiene, ob er es ſich ſchon durch irgend eine Schwachheit zugezogen, ſeine gequälte Unſchuld, oder vielmehr ſeine zu hart heimgeſuchte Schuld, ſey für uns verloren, ſey nicht vermögend, unſer Mitleid zu erregen, wenn wir keine Möglichkeit ſähen, daß uns ſein Leiden auch treffen könne. Dieſe Möglichkeit aber finde ſich alsdann, und könne zu einer großen Wahrſcheinlichkeit erwachſen, wenn ihn der Dichter nicht ſchlimmer mache, als wir gemeiniglich zu ſeyn pflegen, wenn er ihn vollkommen ſo denken und handeln laſſe, als wir in ſeinen Umſtänden würden gedacht und gehandelt haben, oder wenigſtens glauben, daß wir hätten denken und handeln müſſen: kurz, wenn er ihn mit uns von gleichem Schrot und Korne ſchildere. Aus dieſer Gleichheit entſtehe die Furcht, daß unſer Schickſal gar leicht dem ſeinigen eben ſo ähnlich werden könne, als wir ihm zu ſeyn uns ſelbſt fühlen, und dieſe Furcht ſey es, welche das Mitleid gleichſam zur Reife bringe.

So dachte Ariſtoteles von dem Mitleiden und nur hieraus wird die wahre Urſache begreiflich, warum er in der Erklärung der Tragödie, nächſt dem Mitleiden, nur die einzige Furcht nannte. Nicht als ob dieſe Furcht hier eine beſondere von dem Mitleiden unabhängige Leidenſchaft ſey, welche bald mit bald ohne dem Mitleid, ſo wie das Mitleid bald mit bald ohne ihr erregt werden könne; welches die Mißdeutung des Corneille war: ſondern weil, nach ſeiner Erklärung des Mitleids, dieſes die Furcht nothwendig einſchließt; weil nichts unſer Mitleid erregt, als was zugleich unſere Furcht erwecken kann.

Corneille hatte ſeine Stücke ſchon alle geſchrieben, als er ſich hinſetzte, über die Dichtkunſt des Ariſtoteles zu commentiren. [1] Er hatte funfzig Jahre für das Theater gearbeitet, und nach dieſer Erfahrung würde er uns unſtreitig vortreffliche Dinge über den alten dramatiſchen Codex haben ſagen können, wenn er ihn nur auch während der Zeit ſeiner Arbeit fleißiger zu Rathe gezogen hätte. Allein dieſes ſcheint er höchſtens nur in Abſicht auf die mechaniſchen Regeln der Kunſt gethan zu haben. In den weſentlichern ließ er ſich um ihn unbekümmert, und als er am Ende fand, daß er wider ihn verſtoßen, gleichwohl nicht wider ihn verſtoßen haben wollte: ſo ſuchte er ſich durch Auslegungen zu helfen, und ließ ſeinen vorgeblichen Lehrmeiſter Dinge ſagen, an die er offenbar nie gedacht hatte.

Corneille hatte Märtyrer auf die Bühne gebracht, und ſie als die vollkommenſten untadelhafteſten Perſonen geſchildert; er hatte die abſcheulichſten Ungeheuer in dem Pruſias, in dem Phokas, in der Kleopatra aufgeführt: und von beiden Gattungen behauptet Ariſtoteles, daß ſie zur Tragödie unſchicklich wären, weil beide weder Mitleid

[1] Ὡς δ' ἁπλως εἰπειν, φοβερα ἐστιν, ὅσα ἐφ' ἑτερων γιγνομενα, ἢ μελλοντα, ἐλεεινα ἐστιν. Ich weiß nicht, was dem Aemilius Portus (in ſeiner Ausgabe der Rhetorik, Spirae 1598) eingekommen iſt, dieſes zu überſetzen: Denique ut simpliciter loquar, formidabilia sunt, quaecunque simulac in aliorum potestatem venerunt, vel ventura sunt, miseranda sunt. Es muß ſchlechtweg heißen: quaecunque aliis evenerunt, vel eventura sunt.

[1] Je hazarderai quelque chose sur cinquante ans de travail pour la scène, ſagt er in ſeiner Abhandlung über das Drama. Sein erſtes Stück, Melite, war von 1625, und ſein letztes, Surena, von 1675, welches gerade die funfzig Jahre ausmacht, ſo daß es gewiß iſt, daß er, bei den Auslegungen des Ariſtoteles, auf alle ſeine Stücke ein Auge haben konnte und hatte.

noch Furcht erwecken könnten. Was antwortet Corneille hierauf? Wie fängt er es an, damit bei dieſem Widerſpruche weder ſein Anſehen, noch das Anſehen des Ariſtoteles leiden möge? „O, ſagt er, mit dem Ariſtoteles „können wir uns hier leicht vergleichen.[1] Wir dürfen nur „annehmen, er habe eben nicht behaupten wollen, daß „beide Mittel zugleich, ſowohl Furcht als Mitleid, nöthig „wären, um die Reinigung der Leidenſchaften zu bewirken, „die er zu dem letzten Endzwecke der Tragödie macht: ſondern nach ſeiner Meinung ſey auch eines zureichend. — „Wir können dieſe Erklärung, fährt er fort, aus ihm ſelbſt „bekräftigen, wenn wir die Gründe recht erwägen, welche „er von der Ausſchließung derjenigen Begebenheiten, die „er in den Trauerſpielen mißbilligt, giebt. Er ſagt niemals: dieſes oder jenes ſchickt ſich in die Tragödie nicht, „weil es bloß Mitleiden und keine Furcht erweckt; oder „dieſes iſt daſelbſt unerträglich, weil es bloß die Furcht „erweckt, ohne das Mitleid zu erregen. Nein; ſondern er „verwirft ſie deßwegen, weil ſie, wie er ſagt, weder Mitleid noch Furcht zuwege bringen, und giebt uns dadurch „zu erkennen, daß ſie ihm deßwegen nicht gefallen, weil „ihnen ſowohl das eine als das andere fehlt, und daß er „ihnen ſeinen Beifall nicht verſagen würde, wenn ſie nur „eines von beiden wirkten.“

Sechsundſiebzigſtes Stück.

Den 22. Januar 1768.

Aber das iſt grundfalſch! — Ich kann mich nicht genug wundern, wie Dacier, der doch ſonſt auf die Verdrehungen ziemlich aufmerkſam war, welche Corneille von dem Texte des Ariſtoteles zu ſeinem Beſten zu machen ſuchte, dieſe größte von allen überſehen können. Zwar, wie konnte er ſie nicht überſehen, da es ihm nie einkam, des Philoſophen Erklärung vom Mitleid zu Rathe zu ziehen? — Wie geſagt, es iſt grundfalſch, was ſich Corneille einbildet. Ariſtoteles kann das nicht gemeint haben, oder man müßte glauben, daß er ſeine eigenen Erklärungen vergeſſen können, man müßte glauben, daß er ſich auf die handgreiflichſte Weiſe widerſprechen können. Wenn, nach ſeiner Lehre, kein Uebel eines andern unſer Mitleid erregt, was wir nicht für uns ſelbſt fürchten: ſo konnte er mit keiner Handlung in der Tragödie zufrieden ſeyn, welche nur Mitleid und keine Furcht erregt; denn er hielt die Sache ſelbſt für unmöglich; dergleichen Handlungen exiſtirten ihm nicht; ſondern ſobald ſie unſer Mitleid zu erwecken fähig wären, glaubte er, müßten ſie auch Furcht für uns erwecken; oder vielmehr, nur durch dieſe Furcht erweckten ſie Mitleid. Noch weniger konnte er ſich die Handlung einer Tragödie vorſtellen, welche Furcht für uns erregen könne, ohne zugleich unſer Mitleid zu erwecken: denn er war überzeugt, daß alles, was uns Furcht für uns ſelbſt errege, auch unſer Mitleid erwecken müſſe, ſobald wir andere damit bedroht oder betroffen erblickten; und das iſt eben der Fall der Tragödie, wo wir alle das Uebel, welches wir fürchten, nicht uns, ſondern andern begegnen ſehen.

Es iſt wahr, wenn Ariſtoteles von den Handlungen ſpricht, die ſich in die Tragödie nicht ſchicken, ſo bedient er ſich mehrmalen des Ausdrucks von ihnen, daß ſie *weder* Mitleid *noch* Furcht erwecken. Aber deſto ſchlimmer, wenn ſich Corneille durch dieſes *weder noch* verführen laſſen. Dieſe disjunctive Partikeln involviren nicht immer, was er ſie involviren läßt. Denn wenn wir zwei oder mehrere Dinge von einer Sache durch ſie verneinen, ſo kömmt es darauf an, ob ſich dieſe Dinge eben ſo wohl in der Natur von einander trennen laſſen, als wir ſie in der Abſtraction und durch den ſymboliſchen Ausdruck trennen können, wenn die Sache dem ungeachtet noch beſtehen ſoll, ob ihr ſchon das eine oder das andere von dieſen Dingen fehlt. Wenn wir z. E. von einem Frauenzimmer ſagen, ſie ſey weder ſchön noch witzig: ſo wollen wir allerdings ſagen, wir würden zufrieden ſeyn, wenn ſie auch nur eins von beiden wäre; denn Witz und Schönheit laſſen ſich nicht bloß in Gedanken trennen, ſondern ſie ſind wirklich getrennt. Aber wenn wir ſagen, dieſer Menſch glaubt weder Himmel noch Hölle: wollen wir damit auch ſagen, daß wir zufrieden ſeyn würden, wenn er nur eins von beiden glaubte, wenn er nur den Himmel und keine Hölle, oder nur die Hölle und keinen Himmel glaubte? Gewiß nicht: denn wer das eine glaubt, muß nothwendig auch das andere glauben; Himmel und Hölle, Strafe und Belohnung ſind relativ; wenn das eine iſt, iſt auch das andere. Oder, um mein Exempel aus einer verwandten Kunſt zu nehmen: wenn wir ſagen, dieſes Gemälde taugt nichts, denn es hat weder Zeichnung noch Colorit; wollen wir damit ſagen, daß ein gutes Gemälde ſich mit einem von beiden begnügen könne? — Das iſt ſo klar!

Allein, wie, wenn die Erklärung, welche Ariſtoteles von dem Mitleiden giebt, falſch wäre? Wie, wenn wir auch mit Uebeln und Unglücksfällen Mitleid fühlen könnten, die wir für uns ſelbſt auf keine Weiſe zu beſorgen haben?

Es iſt wahr: es braucht unſerer Furcht nicht, um Unluſt über das phyſikaliſche Uebel eines Gegenſtandes zu empfinden, den wir lieben. Dieſe Unluſt entſteht bloß aus der Vorſtellung der Unvollkommenheit, ſo wie unſere Liebe aus der Vorſtellung der Vollkommenheiten deſſelben; und aus dem Zuſammenfluſſe dieſer Luſt und Unluſt entſpringt die vermiſchte Empfindung, welche wir Mitleid nennen.

Jedoch auch ſonach glaube ich nicht, die Sache des Ariſtoteles nothwendig aufgeben zu müſſen.

Denn, wenn wir auch ſchon, ohne Furcht für uns ſelbſt, Mitleid für andere empfinden können: ſo iſt es doch unſtreitig, daß unſer Mitleid, wenn jene Furcht dazu kömmt, weit lebhafter und ſtärker und anzüglicher wird,

[1] Il est aisé de nous accommoder avec Aristote etc.

als es ohne sie seyn kann. Und was hindert uns, anzunehmen, daß die vermischte Empfindung über das physikalische Uebel eines geliebten Gegenstandes, nur allein durch die dazu kommende Furcht für uns, zu dem Grade erwächst, in welchem sie Affect genannt zu werden verdient?

Aristoteles hat es wirklich angenommen. Er betrachtet das Mitleid nicht nach seinen primitiven Regungen, er betrachtet es bloß als Affect. Ohne jene zu verkennen, verweigert er nur dem Funken den Namen der Flamme. Mitleidige Regungen, ohne Furcht für uns selbst, nennt er Philanthropie, und nur den stärkern Regungen dieser Art, welche mit Furcht für uns selbst verknüpft sind, giebt er den Namen des Mitleids. Also behauptet er zwar, daß das Unglück eines Bösewichts weder unser Mitleid noch unsere Furcht errege: aber er spricht ihm darum nicht alle Rührung ab. Auch der Bösewicht ist noch Mensch, ist noch ein Wesen, das bei allen seinen moralischen Unvollkommenheiten, Vollkommenheiten genug behält, um sein Verderben, seine Zernichtung lieber nicht zu wollen, um bei dieser etwas mitleidähnliches, die Elemente des Mitleids gleichsam, zu empfinden. Aber, wie schon gesagt, diese mitleidähnliche Empfindung nennt er nicht Mitleid, sondern Philanthropie. „Man muß, sagt er, keinen Böse„wicht aus unglücklichen Umständen in glückliche gelangen „lassen; denn das ist das untragischste, was nur seyn „kann; es hat nichts von allem, was es haben sollte; es „erweckt weder Philanthropie, noch Mitleid, noch Furcht. „Auch muß es kein völliger Bösewicht seyn, der aus glück„lichen Umständen in unglückliche verfällt; denn eine der„gleichen Begebenheit kann zwar Philanthropie, aber weder „Mitleid noch Furcht erwecken." Ich kenne nichts kahleres und abgeschmackteres, als die gewöhnlichen Uebersetzungen dieses Wortes Philanthropie. Sie geben nämlich das Adjectivum davon im Lateinischen durch hominibus gratum; im Französischen durch ce que peut faire quelque plaisir; und im Deutschen durch „was Vergnügen machen kann." Der einzige Goulston, so viel ich finde, scheint den Sinn des Philosophen nicht verfehlt zu haben, indem er das φιλανθρωπον durch quod humanitatis sensu tangat übersetzt. Denn allerdings ist unter dieser Philanthropie, auf welche das Unglück auch eines Bösewichts Anspruch macht, nicht die Freude über seine verdiente Bestrafung, sondern das sympathetische Gefühl der Menschlichkeit zu verstehen, welches, trotz der Vorstellung, daß sein Leiden nichts als Verdienst sey, dennoch in dem Augenblicke des Leidens in uns sich für ihn regt. Herr Curtius will zwar diese mitleidigen Regungen für einen unglücklichen Bösewicht nur auf eine gewisse Gattung der ihn treffenden Uebel einschränken. „Solche Zufälle des Laster„haften, sagt er, die weder Schrecken noch Mitleid in uns „wirken, müssen Folgen seines Lasters seyn: denn treffen „sie ihn zufällig, oder wohl gar unschuldig, so behält er „in dem Herzen der Zuschauer die Vorrechte der Menschlichkeit, als welche auch einem unschuldig leidenden Gott„losen ihr Mitleid nicht versagt." Aber er scheint dieses nicht genug überlegt zu haben. Denn auch dann noch, wenn das Unglück, welches den Bösewicht befällt, eine unmittelbare Folge seines Verbrechens ist, können wir uns nicht entwehren, bei dem Anblicke dieses Unglücks mit ihm zu leiden.

„Seht jene Menge," sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, „die sich um einen Verurtheilten „in dichte Haufen drängt. Sie haben alle Greuel vernom„men, die der Lasterhafte begangen; sie haben seinen Wan„del und vielleicht ihn selbst verabscheut. Jetzt schleppt man „ihn entstellt und ohnmächtig auf das entsetzliche Schau„gerüst. Man arbeitet sich durch das Gewühl, man stellt „sich auf die Zehen, man klettert die Dächer hinan, um „die Züge des Todes sein Gesicht entstellen zu sehen. Sein „Urtheil ist gesprochen; sein Henker naht sich ihm; ein „Augenblick wird sein Schicksal entscheiden. Wie sehnlich „wünschen jetzt aller Herzen, daß ihm verziehen würde! „Ihm? dem Gegenstande ihres Abscheues, den sie einen „Augenblick vorher selbst zum Tode verurtheilt haben wür„den? Wodurch wird jetzt ein Strahl der Menschenliebe „wiederum bei ihnen rege? Ist es nicht die Annäherung „der Strafe, der Anblick der entsetzlichsten physikalischen „Uebel, die uns sogar mit einem Ruchlosen gleichsam aus„söhnen und ihm unsere Liebe erwerben? Ohne Liebe könn„ten wir unmöglich mitleidig mit seinem Schicksale seyn."

Und eben diese Liebe, sage ich, die wir gegen unsern Nebenmenschen unter keinerlei Umständen ganz verlieren können, die unter der Asche, mit welcher sie andere stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt, und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Schmerz und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen; eben diese Liebe ist es, welche Aristoteles unter dem Namen der Philanthropie versteht. Wir haben Recht, wenn wir sie mit unter dem Namen des Mitleids begreifen. Aber Aristoteles hatte auch nicht Unrecht, wenn er ihr einen eigenen Namen gab, um sie, wie gesagt, von dem höchsten Grade der mitleidigen Empfindungen, in welchem sie durch die Dazukunft einer wahrscheinlichen Furcht für uns selbst Affect werden, zu unterscheiden.

Siebenundsiebzigstes Stück.

Den 26. Januar 1768.

Einem Einwurfe ist hier noch vorzukommen. Wenn Aristoteles diesen Begriff von dem Affecte des Mitleids hatte, daß er nothwendig mit der Furcht für uns selbst verknüpft seyn müsse: was war es nöthig, der Furcht noch insbesondere zu erwähnen? Das Wort Mitleid schloß sie schon in sich, und es wäre genug gewesen, wenn er bloß gesagt hätte: die Tragödie soll durch Erregung des Mitleids die Reinigung unserer Leidenschaft bewirken. Denn

der Zuſatz der Furcht ſagt nichts mehr, und macht das, was er ſagen ſoll, noch dazu ſchwankend und ungewiß.

Ich antworte: wenn Ariſtoteles uns bloß hätte lehren wollen, welche Leidenſchaften die Tragödie erregen könne und ſolle, ſo würde er ſich den Zuſatz der Furcht allerdings haben erſparen können und ohne Zweifel ſich wirklich erſpart haben; denn nie war ein Philoſoph ein größerer Wortſparer als er. Aber er wollte uns zugleich lehren, welche Leidenſchaften durch die in der Tragödie erregten in uns gereinigt werden ſollten; und in dieſer Abſicht mußte er der Furcht insbeſondere gedenken. Denn obſchon, nach ihm, der Affect des Mitleids weder in noch außer dem Theater ohne Furcht für uns ſelbſt ſeyn kann; ob ſie ſchon ein nothwendiges Ingredienz des Mitleids iſt: ſo gilt dieſes doch nicht auch umgekehrt, und das Mitleid für andere iſt kein Ingredienz der Furcht für uns ſelbſt. Sobald die Tragödie aus iſt, hört unſer Mitleid auf, und nichts bleibt von allen den empfundenen Regungen in uns zurück, als die wahrſcheinliche Furcht, die uns das bemitleidete Uebel für uns ſelbſt ſchöpfen laſſen. Dieſe nehmen wir mit; und ſo wie ſie, als Ingredienz des Mitleids, das Mitleid reinigen helfen, ſo hilft ſie nun auch, als eine für ſich fortdauernde Leidenſchaft, ſich ſelbſt reinigen. Folglich, um anzuzeigen, daß ſie dieſes thun könne und wirklich thue, fand es Ariſtoteles für nöthig, ihrer insbeſondere zu gedenken.

Es iſt unſtreitig, daß Ariſtoteles überhaupt keine ſtrenge logiſche Definition von der Tragödie geben wollen. Denn ohne ſich auf die bloß weſentlichen Eigenſchaften derſelben einzuſchränken, hat er verſchiedene zufällige hineingezogen, weil ſie der damalige Gebrauch nothwendig gemacht hatte. Dieſe indeß abgerechnet und die übrigen Merkmale in einander reducirt, bleibt eine vollkommen genaue Erklärung übrig: die nämlich, daß die Tragödie, mit einem Worte, ein Gedicht iſt, welches Mitleid erregt. Ihrem Geſchlechte nach iſt ſie die Nachahmung einer Handlung; ſo wie die Epopee und die Komödie: ihrer Gattung aber nach die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung. Aus dieſen beiden Begriffen laſſen ſich vollkommen alle ihre Regeln herleiten: und ſogar ihre dramatiſche Form iſt daraus zu beſtimmen.

An dem letztern dürfte man vielleicht zweifeln. Wenigſtens wüßte ich keinen Kunſtrichter zu nennen, dem es nur eingekommen wäre, es zu verſuchen. Sie nehmen alle die dramatiſche Form der Tragödie als etwas Hergebrachtes an, das nun ſo iſt, weil es einmal ſo iſt, und das man ſo läßt, weil man es gut findet. Der einzige Ariſtoteles hat die Urſache ergründet, aber ſie bei ſeiner Erklärung mehr vorausgeſetzt, als deutlich angegeben. „Die Tragödie, „ſagt er, iſt die Nachahmung einer Handlung — die nicht „vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt des Mit„leids und der Furcht die Reinigung dieſer und dergleichen „Leidenſchaften bewirkt.“ So drückt er ſich von Wort zu Wort aus. Wem ſollte hier nicht der ſonderbare Gegenſatz: „nicht vermittelſt der Erzählung, ſondern vermittelſt „des Mitleids und der Furcht,“ befremden? Mitleid und Furcht ſind die Mittel, welche die Tragödie braucht, um ihre Abſicht zu erreichen: und die Erzählung kann ſich nur auf die Art und Weiſe beziehen, ſich dieſer Mittel zu bedienen, oder nicht zu bedienen. Scheint hier alſo Ariſtoteles nicht einen Sprung zu machen? Scheint hier nicht offenbar der eigentliche Gegenſatz der Erzählung, welches die dramatiſche Form iſt, zu fehlen? Was thun aber die Ueberſetzer bei dieſer Lücke? Der eine umgeht ſie ganz behutſam, und der andere füllt ſie, aber nur mit Worten. Alle finden weiter nichts darin, als eine vernachläſſigte Wortfügung, an die ſie ſich nicht halten zu dürfen glauben, wenn ſie nur den Sinn des Philoſophen liefern. Dacier überſetzt: d'une action — qui, sans le secours de la narration, par le moyen de la compassion et de la terreur u. ſ. w.; und Curtius: „einer Handlung, welche nicht durch die Erzählung des Dichters, ſondern (durch Vorſtellung der Handlung ſelbſt) uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigt.“ O, ſehr recht! Beide ſagen, was Ariſtoteles ſagen will, nur daß ſie es nicht ſo ſagen, wie er es ſagt. Gleichwohl iſt auch an dieſem Wie gelegen; denn es iſt wirklich keine bloß vernachläſſigte Wortfügung. Kurz, die Sache iſt dieſe: Ariſtoteles bemerkte, daß das Mitleid nothwendig ein vorhandenes Uebel erfordere; daß wir längſt vergangene oder fern in der Zukunft bevorſtehende Uebel entweder gar nicht, oder doch bei weitem nicht ſo ſtark bemitleiden können, als ein anweſendes; daß es folglich nothwendig ſey, die Handlung, durch welche wir Mitleid erregen wollen, nicht als vergangen, das iſt, nicht in der erzählenden Form, ſondern als gegenwärtig, das iſt, in der dramatiſchen Form, nachzuahmen. Und nur dieſes, daß unſer Mitleid durch die Erzählung wenig oder gar nicht, ſondern faſt einzig und allein durch die gegenwärtige Anſchauung erregt wird, nur dieſes berechtigte ihn, in der Erklärung anſtatt der Form der Sache die Sache gleich ſelbſt zu ſetzen, weil dieſe Sache nur dieſer einzigen Form fähig iſt. Hätte er es für möglich gehalten, daß unſer Mitleid auch durch die Erzählung erregt werden könne: ſo würde es allerdings ein ſehr fehlerhafter Sprung geweſen ſeyn, wenn er geſagt hätte, „nicht durch die Erzählung, ſondern durch Mitleid und Furcht.“ Da er aber überzeugt war, daß Mitleid und Furcht in der Nachahmung nur durch die einzige dramatiſche Form zu erregen ſey: ſo konnte er ſich dieſen Sprung der Kürze wegen erlauben. — Ich verweiſe deßfalls auf das nämliche neunte Kapitel des zweiten Buchs ſeiner Rhetorik. [1]

[1] *Επει δ' εγγυς φαινομενα τα παθη, ἐλεεινα εἰσι, τα δε μυριοζον ἐτος γενομενα, ἡ εσομενα, οὐτ' ἐλπιζοντες, οὐτε μεμνημενοι, ἡ ὁλως οὐκ ἐλεουσιν, ἡ οὐχ ὁμοιως ἀναγκη τους συναπεργαζομενους σχημασι και φωναις, και ἐσθητι, και ὁλως τη ὑποκρισει, ἐλλεεινοτερους εἰναι.*

Was endlich den moraliſchen Endzweck anbelangt, welchen Ariſtoteles der Tragödie giebt, und den er mit in die Erklärung derſelben bringen zu müſſen glaubte, ſo iſt bekannt, wie ſehr beſonders in den neuern Zeiten darüber geſtritten worden. Ich getraue mich aber zu erweiſen, daß alle, die ſich dawider erklärt, den Ariſtoteles nicht verſtanden haben. Sie haben ihm alle ihre eigene Gedanken untergeſchoben, ehe ſie gewiß wußten, welches ſeine wären. Sie beſtreiten Grillen, die ſie ſelbſt gefangen, und bilden ſich ein, wie unwiderſprechlich ſie den Philoſophen widerlegen, indem ſie ihr eigenes Hirngeſpinnſte zu Schanden machen. Ich kann mich in die nähere Erörterung dieſer Sache hier nicht einlaſſen. Damit ich jedoch nicht ganz ohne Beweis zu ſprechen ſcheine, will ich zwei Anmerkungen machen.

1. Sie laſſen den Ariſtoteles ſagen, „die Tragödie ſolle uns vermittelſt des Schreckens und Mitleids von den Fehlern der vorgeſtellten Leidenſchaften reinigen.“ Der vorgeſtellten? Alſo, wenn der Held durch Neugierde, oder Ehrgeiz, oder Liebe, oder Zorn, unglücklich wird: ſo iſt es unſere Neugierde, unſer Ehrgeiz, unſere Liebe, unſer Zorn, welchen die Tragödie reinigen ſoll? Das iſt dem Ariſtoteles nie in den Sinn gekommen. Und ſo haben die Herren gut ſtreiten; ihre Einbildung verwandelt Windmühlen in Rieſen; ſie jagen in der gewiſſen Hoffnung des Sieges darauf los, und kehren ſich an keinen Sancho, der weiter nichts als geſunden Menſchenverſtand hat, und ihnen auf ſeinem bedächtlichern Pferde hinten nach ruft, ſich nicht zu übereilen und doch nur erſt die Augen recht aufzuſperren. *Των τοιουτων παθηματων*, ſagt Ariſtoteles; und das heißt nicht, der vorgeſtellten Leidenſchaften; das hätten ſie überſetzen müſſen durch dieſer und dergleichen oder der erweckten Leidenſchaften. Das *τοιουτων* bezieht ſich lediglich auf das vorhergehende Mitleid und Furcht; die Tragödie ſoll unſer Mitleid und unſere Furcht erregen, bloß um dieſe und dergleichen Leidenſchaften, nicht aber alle Leidenſchaften ohne Unterſchied zu reinigen. Er ſagt aber *τοιουτων* und nicht *τουτων*; er ſagt dieſer und dergleichen, und nicht bloß dieſer: um anzuzeigen, daß er unter dem Mitleid nicht bloß das eigentlich ſogenannte Mitleid, ſondern überhaupt alle philanthropiſche Empfindungen, ſo wie unter der Furcht nicht bloß die Unluſt über ein uns bevorſtehendes Uebel, ſondern auch jede damit verwandte Unluſt, auch die Unluſt über ein gegenwärtiges, auch die Unluſt über ein vergangenes Uebel, Betrübniß und Gram, verſtehe. In dieſem ganzen Umfange ſoll das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, unſer Mitleid und unſere Furcht reinigen; aber auch nur dieſe reinigen und keine andere Leidenſchaften. Zwar können ſich in der Tragödie auch zur Reinigung der andern Leidenſchaften nützliche Lehren und Beiſpiele finden; doch ſind dieſe nicht ihre Abſicht; dieſe hat ſie mit der Epopee und Komödie gemein, in ſo fern ſie ein Gedicht, die Nachahmung einer Handlung überhaupt iſt, nicht aber in ſo fern ſie Tragödie, die Nachahmung einer mitleidswürdigen Handlung insbeſondere iſt. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie: es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern; wenigſtens nicht jedes ſo vollkommen, wie das andere; was aber jede am vollkommenſten beſſern kann, worin es ihr keine andere Gattung gleich zu thun vermag, das allein iſt ihre eigentliche Beſtimmung.

Achtundſiebzigſtes Stück.

Den 29. Januar 1768.

2. Da die Gegner des Ariſtoteles nicht in Acht nahmen, was für Leidenſchaften er eigentlich durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie in uns gereinigt haben wollte: ſo war es natürlich, daß ſie ſich auch mit der Reinigung ſelbſt irren mußten. Ariſtoteles verſpricht am Ende ſeiner Politik, wo er von der Reinigung der Leidenſchaften durch die Muſik redet, von dieſer Reinigung in ſeiner Dichtkunſt weitläuftiger zu handeln. „Weil man aber, ſagt Cor„neille, ganz und gar nichts von dieſer Materie darin „findet, ſo iſt der größte Theil ſeiner Ausleger auf die Ge„danken gerathen, daß ſie nicht ganz auf uns gekommen „ſey.“ Gar nichts? Ich meines Theils glaube, auch ſchon in dem, was uns von ſeiner Dichtkunſt noch übrig, es mag viel oder wenig ſeyn, alles zu finden, was er einem, der mit ſeiner Philoſophie ſonſt nicht ganz unbekannt iſt, über dieſe Sache zu ſagen für nöthig halten konnte. Corneille ſelbſt bemerkte eine Stelle, die uns, nach ſeiner Meinung, Licht genug geben könne, die Art und Weiſe zu entdecken, auf welche die Reinigung der Leidenſchaften in der Tragödie geſchehe: nämlich die, wo Ariſtoteles ſagt, „das Mitleid verlange einen, der unverdient leide, und die Furcht einen unſers gleichen.“ Dieſe Stelle iſt auch wirklich ſehr wichtig, nur daß Corneille einen falſchen Gebrauch davon machte, und nicht wohl anders als machen konnte, weil er einmal die Reinigung der Leidenſchaften überhaupt im Kopfe hatte. „Das Mitleid mit dem Unglücke, ſagt er, von welchem wir „unſers gleichen befallen ſehen, erweckt in uns die Furcht, „daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne; dieſe Furcht „erweckt die Begierde, ihm auszuweichen; und dieſe Be„gierde ein Beſtreben, die Leidenſchaft, durch welche die „Perſon, die wir bedauern, ſich ihr Unglück vor unſern „Augen zuzieht, zu reinigen, zu mäßigen, zu beſſern, ja „gar auszurotten; indem einem jeden die Vernunft ſagt, „daß man die Urſache abſchneiden müſſe, wenn man die „Wirkung vermeiden wolle.“ Aber dieſes Raiſonnement, welches die Furcht bloß zum Werkzeuge macht, durch welches das Mitleid die Reinigung der Leidenſchaften bewirkt, iſt falſch und kann unmöglich die Meinung des Ariſtoteles ſeyn; weil ſonach die Tragödie gerade alle Leidenſchaften reinigen könnte, nur nicht die zwei, die Ariſtoteles ausdrücklich durch ſie gereinigt wiſſen will. Sie könnte unſern Zorn,

unſere Neugierde, unſern Neid, unſern Ehrgeiz, unſern Haß und unſere Liebe reinigen, ſo wie es die eine oder die andere Leidenſchaft iſt, durch die ſich die bemitleidete Perſon ihr Unglück zugezogen. Nur unſer Mitleid und unſere Furcht müßte ſie ungereinigt laſſen. Denn Mitleid und Furcht ſind die Leidenſchaften, die in der Tragödie wir, nicht aber die handelnden Perſonen empfinden; ſind die Leidenſchaften, durch welche die handelnden Perſonen uns rühren, nicht aber die, durch welche ſie ſich ſelbſt ihre Unfälle zuziehen. Es kann ein Stück geben, in welchem ſie beides ſind: das weiß ich wohl. Aber noch kenne ich kein ſolches Stück: ein Stück nämlich, in welchem ſich die bemitleidete Perſon durch ein übelverſtandenes Mitleid, oder durch eine übelverſtandene Furcht ins Unglück ſtürze. Gleichwohl würde dieſes Stück das einzige ſeyn, in welchem, ſo wie es Corneille verſteht, das geſchehe, was Ariſtoteles will, daß es in allen Tragödien geſchehen ſoll: und auch in dieſem einzigen würde es nicht auf die Art geſchehen, auf die es dieſer verlangt. Dieſes einzige Stück würde gleichſam der Punct ſeyn, in welchem zwei gegen einander ſich neigende gerade Linien zuſammentreffen, um ſich in alle Unendlichkeit nicht wieder zu begegnen. — So gar ſehr konnte Dacier den Sinn des Ariſtoteles nicht verfehlen. Er war verbunden, auf die Worte ſeines Autors aufmerkſamer zu ſeyn, und dieſe beſagen es zu poſitiv, daß unſer Mitleid und unſere Furcht durch das Mitleid und die Furcht der Tragödie gereinigt werden ſollen. Weil er aber ohne Zweifel glaubte, daß der Nutzen der Tragödie ſehr gering ſeyn würde, wenn er bloß hierauf eingeſchränkt wäre: ſo ließ er ſich verleiten, nach der Erklärung des Corneille, ihr die ebenmäßige Reinigung auch aller übrigen Leidenſchaften beizulegen. Wie nun Corneille dieſe für ſein Theil läugnete, und in Beiſpielen zeigte, daß ſie mehr ein ſchöner Gedanke, als eine Sache ſey, die gewöhnlicher Weiſe zur Wirklichkeit gelange: ſo mußte er ſich mit ihm in dieſe Beiſpiele ſelbſt einlaſſen, wo er ſich denn ſo in der Enge fand, daß er die gewaltſamſten Drehungen und Wendungen machen mußte, um ſeinen Ariſtoteles mit ſich durchzubringen. Ich ſage, ſeinen Ariſtoteles: denn der rechte iſt weit entfernt, ſolcher Drehungen und Wendungen zu bedürfen. Dieſer, um es abermals und abermals zu ſagen, hat an keine andere Leidenſchaften gedacht, welche das Mitleid und die Furcht der Tragödie reinigen ſolle, als an unſer Mitleid und unſere Furcht ſelbſt; und es iſt ihm ſehr gleichgültig, ob die Tragödie zu Reinigung der übrigen Leidenſchaften viel oder wenig beiträgt. An jene Reinigung hätte ſich Dacier allein halten ſollen: aber freilich hätte er ſodann auch einen vollſtändigern Begriff damit verbinden müſſen. „Wie die Tragödie, ſagt er, Mitleid und Furcht „errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen, das iſt nicht „ſchwer zu erklären. Sie erregt ſie, indem ſie uns das „Unglück vor Augen ſtellt, in das unſers gleichen durch „nicht vorſetzliche Fehler gefallen ſind; und ſie reinigt ſie, „indem ſie uns mit dieſem nämlichen Unglücke bekannt „macht, und uns dadurch lehrt, es weder allzuſehr zu fürch„ten, noch allzuſehr davon gerührt zu werden, wenn es „uns wirklich ſelbſt treffen ſollte. — Sie bereitet die Men„ſchen, die allerwidrigſten Zufälle muthig zu ertragen, und „macht die Allerelendeſten geneigt, ſich für glücklich zu hal„ten, indem ſie ihre Unglücksfälle mit weit größern ver„gleichen, die ihnen die Tragödie vorſtellt. Denn in welchen „Umſtänden kann ſich wohl ein Menſch finden, der bei Er„blickung eines Oedips, eines Philoktets, eines Oreſts nicht „erkennen müßte, daß alle Uebel, die er zu erdulden, gegen „die, welche dieſe Männer erdulden müſſen, gar nicht in „Vergleichung kommen?“ Nun das iſt wahr; dieſe Erklärung kann dem Dacier nicht viel Kopfbrechens gemacht haben. Er fand ſie faſt mit den nämlichen Worten bei einem Stoiker, der immer ein Auge auf die Apathie hatte. Ohne ihm indeß einzuwenden, daß das Gefühl unſers eigenen Elendes nicht viel Mitleid neben ſich duldet; daß folglich bei dem Elenden, deſſen Mitleid nicht zu erregen iſt, die Reinigung oder Linderung ſeiner Betrübniß durch das Mitleid nicht erfolgen kann: will ich ihm alles, ſo wie er es ſagt, gelten laſſen. Nur fragen muß ich: wie viel er nun damit geſagt? Ob er im geringſten mehr damit geſagt, als, daß das Mitleid unſere Furcht reinige? Gewiß nicht: und das wäre doch nur kaum der vierte Theil der Forderung des Ariſtoteles. Denn wenn Ariſtoteles behauptet, daß die Tragödie Mitleid und Furcht errege, um Mitleid und Furcht zu reinigen: wer ſieht nicht, daß dieſes weit mehr ſagt, als Dacier zu erklären für gut befunden? Denn nach den verſchiedenen Combinationen der hier vorkommenden Begriffe, muß der, welcher den Sinn des Ariſtoteles ganz erſchöpfen will, ſtückweiſe zeigen: 1. wie das tragiſche Mitleid unſer Mitleid, 2. wie die tragiſche Furcht unſere Furcht, 3. wie das tragiſche Mitleid unſere Furcht, und 4. wie die tragiſche Furcht unſer Mitleid reinigen könne und wirklich reinige. Dacier aber hat ſich nur an den dritten Punct gehalten, und auch dieſen nur ſehr ſchlecht, und auch dieſen nur zur Hälfte erläutert. Denn wer ſich um einen richtigen und vollſtändigen Begriff von der Ariſtoteliſchen Reinigung der Leidenſchaften bemüht hat, wird finden, daß jeder von jenen vier Puncten einen doppelten Fall in ſich ſchließt. Da nämlich, es kurz zu ſagen, dieſe Reinigung in nichts anderem beruht, als in der Verwandlung der Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten, bei jeder Tugend aber, nach unſerm Philoſophen, ſich dieſſeits und jenſeits ein Extrem findet, zwiſchen welchem ſie inne ſteht: ſo muß die Tragödie, wenn ſie unſer Mitleid in Tugend verwandeln ſoll, uns von beiden Extremen des Mitleids zu reinigen vermögend ſeyn; welches auch von der Furcht zu verſtehen. Das tragiſche Mitleid muß nicht allein in Anſehung des Mitleids die Seele desjenigen reinigen, welcher zu viel Mitleid fühlet, ſondern auch desjenigen, welcher zu wenig empfindet. Die tragiſche Furcht

muß nicht allein, in Anſehung der Furcht, die Seele desjenigen reinigen, welcher ſich ganz und gar keines Unglücks befürchtet, ſondern auch desjenigen, den ein jedes Unglück, auch das entfernteſte, auch das unwahrſcheinlichſte, in Angſt ſetzt. Gleichfalls muß das tragiſche Mitleid in Anſehung der Furcht dem, was zu viel, und dem, was zu wenig, ſteuern; ſo wie hinwiederum die tragiſche Furcht in Anſehung des Mitleids. Dacier aber, wie geſagt, hat nur gezeigt, wie das tragiſche Mitleid unſere allzugroße Furcht mäßige; und noch nicht einmal, wie es dem gänzlichen Mangel derſelben abhelfe, oder ſie in dem, welcher allzu wenig von ihr empfindet, zu einem heilſamern Grade erhöhe; geſchweige, daß er auch das Uebrige ſollte gezeigt haben. Die nach ihm gekommen, haben, was er unterlaſſen, auch im geringſten nicht ergänzt; aber wohl ſonſt, um nach ihrer Meinung den Nutzen der Tragödie völlig außer Streit zu ſetzen, Dinge dahin gezogen, die dem Gedichte überhaupt, aber keineswegs der Tragödie als Tragödie insbeſondere zukommen; z. E. daß ſie die Triebe der Menſchlichkeit nähren und ſtärken; daß ſie Liebe zur Tugend und Haß gegen das Laſter wirken ſolle u. ſ. w.[1] Lieber! welches Gedicht ſollte das nicht? Soll es aber ein jedes: ſo kann es nicht das unterſcheidende Kennzeichen der Tragödie ſeyn; ſo kann es nicht das ſeyn, was wir ſuchten.

Neunundſiebzigſtes Stück.

Den 2. Februar 1768.

Und nun wieder auf unſern Richard zu kommen. — Richard alſo erweckt eben ſo wenig Schrecken, als Mitleid: weder Schrecken in dem gemißbrauchten Verſtande für die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids, noch in dem eigentlichen Verſtande des Ariſtoteles für heilſame Furcht, daß uns ein ähnliches Unglück treffen könne. Denn wenn er dieſe erregte, würde er auch Mitleid erregen; ſo gewiß er hinwiederum Furcht erregen würde, wenn wir ihn unſers Mitleids nur im geringſten würdig fänden. Aber er iſt ſo ein abſcheulicher Kerl, ſo ein eingefleiſchter Teufel, in dem wir ſo völlig keinen einzigen ähnlichen Zug mit uns ſelbſt finden, daß ich glaube, wir könnten ihn vor unſern Augen den Martern der Hölle übergeben ſehen, ohne das geringſte für ihn zu empfinden, ohne im geringſten zu fürchten, daß wenn ſolche Strafe nur auf ſolche Verbrechen folge, ſie auch unſrer erwarte. Und was iſt endlich das Unglück, die Strafe, die ihn trifft? Nach ſo vielen Miſſethaten, die wir mit anſehen müſſen, hören wir, daß er mit dem Degen in der Fauſt geſtorben. Als der Königin dieſes erzählt wird, läßt ſie der Dichter ſagen:

Dieß iſt etwas! —

Ich habe mich nie enthalten können, bei mir nachzuſprechen: nein, das iſt gar nichts! Wie mancher gute König iſt ſo geblieben, indem er ſeine Krone wider einen mächtigen Rebellen behaupten wollen? Richard ſtirbt doch als ein Mann auf dem Bette der Ehre. Und ſo ein Tod ſollte mich für den Unwillen ſchadlos halten, den ich das ganze Stück durch über den Triumph ſeiner Bosheiten empfunden? (Ich glaube, die griechiſche Sprache iſt die einzige, welche ein eigenes Wort hat, dieſen Unwillen über das Glück eines Böſewichts auszudrücken: νεμεσις, νεμεσαν.[1]) Sein Tod ſelbſt, welcher wenigſtens meine Gerechtigkeitsliebe befriedigen ſollte, unterhält noch meine Nemeſis. Du biſt wohlfeil weggekommen! denke ich: aber gut, daß es noch eine andere Gerechtigkeit giebt, als die poetiſche!

Man wird vielleicht ſagen: nun wohl! wir wollen den Richard aufgeben; das Stück heißt zwar nach ihm, aber er iſt darum nicht der Held deſſelben, nicht die Perſon, durch welche die Abſicht der Tragödie erreicht wird: er hat nur das Mittel ſeyn ſollen, unſer Mitleid für andere zu erregen. Die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, erregen dieſe nicht Mitleid? —

Um allem Wortſtreite auszuweichen: ja. Aber was iſt es für eine fremde, herbe Empfindung, die ſich in mein Mitleid für dieſe Perſonen miſcht? die da macht, daß ich mir dieſes Mitleid erſparen zu können wünſchte? Das wünſche ich mir bei dem tragiſchen Mitleid doch ſonſt nicht; ich verweile gern dabei, und danke dem Dichter für eine ſo ſüße Qual.

Ariſtoteles hat es wohl geſagt, und das wird es ganz gewiß ſeyn! Er ſpricht von einem μιαρον, von einem Gräßlichen, das ſich bei dem Unglücke ganz guter, ganz unſchuldiger Perſonen finde. Und ſind nicht die Königin, Eliſabeth, die Prinzen, vollkommen ſolche Perſonen? Was haben ſie gethan? wodurch haben ſie es ſich zugezogen, daß ſie in den Klauen dieſer Beſtie ſind? Iſt es ihre Schuld, daß ſie ein näheres Recht auf den Thron haben, als er? Beſonders die kleinen wimmernden Schlachtopfer, die noch kaum rechts und links unterſcheiden können! Wer wird läugnen, daß ſie unſern ganzen Jammer verdienen? Aber iſt dieſer Jammer, der mich mit Schaudern an die Schickſale der Menſchen denken läßt, dem Murren wider die Vorſehung ſich zugeſellt, und Verzweiflung von weitem nachſchleicht, iſt dieſer Jammer — ich will nicht fragen, Mitleid? — Er heiße wie er wolle — Aber iſt er das, was eine nachahmende Kunſt erwecken ſollte?

Man ſage nicht: erweckt ihn doch die Geſchichte; gründet er ſich doch auf etwas, das wirklich geſchehen iſt. — Das wirklich geſchehen iſt? es ſey: ſo wird es ſeinen guten Grund in dem ewigen unendlichen Zuſammenhange aller Dinge haben. In dieſem iſt Weisheit und Güte, was uns in den wenigen Gliedern, die der Dichter herausnimmt, blindes Geſchick und Grauſamkeit ſcheint. Aus dieſen wenigen Gliedern ſollte er ein Ganzes machen, das völlig ſich rundet, wo eines aus dem andern ſich völlig erklärt, wo keine

[1] Hr. Curtius in ſeiner Abhandlung von der Abſicht des Trauerſpiels, hinter der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt.

[1] Arist. Rhet. Lib. II. Cap. 9.

Schwierigkeit aufſtößt, derentwegen wir die Befriedigung nicht in ſeinem Plane finden, ſondern ſie außer ihm, in dem allgemeinen Plane der Dinge ſuchen müſſen; das Ganze dieſes ſterblichen Schöpfers ſollte ein Schattenriß von dem Ganzen des ewigen Schöpfers ſeyn; ſollte uns an den Gedanken gewöhnen, wie ſich in ihm alles zum Beſten auflöſe, werde es auch in jenem geſchehen; und er vergißt dieſe ſeine edelſte Beſtimmung ſo ſehr, daß er die unbegreiflichen Wege der Vorſicht mit in ſeinen kleinen Zirkel flicht, und gefliſſentlich unſern Schauder darüber erregt? — O verſchont uns damit, ihr, die ihr unſer Herz in eurer Gewalt habt! Wozu dieſe traurige Empfindung? Uns Unterwerfung zu lehren? Dieſe kann uns nur die kalte Vernunft lehren; und wenn die Lehre der Vernunft in uns bekleiben ſoll, wenn wir, bei unſerer Unterwerfung, noch Vertrauen und fröhlichen Muth behalten ſollen, ſo iſt es höchſt nöthig, daß wir an die verwirrenden Beiſpiele ſolcher unverdienten ſchrecklichen Verhängniſſe ſo wenig als möglich erinnert werden. Weg mit ihnen von der Bühne! Weg, wenn es ſeyn könnte, aus allen Büchern mit ihnen!

Wenn nun aber der Perſonen des Richards keine einzige die erforderlichen Eigenſchaften hat, die ſie haben müßten, falls er wirklich das ſeyn ſollte, was er heißt: wodurch iſt er gleichwohl ein ſo intereſſantes Stück geworden, wofür ihn unſer Publicum hält? Wenn er nicht Mitleid und Furcht erregt: was iſt denn ſeine Wirkung? Wirkung muß er doch haben, und hat ſie. Und wenn er Wirkung hat: iſt es nicht gleichviel, ob er dieſe oder ob er jene hat? Wenn er die Zuſchauer beſchäftigt, wenn er ſie vergnügt: was will man denn mehr? Müſſen ſie denn nothwendig nur nach den Regeln des Ariſtoteles beſchäftigt und vergnügt werden?

Das klingt ſo unrecht nicht; aber es iſt darauf zu antworten. Ueberhaupt, wenn Richard ſchon keine Tragödie wäre, ſo bleibt er doch ein dramatiſches Gedicht; wenn ihm ſchon die Schönheiten der Tragödie mangelten, ſo könnte er doch ſonſt Schönheiten haben. Poeſie des Ausdrucks, Bilder, Tiraden, kühne Geſinnungen, einen feurigen hinreißenden Dialog, glückliche Veranlaſſungen für den Acteur, den ganzen Umfang ſeiner Stimme mit den mannichfaltigſten Abwechslungen zu durchlaufen, ſeine ganze Stärke in der Pantomime zu zeigen u. ſ. w.

Von dieſen Schönheiten hat Richard viele, und hat auch noch andere, die den eigentlichen Schönheiten der Tragödie näher kommen.

Richard iſt ein abſcheulicher Böſewicht; aber auch die Beſchäftigung unſeres Abſcheues iſt nicht ganz ohne Vergnügen; beſonders in der Nachahmung.

Auch das Ungeheure in den Verbrechen participirt von den Empfindungen, welche Größe und Kühnheit in uns erwecken.

Alles, was Richard thut, iſt Gräuel; aber alle dieſe Gräuel geſchehen in Abſicht auf etwas; Richard hat einen Plan; und überall, wo wir einen Plan wahrnehmen, wird unſere Neugierde rege; wir warten gern mit ab, ob er ausgeführt wird werden und wie er es wird werden; wir lieben das Zweckmäßige ſo ſehr, daß es uns, auch unabhängig von der Moralität des Zwecks, Vergnügen gewährt.

Wir wollten, daß Richard ſeinen Zweck erreichte: und wir wollten, daß er ihn auch nicht erreichte. Das Erreichen erſpart uns das Mißvergnügen, über ganz vergebens angewandte Mittel; wenn er ihn nicht erreicht, ſo iſt ſo viel Blut völlig umſonſt vergoſſen worden; da es einmal vergoſſen iſt, möchten wir es nicht gern, auch noch bloß vor langer Weile, vergoſſen finden. Hinwiederum wäre dieſes Erreichen das Frohlocken der Bosheit; nichts hören wir ungerner; die Abſicht intereſſirte uns, als zu erreichende Abſicht; wenn ſie aber nun erreicht wäre, würden wir nichts als das Abſcheuliche derſelben erblicken, würden wir wünſchen, daß ſie nicht erreicht wäre; dieſen Wunſch ſehen wir voraus, und uns ſchaudert vor der Erreichung.

Die guten Perſonen des Stücks lieben wir; eine ſo zärtliche feurige Mutter, Geſchwiſter, die ſo ganz eines in dem andern leben; dieſe Gegenſtände gefallen immer, erregen immer die ſüßeſten ſympathetiſchen Empfindungen, wir mögen ſie finden wo wir wollen. Sie ganz ohne Schuld leiden zu ſehen, iſt zwar herbe, iſt zwar für unſere Ruhe, zu unſerer Beſſerung kein ſehr erſprießliches Gefühl; aber es iſt doch immer Gefühl.

Und ſonach beſchäftigt uns das Stück durchaus und vergnügt durch dieſe Beſchäftigung unſerer Seelenkräfte. Das iſt wahr; nur die Folge iſt nicht wahr, die man daraus zu ziehen meint: nämlich, daß wir alſo damit zufrieden ſeyn können.

Ein Dichter kann viel gethan und doch noch nichts damit verthan haben. Nicht genug, daß ſein Werk Wirkungen auf uns hat; es muß auch die haben, die ihm vermöge der Gattung zukommen; es muß dieſe vornehmlich haben, und alle andere können den Mangel derſelben auf keine Weiſe erſetzen, beſonders wenn die Gattung von der Wichtigkeit und Schwierigkeit und Koſtbarkeit iſt, daß alle Mühe und aller Aufwand vergebens wäre, wenn ſie weiter nichts als ſolche Wirkungen hervorbringen wollte, die durch eine leichtere und weniger Anſtalten erfordernde Gattung eben ſo wohl zu erhalten wären. Ein Bund Stroh aufzuheben muß man keine Maſchine in Bewegung ſetzen; was ich mit dem Fuße umſtoßen kann, muß ich nicht mit einer Mine ſprengen wollen; ich muß keinen Scheiterhaufen anzünden, um eine Mücke zu verbrennen.

Achtzigſtes Stück.

Den 5. Februar 1768.

Wozu die ſaure Arbeit der dramatiſchen Form? wozu ein Theater erbaut, Männer und Weiber verkleidet, Gedächtniſſe gemartert, die ganze Stadt auf einen Platz geladen? wenn ich mit meinem Werke und mit der Aufführung

deſſelben weiter nichts hervorbringen will, als einige von den Regungen, die eine gute Erzählung, von jedem zu Hauſe in ſeinem Winkel geleſen, ungefähr auch hervorbringen würde.

Die dramatiſche Form iſt die einzige, in welcher ſich Mitleid und Furcht erregen läßt; wenigſtens können in keiner andern Form dieſe Leidenſchaften auf einen ſo hohen Grad erregt werden; und gleichwohl will man lieber alle andere darin erregen, als dieſe; gleichwohl will man ſie lieber zu allem anderen brauchen, als zu dem, wozu ſie ſo vorzüglich geſchickt iſt.

Das Publicum nimmt vorlieb. — Das iſt gut und auch nicht gut. Denn man ſehnt ſich nicht ſehr nach der Tafel, an der man immer vorlieb nehmen muß.

Es iſt bekannt, wie erpicht das griechiſche und römiſche Volk auf die Schauſpiele waren; beſonders jenes auf das tragiſche. Wie gleichgültig, wie kalt iſt dagegen unſer Volk für das Theater! Woher dieſe Verſchiedenheit, wenn ſie nicht daher kommt, daß die Griechen vor ihrer Bühne ſich mit ſo ſtarken, ſo außerordentlichen Empfindungen begeiſtert fühlten, daß ſie den Augenblick nicht erwarten konnten, ſie abermals und abermals zu haben; dahingegen wir uns vor unſerer Bühne ſo ſchwacher Eindrücke bewußt ſind, daß wir es ſelten der Zeit und des Geldes werth halten, ſie uns zu verſchaffen? Wir gehen, faſt alle, faſt immer, aus Neugierde, aus Mode, aus langer Weile, aus Geſellſchaft, aus Begierde zu begaffen und begafft zu werden ins Theater; und nur wenige und dieſe wenige nur ſparſam aus anderer Abſicht.

Ich ſage wir, unſer Volk, unſere Bühne; ich meine aber nicht bloß uns Deutſche. Wir Deutſche bekennen es treuherzig genug, daß wir noch kein Theater haben. Was viele von unſern Kunſtrichtern, die in dieſes Bekenntniß mit einſtimmen und große Verehrer des franzöſiſchen Theaters ſind, dabei denken, das kann ich ſo eigentlich nicht wiſſen. Aber ich weiß wohl, was ich dabei denke. Ich denke nämlich dabei: daß nicht allein wir Deutſche, ſondern daß auch die, welche ſich ſeit hundert Jahren ein Theater zu haben rühmen, ja das beſte Theater von ganz Europa zu haben prahlen, — daß auch die Franzoſen noch kein Theater haben.

Kein tragiſches gewiß nicht! Denn auch die Eindrücke, welche die franzöſiſche Tragödie macht, ſind ſo flach, ſo kalt! — Man höre einen Franzoſen ſelbſt davon ſprechen.

„Bei den hervorſtechenden Schönheiten unſers Thea„ters," ſagt der Herr von Voltaire, „fand ſich ein verbor„gener Fehler, den man nicht bemerkt hatte, weil das „Publicum von ſelbſt keine höheren Ideen haben konnte, „als ihm die großen Meiſter durch ihre Muſter beibrach„ten. Der einzige Saint-Evremont hat dieſen Fehler auf„gemutzt; er ſagt nämlich, daß unſere Stücke nicht Ein„druck genug machten, daß das, was Mitleid erwecken „ſolle, aufs höchſte Zärtlichkeit errege, daß Rührung die „Stelle der Erſchütterung und Erſtaunen die Stelle des „Schreckens vertrete: kurz, daß unſere Empfindungen nicht „tief genug gingen. Es iſt nicht zu läugnen, Saint-Evre„mont hat mit dem Finger gerade auf die heimliche Wunde „des franzöſiſchen Theaters getroffen. Man ſage immer„hin, daß Saint-Evremont der Verfaſſer der elenden Ko„mödie Sir Politik Wouldbe und noch einer andern eben „ſo elenden, die Opern genannt, iſt; daß ſeine kleinen ge„ſellſchaftlichen Gedichte das kahlſte und gemeinſte ſind, „was wir in dieſer Gattung haben; daß er nichts als ein „Phraſendrechsler war; man kann keinen Funken Genie ha„ben und gleichwohl viel Witz und Geſchmack beſitzen. Sein „Geſchmack aber war unſtreitig ſehr fein, da er die Urſache, „warum die meiſten von unſern Stücken ſo matt und kalt „ſind, ſo genau traf. Es hat uns immer an einem Grade „von Wärme gefehlt; das andere hatten wir alles."

Das iſt: wir hatten alles, nur nicht das, was wir haben ſollten; unſere Tragödien waren vortrefflich, nur daß es keine Tragödien waren. Und woher kam es, daß ſie das nicht waren?

„Dieſe Kälte aber," fährt er fort, „dieſe einförmige „Mattigkeit entſprang zum Theil von dem kleinen Geiſte „der Galanterie, der damals unter unſern Hofleuten und „Damen ſo herrſchte und die Tragödie in eine Folge von „verliebten Geſprächen verwandelte, nach dem Geſchmacke „des Cyrus und der Clelie. Was für Stücke ſich hiervon „noch etwa ausnahmen, die beſtanden aus langen politi„ſchen Raiſonnements, dergleichen den Sertorius ſo ver„dorben, den Otho ſo kalt, und den Surena und Attila „ſo elend gemacht haben. Noch fand ſich aber auch eine „andere Urſache, die das hohe pathetiſche von unſerer Scene „zurückhielt und die Handlung wirklich tragiſch zu machen „verhinderte; und dieſe war das enge ſchlechte Theater mit „ſeinen armſeligen Verzierungen. — Was ließ ſich auf „einem paar Dutzend Brettern, die noch dazu mit Zuſchauern „angefüllt waren, machen? Mit welchem Pomp, mit wel„chen Zurüſtungen konnte man da die Augen der Zuſchauer „beſtechen, feſſeln, täuſchen? Welche große tragiſche Action „ließ ſich da aufführen? Welche Freiheit konnte die Einbil„dungskraft des Dichters da haben? Die Stücke mußten aus „langen Erzählungen beſtehen, und ſo wurden ſie mehr „Geſpräche als Spiele. Jeder Acteur wollte in einem lan„gen Monologe glänzen, und ein Stück, das dergleichen „nicht hatte, ward verworfen. — Bei dieſer Form fiel alle „theatraliſche Handlung weg; fielen alle die großen Aus„drücke der Leidenſchaften, alle die kräftigen Gemälde der „menſchlichen Unglücksfälle, alle die ſchrecklichen bis in das „Innerſte der Seele dringende Züge weg; man rührte das „Herz nur kaum, anſtatt es zu zerreißen."

Mit der erſten Urſache hat es ſeine gute Richtigkeit. Galanterie und Politik läßt immer kalt; und noch iſt es keinem Dichter in der Welt gelungen, die Erregung des Mitleids und der Furcht damit zu verbinden. Jene laſſen

uns nichts als den Fat oder den Schulmeiſter hören; und dieſe fordern, daß wir nichts als den Menſchen hören ſollen.

Aber die zweite Urſache? — Sollte es möglich ſeyn, daß der Mangel eines geräumlichen Theaters und guter Verzierungen einen ſolchen Einfluß auf das Genie der Dichter gehabt hätte? Iſt es wahr, daß jede tragiſche Handlung Pomp und Zurüſtungen erfordert? Oder ſollte der Dichter nicht vielmehr ſein Stück ſo einrichten, daß es auch ohne dieſe Dinge ſeine völlige Wirkung hervorbrächte.

Nach dem Ariſtoteles ſollte er es allerdings. „Furcht „und Mitleid, ſagt der Philoſoph, läßt ſich zwar durchs „Geſicht erregen; es kann aber auch aus der Verknüpfung „der Begebenheiten ſelbſt entſpringen, welches letztere vor„züglicher und die Weiſe des beſſern Dichters iſt. Denn „die Fabel muß ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie, auch ungeſehen, „den, der den Verlauf ihrer Begebenheiten bloß anhört, „zu Mitleid und Furcht über dieſe Begebenheiten bringt; „ſo wie die Fabel des Oedips, die man nur anhören darf, „um dazu gebracht zu werden. Dieſe Abſicht aber durch „das Geſicht erreichen wollen, erfordert weniger Kunſt, „und iſt deren Sache, welche die Vorſtellung des Stücks „übernommen.“

Wie entbehrlich überhaupt die theatraliſchen Verzierungen ſind, davon will man mit den Stücken des Shakeſpeares eine ſonderbare Erfahrung gehabt haben. Welche Stücke brauchten, wegen ihrer beſtändigen Unterbrechung und Veränderung des Orts, des Beiſtandes der Scenen und der ganzen Kunſt des Decorateurs wohl mehr, als eben dieſe? Gleichwohl war eine Zeit, wo die Bühnen, auf welchen ſie geſpielt wurden, aus nichts beſtanden, als aus einem Vorhange von ſchlechtem groben Zeuge, der, wenn er aufgezogen war, die bloßen blanken, höchſtens mit Matten oder Tapeten behangenen Wände zeigte; da war nichts als die Einbildung, was dem Verſtändniſſe des Zuſchauers und der Ausführung des Spielers zu Hülfe kommen konnte; und dem ungeachtet, ſagt man, waren damals die Stücke des Shakeſpeares ohne alle Scenen verſtändlicher, als ſie es hernach mit denſelben geweſen ſind. [1]

Wenn ſich alſo der Dichter um die Verzierung gar nicht zu bekümmern hat; wenn die Verzierung, auch wo ſie nöthig ſcheint, ohne beſondern Nachtheil ſeines Stücks wegbleiben kann: warum ſollte es an dem engen, ſchlechten Theater gelegen haben, daß uns die franzöſiſchen Dichter keine rührendere Stücke geliefert? Nicht doch: es lag an ihnen ſelbſt.

Und das beweiſet die Erfahrung. Denn nun haben ja die Franzoſen eine ſchönere, geräumlichere Bühne; keine Zuſchauer werden mehr darauf geduldet; die Couliſſen ſind leer; der Decorateur hat freies Feld; er malt und baut dem Poeten alles, was dieſer von ihm verlangt; aber wo ſind ſie denn die wärmern Stücke, die ſie ſeitdem erhalten haben? Schmeichelt ſich der Herr von Voltaire, daß ſeine Semiramis ein ſolches Stück iſt? Da iſt Pomp und Verzierung genug; ein Geſpenſt oben darein: und doch kenne ich nichts kälteres, als ſeine Semiramis.

Einundachtzigſtes Stück.

Den 9. Februar 1768.

Will ich denn nun aber damit ſagen, daß kein Franzoſe fähig ſey, ein wirklich rührendes tragiſches Werk zu machen? daß der volatile Geiſt der Nation einer ſolchen Arbeit nicht gewachſen ſey? — Ich würde mich ſchämen, wenn mir das nur eingekommen wäre. Deutſchland hat ſich noch durch keinen Bouhours lächerlich gemacht. Und ich, für mein Theil, hätte nun gleich die wenigſte Anlage dazu. Denn ich bin ſehr überzeugt, daß kein Volk in der Welt irgend eine Gabe des Geiſtes vorzüglich vor andern Völkern erhalten habe. Man ſagt zwar: der tiefſinnige Engländer, der witzige Franzoſe. Aber wer hat denn die Theilung gemacht? Die Natur gewiß nicht, die alles unter alle gleich vertheilt. Es giebt eben ſo viel witzige Engländer, als witzige Franzoſen; und eben ſo viel tiefſinnige Franzoſen, als tiefſinnige Engländer; der Braß von dem Volke aber iſt keines von beiden. —

Was will ich denn? Ich will bloß ſagen, was die Franzoſen gar wohl haben könnten, daß ſie das noch nicht haben: die wahre Tragödie. Und warum noch nicht haben? — Dazu hätte ſich der Herr von Voltaire ſelbſt beſſer kennen müſſen, wenn er es hätte treffen wollen.

Ich meine, ſie haben es noch nicht, weil ſie es ſchon lange gehabt zu haben glauben. Und in dieſem Glauben werden ſie nun freilich durch etwas beſtärkt, das ſie vorzüglich vor allen Völkern haben; aber es iſt keine Gabe der Natur: durch ihre Eitelkeit.

Es geht mit den Nationen wie mit einzelnen Menſchen. — Gottſched (man wird leicht begreifen, wie ich eben hier auf dieſen falle) galt in ſeiner Jugend für einen Dichter, weil man damals den Versmacher von dem Dichter noch nicht zu unterſcheiden wußte. Philoſophie und Kritik ſetzten nach und nach dieſen Unterſchied ins Helle; und wenn Gottſched mit dem Jahrhunderte nur hätte fortgehen wollen, wenn ſich ſeine Einſichten und ſein Geſchmack nur zugleich mit den Einſichten und dem Geſchmacke ſeines Zeitalters hätten verbreiten und läutern wollen; ſo hätte er vielleicht wirklich aus dem Versmacher ein Dichter werden können. Aber da er ſich ſchon ſo oft den größten Dichter hatte

[1] (Cibber's Lives of the Poets of G. B. and Ir. Vol. II. p. 78, 79.) — Some have insinuated, that fine scenes proved the ruin of acting. — In the reign of Charles I. there was nothing more than a curtain of very coarse stuff, upon the drawing up of which, the stage appeared either with bare walls on the sides, coarsly matted, or covered with tapestry; so that for the place originally represented, and all the successive changes, in which the poets of those times freely indulged themselves, there was nothing to help the spectator's understanding, or to assist the actor's performance, but bare imagination. — The spirit and judgement of the actors supplied all deficiencies, and made as some would insinuate, plays more intelligible without scenes, than they afterwards were with them.

nennen hören, da ihn seine Eitelkeit überredet hatte, daß er es sey: so unterblieb jenes. Er konnte unmöglich erlangen, was er schon zu besitzen glaubte; und je älter er ward, desto hartnäckiger und unverschämter ward er, sich in diesem träumerischen Besitze zu behaupten.

Gerade so, dünkt mich, ist es den Franzosen ergangen. Kaum riß Corneille ihr Theater ein wenig aus der Barbarei: so glaubten sie es der Vollkommenheit schon ganz nahe. Racine schien ihnen die letzte Hand angelegt zu haben; und hierauf war gar nicht mehr die Frage (die es zwar auch nie gewesen), ob der tragische Dichter nicht noch pathetischer, noch rührender seyn könne, als Corneille und Racine, sondern dieses ward für unmöglich angenommen, und alle Beeiferung der nachfolgenden Dichter mußte sich darauf einschränken, dem einen oder dem andern so ähnlich zu werden, als möglich. Hundert Jahre haben sie sich selbst und zum Theil ihre Nachbarn mit hintergangen: nun komme einer und sage ihnen das, und höre, was sie antworten!

Von beiden aber ist es Corneille, welcher den meisten Schaden gestiftet und auf ihre tragischen Dichter den verderblichsten Einfluß gehabt hat. Denn Racine hat nur durch seine Muster verführt: Corneille aber durch seine Muster und Lehren zugleich.

Diese letztern besonders, von der ganzen Nation (bis auf einen oder zwei Pedanten, einen Hedelin, einen Dacier, die aber oft selbst nicht wußten, was sie wollten), als Orakelsprüche angenommen, von allen nachherigen Dichtern befolgt, haben, — ich getraue mich, es Stück vor Stück zu beweisen, — nichts anders, als das kahlste, wässrigste, untragischste Zeug hervorbringen können.

Die Regeln des Aristoteles sind alle auf die höchste Wirkung der Tragödie calculirt. Was macht aber Corneille damit? Er trägt sie falsch und schielend genug vor; und weil er sie doch noch viel zu strenge findet, so sucht er, bei einer nach der andern, quelque modération, quelque favorable interprétation! entkräftet und verstümmelt, deutelt und vereitelt eine jede, — und warum? pour n'être pas obligé de condamner beaucoup de poëmes que nous avons vû réussir sur nos théâtres: um nicht viele Gedichte verwerfen zu dürfen, die auf unsern Bühnen Beifall gefunden. Eine schöne Ursache!

Ich will die Hauptpuncte geschwind berühren. Einige davon habe ich schon berührt; ich muß sie aber, des Zusammenhanges wegen, wiederum mitnehmen.

1. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen. — Corneille sagt: o ja, aber wie es kommt, beides zugleich ist eben nicht immer nöthig; wir sind auch mit einem zufrieden; jetzt einmal Mitleid ohne Furcht; ein andermal Furcht ohne Mitleid. Denn wo blieb ich, ich der große Corneille, sonst mit meinem Rodrigue und meiner Chimene? Die guten Kinder erwecken Mitleid, und sehr großes Mitleid, aber Furcht wohl schwerlich. Und wiederum: wo blieb ich sonst mit meiner Cleopatra, mit meinem Prusias, mit meinem Phocas? Wer kann Mitleid mit diesen Nichtswürdigen haben? aber Furcht erregen sie doch. — So glaubte Corneille, und die Franzosen glaubten es ihm nach.

2. Aristoteles sagt: die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen; beides, versteht sich, durch eine und eben dieselbe Person. — Corneille sagt: wenn es sich so trifft, recht gut. Aber absolut nothwendig ist es eben nicht; und man kann sich gar wohl auch verschiedener Personen bedienen, diese zwei Empfindungen hervorzubringen, so wie Ich in meiner Rodogune gethan habe. — Das hat Corneille gethan; und die Franzosen thun es ihm nach.

3. Aristoteles sagt: durch das Mitleid und die Furcht, welche die Tragödie erweckt, soll unser Mitleid und unsere Furcht, und was diesen anhängig, gereinigt werden. — Corneille weiß davon gar nichts, und bildet sich ein, Aristoteles habe sagen wollen, die Tragödie erwecke unser Mitleid, um unsere Furcht zu erwecken, um durch diese Furcht die Leidenschaften in uns zu reinigen, durch die sich der bemitleidete Gegenstand sein Unglück zugezogen. Ich will von dem Werthe dieser Absicht nicht sprechen; genug, daß es nicht die aristotelische ist; und daß, da Corneille seinen Tragödien eine ganz andere Absicht gab, auch nothwendig seine Tragödien selbst ganz andere Werke werden mußten, als die waren, von welchen Aristoteles seine Absicht abstrahirt hatte; es mußten Tragödien werden, welches keine wahren Tragödien waren. Und das sind nicht allein seine, sondern alle französische Tragödien geworden; weil ihre Verfasser alle nicht die Absicht des Aristoteles, sondern die Absicht des Corneille sich vorsetzten. Ich habe schon gesagt, daß Dacier beide Absichten wollte verbunden wissen; aber auch durch diese bloße Verbindung wird die erstere geschwächt und die Tragödie muß unter ihrer höchsten Wirkung bleiben. Dazu hatte Dacier, wie ich gezeigt, von der erstern nur einen sehr unvollständigen Begriff, und es war kein Wunder, wenn er sich daher einbildete, daß die französischen Tragödien seiner Zeit noch eher die erste als die zweite Absicht erreichten. „Unsere Tragödie, sagt er, ist zu Folge „jener noch so ziemlich glücklich, Mitleid und Furcht zu „erwecken und zu reinigen. Aber diese gelingt ihr nur „sehr selten, die doch gleichwohl die wichtigere ist, und sie „reinigt die übrigen Leidenschaften nur sehr wenig, oder „da sie gemeiniglich nichts als Liebesintriguen enthält, „wenn sie ja eine davon reinigte, so würde es einzig und „allein die Liebe seyn, woraus denn klar erhellt, daß ihr „Nutzen nur sehr klein ist.“ [1] Gerade umgekehrt! Es giebt

[1] (Poet. d'Arist. Chap. VI. Rem. 8.) Notre Tragédie peut réussir assez dans la première partie, c'est à dire, qu'elle peut exciter et purger la terreur et la compassion. Mais elle parvient rarement à la dernière, qui est pourtant la plus utile, elle purge peu les autres passions, ou comme elle roule ordinairement sur des intrigues d'amour, si elle en purgeoit quelqu'une, ce seroit celle-là seule, et par là il est aisé de voir qu'elle ne fait que peu de fruit.

noch eher franzöſiſche Tragödien, welche der zweiten, als welche der erſten Abſicht ein Genüge leiſten. Ich kenne verſchiedene franzöſiſche Stücke, welche die unglücklichen Folgen irgend einer Leidenſchaft recht wohl ins Licht ſetzen; aus denen man viele gute Lehren, dieſe Leidenſchaft betreffend, ziehen kann; aber ich kenne keines, welches mein Mitleid in dem Grade erregte, in welchem die Tragödie es erregen ſollte, in welchem ich aus verſchiedenen griechiſchen und engliſchen Stücken gewiß weiß, daß ſie es erregen kann. Verſchiedene franzöſiſche Tragödien ſind ſehr feine, ſehr unterrichtende Werke, die ich alles Lobes werth halte: nur, daß es keine Tragödien ſind. Die Verfaſſer derſelben konnten nicht anders, als ſehr gute Köpfe ſeyn; ſie verdienen zum Theil unter den Dichtern keinen geringen Rang: nur daß ſie keine tragiſche Dichter ſind; nur daß ihr Corneille und Racine, ihr Crebillon und Voltaire von dem wenig oder gar nichts haben, was den Sophokles zum Sophokles, den Euripides zum Euripides, den Shakeſpeare zum Shakeſpeare macht. Dieſe ſind ſelten mit den weſentlichen Forderungen des Ariſtoteles im Widerſpruch; aber jene deſto öfter. Denn nur weiter —

Zweiundachtzigſtes Stück.

Den 12. Februar 1768.

4. Ariſtoteles ſagt: man muß keinen ganz guten Mann, ohne all ſein Verſchulden, in der Tragödie unglücklich werden laſſen; denn ſo was ſey gräßlich. — Ganz recht, ſagt Corneille: „ein ſolcher Ausgang erweckt mehr Unwillen „und Haß gegen den, welcher das Leiden verurſacht, als „Mitleid für den, welchen es trifft. Jene Empfindung „alſo, welche nicht die eigentliche Wirkung der Tragödie „ſeyn ſoll, würde, wenn ſie nicht ſehr fein behandelt wäre, „dieſe erſticken, die doch eigentlich hervorgebracht werden „ſollte. Der Zuſchauer würde mißvergnügt weggehen, weil „ſich allzuviel Zorn mit dem Mitleiden vermiſcht, welches „ihm gefallen hätte, wenn er es allein mit wegnehmen „können. Aber — kommt Corneille hinten nach; denn mit „einem Aber muß er nachkommen — aber, wenn dieſe Ur„ſache wegfällt, wenn es der Dichter ſo eingerichtet, daß „der Tugendhafte, welcher leidet, mehr Mitleid für ſich „als Widerwillen gegen den erweckt, der ihn leiden läßt: „alsdann? — O alsdann, ſagt Corneille, halte ich dafür, „darf man ſich gar kein Bedenken machen, auch den tugend„hafteſten Mann auf dem Theater im Unglücke zu zeigen.“ [1] — Ich begreife nicht, wie man gegen einen Philoſophen ſo in den Tag hineinſchwatzen kann; wie man ſich das Anſehen geben kann, ihn zu verſtehen, indem man ihn Dinge ſagen läßt, an die er nie gedacht hat. Das gänzlich unverſchuldete Unglück eines rechtſchaffenen Mannes, ſagt Ariſtoteles, iſt kein Stoff für das Trauerſpiel; denn es iſt gräßlich. Aus dieſem Denn, aus dieſer Urſache macht Corneille ein Inſofern, eine bloße Bedingung, unter welcher es tragiſch zu ſeyn aufhört. Ariſtoteles ſagt: es iſt durchaus gräßlich und eben daher untragiſch. Corneille aber ſagt: es iſt untragiſch, inſofern es gräßlich iſt. Dieſes Gräßliche findet Ariſtoteles in dieſer Art des Unglückes ſelbſt; Corneille aber ſetzt es in den Unwillen, den es gegen den Urheber deſſelben verurſacht. Er ſieht nicht, oder will nicht ſehen, daß jenes Gräßliche ganz etwas anders iſt, als dieſer Unwille; daß, wenn auch dieſer ganz wegfällt, jenes doch noch in ſeinem vollen Maaße vorhanden ſeyn kann; genug, daß fürs erſte mit dieſem Quid pro quo verſchiedene von ſeinen Stücken gerechtfertigt ſcheinen, die er ſo wenig wider die Regeln des Ariſtoteles will gemacht haben, daß er vielmehr vermeſſen genug iſt, ſich einzubilden, es habe dem Ariſtoteles bloß an dergleichen Stücken gefehlt, um ſeine Lehre darnach näher einzuſchränken und verſchiedene Manieren daraus zu abſtrahiren, wie dem ungeachtet das Unglück des ganz rechtſchaffenen Mannes ein tragiſcher Gegenſtand werden könne. En voici, ſagt er, deux ou trois manières, que peut-être Aristote n'a sû prévoir, parce qu'on n'en voyoit pas d'exemples sur les théâtres de son tems. Und von wem ſind dieſe Exempel? Von wem anders, als von ihm ſelbſt? Und welches ſind jene zwei oder drei Manieren? Wir wollen geſchwind ſehen. — „Die erſte,“ ſagt er, „iſt, wenn ein ſehr Tugendhafter „durch einen ſehr Laſterhaften verfolgt wird, der Gefahr „aber entkommt, und ſo, daß der Laſterhafte ſich ſelbſt „darin verſtrickt, wie es in der Rodogune und im Hera„klius geſchieht, wo es ganz unerträglich würde geweſen „ſeyn, wenn in dem erſten Stücke Antiochus und Rodo„gune, und in dem andern Heraklius und Pulcheria und „Martian umgekommen wären, Cleopatra und Phokas „aber triumphirt hätten. Das Unglück der erſtern erweckt „ein Mitleid, welches durch den Abſcheu, den wir wider „ihre Verfolger haben, nicht erſtickt wird, weil man be„ſtändig hofft, daß ſich irgend ein glücklicher Zufall ereignen „werde, der ſie nicht unterliegen laſſe.“ Das mag Corneille ſonſt jemanden weiß machen, daß Ariſtoteles dieſe Manier nicht gekannt habe! Er hat ſie ſo wohl gekannt, daß er ſie, wo nicht gänzlich verworfen, wenigſtens mit ausdrücklichen Worten für angemeſſener der Komödie als Tragödie erklärt hat. Wie war es möglich, daß Corneille dieſes vergeſſen hatte? Aber ſo geht es allen, die im voraus ihre Sache zu der Sache der Wahrheit machen. Im Grunde gehört dieſe Manier auch gar nicht zu dem vorhabenden Falle. Denn nach ihr wird der Tugendhafte nicht unglücklich, ſondern befindet ſich nur auf dem Wege zum Unglück; welches gar wohl mitleidige Beſorgniſſe für ihn erregen kann, ohne gräßlich zu ſeyn. — Nun, die zweite Manier! „Auch kann es ſich zutragen, ſagt Corneille, daß ein „ſehr tugendhafter Mann verfolgt wird und auf Befehl „eines andern umkommt, der nicht laſterhaft genug iſt, „unſern Unwillen allzuſehr zu verdienen, indem er in der

[1] J'estime qu'il ne faut point faire de difficulté d'exposer sur a scène des hommes très vertueux.

„Verfolgung, die er wider den Tugendhaften betreibt, mehr „Schwachheit als Bosheit zeigt. Wenn Felix ſeinen Eidam „Polyeukt umkommen läßt, ſo iſt es nicht aus wüthendem „Eifer gegen die Chriſten, der ihn uns verabſcheuungs„würdig machen würde, ſondern bloß aus kriechender „Furchtſamkeit, die ſich nicht getraut, ihn in Gegenwart „des Severus zu retten, vor deſſen Haſſe und Rache er in „Sorgen ſteht. Man faßt alſo wohl einigen Unwillen gegen „ihn und mißbilligt ſein Verfahren; doch überwiegt dieſer „Unwille nicht das Mitleid, welches wir für den Polyeukt „empfinden, und verhindert auch nicht, daß ihn ſeine wun„derbare Bekehrung zum Schluſſe des Stücks nicht völlig „wieder mit den Zuhörern ausſöhnen ſollte.“ Tragiſche Stümper, denke ich, hat es wohl zu allen Zeiten und ſelbſt in Athen gegeben. Warum ſollte es alſo dem Ariſtoteles an einem Stücke von ähnlicher Einrichtung gefehlt haben, um daraus eben ſo erleuchtet zu werden, als Corneille? Poſſen! Die furchtſamen, ſchwanken, unentſchloſſenen Charaktere, wie Felix, ſind in dergleichen Stücken ein Fehler mehr, und machen ſie noch obendrein ihrerſeits kalt und edel, ohne ſie auf der andern Seite im geringſten weniger gräßlich zu machen. Denn, wie geſagt, das Gräßliche liegt nicht in dem Unwillen oder Abſcheu, den ſie erwecken; ſondern in dem Unglücke ſelbſt, das jene unverſchuldet trifft; das ſie einmal ſo unverſchuldet trifft als das andere, ihre Verfolger mögen böſe oder ſchwach ſeyn, mögen mit oder ohne Vorſatz ihnen ſo hart fallen. Der Gedanke iſt an und für ſich ſelbſt gräßlich, daß es Menſchen geben kann, die ohne all ihr Verſchulden unglücklich ſind. Die Heiden hätten dieſen gräßlichen Gedanken ſo weit von ſich zu entfernen geſucht als möglich; und wir wollten ihn nähren? wir wollten uns an Schauſpielen vergnügen, die ihn beſtätigen? wir? die Religion und Vernunft überzeugt haben ſollte, daß er eben ſo unrichtig als gottesläſterlich iſt? — Das nämliche würde ſicherlich auch gegen die dritte Manier gelten, wenn ſie Corneille nicht ſelbſt näher anzugeben vergeſſen hätte.

5. Auch gegen das, was Ariſtoteles von der Unſchicklichkeit eines ganz Laſterhaften zum tragiſchen Helden ſagt, als deſſen Unglück weder Mitleid noch Furcht erregen könne, bringt Corneille ſeine Läuterungen bei. Mitleid zwar, geſteht er zu, könne er nicht erregen, aber Furcht allerdings. Denn ob ſich ſchon keiner von den Zuſchauern der Laſter deſſelben fähig glaube, und folglich auch deſſelben ganzes Unglück nicht zu befürchten habe: ſo könnte doch ein jeder irgend eine jenen Laſtern ähnliche Unvollkommenheit bei ſich hegen, und durch die Furcht vor den zwar proportionirten, aber doch noch immer unglücklichen Folgen derſelben gegen ſie auf ſeiner Hut zu ſeyn lernen. Doch dieſes gründet ſich auf den falſchen Begriff, welchen Corneille von der Furcht und von der Reinigung der in der Tragödie zu erweckenden Leidenſchaften hatte, und widerſpricht ſich ſelbſt. Denn ich habe ſchon gezeigt, daß die Erregung des Mitleids von der Erregung der Furcht unzertrennlich iſt, und daß der Böſewicht, wenn es möglich wäre, daß er unſere Furcht erregen könne, auch nothwendig unſer Mitleid erregen müßte. Da er aber dieſes, wie Corneille ſelbſt zugeſteht, nicht kann: ſo kann er auch jenes nicht, und bleibt gänzlich ungeſchickt, die Abſicht der Tragödie erreichen zu helfen. Ja Ariſtoteles hält ihn hierzu noch für ungeſchickter als den ganz tugendhaften Mann; denn er will ausdrücklich, falls man den Held aus der mittlern Gattung nicht haben könne, daß man ihn eher beſſer als ſchlimmer wählen ſolle. Die Urſache iſt klar; ein Menſch kann ſehr gut ſeyn und doch noch mehr als eine Schwachheit haben, mehr als einen Fehler begehen, wodurch er ſich in ein unabſehliches Unglück ſtürzt, das uns mit Mitleid und Wehmuth erfüllt, ohne im geringſten gräßlich zu ſeyn, weil es die natürliche Folge ſeines Fehlers iſt. — Was Du Bos [1] von dem Gebrauche der laſterhaften Perſonen in der Tragödie ſagt, iſt das nicht, was Corneille will. Du Bos will ſie nur zu den Nebenrollen erlauben; bloß zu den Werkzeugen, die Hauptperſonen weniger ſchuldig zu machen; bloß zur Abſtechung. Corneille aber will das vornehmſte Intereſſe auf ſie beruhen laſſen, ſo wie in der Rodogune; und das iſt es eigentlich, was mit der Abſicht der Tragödie ſtreitet und nicht jenes. Du Bos merkt dabei auch ſehr richtig an, daß das Unglück dieſer ſubalternen Böſewichter keinen Eindruck auf uns mache. Kaum, ſagt er, daß man den Tod des Narciß im Britannicus bemerkt. Aber alſo ſollte ſich der Dichter auch ſchon deßwegen ihrer ſo viel als möglich enthalten. Denn wenn ihr Unglück die Abſicht der Tragödie nicht unmittelbar befördert, wenn ſie bloße Hülfsmittel ſind, durch die ſie der Dichter deſto beſſer mit andern Perſonen zu erreichen ſucht: ſo iſt es unſtreitig, daß das Stück noch beſſer ſeyn würde, wenn es die nämliche Wirkung ohne ſie hätte. Je ſimpler eine Maſchine iſt, je weniger Federn und Räder und Gewichte ſie hat, deſto vollkommener iſt ſie.

Dreiundachtzigſtes Stück.

Den 16. Februar 1768.

6. Und endlich die Mißdeutung der erſten und weſentlichſten Eigenſchaft, welche Ariſtoteles für die Sitten der tragiſchen Perſonen fordert! Sie ſollen gut ſeyn, die Sitten. — Gut? ſagt Corneille. „Wenn gut hier ſo viel als tugendhaft heißen ſoll: ſo wird es mit den meiſten alten und neuen Tragödien übel ausſehen, in welchen ſchlechte und laſterhafte, wenigſtens mit einer Schwachheit, die nächſt der Tugend ſo recht nicht beſtehen kann, behaftete Perſonen genug vorkommen.“ Beſonders iſt ihm für ſeine Cleopatra in der Rodogune bange. Die Güte, welche Ariſtoteles fordert, will er alſo durchaus für keine moraliſche Güte gelten laſſen; es muß eine andere Art von Güte ſeyn, die ſich mit dem moraliſch Böſen eben ſo wohl verträgt als mit dem

[1] Réflexions cr. T. I. Sect. XV.

moraliſch Guten. Gleichwohl meint Ariſtoteles ſchlechterdings eine moraliſche Güte, nur daß ihm tugendhafte Perſonen und Perſonen, welche in gewiſſen Umſtänden tugendhafte Sitten zeigen, nicht einerlei ſind. Kurz, Corneille verbindet eine ganz falſche Idee mit dem Worte Sitten, und was die Proäreſis iſt, durch welche allein nach unſerm Weltweiſen freie Handlungen zu guten oder böſen Sitten werden, hat er gar nicht verſtanden. Ich kann mich jetzt nicht in einen weitläuftigen Beweis einlaſſen; er läßt ſich nur durch den Zuſammenhang, durch die ſyllogiſtiſche Folge aller Ideen des griechiſchen Kunſtrichters einleuchtend genug führen. Ich verſpare ihn daher auf eine andere Gelegenheit, da es bei dieſer ohnedem nur darauf ankommt, zu zeigen, was für einen unglücklichen Ausweg Corneille bei Verfehlung des richtigen Weges ergriffen. Dieſer Ausweg lief dahin, daß Ariſtoteles unter der Güte der Sitten den glänzenden und erhabnen Charakter irgend einer tugendhaften oder ſtrafbaren Neigung verſtehe, ſo wie ſie der eingeführten Perſon entweder eigenthümlich zukomme, oder ihr ſchicklich beigelegt werden könne: le caractère brillant et élevé d'une habitude vertueuse ou criminelle, selon qu'elle est propre et convenable à la personne qu'on introduit. „Cleopatra in der Rodogune, ſagt er, „iſt äußerſt böſe; da iſt kein Meuchelmord, vor dem ſie „ſich ſcheue, wenn er ſie nur auf dem Throne zu erhalten „vermag, den ſie allem in der Welt vorzieht; ſo heftig iſt „ihre Herrſchſucht. Aber alle ihre Verbrechen ſind mit einer „gewiſſen Größe der Seele verbunden, die ſo etwas Er„habenes hat, daß man, indem man ihre Handlungen ver„dammt, doch die Quelle, woraus ſie entſpringen, bewun„dern muß. Eben dieſes getraue ich mir von dem Lügner „zu ſagen. Das Lügen iſt unſtreitig eine laſterhafte An„gewohnheit; allein Dorant bringt ſeine Lügen mit einer „ſolchen Gegenwart des Geiſtes, mit ſo vieler Lebhaftigkeit „vor, daß dieſe Unvollkommenheit ihm ordentlich wohl läßt „und die Zuſchauer geſtehen müſſen, daß die Gabe ſo zu „lügen ein Laſter ſey, deſſen kein Dummkopf fähig iſt.“ — Wahrlich, einen verderblichern Einfall hätte Corneille nicht haben können! Befolget ihn in der Ausführung, und es iſt um alle Wahrheit, um alle Täuſchung, um allen ſittlichen Nutzen der Tragödie gethan! Denn die Tugend, die immer beſcheiden und einfältig iſt, wird durch jenen glänzenden Charakter eitel und romantiſch; das Laſter aber mit einem Firniß überzogen, der uns überall blendet, wir mögen es aus einem Geſichtspunkte nehmen, aus welchem wir wollen. Thorheit, bloß durch die unglücklichen Folgen von dem Laſter abſchrecken wollen, indem man die innere Häßlichkeit deſſelben verbirgt! Die Folgen ſind zufällig, und die Erfahrung lehrt, daß ſie eben ſo oft glücklich als unglücklich fallen. Dieſes bezieht ſich auf die Reinigung der Leidenſchaften, wie ſie Corneille ſich dachte. Wie ich mir ſie vorſtelle, wie ſie Ariſtoteles gelehrt hat, iſt ſie vollends nicht mit jenem trügeriſchen Glanze zu verbinden. Die falſche Folie, die ſo dem Laſter untergelegt wird, macht, daß ich Vollkommenheiten erkenne, wo keine ſind; macht, daß ich Mitleiden habe, wo ich keines haben ſollte. — Zwar hat ſchon Dacier dieſer Erklärung widerſprochen, aber aus untriftigern Gründen; und es fehlt nicht viel, daß die, welche er mit dem Pater Le Boſſu dafür annimmt, nicht eben ſo nachtheilig iſt, wenigſtens den poetiſchen Vollkommenheiten des Stücks eben ſo nachtheilig werden kann. Er meint nämlich, „die Sitten ſollen gut ſeyn,“ heiße nichts mehr als ſie ſollen gut ausgedrückt ſeyn, qu'elles soint bien marquées. Das iſt allerdings eine Regel, die, richtig verſtanden, an ihrer Stelle aller Aufmerkſamkeit des dramatiſchen Dichters würdig iſt. Aber wenn es die franzöſiſchen Muſter nur nicht bewieſen, daß man „gut ausdrücken“ für ſtark ausdrücken genommen hätte. Man hat den Ausdruck überladen, man hat Druck auf Druck geſetzt, bis aus charakteriſirten Perſonen perſonifirte Charaktere, aus laſterhaften oder tugendhaften Menſchen hagere Gerippe von Laſtern und Tugenden geworden ſind. —

Hier will ich dieſe Materie abbrechen. Wer ihr gewachſen iſt, mag die Anwendung auf unſern Richard ſelbſt machen.

Vom Herzog Michel, welcher auf den Richard folgte, brauche ich wohl nichts zu ſagen. Auf welchem Theater wird er nicht geſpielt, und wer hat ihn nicht geſehen oder geleſen? Krüger hat indeß das wenigſte Verdienſt darum; denn er iſt ganz aus einer Erzählung in den Bremiſchen Beiträgen genommen. Die vielen guten ſatyriſchen Züge, die er enthält, gehören jenem Dichter, ſo wie der ganze Verfolg der Fabel. Krügern gehört nichts als die dramatiſche Form. Doch hat wirklich unſere Bühne an Krügern viel verloren. Er hatte Talent zum niedrig Komiſchen, wie ſeine Candidaten beweiſen. Wo er aber rührend und edel ſeyn will, iſt er froſtig und affectirt. Herr Löwen hat ſeine Schriften geſammelt, unter welchen man jedoch die Geiſtlichen auf dem Lande vermißt. Dieſes war der erſte dramatiſche Verſuch, welchen Krüger wagte, als er noch auf dem Grauen Kloſter in Berlin ſtudirte.

Den neunundvierzigſten Abend (Donnerſtags, den 23. Juli) ward das Luſtſpiel des Herrn von Voltaire: die Frau die Recht hat, geſpielt, und zum Beſchluſſe des L'Affichard: Iſt er von Familie? wiederholt.

Die Frau die Recht hat, iſt eines von den Stücken, welche der Herr von Voltaire für ſein Haustheater gemacht hat. Dafür war es nun auch gut genug. Es iſt ſchon 1758 zu Carouge geſpielt worden, aber noch nicht zu Paris, ſo viel ich weiß. Nicht als ob ſie da ſeit der Zeit keine ſchlechtern Stücke geſpielt hätten; denn dafür haben die Marins und Le Brets wohl geſorgt. Sondern weil — ich weiß ſelbſt nicht. Denn ich wenigſtens möchte doch noch lieber einen großen Mann in ſeinem Schlafrocke und ſeiner Nachtmütze, als einen Stümper in ſeinem Feierkleide ſehen.

Charaktere und Intereſſe hat das Stück nicht, aber

verſchiedene Situationen, die komiſch genug ſind. Zwar iſt auch das Komiſche aus dem allergemeinſten Fache, da es ſich auf nichts als aufs Incognito, auf Verkennungen und Mißverſtändniſſe gründet. Doch die Lacher ſind nicht eckel; am wenigſten würden es unſre deutſchen Lacher ſeyn, wenn ihnen das Fremde der Sitten und die elende Ueberſetzung das mot pour rire nur nicht meiſtens ſo unverſtändlich machte.

Den funfzigſten Abend (Freitags, den 24. Juli) ward Greſſets Sidney wiederholt. Den Beſchluß machte der ſehende Blinde.

Dieſes kleine Stück iſt vom Le Grand und auch nicht von ihm. Denn er hat Titel und Intrigue und alles einem alten Stücke des de Broſſe abgeborgt. Ein Officier, ſchon etwas bei Jahren, will eine junge Wittwe heirathen, in die er verliebt iſt, als er Ordre bekömmt, ſich zur Armee zu verfügen. Er verläßt ſeine Verſprochene mit den wechſelſeitigen Verſicherungen der aufrichtigſten Zärtlichkeit. Kaum aber iſt er weg, ſo nimmt die Wittwe die Aufwartungen des Sohnes von dieſem Officier an. Die Tochter deſſelben macht ſich gleichergeſtalt die Abweſenheit ihres Vaters zu Nutze und nimmt einen jungen Menſchen, den ſie liebt, im Hauſe auf. Dieſe doppelte Intrigue wird dem Vater gemeldet, der, um ſich ſelbſt davon zu überzeugen, ihnen ſchreiben läßt, daß er ſein Geſicht verloren habe. Die Liſt gelingt; er kommt wieder nach Paris, und mit Hülfe eines Bedienten, der um den Betrug weiß, ſieht er alles, was in ſeinem Hauſe vorgeht. Die Entwicklung läßt ſich errathen; da der Officier an der Unbeſtändigkeit der Wittwe nicht länger zweifeln kann, ſo erlaubt er ſeinem Sohne ſie zu heirathen und der Tochter giebt er die nämliche Erlaubniß, ſich mit ihrem Geliebten zu verbinden. Die Scenen zwiſchen der Wittwe und dem Sohn des Officiers, in Gegenwart des letzten, haben viel Komiſches; die Wittwe verſichert, daß ihr der Zufall des Officiers ſehr nahe gehe, daß ſie ihn aber darum nicht weniger liebe; und zugleich giebt ſie ſeinem Sohn, ihrem Liebhaber, einen Wink mit den Augen, oder bezeigt ihm ſonſt ihre Zärtlichkeit durch Gebärden. Das iſt der Inhalt des alten Stücks vom de Broſſe[1] und iſt auch der Inhalt von dem neuen Stücke des Le Grand. Nur daß in dieſem die Intrigue mit der Tochter weggeblieben iſt, um jene fünf Acte deſto leichter in Einen zu bringen. Aus dem Vater iſt ein Onkel geworden, und was ſonſt dergleichen kleine Veränderungen mehr ſind. Es mag endlich entſtanden ſeyn wie es will; genug, es gefällt ſehr. Die Ueberſetzung iſt in Verſen, und vielleicht eine von den beſten, die wir haben; ſie iſt wenigſtens ſehr fließend und hat viele drollige Zeilen.

Vierundachtzigſtes Stück.

Den 19. Februar 1768.

Den einundfunfzigſten Abend, (Montags, den 27. Juli) ward der Hausvater des Herrn Diderot aufgeführt.

[1] Hist. du Th. Fr. Tome VII. p. 226.

Da dieſes vortreffliche Stück, welches den Franzoſen nur ſo ſo gefällt, — wenigſtens hat es mit Müh und Noth kaum ein- oder zweimal auf dem Pariſer Theater erſcheinen dürfen, — ſich allem Anſehen nach lange, ſehr lange und warum nicht immer? auf unſern Bühnen erhalten wird; da es auch hier nicht oft genug wird können geſpielt werden: ſo hoffe ich Raum und Gelegenheit genug zu haben, alles auszukramen, was ich ſowohl über das Stück ſelbſt, als über das ganze dramatiſche Syſtem des Verfaſſers von Zeit zu Zeit angemerkt habe.

Ich hole recht weit aus. — Nicht erſt mit dem natürlichen Sohne in den beigefügten Unterredungen, welche zuſammen im Jahre 1757 herauskamen, hat Diderot ſein Mißvergnügen mit dem Theater ſeiner Nation geäußert. Bereits verſchiedene Jahre vorher ließ er es ſich merken, daß er die hohen Begriffe gar nicht davon habe, mit welchen ſich ſeine Landsleute täuſchen und Europa ſich von ihnen täuſchen laſſen. Aber er that es in einem Buche, in welchem man freilich dergleichen Dinge nicht ſucht: in einem Buche, in welchem der perſiflirende Ton ſo herrſcht, daß den meiſten Leſern auch das, was guter geſunder Verſtand darin iſt, nichts als Poſſe und Höhnerei zu ſeyn ſcheint. Ohne Zweifel hatte Diderot ſeine Urſachen, warum er mit ſeiner Herzensmeinung lieber erſt in einem ſolchen Buche hervorkommen wollte; ein kluger Mann ſagt öfters erſt mit Lachen, was er hernach im Ernſte wiederholen will.

Dieſes Buch heißt Les Bijoux indiscrets, und Diderot will es jetzt durchaus nicht geſchrieben haben. Daran thut Diderot auch ſehr wohl; aber doch hat er es geſchrieben und muß es geſchrieben haben, wenn er nicht ein Plagiarius ſeyn will. Auch iſt es gewiß, daß nur ein ſolcher junger Mann dieſes Buch ſchreiben konnte, der ſich einmal ſchämen würde, es geſchrieben zu haben.

Es iſt eben ſo gut, wenn die wenigſten von meinen Leſern dieſes Buch kennen. Ich will mich auch wohl hüten, es ihnen weiter bekannt zu machen, als es hier in meinen Kram dient. —

Ein Kaiſer — was weiß ich wo und welcher? — hatte mit einem gewiſſen magiſchen Ringe gewiſſe Kleinode ſo viel häßliches Zeug ſchwatzen laſſen, daß ſeine Favoritin durchaus nichts mehr davon hören wollte. Sie hätte lieber gar mit ihrem ganzen Geſchlechte darüber brechen mögen; wenigſtens nahm ſie ſich auf die erſten vierzehn Tage vor, ihren Umgang einzig auf des Sultans Majeſtät und ein Paar witzige Köpfe einzuſchränken. Dieſe waren Selim und Riccaric: Selim, ein Hofmann, und Riccaric, ein Mitglied der kaiſerlichen Academie, ein Mann, der das Alterthum ſtudirt hatte und ein großer Verehrer deſſelben war, doch ohne Pedant zu ſeyn. Mit dieſen unterhält ſich die Favoritin einsmals, und das Geſpräch fällt auf den elenden Ton der academiſchen Reden, über den ſich niemand mehr ereifert als der Sultan ſelbſt, weil es ihn verdrießt, ſich nur immer auf Unkoſten ſeines Vaters und

ſeiner Vorfahren darin loben zu hören, und er wohl vorausſieht, daß die Academie eben ſo auch ſeinen Ruhm einmal dem Ruhme ſeiner Nachfolger aufopfern werde. Selim, als Hofmann, war dem Sultan in allem beigefallen; und ſo ſpinnt ſich die Unterredung über das Theater an, die ich meinen Leſern hier ganz mittheile.

„Ich glaube, Sie irren ſich, mein Herr, antwortete „Riccaric dem Selim. Die Academie iſt noch jetzt das „Heiligthum des guten Geſchmacks, und ihre ſchönſten Tage „haben weder Weltweiſe noch Dichter aufzuweiſen, denen „wir nicht andere aus unſerer Zeit entgegen ſetzen könnten. „Unſer Theater ward für das erſte Theater in ganz Afrika „gehalten und wird noch dafür gehalten. Welch ein Werk „iſt nicht der Tamerlan des Tuxigraphe! Es verbindet das „Pathetiſche des Euriſope mit dem Erhabnen des Azophe. „Es iſt das klare Alterthum!“

„Ich habe, ſagte die Favoritin, die erſte Vorſtellung „des Tamerlans geſehen und gleichfalls den Faden des „Stücks ſehr richtig geführt, den Dialog ſehr zierlich und „das Anſtändige ſehr wohl beobachtet gefunden.“

„Welcher Unterſchied, Madame, unterbrach ſie Ricca„ric, zwiſchen einem Verfaſſer wie Tuxigraphe, der ſich „durch Leſung der Alten genährt, und dem größten Theil „unſrer Neuern!“

„Aber dieſe Neuern, ſagte Selim, die Sie hier ſo „wacker über die Klinge ſpringen laſſen, ſind doch bei „weitem ſo verächtlich nicht, als Sie vorgeben. Oder „wie? finden Sie kein Genie, keine Erfindung, kein Feuer, „keine Charaktere, keine Schilderungen, keine Tiraden bei „ihnen? Was bekümmre ich mich um Regeln, wenn man „mir nur Vergnügen macht? Es ſind wahrlich nicht die „Bemerkungen des weiſen Almudir und des gelehrten „Abdaldok, noch die Dichtkunſt des ſcharfſinnigen Facardin, „die ich alle nicht geleſen habe, welche es machen, daß ich „die Stücke des Aboulcazem, des Muhardar, des Alba„boukre und ſo vieler andren Saracenen bewundre! Giebt „es denn auch eine andere Regel, als die Nachahmung der „Natur? Und haben wir nicht eben die Augen, mit welchen „dieſe ſie ſtudirten?“

„Die Natur, antwortete Riccaric, zeigt ſich uns alle „Augenblicke in verſchiedenen Geſtalten. Alle ſind wahr, „aber nicht alle ſind gleich ſchön. Eine gute Wahl darunter „zu treffen, das müſſen wir aus den Werken lernen, von „welchen Sie eben nicht viel zu halten ſcheinen. Es ſind „die geſammelten Erfahrungen, welche ihre Verfaſſer und „deren Vorgänger gemacht haben. Man mag ein noch ſo „vortrefflicher Kopf ſeyn, ſo erlangt man doch nur ſeine „Einſichten eine nach der andern; und ein einzelner Menſch „ſchmeichelt ſich vergebens, in dem kurzen Raume ſeines „Lebens, alles ſelbſt zu bemerken, was in ſo vielen Jahr„hunderten vor ihm entdeckt worden. Sonſt ließe ſich be„haupten, daß eine Wiſſenſchaft ihren Urſprung, ihren „Fortgang, und ihre Vollkommenheit einem einzigen Geiſte „zu verdanken haben könne; welches doch wider alle Erfah„rung iſt.“

„Hieraus, mein Herr, antwortete ihm Selim, folget „weiter nichts, als daß die Neuern, welche ſich alle die „Schätze zu Nutze machen können, die bis auf ihre Zeit ge„ſammelt worden, reicher ſeyn müſſen, als die Alten; „oder wenn Ihnen dieſe Vergleichung nicht gefällt, daß ſie „auf den Schultern dieſer Koloſſen, auf die ſie geſtiegen, „nothwendig müſſen weiter ſehen können, als dieſe ſelbſt. „Was iſt auch in der That ihre Naturlehre, ihre Aſtrono„mie, ihre Schiffskunſt, ihre Mechanik, ihre Rechenlehre, „in Vergleichung mit unſern? Warum ſollten wir ihnen „alſo in der Beredtſamkeit und Poeſie nicht eben ſo wohl „überlegen ſeyn?“

„Selim, verſetzte die Sultane, der Unterſchied iſt groß, „und Riccaric kann Ihnen die Urſachen davon ein ander„mal erklären. Er mag Ihnen ſagen, warum unſere Tra„gödien ſchlechter ſind als der Alten ihre; aber daß ſie es „ſind, kann ich leicht ſelbſt auf mich nehmen, Ihnen zu „beweiſen. Ich will Ihnen nicht Schuld geben, fuhr ſie „fort, daß Sie die Alten nicht geleſen haben. Sie haben „ſich um zu viele ſchöne Kenntniſſe beworben, als daß „Ihnen das Theater der Alten unbekannt ſeyn ſollte. Nun „ſetzen Sie gewiſſe Ideen, die ſich auf ihre Gebräuche, auf „ihre Sitten, auf ihre Religion beziehen, und die Ihnen „nur deßwegen anſtößig ſind, weil ſich die Umſtände ge„ändert haben, bei Seite, und ſagen Sie mir, ob ihr Stoff „nicht immer edel, wohlgewählt und intereſſant iſt? ob ſich „die Handlung nicht gleichſam von ſelbſt einleitet? ob der „ſimple Dialog dem Natürlichen nicht ſehr nahe kommt? „ob die Entwicklungen im geringſten gezwungen ſind? ob „ſich das Intereſſe wohl theilt und die Handlung mit Epi„ſoden überladen iſt? Verſetzen Sie ſich in Gedanken in „die Inſel Alindala; unterſuchen Sie alles, was da vor„ging; hören Sie alles, was von dem Augenblicke an, „als der junge Ibrahim und der verſchlagene Forſanti ans „Land ſtiegen, da geſagt ward; nähern Sie ſich der Höhle „des unglücklichen Polipſile; verlieren Sie kein Wort von „ſeinen Klagen und ſagen Sie mir, ob das geringſte vor„kommt, was Sie in der Täuſchung ſtören könnte? Nennen „Sie mir ein einziges neueres Stück, welches die nämliche „Prüfung aushalten, welches auf den nämlichen Grad der „Vollkommenheit Anſpruch machen kann: und Sie ſollen „gewonnen haben.“

„Beim Brama! rief der Sultan und gähnte; Madame „hat uns da eine vortreffliche academiſche Vorleſung ge„halten!“

„Ich verſtehe die Regeln nicht, fuhr die Favoritin „fort, und noch weniger die gelehrten Worte, in welchen „man ſie abgefaßt hat. Aber ich weiß, daß nur das Wahre „gefällt und rührt. Ich weiß auch, daß die Vollkommen„heit eines Schauſpiels in der ſo genauen Nachahmung „einer Handlung beſteht, daß der ohne Unterbrechung

„betrogene Zuſchauer bei der Handlung ſelbſt gegenwärtig „zu ſeyn glaubt. Findet ſich aber in den Tragödien, die „Sie uns ſo rühmen, nur das geringſte, was dieſem ähn„lich ſähe?“

Fünfundachtzigſtes Stück.

Den 23. Februar 1768.

„Wollen Sie den Verlauf darin loben? Er iſt meiſtens „ſo vielfach und verwickelt, daß es ein Wunder ſeyn würde, „wenn wirklich ſo viel Dinge in ſo kurzer Zeit geſchehen „wären. Der Untergang oder die Erhaltung eines Reichs, „die Heirath einer Prinzeſſin, der Fall eines Prinzen, „alles das geſchieht ſo geſchwind, wie man eine Hand um„wendet. Kommt es auf eine Verſchwörung an? im erſten „Act wird ſie entworfen; im zweiten iſt ſie beiſammen; im „dritten werden alle Maaßregeln genommen, alle Hinder„niſſe gehoben, und die Verſchwornen halten ſich fertig; „mit nächſtem wird es einen Aufſtand ſetzen, wird es zum „Treffen kommen, wohl gar zu einer förmlichen Schlacht. „Und das alles nennen Sie gut geführt, intereſſant, warm, „wahrſcheinlich? Ihnen kann ich nun ſo etwas am wenig„ſten vergeben, der Sie wiſſen, wie viel es oft koſtet, die „allerelendeſte Intrigue zu Stande zu bringen, und wie „viel Zeit bei der kleinſten politiſchen Angelegenheit auf „Einleitungen, auf Beſprechungen und Berathſchlagungen „geht.“

„Es iſt wahr, Madame, antwortete Selim, unſere „Stücke ſind ein wenig überladen; aber das iſt ein noth„wendiges Uebel; ohne Hülfe der Epiſoden würden wir „uns vor Froſt nicht zu laſſen wiſſen.“

„Das iſt: um der Nachahmung einer Handlung Feuer „und Geiſt zu geben, muß man die Handlung weder ſo „vorſtellen, wie ſie iſt, noch ſo, wie ſie ſeyn ſollte. Kann „etwas lächerlicheres gedacht werden? Schwerlich wohl; „es wäre denn etwa dieſes, daß man die Geigen ein leb„haftes Stück, eine muntere Sonate ſpielen läßt, während „daß die Zuhörer um den Prinzen bekümmert ſeyn ſollen, „der auf dem Puncte iſt, ſeine Geliebte, ſeinen Thron „und ſein Leben zu verlieren.“

„Madame, ſagte Mongogul, Sie haben vollkommen „Recht; traurige Arien müßte man indeß ſpielen, und ich „will Ihnen gleich einige beſtellen gehen. Hiermit ſtand „er auf und ging heraus, und Selim, Riccaric und die „Favoritin ſetzten die Unterredung unter ſich fort.“

„Wenigſtens, Madame, erwiederte Selim, werden „Sie nicht läugnen, daß, wenn die Epiſoden uns aus der „Täuſchung heraus bringen, der Dialog uns wieder herein „ſetzt. Ich wüßte nicht, wer das beſſer verſtünde, als „unſere tragiſche Dichter.“

„Nun, ſo verſteht es durchaus niemand, antwortete „Mirzoza. Das Geſuchte, das Witzige, das Spielende, „das darin herrſcht, iſt tauſend und tauſend Meilen von „der Natur entfernt. Umſonſt ſucht ſich der Verfaſſer zu „verſtecken; er entgeht meinen Augen nicht und ich erblicke „ihn unaufhörlich hinter ſeinen Perſonen. Cinna, Ser„torius, Maximus, Aemilia ſind alle Augenblicke das „Sprachrohr des Corneille. So ſpricht man bei unſern „alten Saracenen nicht mit einander. Herr Riccaric kann „Ihnen, wenn Sie wollen, einige Stellen daraus über„ſetzen; und Sie werden die bloße Natur hören, die ſich „durch den Mund derſelben ausdrückt. Ich möchte gar zu „gern zu den Neuern ſagen: „Meine Herren, anſtatt daß „ihr euern Perſonen bei aller Gelegenheit Witz gebt, ſo „ſucht ſie doch lieber in Umſtände zu ſetzen, die ihnen wel„chen geben.“

„Nach dem zu urtheilen, was Madame von dem Ver„laufe und dem Dialoge unſerer dramatiſchen Stücke ge„ſagt hat, ſcheint es wohl nicht, ſagte Selim, daß ſie den „Entwickelungen wird Gnade widerfahren laſſen.“

„Nein, gewiß nicht, verſetzte die Favoritin; es giebt „hundert ſchlechte für eine gute. Die eine iſt nicht vorbe„reitet; die andere ereignet ſich durch ein Wunder. Weiß „der Verfaſſer nicht, was er mit einer Perſon, die er von „Scene zu Scene ganze fünf Acte durchgeſchleppt hat, an„fangen ſoll: geſchwind fertigt er ſie mit einem guten „Dolchſtoße ab; die ganze Welt fängt an zu weinen und „ich, ich lache, als ob ich toll wäre. Hernach, hat man „wohl jemals ſo geſprochen, wie wir declamiren? Pflegen „die Prinzen und Könige wohl anders zu gehen als ſonſt „ein Menſch, der gut geht? Geſticuliren ſie wohl jemals „wie Beſeſſene und Raſende? Und wenn Prinzeſſinnen „ſprechen, ſprechen ſie wohl in ſo einem heulenden Tone? „Man nimmt durchgängig an, daß wir die Tragödie zu „einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht haben; „und ich meines Theils halte es faſt für erwieſen, daß „von allen Gattungen der Literatur, auf die ſich die Afri„kaner in den letzten Jahrhunderten gelegt haben, gerade „dieſe die unwillkommenſte geblieben iſt.“

„Eben hier war die Favoritin mit ihrem Ausfalle „gegen unſere theatraliſche Werke, als Mongogul wieder „herein kam. Madame, ſagte er, Sie werden mir einen „Gefallen erweiſen, wenn Sie fortfahren. Sie ſehen, ich „verſtehe mich darauf, eine Dichtkunſt abzukürzen, wenn „ich ſie zu lang finde.“

„Laſſen Sie uns, fuhr die Favoritin fort, einmal an„nehmen, es käme einer ganz friſch aus Angote, der in „ſeinem Leben von keinem Schauſpiele etwas gehört hätte, „dem es aber weder an Verſtand noch an Welt fehle; der „ungefähr wiſſe, was an einem Hofe vorgehe; der mit „den Anſchlägen der Höflinge, mit der Eiferſucht der Mi„niſter, mit den Hetzereien der Weiber nicht ganz unbe„kannt wäre, und zu dem ich im Vertrauen ſagte: Mein „Freund, es äußern ſich in dem Seraglio ſchreckliche Be„wegungen. Der Fürſt, der mit ſeinem Sohne mißver„gnügt iſt, weil er ihn im Verdacht hat, daß er die Ma„nimonbande liebt, iſt ein Mann, den ich für fähig halte,

„an beiden die grauſamſte Rache zu üben. Dieſe Sache „muß, allem Anſehen nach, ſehr traurige Folgen haben. „Wenn Sie wollen, ſo will ich machen, daß Sie von allem, „was vorgeht, Zeuge ſeyn können.“ Er nimmt mein An„erbieten an, und ich führe ihn in eine mit Gitterwerk „vermachte Loge, aus der er das Theater ſieht, welches „er für den Palaſt des Sultans hält. Glauben Sie wohl, „daß trotz alles Ernſtes, in dem ich mich zu erhalten be„mühte, die Täuſchung dieſes Fremden einen Augenblick „dauern könnte? Müſſen Sie nicht vielmehr geſtehen, daß „er, bei dem ſteifen Gange der Acteurs, bei ihrer wunder„lichen Tracht, bei ihren ausſchweifenden Gebärden, bei „dem ſeltſamen Nachdrucke ihrer gereimten, abgemeſſenen „Sprache, bei tauſend andern Ungereimtheiten, die ihm „auffallen würden, gleich in der erſten Scene mir ins Ge„ſicht lachen und gerade heraus ſagen würde, daß ich ihn „entweder zum beſten haben wollte, oder daß der Fürſt „mit ſammt ſeinem Hofe nicht wohl bei Sinnen ſeyn „müßten.“

„Ich bekenne, ſagte Selim, daß mich dieſer angenom„mene Fall verlegen macht; aber könnte man Ihnen nicht „zu bedenken geben, daß wir in das Schauſpiel gehen mit „der Ueberzeugung, der Nachahmung einer Handlung, „nicht aber der Handlung ſelbſt beizuwohnen.“

„Und ſollte denn dieſe Ueberzeugung verwehren, er„wiederte Mirzoza, die Handlung auf die allernatürlichſte „Art vorzuſtellen?“ —

Hier kommt das Geſpräch nach und nach auf andere Dinge, die uns nichts angehen. Wir wenden uns alſo wieder zu ſehen, was wir geleſen haben. Den klaren lautern Diderot! Aber alle dieſe Wahrheiten waren damals in den Wind geſagt. Sie erregten eher keine Empfindung in dem franzöſiſchen Publicum, als bis ſie mit allem didaktiſchen Ernſte wiederholt und mit Proben begleitet wurden, in welchen ſich der Verfaſſer von einigen der gerügten Mängel zu entfernen und den Weg der Natur und Täuſchung beſſer einzuſchlagen bemüht hatte. Nun weckte der Neid die Kritik. Nun war es klar, warum Diderot das Theater ſeiner Nation auf dem Gipfel der Vollkommenheit nicht ſahe, auf dem wir es durchaus glauben ſollen; warum er ſo viel Fehler in den geprieſenen Meiſterſtücken deſſelben fand: bloß und allein, um ſeinen Stücken Platz zu ſchaffen. Er mußte die Methode ſeiner Vorgänger verſchrieen haben, weil er empfand, daß in Befolgung der nämlichen Methode er unendlich unter ihnen bleiben würde. Er mußte ein elender Charlatan ſeyn, der allen fremden Theriak verachtet, damit kein Menſch andern als ſeinen kaufe. Und ſo fielen die Paliſſots über ſeine Stücke her.

Allerdings hatte er ihnen auch in ſeinem natürlichen Sohne manche Blöße gegeben. Dieſer erſte Verſuch iſt bei weitem das nicht, was der Hausvater iſt. Zu viel Einförmigkeit in den Charakteren, das Romantiſche in dieſen Charakteren ſelbſt, ein ſteifer koſtbarer Dialog, ein pedantiſches Geklingel von neumodiſch philoſophiſchen Sentenzen: alles das machte den Tadlern leichtes Spiel. Beſonders zog die feierliche Thereſia (oder Conſtantia, wie ſie in dem Originale heißt), die ſo philoſophiſch ſelbſt auf die Freierei geht, die mit einem Manne, der ſie nicht mag, ſo weiſe von tugendhaften Kindern ſpricht, die ſie mit ihm zu erzielen gedenkt, die Lacher auf ihrer Seite. Auch kann man nicht läugnen, daß die Einkleidung, welche Diderot den beigefügten Unterredungen gab, daß der Ton, den er darin annahm, ein wenig eitel und pompös war; daß verſchiedene Anmerkungen als ganz neue Entdeckungen darin vorgetragen wurden, die doch nicht neu und dem Verfaſſer nicht eigen waren; daß andere Anmerkungen die Gründlichkeit nicht hatten, die ſie in dem blendenden Vortrage zu haben ſchienen.

Sechsundachtzigſtes Stück.

Den 26. Februar 1768.

Z. E. Diderot behauptete,[1] daß es in der menſchlichen Natur aufs höchſte nur ein Dutzend wirklich komiſche Charaktere gäbe, die großer Züge fähig wären, und daß die kleinen Verſchiedenheiten unter den menſchlichen Charakteren nicht ſo glücklich bearbeitet werden könnten, als die reinen unvermiſchten Charaktere. Er ſchlug daher vor, nicht mehr die Charaktere, ſondern die Stände auf die Bühne zu bringen, und wollte die Bearbeitung dieſer zu dem beſondern Geſchäfte der ernſthaften Komödie machen. „Bisher, ſagt er, iſt in der Komödie der Charakter das „Hauptwerk geweſen, und der Stand war nur etwas Zu„fälliges; nun aber muß der Stand das Hauptwerk und „der Charakter das Zufällige werden. Aus dem Charakter „zog man die ganze Intrigue: man ſuchte durchgängig „die Umſtände, in welchen er ſich am beſten äußert, und „verband dieſe Umſtände unter einander. Künftig muß „der Stand, müſſen die Pflichten, die Vortheile, die Un„bequemlichkeiten deſſelben zur Grundlage des Werks die„nen. Dieſe Quelle ſcheint mir weit ergiebiger, von weit „größerm Umfange, von weit größerm Nutzen, als die „Quelle der Charaktere. War der Charakter nur ein wenig „übertrieben, ſo konnte der Zuſchauer zu ſich ſelbſt ſagen, „das bin ich nicht. Das aber kann er unmöglich läugnen, „daß der Stand, den man ſpielt, ſein Stand iſt; ſeine „Pflichten kann er unmöglich verkennen. Er muß das, „was er hört, nothwendig auf ſich anwenden.“

Was Paliſſot hierwider erinnert,[2] iſt nicht ohne Grund. Er läugnet es, daß die Natur ſo arm an urſprünglichen Charakteren ſey, daß ſie die komiſchen Dichter bereits ſollten erſchöpft haben. Moliere ſahe noch genug neue Charaktere vor ſich, und glaubte kaum den allerkleinſten Theil von denen behandelt zu haben, die er

1 S. die Unterredungen hinter dem Natürlichen Sohne S. 321, 322 der Ueberſ.

2 Petites Lettres sur de grands Philosophes. Lettr. II.

behandeln könne. Die Stelle, in welcher er verſchiedene derſelben in der Geſchwindigkeit entwirft, iſt ſo merkwürdig als lehrreich, indem ſie vermuthen läßt, daß der Miſanthrop ſchwerlich ſein Non plus ultra in dem hohen Komiſchen dürfte geblieben ſeyn, wenn er länger gelebt hätte. [1] Paliſſot ſelbſt iſt nicht unglücklich, einige neue Charaktere von ſeiner eigenen Bemerkung beizufügen: den dummen Mäcen mit ſeinen kriechenden Clienten, den Mann an ſeiner unrechten Stelle; den Argliſtigen, deſſen ausgekünſtelte Anſchläge immer gegen die Einfalt eines treuherzigen Biedermannes ſcheitern; den Scheinphiloſophen; den Sonderling, den Destouches verfehlt habe; den Heuchler mit geſellſchaftlichen Tugenden, da der Religionsheuchler ziemlich aus der Mode ſey. — Das ſind wahrlich nicht gemeine Ausſichten, die ſich einem Auge, das gut in die Ferne trägt, bis ins Unendliche erweitern. Da iſt noch Ernte genug für die wenigen Schnitter, die ſich daran wagen dürfen!

Und wenn auch, ſagt Paliſſot, der komiſchen Charaktere wirklich ſo wenige, und dieſe wenigen wirklich alle ſchon bearbeitet wären: würden die Stände denn dieſer Verlegenheit abhelfen? Man wähle einmal einen; z. E. den Stand des Richters. Werde ich ihm denn, dem Richter, nicht einen Charakter geben müſſen? Wird er nicht traurig oder luſtig, ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch ſeyn müſſen? Wird es nicht bloß dieſer Charakter ſeyn, der ihn aus der Claſſe metaphyſiſcher Abſtracte heraushebt und eine wirkliche Perſon aus ihm macht? Wird nicht folglich die Grundlage der Intrigue und die Moral des Stücks wiederum auf dem Charakter beruhen? Wird nicht folglich wiederum der Stand nur das Zufällige ſeyn?

Zwar könnte Diderot hierauf antworten: Freilich muß die Perſon, welche ich mit dem Stande bekleide, auch ihren individuellen moraliſchen Charakter haben; aber ich will, daß es ein ſolcher ſeyn ſoll, der mit den Pflichten und Verhältniſſen des Standes nicht ſtreitet, ſondern aufs beſte harmonirt. Alſo wenn dieſe Perſon ein Richter iſt, ſo ſteht es mir nicht frei, ob ich ihn ernſthaft oder leichtſinnig, leutſelig oder ſtürmiſch machen will: er muß nothwendig ernſthaft und leutſelig ſeyn, und jedesmal es in dem Grade ſeyn, den das vorhabende Geſchäft erfordert.

Dieſes, ſage ich, könnte Diderot antworten; aber zugleich hätte er ſich einer andern Klippe genähert, nämlich der Klippe der vollkommenen Charaktere. Die Perſonen ſeiner Stände würden nie etwas anders thun, als was ſie nach Pflicht und Gewiſſen thun müßten; ſie würden handeln, völlig wie es im Buche ſteht. Erwarten wir das in der Komödie? Können dergleichen Vorſtellungen anziehend genug werden? Wird der Nutzen, den wir davon hoffen dürfen, groß genug ſeyn, daß es ſich der Mühe verlohnt, eine neue Gattung dafür feſt zu ſetzen, und für dieſe eine eigene Dichtkunſt zu ſchreiben?

Die Klippe der vollkommenen Charaktere ſcheint mir Diderot überhaupt nicht genug erkundigt zu haben. In ſeinen Stücken ſteuert er ziemlich gerade darauf los, und in ſeinen kritiſchen Seekarten findet ſich durchaus keine Warnung davor. Vielmehr finden ſich Dinge darin, die den Lauf nach ihr hin zu lenken rathen. Man erinnre ſich nur, was er bei Gelegenheit des Contraſts unter den Charakteren von den Brüdern des Terenz ſagt. [1] „Die zwei „contraſtirten Väter darin ſind mit ſo gleicher Stärke ge„zeichnet, daß man dem feinſten Kunſtrichter Trotz bieten „kann, die Hauptperſon zu nennen; ob es Micio oder ob „es Demea ſeyn ſoll? Fällt er ſein Urtheil vor dem letzten „Auftritte, ſo dürfte er leicht mit Erſtaunen wahrnehmen, „daß der, den er ganzer fünf Aufzüge hindurch für einen „verſtändigen Mann gehalten hat, nichts als ein Narr iſt, „und daß der, den er für einen Narren gehalten hat, wohl „gar der verſtändige Mann ſeyn könnte. Man ſollte zu „Anfang des fünften Aufzuges dieſes Drama's faſt ſagen, „der Verfaſſer ſey durch den beſchwerlichen Contraſt ge„zwungen worden, ſeinen Zweck fahren zu laſſen und das „ganze Intereſſe des Stücks umzukehren. Was iſt aber „daraus geworden? Dieſes, daß man gar nicht mehr weiß, „für wen man ſich intereſſiren ſoll. Vom Anfange her iſt „man für den Micio gegen den Demea geweſen, und am „Ende iſt man für keinen von beiden. Beinahe ſollte man „einen dritten Vater verlangen, der das Mittel zwiſchen „dieſen zwei Perſonen hielte und zeigte, worin ſie beide „fehlten.“

Nicht ich! Ich verbitte mir ihn ſehr, dieſen dritten Vater: es ſey in dem nämlichen Stücke, oder auch allein. Welcher Vater glaubt nicht zu wiſſen, wie ein Vater ſeyn ſoll? Auf dem rechten Wege dünken wir uns alle: wir verlangen nur, dann und wann vor den Abwegen zu beiden Seiten gewarnt zu werden.

[1] (Impromptu de Versailles Sc. 2.) Eh! mon pauvre Marquis, nous lui (à Molière) fournirons toujours assez de matière, et nous ne prenons guères le chemin de nous rendre sages par tout ce qu'il fait et tout ce qu'il dit. Crois-tu qu'il ait épuisé dans ses Comédies tous les ridicules des hommes, et sans sortir de la Cour, n'a-t-il pas encore vingt caractères de gens, où il n'a pas touché? N'a-t-il pas, par exemple, ceux qui se font les plus grandes amitiés du monde, et qui, le dos tourné, font galanterie de se déchirer l'un l'autre? N'a-t-il pas ces adulateurs à outrance, ces flatteurs insipides qui n'assaisonnent d'aucun sel les louanges qu'ils donnent, et dont toutes les flatteries ont une douceur fade qui fait mal au cœur à ceux qui les écoutent? N'a-t-il pas ces lâches courtisans de la faveur, ces perfides adorateurs de la fortune, qui vous encensent dans la prosperité, et vous accablent dans la disgrace? N'a-t-il pas ceux qui sont toujours mécontens de la Cour, ces suivans inutiles, ces incommodes assidus, ces gens, dis-je, qui pour services ne peuvent compter que des importunités, et qui veulent qu'on les recompense d'avoir obsédé le Prince dix ans durant? N'a-t-il pas ceux qui caressent également tout le monde, qui promènent leurs civilités à droite, à gauche, et courent à tous ceux qu'ils voyent avec les mêmes embrassades, et les mêmes protestations d'amitié? — — Va, va, Marquis, Molière aura toujours plus de sujets qu'il n'en voudra, et tout ce qu'il a touché n'est que bagatelle au prix de ce qui reste.

[1] In der dr. Dichtkunſt hinter dem Hausvater S. 358 d. Ueberſ.

Diderot hat Recht: es iſt beſſer, wenn die Charaktere bloß verſchieden, als wenn ſie contraſtirt ſind. Contraſtirte Charaktere ſind minder natürlich und vermehren den romantiſchen Anſtrich, an dem es den dramatiſchen Begebenheiten ſo ſchon ſelten fehlt. Für eine Geſellſchaft im gemeinen Leben, wo ſich der Contraſt der Charaktere ſo abſtechend zeigt, als ihn der komiſche Dichter verlangt, werden ſich immer tauſend finden, wo ſie weiter nichts als verſchieden ſind. Sehr richtig! Aber iſt ein Charakter, der ſich immer genau in dem geraden Gleiſe hält, das ihm Vernunft und Tugend vorſchreiben, nicht eine noch ſeltenere Erſcheinung? Von zwanzig Geſellſchaften im gemeinen Leben werden eher zehn ſeyn, in welchen man Väter findet, die bei Erziehung ihrer Kinder völlig entgegengeſetzte Wege einſchlagen, als eine, die den wahren Vater aufweiſen könnte. Und dieſer wahre Vater iſt noch dazu immer der nämliche, iſt nur ein einziger, da der Abweichungen von ihm unendlich ſind. Folglich werden die Stücke, die den wahren Vater in's Spiel bringen, nicht allein jedes für ſich unnatürlicher, ſondern auch unter einander einförmiger ſeyn, als es die ſeyn können, welche Väter von verſchiedenen Grundſätzen einführen. Auch iſt es gewiß, daß die Charaktere, welche in ruhigen Geſellſchaften bloß verſchieden ſcheinen, ſich von ſelbſt contraſtiren, ſobald ein ſtreitendes Intereſſe ſie in Bewegung ſetzt. Ja es iſt natürlich, daß ſie ſich ſodann beeifern, noch weiter von einander entfernt zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind. Der Lebhafte wird Feuer und Flamme gegen den, der ihm zu lau ſich zu betragen ſcheint; und der Laue wird kalt wie Eis, um jenen ſo viel Uebereilungen begehen zu laſſen, als ihm nur immer nützlich ſeyn können.

Sieben- und achtundachtzigſtes Stück.

Den 4. März 1768.

Und ſo ſind andere Anmerkungen des Paliſſot mehr, wenn nicht ganz richtig, doch auch nicht ganz falſch. Er ſieht den Ring, in den er mit ſeiner Lanze ſtoßen will, ſcharf genug; aber in der Hitze des Anſprengens verrückt die Lanze, und er ſtößt den Ring gerade vorbei.

So ſagt er über den natürlichen Sohn unter anderm: „Welch ein ſeltſamer Titel! der natürliche Sohn! „Warum heißt das Stück ſo? Welchen Einfluß hat die Ge„burt des Dorval? Was für einen Vorfall veranlaßt ſie? „Zu welcher Situation giebt ſie Gelegenheit? Welche Lücke „füllt ſie auch nur? Was kann alſo die Abſicht des Ver„faſſers dabei geweſen ſeyn? Ein paar Betrachtungen über „das Vorurtheil gegen die uneheliche Geburt aufzuwärmen? „Welcher vernünftige Menſch weiß denn nicht von ſelbſt, „wie ungerecht ein ſolches Vorurtheil iſt?“

Wenn Diderot hierauf antwortete: Dieſer Umſtand war allerdings zur Verwicklung meiner Fabel nöthig; ohne ihn würde es weit unwahrſcheinlicher geweſen ſeyn, daß Dorval ſeine Schweſter nicht kennt, und ſeine Schweſter von keinem Bruder weiß; es ſtand mir frei, den Titel davon zu entlehnen, und ich hätte den Titel von noch einem geringern Umſtande entlehnen können. — Wenn Diderot dieſes antwortete, ſag' ich, wäre Paliſſot nicht ungefähr widerlegt?

Gleichwohl iſt der Charakter des natürlichen Sohnes einem ganz andern Einwurfe bloß geſtellt, mit welchem Paliſſot dem Dichter weit ſchärfer hätte zuſetzen können. Dieſem nämlich: daß der Umſtand der unehelichen Geburt und der daraus erfolgten Verlaſſenheit und Abſonderung, in welcher ſich Dorval von allen Menſchen ſo viele Jahre hindurch ſah, ein viel zu eigenthümlicher und beſonderer Umſtand iſt, gleichwohl auf die Bildung ſeines Charakters viel zu viel Einfluß gehabt hat, als daß dieſer diejenige Allgemeinheit haben könne, welche nach der eigenen Lehre des Diderot ein komiſcher Charakter nothwendig haben muß. — Die Gelegenheit reizt mich zu einer Ausſchweifung über dieſe Lehre; und welchem Reize von der Art brauchte ich in einer ſolchen Schrift zu widerſtehen?

„Die komiſche Gattung, ſagt Diderot, [1] hat Arten, „und die tragiſche hat Individuen. Ich will mich erklären. „Der Held einer Tragödie iſt der und der Menſch: es iſt „Regulus oder Brutus oder Cato, und ſonſt kein anderer. „Die vornehmſte Perſon einer Komödie hingegen muß eine „große Anzahl von Menſchen vorſtellen. Gäbe man ihr „von ungefähr eine ſo eigene Phyſiognomie, daß ihr nur „ein einziges Individuum ähnlich wäre, ſo würde die „Komödie wieder in ihre Kindheit zurücktreten. — Terenz „ſcheint mir einmal in dieſen Fehler gefallen zu ſeyn. — „Sein Heautontimorumenos iſt ein Vater, der ſich „über den gewaltſamen Entſchluß grämt, zu welchem er „ſeinen Sohn durch übermäßige Strenge gebracht hat, und „der ſich deßwegen nun ſelbſt beſtraft, indem er ſich in „Kleidung und Speiſe kümmerlich hält, allen Umgang „flieht, ſein Geſinde abſchafft, und das Feld mit eigenen „Händen baut. Man kann gar wohl ſagen, daß es ſo „einen Vater nicht giebt. Die größte Stadt würde kaum „in einem ganzen Jahrhundert Ein Beiſpiel einer ſo ſelt„ſamen Betrübniß aufzuweiſen haben.“

Zuerſt von der Inſtanz des Heautontimorumenos. Wenn dieſer Charakter wirklich zu tadeln iſt, ſo trifft der Tadel nicht ſowohl den Terenz, als den Menander. Menander war der Schöpfer deſſelben, der ihn, allem Anſehen nach, in ſeinem Stücke noch eine weit ausführlichere Rolle ſpielen laſſen, als er in der Copie des Terenz ſpielt, in der ſich ſeine Sphäre, wegen der verdoppelten Intrigue wohl ſehr einziehen müſſen. [2] Aber daß er von

[1] Unterred. S. 292 der Ueberſ.

[2] Falls nämlich die 6. Zeile des Prologs

Duplex quae ex argumento facta est simplici,

von dem Dichter wirklich ſo geſchrieben und nicht anders zu verſtehen iſt, als die Dacier und nach ihr der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colman, ſie erklären. Terence only meant to say, that he had doubled de characters; instead of one old man, one

Menandern herrührt, dieſes allein ſchon hätte mich wenigſtens abgeſchreckt, den Terenz deßfalls zu verdammen. Das

young gallant, one mistress, as in Menander, he had two old men etc. He therefore adds very properly: novam esse ostendi, — which certainly could not have been implied, had the characters been the same in the Greek poet. Auch ſchon Adrian Barlandus, ja ſelbſt die alte Glossa interlinealis des Aſcenſius hatte das duplex nicht anders verſtanden; propter senes et juvenes ſagt dieſe; und jener ſchreibt, nam in hac latina senes duo, adolescentes item duo sunt. Und dennoch will mir dieſe Auslegung nicht in den Kopf, weil ich gar nicht einſehe, was von dem Stücke übrig bleibt, wenn man die Perſonen, durch welche Terenz den Alten, den Liebhaber und die Geliebte verdoppelt haben ſoll, wieder wegnimmt. Mir iſt es unbegreiflich, wie Menander dieſen Stoff ohne den Chremes und ohne den Clitipho habe behandeln können; beide ſind ſo genau hineingeflochten, daß ich mir weder Verwicklung noch Auflöſung ohne ſie denken kann. Einer andern Erklärung, durch welche ſich Julius Scaliger lächerlich gemacht hat, will ich gar nicht gedenken. Auch die, welche Eugraphius gegeben hat und die vom Faerne angenommen worden, iſt ganz unſchicklich. In dieſer Verlegenheit haben die Kritiker bald das duplex, bald das simplici in der Zeile zu verändern geſucht, wozu ſie die Handſchriften gewiſſermaßen berechtigten. Einige haben geleſen:

Duplex quae ex argumento facta est duplici.

Andere:

Simplex quae ex argumento facta est duplici.

Was bleibt noch übrig, als daß nun auch einer lieſt:

Simplex quae ex argumento facta est simplici?

Und in allem Ernſte, ſo möchte ich am liebſten leſen. Man ſehe die Stelle im Zuſammenhange und überlege meine Gründe.

Ex integra Graeca integram comoediam
Hodie sum acturus Heautontimorumenon:
Simplex quae ex argumento facta est simplici.

Es iſt bekannt, was dem Terenz von ſeinen neidiſchen Mitarbeitern am Theater vorgeworfen ward:

Multas contaminasse graecas, dum facit
Paucas latinas —

Er ſchmelzte nämlich öfters zwei Stücke in eines und machte aus zwei griechiſchen Komödien eine einzige lateiniſche. So ſetzte er ſeine Andria aus der Andria und Perinthia des Menanders zuſammen; ſeinen Eunuchus, aus dem Eunuchus und dem Colax eben dieſes Dichters; ſeine Brüder, aus den Brüdern des nämlichen und einem Stücke des Diphilus. Wegen dieſes Vorwurfs rechtfertigt er ſich nun in dem Prolog des Heautontimorumenos. Die Sache ſelbſt geſteht er ein; aber er will damit nichts anders gethan haben, als was andere gute Dichter vor ihm gethan hätten.

— — — Id esse factum hic non negat
Neque se pigere, et deinde factum iri autumat.
Habet bonorum exemplum: quo exemplo sibi
Licere id facere, quod illi fecerunt, putat.

Ich habe es gethan, ſagt er, und ich denke, daß ich es noch öfter thun werde. Das bezog ſich aber auf vorige Stücke und nicht auf das gegenwärtige, den Heautontimorumenos. Denn dieſer war nicht aus zwei griechiſchen Stücken, ſondern nur aus einem einzigen gleiches Namens genommen. Und das iſt es, glaube ich, was er in der ſtreitigen Zeile ſagen will, ſo wie ich ſie zu leſen vorſchlage:

Simplex quae ex argumento facta est simplici.

So einfach, will Terenz ſagen, als das Stück des Menanders iſt, eben ſo einfach iſt auch mein Stück; ich habe durchaus nichts aus andern Stücken eingeſchaltet: es iſt, ſo lang es iſt, aus dem griechiſchen Stücke genommen, und das griechiſche Stück iſt ganz in meinem lateiniſchen; ich gebe alſo

Ex integra Graeca integram Comoediam.

Die Bedeutung, die Faerne dem Worte integra in einer alten Gloſſe gegeben fand, daß es ſo viel ſeyn ſollte, als a nullo tacta, iſt hier offenbar falſch, weil ſie ſich nur auf das erſte integra, aber keineswegs auf das zweite integram ſchicken würde. — Und ſo glaube ich, daß ſich meine Vermuthung und Auslegung wohl hören läßt! Nur wird man ſich an die gleich folgende Zeile ſtoßen:

Novam esse ostendi, et quae esset —

ὦ Μενανδρε και βιε, πoτερος ἀφ' ὑμων πoτερον ἐμιμησατο;

iſt zwar froſtiger, als witzig geſagt; doch würde man es wohl überhaupt von einem Dichter geſagt haben, der Charaktere zu ſchildern im Stande wäre, wovon ſich in der größten Stadt kaum in einem ganzen Jahrhundert ein einziges Beiſpiel zeigt? Zwar in hundert und mehr Stücken könnte ihm auch wohl Ein ſolcher Charakter entfallen ſeyn. Der fruchtbarſte Kopf ſchreibt ſich leer; und wenn die Einbildungskraft ſich keiner wirklichen Gegenſtände der Nachahmung mehr erinnern kann, ſo componirt ſie deren ſelbſt, welches denn freilich meiſtens Karrikaturen werden. Dazu will Diderot bemerkt haben, daß ſchon Horaz, der einen ſo beſonders zärtlichen Geſchmack hatte, den Fehler, wovon die Rede iſt, eingeſehen, und im Vorbeigehen, aber faſt unmerklich, getadelt habe.

Die Stelle ſoll die in der zweiten Satyre des erſten Buchs ſeyn, wo Horaz zeigen will, „daß die Narren aus „einer Uebertreibung in die andere entgegengeſetzte zu fal„len pflegen. Fuſidius, ſagt er, fürchtet für einen Ver„ſchwender gehalten zu werden. Wißt ihr, was er thut? „Er leiht monatlich für fünf Procent, und macht ſich im „Voraus bezahlt. Je nöthiger der andere das Geld braucht, „deſto mehr fordert er. Er weiß die Namen aller jungen „Leute, die von gutem Hauſe ſind und jetzt in die Welt „treten, dabei aber über harte Väter zu klagen haben. „Vielleicht aber glaubt ihr, daß dieſer Menſch wieder einen „Aufwand mache, der ſeinen Einkünften entſpricht? Weit „gefehlt! Er iſt ſein grauſamſter Feind, und der Vater in

Man wird ſagen: wenn Terenz bekennt, daß er das ganze Stück aus einem einzigen Stücke des Menanders genommen habe; wie kann er eben durch dieſes Bekenntniß beweiſen zu haben vorgeben, daß ſein Stück neu ſey, novam esse? — Doch dieſe Schwierigkeit kann ich ſehr leicht heben, und zwar durch eine Erklärung eben dieſer Worte, von welcher ich mich zu behaupten getraue, daß ſie ſchlechterdings die einzig wahre iſt, ob ſie gleich nur mir zugehört, und kein Ausleger, ſo viel ich weiß, ſie nur von weitem vermuthet hat. Ich ſage nämlich: die Worte

Novam esse ostendi, et quae esset —

beziehen ſich keineswegs auf das, was Terenz den Vorredner in dem Vorigen ſagen laſſen; ſondern man muß darunter verſtehen apud Aediles; novus aber heißt hier nicht, was aus des Terenz eigenem Kopfe gefloſſen, ſondern bloß, was im Lateiniſchen noch nicht vorhanden geweſen. Daß mein Stück, will er ſagen, ein neues Stück ſey, das iſt ein ſolches Stück, welches noch nie lateiniſch erſchienen, welches ich ſelbſt aus dem Griechiſchen überſetzt, das habe ich den Aedilen, die mir es abgekauft, beweiſen. Um mir hierin ohne Bedenken beizufallen, darf man ſich nur an den Streit erinnern, welchen er wegen ſeines Eunuchus vor den Aedilen hatte. Dieſen hatte er ihnen als ein neues, von ihm aus dem Griechiſchen überſetztes Stück verkauft; aber ſein Widerſacher, Lavinius, wollte den Aedilen überreden, daß er es nicht aus dem Griechiſchen, ſondern aus zwei alten Stücken des Näbius und Plautus genommen habe. Freilich hatte der Eunuchus mit dieſen Stücken vieles gemein; aber doch war die Beſchuldigung des Lavinius falſch; denn Terenz hatte nur aus eben der griechiſchen Quelle geſchöpft, aus welcher, ihm unwiſſend, ſchon Näbius und Plautus vor ihm geſchöpft hatten. Alſo, um dergleichen Verleumdungen bei ſeinem Heautontimorumenos vorzubauen, was war natürlicher, als daß er den Aedilen das griechiſche Original vorgezeigt und ſie wegen des Inhalts unterrichtet hatte? Ja, die Aedilen konnten das leicht ſelbſt von ihm gefordert haben. Und darauf geht das

Novam esse ostendi, et quae esset.

„der Komödie, der ſich wegen der Entweichung ſeines „Sohnes beſtraft, kann ſich nicht ſchlechter quälen: non „se pejus cruciaverit.“ — Dieſes ſchlechter, dieſes pejus, will Diderot, ſoll hier einen doppelten Sinn haben; einmal ſoll es auf den Fuſidius und einmal auf den Terenz gehen; dergleichen beiläufige Hiebe, meint er, wären dem Charakter des Horaz auch vollkommen gemäß.

Das letzte kann ſeyn, ohne ſich auf die vorhabende Stelle anwenden zu laſſen. Denn hier, dünkt mich, würde die beiläufige Anſpielung dem Hauptverſtande nachtheilig werden. Fuſidius iſt kein ſo großer Narr, wenn es mehr ſolche Narren giebt. Wenn ſich der Vater des Terenz eben ſo abgeſchmackt peinigte, wenn er eben ſo wenig Urſache hätte, ſich zu peinigen, als Fuſidius, ſo theilt er das Lächerliche mit ihm, und Fuſidius iſt weniger ſeltſam und abgeſchmackt. Nur alsdann, wenn Fuſidius ohne alle Urſache eben ſo hart und grauſam gegen ſich ſelbſt iſt, als der Vater des Terenz mit Urſache iſt, wenn jener aus ſchmutzigem Geize thut, was dieſer aus Reue und Betrübniß that: nur alsdann wird uns jener unendlich lächerlicher und verächtlicher, als mitleidswürdig wir dieſen finden.

Und allerdings iſt jede große Betrübniß von der Art, wie die Betrübniß dieſes Vaters; die ſich nicht ſelbſt vergißt, die peinigt ſich ſelbſt. Es iſt wider alle Erfahrung, daß kaum alle hundert Jahre ſich ein Beiſpiel einer ſolchen Betrübniß finde; vielmehr handelt jede ungefähr eben ſo, nur mehr oder weniger, mit dieſer oder jener Veränderung. Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affecte hingeriſſen, thun, ſondern auch bei kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben. [1] Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quasi officii judicio fieri, quod si qui forte, cum se in luctu esse vellent, aliquid fecerunt humanius, aut si hilarius locuti essent, revocant se rursus ad moestitiam, peccatique se insimulant, quod dolere intermiserint: pueros vero matres et magistri castigare etiam solent, nec verbis solum, sed etiam verberibus, si quid in domestico luctu hilarius ab iis factum est, aut dictum: plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipse se puniens? u. ſ. w.

Menedemus aber, ſo heißt der Selbſtpeiniger bei dem Terenz, hält ſich nicht allein ſo hart aus Betrübniß; ſondern, warum er ſich auch jeden geringen Aufwand verweigert, iſt die Urſache und Abſicht vornehmlich dieſes, um deſto mehr für den abweſenden Sohn zu ſparen, und dem einmal ein deſto gemächlicheres Leben zu verſichern, den er jetzt gezwungen, ein ſo ungemächliches zu ergreifen. Was iſt hierin, was nicht hundert Väter thun würden? Meint aber Diderot, daß das Eigene und Seltſame darin beſtehe, daß Menedemus ſelbſt hackt, ſelbſt gräbt, ſelbſt ackert: ſo hat er wohl in der Eile mehr an unſere neuere als an die alten Sitten gedacht. Ein reicher Vater jetziger Zeit würde das freilich nicht ſo leicht thun: denn die wenigſten würden es zu thun verſtehen. Aber die wohlhabendſten, vornehmſten Römer und Griechen waren mit allen ländlichen Arbeiten bekannter und ſchämten ſich nicht, ſelbſt Hand anzulegen.

Doch alles ſey vollkommen wie es Diderot ſagt! Der Charakter des Selbſtpeinigers ſey wegen des allzu Eigenthümlichen, wegen dieſer ihm faſt nur allein zukommenden Falte, zu einem komiſchen Charakter ſo ungeſchickt, als er nur will. Wäre Diderot nicht in eben den Fehler gefallen? Denn was kann eigenthümlicher ſeyn, als der Charakter ſeines Dorval? Welcher Charakter kann mehr eine Falte haben, die ihm nur allein zukommt, als der Charakter dieſes natürlichen Sohnes? „Gleich nach meiner Geburt,“ läßt er ihn von ſich ſelbſt ſagen, „ward ich an einen Ort „verſchleudert, der die Gränze zwiſchen Einöde und Geſell„ſchaft heißen kann; und als ich die Augen aufthat, mich „nach den Banden umzuſehen, die mich mit den Menſchen „verknüpften, konnte ich kaum einige Trümmer davon er„blicken. „Dreißig Jahre lang irrte ich unter ihnen ein„ſam, unbekannt und verabſäumt umher, ohne die Zärt„lichkeit irgend eines Menſchen empfunden, noch irgend „einen Menſchen angetroffen zu haben, der die meinige „geſucht hätte.“ Daß ein natürliches Kind ſich vergebens nach ſeinen Eltern, vergebens nach Perſonen umſehen kann, mit welchen es die nähern Bande des Bluts verknüpfen: das iſt ſehr begreiflich; das kann unter zehnen neunen begegnen. Aber daß es ganze dreißig Jahre in der Welt herumirren könne, ohne die Zärtlichkeit irgend eines Menſchen empfunden zu haben, ohne irgend einen Menſchen angetroffen zu haben, der die ſeinige geſucht hätte: das, ſollte ich faſt ſagen, iſt ſchlechterdings unmöglich. Oder wenn es möglich wäre, welche Menge ganz beſonderer Umſtände müßten von beiden Seiten, von Seiten der Welt und von Seiten dieſes ſo lange iſolirten Weſens zuſammen gekommen ſeyn, dieſe traurige Möglichkeit wirklich zu machen? Jahrhunderte auf Jahrhunderte werden verfließen, ehe ſie wieder einmal wirklich wird. Wolle der Himmel nicht, daß ich mir je das menſchliche Geſchlecht anders vorſtelle! Lieber wünſchte ich ſonſt, ein Bär geboren zu ſeyn, als ein Menſch. Nein, kein Menſch kann unter Menſchen ſo lange verlaſſen ſeyn! Man ſchleudere ihn hin, wohin man will; wenn er noch unter Menſchen fällt, ſo fällt er unter Weſen, die, ehe er ſich umgeſehen, wo er iſt, auf allen Seiten bereit ſtehen, ſich an ihn anzuketten. Sind es nicht vornehme, ſo ſind es geringe! Sind es nicht glückliche, ſo ſind es unglückliche Menſchen! Menſchen ſind es doch immer. So wie ein Tropfen nur die Fläche des Waſſers berühren darf, um von ihm aufgenommen zu werden und ganz in ihm zu verfließen, das Waſſer heiße wie es will, Lache oder Quelle, Strom oder See, Belt oder Ocean.

[1] Tusc. Quaest. lib. III. c. 27.

Gleichwohl ſoll dieſe dreißigjährige Einſamkeit unter den Menſchen den Charakter des Dorval gebildet haben. Welcher Charakter kann ihm nun ähnlich ſehen? Wer kann ſich in ihm erkennen? nur zum kleinſten Theil in ihm erkennen?

Eine Ausflucht, finde ich doch, hat ſich Diderot auszuſparen geſucht. Er ſagt in dem Verfolge der angezogenen Stelle: „In der ernſthaften Gattung werden die Charaktere „oft eben ſo allgemein ſeyn, als in der komiſchen Gattung; „ſie werden aber allezeit weniger individuell ſeyn, als in „der tragiſchen.“ Er würde ſonach antworten: Der Charakter des Dorval iſt kein komiſcher Charakter; er iſt ein Charakter, wie ihn das ernſthafte Schauſpiel erfordert; wie dieſes den Raum zwiſchen Komödie und Tragödie füllen ſoll, ſo müſſen auch die Charaktere deſſelben das Mittel zwiſchen den komiſchen und tragiſchen Charakteren halten; ſie brauchen nicht ſo allgemein ſeyn als jene, wenn ſie nur nicht ſo völlig individuell ſind als dieſe; und ſolcher Art dürfte doch wohl der Charakter des Dorval ſeyn.

Alſo wären wir glücklich wieder an dem Puncte, von welchem wir ausgingen. Wir wollen unterſuchen, ob es wahr ſey, daß die Tragödie Individuen, die Komödie aber Arten habe: das iſt, ob es wahr ſey, daß die Perſonen der Komödie eine große Anzahl von Menſchen faſſen und zugleich vorſtellen müßten; da hingegen der Held der Tragödie nur der und der Menſch, nur Regulus, oder Brutus, oder Cato ſey und ſeyn ſolle. Iſt es wahr, ſo hat auch das, was Diderot von den Perſonen der mittlern Gattung ſagt, die er die ernſthafte Komödie nennt, keine Schwierigkeit, und der Charakter ſeines Dorval wäre ſo tadelhaft nicht. Iſt es aber nicht wahr, ſo fällt auch dieſes von ſelbſt weg, und dem Charakter des natürlichen Sohnes kann aus einer ſo ungegründeten Eintheilung keine Rechtfertigung zufließen.

Neunundachtzigſtes Stück.

Den 8. März 1768.

Zuerſt muß ich anmerken, daß Diderot ſeine Aſſertion ohne allen Beweis gelaſſen hat. Er muß ſie für eine Wahrheit angeſehen haben, die kein Menſch in Zweifel ziehen werde, noch könne; die man nur denken dürfe, um ihren Grund zugleich mit zu denken. Und ſollte er den wohl gar in den wahren Namen der tragiſchen Perſonen gefunden haben? Weil dieſe Achilles, und Alexander, und Cato, und Auguſtus heißen, und Achilles, Alexander, Cato, Auguſtus wirklich einzelne Perſonen geweſen ſind; ſollte er wohl daraus geſchloſſen haben, daß ſonach alles, was der Dichter in der Tragödie ſie ſprechen und handeln läßt, auch nur dieſen einzelnen ſo genannten Perſonen und keinem in der Welt zugleich mit müſſe zukommen können? Faſt ſcheint es ſo.

Aber dieſen Irrthum hatte Ariſtoteles ſchon vor zweitauſend Jahren widerlegt, und auf die ihr entgegen ſtehende Wahrheit den weſentlichen Unterſchied zwiſchen der Geſchichte und Poeſie, ſo wie den größern Nutzen der letztern vor der erſtern gegründet. Auch hat er es auf eine ſo einleuchtende Art gethan, daß ich nur ſeine Worte anführen darf, um keine geringe Verwunderung zu erwecken, wie in einer ſo offenbaren Sache ein Diderot nicht gleicher Meinung mit ihm ſeyn könne.

„Aus dieſen alſo“, ſagt Ariſtoteles,[1] nachdem er die weſentlichen Eigenſchaften der poetiſchen Fabel feſtgeſetzt, „aus dieſen alſo erhellet klar, daß des Dichters Werk nicht „iſt, zu erzählen, was geſchehen, ſondern zu erzählen, von „welcher Beſchaffenheit das Geſchehene und was nach der „Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit dabei möglich ge„weſen. Denn Geſchichtſchreiber und Dichter unterſcheiden „ſich nicht durch die gebundene oder ungebundene Rede: „indem man die Bücher des Herodotus in gebundene Rede „bringen kann, und ſie darum doch nichts weniger in ge„bundener Rede eine Geſchichte ſeyn werden, als ſie es in „ungebundener waren. Sondern darin unterſcheiden ſie „ſich, daß jener erzählt, was geſchehen: dieſer aber, von „welcher Beſchaffenheit das Geſchehene geweſen. Daher „iſt denn auch die Poeſie philoſophiſcher und nützlicher als „die Geſchichte. Denn die Poeſie geht mehr auf das All„gemeine, und die Geſchichte auf das Beſondere. Das All„gemeine aber iſt, wie ſo oder ſo ein Mann nach der „Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit ſprechen und han„deln würde; als worauf die Dichtkunſt bei Ertheilung „der Namen ſieht. Das Beſondere hingegen iſt, was Alci„biades gethan oder gelitten hat. Bei der Komödie nun „hat ſich dieſes ſchon ganz offenbar gezeigt; denn wenn „die Fabel nach der Wahrſcheinlichkeit abgefaßt iſt, legt „man die etwaigen Namen ſonach bei, und macht es nicht „wie die jambiſchen Dichter, die bei dem Einzelnen bleiben. „Bei der Tragödie aber hält man ſich an die ſchon vor„handenen Namen, aus Urſache, weil das Mögliche glaub„würdig iſt, und wir nicht möglich glauben, was nie ge„ſchehen, dahingegen was geſchehen, offenbar möglich ſeyn „muß, weil es nicht geſchehen wäre, wenn es nicht möglich „wäre. Und doch ſind auch in den Tragödien in einigen „nur ein oder zwei bekannte Namen, und die übrigen ſind „erdichtet: in einigen auch gar keiner, ſo wie in der „Blume des Agathon. Denn in dieſem Stücke ſind „Handlungen und Namen gleich erdichtet, und doch gefällt „es darum nichts weniger.“

In dieſer Stelle, die ich nach meiner eigenen Ueberſetzung anführe, mit welcher ich ſo genau bei den Worten geblieben bin als möglich, ſind verſchiedene Dinge, welche von den Auslegern, die ich noch zu Rathe ziehen können, entweder gar nicht oder falſch verſtanden worden. Was davon hier zur Sache gehört, muß ich mitnehmen.

Das iſt unwiderſprechlich, daß Ariſtoteles ſchlechterdings keinen Unterſchied zwiſchen den Perſonen der Tragödie

[1] Dichtk. 9. Capitel.

und Komödie in Anſehung ihrer Allgemeinheit macht. Die einen ſowohl als die andern, und ſelbſt die Perſonen der Epopee nicht ausgeſchloſſen, alle Perſonen der poetiſchen Nachahmung ohne Unterſchied ſollen ſprechen und handeln, nicht wie es ihnen einzig und allein zukommen könnte, ſondern ſo wie ein jeder von ihrer Beſchaffenheit in den nämlichen Umſtänden ſprechen oder handeln würde und müßte. In dieſem καθολου, in dieſer Allgemeinheit liegt allein der Grund, warum die Poeſie philoſophiſcher und folglich lehrreicher iſt als die Geſchichte; und wenn es wahr iſt, daß derjenige komiſche Dichter, welcher ſeinen Perſonen ſo eigene Phyſiognomien geben wollte, daß ihnen nur ein einziges Individuum in der Welt ähnlich wäre, die Komödie, wie Diderot ſagt, wiederum in ihre Kindheit zurückſetzen und in Satyre verkehren würde: ſo iſt es auch eben ſo wahr, daß derjenige tragiſche Dichter, welcher nur den und den Menſchen, nur den Cäſar, nur den Cato, nach allen den Eigenthümlichkeiten, die wir von ihnen wiſſen, vorſtellen wollte, ohne zugleich zu zeigen, wie alle dieſe Eigenthümlichkeiten mit dem Charakter des Cäſar und Cato zuſammen gehangen, der ihnen mit mehrern kann gemein ſeyn, daß, ſage ich, dieſer die Tragödie entkräften und zur Geſchichte erniedrigen würde.

Aber Ariſtoteles ſagt auch, daß die Poeſie auf dieſes Allgemeine der Perſonen mit den Namen, die ſie ihnen ertheile, ziele (οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη), welches ſich beſonders bei der Komödie deutlich gezeigt habe. Und dieſes iſt es, was die Ausleger dem Ariſtoteles nachzuſagen ſich begnügt, im geringſten aber nicht erläutert haben. Wohl aber haben verſchiedene ſich ſo darüber ausgedrückt, daß man klar ſieht, ſie müſſen entweder nichts, oder etwas ganz falſches dabei gedacht haben. Die Frage iſt: wie ſieht die Poeſie, wenn ſie ihren Perſonen Namen ertheilt, auf das Allgemeine dieſer Perſonen? und wie iſt dieſe ihre Rückſicht auf das Allgemeine der Perſon, beſonders bei der Komödie, ſchon längſt ſichtbar geweſen?

Die Worte: ἐζι δε καθολου μεν, τῳ ποιῳ τα ποἱ ἀττα συμβαινει λεγειν, ἡ πραττειν κατα το εἰκος, ἡ το ἀναγκαιον, οὐ ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνοματα ἐπιτιθεμενη, überſetzt Dacier: une chose générale, c'est ce que tout homme d'un tel ou d'un tel caractère, a dû dire, ou faire vraisemblablement ou nécessairement, ce qui est le but de la Poésie, lors même, qu'elle impose les noms à ses personnages. Vollkommen ſo überſetzt ſie auch Herr Curtius: „Das Allgemeine iſt, was „einer, vermöge eines gewiſſen Charakters, nach der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit redet oder thut. Dieſes „Allgemeine iſt der Endzweck der Dichtkunſt, auch wenn ſie „den Perſonen beſondere Namen beilegt.“ Auch in ihrer Anmerkung über dieſe Worte ſtehen beide für einen Mann; der eine ſagt vollkommen eben das, was der andere ſagt. Sie erklären beide, was das Allgemeine iſt; ſie ſagen beide, daß dieſes Allgemeine die Abſicht der Poeſie ſey: aber wie die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf dieſes Allgemeine ſieht, davon ſagt keiner ein Wort. Vielmehr zeigt der Franzoſe durch ſein lors même, ſo wie der Deutſche durch ſein auch wenn offenbar, daß ſie nichts davon zu ſagen gewußt, ja daß ſie gar nicht einmal verſtanden, was Ariſtoteles ſagen wollen. Denn dieſes lors même, dieſes auch wenn heißt bei ihnen nichts mehr, als ob ſchon; und ſie laſſen den Ariſtoteles ſonach bloß ſagen, daß ungeachtet die Poeſie ihren Perſonen Namen von einzelnen Perſonen beilege, ſie dem ungeachtet nicht auf das Einzelne dieſer Perſonen, ſondern auf das Allgemeine derſelben gehe. Die Worte des Dacier, die ich in der Note anführen will,[1] zeigen dieſes deutlich. Nun iſt es wahr, daß dieſes eigentlich keinen falſchen Sinn macht; aber es erſchöpft doch auch den Sinn des Ariſtoteles hier nicht. Nicht genug, daß die Poeſie, ungeachtet der von einzelnen Perſonen genommenen Namen, auf das Allgemeine gehen kann: Ariſtoteles ſagt, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine ziele, οὐ ζοχαζεται. Ich ſollte doch wohl meinen, daß beides nicht einerlei wäre. Iſt es aber nicht einerlei: ſo geräth man nothwendig auf die Frage: wie zielt ſie darauf? Und auf dieſe Frage antworten die Ausleger nichts.

Neunzigſtes Stück.

Den 11. März 1768.

Wie ſie darauf ziele, ſagt Ariſtoteles, dieſes habe ſich ſchon längſt an der Komödie deutlich gezeigt. *Επι μεν οὐν της κωμῳδιας ἡδη τουτο δηλον γεγονεν· συζησαντες γαρ τον μυθον δια των εἰκοτων, οὐτω τα τυχοντα ὀνοματα ἐπιτιθεασι, και οὐχ ὡσπερ οἱ ἰαμβοποιοι περι των καθ' ἑκαζον ποιουσιν.* Ich muß auch hiervon die Ueberſetzungen des Dacier und Curtius anführen. Dacier ſagt: C'est ce qui est déjà rendu sensible dans la Comédie, car

[1] Aristote previent ici une objection, qu'on pouvoit lui faire, sur la définition, qu'il vient de donner d'une chose générale; car les ignorans n'auroient pas manqué de lui dire, qu' Homère, par exemple, n'a point en vue d'écrire une action générale et universelle, mais une action particulière, puisqu'il raconte ce qu'ont fait de certains hommes, comme Achille, Agamemnon, Ulysse etc., et que par conséquent, il n'y a aucune différence entre Homère et un Historien, qui auroit écrit les actions d'Achille. Le Philosophe va au devant de cette objection, en faisant voir que les Poètes, c'est à dire, les Auteurs d'une Tragédie ou d'un Poëme Épique, lors même, qu'ils imposent les noms à leurs personnages ne pensent en aucune manière à les faire parler véritablement, ce qu'ils seroient obligés de faire, s'ils écrivoient les actions particulières et véritables d'un certain homme, nommé Achille ou Edipe, mais qu'ils se proposent de les faire parler et agir nécessairement ou vraisemblablement: c'est à dire, de leur faire dire, et faire tout ce que des hommes de ce même caractère devoient faire et dire en cet état, ou par nécessité, ou au moins selon les règles de la vraisemblance; ce qui prouve incontestablement que ce sont de actions générales et universelles. Nichts anders ſagt auch Hr. Curtius in ſeiner Anmerkung; nur daß er das Allgemeine und Einzelne noch an Beiſpielen zeigen wollen, die aber nicht ſo recht beweiſen, daß er auf den Grund der Sache gekommen. Denn ihnen zufolge würden es nur perſonifirte Charaktere ſeyn, welche der Dichter reden und handeln ließe: da es doch charakteriſirte Perſonen ſeyn ſollen.

les Poètes comiques, après avoir dressé leur sujet sur la vraisemblance imposent après cela à leurs personnages tels noms qu'il leur plaît, et n'imitent pas les Poètes satyriques, qui ne s'attachent qu'aux choses particulières. Und Curtius: „In dem Luſt„ſpiele iſt dieſes ſchon lange ſichtbar geweſen. Denn wenn „die Komödienſchreiber den Plan der Fabel nach der Wahr„ſcheinlichkeit entworfen haben, legen ſie den Perſonen will„kürliche Namen bei, und ſetzen ſich nicht, wie die jambi„ſchen Dichter, einen beſondern Vorwurf zum Ziele.“ Was findet man in dieſen Ueberſetzungen von dem, was Ariſtoteles hier vornehmlich ſagen will? Beide laſſen ihn weiter nichts ſagen, als daß die komiſchen Dichter es nicht machten wie die jambiſchen (das iſt, ſatyriſchen Dichter), und ſich an das Einzelne hielten, ſondern auf das Allgemeine mit ihren Perſonen gingen, denen ſie willkürliche Namen, tels noms qu'il leur plaît, beilegten. Geſetzt nun auch, daß τα τυχοντα ὀνομαται dergleichen Namen bedeuten könnten: wo haben denn beide Ueberſetzer das ουτω gelaſſen? Schien ihnen denn dieſes ουτω gar nichts zu ſagen? Und doch ſagt es hier alles: denn dieſem ουτω zufolge legten die komiſchen Dichter ihren Perſonen nicht allein willkürliche Namen bei, ſondern ſie legten ihnen dieſe willkürlichen Namen ſo, ουτω bei. Und wie ſo? So, daß ſie mit dieſen Namen ſelbſt auf das Allgemeine zielten: ου ζοχαζεται ἡ ποιησις ὀνομαται ἐπιτιθεμενη. Und wie geſchah das? Davon finde man mir ein Wort in den Anmerkungen des Dacier und Curtius!

Ohne weitere Umſchweife: es geſchah ſo, wie ich nun ſagen will. Die Komödie gab ihren Perſonen Namen, welche, vermöge ihrer grammatiſchen Ableitung und Zuſammenſetzung oder auch ſonſtigen Bedeutung, die Beſchaffenheit dieſer Perſonen ausdrückten; mit einem Worte, ſie gab ihnen redende Namen, Namen, die man nur hören durfte, um ſogleich zu wiſſen, von welcher Art die ſeyn würden, die ſie führen. Ich will eine Stelle des Donatus hierüber anziehen. Nomina personarum, ſagt er bei Gelegenheit der erſten Zeile in dem erſten Aufzuge der Brüder, in comoediis duntaxat, habere debent rationem et etymologiam. Etenim absurdum est, comicum aperte argumentum confingere, vel nomen personae incongruum dare vel officium quod sit a nomine diversum.[1] Hinc servus fidelis Parmeno: infidelis vel Syrus vel Geta: miles Thraso vel Polemon; juvenis Pamphilus: matrona Myrrhina, et puer ab odore Storax: vel a ludo et a gesticulatione Circus: et item similia. In quibus summum Poëtae vitium est, si quid e contrario repugnans contrarium diversumque protulerit nisi per ἀντιφρασιν nomen imposuerit joculariter, ut Misargyrides in Plauto dicitur trapezita. Wer ſich durch noch mehr Beiſpiele hiervon überzeugen will, der darf nur die Namen bei dem Plautus und Terenz unterſuchen. Da ihre Stücke alle aus dem Griechiſchen genommen ſind: ſo ſind auch die Namen ihrer Perſonen griechiſchen Urſprungs und haben der Etymologie nach immer eine Beziehung auf den Stand, auf die Denkungsart, oder auf ſonſt etwas, was dieſe Perſonen mit mehrern gemein haben können, wenn wir ſchon ſolche Etymologie nicht immer klar und ſicher angeben können.

Ich will mich bei einer ſo bekannten Sache nicht verweilen; aber wundern muß ich mich, wie die Ausleger des Ariſtoteles ſich ihrer gleichwohl da nicht erinnern können, wo Ariſtoteles ſo unwiderſprechlich auf ſie verweiſet. Denn was kann nunmehr wahrer, was kann klärer ſeyn, als was der Philoſoph von der Rückſicht ſagt, welche die Poeſie bei Ertheilung der Namen auf das Allgemeine nimmt? Was kann unläugbarer ſeyn, als daß ἐπι μεν της κωμῳδιας ἠδη τουτο δηλον γεγονεν, daß ſich dieſe Rückſicht bei der Komödie beſonders längſt offenbar gezeigt habe? Von ihrem erſten Urſprung an, das iſt, ſobald ſich die jambiſchen Dichter von dem Beſondern zu dem Allgemeinen erhoben, ſobald aus der beleidigenden Satyre die unterrichtende Komödie entſtand, ſuchte man jenes Allgemeine durch die Namen ſelbſt anzudeuten. Der großſprecheriſche feige Soldat hieß nicht wie dieſer oder jener Anführer aus dieſem oder jenem Stamme, er hieß Pyrgopolinices, Hauptmann Mauerbrecher. Der elende Schmarutzer, der dieſem um das Maul ging, hieß nicht, wie ein gewiſſer armer Schlucker in der Stadt, er hieß Artotrogus, Brockenſchröter. Der Jüngling, welcher durch ſeinen Aufwand, beſonders auf Pferde, den Vater in Schulden ſetzte, hieß nicht, wie der Sohn dieſes oder jenes edeln Bürgers, er hieß Phidippides, Junker Spaarroß.

Man könnte einwenden, daß dergleichen bedeutende Namen wohl nur eine Erfindung der neuern griechiſchen Komödie ſeyn dürften, deren Dichtern es ernſtlich verboten war, ſich wahrer Namen zu bedienen; daß aber Ariſtoteles dieſe neuere Komödie nicht gekannt habe und folglich bei ſeinen Regeln keine Rückſicht auf ſie nehmen können. Das Letztere behauptet Hurd;[1] aber es iſt eben ſo falſch, als

[1] Dieſe Periode könnte leicht ſehr falſch verſtanden werden. Nämlich wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als ob Donatus auch das für etwas ungereimtes hielte, Comicum aperte argumentum confingere. Und das iſt doch die Meinung des Donatus gar nicht. Sondern er will ſagen: es würde ungereimt ſeyn, wenn der komiſche Dichter, da er ſeinen Stoff offenbar erfindet, gleichwohl den Perſonen unſchickliche Namen oder Beſchäftigungen beilegen wollte, die mit ihren Namen ſtritten. Denn freilich, da der Stoff ganz von der Erfindung des Dichters iſt, ſo ſtand es ja einzig und allein bei ihm, was er ſeinen Perſonen für Namen beilegen, oder was er mit dieſen Namen für einen Stand oder für eine Verrichtung verbinden wollte. Sonach dürfte ſich vielleicht Donatus auch ſelbſt ſo zweideutig nicht ausgedrückt haben; und mit Veränderung einer einzigen Sylbe iſt dieſer Anſtoß vermieden. Man leſe nämlich entweder: Absurdum est, Comicum aperte argumentum confingentem vel nomen personae etc. Oder auch aperte argumentum confingere et nomen personae u. ſ. w.

[1] Hurd in ſeiner Abhandlung über die verſchiedenen Gebiete des Drama. From the account of Comedy, here given, it may appear, that the idea of this drama is much enlarged beyond what

falsch es ist, daß die ältere griechische Komödie sich nur wahrer Namen bedient habe. Selbst in denjenigen Stücken, deren vornehmste, einzige Absicht es war, eine gewisse bekannte Person lächerlich und verhaßt zu machen, waren, außer dem wahren Namen dieser Person, die übrigen fast alle erdichtet, und mit Beziehung auf ihren Stand und Charakter erdichtet.

Einundneunzigstes Stück.

Den 15. März 1768.

Ja die wahren Namen selbst, kann man sagen, gingen nicht selten mehr auf das Allgemeine, als auf das Einzelne. Unter dem Namen Sokrates wollte Aristophanes nicht den einzelnen Sokrates, sondern alle Sophisten, die sich mit Erziehung junger Leute bemengten, lächerlich und verdächtig machen. Der gefährliche Sophist überhaupt, war sein Gegenstand, und er nannte diesen nur Sokrates, weil Sokrates als ein solcher verschrieen war. Daher eine Menge Züge, die auf den Sokrates gar nicht paßten; so daß Sokrates in dem Theater getrost aufstehen, und sich der Vergleichung preis geben konnte! Aber wie sehr verkennt man das Wesen der Komödie, wenn man diese nicht treffende Züge für nichts als muthwillige Verläumdungen erklärt, und sie durchaus dafür nicht erkennen will, was sie doch

it was in Aristotle's time; who defines it to be an imitation of light and trivial actions, provoking ridicule. His notion was taken from the state and practice of the Aethenian stage; that is from the old or middle comedy, which answer to this description. The great revolution, which the introduction of the new comedy made in the drama, did not happen till afterwards. Aber dieses nimmt Hurd bloß an, damit seine Erklärung der Komödie mit der Aristotelischen nicht so geradezu zu streiten scheine. Aristoteles hat die neue Komödie allerdings erlebt, und er gedenkt ihrer namentlich in der Moral an den Nicomachus, wo er von dem anständigen und unanständigen Scherze handelt (Lib. IV. cap. 14.). Ἴδοι δ' ἂν τις καὶ ἐκ τῶν κωμῳδιῶν τῶν παλαιῶν καὶ τῶν καινῶν. Τοις μεν γαρ ἦν γελοιον ἡ αἰσχρολογια, τοις δε μαλλον ἡ ὑπονοια. Man könnte zwar sagen, daß unter der neuen Komödie hier die mittlere verstanden werde; denn als noch keine neue gewesen, habe nothwendig die mittlere die neue heißen müssen. Man könnte hinzusetzen, daß Aristoteles in eben der Olympiade gestorben in welcher Menander sein erstes Stück aufführen lassen, und zwar noch das Jahr vorher (Eusebius in Chronico ad Olymp CXIV. 4.). Allein man hat Unrecht, wenn man den Anfang der neuen Komödie von dem Menander rechnet; Menander war der erste Dichter dieser Epoche dem poetischen Werthe nach, aber nicht der Zeit nach. Philemon, der dazu gehört, schrieb viel früher, und der Uebergang von der mittlern zur neuen Komödie war so unmerklich, daß es dem Aristoteles unmöglich an Mustern derselben kann gefehlt haben. Aristophanes selbst hatte schon ein solches Muster gegeben; sein Kokalos war so beschaffen, wie ihn Philemon sich mit wenigen Veränderungen zueignen konnte: Κοκαλον, heißt es in dem Leben des Aristophanes, ἐν ᾧ εἰσαγει φθοραν και ἀναγνωρισμον και τἀλλα παντα ἁ ἐζηλωσε Μενανδρος. Wie nun also Aristophanes Muster von allen verschiedenen Abänderungen der Komödie gegeben, so konnte auch Aristoteles seine Erklärung der Komödie überhaupt auf sie alle einrichten. Das that er denn, und die Komödie hat nachher keine Erweiterung bekommen, für welche diese Erklärung zu enge geworden wäre. Hurd hätte sie nur recht verstehen dürfen, und er würde gar nicht nöthig gehabt haben, um seine an und für sich richtigen Begriffe von der Komödie außer allen Streit mit den Aristotelischen zu setzen, seine Zuflucht zu der vermeintlichen Unerfahrenheit des Aristoteles zu nehmen.

sind, für Erweiterungen des einzelnen Charakters, für Erhebungen des Persönlichen zum Allgemeinen!

Hier ließe sich von dem Gebrauche der wahren Namen in der griechischen Komödie überhaupt verschiedenes sagen, was von den Gelehrten so genau noch nicht aus einander gesetzt worden, als es wohl verdiente. Es ließe sich anmerken, daß dieser Gebrauch keineswegs in der ältern griechischen Komödie allgemein gewesen,[1] daß sich nur der und jener Dichter gelegentlich desselben erkühnt,[2] daß er folglich nicht als ein unterscheidendes Merkmal dieser Epoche der Komödie zu betrachten.[3] Es ließe sich zeigen, daß als

[1] Wenn nach dem Aristoteles das Schema der Komödie von dem Margites des Homer, οὐ ψογον, ἀλλα το γελοιον δραματοποιησαντος, genommen worden: so wird man, allem Ansehen nach, auch gleich Anfangs die erdichteten Namen mit eingeführt haben. Denn Margites war wohl nicht der wahre Name einer gewissen Person: indem Μαργειτης wohl eher von μαργης gemacht worden, als daß μαργης von Μαργειτης sollte entstanden seyn. Von verschiedenen Dichtern der alten Komödie finden wir es auch ausdrücklich angemerkt, daß sie sich aller Anzüglichkeiten enthalten, welches bei wahren Namen nicht möglich gewesen wäre. Z. E. von dem Pherekrates.

[2] Die persönliche und namentliche Satyre war so wenig eine wesentliche Eigenschaft der alten Komödie, daß man vielmehr denjenigen ihrer Dichter gar wohl kennt, der sich ihrer zuerst erkühnt. Es war Cratinus, welcher zuerst τῳ χαριεντι της κωμῳδιας το ὠφελιμον προσεθηκε, τους κακως πραττοντας διαβαλλων, και ὡσπερ δημοσια μαστιγι τῃ κωμῳδια κολαζων. Und auch dieser wagte sich nur Anfangs an gemeine verworfene Leute, von deren Ahndung er nichts zu befürchten hatte. Aristophanes wollte sich die Ehre nicht nehmen lassen, daß er es sey, welcher sich zuerst an die Großen des Staats gewagt habe (Ir. v. 750.):

Ουκ ἰδιωτας ἀνδρωπισκους κωμῳδων, οὐδε γυναικας,
Αλλ' Ἡρακλεους ὀργην τιν' ἐχων, τοισι μεγιζοις ἐπιχειρει.

Ja er hätte lieber gar diese Kühnheit als sein eigenes Privilegium betrachten mögen. Er war höchst eifersüchtig, als er sah, daß ihm so viele andere Dichter, die er verachtete, darin nachfolgten.

[3] Welches gleichwohl fast immer geschieht. Ja man geht noch weiter und will behaupten, daß mit den wahren Namen auch wahre Begebenheiten verbunden gewesen, an welchen die Erfindung des Dichters keinen Theil gehabt. Dacier selbst sagt: Aristote n'a pu vouloir dire qu'Epicharmus et Phormis inventèrent les sujets de leurs pièces, puisque l'un et l'autre ont été des Poëtes de la vieille Comédie, où il n'y avoit rien de feint, et que ces avantures feintes ne commencèrent à être mises sur le théâtre, que du tems d'Alexandre le Grand, c'est à dire dans la nouvelle Comédie. (Remarque sur le Chap. V. de la Poét. d'Arist.) Man sollte glauben, wer so etwas sagen könne, müßte nie auch nur einen Blick in den Aristophanes gethan haben. Das Argument, die Fabel der alten griechischen Komödie war eben sowohl erdichtet, als es die Argumente und Fabeln der neuen nur immer seyn konnten. Kein einziges von den übrig gebliebenen Stücken des Aristophanes stellt eine Begebenheit vor, die wirklich geschehen wäre; und wie kann man sagen, daß sie der Dichter deßwegen nicht erfunden, weil sie zum Theil auf wirkliche Begebenheiten anspielt? Wenn Aristoteles als ausgemacht annimmt, ὁτι τον ποιητην μαλλον των μυθων εἰναι δει ποιητην, ἡ των μετρων: würde er nicht schlechterdings die Verfasser der alten griechischen Komödie aus der Classe der Dichter haben ausschließen müssen, wenn er geglaubt hätte, daß sie die Argumente ihrer Stücke nicht erfunden? Aber so wie es nach ihm in der Tragödie gar wohl mit der poetischen Erfindung bestehen kann, daß Namen und Umstände aus der wahren Geschichte entlehnt sind, so muß es seiner Meinung nach auch in der Komödie bestehen können. Es kann unmöglich seinen Begriffen gemäß gewesen seyn, daß die Komödie dadurch, daß sie wahre Namen brauche und auf wahre Begebenheiten anspiele, wiederum in die jambische Schmähsucht zurück falle: vielmehr muß er geglaubt haben, daß sich das καθολου ποιειν λογους ἡ μυθους gar wohl damit vertrage. Er gesteht dieses den ältesten komischen Dichtern, dem Epicharmus, dem

er endlich durch ausdrückliche Geſetze unterſagt war, doch noch immer gewiſſe Perſonen von dem Schutze dieſer Geſetze entweder namentlich ausgeſchloſſen waren, oder doch ſtillſchweigend für ausgeſchloſſen gehalten wurden. In den Stücken des Menanders ſelbſt wurden noch Leute genug bei ihren wahren Namen genannt und lächerlich gemacht. [1] Doch ich muß mich nicht aus einer Ausſchweifung in die andere verlieren.

Ich will nur noch die Anwendung auf die wahren Namen der Tragödie machen. So wie der Ariſtophaniſche Sokrates nicht den einzelnen Mann dieſes Namens vorſtellte, noch vorſtellen ſollte; ſo wie dieſes perſonifirte Ideal einer eiteln und gefährlichen Schulweisheit nur darum den Namen Sokrates bekam, weil Sokrates als ein ſolcher Täuſcher und Verführer zum Theil bekannt war, zum Theil noch bekannter werden ſollte; ſo wie bloß der Begriff von Stand und Charakter, den man mit dem Namen Sokrates verband und noch näher verbinden ſollte, den Dichter in der Wahl des Namens beſtimmte: ſo iſt auch bloß der Begriff des Charakters, den wir mit den Namen Regulus, Cato, Brutus zu verbinden gewohnt ſind, die Urſache, warum der tragiſche Dichter ſeinen Perſonen dieſe Namen ertheilt. Er führt einen Regulus, einen Brutus auf, nicht um uns mit den wirklichen Begegniſſen dieſer Männer bekannt zu machen, nicht um das Gedächtniß derſelben zu erneuern, ſondern um uns mit ſolchen Begegniſſen zu unterhalten, die Männern von ihrem Charakter überhaupt begegnen können und müſſen. Nun iſt zwar wahr, daß wir dieſen ihren Charakter aus ihren wirklichen Begegniſſen abſtrahirt haben; es folgt aber doch daraus nicht, daß uns auch ihr Charakter wieder auf ihre Begegniſſe zurückführen müſſe; er kann uns nicht ſelten weit kürzer, weit natürlicher auf ganz andere bringen, mit welchen jene wirkliche weiter nichts gemein haben, als daß ſie mit ihnen aus einer Quelle, aber auf unzuverfolgenden Umwegen und über Erdſtriche hergefloſſen ſind, welche ihre Lauterheit verdorben haben. In dieſem Falle wird der Poet jene erfundene den wirklichen ſchlechterdings vorziehen, aber den Perſonen noch immer die wahren Namen laſſen. Und zwar aus einer doppelten Urſache: einmal, weil wir ſchon gewohnt ſind, bei dieſen Namen einen Charakter zu denken, wie er ihn in ſeiner Allgemeinheit zeigt; zweitens, weil wirklichen Namen auch wirkliche Begebenheiten anzuhängen ſcheinen, und alles, was einmal geſchehen, glaubwürdiger iſt, als was nicht geſchehen. Die erſte dieſer Urſachen fließt aus der Verbindung der Ariſtoteliſchen Begriffe überhaupt; ſie liegt zum Grunde, und Ariſtoteles hatte nicht nöthig, ſich umſtändlicher bei ihr zu verweilen; wohl aber bei der zweiten, als einer von anderwärts noch dazu kommenden Urſache. Doch dieſe liegt jetzt außer meinem Wege, und die Ausleger insgeſammt haben ſie weniger mißverſtanden als jene.

Nun alſo auf die Behauptung des Diderot zurück zu kommen. Wenn ich die Lehre des Ariſtoteles richtig erklärt zu haben glauben darf, ſo darf ich auch glauben, durch meine Erklärung bewieſen zu haben, daß die Sache ſelbſt unmöglich anders ſeyn kann, als ſie Ariſtoteles lehrt. Die Charaktere der Tragödie müſſen eben ſo allgemein ſeyn, als die Charaktere der Komödie. Der Unterſchied, den Diderot behauptet, iſt falſch, oder Diderot muß unter der Allgemeinheit eines Charakters ganz etwas anderes verſtehen, als Ariſtoteles darunter verſtand.

Zweiundneunzigſtes Stück.

Den 18. März 1768.

Und warum könnte das Letztere nicht ſeyn? Finde ich doch noch einen andern, nicht minder trefflichen Kunſtrichter, der ſich faſt eben ſo ausdrückt als Diderot, faſt eben ſo geradezu dem Ariſtoteles zu widerſprechen ſcheint, und gleichwohl im Grunde ſo wenig widerſpricht, daß ich ihn vielmehr unter allen Kunſtrichtern für denjenigen erkennen muß, der noch das meiſte Licht über dieſe Materie verbreitet hat.

Es iſt dieſes der engliſche Commentator der Horaziſchen Dichtkunſt, Hurd, ein Schriftſteller aus derjenigen Claſſe, die durch Ueberſetzungen bei uns immer am ſpäteſten bekannt werden. Ich möchte ihn aber hier nicht gern anpreiſen, um dieſe ſeine Bekanntmachung zu beſchleunigen. Wenn der Deutſche, der ihr gewachſen wäre, ſich noch nicht gefunden hat, ſo dürften vielleicht auch der Leſer unter uns noch nicht viele ſeyn, denen daran gelegen wäre. Der fleißige Mann voll guten Willens übereile ſich alſo lieber damit nicht und ſehe, was ich von einem noch unüberſetzten guten Buche hier ſage, ja für keinen Wink an, den ich ſeiner allezeit fertigen Feder geben wollen.

Hurd hat ſeinem Commentar eine Abhandlung über die verſchiednen Gebiete des Drama beigefügt. Denn er glaubte bemerkt zu haben, daß bisher nur die allgemeinen Geſetze dieſer Dichtungsart in Erwägung gezogen worden, ohne die Gränzen der verſchiedenen Gattungen derſelben feſtzuſetzen. Gleichwohl müſſe auch dieſes geſchehen, um von dem eigenen Verdienſte einer jeden Gattung insbeſondere ein billiges Urtheil zu fällen. Nachdem er alſo die Abſicht des Drama überhaupt und der drei Gattungen deſſelben, die er vor ſich findet, der Tragödie, der Komödie

Phormis und Krates zu, und wird es gewiß dem Ariſtophanes nicht abgeſprochen haben, ob er ſchon wußte, wie ſehr er nicht allein den Kleon und Hyperbolus, ſondern auch den Perikles und Sokrates namentlich mitgenommen.

[1] Mit der Strenge, mit welcher Plato das Verbot, jemand in der Komödie lächerlich zu machen, in ſeiner Republik einführen wollte (μητε λογῳ, μητε εἰκονι, μητε ϑυμῳ, μητε ἀνευ ϑυμου. μηδαμως μηδενα των πολιτων κωμῳδειν), iſt in der wirklichen Republik niemals darüber gehalten worden. Ich will nicht anführen, daß in den Stücken des Menander noch ſo mancher cyniſche Philoſoph, noch ſo manche Buhlerin mit Namen genennt ward; man könnte antworten, daß dieſer Abſchaum von Menſchen nicht zu den Bürgern gehört. Aber Kteſippus, der Sohn des Chabrias, war doch gewiß athenieniſcher Bürger, ſo gut wie einer, und man ſehe, was Menander von ihm ſagte (Menandri Fr. p. 137. Edit. Cl.).

und des Poſſenſpiels, insbeſondere feſtgeſetzt: ſo folgert er aus jener allgemeinen und aus dieſen beſondern Abſichten ſowohl diejenigen Eigenſchaften, welche ſie unter ſich gemein haben, als diejenigen, in welchen ſie von einander unterſchieden ſeyn müſſen.

Unter die letztern rechnet er in Anſehung der Komödie und Tragödie auch dieſe, daß der Tragödie eine wahre, der Komödie hingegen eine erdichtete Begebenheit zuträglicher ſey. Hierauf fährt er fort: The same genius in the two dramas is observable, in their draught of characters. Comedy makes all its characters general; Tragedy, particular. The Avare of Moliere is not so properly the picture of a covetous man, as of covetousness itself. Racine's Nero on the other hand, is not a picture of cruelty but of a cruel man. D. i.: „In dem nämlichen Geiſte ſchildern die zwei Gattungen des Drama „auch ihre Charaktere. Die Komödie macht alle ihre „Charaktere general; die Tragödie particular. Der „Geizige des Moliere iſt nicht ſo eigentlich das Gemälde „eines geizigen Mannes, als des Geizes ſelbſt. „Racine's Nero hingegen iſt nicht das Gemälde der Grauſamkeit, ſondern nur eines grauſamen Mannes."

Hurd ſcheint ſo zu ſchließen: wenn die Tragödie eine wahre Begebenheit erfordert, ſo müſſen auch ihre Charaktere wahr, das iſt, ſo beſchaffen ſeyn, wie ſie wirklich in den Individuen exiſtiren; wenn hingegen die Komödie ſich mit erdichteten Begebenheiten begnügen kann, wenn ihr wahrſcheinliche Begebenheiten, in welchen ſich die Charaktere nach allen ihrem Umfange zeigen können, lieber ſind als wahre, die ihnen einen ſo weiten Spielraum nicht erlauben: ſo dürfen und müſſen auch ihre Charaktere ſelbſt allgemeiner ſeyn, als ſie in der Natur exiſtiren; angeſehen dem Allgemeinen ſelbſt in unſerer Einbildungskraft eine Art von Exiſtenz zukommt, die ſich gegen die wirkliche Exiſtenz des Einzelnen eben wie das Wahrſcheinliche zu dem Wahren verhält.

Ich will jetzt nicht unterſuchen, ob dieſe Art zu ſchließen, nicht ein bloßer Zirkel iſt; ich will die Schlußfolge bloß annehmen, ſo wie ſie da liegt und wie ſie der Lehre des Ariſtoteles ſchnurſtracks zu widerſprechen ſcheint. Doch, wie geſagt, ſie ſcheint es bloß, welches aus der weitern Erklärung des Hurd erhellt.

„Es wird aber," fährt er fort, „hier dienlich ſeyn, einer „doppelten Verſtoßung vorzubauen, welche der eben angeführte Grundſatz zu begünſtigen ſcheinen könnte.

„Die erſte betrifft die Tragödie, von der ich geſagt „habe, daß ſie particuläre Charaktere zeige. Ich meine ihre „Charaktere ſind particulärer, als die Charaktere der Komödie. Das iſt: die Abſicht der Tragödie verlangt es „nicht und erlaubt es nicht, daß der Dichter von den „charakteriſtiſchen Umſtänden, durch welche ſich die Sitten „ſchildern, ſo viele zuſammen zieht, als die Komödie. Denn „in jener wird von dem Charakter nicht mehr gezeigt, als „ſo viel der Verlauf der Handlung unumgänglich erfordert. In dieſer hingegen werden alle Züge, durch die „er ſich zu unterſcheiden pflegt, mit Fleiß aufgeſucht und „angebracht.

„Es iſt faſt wie mit dem Porträtmalen. Wenn ein „großer Meiſter ein einzelnes Geſicht abmalen ſoll, ſo „giebt er ihm alle die Lineamente, die er in ihm findet, „und macht es Geſichtern von der nämlichen Art nur ſo „weit ähnlich, als es ohne Verletzung des allergeringſten „eigenthümlichen Zuges geſchehen kann. Soll eben derſelbe „Künſtler hingegen einen Kopf überhaupt malen, ſo wird „er alle die gewöhnlichen Mienen und Züge zuſammen „anzubringen ſuchen, von denen er in der geſammten „Gattung bemerkt hat, daß ſie die Idee am kräftigſten „ausdrücken, die er ſich jetzt in Gedanken gemacht hat „und in ſeinem Gemälde darſtellen will.

„Eben ſo unterſcheiden ſich die Schildereien der beiden „Gattungen des Drama; woraus denn erhellt, daß, wenn „ich den tragiſchen Charakter particular nenne, ich bloß „ſagen will, daß er die Art, zu welcher er gehört, weniger „vorſtellig macht, als der komiſche; nicht aber, daß das, „was man von dem Charakter zu zeigen für gut befindet, „es mag nun ſo wenig ſeyn, als es will, nicht nach dem „Allgemeinen entworfen ſeyn ſollte, als wovon ich das „Gegentheil anderwärts behauptet und umſtändlich erläutert habe. [1]

„Was zweitens die Komödie anbelangt, ſo habe ich „geſagt, daß ſie generale Charaktere geben müſſe, und „habe zum Beiſpiel den Geizigen des Moliere angeführt, „der mehr der Idee des Geizes als eines wirklichen geizigen Mannes entſpricht. Doch auch hier muß man „meine Worte nicht in aller ihrer Strenge nehmen. Moliere „dünkt mich in dieſem Beiſpiele ſelbſt fehlerhaft; ob es „ſchon ſonſt mit der erforderlichen Erklärung nicht ganz „unſchicklich ſeyn wird, meine Meinung begreiflich zu „machen.

„Da die komiſche Bühne die Abſicht hat, Charaktere zu „ſchildern, ſo meine ich, kann dieſe Abſicht am vollkommenſten erreicht werden, wenn ſie dieſe Charaktere ſo „allgemein macht, als möglich. Denn indem auf dieſe „Weiſe die in dem Stücke aufgeführte Perſon gleichſam der „Repräſentant aller Charaktere dieſer Art wird, ſo kann „unſere Luſt an der Wahrheit der Vorſtellung ſo viel Nahrung darin finden, als nur möglich. Es muß aber ſodann „dieſe Allgemeinheit ſich nicht bis auf unſern Begriff von „den möglichen Wirkungen des Charakters, im Abſtracto „betrachtet, erſtrecken, ſondern nur bis auf die wirkliche

[1] Bei den Verſen der horaziſchen Dichtkunſt: Respicere exemplar vitae morumque jubebo Doctum imitatorem, et veras hinc ducere voces, wo Hurd zeigt, daß die Wahrheit, welche Horaz hier verlangt, einen ſolchen Ausdruck bedeute, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß iſt; Falſchheit hingegen das heiße, was zwar dem vorhabenden beſondern Falle angemeſſen, aber nicht mit jener allgemeinen Natur übereinſtimmend ſey.

„Aeußerung ſeiner Kräfte, ſo wie ſie von der Erfah„rung gerechtfertigt werden und im gemeinen Leben „ſtattfinden können. Hierin haben Moliere und vor ihm „Plautus gefehlt; ſtatt der Abbildung eines geizigen „Mannes haben ſie uns eine grillenhafte widrige Schil„derung der Leidenſchaft des Geizes gegeben. Ich „nenne es eine grillenhafte Schilderung, weil ſie kein „Urbild in der Natur hat. Ich nenne es eine widrige „Schilderung; denn da es die Schilderung einer einfachen „unvermiſchten Leidenſchaft iſt, ſo fehlen ihr alle „die Lichter und Schatten, deren richtige Verbindung allein „ihr Kraft und Leben ertheilen könnte. Dieſe Lichter und „Schatten ſind die Vermiſchung verſchiedener Leidenſchaften, „welche mit der vornehmſten oder herrſchenden Leiden„ſchaft zuſammen den menſchlichen Charakter ausmachen; „und dieſe Vermiſchung muß ſich in jedem dramatiſchen „Gemälde von Sitten finden, weil es zugeſtanden iſt, „daß das Drama vornehmlich das wirkliche Leben abbilden „ſoll. Doch aber muß die Zeichnung der herrſchenden „Leidenſchaft ſo allgemein entworfen ſeyn, als es ihr Streit „mit den andern in der Natur nur immer zulaſſen will, „damit der vorzuſtellende Charakter ſich deſto kräftiger aus„drücke.

Dreiundneunzigſtes Stück.

Den 22. März 1768.

„Alles dieſes läßt ſich abermals aus der Malerei ſehr „wohl erläutern. In charakteriſtiſchen Porträten, „wie wir diejenigen nennen können, welche eine Abbildung „der Sitten geben ſollen, wird der Artiſt, wenn er ein Mann „von wirklicher Fähigkeit iſt, nicht auf die Möglichkeit einer „abſtracten Idee losarbeiten. Alles was er ſich vornimmt „zu zeigen, wird dieſes ſeyn, daß irgend eine Eigenſchaft „die herrſchende iſt; dieſe drückt er ſtark und durch ſolche „Zeichen aus, als ſich in den Wirkungen der herrſchenden „Leidenſchaft am ſichtbarſten äußern. Und wenn er dieſes „gethan hat, ſo dürfen wir, nach der gemeinen Art zu „reden, oder wenn man will, als ein Compliment gegen „ſeine Kunſt, gar wohl von einem ſolchen Porträte ſagen, „daß es uns nicht ſowohl den Menſchen, als die Leiden„ſchaft zeige; gerade ſo wie die Alten von der berühmten „Bildſäule des Apollodorus vom Silanion angemerkt haben, „daß ſie nicht ſowohl den zornigen Apollodorus, als die „Leidenſchaft des Zornes vorſtelle. [1] Dieſes aber muß bloß „ſo verſtanden werden, daß er die hauptſächlichen Züge der „vorgebildeten Leidenſchaft gut ausgedrückt habe. Denn im „Uebrigen behandelt er ſeinen Vorwurf eben ſo, wie er „jeden andern behandeln würde: das iſt, er vergißt die „mitverbundenen Eigenſchaften nicht, und nimmt das „allgemeine Ebenmaaß und Verhältniß, welches man an „einer menſchlichen Figur erwartet, in Acht. Und das „heißt denn die Natur ſchildern, welche uns kein Beiſpiel „von einem Menſchen giebt, der ganz und gar in eine einzige „Leidenſchaft verwandelt wäre. Keine Metamorphoſe könnte „ſeltſamer und unglaublicher ſeyn. Gleichwohl ſind Por„träte in dieſem tadelhaften Geſchmacke verfertigt, die Be„wunderung gemeiner Gaffer, die, wenn ſie in einer „Sammlung das Gemälde, z. E. eines Geizigen (denn „ein gewöhnlicheres giebt es wohl in dieſer Gattung nicht), „erblicken, und nach dieſer Idee jede Muskel, jeden Zug „angeſtrengt, verzerrt und überladen finden, ſicherlich nicht „ermangeln, ihre Billigung und Bewunderung darüber zu „äußern. — Nach dieſem Begriffe der Vortrefflichkeit würde „Le Bruns Buch von den Leidenſchaften eine Folge „der beſten und richtigſten moraliſchen Porträte enthalten, „und die Charaktere des Theophraſts müßten, in Abſicht „auf das Drama, den Charaktern des Terenz weit vor„zuziehen ſeyn.

„Ueber das erſtere dieſer Urtheile würde jeder Virtuoſe „in den bildenden Künſten unſtreitig lachen. Das letztere „aber, fürchte ich, dürften wohl nicht alle ſo ſeltſam finden; „wenigſtens nach der Praxis verſchiedener unſerer beſten „komiſchen Schriftſteller und nach dem Beifalle zu urthei„len, welchen dergleichen Stücke gemeiniglich gefunden „haben. Es ließen ſich leicht faſt aus allen charakteriſti„ſchen Komödien Beiſpiele anführen. Wer aber die Unge„reimtheit, dramatiſche Sitten nach abſtracten Ideen aus„zuführen, in ihrem völligen Lichte ſehen will, der darf „nur B. Johnſon's Jedermann aus ſeinem Humor [1]

[1] Non hominem ex aere fecit, sed iracundiam. Plinius libr. 34. 8.

[1] Beim B. Johnſon ſind zwei Komödien, die er vom Humor benennt hat: die eine Every Man in his Humour, und die andere Every Man out of his Humour. Das Wort Humor war zu ſeiner Zeit aufgekommen und wurde auf die lächerlichſte Weiſe gemißbraucht. Sowohl dieſen Mißbrauch, als den eigentlichen Sinn deſſelben, bemerkt er in folgender Stelle ſelbſt:

As when some one peculiar quality
Doth so posses a Man, that it doth draw
All his affects, his spirits, and his powers,
In their constructions, all to run one way,
This may be truly said to be a humour.
But that a rook by wearing a py'd feather,
The cable hatband, or the three-pil'd ruff,
A yard of shoe-tye, or the Switzer's knot
On his French garters, should affect a humour!
O, it is more than most ridiculous.

In der Geſchichte des Humors ſind beide Stücke des Johnſon alſo ſehr wichtige Documente und das letztere noch mehr als das erſtere. Der Humor, den wir den Engländern jetzt ſo vorzüglich zuſchreiben, war damals bei ihnen großentheils Affectation, und vornehmlich dieſe Affectation lächerlich zu machen, ſchilderte Johnſon Humor. Die Sache genau zu nehmen, müßte auch nur der affectirte und nie der wahre Humor ein Gegenſtand der Komödie ſeyn. Denn nur die Begierde, ſich von andern auszuzeichnen, ſich durch etwas Eigenthümliches merkbar zu machen, iſt eine allgemeine menſchliche Schwachheit, die nach Beſchaffenheit der Mittel, welche ſie wählt, ſehr lächerlich oder auch ſehr ſtrafbar werden kann. Das aber, wodurch die Natur ſelbſt oder eine anhaltende, zur Natur gewordene Gewohnheit einen einzelnen Menſchen von allen andern auszeichnet, iſt viel zu ſpeciell, als daß es ſich mit der allgemeinen philoſophiſchen Abſicht des Drama vertragen könnte. Der überhäufte Humor in vielen engliſchen Stücken dürfte ſonach auch wohl das Eigene, aber nicht das Beſſere derſelben ſeyn. Gewiß iſt es, daß ſich in dem Drama der Alten keine Spur von Humor findet. Die alten

„vor ſich nehmen, welches ein charakteriſtiſches Stück ſeyn „ſoll, in der That aber nichts als eine unnatürliche und, „wie es die Maler nennen würden, harte Schilderung „einer Gruppe von für ſich beſtehenden Leidenſchaften iſt, wovon man das Urbild in dem wirklichen „Leben nirgends findet. Dennoch hat dieſe Komödie immer „ihre Bewunderer gehabt, und beſonders muß Randolph „von ihrer Einrichtung ſehr bezaubert geweſen ſeyn, weil „er ſie in ſeinem Spiegel der Muſe ausdrücklich nachgeahmt zu haben ſcheint.

„Auch hierin, müſſen wir anmerken, iſt Shakeſpeare, „ſo wie in allen andern noch weſentlichern Schönheiten des „Drama, ein vollkommenes Muſter. Wer ſeine Komödien „in dieſer Abſicht aufmerkſam durchleſen will, wird finden, „daß ſeine auch noch ſo kräftig gezeichneten Charaktere den größten Theil ihrer Rollen durch ſich voll„kommen wie alle andere ausdrücken, und ihre weſentlichen „und herrſchenden Eigenſchaften nur gelegentlich, ſo wie die „Umſtände eine ungezwungene Aeußerung veranlaſſen, an „den Tag legen. Dieſe beſondere Vortrefflichkeit ſeiner „Komödien entſtand daher, daß er die Natur getreulich „copirte und ſein reges und feuriges Genie auf alles „aufmerkſam war, was ihm in dem Verlaufe der Sce„nen dienliches aufſtoßen konnte; dahingegen Nachah„mung und geringere Fähigkeiten kleine Scri„benten verleiten, ſich um die Fertigkeit zu beeifern, dieſen „einen Zweck keinen Augenblick aus dem Geſichte zu laſſen, „und mit der ängſtlichſten Sorgfalt ihre Lieblingscharaktere „in beſtändigem Spiele und ununterbrochener Thätigkeit „zu erhalten. Man könnte über dieſe ungeſchickte Anſtren„gung ihres Witzes ſagen, daß ſie mit den Perſonen „ihres Stücks nicht anders umgehen, als gewiſſe ſpaß„hafte Leute mit ihren Bekannten, denen ſie mit ihren „Höflichkeiten ſo zuſetzen, daß ſie ihren Antheil an der „allgemeinen Unterhaltung gar nicht nehmen können, ſon„dern nur immer zum Vergnügen der Geſellſchaft Sprünge „und Männerchen machen müſſen.“

dramatiſchen Dichter wußten das Kunſtſtück, ihre Perſonen auch ohne Humor zu individualiſiren, ja die alten Dichter überhaupt. Wohl aber zeigen die alten Geſchichtſchreiber und Redner dann und wann Humor, wenn nämlich die hiſtoriſche Wahrheit oder die Aufklärung eines gewiſſen Facti dieſe genaue Schilderung κατ' ἐξοχον erfordert. Ich habe Exempel davon fleißig geſammelt, die ich auch bloß darum in Ordnung bringen zu können wünſchte, um gelegentlich einen Fehler wieder gut zu machen, der ziemlich allgemein geworden iſt. Wir überſetzen nämlich jetzt faſt durchgängig Humor durch Laune, und ich glaube mir bewußt zu ſeyn, daß ich der erſte bin, der es ſo überſetzt hat. Ich habe ſehr unrecht daran gethan und ich wünſchte, daß man mir nicht gefolgt wäre. Denn ich glaube es unwiderſprechlich beweiſen zu können, daß Humor und Laune ganz verſchiedene, ja in gewiſſem Verſtande gerade entgegen geſetzte Dinge ſind. Laune kann zu Humor werden; aber Humor iſt außer dieſem einzigen Falle nie Laune. Ich hätte die Abſtammung unſers deutſchen Worts und den gewöhnlichen Gebrauch deſſelben beſſer unterſuchen und genauer erwägen ſollen. Ich ſchloß zu eilig, weil Laune das franzöſiſche Humeur ausdrücke, daß es auch das engliſche Humour ausdrücken könnte; aber die Franzoſen ſelbſt können Humour nicht durch Humeur überſetzen. — Von den genannten zwei Stücken des Johnſon hat das erſte, Jedermann in ſeinem Humor, den vom Hurd hier gerügten Fehler weit weniger. Der Humor, den die Perſonen deſſelben zeigen, iſt weder ſo individuell, noch ſo überladen, daß er mit der gewöhnlichen Natur nicht beſtehen könnte; ſie ſind auch alle zu einer gemeinſchaftlichen Handlung ſo ziemlich verbunden. In dem zweiten hingegen, Jedermann aus ſeinem Humor, iſt faſt nicht die geringſte Fabel; es treten eine Menge der wunderlichſten Narren nach einander auf, man weiß weder wie, noch warum, und ihr Geſpräch iſt überall durch ein paar Freunde des Verfaſſers unterbrochen, die unter dem Namen Grex eingeführt ſind und Betrachtung über die Charaktere der Perſonen und über die Kunſt des Dichters, ſie zu behandeln, anſtellen. Das aus ſeinem Humor, out of his Humour, zeigt an, daß alle die Perſonen in Umſtände gerathen, in welchen ſie ihres Humors ſatt und überdrüſſig werden.

Vierundneunzigſtes Stück.

Den 25. März 1768.

Und ſo viel von der Allgemeinheit der komiſchen Charaktere und den Gränzen dieſer Allgemeinheit, nach der Idee des Hurd! — Doch es wird nöthig ſeyn, noch erſt die zweite Stelle beizubringen, wo er erklärt zu haben verſichert, in wie weit auch den tragiſchen Charakteren, ob ſie ſchon nur particular wären, dennoch eine Allgemeinheit zukomme, ehe wir den Schluß überhaupt machen können, ob und wie Hurd mit Diderot und beide mit dem Ariſtoteles übereinſtimmen.

„Wahrheit, ſagt er, heißt in der Poeſie ein ſolcher „Ausdruck, als der allgemeinen Natur der Dinge gemäß „iſt; Falſchheit hingegen ein ſolcher, als ſich zwar zu „dem vorhabenden beſondern Falle ſchickt, aber nicht mit „jener allgemeinen Natur übereinſtimmt. Dieſe Wahr„heit des Ausdrucks in der dramatiſchen Poeſie zu erreichen, „empfiehlt Horaz [1] zwei Dinge: einmal die Socratiſche „Philoſophie fleißig zu ſtudiren; zweitens ſich um die „genaue Kenntniß des menſchlichen Lebens zu bewerben. „Jenes, weil es der eigenthümliche Vorzug dieſer Schule „iſt, ad veritatem vitae propius accedere; [2] dieſes, „um unſerer Nachahmung eine deſto allgemeinere Aehnlich„keit ertheilen zu können. Sich hiervon zu überzeugen, „darf man nur erwägen, daß man ſich in Werken der Nach„ahmung an die Wahrheit zu genau halten kann; und „dieſes auf doppelte Weiſe. Denn entweder kann der Künſt„ler, wenn er die Natur nachbilden will, ſich zu ängſtlich „befleißigen, alle und jede Beſonderheiten ſeines Gegen„ſtandes anzudeuten, und ſo die allgemeine Idee der Gat„tung auszudrücken verfehlen. Oder er kann, wenn er ſich „dieſe allgemeine Idee zu ertheilen bemüht, ſie aus zu „vielen Fällen des wirklichen Lebens nach ſeinem weite„ſten Umfange zuſammen ſetzen; da er ſie vielmehr von „dem lautern Begriffe, der ſich bloß in der Vorſtellung der „Seele findet, hernehmen ſollte. Dieſes letztere iſt der all„gemeine Tadel, womit die Schule der niederländi„ſchen Maler zu belegen, als die ihre Vorbilder aus der „wirklichen Natur, und nicht, wie die italieniſche, von dem

[1] De arte poet. v. 310. 317. 18.
[2] De Orat. I. 51.

„geiſtigen Ideale der Schönheit entlehnt.[1] Jenes aber „entſpricht einem andern Fehler, den man gleichfalls den „niederländiſchen Meiſtern vorwirft, und der dieſer iſt, „daß ſie lieber die beſondere, ſeltſame und groteske, als die „allgemeine und reizende Natur ſich zum Vorbilde wählen.

„Wir ſehen alſo, daß der Dichter, indem er ſich von „der eigenen und beſondern Wahrheit entfernt, deſto ge„treuer die allgemeine Wahrheit nachahmt. Und hieraus „ergiebt ſich die Antwort auf jenen ſpitzfindigen Einwurf, „den Plato gegen die Poeſie ausgegrübelt hatte und nicht „ohne Selbſtzufriedenheit vorzutragen ſchien. Nämlich, „daß die poetiſche Nachahmung uns die Wahrheit nur ſehr „von weitem zeigen könne. Denn der poetiſche Aus„druck, ſagt der Philoſoph, iſt das Abbild von des „Dichters eigenen Begriffen; die Begriffe des „Dichters ſind das Abbild der Dinge, und die „Dinge das Abbild des Urbildes, welches in „dem göttlichen Verſtande exiſtirt. Folglich iſt „der Ausdruck des Dichters nur das Bild von „dem Bilde eines Bildes, und liefert uns ur„ſprüngliche Wahrheit nur gleichſam aus der „dritten Hand.[2] Aber alle dieſe Vernünftelei fällt „weg, ſobald man die nur gedachte Regel des Dichters ge„hörig faßt und fleißig in Ausübung bringt. Denn in„dem der Dichter von dem Weſen alles abſondert, was „allein das Individuum angeht und unterſcheidet, über„ſpringt ſein Begriff gleichſam alle die zwiſchen inne liegen„den beſondern Gegenſtände und erhebt ſich ſo viel möglich „zu dem göttlichen Urbilde, um ſo das unmittelbare Nach„bild der Wahrheit zu werden. Hieraus lernt man denn „auch einſehen, was und wie viel jenes ungewöhnliche Lob, „welches der große Kunſtrichter der Dichtkunſt ertheilt, „ſagen wolle: daß ſie, gegen die Geſchichte ge„nommen, das ernſtere und philoſophiſchere „Studium ſey: φιλοσοφωτερον και σπουδαιοτερον „ποιησις ἱστοριας ἐστιν. Die Urſache, welche gleich darauf „folgt, iſt nun gleichfalls ſehr begreiflich: ἡ μεν γαρ „ποιησις μαλλον τα καθολου, ἡ δ' ἱστορια τα καθ' ἑκαστον „λεγει.[3] Ferner wird hieraus ein weſentlicher Unterſchied „deutlich, der ſich, wie man ſagt, zwiſchen den zwei großen „Nebenbuhlern der griechiſchen Bühne ſoll befunden haben. „Wenn man dem Sophokles vorwarf, daß es ſeinen Cha„rakteren an Wahrheit fehle, ſo pflegte er ſich damit zu „verantworten, daß er die Menſchen ſo ſchildere, „wie ſie ſeyn ſollten, Euripides aber ſo, wie ſie „wären. Σοφοκλης ἐφη, αὐτος μεν οἱους δει ποιειν, Ευριπιδης δε οἱοι εἰσι.[1] Der Sinn hiervon iſt dieſer: „Sophokles hatte durch ſeinen ausgebreitetern Umgang mit „Menſchen die eingeſchränkte enge Vorſtellung, welche aus „der Betrachtung einzelner Charaktere entſteht, in einen „vollſtändigen Begriff des Geſchlechts erweitert; der „philoſophiſche Euripides hingegen, der ſeine meiſte Zeit „in der Akademie zugebracht hatte und von da aus das „Leben überſehen wollte, hielt ſeinen Blick zu ſehr auf das „Einzelne, auf wirklich exiſtirende Perſonen geheftet, ver„ſenkte das Geſchlecht in das Individuum und malte folg„lich, den vorhabenden Gegenſtänden nach, ſeine Charak„tere zwar natürlich und wahr, aber auch dann und wann „ohne die höhere allgemeine Aehnlichkeit, die zur Vollen„dung der poetiſchen Wahrheit erfordert wird.[2]

„Ein Einwurf ſtößt gleichwohl hier auf, den wir nicht „unangezeigt laſſen müſſen. Man könnte ſagen, „daß „philoſophiſche Speculationen die Begriffe eines Menſchen „eher abſtract und allgemein machen, als ſie auf „das Individuelle einſchränken müßten. Das letztere „ſey ein Mangel, welcher aus der kleinen Anzahl von „Gegenſtänden entſpringe, die den Menſchen zu betrachten „vorkommen, und dieſem Mangel ſey nicht allein dadurch „abzuhelfen, daß man ſich mit mehrern Individuen be„kannt mache, als worin die Kenntniß der Welt beſtehe; „ſondern auch dadurch, daß man über die allgemeine „Natur der Menſchen nachdenke, ſo wie ſie in guten „moraliſchen Büchern gelehrt werde. Denn die Verfaſſer „ſolcher Bücher hätten ihren allgemeinen Begriff von der „menſchlichen Natur nicht anders als aus einer ausgebrei„teten Erfahrung (es ſey nun ihrer eigenen, oder fremden) „haben können, ohne welche ihre Bücher ſonſt von keinem „Werthe ſeyn würden.“ Die Antwort hierauf, dünkt mich, „iſt dieſe. Durch Erwägung der allgemeinen „Natur des Menſchen lernt der Philoſoph, wie die „Handlung beſchaffen ſeyn muß, die aus dem Uebergewichte gewiſſer Neigungen und Eigenſchaften entſpringt; „das iſt, er lernt das Betragen überhaupt, welches der

[1] Nach Maaßgebung der Antiken. Nec enim Phidias, cum faceret Jovis formam aut Minervae, contemplabatur aliquem e quo similitudinem duceret; sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat (Cic. Or. 2.).

[2] Plato de Repl. L. X.

[3] Dichtkunſt, Kap. 9.

[1] Dichtkunſt, Kap. 25.

[2] Dieſe Erklärung iſt der, welche Dacier von der Stelle des Ariſtoteles giebt, weit vorzuziehen. Nach den Worten der Ueberſetzung ſcheint Dacier zwar eben das zu ſagen, was Hurd ſagt: que Sophocle faiſoit ſes Héros, comme ils devoient être et qu'Euripide les faiſoit comme ils étoient. Aber er verbindet im Grunde einen ganz andern Begriff damit. Hurd verſteht unter dem Wie ſie ſeyn ſollten die allgemeine abſtracte Idee des Geſchlechts, nach welcher der Dichter ſeine Perſonen mehr als nach ihren individuellen Verſchiedenheiten ſchildern müſſe. Dacier aber denkt ſich dabei eine höhere moraliſche Vollkommenheit, wie ſie der Menſch zu erreichen fähig ſey, ob er ſie gleich nur ſelten erreiche; und dieſe, ſagt er, habe Sophokles ſeinen Perſonen gewöhnlicher Weiſe beigelegt: Sophocle tâchoit de rendre ses imitations parfaites, en suivant toujours bien plus ce qu'une belle Nature étoit capable de faire, que ce qu'elle faiſoit. Allein dieſe höhere moraliſche Vollkommenheit gehört gerade zu jenem allgemeinen Begriffe nicht; ſie ſteht dem Individuo zu, aber nicht dem Geſchlechte; und der Dichter, der ſie ſeinen Perſonen beilegt, ſchildert gerade umgekehrt mehr in der Manier des Euripides als des Sophokles. Die weitere Ausführung hiervon verdient mehr als eine Note.

„beigelegte Charakter erfordert. Aber deutlich und zuver„läſſig zu wiſſen, wie weit und in welchem Grade von „Stärke ſich dieſer oder jener Charakter, bei beſondern Ge„legenheiten, wahrſcheinlicher Weiſe äußern würde, das iſt „einzig und allein eine Frucht von unſerer Kenntniß der „Welt. Daß Beiſpiele von dem Mangel dieſer Kenntniß „bei einem Dichter, wie Euripides war, ſehr häufig ſoll„ten geweſen ſeyn, läßt ſich nicht wohl annehmen; auch „werden, wo ſich dergleichen in ſeinen übrig gebliebenen „Stücken etwa finden ſollten, ſie ſchwerlich ſo offenbar ſeyn, „daß ſie auch einem gemeinen Leſer in die Augen fallen „müßten. Es können nur Feinheiten ſeyn, die allein der „wahre Kunſtrichter zu unterſcheiden vermögend iſt; und „auch dieſem kann, in einer ſolchen Entfernung von Zeit, „aus Unwiſſenheit der griechiſchen Sitten, wohl etwas als „ein Fehler vorkommen, was im Grunde eine Schönheit „iſt. Es würde alſo ein ſehr gefährliches Unternehmen „ſeyn, die Stellen im Euripides anzeigen zu wollen, welche „Ariſtoteles dieſem Tadel unterworfen zu ſeyn geglaubt „hatte. Aber gleichwohl will ich es wagen, eine anzuführen, die, wenn ich ſie auch ſchon nicht nach aller Gerech„tigkeit kritiſiren ſollte, wenigſtens meine Meinung zu „erläutern dienen kann.

Fünfundneunzigſtes Stück.

Den 29. März 1768.

„Die Geſchichte ſeiner Elektra iſt ganz bekannt. Der „Dichter hatte in dem Charakter dieſer Prinzeſſin ein „tugendhaftes, aber mit Stolz und Groll erfülltes Frauen„zimmer zu ſchildern, welches durch die Härte, mit der „man ſich gegen ſie ſelbſt betrug, erbittert war, und durch „noch weit ſtärkere Bewegungsgründe angetrieben ward, „den Tod eines Vaters zu rächen. Eine ſolche heftige Ge„müthsverfaſſung kann der Philoſoph in ſeinem Winkel „wohl ſchließen, muß immer ſehr bereit ſeyn, ſich zu „äußern. Elektra, kann er wohl einſehen, muß bei der „geringſten ſchicklichen Gelegenheit ihren Groll an den Tag „legen, und die Ausführung ihres Vorhabens beſchleunigen „zu können wünſchen. Aber zu welcher Höhe dieſer Groll „ſteigen darf? d. i. wie ſtark Elektra ihre Rachſucht aus„drücken darf, ohne daß ein Mann, der mit dem menſch„lichen Geſchlechte und mit den Wirkungen der Leiden„ſchaften im Ganzen bekannt iſt, dabei ausrufen kann: „das iſt unwahrſcheinlich! Dieſes auszumachen wird „die abſtracte Theorie von wenig Nutzen ſeyn. Sogar eine „nur mäßige Bekanntſchaft mit dem wirklichen Leben iſt „hier nicht hinlänglich, uns zu leiten. Man kann eine „Menge Individuen bemerkt haben, welche den Poeten, „der den Ausdruck eines ſolchen Grolles bis auf das „Aeußerſte getrieben hätte, zu rechtfertigen ſcheinen. Selbſt „die Geſchichte dürfte vielleicht Exempel an die Hand geben, „wo eine tugendhafte Erbitterung auch wohl noch weiter „getrieben worden, als es der Dichter hier vorgeſtellt. „Welches ſind denn nun alſo die eigentlichen Gränzen der„ſelben, und wodurch ſind ſie zu beſtimmen? Einzig und „allein durch Bemerkung ſo vieler einzelnen Fälle als mög„lich; einzig und allein vermittelſt der ausgebreitetſten „Kenntniß, wie viel eine ſolche Erbitterung über derglei„chen Charaktere unter dergleichen Umſtänden im wirklichen „Leben gewöhnlicher Weiſe vermag. So verſchieden „dieſe Kenntniß in Anſehung ihres Umfanges iſt, ſo ver„ſchieden wird denn auch die Art der Vorſtellung ſeyn. „Und nun wollen wir ſehen, wie der vorhabende Charakter „von dem Euripides wirklich behandelt worden.

„In der ſchönen Scene, welche zwiſchen der Elektra und „dem Oreſtes vorfällt, von dem ſie aber noch nicht weiß, „daß er ihr Bruder iſt, kommt die Unterredung ganz natür„lich auf die Unglücksfälle der Elektra und auf den Urheber „derſelben, die Klytemneſtra, ſo wie auch auf die Hoff„nung, welche Elektra hat, von ihren Drangſalen durch „den Oreſtes befreit zu werden. Das Geſpräch, wie es „hierauf weiter geht, iſt dieſes:

„Oreſtes. Und Oreſtes? Geſetzt, er käme nach Argos „zurück —

„Elektra. Wozu dieſe Frage, da er allem Anſehen „nach niemals zurückkommen wird?

„Oreſtes. Aber geſetzt, er käme! Wie müßte er es „anfangen, um den Tod ſeines Vaters zu rächen?

„Elektra. Sich eben das erkühnen, weſſen die Feinde „ſich gegen ſeinen Vater erkühnten.

„Oreſtes. Wollteſt du es wohl mit ihm wagen, deine „Mutter umzubringen?

„Elektra. Sie mit dem nämlichen Eiſen umbringen, „mit welchem ſie meinen Vater mordete!

„Oreſtes. Und darf ich das als deinen feſten Ent„ſchluß deinem Bruder vermelden?

„Elektra. Ich will meine Mutter umbringen, oder „nicht leben!

„Das Griechiſche iſt noch ſtärker:

„*Θανοιμι, μητρος αἰμ' ἐπισφαξας' ἐμης.*

„Ich will gern des Todes ſeyn, ſobald ich „meine Mutter umgebracht habe!

„Nun kann man nicht behaupten, daß dieſe letzte Rede „ſchlechterdings unnatürlich ſey. Ohne Zweifel haben ſich „Beiſpiele genug ereignet, wo unter ähnlichen Umſtänden „die Rache ſich eben ſo heftig ausgedrückt hat. Gleichwohl, „denke ich, kann uns die Härte dieſes Ausdrucks nicht „anders als ein wenig beleidigen. Zum mindeſten hielt „Sophokles nicht für gut, ihn ſo weit zu treiben. Bei ihm „ſagt Elektra unter gleichen Umſtänden nur das: Jetzt „ſey dir die Ausführung überlaſſen! Wäre ich „aber allein geblieben, ſo glaube mir nur, bei„des hätte mir gewiß nicht mißlingen ſollen; „entweder mit Ehren mich zu befreien, oder „mit Ehren zu ſterben!

„Ob nun dieſe Vorſtellung des Sophokles der Wahr„heit, in ſo fern ſie aus einer ausgebreitetern Erfahrung, „d. i. aus der Kenntniß der menſchlichen Natur überhaupt „geſammelt worden, nicht weit gemäßer iſt, als die Vor„ſtellung des Euripides, will ich denen zu beurtheilen über„laſſen, die es zu beurtheilen fähig ſind. Iſt ſie es, ſo „kann die Urſache keine andere ſeyn, als die ich angenom„men, daß nämlich Sophokles ſeine Charaktere „ſo geſchildert, als er, unzähligen von ihm be„obachteten Beiſpielen der nämlichen Gattung „zufolge, glaubte, daß ſie ſeyn ſollten; Euri„pides aber ſo, als er in der engeren Sphäre „ſeiner Beobachtungen erkannt hatte, daß ſie „wirklich wären.“

Vortrefflich! Auch unangeſehen der Abſicht, in welcher ich dieſe langen Stellen des Hurd angeführt habe, enthalten ſie unſtreitig ſo viel feine Bemerkungen, daß es mir der Leſer wohl erlaſſen wird, mich wegen Einſchaltung derſelben zu entſchuldigen. Ich beſorge nur, daß er meine Abſicht ſelbſt darüber aus den Augen verloren. Sie war aber dieſe: zu zeigen, daß auch Hurd, ſo wie Diderot, der Tragödie beſondere und nur der Komödie allgemeine Charaktere zutheile, und dem ungeachtet dem Ariſtoteles nicht widerſprechen wolle, welcher das Allgemeine von allen poetiſchen Charakteren und folglich auch von den tragiſchen verlangt. Hurd erklärt ſich nämlich ſo: der tragiſche Charakter müſſe zwar particular oder weniger allgemein ſeyn, als der komiſche, d. i. er müſſe die Art, zu welcher er gehöre, weniger vorſtellig machen; gleichwohl aber müſſe das Wenige, was man von ihm zu zeigen für gut finde, nach dem Allgemeinen entworfen ſeyn, welches Ariſtoteles fordere.[1]

Und nun wäre die Frage, ob Diderot ſich auch ſo verſtanden wiſſen wolle? — Warum nicht, wenn ihm daran gelegen wäre, ſich nirgends in Widerſpruch mit dem Ariſtoteles finden zu laſſen? Mir wenigſtens, dem daran gelegen iſt, daß zwei denkende Köpfe von der nämlichen Sache nicht Ja und Nein ſagen, könnte es erlaubt ſeyn, ihm dieſe Auslegung unterzuſchieben, ihm dieſe Ausflucht zu leihen.

Aber lieber von dieſer Ausflucht ſelbſt ein Wort! — Mich dünkt, es iſt eine Ausflucht und iſt auch keine. Denn das Wort Allgemein wird offenbar darin in einer doppelten und ganz verſchiedenen Bedeutung genommen. Die eine, in welcher es Hurd und Diderot von dem tragiſchen Charakter verneinen, iſt nicht die nämliche, in welcher es Hurd von ihm bejaht. Freilich beruht eben hierauf die Ausflucht: aber wie, wenn die eine die andere ſchlechterdings ausſchlöße?

In der erſten Bedeutung heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchem man das, was man an mehreren oder allen Individuen bemerkt hat, zuſammen nimmt; es heißt mit einem Worte ein überladener Charakter: es iſt mehr die perſonifirte Idee eines Charakters, als eine charakteriſirte Perſon. In der andern Bedeutung aber heißt ein allgemeiner Charakter ein ſolcher, in welchem man von dem, was an mehreren oder allen Individuen bemerkt worden, einen gewiſſen Durchſchnitt, eine mittlere Proportion angenommen; es heißt mit einem Wort ein gewöhnlicher Charakter, nicht zwar in ſo fern der Charakter ſelbſt, ſondern nur in ſo fern der Grad, das Maaß deſſelben gewöhnlich iſt.

Hurd hat vollkommen recht, das καθολου des Ariſtoteles von der Allgemeinheit in der zweiten Bedeutung zu erklären. Aber wenn denn nun Ariſtoteles dieſe Allgemeinheit eben ſo wohl von den komiſchen als tragiſchen Charakteren erfordert: wie iſt es möglich, daß der nämliche Charakter zugleich auch jene Allgemeinheit haben kann? Wie iſt es möglich, daß er zugleich überladen und gewöhnlich ſeyn kann? und geſetzt auch, er wäre ſo überladen noch lange nicht, als es die Charaktere in dem getadelten Stücke des Johnſon ſind; geſetzt, er ließe ſich noch gar wohl in einem Individuum gedenken, und man habe Beiſpiele, daß er ſich wirklich in mehreren Menſchen eben ſo ſtark, eben ſo ununterbrochen geäußert habe: würde er dem ungeachtet nicht auch noch viel ungewöhnlicher ſeyn, als jene Allgemeinheit des Ariſtoteles zu ſeyn erlaubt?

Das iſt die Schwierigkeit! — Ich erinnere hier meine Leſer, daß dieſe Blätter nichts weniger als ein dramatiſches Syſtem enthalten ſollen. Ich bin alſo nicht verpflichtet, alle die Schwierigkeiten aufzulöſen, die ich mache. Meine Gedanken mögen immer ſich weniger zu verbinden, ja wohl gar ſich zu widerſprechen ſcheinen; wenn es denn nur Gedanken ſind, bei welchen ſie Stoff finden, ſelbſt zu denken. Hier will ich nichts als Fermenta cognitionis ausſtreuen.

[1] In calling the tragic character particular, I suppose it only less representative of the kind than the comic; not that the draught of so much character as it is concerned to represent should not be general.

Sechsundneunzigſtes Stück.

Den 1. April 1768.

Den zweiundfunfzigſten Abend (Dienſtags, den 28. Juli) wurden des Herrn Romanus Brüder wiederholt.

Oder ſollte ich nicht vielmehr ſagen: die Brüder des Herrn Romanus? Nach einer Anmerkung nämlich, welche Donatus bei Gelegenheit der Brüder des Terenz macht: Hanc dicunt fabulam secundo loco actam, etiam tum rudi nomine poëtae; itaque sic pronunciatam, Adelphoi Terenti, non Terenti Adelphoi, quod adhuc magis de fabulae nomine poëta, quam de poëtae nomine fabula commendabatur. Herr Romanus hat ſeine Komödien zwar ohne ſeinen Namen herausgegeben, aber doch iſt ſein Name durch ſie bekannt geworden. Noch jetzt ſind diejenigen Stücke, die ſich auf unſerer Bühne von ihm erhalten haben, eine Empfehlung ſeines Namens,

der in Provinzen Deutſchlands genannt wird, wo er ohne ſie wohl nie wäre gehört worden. Aber welches widrige Schickſal hat auch dieſen Mann abgehalten, mit ſeinen Arbeiten für das Theater ſo lange fortzufahren, bis die Stücke aufgehört hätten, ſeinen Namen zu empfehlen, und ſein Name dafür die Stücke empfohlen hätte?

Das meiſte, was wir Deutſche noch in der ſchönen Literatur haben, ſind Verſuche junger Leute. Ja das Vorurtheil iſt bei uns faſt allgemein, daß es nur jungen Leuten zukomme, in dieſem Felde zu arbeiten. Männer, ſagt man, haben ernſthaftere Studien oder wichtigere Geſchäfte, zu welchen ſie die Kirche oder der Staat auffordert. Verſe und Komödien heißen Spielwerke; allenfalls nicht unnützliche Vorübungen, mit welchen man ſich höchſtens bis in ſein fünfundzwanzigſtes Jahr beſchäftigen darf. Sobald wir uns dem männlichen Alter nähern, ſollen wir fein alle unſere Kräfte einem nützlichen Amte widmen; und läßt uns dieſes Amt einige Zeit, etwas zu ſchreiben, ſo ſoll man ja nichts anders ſchreiben, als was mit der Gravität und dem bürgerlichen Range deſſelben beſtehen kann; ein hübſches Compendium aus den höhern Facultäten, eine gute Chronik von der lieben Vaterſtadt, eine erbauliche Predigt und dergleichen.

Daher kommt es denn auch, daß unſere ſchöne Literatur, ich will nicht bloß ſagen gegen die ſchöne Literatur der Alten, ſondern ſogar faſt gegen aller neuern polirten Völker ihre, ein ſo jugendliches, ja kindiſches Anſehen hat, und noch lange, lange haben wird. An Blut und Leben, an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht: aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch ſehr. Sie hat noch ſo wenig Werke, die ein Mann, der im Denken geübt iſt, gern zur Hand nimmt, wenn er, zu ſeiner Erholung und Stärkung, einmal außer dem einförmigen edeln Zirkel ſeiner alltäglichen Beſchäftigungen denken will! Welche Nahrung kann ſo ein Mann wohl z. E. in unſern höchſt trivialen Komödien finden? Wortſpiele, Sprichwörter, Späßchen, wie man ſie alle Tage auf den Gaſſen hört: ſolches Zeug macht, zwar das Parterre zu lachen, das ſich vergnügt ſo gut es kann; wer aber von ihm mehr als den Bauch erſchüttern will, wer zugleich mit ſeinem Verſtande lachen will, der iſt einmal da geweſen und kommt nicht wieder.

Wer nichts hat, der kann nichts geben. Ein junger Menſch, der erſt ſelbſt in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und ſie ſchildern. Das größte komiſche Genie zeigt ſich in ſeinen jugendlichen Werken hohl und leer; ſelbſt von den erſten Stücken des Menanders ſagt Plutarch, [1] daß ſie mit ſeinen ſpätern und letztern Stücken gar nicht zu vergleichen geweſen. Aus dieſen aber, ſetzt er hinzu, könne man ſchließen, was er noch würde geleiſtet haben, wenn er länger gelebt hätte. Und wie jung meint man wohl, daß Menander ſtarb? Wie viel Komödien meint man wohl, daß er erſt geſchrieben hatte? Nicht weniger als hundertundfünfe; und nicht jünger als zweiundfunfzig.

Keiner von allen unſern verſtorbenen komiſchen Dichtern, von denen es ſich noch der Mühe verlohnte zu reden, iſt ſo alt geworden: keiner von den jetztlebenden iſt es noch zur Zeit; keiner von beiden hat das vierte Theil ſo viel Stücke gemacht. Und die Kritik ſollte von ihnen nicht eben das zu ſagen haben, was ſie von dem Menander zu ſagen fand? — Sie wage es aber nur und ſpreche!

Und nicht die Verfaſſer allein ſind es, die ſie mit Unwillen hören. Wir haben, dem Himmel ſey Dank, jetzt ein Geſchlecht ſelbſt von Kritikern, deren beſte Kritik darin beſteht, — alle Kritik verdächtig zu machen. „Genie! Genie!“ ſchreien ſie. „Das Genie ſetzt ſich über alle Regeln hinweg! Was das Genie macht, iſt Regel!“ So ſchmeicheln ſie dem Genie; ich glaube, damit wir ſie auch für Genies halten ſollte. Doch ſie verrathen zu ſehr, daß ſie nicht einen Funken davon in ſich ſpüren, wenn ſie in einem und eben demſelben Athem hinzuſetzen: „die Regeln unterdrücken das Genie!“ — Als ob ſich Genie durch etwas in der Welt unterdrücken ließe! Und noch dazu durch etwas, das, wie ſie ſelbſt geſtehen, aus ihm hergeleitet iſt. Nicht jeder Kunſtrichter iſt Genie; aber jedes Genie iſt ein geborner Kunſtrichter. Es hat die Probe aller Regeln in ſich. Es begreift und behält und befolgt nur die, die ihm ſeine Empfindung in Worten ausdrücken. Und dieſe ſeine in Worten ausgedrückte Empfindung ſollte ſeine Thätigkeit verringern können? Vernünftelt darüber mit ihm, ſo viel ihr wollt; es verſteht euch nur, in ſo fern es eure allgemeinen Sätze den Augenblick in einem einzelnen Falle anſchauend erkennet; und nur von dieſem einzelnen Falle bleibt Erinnerung in ihm zurück, die während der Arbeit auf ſeine Kräfte nicht mehr und nicht weniger wirken kann, als die Erinnerung eines glücklichen Beiſpiels, die Erinnerung einer eigenen glücklichen Erfahrung auf ſie zu wirken im Stande iſt. Behaupten alſo, daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können: heißt mit andern Worten behaupten, daß Beiſpiele und Uebung eben dieſes vermögen; heißt, das Genie nicht allein auf ſich ſelbſt, heißt es ſogar, lediglich auf ſeinen erſten Verſuch einſchränken.

Eben ſo wenig wiſſen dieſe weiſe Herren, was ſie wollen, wenn ſie über die nachtheiligen Eindrücke, welche die Kritik auf das genießende Publicum mache, ſo luſtig wimmern! Sie möchten uns lieber bereden, daß kein Menſch einen Schmetterling mehr bunt und ſchön findet, ſeitdem das böſe Vergrößerungsglas erkennen laſſen, daß die Farben deſſelben nur Staub ſind.

„Unſer Theater, ſagen ſie, iſt noch in einem viel zu „zarten Alter, als daß es den monarchiſchen Scepter der „Kritik ertragen könne. — Es iſt faſt nöthiger, die Mittel „zu zeigen, wie das Ideal erreicht werden kann, als

[1] *Επιτ. της συγκρισεως Αριστ. και Μεναν.* p. 1588. Ed. Henr. Stephani.

„darzuthun, wie weit wir noch von dieſem Ideale entfernt „ſind. — Die Bühne muß durch Beiſpiele, nicht durch Re„geln reformirt werden. — Raiſonniren iſt leichter, als „ſelbſt erfinden.“

Heißt das, Gedanken in Worte kleiden, oder heißt es nicht vielmehr, Gedanken zu Worten ſuchen, und keine erhaſchen? — Und wer ſind ſie denn, die ſo viel von Beiſpielen und vom ſelbſt Erfinden reden? Was für Beiſpiele haben ſie denn gegeben? Was haben ſie denn ſelbſt erfunden? — Schlaue Köpfe! Wenn ihnen Beiſpiele zu beurtheilen vorkommen, ſo wünſchen ſie lieber Regeln; und wenn ſie Regeln beurtheilen ſollen, ſo möchten ſie lieber Beiſpiele haben. Anſtatt von einer Kritik zu beweiſen, daß ſie falſch iſt, beweiſen ſie, daß ſie zu ſtreng iſt, und glauben verthan zu haben! Anſtatt ein Raiſonnement zu widerlegen, merken ſie an, daß Erfinden ſchwerer iſt als Raiſonniren, und glauben widerlegt zu haben!

Wer richtig raiſonnirt, erfindet auch, und wer erfinden will, muß raiſonniren können. Nur die glauben, daß ſich das eine von dem andern trennen laſſe, die zu keinem von beiden aufgelegt ſind.

Doch was halte ich mich mit dieſen Schwätzern auf? Ich will meinen Gang gehen und mich unbekümmert laſſen, was die Grillen am Wege ſchwirren. Auch ein Schritt aus dem Wege, um ſie zu zertreten, iſt ſchon zu viel. Ihr Sommer iſt ſo leicht abgewartet!

Alſo, ohne weitere Einleitung, zu den Anmerkungen, die ich bei Gelegenheit der erſten Vorſtellung der Brüder des Herrn Romanus annoch über dieſes Stück verſprach! — Die vornehmſten derſelben werden die Veränderungen betreffen, die er in der Fabel des Terenz machen zu müſſen geglaubt, um ſie unſern Sitten näher zu bringen.

Was ſoll man überhaupt von der Nothwendigkeit dieſer Veränderungen ſagen? Wenn wir ſo wenig Anſtoß finden, römiſche oder griechiſche Sitten in der Tragödie geſchildert zu ſehen: warum nicht auch in der Komödie? Woher die Regel, wenn es anders eine Regel iſt, die Scene der erſtern in ein entferntes Land, unter ein fremdes Volk; die Scene der andern aber, in unſere Heimath zu legen? Woher die Verbindlichkeit, die wir dem Dichter aufbürden, in jener die Sitten desjenigen Volkes, unter dem er ſeine Handlung vorgehen läßt, ſo genau als möglich zu ſchildern; da wir in dieſer nur unſere eigene Sitten von ihm geſchildert zu ſehen verlangen? „Dieſes,“ ſagt Pope an einem Orte, „ſcheint dem erſten Anſehen nach bloßer Eigenſinn, bloße „Grille zu ſeyn: es hat aber doch ſeinen guten Grund in „der Natur. Das Hauptſächlichſte, was wir in der Ko„mödie ſuchen, iſt ein getreues Bild des gemeinen Lebens, „von deſſen Treue wir aber nicht ſo leicht verſichert ſeyn „können, wenn wir es in fremde Moden und Gebräuche „verkleidet finden. In der Tragödie hingegen iſt es die „Handlung, was unſere Aufmerkſamkeit am meiſten an ſich „zieht. Einen einheimiſchen Vorfall aber für die Bühne „bequem zu machen, dazu muß man ſich mit der Handlung „größere Freiheiten nehmen, als eine zu bekannte Geſchichte „verſtattet.“

Siebenundneunzigſtes Stück.

Den 5. April 1768.

Dieſe Auflöſung, genau betrachtet, dürfte wohl nicht in allen Stücken befriedigend ſeyn. Denn zugegeben, daß fremde Sitten der Abſicht der Komödie nicht ſo gut entſprechen, als einheimiſche: ſo bleibt noch immer die Frage, ob die einheimiſchen Sitten nicht auch zur Abſicht der Tragödie ein beſſeres Verhältniß haben als fremde? Dieſe Frage iſt wenigſtens durch die Schwierigkeit, einen einheimiſchen Vorfall ohne allzumerkliche und anſtößige Veränderungen für die Bühne bequem zu machen, nicht beantwortet. Freilich erfordern einheimiſche Sitten auch einheimiſche Vorfälle; wenn denn aber nur mit jenen die Tragödie am leichteſten und gewiſſeſten ihren Zweck erreichte, ſo müßte es ja doch wohl beſſer ſeyn, ſich über alle Schwierigkeiten, welche ſich bei Behandlung dieſer finden, wegzuſetzen, als in Abſicht des Weſentlichſten zu kurz zu fallen, welches unſtreitig der Zweck iſt. Auch werden nicht alle einheimiſche Vorfälle ſo merklicher und anſtößiger Veränderungen bedürfen; und die deren bedürfen, iſt man ja nicht verbunden zu bearbeiten. Ariſtoteles hat ſchon angemerkt, daß es gar wohl Begebenheiten geben kann und giebt, die ſich vollkommen ſo ereignet haben, als ſie der Dichter braucht. Da dergleichen aber nur ſelten ſind, ſo hat er auch ſchon entſchieden, daß ſich der Dichter um den wenigern Theil ſeiner Zuſchauer, der von den wahren Umſtänden vielleicht unterrichtet iſt, lieber nicht bekümmern, als ſeiner Pflicht minder Genüge leiſten müſſe.

Der Vortheil, den die einheimiſchen Sitten in der Komödie haben, beruht auf der innigen Bekanntſchaft, in der wir mit ihnen ſtehen. Der Dichter braucht ſie uns nicht erſt bekannt zu machen; er iſt aller hierzu nöthigen Beſchreibungen und Winke überhoben; er kann ſeine Perſonen ſogleich nach ihren Sitten handeln laſſen, ohne uns dieſe Sitten ſelbſt erſt langweilig zu ſchildern. Einheimiſche Sitten alſo erleichtern ihm die Arbeit und befördern bei dem Zuſchauer die Illuſion.

Warum ſollte nun der tragiſche Dichter ſich dieſes wichtigen doppelten Vortheils begeben? Auch er hat Urſache, ſich die Arbeit ſo viel als möglich zu erleichtern, ſeine Kräfte nicht an Nebenzwecke zu verſchwenden, ſondern ſie ganz für den Hauptzweck zu ſparen. Auch ihm kommt auf die Illuſion des Zuſchauers alles an. — Man wird vielleicht hierauf antworten, daß die Tragödie der Sitten nicht groß bedürfe, daß ſie ihrer ganz und gar entübrigt ſeyn könne. Aber ſonach braucht ſie auch keine fremde Sitten, und von dem Wenigen, was ſie von Sitten haben und zeigen will, wird es doch immer beſſer ſeyn, wenn es von einheimiſchen Sitten hergenommen iſt, als von fremden.

Die Griechen wenigſtens haben nie andere als ihre eigene Sitten, nicht bloß in der Komödie, ſondern auch in der Tragödie, zum Grunde gelegt. Ja ſie haben fremden Völkern, aus deren Geſchichte ſie den Stoff ihrer Tragödie etwa einmal entlehnten, lieber ihre eigenen griechiſchen Sitten leihen, als die Wirkungen der Bühne durch unverſtändliche barbariſche Sitten entkräften wollen. Auf das Coſtume, welches unſern tragiſchen Dichtern ſo ängſtlich empfohlen wird, hielten ſie wenig oder nichts. Der Beweis hiervon können vornehmlich die Perſerinnen des Aeſchylus ſeyn; und die Urſache, warum ſie ſich ſo wenig an das Coſtume binden zu dürfen glaubten, iſt aus der Abſicht der Tragödie leicht zu folgern.

Doch ich gerathe zu weit in denjenigen Theil des Problems, der mich jetzt gerade am wenigſten angeht. Zwar indem ich behaupte, daß einheimiſche Sitten auch in der Tragödie zuträglicher ſeyn würden als fremde, ſo ſetze ich ſchon als unſtreitig voraus, daß ſie es wenigſtens in der Komödie ſind. Und ſind ſie das, glaube ich wenigſtens, daß ſie es ſind, ſo kann ich auch die Veränderungen, welche Herr Romanus in Abſicht derſelben mit dem Stücke des Terenz gemacht hat, überhaupt nicht anders als billigen.

Er hatte Recht, eine Fabel, in welche ſo beſondere griechiſche und römiſche Sitten ſo innig verwebt ſind, umzuſchaffen. Das Beiſpiel erhält ſeine Kraft nur von ſeiner innern Wahrſcheinlichkeit, die jeder Menſch nach dem beurtheilt, was ihm ſelbſt am gewöhnlichſten iſt. Alle Anwendung fällt weg, wo wir uns erſt mit Mühe in fremde Umſtände verſetzen müſſen. Aber es iſt auch keine leichte Sache mit einer ſolchen Umſchaffung. Je vollkommener die Fabel iſt, deſto weniger läßt ſich der geringſte Theil verändern, ohne das Ganze zu zerrütten. Und ſchlimm! wenn man ſich ſodann nur mit Flicken begnügt, ohne im eigentlichen Verſtande umzuſchaffen.

Das Stück heißt die Brüder, und dieſes bei dem Terenz aus einem doppelten Grunde. Denn nicht allein die beiden Alten, Micio und Demea, ſondern auch die beiden jungen Leute, Aeſchinus und Kteſipho, ſind Brüder. Demea iſt dieſer beider Vater; Micio hat den einen, den Aeſchinus, nur an Sohnes Statt angenommen. Nun begreife ich nicht, warum unſerm Verfaſſer dieſe Adoption mißfallen. Ich weiß nicht anders, als daß die Adoption auch unter uns, auch noch jetzt gebräuchlich, und vollkommen auf den nämlichen Fuß gebräuchlich iſt, wie ſie es bei den Römern war. Dem ungeachtet iſt er davon abgegangen; bei ihm ſind nur die zwei Alten Brüder, und jeder hat einen leiblichen Sohn, den er nach ſeiner Art erzieht. Aber deſto beſſer! wird man vielleicht ſagen. So ſind denn auch die zwei Alte wirkliche Väter, und das Stück iſt wirklich eine Schule der Väter, d. i. ſolcher, denen die Natur die väterliche Pflicht aufgelegt, nicht ſolcher, die ſie freiwillig zwar übernommen, die ſich ihrer aber ſchwerlich weiter unterziehen, als es mit ihrer eigenen Gemächlichkeit beſtehen kann.

Pater esse disce ab illis, qui vere sciunt!

Sehr wohl! Nur Schade, daß durch Auflöſung dieſes einzigen Knoten, welcher bei dem Terenz den Aeſchinus und Kteſipho unter ſich, und beide mit dem Demea, ihrem Vater verbindet, die ganze Maſchine auseinander fällt, und aus Einem allgemeinen Intereſſe zwei ganz verſchiedene entſtehen, die bloß die Convenienz des Dichters und keineswegs ihre eigene Natur zuſammen hält!

Denn iſt Aeſchinus nicht bloß der angenommene, ſondern der leibliche Sohn des Micio, was hat Demea ſich viel um ihn zu bekümmern? Der Sohn eines Bruders geht mich ſo nahe nicht an, als mein eigener. Wenn ich finde, daß jemand meinen eigenen Sohn verzieht, geſchähe es auch in der beſten Abſicht von der Welt, ſo habe ich Recht, dieſem gutherzigen Verführer mit aller der Heftigkeit zu begegnen, mit welcher beim Terenz Demea dem Micio begegnet. Aber wenn es nicht mein Sohn iſt, wenn es der eigene Sohn des Verziehers iſt, was kann ich mehr, was darf ich mehr, als daß ich dieſen Verzieher warne, und wenn er mein Bruder iſt, ihn öfters und ernſtlich warne? Unſer Verfaſſer ſetzt den Demea aus dem Verhältniſſe, in welchem er bei dem Terenz ſteht, aber er läßt ihm die nämliche Ungeſtümheit, zu welcher ihn doch nur jenes Verhältniß berechtigen konnte. Ja bei ihm ſchimpft und tobt Demea noch weit ärger, als bei dem Terenz. Er will aus der Haut fahren, „daß er an ſeines Bruders Kinde Schimpf „und Schande erleben muß.“ Wenn ihm nun aber dieſer anwortete: „Du biſt nicht klug, mein lieber Bruder, wenn „du glaubſt, du könnteſt an meinem Kinde Schimpf und „Schande erleben. Wenn mein Sohn ein Bube iſt und „bleibt, ſo wird, wie das Unglück, alſo auch der Schimpf „nur mein ſeyn. Du magſt es mit deinem Eifer wohl gut „meinen, aber er geht zu weit, er beleidigt mich. Falls „du mich nur immer ſo ärgern willſt, ſo komm mir lieber „nicht über die Schwelle! u. ſ. w.“ Wenn Micio, ſage ich, dieſes antwortete, nicht wahr, ſo wäre die Komödie auf einmal aus? Oder könnte Micio etwa nicht ſo antworten? Ja, müßte er wohl eigentlich nicht ſo antworten?

Wie viel ſchicklicher eifert Demea beim Terenz. Dieſer Aeſchinus, den er ein ſo liederliches Leben zu führen glaubt, iſt noch immer ſein Sohn, ob ihn gleich der Bruder an Kindes Statt angenommen. Und dennoch beſteht der römiſche Micio weit mehr auf ſeinem Rechte als der Deutſche. Du haſt mir, ſagt er, deinen Sohn einmal überlaſſen; bekümmere dich um den, der dir noch übrig iſt;

— — nam ambos curare; propemodum
Reposcere illum est, quem dedisti — —

Dieſe verſteckte Drohung, ihm ſeinen Sohn zurückzugeben, iſt es auch, die ihn zum Schweigen bringt; und doch kann Micio nicht verlangen, daß ſie alle väterliche Empfindungen bei ihm unterdrücken ſoll. Es muß den Micio zwar verdrießen, daß Demea auch in der Folge nicht aufhört, ihm immer die nämlichen Vorwürfe zu machen; aber

er kann es dem Vater doch auch nicht verdenken, wenn er seinen Sohn nicht gänzlich will verderben lassen. Kurz, der Demea des Terenz ist ein Mann, der für das Wohl dessen besorgt ist, für den ihm die Natur zu sorgen aufgab; er thut es zwar auf die unrechte Weise, aber die Weise macht den Grund nicht schlimmer. Der Demea unsers Verfassers hingegen ist ein beschwerlicher Zänker, der sich aus Verwandtschaft zu allen Grobheiten berechtigt glaubt, die Micio auf keine Weise an dem bloßen Bruder dulden müßte.

Achtundneunzigstes Stück.

Den 8. April 1768.

Eben so schielend und falsch wird, durch Aufhebung der doppelten Brüderschaft, auch das Verhältniß der beiden jungen Leute. Ich verdenke es dem deutschen Aeschinus, daß er[1] „vielmals an den Thorheiten des Ktesipho Antheil „nehmen zu müssen geglaubt, um ihn, als seinen Vetter, „der Gefahr und öffentlichen Schande zu entreißen." Was Vetter? Und schickt es sich wohl für den leiblichen Vater, ihm darauf zu antworten: „ich billige deine hierbei bezeigte „Sorgfalt und Vorsicht; ich verwehre dir es auch inskünf„tige nicht?" Was verwehrt der Vater dem Sohne nicht? An den Thorheiten eines ungezogenen Vetters Antheil zu nehmen? Wahrlich, das sollte er ihm verwehren. „Suche „deinen Vetter, müßte er ihm höchstens sagen, so viel „möglich von Thorheiten abzuhalten; wenn du aber findest, „daß er durchaus darauf besteht, so entziehe dich ihm, denn „dein guter Name muß dir werther seyn als seiner."

Nur dem leiblichen Bruder verzeihen wir, hierin weiter zu gehen. Nur an leiblichen Brüdern kann es uns freuen, wenn einer von dem andern rühmt:

— — Illius opera nunc vivo! Festivum caput,
Qui omnia sibi post putarit esse prae meo commodo:
Maledicta, famam, meum amorem et peccatum in se
transtulit.

Denn der brüderlichen Liebe wollen wir von der Klugheit keine Gränzen gesetzt wissen. Zwar ist es wahr, daß unser Verfasser seinem Aeschinus die Thorheit überhaupt zu ersparen gewußt hat, die der Aeschinus des Terenz für seinen Bruder begeht. Eine gewaltsame Entführung hat er in eine kleine Schlägerei verwandelt, an welcher sein wohlgezogener Jüngling weiter keinen Theil hat, als daß er sie gern verhindern wollen. Aber gleichwohl läßt er diesen wohlgezogenen Jüngling für einen ungezogenen Vetter noch viel zu viel thun. Denn müßte es jener wohl auf irgend eine Weise gestatten, daß dieser ein Kreatürchen, wie Citalise ist, zu ihm in das Haus brächte? in das Haus seines Vaters? unter die Augen seiner tugendhaften Geliebten? Es ist nicht der verführerische Damis, diese Pest für junge Leute,[2] dessentwegen der deutsche Aeschinus seinem liederlichen Vetter die Niederlage bei sich erlaubt; es ist die bloße Convenienz des Dichters.

Wie vortrefflich hängt alles das bei dem Terenz zusammen! Wie richtig und nothwendig ist da auch die geringste Kleinigkeit motivirt! Aeschinus nimmt einem Sklavenhändler ein Mädchen mit Gewalt aus dem Hause, in das sich sein Bruder verliebt hat. Aber er thut das weniger, um der Neigung seines Bruders zu willfahren, als um einem größeren Uebel vorzubauen. Der Sklavenhändler will mit diesem Mädchen unverzüglich auf einen auswärtigen Markt, und der Bruder will dem Mädchen nach; will lieber sein Vaterland verlassen, als den Gegenstand seiner Liebe aus den Augen verlieren.[1] Noch erfährt Aeschinus zu rechter Zeit diesen Entschluß. Was soll er thun? Er bemächtigt sich in der Geschwindigkeit des Mädchens und bringt sie in das Haus seines Oheims, um diesem gütigen Manne den ganzen Handel zu entdecken. Denn das Mädchen ist zwar entführt, aber sie muß ihrem Eigenthümer doch bezahlt werden. Micio bezahlt sie auch ohne Anstand, und freut sich nicht sowohl über die That der jungen Leute, als über die brüderliche Liebe, welche er zum Grunde sieht, und über das Vertrauen, welches sie auf ihn dabei setzen wollen. Das größte ist geschehen, warum sollte er nicht noch eine Kleinigkeit hinzufügen, ihnen einen vollkommen vergnügten Tag zu machen?

— — — Argentum adnumeravit illico:
Dedit praeterea in sumptum dimidium minae.

Hat er dem Ktesipho das Mädchen gekauft, warum soll er ihm nicht verstatten, sich in seinem Hause mit ihr zu vergnügen? Da ist nach den alten Sitten nichts, was im geringsten der Tugend und Ehrbarkeit widerspräche.

Aber nicht so in unsern Brüdern! Das Haus des gütigen Vaters wird auf das ungeziemendste gemißbraucht. Anfangs ohne sein Wissen, und endlich gar mit seiner Genehmigung. Citalise ist eine weit unanständigere Person, als selbst jene Psaltria, und unser Ktesipho will sie gar heirathen. Wenn das der Terenzische Ktesipho mit seiner Psaltria vorgehabt hätte, so würde sich der Terenzische Micio sicherlich ganz anders dabei genommen haben. Er würde Citalisen die Thüre gewiesen und mit dem Vater die kräftigsten Mittel verabredet haben, einen sich so sträflich emancipirenden Burschen im Zaume zu halten.

Ueberhaupt ist der deutsche Ktesipho von Anfang viel zu verderbt geschildert, und auch hierin ist unser Verfasser von seinem Muster abgegangen. Die Stelle erweckt mir immer Grausen, wo er sich mit seinem Vetter über seinen Vater unterhält.[2]

[1] Aufz. I. Auftr. 3. S. 18.
[2] Seite 30.

[1] Act. II. Sc. 4.
Ae. Hoc mihi dolet, nos paene sero scisse: et paene in eum locum Rediisse, ut si omnes cuperent, nihil tibi possent auxiliarier.
Ct. Pudebat. Ae. Ah, stultitia est istaec; non pudor, tam ob parvulam
Rem paene e patria: turpe dictu. Deos quaeso ut istaec prohibeant.

[2] 1. Aufz. 6. Auftr.

Leander. Aber wie reimt ſich das mit der Ehrfurcht, mit der Liebe, die du deinem Vater ſchuldig biſt?

Lycaſt. Ehrfurcht? Liebe? hm! die wird er wohl nicht von mir verlangen.

Leander. Er ſollte ſie nicht verlangen?

Lycaſt. Nein, gewiß nicht. Ich habe meinen Vater gar nicht lieb. Ich müßte es lügen, wenn ich es ſagen wollte.

Leander. Unmenſchlicher Sohn! Du bedenkſt nicht, was du ſagſt. Denjenigen nicht lieben, der dir das Leben gegeben hat! So ſprichſt du jetzt, da du ihn noch leben ſiehſt. Aber verliere ihn einmal; hernach will ich dich fragen.

Lycaſt. Hm! Ich weiß nun eben nicht, was da geſchehen würde. Auf allen Fall würde ich wohl auch ſogar unrecht nicht thun. Denn ich glaube, er würde es auch nicht beſſer machen. Er ſpricht ja faſt täglich zu mir: „Wenn ich dich nur los wäre! wenn du nur weg wärſt!“ Heißt das Liebe? Kannſt du verlangen, daß ich ihn wieder lieben ſoll?

Auch die ſtrengſte Zucht müßte ein Kind zu ſo unnatürlichen Geſinnungen nicht verleiten. Das Herz, das ihrer aus irgend einer Urſache fähig iſt, verdient nicht anders als ſklaviſch gehalten zu werden. Wenn wir uns des ausſchweifenden Sohnes gegen den ſtrengen Vater annehmen ſollen, ſo müſſen jene Ausſchweifungen kein grundböſes Herz verrathen; es müſſen nichts als Ausſchweifungen des Temperaments, jugendliche Unbedachtſamkeiten, Thorheiten des Kitzels und Muthwillens ſeyn. Nach dieſem Grundſatze haben Menander und Terenz ihren Kteſipho geſchildert. So ſtreng ihn ſein Vater hält, ſo entfährt ihm doch nie das geringſte böſe Wort gegen denſelben. Das einzige, was man ſo nennen könnte, macht er auf die vortrefflichſte Weiſe wieder gut. Er möchte ſeiner Liebe gern wenigſtens ein paar Tage ruhig genießen: er freut ſich, daß der Vater wieder hinaus auf das Land an ſeine Arbeit iſt, und wünſcht, daß er ſich damit ſo abmatten, — ſo abmatten möge, daß er ganze drei Tage nicht aus dem Bette könne. Ein raſcher Wunſch! aber man ſehe mit welchem Zuſatze:

— — — utinam quidem
Quod cum salute ejus fiat, ita se defatigarit velim,
Ut triduo hoc perpetuo prorsum e lecto nequeat surgere.

Quod cum salute ejus fiat! Nur müßte es ihm weiter nicht ſchaden! — So recht! ſo recht, liebenswürdiger Jüngling! Immer geh, wohin dich Freude und Liebe rufen! Für dich drücken wir gern ein Auge zu! Das Böſe, das du begehſt, wird nicht ſehr böſe ſeyn! Du haſt einen ſtrengern Aufſeher in dir, als ſelbſt dein Vater iſt! — Und ſo ſind mehrere Züge in der Scene, aus der dieſe Stelle genommen iſt. Der deutſche Kteſipho iſt ein abgeſäumter Bube, dem Lügen und Betrug ſehr geläufig ſind; der römiſche hingegen iſt in der äußerſten Verwirrung um einen kleinen Vorwand, durch den er ſeine Abweſenheit bei ſeinem Vater rechtfertigen könnte.

Rogabit me: ubi fuerim? quem ego hodie toto non vidi die.
Quid dicam? SY. Nilne in mentem venit? CT. Nunquam quicquam. SY. Tanto nequior.
Cliens, amicus, hospes, nemo est vobis? CT. Sunt, quid postea?
SY. Hisce opera ut data sit. CT. Quae non data sit? Non potest fieri!

Dieſes naive, aufrichtige: quae non data sit! Der gute Jüngling ſucht einen Vorwand, und der ſchalkiſche Knecht ſchlägt ihm eine Lüge vor. Eine Lüge! Nein, das geht nicht: non potest fieri!

Neunundneunzigſtes Stück.

Den 12. April 1768.

Sonach hatte Terenz auch nicht nöthig, uns ſeinen Kteſipho am Ende des Stücks beſchämt und durch die Beſchämung auf dem Wege der Beſſerung zu zeigen. Wohl aber mußte dieſes unſer Verfaſſer thun. Nur fürchte ich, daß der Zuſchauer die kriechende Reue und die furchtſame Unterwerfung eines ſo leichtſinnigen Buben nicht für ſehr aufrichtig halten kann. Eben ſo wenig, als die Gemüthsänderung ſeines Vaters. Beider Umkehrung iſt ſo wenig in ihrem Charakter gegründet, daß man das Bedürfniß des Dichters, ſein Stück ſchließen zu müſſen, und die Verlegenheit, es auf eine beſſere Art zu ſchließen, ein wenig zu ſehr darin empfindet. — Ich weiß überhaupt nicht, woher ſo viele komiſche Dichter die Regel genommen haben, daß der Böſe nothwendig am Ende des Stücks entweder beſtraft werden oder ſich beſſern müſſe. In der Tragödie möchte dieſe Regel noch eher gelten; ſie kann uns da mit dem Schickſale verſöhnen, und Murren in Mitleid kehren. Aber in der Komödie, denke ich, hilft ſie nicht allein nichts, ſondern ſie verdirbt vielmehr vieles. Wenigſtens macht ſie immer den Ausgang ſchielend und kalt, und einförmig. Wenn die verſchiedenen Charaktere, welche ich in eine Handlung verbinde, nur dieſe Handlung zu Ende bringen, warum ſollen ſie nicht bleiben, wie ſie waren? Aber freilich muß die Handlung ſodann in etwas mehr, als in einer bloßen Colliſion der Charaktere beſtehen. Dieſe kann allerdings nicht anders, als durch Nachgebung und Veränderung des einen Theiles dieſer Charaktere geendet werden; und ein Stück das wenig oder nichts mehr hat als ſie, nähert ſich nicht ſowohl ſeinem Ziele, ſondern ſchläft vielmehr nach und nach ein. Wenn hingegen jene Colliſion, die Handlung mag ſich ihrem Ende nähern, ſo viel als ſie will, dennoch gleich ſtark fortdauert, ſo begreift man leicht, daß das Ende eben ſo lebhaft und unterhaltend ſeyn kann, als die Mitte nur immer war. Und das iſt gerade der Unterſchied, der ſich zwiſchen dem letzten Acte des Terenz und

dem letzten unſers Verfaſſers befindet. Sobald wir in dieſem hören, daß der ſtrenge Vater hinter die Wahrheit gekommen, ſo können wir uns das Uebrige alles an den Fingern abzählen; denn es iſt der fünfte Act. Er wird Anfangs poltern und toben, bald darauf wird er ſich beſänftigen laſſen, wird ſein Unrecht erkennen und ſo werden wollen, daß er nie wieder zu einer ſolchen Komödie den Stoff geben kann; deßgleichen wird der ungerathene Sohn kommen, wird abbitten, wird ſich zu beſſern verſprechen; kurz, alles wird ein Herz und eine Seele werden. Den hingegen will ich ſehen, der in dem fünften Acte des Terenz die Wendungen des Dichters errathen kann! Die Intrigue iſt längſt zu Ende, aber das fortwährende Spiel der Charaktere läßt es uns kaum bemerken, daß ſie zu Ende iſt. Keiner verändert ſich, ſondern jeder ſchleift nur dem andern eben ſo viel ab, als nöthig iſt, ihn gegen den Nachtheil des Exceſſes zu verwahren. Der freigebige Micio wird durch das Manöver des geizigen Demea dahin gebracht, daß er ſelbſt das Uebermaaß in ſeinem Bezeigen erkennt und fragt:

Quod proluvium? quae istaec subita est largitas?

So wie umgekehrt der ſtrenge Demea durch das Manöver des nachſichtsvollen Micio endlich erkennt, daß es nicht genug iſt, nur immer zu tadeln und zu beſtrafen, ſondern es auch gut ſey, obsecundare in loco. —

Noch eine einzige Kleinigkeit will ich erinnern, in welcher unſer Verfaſſer ſich, gleichfalls zu ſeinem eigenen Nachtheile, von ſeinem Muſter entfernt hat.

Terenz ſagt es ſelbſt, daß er in die Brüder des Menanders eine Epiſode aus einem Stücke des Diphilus übergetragen und ſo ſeine Brüder zuſammengeſetzt habe. Dieſe Epiſode iſt die gewaltſame Entführung der Pſaltria durch den Aeſchinus, und das Stück des Diphilus hieß: die mit einander Sterbenden.

Synapothnescontes Diphili comoedia est —
In Graeca adolescens est, qui lenoni eripit
Meretricem in prima fabula — —
— — eum hic locum sumpsit sibi
In Adelphos — — —

Nach dieſen beiden Umſtänden zu urtheilen, mochte Diphilus ein paar Verliebte aufgeführt haben, die feſt entſchloſſen waren, lieber mit einander zu ſterben, als ſich trennen zu laſſen; und wer weiß, was geſchehen wäre, wenn ſich gleichfalls nicht ein Freund ins Mittel geſchlagen und das Mädchen für den Liebhaber mit Gewalt entführt hätte? Den Entſchluß, mit einander zu ſterben, hat Terenz in den bloßen Entſchluß des Liebhabers, dem Mädchen nachzufliehen und Vater und Vaterland um ſie zu verlaſſen, gemildert. Donatus ſagt dieſes ausdrücklich: Menander mori illum voluisse fingit, Terentius fugere. Aber ſollte es in dieſer Note des Donatus nicht Diphilus anſtatt Menander heißen? Ganz gewiß; wie Peter Nannius dieſes ſchon angemerkt hat.[1] Denn der Dichter, wie wir geſehen, ſagt es ja ſelbſt, daß er dieſe ganze Epiſode von der Entführung nicht aus dem Menander, ſondern aus dem Diphilus entlehnt habe, und das Stück des Diphilus hatte von dem Sterben ſogar ſeinen Titel.

Indeß muß freilich, anſtatt dieſer von dem Diphilus entlehnten Entführung, in dem Stücke des Menanders eine andere Intrigue geweſen ſeyn, an der Aeſchinus gleicher Weiſe für den Kteſipho Antheil nahm, und wodurch er ſich bei ſeiner Geliebten in eben den Verdacht brachte, der am Ende ihre Verbindung ſo glücklich beſchleunigte. Worin dieſe eigentlich beſtanden, dürfte ſchwer zu errathen ſeyn. Sie mag aber beſtanden haben worin ſie will, ſo wird ſie doch gewiß eben ſo wohl gleich vor dem Stücke vorhergegangen ſeyn, als die vom Terenz dafür gebrauchte Entführung. Denn auch ſie muß es geweſen ſeyn, wovon man noch überall ſprach, als Demea in die Stadt kam; auch ſie muß die Gelegenheit und der Stoff geweſen ſeyn, worüber Demea gleich Anfangs mit ſeinem Bruder den Streit beginnt, in welchem ſich beider Gemüthsarten ſo vortrefflich entwickeln.

Nam illa, quae antehac facta sunt
Omitto: modo quid designavit? —
Fores effregit, atque in aedes irruit
Alienas — — — —
— — clamant omnes, indignissime
Factum esse. Hoc advenienti quot mihi, Micio
Dixere? in ore est omni populo —

Nun habe ich ſchon geſagt, daß unſer Verfaſſer dieſe gewaltſame Entführung in eine kleine Schlägerei verwandelt hat. Er mag auch ſeine guten Urſachen dazu gehabt haben; wenn er nur dieſe Schlägerei ſelbſt nicht ſo ſpät hätte geſchehen laſſen. Auch ſie ſollte und müßte das ſeyn, was den ſtrengen Vater aufbringt. So aber iſt er ſchon aufgebracht, ehe ſie geſchieht, und man weiß gar nicht worüber? Er tritt auf und zankt, ohne den geringſten Anlaß. Er ſagt zwar: „Alle Leute reden von der ſchlechten Aufführung deines Sohnes; ich darf nur einmal den Fuß in „die Stadt ſetzen, ſo höre ich mein blaues Wunder.“ Aber was denn die Leute eben jetzt reden, worin das blaue Wunder beſtanden, das er eben jetzt gehört und worüber er ausdrücklich mit ſeinem Bruder zu zanken kommt, das hören wir nicht und können es auch aus dem Stücke nicht errathen. Kurz, unſer Verfaſſer hätte den Umſtand, der den Demea in Harniſch bringt, zwar verändern können, aber er hätte ihn nicht verſetzen müſſen! Wenigſtens, wenn

[1] Sylloge V. Miscel. cap. 40. Videat quaeso accuratus lector, num pro Menandro legendum sit Diphilus. Certe vel tota Comoedia, vel pars istius argumenti, quod hic tractatur, ad verbum e Diphilo translata est. — Ita cum Diphili comoedia a commoriendo nomen habeat, et ibi dicatur adolescens mori voluisse, quod Terentius in fugere mutavit, omnino adducor, eam imitationem a Diphilo, non a Menandro mutuatam esse, et ex eo commoriendi cum puella studio συναποθνησκοντες nomen fabulae inditum esse. —

er ihn verſetzen wollen, hätte er den Demea im erſten Acte ſeine Unzufriedenheit mit der Erziehungsart ſeines Bruders nur nach und nach müſſen äußern, nicht aber auf einmal damit herausplatzen laſſen. —

Möchten wenigſtens nur diejenigen Stücke des Menanders auf uns gekommen ſeyn, welche Terenz genutzt hat! Ich kann mir nichts Unterrichtenderes denken, als eine Vergleichung dieſer griechiſchen Originale mit den lateiniſchen Copieen ſeyn würde.

Denn gewiß iſt es, daß Terenz kein bloßer ſklaviſcher Ueberſetzer geweſen. Auch da, wo er den Faden des Menandriſchen Stücks völlig beibehalten, hat er ſich noch manchen kleinen Zuſatz, manche Verſtärkung oder Schwächung eines und des andern Zuges erlaubt, wie uns deren verſchiedene Donatus in ſeinen Scholien angezeigt. Nur ſchade, daß ſich Donatus immer ſo kurz und öfters ſo dunkel darüber ausdrückt (weil zu ſeiner Zeit die Stücke des Menanders noch ſelbſt in Jedermanns Händen waren), daß es ſchwer wird, über den Werth oder Unwerth ſolcher Terenziſchen Künſteleien etwas Zuverläſſiges zu ſagen. In den Brüdern findet ſich hiervon ein ſehr merkwürdiges Exempel.

Hundertſtes Stück.

Den 15. April 1768.

Demea, wie ſchon angemerkt, will im fünften Acte dem Micio eine Lection nach ſeiner Art geben. Er ſtellt ſich luſtig, um die Andern wahre Ausſchweifungen und Tollheiten begehen zu laſſen; er ſpielt den Freigebigen, aber nicht aus ſeinem, ſondern aus des Bruders Beutel; er möchte dieſen lieber auf einmal ruiniren, um nur das boshafte Vergnügen zu haben, ihm am Ende ſagen zu können: „Nun ſiehe, was du von deiner Gutherzigkeit haſt!“ So lange der ehrliche Micio nur von ſeinem Vermögen dabei zuſetzt, laſſen wir uns den hämiſchen Spaß ziemlich gefallen. Aber nun kommt es dem Verräther gar ein, den guten Hageſtolz mit einem alten verlebten Mütterchen zu verkuppeln. Der bloße Einfall macht uns Anfangs zu lachen; wenn wir aber endlich ſehen, daß es Ernſt damit wird, daß ſich Micio wirklich die Schlinge über den Kopf werfen läßt, der er mit einer einzigen ernſthaften Wendung hätte ausweichen können, wahrlich, ſo wiſſen wir kaum mehr, auf wen wir ungehaltener ſeyn ſollen, ob auf den Demea, oder auf den Micio.[1]

[1] Act. V. Sc. VIII.

De. Ego vero jubeo, et in hac re, et in aliis omnibus,
Quam maxime unam facere nos hanc familiam;
Colere, adjuvare, adjungere. Aes. Ita quaeso pater.
Mi. Haud aliter censo. De. Imo hercle ita nobis decet
Primum hujus uxoris est mater. Mi. Quid postea?
De. Proba, et modesta. Mi. Ita ajunt. De. Natu grandior.
Mi. Scio. De. Parere jam diu haec per annos non potest:
Nec qui eam respiciat, quisquam est; sola est. Mi. Quam hic rem agit?
De. Hanc te aequum est ducere; et te operam, ut fiat, dare.

Demea. Ja wohl iſt das mein Wille! Wir müſſen von nun an mit dieſen guten Leuten nur eine Familie machen; wir müſſen ihnen auf alle Weiſe aufhelfen, uns auf alle Art mit ihnen verbinden. —

Aeſchinus. Das bitte ich, mein Vater.

Micio. Ich bin gar nicht dagegen.

Demea. Es ſchickt ſich auch nicht anders für uns. — Denn erſt iſt ſie ſeiner Frau Mutter —

Micio. Nun denn?

Demea. Auf die nichts zu ſagen; brav, ehrbar —

Micio. So höre ich.

Demea. Bei Jahren iſt ſie auch.

Micio. Ja wohl.

Demea. Kinder kann ſie ſchon lange nicht mehr haben. Dazu iſt niemand, der ſich um ſie bekümmerte; ſie iſt ganz verlaſſen.

Micio. Was will der damit?

Demea. Die mußt du billig heirathen, Bruder. Und du, (zum Aeſchinus) mußt ja machen, daß er es thut.

Micio. Ich? ſie heirathen?

Demea. Du!

Micio. Ich?

Demea. Du, wie geſagt, du!

Micio. Du biſt nicht klug.

Demea (zum Aeſchinus). Nun zeige, was du kannſt! Er muß!

Aeſchinus. Mein Vater —

Micio. Wie? — Und du, Geck, kannſt ihm noch folgen?

Demea. Du ſträubſt dich umſonſt; es kann nun einmal nicht anders ſeyn.

Micio. Du ſchwärmſt.

Aeſchinus. Laß dich erbitten, mein Vater.

Micio. Raſeſt du? Geh!

Demea. O, ſo mach dem Sohne doch die Freude!

Micio. Biſt du wohl bei Verſtande? Ich, in meinem

Mi. Me ducere autem? De. Te. Mi. Me? De. Te inquam.
Mi. Ineptis. De. Si tu sis homo,
Hic faciat. Aes. Mi pater. Mi. Quid? Tu autem huic, asine, auscultas. De. Nihil agis,
Fieri aliter non potest. Mi. Deliras. Aes. Sine te exorem, mi pater.
Mi. Insanis, aufer. De. Age, da veniam filio. Mi. Satin' sanus es?
Ego novus maritus anno demum quinto et sexagesimo
Fiam; atque anum decrepitam ducam? Idne estis auctores mihi?
Aes. Fac; promisi ego illis. Mi. Promisti autem? de te largitor puer.
De. Age, quid, si quid te majus oret? Mi. Quasi non hoc sit maximum.
De. Da veniam. Aes. Ne gravere. De. Fac, promitte. Mi. Non omittis?
Aes. Non: nisi te exorem. Mi. Vis est haec quidem. De. Age prolixe Micio.
Mi. Etsi hoc mihi pravum, ineptum, absurdum, atque alienum a vita mea
Videtur: si vos tantopere istuc vultis, fiat.

fünfundſechzigſten Jahre noch heirathen? Und ein altes verlebtes Weib heirathen? Das könntet ihr mir zumuthen?

Aeſchinus. Thue es immer; ich habe es ihnen verſprochen.

Micio. Verſprochen gar? — Bürſchchen, verſprich für dich, was du verſprechen willſt!

Demea. Friſch! Wenn es nun etwas wichtigeres wäre, warum er dich bäte?

Micio. Als ob etwas wichtigeres ſeyn könnte, wie das?

Demea. So willfahre ihm doch nur!

Aeſchinus. Sey uns nicht zuwider!

Demea. Fort, verſprich!

Micio. Wie lange ſoll das währen?

Aeſchinus. Bis du dich erbitten laſſen.

Micio. Aber das heißt Gewalt brauchen.

Demea. Thue ein Uebriges, guter Micio.

Micio. Nun denn; — ob ich es zwar ſehr unrecht, ſehr abgeſchmackt finde; ob es ſich ſchon weder mit der Vernunft, noch mit meiner Lebensart reimt, — weil ihr doch ſo ſehr darauf beſteht; es ſey!

„Nein, ſagt die Kritik; das iſt zu viel! Der Dichter iſt „hier mit Recht zu tadeln. Das einzige, was man noch „zu ſeiner Rechtfertigung ſagen könnte, wäre dieſes, daß „er die nachtheiligen Folgen einer übermäßigen Gutherzig„keit habe zeigen wollen. Doch Micio hat ſich bis dahin ſo „liebenswürdig bewieſen, er hat ſo viel Verſtand, ſo viel „Kenntniß der Welt gezeigt, daß dieſe ſeine letzte Aus„ſchweifung wider alle Wahrſcheinlichkeit iſt, und den feinern „Zuſchauer nothwendig beleidigen muß. Wie geſagt alſo, „der Dichter iſt hier zu tadeln, auf alle Weiſe zu tadeln!"

Aber welcher Dichter? Terenz? oder Menander? oder beide? — Der neue engliſche Ueberſetzer des Terenz, Colmann, will den größern Theil des Tadels auf den Menander zurückſchieben, und glaubt aus einer Anmerkung des Donatus beweiſen zu können, daß Terenz die Ungereimtheit ſeines Originals in dieſer Stelle wenigſtens ſehr gemildert habe. Donatus ſagt nämlich: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur. Ergo Terentius εὑρητικως.

„Es iſt ſehr ſonderbar, erklärt ſich Colmann, daß dieſe „Anmerkung des Donatus ſo gänzlich von allen Kunſtrich„tern überſehen worden, da ſie, bei unſerm Verluſte des „Menanders, doch um ſo viel mehr Aufmerkſamkeit ver„dient. Unſtreitig iſt es, daß Terenz in dem letzten Acte „dem Plane des Menanders gefolgt iſt; ob er nun aber „ſchon die Ungereimtheit, den Micio mit der alten Mutter „zu verheirathen, angenommen, ſo lernen wir doch vom „Donatus, daß dieſer Umſtand ihm ſelber anſtößig ge„weſen, und er ſein Original dahin verbeſſert, daß er den „Micio alle den Widerwillen gegen eine ſolche Verbindung „äußern laſſen, den er in dem Stücke des Menanders, wie „es ſcheint, nicht geäußert hatte."

Es iſt nicht unmöglich, daß ein römiſcher Dichter nicht einmal etwas beſſer könne gemacht haben, als ein griechiſcher. Aber der bloßen Möglichkeit wegen möchte ich es gern in keinem Falle glauben.

Colmann meint alſo, die Worte des Donatus: Apud Menandrum senex de nuptiis non gravatur, hießen ſo viel, als: beim Menander ſträubt ſich der Alte gegen die Heirath nicht. Aber wie, wenn ſie das nicht hießen? Wenn ſie vielmehr zu überſetzen wären: beim Menander fällt man dem Alten mit der Heirath nicht beſchwerlich? Nuptias gravari würde zwar allerdings jenes heißen, aber auch de nuptiis gravari? In jener Redensart wird gravari gleichſam als ein Deponens gebraucht; in dieſer aber iſt es ja wohl das eigentliche Paſſivum, und kann alſo meine Auslegung nicht allein leiden, ſondern vielleicht wohl gar keine andere leiden, als ſie.

Wäre aber dieſes, wie ſtünde es dann um den Terenz? Er hätte ſein Original ſo wenig verbeſſert, daß er es vielmehr verſchlimmert hätte; er hätte die Ungereimtheit mit der Verheirathung des Micio durch die Weigerung deſſelben nicht gemildert, ſondern ſie ſelber erfunden. Terentius εὑρητικως! Aber nur, daß es mit den Erfindungen der Nachahmer nicht weit her iſt!

Hundert und erſtes, zweites, drittes und viertes Stück.

Den 19. April 1768.

Hundert und erſtes bis viertes? — Ich hatte mir vorgenommen, den Jahrgang dieſer Blätter nur aus hundert Stücken beſtehen zu laſſen. Zweiundfunfzig Wochen, und die Woche zwei Stück, geben zwar allerdings hundert und viere. Aber warum ſollte, unter allen Tagewerkern, dem einzigen wöchentlichen Schriftſteller kein Feiertag zu Statten kommen? Und in dem ganzen Jahre nur viere: iſt ja ſo wenig!

Doch Dodsley und Compagnie haben dem Publicum, in meinem Namen, ausdrücklich hundert und vier Stück verſprochen. Ich werde die guten Leute ſchon nicht zu Lügnern machen müſſen.

Die Frage iſt nur, wie fange ich es am beſten an? — Der Zeug iſt ſchon verſchnitten, ich werde einflicken oder recken müſſen. — Aber das klingt ſo ſtümpermäßig. Mir fällt ein, — was mir gleich hätte einfallen ſollen: die Gewohnheit der Schauſpieler, auf ihre Hauptvorſtellung ein kleines Nachſpiel folgen zu laſſen. Das Nachſpiel kann handeln, wovon es will, und braucht mit dem Vorhergehenden nicht in der geringſten Verbindung zu ſtehen. — So ein Nachſpiel denn mag die Blätter nun füllen, die ich mir ganz erſparen wollte.

Erſt ein Wort von mir ſelbſt! Denn warum ſollte nicht nicht auch ein Nachſpiel einen Prolog haben dürfen, der ſich mit einem Poeta, cum primum animum ad scribendum appulit, anfinge?

Als vor Jahr und Tag einige gute Leute hier den Einfall bekamen, einen Verſuch zu machen, ob nicht für das

deutſche Theater ſich etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne, ſo weiß ich nicht, wie man auf mich dabei fiel, und ſich träumen ließ, daß ich bei dieſem Unternehmen wohl nützlich ſeyn könnte? — Ich ſtand eben am Markte und war müßig; niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel, weil mich niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf dieſe Freunde! — Noch ſind mir in meinem Leben alle Beſchäftigungen ſehr gleichgültig geweſen: ich habe mich nie zu einer gedrungen, oder nur erboten; aber auch die geringfügigſte nicht von der Hand gewieſen, zu der ich mich aus einer Art von Prädilection erleſen zu ſeyn glauben konnte.

Ob ich zur Aufnahme des hieſigen Theaters concurriren wolle? darauf war alſo leicht geantwortet. Alle Bedenklichkeiten waren nur die: ob ich es könne? und wie ich es am beſten könne?

Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter.

Man erweiſet mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in die Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Maler. Die älteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigne Kraft ſich emporarbeitet, durch eigne Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt, ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf preſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen, und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kommt. Ich bin ein Lahmer, den eine Schmähſchrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann.

Doch freilich, wie die Krücke beim Lahmen wohl hilft, ſich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit, ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritte alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann, als ich.

Was Goldoni für das italieniſche Theater that, der es in einem Jahre mit dreizehn neuen Stücken bereicherte, das muß ich für das deutſche zu thun folglich bleiben laſſen. Ja, das würde ich bleiben laſſen, wenn ich es auch könnte. Ich bin mißtrauiſcher gegen alle erſte Gedanken, als De la Caſa und der alte Shandy nur immer geweſen ſind. Denn wenn ich ſie auch ſchon nicht für Eingebungen des böſen Feindes, weder des eigentlichen, noch des allegoriſchen, halte:[1] ſo denke ich doch immer, daß die erſten Gedanken die erſten ſind, und daß das Beſte auch nicht einmal in allen Suppen oben auf zu ſchwimmen pflegt. Meine erſte Gedanken ſind gewiß kein Haar beſſer, als Jedermanns erſte Gedanken; und mit Jedermanns Gedanken bleibt man am klügſten zu Hauſe.

— Endlich fiel man darauf, ſelbſt das, was mich zu einem ſo langſamen, oder, wie es meinen rüſtigern Freunden ſcheint, ſo faulen Arbeiter macht, ſelbſt das an mir nutzen zu wollen, die Kritik. Und ſo entſprang die Idee zu dieſem Blatte.

Sie gefiel mir, dieſe Idee. Sie erinnerte mich an die Didaskalien der Griechen, d. i. an die kurzen Nachrichten, dergleichen ſelbſt Ariſtoteles von den Stücken der griechiſchen Bühne zu ſchreiben der Mühe werth gehalten. Sie erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Caſaubonus bei mir gelacht zu haben, der ſich, aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wiſſenſchaften, einbildete, daß es dem Ariſtoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei ſeinen Didaskalien zu thun geweſen.[2] — Wahrhaftig, es wäre auch eine ewige Schande für den Ariſtoteles, wenn er ſich mehr um den poetiſchen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geſchmacks darin bekümmert hätte, als um die Olympiade, als um das Jahr der Olympiade, als um die Namen der Archonten, unter welchen ſie zuerſt aufgeführt worden!

Ich war ſchon Willens, das Blatt ſelbſt Hamburgiſche Didaskalien zu nennen. Aber der Titel klang mir allzu-

[1] An opinion JOHN DE LA CASA, archbishop of Benevento, was afflicted with — which opinion was, — that whenever a Christian was writing a book (not for his private amusement, but) where his intent and purpose was bona fide, to print and publish it to the world, his first thoughts were always the temptations of the evil one. — My father was hugely pleased with this theory of John de la Casa; and (had it not cramped him a little in his creed) I believe would have given ten of the best acres in the Shandy estate, to have been the broacher of it; — but as he could not have the honour of it in the litteral sense of the doctrine, he took up with the allegory of it. Prejudice of education, he would say, is the devil etc. (Life and Op. of Tristram Shandy Vol. V. p. 74.)

[2] (Animadv. in Athenaeum Libr. VI. cap. 7.) *Διδασκαλια* accipitur pro eo scripto, quo explicatur ubi, quando, quomodo et quo eventu fabula aliqua fuerit acta. — Quantum critici hac diligentia veteres chronologos adjuverint, soli aestimabunt illi, qui norunt quam infirma et tenuia praesidia habuerint, qui ad ineundam fugacis temporis rationem primi animum appulerunt. Ego non dubito, eo potissimum spectasse Aristotelem, cum *Διδασκαλιας* suas componeret —

fremd, und nun iſt es mir ſehr lieb, daß ich ihm dieſen vorgezogen habe. Was ich in eine Dramaturgie bringen oder nicht bringen wollte, das ſtand bei mir; wenigſtens hatte mir Lione Allacci deßfalls nichts vorzuſchreiben. Aber wie eine Didaskalie ausſehen müſſe, glauben die Gelehrten zu wiſſen, wenn es auch nur aus den noch vorhandenen Didaskalien des Terenz wäre, die eben dieſer Caſaubonus breviter et eleganter scriptas nennt. Ich hatte weder Luſt, meine Didaskalien ſo kurz, noch ſo elegant zu ſchreiben, und unſere jetztlebende Caſauboni würden die Köpfe trefflich geſchüttelt haben, wenn ſie gefunden hätten, wie ſelten ich irgend eines chronologiſchen Umſtandes gedenke, der künftig einmal, wenn Millionen anderer Bücher verloren gegangen wären, auf irgend ein hiſtoriſches Factum einiges Licht werfen könnte. In welchem Jahre Ludwigs des Vierzehnten, oder Ludwigs des Funfzehnten, ob zu Paris, oder zu Verſailles, ob in Gegenwart der Prinzen vom Geblüte, oder nicht der Prinzen vom Geblüte, dieſes oder jenes franzöſiſche Meiſterſtück zuerſt aufgeführt worden, das würden ſie bei mir geſucht und zu ihrem großen Erſtaunen nicht gefunden haben.

Was ſonſt dieſe Blätter werden ſollten, darüber habe ich mich in der Ankündigung erklärt; was ſie wirklich geworden, das werden meine Leſer wiſſen. Nicht völlig das, wozu ich ſie zu machen verſprach, etwas anderes; aber doch, denke ich, nichts ſchlechteres.

„Sie ſollten jeden Schritt begleiten, den die Kunſt „ſowohl des Dichters, als des Schauſpielers hier thun „würde.“

Die letztere Hälfte bin ich ſehr bald überdrüſſig geworden. Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren; ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden. Allgemeines Geſchwätz darüber hat man in verſchiedenen Sprachen genug; aber ſpecielle, von jedermann erkannte, mit Deutlichkeit und Präciſion abgefaßte Regeln, nach welchen der Tadel oder das Lob des Acteurs in einem beſondern Falle zu beſtimmen ſey, deren wüßte ich kaum zwei oder drei. Daher kommt es, daß alles Raiſonnement über dieſe Materie immer ſo ſchwankend und vieldeutig ſcheint, daß es eben kein Wunder iſt, wenn der Schauſpieler, der nichts als eine glückliche Routine hat, ſich auf alle Weiſe dadurch beleidigt findet. Gelobt wird er ſich nie genug, getadelt aber allezeit viel zu viel glauben, ja öfters wird er gar nicht einmal wiſſen, ob man ihn tadeln oder loben wollen. Ueberhaupt hat man die Anmerkung ſchon längſt gemacht, daß die Empfindlichkeit der Künſtler, in Anſehung der Kritik, in eben dem Verhältniſſe ſteigt, in welchem die Gewißheit und Deutlichkeit und Menge der Grundſätze ihrer Künſte abnimmt. — So viel zu meiner und ſelbſt zu deren Entſchuldigung, ohne die ich mich nicht zu entſchuldigen hätte.

Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens? Bei dieſer iſt freilich das Hier zur Zeit noch nicht ſehr in Betrachtung gekommen, — und wie hätte es auch können? Die Schranken ſind noch kaum geöffnet, und man wollte die Wettläufer lieber ſchon bei dem Ziele ſehen; bei einem Ziele, das ihnen alle Augenblicke immer weiter und weiter hinausgeſteckt wird? Wenn das Publicum fragt: was iſt denn nun geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts ſich ſelbſt antwortet, ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas ſchlimmeres als nichts. Nicht genug, daß es das Werk nicht allein nicht befördert, es hat ihm nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſche noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey, keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchwornen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeits dem Rheine kommt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich; lieber verläugnen wir Geſicht und Gehör, als daß wir es anders finden ſollten; lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimaſſe für Ausdruck, ein Geklingel von Reimen für Poeſie, Geheule für Muſik uns einreden laſſen, als im geringſten an der Superiorität zweifeln, welche dieſes liebenswürdige Volk, dieſes erſte Volk in der Welt, wie es ſich ſelbſt ſehr beſcheiden zu nennen pflegt, in allem was gut und ſchön und erhaben und anſtändig iſt, von dem gerechten Schickſale zu ſeinem Antheile erhalten hat. —

Doch dieſer Locus communis iſt ſo abgedroſchen, und die nähere Anwendung deſſelben könnte leicht ſo bitter werden, daß ich lieber davon abbreche.

Ich war alſo genöthigt, anſtatt der Schritte, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters hier wirklich könnte gethan haben, mich bei denen zu verweilen, die ſie vorläufig thun müßte, um ſodann mit eins ihre Bahn mit deſto ſchnellern und größern zu durchlaufen. Es waren die Schritte, welche ein Irrender zurückgehen muß, um wieder auf den rechten Weg zu gelangen und ſein Ziel gerade in das Auge zu bekommen.

Seines Fleißes darf ſich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatiſche Dichtkunſt ſtudirt zu haben, ſie mehr ſtudirt zu haben, als zwanzig, die ſie ausüben. Auch habe ich ſie ſo weit ausgeübt, als es nöthig iſt, um mitſprechen zu dürfen; denn ich weiß wohl, ſo wie der Maler ſich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinſel ganz und gar nicht zu führen weiß, ſo auch der Dichter. Ich habe es wenigſtens verſucht, was er bewerkſtelligen muß, und kann von dem, was ich ſelbſt nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es ſich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo ſo mancher ſich eine anmaßt, der,

wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, ſtummer ſeyn würde als ein Fiſch.

Aber man kann ſtudiren und ſich tief in den Irrthum hinein ſtudiren. Was mich alſo verſichert, daß mir dergleichen nicht begegnet ſey, daß ich das Weſen der dramatiſchen Dichtkunſt nicht verkenne, iſt dieſes, daß ich es vollkommen ſo erkenne, wie es Ariſtoteles aus den unzähligen Meiſterſtücken der griechiſchen Bühne abſtrahirt hat. Ich habe von dem Entſtehen, von der Grundlage der Dichtkunſt dieſes Philoſophen meine eigene Gedanken, die ich hier ohne Weitläuftigkeit nicht äußern könnte. Indeß ſteh' ich nicht an, zu bekennen (und ſollte ich in dieſen erleuchteten Zeiten auch darüber ausgelacht werden!) daß ich ſie für ein eben ſo unfehlbares Werk halte, als die Elemente des Euklides nur immer ſind. Ihre Grundſätze ſind eben ſo wahr und gewiß, nur freilich nicht ſo faßlich, und daher mehr der Chicane ausgeſetzt, als alles, was dieſe enthalten. Beſonders getraue ich mir von der Tragödie, als über die uns die Zeit ſo ziemlich alles daraus gönnen wollen, unwiderſprechlich zu beweiſen, daß ſie ſich von der Richtſchnur des Ariſtoteles keinen Schritt entfernen kann, ohne ſich eben ſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen.

Nach dieſer Ueberzeugung nahm ich mir vor, einige der berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne ausführlich zu beurtheilen. Denn dieſe Bühne ſoll ganz nach den Regeln des Ariſtoteles gebildet ſeyn, und beſonders hat man uns Deutſche bereden wollen, daß ſie nur durch dieſe Regeln die Stufe der Vollkommenheit erreicht habe, auf welcher ſie die Bühnen aller neuern Völker ſo weit unter ſich erblicke. Wir haben das auch lange ſo feſt geglaubt, daß bei unſern Dichtern, den Franzoſen nachahmen, eben ſo viel geweſen iſt, als nach den Regeln der Alten arbeiten.

Indeß konnte das Vorurtheil nicht ewig gegen unſer Gefühl beſtehen. Dieſes ward glücklicher Weiſe durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer erweckt, und wir machten endlich die Erfahrung, daß die Tragödie noch einer ganz andern Wirkung fähig ſey, als ihr Corneille und Racine zu urtheilen vermocht. Aber geblendet von dieſem plötzlichen Strahle der Wahrheit, prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück. Den engliſchen Stücken fehlten zu augenſcheinlich gewiſſe Regeln, mit welchen uns die franzöſiſchen ſo bekannt gemacht hatten. Was ſchloß man daraus? Dieſes, daß ſich auch ohne dieſe Regeln der Zweck der Tragödie erreichen laſſe; ja daß dieſe Regeln wohl gar Schuld ſeyn könnten, wenn man ihn weniger erreiche.

Und das hätte noch hingehen mögen! — Aber mit dieſen Regeln fing man an alle Regeln zu vermengen, und es überhaupt für Pedanterei zu erklären, dem Genie vorzuſchreiben, was es thun und was es nicht thun müſſe. Kurz, wir waren auf dem Puncte, uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verſcherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunſt aufs neue für ſich erfinden ſolle.

Ich wäre eitel genug, mir einiges Verdienſt um unſer Theater beizumeſſen, wenn ich glauben dürfte, das einzige Mittel getroffen zu haben, dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen. Darauf los gearbeitet zu haben, darf ich mir wenigſtens ſchmeicheln, indem ich mir nichts angelegener ſeyn laſſen, als den Wahn von der Regelmäßigkeit der franzöſiſchen Bühne zu beſtreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln des alten Drama mehr verkannt, als die Franzoſen. Einige beiläufige Bemerkungen, die ſie über die ſchicklichſte äußere Einrichtung des Drama bei dem Ariſtoteles fanden, haben ſie für das Weſentliche angenommen, und das Weſentliche, durch allerlei Einſchränkungen und Deutungen, dafür ſo entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entſtehen konnten, die weit unter der höchſten Wirkung blieben, auf welche der Philoſoph ſeine Regeln calculirt hatte.

Ich wage es, hier eine Aeußerung zu thun, mag man ſie doch nehmen, wofür man will! — Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette? —

Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Aeußerung für Prahlerei nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzuſetze: Ich werde es zuverläſſig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläſſig beſſer machen, — und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, — der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubt, wie ich.

Eine Tonne für unſere kritiſche Wallfiſche! Ich freue mich im voraus, wie trefflich ſie damit ſpielen werden. Sie iſt einzig und allein für ſie ausgeworfen; beſonders für den kleinen Wallfiſch in dem Salzwaſſer zu Halle! —

Und mit dieſem Uebergang, — ſinnreicher muß er nicht ſeyn, — mag denn der Ton des ernſthaftern Prologs in den Ton des Nachſpiels verſchmelzen, wozu ich dieſe letztern Blätter beſtimmte. Wer hätte mich auch ſonſt erinnern können, daß es Zeit ſey, dieſes Nachſpiel anfangen zu laſſen, als eben der Hr. Stl., welcher in der deutſchen Bibliothek des Hrn. Geheimerath Klotz den Inhalt desſelben bereits angekündigt hat? — [1]

Aber was bekommt denn der ſchnackiſche Mann in dem bunten Jäckchen, daß er ſo dienſtfertig mit ſeiner Trommel iſt? Ich erinnere mich nicht, daß ich ihm etwas dafür verſprochen hätte. Er mag wohl bloß zu ſeinem Vergnügen trommeln, und der Himmel weiß, wo er alles her hat, was die liebe Jugend auf den Gaſſen, die ihm mit einem bewundernden Ah! nachfolgt, aus der erſten Hand von ihm zu erfahren bekommt. Er muß einen Wahrſagergeiſt haben, trotz der Magd in der Apoſtelgeſchichte. Denn wer

[1] Neuntes Stück S. 60.

hätte es ihm ſonſt ſagen können, daß der Verfaſſer der Dramaturgie auch mit der Verleger derſelben iſt? Wer hätte ihm ſonſt die geheimen Urſachen entdecken können, warum ich der einen Schauſpielerin eine ſonore Stimme beigelegt, und das Probeſtück einer andern ſo erhoben habe? Ich war freilich damals in beide verliebt; aber ich hätte doch nimmermehr geglaubt, daß es eine lebendige Seele errathen ſollte. Die Damen können es ihm auch unmöglich ſelbſt geſagt haben, folglich hat es mit dem Wahrſagergeiſte ſeine Richtigkeit. Ja, weh uns armen Schriftſtellern, wenn unſere hochgebietende Herren, die Journaliſten und Zeitungsſchreiber, mit ſolchen Kälbern pflügen wollen! Wenn ſie zu ihren Beurtheilungen, außer ihrer gewöhnlichen Gelehrſamkeit und Scharfſinnigkeit, ſich auch noch ſolcher Stückchen aus der geheimſten Magie bedienen wollen: wer kann wider ſie beſtehen?

„Ich würde, ſchreibt dieſer Hr. Stl. aus Eingebung „ſeines Kobolds, auch den zweiten Band der Dramaturgie „anzeigen können, wenn nicht die Abhandlung wider die „Buchhändler dem Verfaſſer zu viel Arbeit machte, als „daß er das Werk bald beſchließen könnte.“

Man muß auch einen Kobold nicht zum Lügner machen wollen, wenn er es gerade einmal nicht iſt. Es iſt nicht ganz ohne, was das böſe Ding dem guten Stl. hier eingeblaſen. Ich hatte allerdings ſo etwas vor. Ich wollte meinen Leſern erzählen, warum dieſes Werk ſo oft unterbrochen worden; warum in zwei Jahren erſt, und noch mit Mühe, ſo viel davon fertig geworden, als auf ein Jahr verſprochen war. Ich wollte mich über den Nachdruck beſchweren, durch den man den geradeſten Weg eingeſchlagen, es in ſeiner Geburt zu erſticken. Ich wollte über die nachtheiligen Folgen des Nachdrucks überhaupt einige Betrachtungen anſtellen. Ich wollte das einzige Mittel vorſchlagen, ihm zu ſteuern. — Aber das wäre ja ſonach keine Abhandlung wider die Buchhändler geworden? Sondern vielmehr für ſie, wenigſtens der rechtſchaffenen Männer unter ihnen; und es giebt deren. Trauen Sie, mein Herr Stl., Ihrem Kobolde alſo nicht immer ſo ganz! Sie ſehen es: was ſolch Geſchmeiß des böſen Feindes von der Zukunft noch etwa weiß, das weiß es nur halb. —

Doch nun genug dem Narren nach ſeiner Narrheit geantwortet, damit er ſich nicht weiſe dünke. Denn eben dieſer Mund ſagt: antworte dem Narren nicht nach ſeiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich werdeſt! Das iſt: antworte ihm nicht ſo nach ſeiner Narrheit, daß die Sache ſelbſt darüber vergeſſen wird, als wodurch du ihm gleich werden würdeſt. Und ſo wende ich mich wieder an meinen ernſthaften Leſer, den ich dieſer Poſſen wegen ernſtlich um Vergebung bitte. —

Es iſt die lautere Wahrheit, daß der Nachdruck, durch den man dieſe Blätter gemeinnützıger machen wollen, die einzige Urſache iſt, warum ſich ihre Ausgabe bisher ſo verzögert hat und warum ſie nun gänzlich liegen bleiben. Ehe ich ein Wort mehr hierüber ſage, erlaube man mir, den Verdacht des Eigennutzes von mir abzulehnen. Das Theater ſelbſt hat die Unkoſten dazu hergegeben, in Hoffnung, aus dem Verkaufe wenigſtens einen anſehnlichen Theil derſelben wieder zu erhalten. Ich verliere nichts dabei, daß dieſe Hoffnung fehl ſchlägt. Auch bin ich gar nicht ungehalten darüber, daß ich den zur Fortſetzung geſammelten Stoff nicht weiter an den Mann bringen kann. Ich ziehe meine Hand von dieſem Pfluge eben ſo gern wieder ab, als ich ſie anlegte. Klotz und Conſorten wünſchen ohnedem, daß ich ſie nie angelegt hätte, und es wird ſich leicht einer unter ihnen finden, der das Tageregiſter einer mißlungenen Unternehmung bis zu Ende führt und mir zeigt, was für einen periodiſchen Nutzen ich einem ſolchen periodiſchen Blatte hätte ertheilen können und ſollen.

Denn ich will und kann es nicht bergen, daß dieſe letzten Bogen faſt ein Jahr ſpäter niedergeſchrieben worden, als ihr Datum beſagt. Der ſüße Traum, ein Nationaltheater hier in Hamburg zu gründen, iſt ſchon wieder verſchwunden; und ſo viel ich dieſen Ort nun habe kennen lernen, dürfte er auch wohl gerade der ſeyn, wo ein ſolcher Traum am ſpäteſten in Erfüllung gehen wird.

Aber auch das kann mir ſehr gleichgültig ſeyn! — Ich möchte überhaupt nicht gern das Anſehen haben, als ob ich es für ein großes Unglück hielte, daß Bemühungen vereitelt worden, an welchen ich Antheil genommen. Sie können von keiner beſondern Wichtigkeit ſeyn, eben weil ich Antheil daran genommen. Doch wie, wenn Bemühungen von weiterm Belange durch die nämlichen Undienſte ſcheitern könnten, durch welche meine geſcheitert ſind? Die Welt verliert nichts, daß ich, anſtatt fünf und ſechs Bände Dramaturgie, nur zwei an das Licht bringen kann. Aber ſie könnte verlieren, wenn einmal ein nützlicheres Werk eines beſſern Schriftſtellers eben ſo ins Stecken geriethe, und es wohl gar Leute gäbe, die einen ausdrücklichen Plan darnach machten, daß auch das nützlichſte, unter ähnlichen Umſtänden unternommene Werk verunglücken ſollte und müßte.

In dieſem Betracht ſtehe ich nicht an, und halte es für meine Schuldigkeit, dem Publicum ein ſonderbares Complot zu denunciren. Eben dieſe Dodsley und Compagnie, welche ſich die Dramaturgie nachzudrucken erlaubt, laſſen ſeit einiger Zeit einen Aufſatz, gedruckt und geſchrieben, bei den Buchhändlern umlaufen, welcher von Wort zu Wort ſo lautet:

Nachricht an die Herren Buchhändler.

Wir haben uns mit Beihülfe verſchiedener Herren Buchhändler entſchloſſen, künftig denenjenigen, welche ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung miſchen werden (wie es zum Exempel die neu aufgerichtete, in Hamburg und anderer Orten vorgebliche Handlungen mehrere) das Selbſtverlegen zu verwehren und ihnen ohne

Anſehen nachzudrucken; auch ihre geſetzten Preiſe allezeit um die Hälfte zu verringern. Die dieſem Vorhaben bereits beigetretene Herren Buchhändler, welche wohl eingeſehen, daß eine ſolche unbefugte Störung für alle Buchhändler zum größten Nachtheil gereichen müſſe, haben ſich entſchloſſen, zu Unterſtützung dieſes Vorhabens eine Caſſe aufzurichten, und eine anſehnliche Summe Geld bereits eingelegt, mit Bitte, ihre Namen vorerſt noch nicht zu nennen, dabei aber verſprochen, ſelbige ferner zu unterſtützen. Von den übrigen gutgeſinnten Herren Buchhändlern erwarten wir demnach zur Vermehrung der Caſſe deßgleichen, und erſuchen, auch unſern Verlag beſtens zu recommandiren. Was den Druck und die Schönheit des Papiers betrifft, ſo werden wir der Erſten nichts nachgeben, übrigens aber uns bemühen, auf die unzählige Menge der Schleichhändler genau Acht zu geben, damit nicht jeder in der Buchhandlung zu höcken und zu ſtören anfange. So viel verſichern wir ſowohl als die noch zutretende Herren Mitcollegen, daß wir keinem rechtmäßigen Buchhändler ein Blatt nachdrucken werden; aber dagegen werden wir ſehr aufmerkſam ſeyn, ſobald jemanden von unſerer Geſellſchaft ein Buch nachgedruckt wird, nicht allein dem Nachdrucker hinwieder allen Schaden zuzufügen, ſondern auch nicht weniger denenjenigen Buchhändlern, welche ihren Nachdruck zu verkaufen ſich unterfangen. Wir erſuchen demnach alle und jede Herren Buchhändler dienſtfreundlichſt, von allen Arten des Nachdrucks in einer Zeit von einem Jahre, nachdem wir die Namen der ganzen Buchhändlergeſellſchaft gedruckt angezeigt haben werden, ſich los zu machen, oder zu erwarten, ihren beſten Verlag für die Hälfte des Preiſes oder noch weit geringer verkaufen zu ſehen. Denenjenigen Herren Buchhändlern von unſrer Geſellſchaft aber, welchen etwas nachgedruckt werden ſollte, werden wir nach Proportion und Ertrag der Caſſe eine anſehnliche Vergütung wiederfahren zu laſſen, nicht ermangeln. Und ſo hoffen wir, daß ſich auch die übrigen Unordnungen bei der Buchhandlung mit Beihülfe gutgeſinnter Herren Buchhändler in kurzer Zeit legen werden.

Wenn die Umſtände erlauben, ſo kommen wir alle Oſtermeſſen ſelbſt nach Leipzig, wo nicht, ſo werden wir doch deßfalls Commiſſion geben. Wir empfehlen uns deren guten Geſinnungen und verbleiben Deren getreue Mitcollegen,

J. Dodsley und Compagnie.

Wenn dieſer Aufſatz nichts enthielte als die Einladung zu einer genauern Verbindung der Buchhändler, um dem eingeriſſenen Nachdrucke unter ſich zu ſtreuen, ſo würde ſchwerlich ein Gelehrter ihm ſeinen Beifall verſagen. Aber wie hat es vernünftigen und rechtſchaffenen Leuten einkommen können, dieſem Plane eine ſo ſtrafbare Ausdehnung zu geben? Um ein paar armen Hausdieben das Handwerk zu legen, wollen ſie ſelbſt Straßenräuber werden? „Sie wollen dem nachdrucken, der ihnen nachdruckt.“ Das möchte ſeyn, wenn es ihnen die Obrigkeit anders erlauben will, ſich auf dieſe Art ſelbſt zu rächen. Aber ſie wollen zugleich das Selbſt-Verlegen verwehren. Wer ſind die, die das verwehren wollen? Haben ſie wohl das Herz, ſich unter ihren wahren Namen zu dieſem Frevel zu bekennen? Iſt irgendwo das Selbſt-Verlegen jemals verboten geweſen? Und wie kann es verboten ſeyn? Welch Geſetz kann dem Gelehrten das Recht ſchmälern, aus ſeinem eigenthümlichen Werke alle den Nutzen zu ziehen, den er möglicher Weiſe daraus ziehen kann? „Aber ſie miſchen ſich ohne die erforderlichen Eigenſchaften in die Buchhandlung.“ Was ſind das für erforderliche Eigenſchaften? Daß man fünf Jahre bei einem Manne Packete zubinden gelernt, der auch nichts weiter kann, als Packete zubinden? Und wer darf ſich in die Buchhandlung nicht miſchen? Seit wann iſt der Buchhandel eine Innung? Welches ſind ſeine ausſchließenden Privilegien? Wer hat ſie ihm ertheilt?

Wenn Dodsley und Compagnie ihren Nachdruck der Dramaturgie vollenden, ſo bitte ich ſie, mein Werk wenigſtens nicht zu verſtümmeln, ſondern auch das getreulich nachdrucken zu laſſen, was ſie hier gegen ſich finden. Daß ſie ihre Vertheidigung beifügen — wenn anders eine Vertheidigung für ſie möglich iſt — werde ich ihnen nicht verdenken. Sie mögen ſie auch in einem Tone abfaſſen, oder von einem Gelehrten, der klein genug ſeyn kann, ihnen ſeine Feder dazu zu leihen, abfaſſen laſſen, in welchem ſie wollen, ſelbſt in dem ſo intereſſanten der Klotziſchen Schule, reich an allerlei Hiſtörchen und Anekdötchen und Pasquillchen, ohne ein Wort von der Sache. Nur erkläre ich im Voraus die geringſte Inſinuation, daß es gekränkter Eigennutz ſey, der mich ſo warm gegen ſie ſprechen laſſen, für eine Lüge. Ich habe nie etwas auf meine Koſten drucken laſſen, und werde es ſchwerlich in meinem Leben thun. Ich kenne, wie ſchon geſagt, mehr als einen rechtſchaffenen Mann unter den Buchhändlern, deſſen Vermittelung ich ein ſolches Geſchäft gern überlaſſe. Aber keiner von ihnen muß mir es auch verübeln, daß ich meine Verachtung und meinen Haß gegen Leute bezeige, in deren Vergleich alle Buſchklepper und Weglaurer wahrlich nicht die ſchlimmern Menſchen ſind. Denn jeder von dieſen macht ſeinen coup de main für ſich; Dodsley und Compagnie aber wollen Bandenweiſe rauben.

Das Beſte iſt, daß ihre Einladung wohl von den Wenigſten dürfte angenommen werden. Sonſt wäre es Zeit, daß die Gelehrten mit Ernſt darauf dächten, das bekannte Leibnitziſche Projekt auszuführen.

Ueber Meuſels Apollodor.

1768.

„Bibliothek des Apollodors. Aus dem Griechiſchen „überſetzt von J. G. Meuſel. Nebſt einer Vorrede von „Herrn Klotz. Halle, bei Curt. 1768. in 8. 13 Bogen."

„Alles, belieben der Herr geheime Rath Klotz ſich gleich zu Anfang ihrer Vorrede auszudrücken, alles, was ich von der Güte und Treue dieſer Ueberſetzung ſagen könnte, wird durch die eigenen Schriften ihres Verfaſſers unnöthig gemacht. Dieſe ſind wegen ihrer ſtarken Empfehlungen, die ſie von der Beleſenheit, dem Geſchmack und der Beurtheilungskraft erhalten, auch für den Werth dieſer Arbeit Bürge." Gewiß, wir müſſen uns ſchämen, öffentlich zu bekennen, daß uns die eigenen Schriften des Herrn Meuſels ganz und gar nicht bekannt ſind. Wäre es doch dem Herrn geheimen Rath gefällig geweſen, für den Ruhm ſeines Freundes und für unſere Unwiſſenheit ein wenig mehr zu ſorgen! Hätte er uns doch nur einige von dieſen Schriften namhaft gemacht! Wir rechnen viel zu ſehr auf ſein Wort, als daß wir würden angeſtanden haben, die gegenwärtige Ueberſetzung lediglich nach dieſen Schriften zu beurtheilen. So aber haben wir ſie nur aus ſich ſelbſt beurtheilen können, und befinden uns dadurch in der äußerſten Verlegenheit, unſer Urtheil mit ſeinem zu vereinigen.

Nur gleich eine Probe: auf der 10ten Seite dieſes verdeutſchten Apollodors heißt es von dem Orion: „Er kam hierauf nach Chios und vermählte ſich mit der Merope, einer Tochter des Oenopions. Der betrunkene Oenopion blendete ihn im Schlafe und warf ihn an das Ufer, worauf er in eine Schmiede ging, einen Knaben raubte, ihn auf ſeine Schultern ſetzte, und ihm befahl, ihn gegen der Sonne Aufgang hinzuführen. Als er dahin gekommen war, erlangte er, von den Sonnenſtrahlen erhitzt, ſein Geſicht wieder, und kam eilends wieder zum Oenopion." Aus der Ueberſetzung iſt, ohne Zuziehung des Originals, unmöglich klug zu werden. Orion, mit der Merope vermählt, wird von ſeinem betrunkenen Schwiegervater geblendet, worauf er in eine Schmiede geht — man weiß nicht, ob Orion oder Oenopion, bis man es am Ende ungefähr erräth. Doch das ſchielende, nachläſſige Deutſch iſt der geringſte Fehler. So leicht Apollodor ſchreibt, (man erklärt ihn in vielen Schulen den Anfängern der griechiſchen Sprache mit zuerſt) ſo wenig hat ihn Herr Meuſel doch öfters verſtanden; und dieſe einzige kleine Stelle hat nicht mehr als drei recht plumpe Schnitzer. 1) Apollodor ſagt nicht, daß Orion ſich mit der Merope vermählt habe; ἐμνηστεύσατο heißt bloß, er hielt um ſie an, er ſuchte ſie zur Frau. 2) Nicht der betrunkene Oenopion blendete den Orion; wozu hätte ſich Oenopion dazu erſt betrinken müſſen? ſondern Oenopion machte den Orion betrunken und ſo blendete er ihn; μεθυσας iſt hier von μεθυσκω, ich mache betrunken, nicht von μεθυω, ich bin betrunken; und Herr Meuſel hätte wohl wiſſen können, daß jenes Tempora von dieſem entlehnt. 3) Nachdem Orion das Geſicht wieder erlangt hatte, kam er nicht bloß eilends wieder zum Oenopion, ſondern Apollodor ſagt, ἐπι τον Οινοπιωνα ἐσπευδεν, er eilte wider den Oenopion, d. i. er eilte, ſich an ihm zu rächen.

Wir konnten, wie geſagt, die Ueberſetzung des Herrn Meuſel nicht nach ſeinen eigenen Schriften beurtheilen; wehe ihm, wenn man ſeine eigene Schriften nach dieſer Ueberſetzung beurtheilen darf!

Von der Vorrede des Herrn geheimen Rath Klotz insbeſondere etwas zu erwähnen, iſt nicht nöthig. Sie iſt, wie alles, was dieſer große Gelehrte ſchreibt, voll eigenthümlicher Beurtheilungen. Z. E. Wo er bedauert, daß die zwölf Bücher des Apollodors über das Homeriſche Verzeichniß der Schiffe verloren gegangen, ſetzt er hinzu: „Ich ſtelle mir vor (wer in der Welt hätte ſich ſo etwas vorſtellen können, als der Herr geheime Rath Klotz!), als ob die alte Erdbeſchreibung dadurch gewonnen haben würde." Voller Bewunderung riefen wir aus: Rem acu tetigisti, Vir celeberrime! denn daß Apollodor die verſchiedene Bauart aller der Schiffe ſo viel verſchiedener Völker in ſeinem Werke unterſucht und etwa aus geſchnittenen Steinen erläutert haben ſollte, das iſt uns ſelbſt nie wahrſcheinlich vorgekommen, ob wir ſchon dabei bekennen, daß wir uns ſchwerlich getraut haben dürften, eben dieſelbe kühne Vermuthung zu äußern, mit welcher der Herr geheime Rath ſeine Leſer überraſcht.

Vom Alter der Oelmalerei aus dem Theophilus Presbyter.

1774.

Vorbericht.

Ich theile nachfolgende Merkwürdigkeit aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter, in der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, so vorläufig besonders darum mit, um zu erfahren, ob und wo sich etwa noch mehr Nachrichten von diesem Theophilus, oder Abschriften von diesem seinem Werke finden möchten, als mir bisher bekannt werden wollen.

Ich irre mich sehr, oder es ist von der äußersten Schätzbarkeit. Denn es enthält nicht allein, zu Aufklärung der Geschichte der verschiedenen darin abgehandelten und berührten Künste, so viel wichtige und in ihrer Gattung einzige Dinge, sondern es dürfte vielleicht auch auf die Art und Weise selbst, wie diese Künste gegenwärtig geübt und betrieben werden, einen vortheilhaften Einfluß haben. Nämlich diesen, daß es Methoden und Handgriffe beschreibt, die entweder jetzt für verloren gehalten, und als solche bedauert werden; oder von denen es wohl noch zu untersuchen seyn möchte, ob sie wirklich alle durch offenbar bessere nur verdrängt, und solchergestalt gleichsam mit Wissen und Willen vergessen worden.

Etwas ähnliches ist uns aus den ältern Zeiten ganz und gar nicht übrig geblieben, und das einzige dahin einschlagende aus den mittlern Zeiten, welches Muratori (Antiquitat. Italic. T. II. p. 366.) gerettet und bekannt gemacht hat, ist eine wahre Armseligkeit, die weder in Ansehung des Umfanges, noch in Betracht der Deutlichkeit und Zuverlässigkeit mit der Schrift des Theophilus zu vergleichen steht.

Mehr sage ich über diesen Punct hier nicht, sondern komme zu meinem Vorhaben.

Lessing.

I.

Gelehrte und Künstler geben einmüthig vor, (a) daß die Oelmalerei eine neuere Erfindung sey, welche nicht eher, als in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts in Ausübung gebracht worden.

Auch geben sie fast eben so einmüthig vor, (b) daß man diese neuere Erfindung einem niederländischen Maler, Namens Johann von Eyck, oder wie er nach dem Orte, wo er meistens lebte und arbeitete, genannt wird, Johann von Brügge zu danken habe.

Und worauf gründet sich dieses Vorgeben? Was hat es für historische Beweise? Finden sich Zeugnisse zeitverwandter Schriftsteller? Oder hat der Erfinder selbst auf seinen ersten Werken dieser Art der Nachkommenschaft die Versicherung davon überliefert, so wie es die Erfinder der Druckerei zu thun die Vorsicht gehabt? Und wo sind diese Werke, diese unwidersprechlichen Belege?

Auf alle diese Fragen weiß ich mir nichts zu antworten, so angelegen ich mir es auch seit geraumer Zeit seyn lassen, darauf antworten zu können. So viele der neuesten und gründlichsten Schriftsteller das nämliche versichern, so viele weisen mich alle, von einem Gewährsmanne zu dem andern, auf den einzigen Vasari zurück.

Aber Vasari schrieb anderthalbhundert Jahre nach Johann von Eycken (c); und unter die vielen und mancherlei Dinge, die er aus einer bloßen unsichern mündlichen Ueberlieferung mit solcher Zuversicht hinschrieb, als ob er selbst bei der Verhandlung derselben gegenwärtig gewesen wäre, könnte auch wohl dieses von Erfindung der Oelfarben mit gehören. Wenigstens ist es gewiß, daß man dem Vasari lediglich auf sein Wort glauben muß; ja, ob er schon die Gemälde namhaft macht, welche die ersten in Oel gewesen seyn sollen, so sagt er doch weder, woran diese Gemälde für das, wofür er sie ausgiebt, zu erkennen gewesen, noch auch, daß er sie selbst gesehen und untersucht, und ältere Gemälde gegen sie geprüft habe.

Freilich ist es kaum glaublich, daß Vasari schlechterdings der erste seyn solle, welcher das, wovon die Rede ist, geschrieben oder drucken lassen. Es mag wohl ältere Auctoritäten geben, oder gegeben haben. Ich sage nur, daß er sie nicht anführt, daß ich sie auch sonst nirgends angeführt finde.

Sogar Karl van Mander, der erste, welcher sich nach dem Vasari um die Geschichte der Malerei verdient gemacht

hat, ſagt, was er von der Sache ſagt, faſt alles nur dem Vaſari nach. Denn ob er ſchon, als ein Niederländer, den Quellen viel näher müßte geweſen ſeyn, ſo hat er doch außer der Nachweiſung einiger mehrern Eyck'ſchen Gemälde nichts eignes, als eine einzige Kleinigkeit, die noch dazu ſo wenig geſchickt iſt, eine nähere Beſtätigung abzugeben, daß ſie vielmehr einen ſehr gegründeten Argwohn erweckt. Er bringt nämlich die Grabſchrift des Johann von Eyck bei, welche ſich in einer Kirche zu Brügge befinden ſoll; und ſo ſehr in dieſer Grabſchrift Johann als ein großer und außerordentlicher Maler gerühmt wird, ſo gänzlich wird gleichwohl darin von dem eigentlichen Verdienſte geſchwiegen, welches er um die neuere Malerei haben ſoll (d).

Dem Antonello von Meſſina, welcher das Geheimniß der Oelfarben von ihm ſoll gelernt und zuerſt nach Italien gebracht haben, hat man in ſeiner Grabſchrift dieſes kleinere Verdienſt nicht vergeſſen, ſehr hoch anzurechnen. Und man ſollte in der Grabſchrift des wahren Erfinders von dem weit größern geſchwiegen haben (e)?

Hierzu kömmt, daß in der Erzählung ſelbſt, welche Vaſari und van Mander von den Umſtänden machen, wie Johann von Eyck auf ſeine Erfindung gekommen ſey, und wie und wann ſie ſich weiter verbreitet habe, ſehr unwahrſcheinliche Dinge mit unterlaufen.

Zum Exempel: aus Verdruß, weil ihm eines von ſeinen Gemälden, das er in Waſſerfarben und auf Holz ausgeführt hatte, als er es an der Sonne trocknen wollen, von der allzugroßen Hitze geborſten ſey; aus bitterm Verdruß hierüber ſey er auf Mittel bedacht geweſen, die Sonne inskünftige zum Trocknen zu entbehren, und ſo habe er die Oelfarben erfunden (f). Dieſes lautet ungefähr, als ob ich erzählte: „jemand verſengte ſich am Ofen ein „ſchönes Kleid, und um nicht wieder ſo unvorſichtig zu „ſeyn, entſchloß er ſich, den Ofen aus der Stube zu ſchaffen, „und erfand den Kamin." Das natürlichere wäre ja wohl geweſen, wenn Johann von Eyck ein andermal die Stücke ſeiner hölzernen Tafel beſſer zuſammengefügt, und ſie weniger unmittelbar einer allzuſtarken Sonnenhitze ausgeſetzt hätte. Auch weiß ich zuverläſſig, daß man längſt vor ihm ſehr wohl verſtand, die hölzernen Tafeln der Gemälde vor aller ſolcher Gefahr des Werfens und Berſtens auf das unfehlbarſte zu ſichern. Das Unglück alſo, welches ihm widerfahren ſeyn ſoll, hat ihm nicht leicht widerfahren können; und wenn es ihm aus Nachläſſigkeit einmal widerfahren wäre, war das eine von den Gelegenheiten, in welchen ſich der Verſtand zu neuen Erfindungen anſtrengt?

Ferner: das Geheimniß der Oelfarben ſoll lange Zeit bei dem Erfinder und ſeinen Freunden ganz allein geblieben ſeyn, ohne daß auswärtige Künſtler hätten dahinter kommen können; bis endlich Antonello von Meſſina aus Italien nach Flandern zu reiſen ſich entſchloſſen, und es dem Johann von Eyck freundſchaftlich abzulocken gewußt habe. Wer Augen und Naſe hat, wird ſich das ſchwerlich bereden laſſen. Denn beide überzeugen ihn, daß die Oelfarben zu denjenigen Erfindungen gehört haben müſſen, welche gemacht zu haben, und ſie bei der erſten Ausübung, der ganzen Welt mitzutheilen, einerlei geweſen (g). Beſonders in erſt vollendeten Werken verräth ſich das Oel, auch unter der Glaſur eines van der Werft ſo deutlich, daß kunſtverwandte Betrachter gewiß nicht viel vergebliche Verſuche darum würden verloren haben. Und wollte man auch dieſes in Abrede ſeyn; wollte man annehmen, daß Johann von Eyck, um ſein Geheimniß zu verbergen, wohl ein zweites Geheimniß könne gehabt haben: ſo entſteht daraus eine Frage, auf die noch weit ſchwerer zu antworten ſeyn dürfte. Nämlich: konnte man es ſeinen Gemälden, als ſie neu waren, ſchlechterdings nicht anſehen, daß ſie mit Oel gemalt ſeyn müßten, wie konnte man es denn eben dieſen Gemälden hundert Jahre ſpäter anſehen? Gewiß mußte man es ihnen auch dann nicht anſehen können, und es war bloße Sage, auf welche Vaſari ſie für die erſten Oelgemälde ausgab.

Doch ich bin weit entfernt, auf dieſe Bedenklichkeiten allein, oder wohl gar aus dem leidigen Vorurtheile, daß es ſich ſchwer begreifen laſſe, wie die Alten, die in den Künſten ſo viele beſondere Erfahrungen angeſtellt, nicht auch auf die ſo leichte Miſchung der Farben mit Oel ſollten gefallen ſeyn; ich bin, ſage ich, weit entfernt, aus dergleichen Vernünfteleien den Neuern eine Erfindung abſtreiten zu wollen, die ihre Malerei ſo weit über alles erhoben hat, was wir uns von den Werken der alten Maler zu denken belieben. Denn ich weiß ſehr wohl, daß alle neuere Erfindungen auf dieſe Art verdächtig zu machen ſind. Auf viele geräth man auf einem Wege, auf welchem man gerade nicht darauf gerathen ſollte; und vielleicht von allen läßt ſich mehr oder weniger zeigen, daß irgend einmal irgend jemand ſehr nahe dabei geweſen ſeyn müſſe. Von einer, ſie ſey, welche es wolle, beweiſen, daß ſie vorlängſt hätte gemacht ſeyn können oder ſollen, iſt nichts als Chicane; man muß unwiderſprechlich beweiſen, daß ſie wirklich gemacht geweſen, oder ſchweigen.

Und hieraus wird man leicht abnehmen, was ich mir ſelbſt zu thun auferlege und zu thun getraue, indem ich dem Johann von Eyck die Erfindung, weßwegen ſein Name länger als zweihundert Jahre mit ſo vielem Ruhme genennet worden, gänzlich abſpreche, und behaupte, daß die Oelmalerei nichts weniger als eine ſo neue Erfindung iſt, ſondern ſo manche Jahrhunderte zuvor ſchon bekannt geweſen, daß mich die Vermuthung ſehr erlaubt dünkt, ſie werde auch ſchon früher bekannt geweſen ſeyn.

Meine Beweiſe ſind klare, deutliche, unverdächtige, unwiderſprechliche Stellen aus einem noch ungedruckten Werke des Theophilus Presbyter.

II.

Aber wer iſt dieſer Theophilus? Und was iſt dieſes für ein noch ungedrucktes Werk von ihm?

Es iſt eben derſelbe Mönch, oder wie er ſich ſelbſt nennt, Presbyter, dieſes Namens aus der mittlern Zeit; es iſt deſſen nämliches lateiniſches Werk, welches Feller unter den Handſchriften der Pauliner Bibliothek zu Leipzig fand, und als eine der erſten Koſtbarkeiten dieſer Bibliothek in ſeinem Verzeichniſſe von 1685, unter dem Titel: de coloribus et de arte colorandi vitra, anzeigte (h).

Es iſt das nämliche Werk, welches einer von den Verfaſſern der Actor. Erudit. einige Jahre darauf, bei Gelegenheit des Ciampini, etwas näher bekannt machte, um damit zu beweiſen, daß Antonio Neri nicht der erſte ſey, welcher von der Glasmacherkunſt geſchrieben habe (i).

Es wird vermuthlich eben der Schriftſteller und eben das Werk ſeyn, welches aus der Bibliothek des Abts Bigot, in die königliche Bibliothek zu Paris gekommen, wo es gegenwärtig die 6741ſte Handſchrift iſt, und den Titel führt: Theophili liber de omni scientia picturae artis (k).

Bei den neueren Literatoren finde ich dieſes Theophilus und ſeines Werks nicht gedacht; ſelbſt beim Fabricius nicht. Wohl aber bei den älteren.

Geßner brachte bei, daß einer Namens Theophilus ein ſehr ſchönes Werk von der Glasmacherkunſt, de vitrificatoria, geſchrieben habe; und berufte ſich deßfalls auf den Henr. Corn. Agrippa (l).

Simler fügte hinzu, daß ſolches Werk aus drei Büchern beſtehe, deren erſtes von Miſchung der Farben, das zweite von der Glaskunſt und das dritte von der Kunſt in Metall zu gießen, handle; wobei er zugleich anzeigte, daß ſich Handſchriften davon, eine auf Pergament beim Georg Agricola, und eine zweite in dem Kloſter Alten Zelle befunden, deſſen Bibliothek nach Leipzig gekommen ſey. Eine andere Schrift des nämlichen Verfaſſers, ſagt er noch, werde in dem bekannten alten Werke Lumen animae angeführt (m).

Und ſo weit konnte ich unſern Theophilus und ſein Werk ſeit geraumer Zeit, und hatte noch kürzlich, da mich die alten gemalten Fenſterſcheiben zu Hirſchau beſchäftigten, mehr als einen Anlaß gehabt, bei mir zu wünſchen, daß ein Buch ſo ſeltenen Inhalts endlich einmal aus dem Staube gezogen werden möchte, als ich unvermuthet ſo glücklich war, eine ſehr ſchöne und ſehr alte Handſchrift davon auch in unſerer Bibliothek zu finden.

Eine umſtändliche Beſchreibung derſelben und eine genaue Anzeige des Inhalts iſt zu gegenwärtiger Abſicht nicht nöthig. Ich ertheile ſie an einem andern Orte, und ſchränke mich hier bloß auf den einzigen nothwendigen Punct ein, auf die nähere Beſtimmung des eigentlichen Alters meines Schriftſtellers, von dem ich nur noch ohne allen Beweis einfließen laſſen, daß er zu der mittlern Zeit gehöre.

Daß Cornelius Agrippa ihn anführt, will noch nicht viel ſagen. Agrippa iſt hundert Jahre jünger, als Johann von Eyck, und folglich könnte auch Theophilus nach dieſem gelebt und geſchrieben haben.

Etwas älter würde ihn dieſes machen, daß ihn auch das Lumen animae anführe, wenn es ſchlechterdings unwiderſprechlich wäre, daß es ihn anführte (n) und der darin vorkommende Theophilus nicht eben ſowohl ein anderer als unſer Theophilus ſeyn könnte.

Was alſo keine Zeugen für ihn ausſagen können, müſſen wir von ihm ſelbſt zu erfahren oder aus der äußern Beſchaffenheit der vorhandenen Handſchriften zu folgern ſuchen.

Auf dieſe nun aber darf man nur einen Blick fallen laſſen, und die Sache iſt ſo weit entſchieden, daß, wenn es wahr iſt, daß in ihnen der Oelmalerei auf eine unwiderſprechliche Art gedacht wird, nicht weiter daran zu denken ſteht, die Erfindung derſelben einem Künſtler des funfzehnten Jahrhunderts zuzuſchreiben.

Denn ſchon die jüngere, welche die Pauliner Bibliothek zu Leipzig aufbewahrt, iſt, wo nicht aus dem dreizehnten, doch ſicherlich aus dem vierzehnten Jahrhunderte (o).

Die unſrige hingegen iſt weit älter, und man darf nur wenig ſich auf dergleichen Dinge verſtehen, um ihr ohne Bedenken ein Alter von ſieben bis acht hundert Jahren zu geben. Sie hat alle Merkmale, welche der ſchwierigſte Kenner von Handſchriften des zehnten oder eilften Jahrhunderts nur immer verlangen kann (p).

In dem Werke ſelbſt hat der Verfaſſer zwar nichts einfließen laſſen, was die Zeit, in der er gelebt, ausdrücklich beſtimme. Aber doch iſt auch alles und jedes, was nur einigermaßen ſich dahin ziehen läßt, ſo wenig dem angegebenen Alter unſrer Handſchrift zuwider, daß es vielmehr einzig und allein von einem Kloſterbruder des neunten Jahrhunderts herkommen zu können ſcheint, als in welchem die Mönche ſich noch ſo gern mit nützlichen Handarbeiten beſchäftigten, und alles ſelbſt anzugeben und zu machen verſtanden, was an und in ihren Gebäuden Nothdurft und Zierde erforderten.

Daß Theophilus ein Deutſcher geweſen, davon ſchmeichle ich mir, nicht undeutliche Spuren bemerkt zu haben. Da ich mich alſo auch unter den Deutſchen ſeines Schlages, und im neunten Jahrhunderte nach ihm umſah, ſo mußte ja wohl Tutilo zu St. Gallen meine Aufmerkſamkeit vornehmlich auf ſich ziehen.

Und wie, wenn eben dieſer Tutilo unſer Theophilus wäre (q)? Wenigſtens bedeuten Tutilo und Theophilus völlig das nämliche: Tutilo iſt nichts als das deutſche Theophilus, oder Theophilus nichts als das griechiſche Tutilo.

III.

Doch es ſey mit dieſer Vermuthung wie es wolle. Die Sache kommt nicht darauf an, daß ein unbekannter Schriftſteller, den ich für den Tutilo des neunten Jahrhunderts halte, der Oelmalerei gedenkt, ſondern daß ihrer in einer Handſchrift gedacht wird, die ſchlechterdings wenigſtens aus dem eilften Jahrhunderte ſeyn muß, mag dieſe Handſchrift doch zum Urheber haben, wen ſie will.

Aber warum ſage ich, daß der Oelmalerei darin gedacht wird? Die Oelmalerei wird darin gelehrt, bis auf die Bereitung des Oeles ſelbſt gelehrt. In dem erſten Buche nämlich, welches ganz von der Malerei und von verſchiedenen Farben, Firniſſen und Leimen handelt, und woraus ich nunmehr hieher gehörige Stellen nur treulich mitzutheilen brauche.

Die erſte alſo ſey das 18te Kapitel, deſſen bloße Aufſchrift, von Rothanſtreichung der Thüren und dem Leinöle ſchon mehr vermuthen läßt, als man in einem ſo alten Tröſter dem gemeinen Wahne nach ſuchen ſollte.

Cap. XVIII. *De rubicandis ostiis, et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sive aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursusque mittens illud in sartaginem, et infundens modicum aquae, sic calefacies fortiter. Postea involve illud in pannum novum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivae, vel nucum, vel papaveris exprimi, vt eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Aber, wird man vielleicht ſagen, iſt Anſtreichen denn malen? Wenn man in älteren Zeiten auch verſtand, einige gröbere Farben mit Leinöl aufzulöſen und abzureiben, um Thüren und ander Holzwerk damit zu überziehen, wußte man es darum auch mit allen Farben zu thun? pflegte man darum auch dergleichen in Oel aufgelöste und abgeriebene Farben zu eigentlichen Gemälden anzuwenden? — Sehr wohl! Wenn dieſes wirklich ein Einwurf ſeyn ſoll, ſo wird er doch wohl durch folgendes Kapitel wegfallen.

Cap. XXIII. *De coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus, quae sole siccari possunt, quia quotienscunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare, sume gummi, quod exit de arbore ceraso siue pruno, et concidens illut minutatim, pone in vas fictile, et aquam abundantur infunde, et pone ad solem, sive super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium, et cerosam (cerussam) et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. —

Hier denn wäre ſie doch wenigſtens die eigentliche Oelmalerei in ihrem ganzen Umfange: omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt. Oder, wie es zu Anfange des folgenden Kapitels eben ſo allgemein und ausdrücklich lautet: omnes colores sine oleo, sive gummi tritos in ligno ter debes ponere. Die Farben mit Gummiwaſſer anzumachen oder ſie mit Oel anzureiben, eines war den Künſtlern damaliger Zeit eben ſo bekannt als das andere. Sie malten mit Oelfarben eben ſo gut wie mit Waſſerfarben, nur daß ſie die Oelfarben nicht überall brauchten, sed in his tantum rebus, quae sole siccari possunt: nur daß ſie mit den Oelfarben nicht ſo geſchwind zu arbeiten verſtanden, weil die Oelfarben ihnen zu langſam trockneten, ehe ſie eine andere darauf ſetzen konnten, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

Allein finden ſich dieſe Schwierigkeiten bei der Oelmalerei zum Theil nicht noch? Und wenn dieſe Schwierigkeiten Urſache waren, daß ſich die älteren Maler ihrer weniger und ſeltener bedienten, darf man ihnen darum die ganze Kenntniß derſelben abſprechen?

Auch werden ſie ſich ihrer ſchwerlich ſo gar wenig und ſo gar ſelten bedient haben, daß ſie endlich ganz könnte verloren gegangen und verloren geblieben ſeyn, bis ſie etwa Johann von Eyck aufs neue erfunden hätte. Denn ich ſehe, daß ſie eine Art von Malerei hatten, zu welcher ſie nur Oelfarben brauchen konnten; wenigſtens wird bei dem Theophilus nur der Oelfarben zu dieſem Behuf erwähnt.

Cap. XXV. *De pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni (stanni) non linitam glutine, nec coloratam glutine, vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Ich glaube nicht, daß ſie ganze Gemälde auf dieſe Weiſe ausführten. Wenn es denn aber nur einzelne Stellen waren, welche ſie ſo behandelten, und wenn die petula stanni (r), die den durchſcheinenden Grund gab, keine andere als Oelfarben annahm, ſo hatten ſie ja wohl ſelbſt bei ihren Waſſergemälden noch Gelegenheit, der Oelfarben nicht ganz zu vergeſſen.

IV.

Es würde ſehr überflüſſig ſeyn, mehrere Zeugniſſe für das Alter der Oelfarben aus unſrer Handſchrift anzuführen. Ein einziges, in welchem die Oelfarben auch nur beiläufig

genannt wären, würde meine Behauptung hinlänglich erhärten, und zwanzig, wenn sie auch noch ausdrücklicher wären, als die drei angeführten, würden nicht mehr Kraft haben, als das einzige.

Anstatt dessen erlaube man mir vielmehr ein zweites Exempel daraus hier einzuschalten, wie geneigt man gewesen, neueren Malern, nach dem Cimabue, Erfindungen beizulegen, die längst vor ihnen gemacht waren.

Vasari sagt vom Margaritone: Egli fu il primo, che considerasse quello, che bisogna fare quando si lauora in tauole di legno, perche stiano ferme nelle commettiture, e non mostrino, aprendosi poi, che sono depinte, fessure o squarti, havendo egli usato di mettere sempre sopra le tauole, per tutto una tela di panno lino, appicata con forte colla, fatta con ritagli di carta pecora, et bollita al fuoco: e poi sopra detta tela dato di gesso, come in molte sue tauole, et d'altri si vede. Lauorò ancora sopra il gesso stemperato con la medesima colla, fregi, et diademe di rilieuo, et altri ornamenti tondi. E fu egli inuentore del modo di dare di Bolo, e metterui sopra l'oro in foglie e brunirlo. Le quali tutte cose non essendo mai prima state vedute, si veggiono in molte opere sue. (s)

Wer? Magaritone, der gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte, sollte zuerst diese Vorsicht ausgeklügelt haben? Er sollte es erdacht haben, über die hölzernen Tafeln, auf welche gemalt wurde, um sie vor allem Werfen und Berſten zu versichern, eine Leinwand zu leimen und diese mit Gyps zu gründen? Kaum würde das glaublich seyn, wenn die Malerei überhaupt erst im dreizehnten Jahrhunderte wäre erfunden worden. Ich habe auch schon oben (S. 277) zu verstehen gegeben, daß ich das Gegentheil zuverläſſig wisse, und man wird leicht errathen, woher. Ebenfalls aus unserm Theophilus, in dessen folgendem Kapitel das ganze Verfahren des Margaritone, aber gewiß nicht nach dem Margaritone, auf das deutlichſte und umſtändlichſte beschrieben wird.

Cap. XVII. *De tabulis altarium et ostiorum et de glutine casei.*

Tabulae altarium siue ostiorum primum particulatim diligenter coniungantur iunctorio instrumento, quo utuntur doliarii sive tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tam diu lavetur, donec aqua multoties infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu, mittatur in frigidam aquam, donec indurescat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur, addita aqua cum viva calce mixta, donec sic spissum fiat, vt sunt feces. Hoc glutine tabulae compaginatae, postquam siccantur, ita sibi inhaerent, vt nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, vt cum utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, ostia et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum, mox vt pili erasi fuerint, aqua aliquantulum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras eiusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam novam donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem, donec excoquatur tertia pars aquae, sic tamen vt non bulliat, et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua, et cum refrigerati fuerint, si sibi adhaerent, bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque, donec sibi adhaereant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthaec tolle gypsum more calcis combustum, sive cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum et infundens gluten corii pone super carbones, ita vt gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, linies aliquantulum spissius; et si opus fuerit, linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur asperella, quae crescit in similitudinem iunci et est nodosa, quam cum in aestate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsam dealbaturam, donec omnino plana et lucida fiat.

Offenbar ist hier schon alles, was Vasari dem Margaritone, in Ansehung des versicherten Grundes, als Erfindung anrechnet, und alles schon weit besser. Denn die Erfindung des Margaritone soll doch wohl nicht darin bestanden haben, daß er bloße Leinewand nahm, wozu die ältern Künstler Häute brauchten (t)? Auch doch wohl nicht darin, daß er seine Leinewand mit einem bloßen Leime, aus Pergamentschnitzen, aufklebte, anstatt daß jene ihre Häute mit einer Masse befestigten, welche sich weder durch Wärme, noch durch Feuchtigkeit wieder auflöſete (u)?

Und daß man ja nicht glaube, daß also Margaritone doch wenigstens werde erfunden haben, das Gold in Blättern aufzutragen, und zu bruniren. Auch das hat er nicht erfunden, wie ich aus einem andern Kapitel des Theophilus zeigen könnte, wenn ich mich gegenwärtig dabei aufhalten wollte.

V.

Ich ſchließe und kehre zu dem Manne zurück, der nunmehr nothwendig von ſeinem bisherigen Ruhme ſo vieles verliert.

Aber auch alles? Wenn Johann von Eyck die Oelmalerei nicht erfunden hat, ſollte er ſich nicht wenigſtens etwa ſo beſonders darum verdient gemacht haben, daß man dieſes Verdienſt der erſten Erfindung gleich ſchätzen und endlich gar damit vermengen können?

Ich bin ſehr geneigt, dergleichen zu glauben. Denn ſelten iſt ein beſonderer Ruhm ganz ohne Grund; und unſere Handſchrift ſelbſt giebt mir Anlaß, die ſtrenge Gerechtigkeit mit dieſer Billigkeit zu mildern.

Die Oelfarben der alten Künſtler, haben wir oben aus dem 23ſten Kapitel geſehen, trockneten ſehr ſchwer, welches ihnen die Arbeit damit langweilig und eckelhaft machte. Aus den zuſammengenommenen Stellen des Theophilus ſcheint auch zu erhellen, daß ſie ſich nur des Leinöls bedienten; wenigſtens nennt Theophilus überall nur das Leinöl, und ob er ſchon das Nußöl und Mohnöl kannte, ſo ſagt er doch nirgends, daß man ſich der letztern eben ſo wohl als des erſtern bedienen könne.

Nun aber iſt unter allen dieſen Oelen das Leinöl nicht allein das ſchmutzigſte und ſchlechteſte, ſondern auch gerade das, welches am ſchwerſten trocknet, ſo daß man daſſelbe jetzt noch kaum zum Gründen gebraucht. Wie alſo, wenn Johann von Eyck das reinlichere und leichter trocknende Nußöl oder Mohnöl, anſtatt des Leinöls, zuerſt gebraucht hätte? Wie wenn er erfunden und gelehrt hätte, es mit irgend etwas zu verſetzen, welches das Trocknen noch mehr beförderte? Mit Vitriol, oder Spicköl, oder Firniß, oder was ſonſt zu dieſer Abſicht dienliches jemals erdacht worden.

Sonach hätte er zwar nur gelehrt, mit den Oelfarben geſchwinder zu arbeiten; aber das allein fehlte auch nur, um die Oelmalerei in Aufnehmen zu bringen. Da man mit den Oelfarben nun geſchwinder malen konnte, ſo malte man auch öfter damit, und je öfter man damit malte, deſto deutlicher erkannte man die mancherlei Vorzüge derſelben, um welche man in der Folge die Waſſermalerei eben ſo ſehr vernachläſſigte, als man vor dieſer Verbeſſerung, bei der geläufigern Waſſermalerei, die Oelmalerei nur immer vernachläſſigt haben konnte.

Dieſes angenommen, würde es denn begreiflich, wie, nach der Erzählung des Vaſari, Johann von Eyck auf ſeine Erfindung, bei Gelegenheit eines ihm in der Sonnenhitze verunglückten Gemäldes, habe fallen können. Weder ein bloßes, noch ein mit Firniß überzogenes Waſſergemälde hatte er nöthig, einer ſtarken Sonnenhitze lange auszuſtellen. Oder wenn er es nöthig hatte, ſo hatte er es nur wegen des Oeles nöthig, woraus der Firniß zum Theil beſtand (x). Und hatte er es nur deſſenwegen nöthig, ſo konnte er unmöglich auf den Einfall gerathen, ſogar die Farben mit Oel abzureiben. Wahrſcheinlich trocknete er alſo ſchon dergleichen Farben an der Sonne, und der Unfall, der ihm begegnete, brachte ihn nur darauf, ſeine Oelfarben mit etwas zu verſetzen, um der gefährlichen Sonne weniger zu bedürfen.

Dieſes angenommen, könnte es denn auch gar wohl möglich ſeyn, daß Johann von Eyck an ſeiner Erfindung verſchiedene Jahre ein ihm eigenes Geheimniß gehabt hätte. Denn ſeine Erfindung beſtand nicht in dem Gebrauche des Oels, welches man ihm ſogleich würde abgeſehen haben, ſondern ſie beſtand in dem Gebrauche eines Mittels, das man ihm ſo leicht nicht abſehen konnte.

Dieſes angenommen, würden ſich endlich auch die Anſprüche vergleichen laſſen, welche auf die Ehre, die Oelfarben, wo nicht erfunden, doch eben ſo früh oder wohl noch früher, als Johann von Eyck gebraucht zu haben, für andere neuere Künſtler gemacht werden (y). Sie alle können ungefähr um eben dieſelbe Zeit gar wohl in Oel gemalt haben. Aber von ihnen allen hat keiner die Oelmalerei erfunden.

Anmerkungen.

Um den Leſer weder durch Anführungen noch durch Nebendinge zu unterbrechen, habe ich dieſe Anmerkungen hinten nach folgen zu laſſen, für gut befunden. Sie dienen auch überhaupt weniger für den, der ſich bloß von der Sache unterrichten will, als für den, der ſich einer eigenen Prüfung derſelben unterziehen wollte.

(a)

— — „geben einmüthig vor"] Denn ich kenne nur zwei Männer, die ſich von dieſer Einmüthigkeit einigermaßen ausſchließen, indem ſie das Alterthum der Oelmalerei zwar nicht ausdrücklich behaupten, die Neuheit derſelben zwar nicht ausdrücklich läugnen, aber doch auch jenes eben ſo wenig ſchlechterdings läugnen, als dieſe ſchlechterdings behaupten möchten. Sie ſtehen nur an; ſie halten ihre Stimme nur zurück. Und dieſe zwei Männer ſind — ich zweifle, ob ſie beide noch jemals zuſammen genannt worden; ich zweifle, ob man ſie bei einem andern Anlaſſe ſobald wieder zuſammen nennen dürfte — unſer Literator Jac. Fr. Reimmann und der Graf von Caylus.

Reimmann, bereits im Jahre 1709 in ſeiner Literär-Hiſtorie der Deutſchen, einem Werke, das wenigſtens aus ſehr gelehrten Fragen beſteht, wenn auch ſchon die Antworten nicht immer ſehr gelehrt ſeyn ſollten (Theil II. S. 287.), ertheilte auf die Frage: „Wer hat die Kunſt die Oelfarben zu bereiten und mit denſelben auf Leinwand zu malen zuerſt erfunden?" in dem ihm eigenen pedantiſch galanten Styl folgende Antwort: „Das ſollen nach dem „Bericht des Autoris der Baumeiſter-Academie in der „Durchl. Welt Cap. I. discursu 3. pag. 65 der Johan„nes und Hubertus van Eyck, Gebrüder aus Flandern, „um das Jahr Chriſti 1410 zum erſtenmal erfunden

„haben, welches ich aber dem geneigten Leſer zur reifen „Unterſuchung und dem Urheber dieſer Meinung zu ſeiner „Verantwortung und deutlichen Erklärung überlaſſen will. „Denn ich vor mein particulier geſtehe ganz gern, daß „ich hierbei noch ein Haufen Scrupel habe, darin ich mich „bis dato noch nicht finden kann. Und will ich wündſchen, „daß entweder der Herr Autor oder ſonſt ein curieuser „Kopf ſich an dieſe particulam historiae graphices ma„chen, und dieſelbe etwas deutlich und gründlich unter„ſuchen möchte.“ Nun will ich dem guten Manne hier nicht aufmutzen, daß er zwei ganz verſchiedene Fragen, „wer zuerſt die Oelfarben gebraucht? und wer zuerſt auf „Leinwand gemalt habe?“ in eine geworfen und geglaubt, daß er auf dieſe doppelte Frage mit einer und eben derſelben Antwort abkommen könne. Auch will ich ihm nicht einmal aufrücken, daß er als ein gründlicher Literator, der er ſeyn wollte, und zum Theil auch wirklich war, doch wohl aus einer beſſern Quelle müßte geſchöpft haben, als aus der Eröffneten Ritteracademie. Denn dieſe, auf deren erſter Ausgabe von 1700 etwas von Durchlauchtiger Welt ſteht, meint er, und ob er ſchon in einer Note auch noch den Lanſius in ſeiner Rede pro Germania, und aus dieſer den Atlas des Mercators anführt, ſo ſind auch dieſes doch nur ſehr armſelige Bächlein. Ich will ihm, ſage ich, ſelbſt dieſes nicht aufrücken, weil wirklich der Schriftſteller, der in dieſer Sache Quelle iſt, doch ebenfalls nur kaum den Namen Quelle verdient. Aber vergeben kann ich es ihm nicht, daß er von dem Haufen Skrupel, den er dabei noch zu haben verſichert, auch nicht einen einzigen mittheilt. Er war allerdings ein Mann von vieler Beleſenheit, und konnte leicht in dieſer oder jener alten Schwarte etwas von Erheblichkeit gefunden haben. Nur will ich doch nicht glauben, daß er ſich unter andern auch auf eine Stelle des Seneca werde haben berufen wollen, mit welcher er mich eine Stunde ſo zum Beſten gehabt hat, daß ich nicht umhin kann, es hier anzumerken, weil er leicht auch andere damit irren könnte. In dem erſten Theile ſeines angeführten Werkes nämlich (S. 136), wo er von dem Zuſtande der Malerei in der mittlern Zeit redet, ſagt er: „Die Münche hatten damals in ihren Klöſtern „eine gewiſſe artem graphicam, die itzo zu unſerer Zeit „verloren gegangen. Nämlich ſie nahmen dünne Gold„Blech (vielleicht vt commonstrarent Senecae non „tantum ex oleo et luto constare hanc scientiam) „und machten dieſelbe auf das Pergamen feſt.“ Der Ort, wo Seneca dieſes von der Malerei ſoll geſagt haben, wird nicht angeführt; aber es ſchien mir gar wohl in dem Geiſte des Seneca zu ſeyn. Und dieſer Ort ſollte noch von ſonſt niemanden ſeyn bemerkt worden? ſollte noch von niemanden auf die Oelmalerei ſeyn angewendet worden? die doch ſo offenbar darin liegt? Denn wenn Seneca ſagt, daß die Malerei oleo tantum et luto beſtehe, was kann er unter lutum anders als die Erdfarben meinen, deren ſie ſich größtentheils bedient? und unter oleum anders, als das Oel, womit dieſe Erdfarben zu ihrem Gebrauche tüchtig gemacht werden? Dieſes bewog mich, die Stelle bei dem Seneca ſelbſt zu leſen, die ich auch gar bald in dem bekannten 88ſten Briefe von dem Werthe der freien Künſte fand, und die Täuſchung mit Lachen und Unwillen erkannte. Nicht von der Malerei, ſondern von der Ringekunſt, aus Urſachen, die jedermann weiß, ſagt Seneca, daß ſie aus nichts, als Staub und Oel beſtehe. Hier ſind ſeine Worte: Non enim adducor, ut in numerum liberalium artium pictores recipiam, non magis quam statuarios, aut marmorarios, aut ceteros luxuriae ministros. Aeque luctatores, et totam oleo ac luto constantem scientiam expello ex his studiis liberalibus: aut et unguentarios recipiam et cocos u. ſ. w. Auch dieſes iſt ein Exempel, daß man ſich der Worte eines Alten nicht anders als von eben derſelben Sache bedienen ſollte, von welcher ſie der Alte gebraucht hat. Mit den Alten anwendungsweiſe reden, giebt zu lauter Verwirrungen Anlaß.

Es mögen denn aber auch Reimmanns Skrupel beſtanden haben, worin ſie wollen, ſo werden ſie doch ſchwerlich aus eben den Gründen gefloſſen ſeyn, aus welchen der Graf von Caylus das Alterthum der Oelfarben vermuther zu können glaubte. Denn ohne auf den geringſten hiſtoriſchen Umſtand, ſo viel ich weiß, zu fußen, waren es einestheils blos günſtiges Vorurtheil für die Einſichten der Alten überhaupt, und andern Theils Geringſchätzung der Oelmalerei ſelbſt, die aus dieſem, wenn Gott will, Wiederherſteller einer weit beſſern Malerei ſprachen. Man ſehe den zweiten Abſchnitt ſeiner Réflexions sur quelques chapitres du XXXV. Livre de Pline, welchen er der Akademie der Inſchriften 1752 vorlas (Mémoir. de Littérat. T. XXV. p. 173) und wo er ſich gegen das Ende folgendergeſtalt ausdrückt. Nous avons, il est vrai, la façon de mêler nos couleurs avec l'huile, et d'en faire la base de la plus grande partie de nos opérations; il se pourroit peut-être que les anciens ne l'ont pas autant ignorée qu'on se l'imagine, eux qui ont connu tant de préparations et de mixtions; celle dont il s'agit étoit même des plus simples. Quoi qu'il en soit, voyons si l'ayant connue ils ont si mal fait de la négliger. Je conviens d'abord que l'huile donne une très-grande facilité de pinceau, et qu'elle rend le travail plus agréable qu'aucun autre corps ne le pourroit faire; mais les anciens peu sensibles au moment présent, travailloient toujours pour la postérité. Or il est constant que l'huile nous a fait perdre du côté de la conservation. Ce n'est pas tout, elle altère nos couleurs et les fait jaunir par la seule impression de l'air. Les teintes poussent souvent avec inégalité, les ombres noircissent; enfin nos couleurs et nos impressions s'écaillent, et

les peintures anciennes étoient, ce me semble, à l'abri de tous ces inconvéniens: nous pratiquons l'huile depuis un temps assez considérable pour en connoître les effets, et pour avancer que l'on ne verra aucune de nos peintures préparées de cette façon dans huit cents ans, comme Pline a pû voir celles qui subsistoient dans les ruines d'Ardée, et comme nous voyons encore aujourd'hui des restes d'une beaucoup plus grande ancienneté dans quelques endroits de l'Italie, et même jusque dans l'Egypte: il faut convenir que ces peintures sont à fresques. Mais comme ces réflexions conviendroient mieux à l'Académie de Peinture, je crains qu'elles n'aient ennuyé. Freilich gehörten dieſe Betrachtungen eher vor eine Akademie von Malern, als vor eine Akademie von Gelehrten. Aber doch that der Graf ſehr klug daran, ſie lieber Gelehrten vorzuleſen, als Malern, die in dieſem Sie war ſauer vielleicht nichts als einen pedantiſchen Fuchs zu hören dürften geglaubt haben. Und vermuthlich ging er damals ſchon mit ſeiner eigenen Erfindung ſchwanger, welcher im Voraus Platz zu machen, er allerdings die Oelmalerei herabzuſetzen und zu verleiden ſuchen mußte. Schade nur, daß es ihm ſo ſchlecht gelungen! Denn weder ſeine Enkauſtik, noch alle ihr zum Trotz erfundene Enkauſtiken, haben der Oelmalerei noch viel Abbruch gethan, die ſich vermuthlich auf immer ſelbſt bei denen erhalten wird, welchen es eben ſo angelegen iſt als den Alten, mehr für die Nachkommenſchaft als für den gegenwärtigen Augenblick zu malen. Was hindert ſie nämlich, auf die Veränderungen, welche Luft und Zeit in den Oelfarben hervorbringen, ſofort Rückſicht zu nehmen, und ſo zu malen, daß ihr Colorit durch dieſe Veränderungen von Tag zu Tag mehr gewinnt als verliert? Ich kenne wenigſtens einen großen Maler, der dieſe ſtolze Verläugnung wirklich übt.

(b)

— — „faſt eben ſo einmüthig.“] Auch würde es ſehr zu verwundern ſeyn, wenn ein Niederländer in dem ruhigen Beſitze der Ehre einer ſolchen Erfindung ganz ohne Widerſpruch geblieben wäre. Jenſeit den Bergen wohnen auch Leute; und man kann leicht denken, daß man da nicht ſtille geſchwiegen haben werde. Außer den Sicilianern, von welchen ich in der Anmerkung (e) rede, ſind es aber unter den Italienern vornehmlich die Neapolitaner und die Bologneſer, welche, wo nicht die Oelmalerei erfunden, doch wenigſtens eben ſo früh und früher mit Oel gemalt zu haben behaupten, als in Flandern damit gemalt worden.

Die Sache der Neapolitaner führt am gefliſſentlichſten Tafuri in ſeinem zweiten Briefe, Intorno ad alcune Invenzioni uscite del Regno di Napoli, welcher in dem 6ten Theile der Raccolta d'Opuscoli scient. e filol. von 1732 zu finden. Ein Col' Antonio di Fiori iſt es, welcher zu Neapolis eher mit Oel gemalt haben ſoll, als Antonello da Meſſina die Erfindung nach Italien bringen können. So viel ich ſehe, hat Carlo Celano in ſeinem Bello e Curioso di Napoli, welches Werk 1692 herauskam, dieſes zuerſt behauptet; und da Tafuri keine nähere oder mehrere Beweiſe davon beibringt, ſo brauche ich nur die Stelle des Celano mitzutheilen, um meinen Leſern zu zeigen, worauf ſich ein ſolches Vorgeben gründet. Vi si vede, in einer Kapelle zu Amalfi nämlich, ſagt Celano, ancora una picciola Tavola, nella quale sta depinto S. Girolamo in atto di studiare: opera veramente ammirabile di Col' Antonio di Fiore Napolitano, che fu il primo a dipingere ad oglio nell' Anno 1436 contra quello, che si scrive dal Vasari, che dice, che fu mandato un Quadro ad Alfonso primo Re di Napoli da Gio: da Bruggia Fiamingo dipinto ad Oglio, e che Antonello da Messina ammiratosi di questo nuovo modo di dipingere, desideroso di sapere il secreto, si portò in Fiandra, e dopo qualche tempo lo seppe da un allievo di Gio: di Fiandra, tornò in Italia, e passato in Venezia, ivi, come dice il Ridolfi, che scrive le Vite de' Depintori Veneziani, e dello stato, Gio: Bellini seppe con astuzia il secreto, scrivendo ancora, che per prima l'avesse Antonello communicato ad un tal Maestro Domenico; or si concordino i tempi. Col' Antonio nell' anno 1436 dipingeva ad oglio, Alfonso alli 2. di Luglio dell' anno 1433 prese Napoli per l'Acquedotto, ed è da supponersi, che non in questo tempo gli fosse stato presentato il Quadro del Bruggia, ma in qualche tempo dopo presa Napoli, ed Antonello nell' andare e tornare vi pose anco tempo; tal che chiaramente si raccoglie per quel, che dice il Vasari, che più di dieci anni prima Col Antonio dipingeva ad oglio. Si prova piu chiaramente: l'ultimo Quadro, che fece Gio: Bellini, che lasciò imperfetto, fu nell' anno 1514. Visse quest' Artefice 90. anni; dal che si ricava, che egli nacque nell' anno 1424. Quando egli ebbe il secreto da Antonello, dice l'Autore della sua vita, ch'egli era molto stimato in Italia, e si può supporre, ch'egli fosse almeno di trent anni; dunque nel 1454 cominciò a dipingere ad oglio, oltre che nella vita dello stesso Bellini si dice, che circa il 1490. avesse principiato a dipingere in questa maniera, dal che si ricava, che il primo, che avesse operato ad Oglio, fosse stato il nostro Col' Antonio nell' anno 1436 come si disse. Wer ſich hierwider des Johann von Eyck durchaus annehmen wollte oder müßte, würde gar leicht eine Antwort finden. Er dürfte nämlich bloß bemerken laſſen, daß durch dieſe ganze Zuſammenrechnung höchſtens nur die Erzählung verdächtig werde, nach welcher es Antonello von Meſſina geweſen ſey, der die Oelmalerei aus Flandern nach Italien gebracht habe; daß aber keineswegs Johann von Eyck ſelbſt dabei ins Gedränge komme, als

deſſen Erfindung in das Jahr 1410 falle. Mir hingegen kann es ſehr gleichgültig ſeyn, wenn es auch ganz ohne Widerrede wäre, daß Col' Antonio mit Oel gemalt habe, ohne daß er die Kunſt auf irgend eine mittelbare Weiſe dem Johann von Eyck zu danken gehabt.

Eben ſo können meinetwegen auch die Bologneſer in ihren Anſprüchen noch ſo gegründet ſeyn; gegen welche allerdings die Verfechter des Johann von Eyck einen weit ſchlimmern Stand haben. Denn es iſt nicht aus den bloßen Worten des Vaſari, aus welchen Malvaſia (Felsina Pittrice, T. I. p. 27.) folgert, daß nach deſſen eigenem unwilligen Bekenntniſſe, Lippo Dalmaſio bereits 1407 zu Bologna in Oel gemalt habe: ſondern es iſt die That ſelbſt, womit Malvaſia dieſes beweist, indem er mehr als ein Gemälde namhaft macht, welches ſogar dieſer benannte Bologneſiſche Künſtler lange vor 1400 in Oel gemalt hatte. Und dieſe Gemälde waren alle zur Zeit des Malvaſia noch vorhanden, mit ihren Jahrzahlen zum Theil vorhanden, und jedermann mußte bekennen, daß es wahre Oelgemälde wären. Vielmehr kommen dieſe ältern Bologneſiſchen Oelgemälde, worunter ſogar eins von 1376 war, mir ſehr zu Statten; nach welchen ich es als bereits erwieſen annehmen kann, daß Johann von Eyck nicht der erſte Oelmaler geweſen. Auch richte ich meine weitere Beſtreitung nur deßwegen namentlich gegen ihn, weil er beſonders diesſeits der Alpen noch immer dafür gilt, und als ſolcher (bald mit, bald ohne ſeinen Bruder Hubert) aus einem Malerbuch in das andere, aus einem Künſtlerlexicon in das andere fortgepflanzt wird.

(c)

— — „Vaſari ſchrieb."] Die erſte Ausgabe ſeines Werks, die er ſelbſt beſorgte, iſt von 1566 in Fiorenza appresso i Giunti; worin er von der Erfindung der Oelmalerei an zwei Orten handelt. Einmal überhaupt in dem 21ſten Kapitel der Einleitung; das anderemal umſtändlicher in dem Leben des Antonello da Meſſina. Und dieſes Werk, dieſe Orte dieſes Werkes ſind es, über welche ich mit meinen Nachforſchungen nie hinauskommen können. Denn auch diejenigen, welche mich nicht auf den Vaſari verwieſen, verwieſen mich doch auf Schriftſteller, die zuverläſſig aus dem Vaſari geſchöpft hatten.

Auf einen Peter Opmeer z. E. in deſſen Opere chronologico unter 1410 von den Brüdern Eyck zwar geſagt wird, quorum ingeniis primum excogitatum fuit, colores terere oleo lini. Allein da das Werk des Opmeer erſt 1611, mit der Fortſetzung des Laurentius Beyerlink, ans Licht kam; da es Opmeer bis 1571 ſelbſt ausgearbeitet: ſo ſieht man leicht, daß er den Vaſari gar wohl brauchen können. Ja es ſcheint ſogar, daß der Herausgeber die ganze Stelle nach dem Karl van Mander verändert und erweitert habe, deſſen Schilderbuch indeß 1604 erſchienen war. Denn es ſind Umſtände eingeflochten, die nur Mander hat und aus Opmeern nicht haben konnte. Zu geſchweigen, daß die in Holz geſchnittenen Bildniſſe der Brüder Eyck offenbar aus dem Mander genommen ſind.

Oder ſie verwieſen mich auf einen Dominicus Lampſonius, deſſen lateiniſche Verſe unter das Bildniß des Johann von Eyck, Boullart (Acad. des Sc. et des Arts T. II. p. 377) anführt.

Ille ego, qui laetos oleo de semine lini
Expresso docui Princeps miscere colores
Huberto cum fratre. Novum stupuere repertum,
Atque ipsi ignotum quondam fortassis Apelli,
Florentes opibus Brugae: mox nostra per omnem
Diffundi late probitas non abnuit orbem.

Denn dieſe Zeilen ſind aus den Elogiis in Effigies Pictorum celebrium Germaniae inferioris, die Lampſonius erſt 1572 zu Antwerpen drucken laſſen; und ſtehen alſo der Autorität des Vaſari ebenfalls nach. Nur das beſcheidene fortassis iſt ihnen eigen.

Kurz, noch kenne ich keinen einzigen Flandriſchen oder Holländiſchen Schriftſteller, der ſeinen Landsleuten die Erfindung der Oelmalerei beilegte, und vor dem Vaſari geſchrieben hätte. Der beſte und umſtändlichſte Flandriſche Annaliſt vor dem Vaſari, Jacob Meyer, welcher 1552 ſtarb, und deſſen Rerum Flandricarum libri XVII, welche bis auf 1477 gehen, 1561 gedruckt wurden, hat kein Wort davon. Und wenn man meint, daß er die Sache nicht für würdig geachtet, dieſem einen großen Werke einverleibt zu werden, ſo ſetze ich hinzu, daß er auch in ſeinem kleinern vorläufigen Werke, den Flandricarum rerum Tomis X, das 1533 zu Brügge gedruckt worden, nichts davon hat, wo er doch (Tomo IX. Fol. 45) die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte, indem er Brügge wegen ſeiner kunſtreichen Maler und Bildhauer rühmt, die nach Dänemark und Norwegen und andern entfernten Ländern verſchrieben würden.

Hingegen wird man nach Bekanntwerdung des Vaſari, das iſt nach 1566, kaum eine kahle Chronik, kaum ein kleines Geſchichtsbuch von Flandern oder Holland finden, in welchem man der Erfindung der Brüder Eyck nicht ſorgfältig und meiſtens mit den abenteuerlichſten Lobſprüchen gedacht hätte.

(d)

„Sogar Karl van Mander — haben ſoll."] „Johann „von Eyck, ſagt Mander, iſt zu Brügge in gutem Alter „geſtorben, und liegt in der Kirche des h. Donatus be„graben, allwo an einer Säule folgende Grabſchrift auf „ihn zu leſen."

Hic jacet eximia clarus virtute Joannes,
In quo picturae gratia mira fuit.
Spirantes formas, et humum florentibus herbis
Pinxit, et ad vivum quodlibet egit opus.

Quippe illi Phidias et cedere debet Apelles:
Arte illi inferior ac Polycletus erat.
Crudeles igitur, crudeles dicite Parcas,
Qui talem nobis eripuere virum.
At cum sit lachrimis incommutabile fatum,
Vivat ut in coelis inde precare Deum.

Schwerlich wohl ist diese Grabschrift gleich nach dem Tode des Künstlers gemacht worden; denn die Verse sind doch schon um ein gutes besser, als sie in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, dasiger Gegend gewöhnlich ausfielen. Sie würde also kaum sehr glaubwürdig seyn, wenn sie auch mit ausdrücklichen Worten der Erfindung des Johann von Eyck erwähnte. Wohl aber ist sie, da sie solches unterläßt, ein starker Beweis darwider. Denn man sieht leicht, daß dieses keiner von den Fällen ist, wo der Beweis, vom Stillschweigen hergenommen, nichts beweist. Hier beweist er alles, und es ist schlechterdings unglaublich, daß man zu der Zeit, da diese Grabschrift verfertigt worden, bereits die große Meinung von dem Verstorbenen gehabt hätte, und dennoch in seinem Ehrengedächtnisse auch nicht mit einem Worte darauf angespielt haben sollte. In der alten Flämischen Grabschrift auf den Hubertus von Eyck, welcher in der Johanniskirche zu Gent begraben liegt, und die van Mander gleichfalls beibringt, ist eben so wenig einige Spur davon zu finden; so vielen Antheil er an der Erfindung seines Bruders auch immer soll gehabt haben.

Was ich sonst überhaupt von der Erzählung des van Mander sage, wird aus der Zusammenhaltung mit der Nachricht des Vasari einem jeden einleuchten. Mander schrieb einige dreißig Jahre nach dem Vasari, und doch ist er nichts als der Nachschreiber des Vasari, einige Kleinigkeiten ausgenommen. Denn selbst dieses, daß er die Nachlässigkeit des Vasari, in Bemerkung der Zeit verbessert, ist eine Kleinigkeit, weil er sie wirklich bloß nach Gutdünken verbessert, ohne den geringsten historischen Grund dazu anzuführen oder zu haben. Denn er mag immer sagen: Der tydt wanneer Joannes d'Olyverwe gevonden heeft, is ghewest by al dat ick finden en overlegghen can, Ao. 1410: so hat er doch dieses Datum nur ungefähr aus der Lebenszeit des Grafen von Flandern geschlossen, dessen Geheimerrath Johannes von Eyck soll gewesen seyn. Wenigstens hat er es gewiß nicht aus der Prüfung aller damals in den Niederlanden noch vorhandenen alten Gemälde, und dennoch ist es auf sein bloßes Ansehen die allgemein angenommene Epoche der Oelmalerei geworden. Denn ich wüßte nicht, daß ein einziger neuerer Geschichtschreiber der Malerei eine Anmerkung genutzt oder auch nur wiederholt hätte, die ich bei dem Aubertus Miräus gemacht finde. In dieses Chroni. Belg. nämlich, unter dem Jahre 1410, lese ich folgende merkwürdige Stelle: Joannes Eickius et frater ejus Hubertus, pictores eximii, Brugis florent. Horum alter Joannes, oleo ex lini seminibus extuso, picturae colores primus miscuisse, atque aeternos, ut sic dicam, adversus aevi injuriam reddidisse creditur. Praeclarum hoc inventum plerique ad an. 1410 referunt: sed ante annum 1400 illud in Belgio saltem apud pictores quosdam in usu fuisse, convincunt vetustiores tabellae coloribus oleo mixtis depictae, atque in his una, quae in templo Franciscanorum Lovanii spectatur, cujus quidem auctor sive pictor an. 1400 notator obiisse. Ob Houbraken in der neuen Ausgabe des van Mander zu Berichtigung seines Autors dieses angeführt habe, weiß ich nicht, weil ich dieselbe Ausgabe nicht in Händen habe. Eben so wenig weiß ich, ob er oder ein anderer etwas zum Besten des Johann von Eyck darauf erwiedert habe. Ich gestehe vielmehr, daß ich auch nicht einmal absehe, was man darauf erwiedern könne. Denn wenn es mit diesem Oelgemälde zu Löven seine Richtigkeit hatte; wenn der Urheber desselben bereits 1400 gestorben war: ist Johann von Eyck mit seinen Anwälden nicht hierdurch allein schon sachfällig?

(e)

— — „Grabschrift des Antonello von Messina."] Diese Grabschrift, wie sie Vasari in dem Leben des Antonello beibringt, dessen Reise nach Flandern, um das Geheimniß des Johann von Eyck zu erforschen, sich ebenfalls nur auf das Zeugniß des Vasari gründet, ist folgende.

D. O. M.

Antonius pictor, praecipuum Messanae suae et Siciliae totius ornamentum, hac humo contegitur. Non solum suis picturis, in quibus singulare artificium et venustas fuit, sed et quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primus Italicae picturae contulit: summo semper artificumstudio celebratus.

Wenn Antonello, nach dem Vasari, zu Venedig gestorben: so wird ihm diese Grabschrift auch wohl zu Venedig seyn gesetzt worden. Daß es aber Vasari nicht genauer anzeigt, in welcher Kirche, an welchem Orte daselbst sie zu finden, ist ihm kaum zu verzeihen. Doch er hat in dem Leben dieses Künstlers sich noch weit unverzeihlichere Fehler der Unterlassung zu Schulden kommen lassen, worunter Malvasia lieber, ich weiß nicht welche Absicht argwohnen möchte. (Fels. pittr. T. I. p. 28.) Und wahr ist es, daß er besonders durch die unbestimmte Anzeige, wann Antonello gelebt und gestorben, die ganze Erzählung von dessen Reise nach Flandern, und von der Erfindung des Johann von Eyck, in so fern sie mit dieser Reise in Verbindung steht, schwankend und verdächtig gemacht hat. Denn wenn Celano, in der oben angeführten Stelle (Anmerk. b.) behauptet, daß die Reise des Antonello, nach Angabe des Vasari nicht vor 1434 könne geschehen

ſeyn, ſo behauptet Malvaſia gar, daß ſie nicht vor 1444 könne ſtattgefunden haben. Was aber Celano von dem Giov. Bellini ſagt, der das Geheimniß von Antonello gelernt, und doch erſt um 1490 angefangen haben ſoll, in Oel zu malen, kann auf den Vaſari nicht gehen, ſondern muß den andern Lebensbeſchreiber des Bellini, den Ridolfi gelten. Vaſari ſagt ſo etwas nirgends, und eben ſo wenig kann ich den Ort finden, auf welchen van Mander zielt, wenn er ſagt: Daer Vasari oft zynen Drucker in mist, die dise vindinghe een hondert Jaar jongher beschryft te wesen. Jahrzahlen, bei welchen ſich der Setzer vergriffen haben könnte, und die ſich auf die Erfindung der Oelmalerei bezögen, ſehe ich bei ihm überall nicht.

Wäre es aber auch Wunder, wenn Vaſari in noch ſo große Widerſprüche gefallen wäre? Er nahm in ſeine Geſchichte eine völlig unwahre alte Sage auf, und Wunder wäre es vielmehr, wenn ſich dieſe unwahre Sage durch nichts verriethe.

Ja, wer weiß, ob die ganze Reiſe des Antonello von Meſſina auch noch einmal das war? Nämlich alte Sage. Vielleicht war ſie nichts als eine bloße Vermuthung, ein bloßer Einfall des Vaſari, auf den ihn die Grabſchrift des Antonello brachte. Er hatte einmal als ausgemacht ſich in den Kopf geſetzt, daß die Oelmalerei in Flandern durch Johann von Brügge erfunden worden; wie ſollte er nun das Lob, das dem Antonello in ſeiner Grabſchrift ertheilt ward, quod coloribus oleo miscendis splendorem et perpetuitatem primis Italicae picturae contulit, anders damit vergleichen, als daß er ihn eine glückliche Reiſe nach dem ausländiſchen Geheimniſſe thun läßt?

Gleichwohl muß man eingeſtehen, daß dieſe Worte der Grabſchrift ſo etwas keineswegs beſagen. Antonello kann gar wohl der Italieniſchen Malerei das Geheimniß der Oelfarben zugebracht haben, ſie damit bereichert haben, ohne ſie aus einem fremden Lande nach Italien geholt zu haben. Er kann ſie ſelbſt erfunden, und ſelbſt in Italien erfunden haben. Dieſe Auslegung leiden die Worte gar wohl.

Ohne Zweifel wird es auch dieſes ſeyn, worauf ſich die Sicilianer vornehmlich gründen, wenn ſie ihren Antonello nicht bloß für den erſten Schüler des Erfinders, ſondern für den Erfinder ſelbſt gehalten wiſſen wollen. Ich bedaure, daß ich das Werk, in welchem ein mehreres hiervon ſtehen ſoll (nämlich die Sicilia inventrice des Auria und vornehmlich die Zuſätze des Mongitore), nicht nutzen kann.

(f)

„Aus Verdruß, daß ihm ſeine Tafel geborſten.“] Die Worte des Vaſari ſind in dem Leben des Antonello dieſe: Hora havendo, nämlich Johann von Brügge, als er noch mit Waſſerfarben malte, aber zu guten Firniſſen ſchon mancherlei Verſuche gemacht hatte, una volta fra l'altre durato grandissima fatica in dipingeri vna tauola, poiche l'hebbe con molta diligenza condotto a fine, le diede la vernice, e la mise a seccar al sole, come si costuma. Ma ò perche il caldo fusse violente, o forse mal commesso il legname, o male stagionato, la detta tauola si aperse in sulle commettiture di mala sorte. La onde, veduto Giovanni il nocumento, che si haueua fatto il caldo del sole, deliberò di far si, che mai più gli farebbe il sole così gran danno nelle sue opere. E così recatosi non meno a noia la vernice, che il lavorare a tempera, cominciò a pensare di trouar modo di fare una sorte di vernice, che secasse all' ombra, senza mettere al sole le sue pitture. Onde poiche hebbe molte cose sperimentate, e pure e mescolate insieme, alla fine trouò, che l'olio di seme di lino, e quello delle noci, fra tanti, che n'haueua prouati, erano più seccatiui di tutti gli altri. Questi dunque bolliti con altre sue misture, gli fecero la vernice, che egli, anzi tutti i pittori del mondo haueuano lungamente desiderato. Dopo fatto sperienza di molte altre cose, vide, che il mescolare i colori con queste sorti d'olii, daua loro una tempera molto forte; e che secca non solo non temeua l'acqua altrimenti, ma accendeua il colore tanto forte, che gli daua lustro da per se senza vernice. E quello, che più gli parue mirabile, fù, che si vniua meglio, che la tempera infinitamente. Per cotale inuentione rallegrandosi molto Giouanni u. ſ. w. Es war alſo freilich nicht ein bloßes Waſſergemälde, ſondern ein mit einem Firniß überzogenes Waſſergemälde, welches Johann an der Sonne trocknete. Aber dieſer Firniß war doch nicht der gewöhnliche aus Leinöl; ſondern den Firniß aus Leinöl erfand Johann erſt um ſeine Gemälde im Schatten trocknen zu können. Ja dieſe Erfindung des Firniſſes aus Leinöl war es, welche ihm zu der wichtigern Erfindung, die Farben ſelbſt ſogleich mit Leinöl abzureiben, Gelegenheit gab. Wem dieſes begreiflich iſt, dem ſey es. Und doch erzählt auch van Mander die Sache vollkommen eben ſo, kleine Verbrämungen ausgenommen, wie ſie der Ausſchreiber, der gern nicht Ausſchreiber ſcheinen will, zu machen pflegt. Auch ihm heißt Johann von Eyck ein ſo glücklicher chymiſcher Unterſucher, dat hy te weghe bracht, zyn Ey oft Lym-verwe te vernissen, met eenigh vernis ghemaekt met eenige Olyen, dat welcke den volcke seer wel beviel, om dat het werck soo een schoon blinckende glans hadde. Nae dit secreet hadden in Italien veele vergheefs ghesocht: want sy de rechte maniere niet en vonden. Het is eens ghebeurt, dat Joannes hadde gemaekt een Tafel, daer hy grooten tydt, vlyt en arbeydt in hadde ghebruyckt (gelyck hy altyts met groote nettigheyt en suyverheyt zyn dinghen dede). Dese Tafel op gedaen wesende, heftse nae zyn nieu inventie, en

ghelyck hy nu ghewoon was, vernist, en steldese te drooghen in de Sonne, maer of de pennelen niet wel ghevoeght en ghelymt en waeren, oft de hitte der Sonnen the gheweldich, de Tafel is in de vergaderinghen gheborsten, en van een gheweken. Joannes was seer t'onvreden, dat zynen arbeydt door de Sonne so verloren, en te niete was, en nam vor hem te maecken, dat sulcke schade door de Sonne hem niet meer en soude obercomen: des hy d'Ey-verwe en 't vernissen vyandt wordende, eyndelyck gingh ondersoecken en overlegghen om eenigh vernis te maken, dat in huys en uyt de Sonne drogen mocht. Doe hy nu veel Olyen, en ander dinghen in der natuere hadde vast ondersocht, vont hy de Lynsaet in Nootoly de droogenste van allen te wesen; dese dan siedende met eenighe ander stoffen die hy daarby dede, maeckte den besten vernis van der Weerelt. En also sulke werckende wacker gheesten, verder en verder soeckende, nae volcomenheydt trachten, bevont hy met veel ondersoeckens, dat de verwe ghemenghelt met sulke Olyen haer seer wel liet temperen, en wel hardt drooghde, en drooghe wesende, het water wel verdraghen mocht, dat d'Oly oock de verwen veel levender maeckten, en van selfs een blinckenheyt deden hebben, sonder dat mense verniste u. s. w. Eines zwar ist bei dem Holländer etwas mehr, als eine bloße kleine Verbrämung seines Originals. Es ist Uebertreibung, Verfälschung. Nämlich, wenn Vasari bloß sagt, daß Johann von Eyck Anfangs nur den Firniß aus Leinöl oder Nußöl erfunden habe, so läßt ihn Mander nicht allein diesen, sondern auch den Firniß überhaupt erfinden. Vasari nennt mehr als einen ältern italienischen Maler, die sich des Firnisses bedient; und bekannt ist aus dem Plinius, daß schon Apelles einen Firniß brauchte, mit welchem es ihm niemand gleich thun konnte. Aber das alles vergißt oder verschweigt Mander, um seinen Erfinder desto mehr erheben zu können. Vasari sagt hienächst gar nicht, woraus der allererste Firniß bestanden: aber Mander sagt es ausdrücklich, daß er ebenfalls met eenige Olyen gemaeckt gewesen. Nun möchte ich doch diese Oele wissen, deren sich Johann von Eyck vor dem Leinöle oder Nußöle dazu hätte bedienen können, und welche zugleich weit schwerer trockneten als Leinöl oder Nußöl. Doch wozu diese langweilige Bestreitung? Ich will in der Anmerkung (x) der Sache auf einmal ein Ende machen, und durch eine Stelle aus unserm Theophilus zeigen, daß auch der Firniß aus Leinöl schon längst erfunden gewesen. Aber freilich mußte Vasari weislich den Johann von Eyck erst zum Erfinder dieses Firnisses machen, ehe er ihn zum Erfinder der Oelfarben selbst machte. Denn wenn er hätte zugeben oder auch nur vermuthen lassen sollen, daß jener Firniß schon längst erfunden und im Gebrauche gewesen, so empfand er wohl, daß man schwerlich begreifen würde, wie man nicht auch sofort den kleinen Schritt zu den Oelfarben sollte gethan haben. Und so sieht man auch hier, daß sich keine Unwahrheit behaupten läßt, ohne ihr zu Liebe noch andere Unwahrheiten zu erdichten.

(g)

„Geheimniß — — mitzutheilen einerlei gewesen."] Vasari selbst, hat sich bei Erzählung dieses Umstandes nicht enthalten können, den nämlichen Einwurf zu haben und zu äußern. Sparsa, fährt er fort, non molto dopo la fama dell' inventione de Giouanni, non solo per la Fiandra, ma per l'Italia e molte altre parti del mondo, mise in desiderio grandissimo gli artefici di sapere in che modo egli desse all' opere sue tanta perfettione. I quali artefici perche vedeuano l'opere, e non sapeuano quello, che egli si adoperasse, erano costretti a celebrarlo, e dargli lode immortali, e in un medisimo tempo virtuosamente inuidiarlo: e massimamente, che egli per vn tempo non volle da niuno esser veduto lauorare, ne insegnare a nessuno il segreto. Ma divenuto vecchio, ne fece gratia sinalmente a Rugieri de Bruggia suo creato et Rugieri ad Ausse suo discepolo, et a gli altri de quali si parlo, doue si ragiona del colorire a olio nelle cose di pittura. Ma con tutto ciò, se bene i Mercanti ne faceuano incetta, e ne mandauano per tutto il mondo a Principi, e a gran personaggi con loro molto vtile, la cosa non vsciua di Fiandra. E ancorache cotali pitture hauessino in se quell' odore acuto, che loro davano i colori, et gli olii mescolati insieme, e particolarmente quando erano nuoue, onde pareua, che fosse possible a conoscergli, non però si trouò mai nello spatio di molti anni. Und womit beantwortet er diesen Einwurf? Mit nichts. Gerade, als ob ihn anführen auch ihn beantworten hieße! Gerade, als wäre ein solches obschon durch ein bloßes dennoch gehoben! Und eben so macht es van Mander, wie man leicht denken kann, wenn er bei Gelegenheit des an den König Alphonsus nach Neapolis geschickten Gemäldes sagt: Om dit wonderlyck nieuw werck te sien, was grooten toeloop van den Schilders, gelyck elders oock. En hoewel d'Italianen fast toesaghen, met alderley opmerckinghe, en rickende daer aen, wel bevoelden een starckachtighe roke, die d'Oly met den verwen ghemengt van haer gaf, so bleef hun dit secret evenwel verborghen.

(h)

— — „welches Feller anzeigte."] In seinem Catalogo Codicum MSctorum Bibliothecae Paulinae in Academia Lipsiensi (Lips. 1686. 12.) und zwar nicht bloß in dem Verzeichnisse der Handschriften selbst, S. 255,

ſondern vornehmlich in der Vorrede, wo er die vorzüglichſten derſelben, welche als die eigenthümlichen Seltenheiten dieſer Bibliothek zu betrachten, anführt. Inter medicos, ſagt er, non sine gaudio inveniebam *Theophili monachi* librum *de arte colorandi ac coquendi vitra*, quam plane intercidisse hodie nonnulli asserunt. Dieſen Titel giebt ihm Feller, wie geſagt, in der Vorrede; in dem Verzeichniſſe aber giebt er ihm den, welchen ich in dem Text anführe.

Nun fanden ſich auch bald Gelehrte, welche befliſſen waren, Fellers Anzeige von einem ſo merkwürdigen Manuſcripte weiter zu verbreiten.

Sofort das Jahr darauf (1687) hob es Morhof in ſeinem Polyhiſtor (T. I. lib. I. cap. VII. §. 32) aus dem ganzen Fellerſchen Catalogus einig und allein aus. Theophili Monachi liber de arte colorandi ac coquendi vitra, ſchrieb er, *quem* plane intercidisse nonnulli existimant, merito conferendus cum illis, qui hodie de eodem argumento scripserunt. Aber indem er einen einzigen Buchſtaben bei Fellern falſch las, ſagte er etwas, was dieſem nie in den Sinn gekommen war zu ſagen. Für *quam* plane intercidisse nonnulli existimant, nämlich artem colorandi vitra, las er *quem* plane, nämlich Theophili librum.

Und ſchon Bayle hatte bei Anzeige der Fellerſchen Schrift in ſeinen Nouvelles de la Républ. des lettres (Sept. 1686) des Theophilus mit erwähnt.

Was mich aber Wunder nimmt und was ich bedaure, iſt dieſes, daß Feller ſelbſt die Handſchrift des Theophilus einem Gelehrten zu zeigen vergaß, der gerade der Mann dafür geweſen wäre. Ich meine den Jac. Tollius, der ihn im Jahr 1687 beſuchte, und dem er ſonſt alle Schätze der Bibliothek vorlegte. (Tolli Epist. Itiner. III. p. 64.)

Noch mehr wundert mich, daß Montfaucon in dem Auszuge, welchen er in ſeiner Biblioth. Bibliothecarum Manuscriptorum (T. I. p. 594) aus dem Fellerſchen Catalogus mittheilt, den Theophilus überſehen können.

(i)

— — „der *Act. Erud.* — — näher bekannt machte."] Vermuthlich war dieſer Verfaſſer ebenfalls Feller, welcher an den Actis Erudit. mitarbeitete, und beſonders die antiquariſchen Artikel beſorgte. Als er nun (Mens. Aug. a. 1690. p. 414.) die Vetera Monimenta des Ciampini, deren erſter Theil zu Rom in eben dieſem Jahre erſchienen war, anzeigte, und den Antonio Neri nannte, den Ciampini als den vornehmſten Schriftſteller von der Glasmacherkunſt anführt, ſetzte er hinzu: Tacere autem hoc loco non possumus, extare hodieque in Bibliotheca Paulina Lipsiensi codicem membraneum MSCtum *Theophili* Monachi *de coloribus et de arte colorandi vitra*, qui et inter libros Medicos n. 21. recensitus est a clariss. Fellero nostro in Catalogo Codicum MSSctorum Paulinorum p. 255, qui eundem codicem et inter rariora Paulinae MSSCta, in praefatione ad Lectorem retulit. Est autem isthoc libri initium: *Theophilus humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desiderantibus vacationem utili manuum occupatione et delectabili novitatum meditatione declinare etc. retributionem coelestis praemii etc.* Libri hujus Artis Vitriariae sunt tres, I. *de coloribus et eorum mixtura*, XXXVIII constans capitulis; II. *de constructione furni ad operandum vitrum, et instrumentis hanc in rem necessariis*, qui XXXIV capitulis absoluitur, quorum XIX est *de vitro, quod Musinum*, (ita enim semper in hoc libro legimus, non Musivum) *opus decorat;* III. *de limis, de vasculis ad liquefaciendum aurum et de nigello imponendo et poliendo*, sed in quo reliqua capitula post septimum desiderantur, quemadmodum et in libro II, capitula quinque, XII nempe, XIII. XIV. XV et XVI, deesse deprehenduntur. Sed hoc obiter indicasse sufficiat, ne solus Antonius Nerius scripsisse de hac arte videri queat. Was in dieſer nähern Nachricht nicht ſo iſt, wie es ſeyn ſollte, wird man zum Theil aus der Anmerkung (o) erſehen; umſtändlicher aber an einem andern Orte. Nach ihr wüßte ich nicht, daß irgendwo weiter des Theophilus wäre gedacht worden.

(k)

— — „in der königlichen Bibliothek zu Paris."] Die Kenntniß davon habe ich aus dem Catalogo Codicum Manuscriptorum Bibliothecae Regiae (T. IV. p. 273 Paris e Typograph. reg. fol. 1744) allwo die Handſchrift, in welcher ich unſern Theophilus vermuthe, folgendermaßen angegeben wird:

viMDCCXLI.

Codex chartaceus, olim Bigotianus.

Ibi continentur.

1° Experimenta 118 de coloribus: praemittitur tabula ordine alphabetico digesta, de vocabulis synonymis et aequivocis colorum, eorumque accidentium.

2° *Theophili* liber de omni scientia picturae artis.

3° *Petri de Sancto Audemaro* liber de coloribus faciendis.

4° *Heraclii* libri tres de coloribus *et* de artibus Romanorum.

5° Libellus de compositione colorum: autore *Joanne Alcerio.*

6° Différentes receptes sur les couleurs, recueillies par *Jean de Begue*, Greffier de la Monnoye de Paris.

Is codex anno 1431 exaratus est.

Es ſollte mich ſehr freuen, wenn es mit meiner Vermuthung ſeine Richtigkeit hätte, und das zweite Stück dieſer Handſchrift das nämliche Werk wäre, worauf ſich meine gegenwärtige Erörterung gründet. Denn ſo würden neugierige Liebhaber auch in dieſer Entfernung Gelegenheit haben, ſich mit ihren eigenen Augen zu überzeugen. Noch mehr aber würde mich freuen, wenn ich hierdurch veranlaßte, daß ein Gelehrter, welchem die Künſte nicht gleichgültig ſind, oder ein Künſtler, dem die geringe dazu erforderliche Gelehrſamkeit nicht fehlt, (und wo müſſen Männer dieſer Art häufiger anzutreffen ſeyn als in Paris?) daß, ſage ich, ein ſolcher Mann ſich gefallen ließe, nicht bloß den Theophilus, ſondern auch die übrigen Stücke dieſer Handſchrift genauer anzuſehen und der Welt das nähere davon mitzutheilen. Es könnte leicht kommen, daß er unter andern das vierte Stück eben ſo wichtig und intereſſant fände als ich den Theophilus gefunden habe. Mir ſcheint wenigſtens der Titel ich weiß nicht was zu verſprechen: de artibus Romanorum. Und wenn auch dieſer Heraclius nur ſo alt wäre als Theophilus, auch dann könnten ſehr viel Nachrichten darin ſtehen, nach welchen wir uns jetzt vergebens umſehen.

Die Jahrzahl 1431 ſcheint die Zeit anzudeuten, in welcher Jean le Begue alle dieſe Schriften zuſammenſchrieb. Geſetzt alſo auch, daß ſie ſich insbeſondere mit auf die Abſchrift des Theophilus bezieht, ſo wird man gleichwohl ſie noch immer alt genug finden, um das, was ich aus dieſem Verfaſſer wider die vermeinte neuere Erfindung anführe, ſelbſt alsdann gelten zu laſſen, wenn wir hier in Deutſchland auch keine weit ältere Abſchriften aufzuweiſen hätten.

(l)

— — „Geßner — — auf den Agrippa."] *Conr. Gesneri Biblioth. Universalis* (*Tiguri* 1545.) *p.* 614. THEOPHILUS quidam pulcherrimum de vitrificatoria librum conscripsit. Henr. Corn. Agrippa. Die Stelle, wo Agrippa des Theophilus erwähnt, hat Geßner nicht genauer angegeben. Sie findet ſich aber in deſſen Buche de Vanitate scientiarum und zwar gegen das Ende des 96ſten Kapitels de Alcumistica, wo er, nachdem er alles mögliche Böſe von der Alchymie geſagt, doch endlich hinzufügt: Non inficior, ex hac arte multa admodum egregia artificia ortum habere traxisseque originem. Hinc acieri, cinnabrii, minii, purpurae, et quod aurum musicum vocant, aliorumque colorum temperaturae prodierunt: huic aurichalcum et metallorum omnium mixtiones, glutimina et examina et sequestrationes debemus; bombardae formidabilis tormenti inventum illius est; ex ipsa prodiit vitrificatoria nobilissimum artificium, de qua Theophilus quidam pulcherrimum librum conscripsit.

(m)

— — „Simler fügte hinzu" —] *Append. Bibl. Conr. Gesneri* (*Tiguri* 1555.) *fol. S.* 3. THEOPHILI monachi libri III. Primus de temperamentis colorum, secundus de ratione vitri, tertius de fusoria et metallica. Extant apud Georgium Agricolam in pergamenis, et in Cella veteri monasterio, quae Bibliotheca Lipsiam translata est. Idem Theophilus in tractatu diversarum artium adducitur, in libro qui inscribitur Lumen animae. Ich wäre ſehr begierig zu wiſſen, woher Simler dieſe Nachricht genommen. Die natürlichſte Vermuthung iſt, daß er ſie aus dem G. Agricola habe, der in ſeinen Werken mehr als eine Gelegenheit finden können, des Theophilus und ſeiner Handſchrift zu gedenken. So wird es auch wohl ſeyn; ob ich gleich bekennen muß, daß ich die Stelle alles angewandten Fleißes ungeachtet noch nicht finden können. Daß ſie da nicht iſt, wo er von dem Glasmachen gelegentlich handelt, glaube ich verſichern zu können.

(n)

— — „daß es ihn anführte."] Dieſes Lumen Animae iſt ein höchſt ſeltenes Buch, ob es gleich nach dem Mettaire zweimal ſoll gedruckt ſeyn, nämlich 1477 und 1479. Allein ich zweifle an der letztern Ausgabe. Keiner von denen, die gefliſſentlich von raren Büchern geſchrieben haben, gedenkt ſeiner. Auch Fabricius ſcheint es nur aus einer Anführung des Colomeſius zu kennen, wenn er es mit demſelben zu einem Werke des Matthias Farinator macht, welcher um 1320 blühte.

Würde alſo unſers Theophilus in dieſem Werke gedacht, ſo müßte er, nach beſagter Angabe von dem Alter ſeines Verfaſſers, wenigſtens im dreizehnten Jahrhunderte gelebt haben. Allein wie geſagt, der Theophilus, deſſen Breviarium diversarum artium verſchiedentlich darin angeführt wird, da dieſes Breviarium gewiß nicht unſer Werk iſt, wie aus den angezogenen Stellen erhellt, muß daher auch nicht nothwendig unſer Theophilus ſeyn.

Wäre er es aber inzwiſchen doch, nun ſo würde er ſchon hieraus vielleicht für noch älter angenommen werden müſſen. Denn kurz, ich weiß gewiß, daß Colomeſius und Fabricius ſich irren, daß ſich alle irren, welche das Lumen animae für ein Werk des Farinators halten. Es iſt älter als Farinator, der es bloß in eine bequemere Ordnung gebracht zu haben ſelbſt bekennet. Den Beweis hiervon und Proben, welchen eigenen Werth dieſes alte Werk ſelbſt hat, gebe ich anderwärts.

(o)

— — „die jüngere der Pauliner Bibliothek."] Ich habe ſie durch die gütige Vermittlung des Hrn. D. Erneſti ſelbſt vor mir. Daß es die nämliche ſey, welche ehedem nach Simlern in der Bibliothek des Kloſters Alten Zelle geweſen, daran iſt wohl kein Zweifel. Welche große Lücken ſie habe, wird in den Actis Er. angezeigt; und dieſe Lücken ſind Schuld, daß daſelbſt, beſonders von dem dritten Buche

nur ein sehr unvollständiger Begriff hat gegeben werden können. Ja sie sind ohne Zweifel auch Ursache, daß das ganze Werk darüber vernachlässigt worden. Bei denen, welche sich mitten in dem zweiten Buche finden, sehe ich von einer alten doch jüngern Hand, als von der das Manuscript selbst ist, folgende Worte hinzugeschrieben: Hic deficit subtilior pars et melior et utilior totius libri, pro qua si quidem haberent darent mille florenos. Wenn nun also ein Gelehrter zu Leipzig den Theophilus auch noch so wohl kannte, wie konnte er Lust haben, ihn aus einer Handschrift an das Licht zu bringen, in welcher gerade das Beste und Nützlichste fehlt?

(p)

— — „die unsrige und ältere" —] So wie die Leipziger Handschrift die nämliche aus Alten Zelle ist: so vermuthe ich, daß die unsrige keine andere seyn werde, als die nach Simlern George Agricola ehedem besessen. Sie gehört zu den Handschriften des Marquardus Gudius. Warum man aber nie gehört, weder daß sie Gudius gehabt, noch daß sie gegenwärtig in unserer Bibliothek sich befinde, ist unstreitig dieses die Ursache, weil man in den gedruckten Verzeichnissen der Manuscripte des Gudius sie mit anzumerken vergessen hatte. Sie macht nämlich keinen eigenen Band aus, sondern ist mit der Handschrift des Vitruvius zusammengebunden, welche in dem gedruckten Verzeichnisse in Quart unter den Lateinischen die 249ste, in dem in Octav aber die 238ste ist. Ich sage hier von ihr nichts weiter, als daß sie die Lücken nicht hat, welche den Werth der Leipziger Handschrift so sehr verringern.

(q)

— — „Tutilo, Theophilus wäre."] Welch ein großer Maler, welch ein allgemeiner Künstler Tutilo gewesen, ist bekannt. Man sehe von ihm die Geschichtschreiber des Klosters St. Gallen, die man in dem ersten Bande der Script. Rer. Alam. des Goldast beisammen findet. Nun lese ich zwar nirgends, daß er von einer der verschiedenen Künste, welche er übte, etwas schriftlich hinterlassen; warum könnte es aber dem ungeachtet nicht seyn?

Der Name Tutilo ist deutsch. Er kommt in dem Catalogo nominum propriorum, quibus Alamanni quondam appellati, vor, den Goldast aus einer alten Handschrift zu St. Gallen abdrucken lassen (T. II. Sc. R. A.); und zwar in dem ersten Kapitel, welches diejenigen Namen enthält, die in Alamannia Theutonica üblich gewesen. Und hieraus, denke ich, erhellt allein schon genugsam, mit welchem Rechte die Benediktiner den Tutilo in ihre Histoire littéraire de la France gezogen.

Die Ableitung des Namens aber, auf die ich mich bei der angegebenen Bedeutung gründe, wird man leicht errathen. Nur hätte ich mich ohne Zweifel weniger positiv darüber ausdrücken sollen.

(r)

— — „petula stanni."] Petulam nennt unser Verfasser durchgehends, was bei andern Schriftstellern der mittlern Zeit petulum heißt, vermuthlich von πέταλον. Petulae auri sind ihm also Goldblätter, die er in dem 21sten Kapitel des ersten Buchs umständlich zu schlagen und aufzutragen lehrt. Petulae stanni aber dergleichen Blätter aus dem feinsten Zinn, die er in Ermangelung des Goldes in dem folgenden Kapitel zu machen und mit einer Goldfarbe zu überziehen anweiset.

Eigene Goldschläger gab es zu der Zeit des Theophilus noch nicht. Sondern der Maler oder Künstler, welcher Goldblätter brauchte, mußte sie sich selbst verfertigen. Die Weise, wie er dabei zu Werke ging, war im Grunde eben die, welche noch jetzt im Gebrauche ist, nur beschwerlicher vermuthlich, indem er kein Ziehwerk hatte, sondern alles vom Anfange an mit dem Hammer zwingen mußte. Hier ist die ganze Stelle aus dem 21sten Kapitel, in welcher mir besonders die Materie, die er zu seinen Quetschformen nahm, und die Art, wie er diese zu der Ausdehnung des Goldes diensamer machte, anmerkungswürdig scheint. Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra, minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhaereat. Deinde incide forpice ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, aequaliter latas et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergameno vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatae pergamenae possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem aequalem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatae pergamenae, et super eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex aurichalco, iuxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et aequalem, non grauiter sed moderate, et cum saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreuerit aurum in attenuando et marsupium excesserit, praecides illud forcipe paruulo et leui, tantummodo ad hoc opus facto. Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secundum libitum tuum attenuauris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris et inde ornabis

coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et cetera ut libuerit.

(s)

„Vasari sagt vom Margaritone."] Das nämliche versichert auf Treu und Glauben des Vasari auch van Mander; und auf Treu und Glauben des van Mander und Vasari versichern es alle, die dieses alten Meisters gedenken.

(t)

— — „daß er bloße Leinwand nahm" —] Und auch dieses, daß man sich in Ermanglung der Häute der Leinwand bedienen könne, sagt Theophilus (c. 19. lib. I.) mit ausdrücklichen Worten: Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Und daß er pannum linteum verstehe, ist wohl kein Zweifel.

(u)

— — „mit einer Masse, welche sich u. s. w."] Diese Masse, welche Theophilus gluten casei, Käseleim nennt, und zu machen lehrt, kommt auch unter den alten Compositionen beim Muratori (p. 382) vor, als besonders dienlich, Holz und Knochen zusammen zu leimen. Sie ist auch wirklich nicht allein hiezu gut, sondern überhaupt einer der besten allgemeinen Leimen, der nur zu finden, und aus dem noch heut zu Tage verschiedene Künstler ein Geheimniß machen. So erinnere ich mich, daß vor einigen Jahren ein Franzose, Namens Renard, in Hamburg herum ging, und zerbrochenes Porcellan sehr wohl und behende flickte. Der Leim, den er dazu brauchte, war kein anderer, als dieser Käseleim, den er in Ostindien wollte gelernt haben. Kunkel (Kunst- und Werkschule, Th. II. Bd. V. Kap. 4) scheint ihn nicht gekannt zu haben, ob er schon verschiedene andere Verbindungsmittel aus Eiweiß und Kalk anführt. Wohl aber muß Becher von ihm gehört haben, der in seiner närrischen Weisheit (§. 27) schreibt: „daß aus Kalk und „neuem Käse ein Stein oder Kieß kann werden, welcher „an Härte dem Demant nicht viel weicht, ist mir bekannt." Man sehe auch: Secrets concernants les Arts et les Métiers T. I. p. 50, die zu Berlin 1717 herausgekommen.

(x)

— — „Firniß — zum Theil bestand."] Denn derjenige Firniß, womit man Gemälde überzieht, ist nichts als ein mit Gummi gesottenes Leinöl, oder anderes Oel, welches durch das Sieden den größten Theil seiner wässerigen Feuchtigkeit verloren hat. Wenn also auch schon Johann von Eyck diesen Firniß erfunden hätte, so würde doch nicht zu begreifen seyn, wie er von dieser Erfindung auf den Einfall kommen können, die Farben selbst mit ungesottenem Oel abzureiben, indem dieses Verfahren der Absicht, die er damit soll gehabt haben, gerade entgegen gewesen wäre. Doch er hat ihn, wie gesagt, nicht erfunden, und hier ist die versprochene Stelle aus der Handschrift, wo Theophilus den Firniß eben so zu machen lehrt, als er noch jetzt gemacht wird (Lib. I. cap. XIX. *de glutine vernition*). Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur Fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Hierauf folgt noch eine andere Weise, den Firniß zu machen, aus welcher ich nur hier anführe, daß er zu der vorgehenden Benennung des Gummi Fornis noch hinzufügt, quod romane Glassa dicitur.

Und dieses Fornis ist denn wohl das Stammwort von unserm jetzt üblichen Firniß oder Verniß, von welchem ich mich nicht genug wundern kann, daß es Wachter lateinischen Ursprungs machen wollen. Als ob vernix jemals von einem alten lateinischen Schriftsteller wäre gebraucht worden. Ob aber darum die Ableitung, welche die Herausgeber der Actorum Sanct. (in dem Leben der heil. Lidwina T. II. Mens. April p. 302) gelegentlich beibringen, ihre Richtigkeit hat, dürfte eine andere Frage seyn.

(y)

— — „für andere neuere Künstler" —] Nämlich wie wir in den Anmerkungen b und c gesehen haben, für den Neapolitaner Col' Antonio, für den Bologneser Lippo Dalmasio, und für den ungenannten Künstler zu Löwen, dessen Miräus gedenkt. Denn ich kann doch nicht glauben, daß Miräus bloß sagen wollen, daß Johann von Eyck seine Erfindung eher als 1410 müsse gemacht haben, weil sie ein Künstler, der bereits 1400 gestorben, schon von ihm überkommen und geübt habe. Denn dieses würde dem, was man von der Lebenszeit des Johann von Eyck gewöhnlich annimmt, und dem Sterbejahre des ältern Bruders, welches gewiß ist, gänzlich widersprechen.

Und wer weiß, wie viel man noch jetzt Gemälde in alten Kirchen finden möchte, die erweislich älter sind als 1400, und die man doch als wahre Oelgemälde würde erkennen müssen, wenn man nur zuverlässige Prüfungen damit anstellen könnte und dürfte!

Zur Geschichte und Literatur.

Aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel.

Aus dem ersten Beitrage.

1773.

Leibnitz, von den ewigen Strafen.

Ich sehe, daß gegenwärtig bei unsern Theologen der Streit über die Unendlichkeit der Höllenstrafen wieder rege werden will. Möchte er es doch so werden, daß er endlich entschieden und beigelegt heißen könnte! Denn das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste, daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder funfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen.

Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig, vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren. Nur wenn man genau weiß, wo jeder Vorgänger seinen Faden fallen lassen, kann man durch Aufhebung derselben, und durch Vergleichung ihrer verschiedenen Richtungen, den entweder verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit einzuschlagen hoffen. Wenn gar unter diesen Vorgängern sich Leibnitze befinden, was kann schlechterdings lehrreicher seyn, als sich in die geringsten Fußstapfen derselben zu stellen, und von da aus um sich zu schauen?

Mehr, glaube ich, bedarf es nicht, folgende wenige, aber bisher noch ungedruckte Zeilen des großen Mannes einzuleiten, der, wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben. Was es aber damit für Bewandtniß habe, glaube ich nicht besser, als mit Mosheims Worten angeben zu können; besonders da diese Worte selbst dabei gelegentlich eine literarische Erläuterung und Bestätigung erhalten können.

Als Mosheim 1725 seine hierhergehörige Schrift hinter dem ersten Theile seiner heiligen Reden herausgab, schickte er folgende Erklärung darüber voraus. „Die beigefügten „Gedanken von der Lehre derer, die den Strafen der Hölle „ein Ziel setzen, sind von mir gefodert worden. Andere „haben weitläuftiger und gelehrter von dieser Sache ge„schrieben. Und ich kann's daher wohl leiden, wenn man „glaubt, meine Arbeit sey unnöthig. Die unschuldige „Uebereilung von einigen meiner Freunde, die gegen mein „Wissen dieselbe wollen drucken lassen, und zwar nicht „ohne Fehler, hat mich bewogen, da ich ihr Vorhaben er„fahren, ihnen zu versprechen, daß ich selbst den Druck „besorgen würde. Ich vollziehe jetzt meine Zusage. Und „was ist denn hierin strafwürdiges? Oder würde ich nicht, „wenn ich meine Zusage nicht gehalten, eben so sehr ge„sündiget haben, als da ich dieselbe vollziehe? Es ist end„lich besser, einige Bogen zu viel, als zu wenig von der„gleichen Dingen der Welt zu liefern. Und je mehr Einfluß „diese Lehre in gewisse Wahrheiten des Glaubens hat, die „den Grund der Seligkeit betreffen, je öfters hat man „Ursache, die Beweisthümer derselben fest zu setzen. Man „pflegt stets auf die Vernunft hierin sich zu berufen. Und „es kommt vielen der berühmtesten Männer vor, als wenn „die Sache derjenigen, welche die Ewigkeit der Strafen „behaupten, beinahe verloren seyn würde, wenn man diese „allein fragen wollte. Ich glaube das Gegentheil, ohne „daß ich andere deßwegen verachten will, die anders den„ken. Mir deucht, daß die Vernunft, wo nicht stärker, „doch eben so stark für diejenigen streite, welche die Ewig„keit, als für die, welche das Ende der göttlichen Rache „vertheidigen. Man sieht oft gewisse Meinungen der Men„schen, die den Beifall der meisten erhalten, für klare Ge„setze der Vernunft an, die man nicht läugnen darf. Und „oft mißt man die Gerechtigkeit des göttlichen Gerichts nach „der Gewohnheit der menschlichen Richterstühle ab. Das „scharfsinnigste, was für das Ende der Höllenstrafen ge„schrieben, sind die Gedanken eines sonst gelehrten Man„nes, dem man Schuld giebt, daß er vor seinem Ende in „die giftigen Irrthümer der Socinianer verfallen. Ich habe „dieselben nicht obenhin gelesen, und gebe dem Verfertiger „das Zeugniß eines nicht übel beschaffenen Verstandes. „Aber wenn man einige Zweideutigkeiten hebt, und die „Kraft der Schlüsse von den menschlichen Sachen auf die „göttlichen läugnet, so wird der sogenannte Beweis ein „Schatten, bei dem man den Zusammenhang vergebens „sucht. Ich bin lange Willens, in einer lateinischen Schrift

„die Geſchichte der Lehre, von der hier die Rede, vorzu„tragen, und nicht nur die Quellen derſelben zu entdecken, „ſondern auch die unterſchiedenen Arten, ihr eine Farbe „und Gewicht zu geben, zu unterſuchen. Eine Menge von „andern Arbeiten, die zum Theil nicht unbekannt, hat bis„her die Ausarbeitung derſelben aufgehalten. Vielleicht „finden ſich bald einige Stunden, in welchen ich den ge„ſammelten Vorrath von Gedanken und Zeugniſſen in Ord„nung bringen und der Welt vorlegen kann.“

Wer jener gelehrte Mann ſey, der noch das Scharfſinnigſte für die verneinende Meinung geſchrieben, zeigt Mosheim durch den untergeſetzten Titel der Schrift ſelbſt an, *Ernest Soneri* Demonstratio Theologica et Philosophica, quod aeterna impiorum supplicia, non arguant Dei justitiam, sed injustitiam, und fügt hinzu: „Der weltberühmte Herr von Leibnitz hat dieß „Werkchen herausgeben wollen, welches ſehr ſelten iſt. Ich „habe eine Abſchrift deſſelben zur Hand, vor dem bereits „die Vorrede ſteht, die er mit demſelben wollen drucken „laſſen. Ein anderer Ort wird mir Gelegenheit geben, „hievon mehr zu erwähnen, da ich zugleich die Güte des„jenigen rühmen werde, dem ich dieſe und andere hierher „gehörige Sachen zu danken habe.“

Nun iſt leider Mosheimen die Gelegenheit nicht geworden, auf die er hier ſeine Leſer vertröſtet, und die er ohne Zweifel in jener lateiniſchen Schrift zu finden hoffte, welche er von der Geſchichte der ſtreitigen Lehre ausarbeiten wollte. So wie aber jene Schrift nicht zu Stande gekommen, ſo iſt auch die gedachte Vorrede des Leibnitz zu dem Soner'ſchen Beweiſe darüber im Verborgenen geblieben, und faſt gänzlich vergeſſen worden. Denn ſeit 1737, als Ludovici in der Hiſtorie der Leibnitz'ſchen Philoſophie [1] Mosheimen ſeines Verſprechens erinnerte, wüßte ich nicht, daß ihrer von jemand andern anders, als gelegentlich von dem leidigen Bücherkenner, [2] wenn er die Schrift des Sonerus wegen ihrer Seltenheit anführte, wäre gedacht worden. Selbſt von Bruckern nicht, der doch bei Erzählung von Soners Verdienſten um die Ariſtoteliſche Philoſophie [3] die beſte Gelegenheit dazu gehabt hätte. Wenn ſie daher auch nicht in der neuen Ausgabe der ſämmtlichen Werke, die wir dem Herrn Dutens zu danken haben, erſchienen iſt: ſo dürfen wir uns um ſo weniger darüber wundern, da Deutſchland überhaupt ſo äußerſt nachläſſig geweſen, die Bemühungen dieſes würdigen Ausländers zu unterſtützen. Anſtatt daß man ſich um die Wette hätte beeifern ſollen, ihm mit ſo vielen ungedruckten Vermehrungen, als ſich nur immer auftreiben laſſen wollen, an die Hand zu gehen: hat man ihm auch nicht einmal alle bereits gedruckte Aufſätze ſeines Autors angezeigt. Denn er, als ein Ausländer, konnte ſie freilich nicht alle ſelbſt wiſſen; und der einzige ehrliche Brucker konnte ſie ihm freilich auch nicht alle nachweiſen. Indeß, wenn das Letztere vielleicht bloß unterblieben, weil jeder deutſche Gelehrte beſorgen mußte, daß ihm ſchon ein anderer darin zuvorgekommen, ſo iſt es weit weniger befremdlich, als das todte Stillſchweigen, welches unſere Recenſenten darüber beobachten. Wußten ſie denn alſo gar nichts, was in dieſen ſämmtlichen Werken fehlt? gar nichts, was nur im geringſten eine Anzeige verdient hätte?

Doch hiervon an einem andern Orte. Ich will mich jetzt von dem nicht zu weit verlieren, was mich auf dieſen Ausfall gebracht hat. — Alſo kurz: eben dieſe Vorrede, welche Leibnitz zu Soners Schrift gemacht hat, welche Mosheim beſaß, welche Mosheim drucken laſſen wollte, und nicht drucken ließ, iſt es, was ich hier aus unſerer Bibliothek gemein machen will.

Um nicht unangezeigt zu laſſen, wie ſie in unſere Bibliothek gekommen, muß ich ſagen, daß ſie Mosheim ſelbſt, dem Anſehen nach, aus unſerer Bibliothek erhalten. Wenigſtens war derjenige, deſſen Güte, in Mittheilung derſelben, er anderwärts rühmen wollte, der damalige Bibliothekarius Hertel. Doch da Hertel mit Leibnitzen ſelbſt viel Umgang gehabt hatte, auch nach allem ſehr begierig war, was ſelten und heterodox hieß, ſo kann es eben ſo wohl ſeyn, daß er ſie mit ſammt der Soner'ſchen Schrift, Mosheimen aus ſeinem eigenen literariſchen Vorrathe mitgetheilt, als unter welchen ſie alſo erſt nach ſeinem Tode unſerer Bibliothek einverleibt worden wäre. Dieſes wird mir auch daher wahrſcheinlicher, weil ſich nicht nur eine Abſchrift von Mosheims Gedanken, ſondern auch deſſen eigenhändiger Brief an Herteln dabei befindet. Jene ſtimmt mit dem nachher geſchehenen Abdrucke völlig überein; dieſen aber will ich in der Anmerkung [1] ganz vorlegen, und ſo, ohne weiteres, den Leſer zur Hauptſache kommen laſſen.

LEIBNITII PRAEFATIO.

Ernesti Soneri, Philosophi quondam apud Altorfinos clarissimi, Demonstratio, quam vocat,

[1] „Nebſt nochmaliger gehorſamſter Dankſagung für die meinet„wegen neulich genommene Mühe, ſende ich hier ſowohl meine eigene „Einfälle, als Soneri Bedenken von den Strafen der Höllen zurück. „So ſpitzfindig dieſes letztere eingefädelt, ſo leicht iſt mit dem ehr„lichen Manne nach ſeinen eigenen Grundſätzen auszukommen. Er „ſetzt zum Grunde, in Gott ſey keine andere Gerechtigkeit, als dieſe, daß „er ſeine Zuſage halten müſſe; in allen andern ſey ſeine Macht un„umſchränkt. Sehr wohl! So wird denn deutlich folgen, daß Gottes „Gerechtigkeit gar nicht hindere, daß er den Gottloſen ewige Strafen „auflegen könne. Nach ſeiner Macht kann er dieß thun. Der ganze „Streit wird demnach darauf ankommen, ob Gott wirklich in der „Schrift den Gottloſen ewige Strafen gedroht. Aber kommt's ſo weit, „ſo wird der ehrliche Socinianer verlieren, und man wird ihm auf „eins zehn antworten können. Ich ſchriebe mehr, wenn ich mein Meiſter „wäre. Uebermorgen ſoll ich wieder diſputiren, und meine andern „Collegia ſollen auch vor Oſtern geendigt ſein. Daher wird mir faſt „kein Augenblick frei gelaſſen, und, die ich frei habe, muß ich zur „Ausfertigung des Haleſii anwenden. Meine Betrachtungen über „die Conduite der Dordrechtſchen Väter werden eben nicht wohl „den Advocaten dieſes Concilii gefallen. Doch ſie ſind auf klare Facta „und Sätze der Vernunft gegründet. Ich bin ohne Ausnahme u. ſ. w.“
Mosheim.

[1] Theil II. S. 27.
[2] Wie etwa vom Vogt, Cat. libr. rar. p. 635.
[3] Hist. cr. Phil. IV. P. 1. p. 312.

Theologica etc. de injustitia aeternarum poenarum, laudatur a nonnullis tanquam invicta; eoque plus nocet quod paucis visa est, solent enim fere aestimare homines, quae non noverunt. Ut saepe adeo non inutile putem talia edi, ubi lectio ipsa sufficit ad refutandam, delendamque illam hominum opinionem e longinquo conceptam. Equidem negari non potest, Sonerum subtiliter et ingeniose scripsisse; sed demonstratio tamen ejus magno hiatu laborat, quod paucis indicare placet, ne quis incautus speciositate argumenti decipiatur, cujus vis hoc redit. Peccata finita sunt; inter finitum et infinitum nulla est proportio; ergo poenae quoque debent esse finitae. Porro peccata esse finita, ostendere tentat refutando modos, quibus infinita intelligi possint, quos his verbis enumerat. „Si impiorum delicta sint in„finita, aut ut talia considerari possint, vel habent „vim istam infinitam ex se ipsis, vel a delinquente, „vel ab eo in quem et contra quem delinquitur, vel „ab horum aliquibus, vel ab omnibus simul; sed „nullo istorum modorum possunt esse infinita, aut „ut talia considerari, et tamen praeter hos nullus „alius superest modus, quo infinita dici et esse pos„sint: ergo omnino non sunt infinita.“

Quae communiter respondere solent Theologi ad hoc argumentum a proportione delictorum poenarumque petitum, apud ipsos utilius legentur. Hoc vero loco alium argumenti Soneriani defectum indicare placet; nempe imperfectam enumerationem modorum, quibus aliquid dici potest infinitum. Neque enim tantum ab objecto in quod peccatur, Deo videlicet, vel a modo peccandi, seu gradu intensivo, aliisque quorum autor meminit, sed et a numero peccata infinita dici possunt. Etiamsi igitur concederemus ipsi, nullum peccatum per se infinitum esse; revera tamen dici potest, damnatorum infinita numero peccata esse; quoniam per totam aeternitatem in peccando perseverant. Quare si aeterna sunt peccata, justum est, ut aeternae etiam sint poenae. Nempe homines mali se ipsos damnant, ut recte dictum est a sapientibus, perpetua scilicet impoenitentia et a Deo aversione. Nihil igitur hic Deo, quasi ultra mensuram peccati severo, imputari potest.

Und das ist sie ganz, diese sogenannte Vorrede. — Man wird hoffentlich von mir nicht erwarten, daß ich nun auch die Schrift des Sonerus selbst beifügen werde. Zwar ist sie, als gedrucktes Buch, noch immer eben so selten, als sie zu den Zeiten des Leibnitz war, weil ich nicht wüßte, daß sie irgend nachher wieder wäre aufgelegt worden. Allein der Inhalt hat nicht mehr das Verdienst, welches er damals bei denen haben konnte, die eine freie Untersuchung in Glaubenssachen liebten. Er ist in hundert Bücher seitdem übergetragen worden, die in aller Händen sind. Denn da man besonders den Freunden der Wiederbringung es neuerer Zeit nicht schwer gemacht hat, ihre Meinung so laut zu sagen, als sie nur gewollt: so ist theils von ihnen, theils auf ihre Veranlassung, die unter der Wiederbringung vornehmlich begriffene Lehre von der Endlichkeit der Höllenstrafen eben so oft mit allen Arten von Gründen, als mit allen Arten von Eifer und Schwärmerei vertheidigt und bestritten worden. Kurz, Soners Demonstration ist, bis auf einige Spitzfindigkeiten vielleicht, nun verlegene Waare.

Aber, wird man denken, hätte ich nicht aus eben diesem Grunde, auch die Vorrede des Leibnitz im Verborgenen lassen können und müssen? Denn was er Sonern darin entgegensetzt, ist jetzt nicht weniger bekannt, indem es auch von ihm selbst anderwärts vorgetragen worden. — Ich weiß dieses sehr wohl. Doch meine Absicht geht bei Bekanntmachung derselben, auch nicht sowohl auf die vertheidigte Wahrheit, als auf den Vertheidiger, als auf dessen Gesinnungen und Gründe bei seiner Vertheidigung. Beide sind mißgedeutet und verkannt worden.

Mosheim selbst, der es doch sehr wohl wissen konnte, was die Vorrede des Leibnitz eigentlich enthalte, verleitet noch jetzt seine Leser, sich einen ganz falschen Begriff davon zu machen. Als er ihrer zuerst erwähnte,[1] geschah es in so allgemeinen Ausdrücken, daß der gute Pagenkopen sich einbildete, da Leibnitz die Demonstration des Soner habe herausgeben wollen, so müsse er sie gebilligt haben. Um ihm nun das Verständniß näher zu eröffnen, erwiederte Mosheim hierauf:[2] „Der Herr von Leibnitz hat nicht „darum diese Bogen wollen drucken lassen, weil er sie für „wichtig gehalten und Soners Meinung angenommen. Er „hat vielmehr dieselben mit einer Vorrede begleiten wollen, „die in meinen Händen ist, worin er Sonern selbst aus „Aristotelis Grundlehren widerlegt und die Blöße seiner „Beweisthümer aufdeckt. Sein Vorhaben war, der Welt „den schlechten Werth seiner Schrift zu zeigen, die man „deßwegen für unwiderleglich hielt, weil sie selten war, „und wenigen zu Gesichte kam.“ Aber wenn Mosheim Anfangs zu wenig gesagt hatte, so sagt er offenbar nun zu viel: und seine Gegner dürften ihn nicht ohne Grund mit dem Verdachte belegen, daß er vorsätzlich das Ansehen des Leibnitz mißbrauchen wollen. Denn hier ist sie nun, diese Vorrede, und wahrlich, man muß in sehr wenigen sehr vieles zu sehen wissen, wenn man alles darin finden will, was Mosheim darin gefunden zu haben vorgiebt. Leibnitz soll Sonern aus Aristoteles Grundlehren widerlegen? Er soll die Blöße seiner Beweisthümer aufdecken? seiner Beweisthümer? Sind seine Beweisthümer denn das einzige Dilemma? Und welches wären sie denn, jene Aristotelische Grundlehren? Ich kann in Leibnitzens Vorrede dergleichen

[1] Angeführtermaßen vor dem ersten Theile seiner heiligen Reden.

[2] In dem Sendschreiben über unterschiedliche Dinge, hinter dem zweiten Theile der heiligen Reden.

eben ſo wenig finden, als in Soners Schrift ſelbſt, von welcher Mosheim gleichfalls ſagt, daß ſie ſich auf Grundſätze des Ariſtoteles beziehe. Alles Ariſtoteliſche, was Soners Schrift hat, iſt dieſes, daß ſie in lauter ſchulgerechten Schlüſſen abgefaßt iſt. Denn die Prämiſſen dieſer Schlüſſe ſind nichts als Sätze des geſunden Menſchenverſtandes, und keineswegs dem Ariſtoteles eigenthümliche Lehren. Alſo auch, wenn durch die Bemerkung des Leibnitz das Dilemma des Soner wirklich ſeine Kraft verliert, ſo geſchieht es ja wohl ohne alles Zuthun des Ariſtoteles. Doch mit oder ohne Zuthun des Ariſtoteles: iſt es denn auch nur wahr, daß ſie ſo ſiegend, ſo entſcheidend iſt, dieſe einzige Bemerkung des Leibnitz? Aufrichtig zu reden, ich glaube nichts weniger. Denn es ſey immerhin unwiderſprechlich, daß die menſchlichen Sünden auch der Zahl nach unendlich werden können, ja werden müſſen: was ging Sonern dieſe eine noch mögliche Art ihrer Unendlichkeit an? was hatte er nöthig, ſich darauf einzulaſſen? und gegen wen ſollte er ſich darauf einlaſſen? Wenn ſie von einigen ſeiner Gegner auch angenommen wird, dieſe Unendlichkeit, wird ſie deßwegen als der vornehmſte, oder gar als der einzige Grund ihrer Lehre angenommen? Hören ſie darum auf zu behaupten, was Soner eigentlich beſtreitet? Nämlich, daß, wenn ſie auch nicht Statt hätte, dieſe Unendlichkeit der Sünden, dennoch auf die bloß endlichen Sünden dieſes Lebens eine unendliche Strafe warte? daß ſchon eine einzige dieſer Sünden dieſe unendliche Strafe verdiene? In der That verändert auch die Einwendung des Leibnitz die ganze Streitfrage. Dieſe ging bei Sonern lediglich auf die Sünden dieſes Lebens, welche der Zahl nach nicht anders als endlich ſeyn können. Und Leibnitz will, daß er auch die Sünden des künftigen Lebens mit in Rechnung bringen ſollen, die für ſich allein ſchon, wenn ſie nothwendig unaufhörlich geſchehen müßten, eine unaufhörliche Strafe verdienen würden.

Es könnte alſo leicht ſeyn, daß Leibnitz ſelbſt ſich dieſes bei einer zweiten Erwägung nicht bergen können, und eben deßwegen die ganze Vorrede zurückbehalten hätte. Denn da ſie einmal geſchrieben war, warum hätte er ſie ſonſt nicht ſollen drucken laſſen? Wenigſtens kann man hiergegen nicht einwenden, daß er gleichwohl das Weſentliche davon viele Jahre nachher an einem andern Orte angebracht habe, nämlich in ſeiner Theodicee. Eben derſelbe Gedanke kann an einem andern Orte einen ganz andern Werth haben. Was Leibnitz dort für eine ungültige Widerlegung erkannte, das konnte er hier zur Erläuterung einer andern Frage ja wohl mit beibringen. Dort ſollten alle Einwürfe des Soner damit zu Schanden gemacht, und die bezweifelte Lehre darauf gegründet werden, und dazu taugte es ſchlechterdings nicht. Hier aber in der Theodicee, wo er, was er damit nicht erweiſen konnte, als anderweitig erwieſen vorausſetzen durfte, ſollte es bloß dienen, das größte phyſikaliſche Uebel, das er ſonach in ſeiner beſten Welt zu ſeyn bekennen mußte, deſto unmittelbarer aus dem Uebel der Schuld herleiten zu können, ohne dabei auf die Unendlichkeit desjenigen zu ſehen, gegen den dieſe Schuld geſchehen, weil dieſe Unendlichkeit doch nicht mit in den Zuſammenhang der Dinge verwebt ſeyn konnte.

Und das würde es alles ſeyn, was ich hier hinzuzufügen hätte, wenn mir nicht eben dieſes Weges einer unſerer neueſten Schriftſteller begegnet wäre. Herr Eberhard in ſeiner Apologie des Sokrates, einem in vieler Abſicht ſehr vortrefflichen Buche, worin er die Lehre von der Seligkeit der Heiden unterſucht, hat auch die von der Unendlichkeit der Strafen mit in ſeine Prüfung ziehen zu müſſen geglaubt. Nun hat es zwar ſeine ganz beſondere Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß er ſich wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates dagegen erklärt hätte. Aber doch würde mich bloß dieſe ſchwerlich vermögen können, mir die geringſte Anmerkung dagegen zu erlauben, wenn er nicht zugleich, indem ihn ſeine Materie auch auf das brachte, was Leibnitz darüber geäußert hatte, gegen dieſen und deſſen Aeußerung verſchiedenes erinnert hätte, was ich hier in Erwägung zu ziehen einen ſo nahen Anlaß finde. Ich will, was ich zu ſagen habe, ſo kurz zu faſſen ſuchen, als möglich, und meine Gedanken wo nicht ordnen, doch zählen.

I. Ich fange von dem allgemeinen Urtheile an, welches Herr Eberhard von Leibnitzen in Abſicht ſeines Betragens gegen angenommene Religionsſätze fällt. Nachdem er nämlich nun auch auf denjenigen Beweis der ewigen Strafen gekommen, von welchem hier die Rede geweſen, zeigt er ſehr wohl, daß man mit demſelben nicht über die Gränzen der Möglichkeit gelangen könne, und fährt fort: „Die ſcharfſinnigſten Verfechter dieſer Sache, wie Leibnitz, „haben es wohl gefühlt, daß ein ſolcher Beweis nicht weiter „reicht. Leibnitz argumentirte alſo bloß nur für die, welche „von der wirklichen Ewigkeit hölliſcher Qualen aus der „Schrift ſchon überführt waren. Da ihm ſo viel daran „gelegen war, ſeine Philoſophie allgemein zu machen, ſo „ſucht er ſie den herrſchenden Lehrſätzen aller Parteien an„zupaſſen, ſie ihnen allen für ihre Meinung günſtig und „vortheilhaft zu zeigen, um ſich aller Beifall zu verſchaffen. „Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, und legte „ihnen einen erträglichen Sinn bei, nachdem er ſie mit „ſeinem Syſtem verglich, ohne ihnen ſelbſt beizupflichten.“ — Erſcheint in dieſem Urtheile der Philoſoph nicht ein wenig zu eitel? Werden ſeine Geſinnungen gegen die Religion überhaupt nicht dadurch verdächtiger gemacht, als es der Religion ſelbſt zuträglich iſt? Beides iſt ganz gewiß des Herrn Eberhard Abſicht nicht geweſen. Aber es iſt unläugbar, daß er ſich hier nicht durchgängig ſo glücklich und beſtimmt ausgedrückt hat, als er ſich ſonſt auszudrücken pflegt. Denn ſo eingenommen man ſich auch Leibnitzen für ſeine Philoſophie denken darf oder will, ſo kann man doch wahrlich nicht ſagen, daß er ſie den herrſchenden Lehrſätzen

aller Parteien anzupaſſen geſucht habe. Wie wäre das auch möglich geweſen? Wie hätte es ihm einkommen können, mit einem alten Sprichworte zu reden, dem Mond ein Kleid zu machen? Alles, was er zum Beſten ſeines Syſtems dann und wann that, war gerade das Gegentheil: er ſuchte die herrſchenden Lehrſätze aller Parteien ſeinem Syſteme anzupaſſen. Ich irre mich ſehr, oder beides iſt nichts weniger als einerlei. Leibnitz nahm bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit nie Rückſicht auf angenommene Meinungen; aber in der feſten Ueberzeugung, daß keine Meinung angenommen ſeyn könne, die nicht von einer gewiſſen Seite in einem gewiſſen Verſtande wahr ſey, hatte er wohl oft die Gefälligkeit, dieſe Meinung ſo lange zu wenden und zu drehen, bis es ihm gelang, dieſe gewiſſe Seite ſichtbar, dieſen gewiſſen Verſtand begreiflich zu machen. Er ſchlug aus Kieſel Feuer, aber er verbarg ſein Feuer nicht in Kieſel. Doch im Grunde hat Herr Eberhard das nur auch ſagen wollen, und ein Theil ſeiner Worte ſagt es wirklich. „Er nahm ihre Lehrſätze als Vorausſetzungen an, „und legte ihnen einen erträglichen Sinn bei, nach welchem „er ſie mit ſeinem Syſtem verglich.“ Sehr wohl: nur hätte Herr Eberhard nicht hinzu ſetzen müſſen: „ohne ihnen ſelbſt beizupflichten. Allerdings pflichtete er ihnen bei, nämlich nach dem erträglichen Sinne, den er ihnen nicht ſowohl beilegte, als in ihnen entdeckte. Dieſer erträgliche Sinn war Wahrheit, und wie hätte er der Wahrheit nicht beipflichten ſollen? Auch iſt ihm das weder als Falſchheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger, als was alle alte Philoſophen in ihrem exoteriſchen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unſere neueſten Philoſophen viel zu weiſe geworden ſind. Er ſetzte willig ſein Syſtem bei Seite, und ſuchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen, auf welchem er ihn fand.

II. Herr Eberhard fährt fort: „Dieß iſt augenſchein„lich der Fall mit dem gegenwärtigen Beweiſe. Um ſeiner „beſten Welt bei denen, die eine Ewigkeit der Höllenqualen „annehmen, Eingang zu verſchaffen, ſuchte er darzuthun, „daß auch dieſe ſich mit ſeinen Sätzen von der beſten Welt „und mit ſeinen Begriffen von der Gerechtigkeit Gottes „reimen laſſe.“ Man vergeſſe nicht, was dieſes für ein Beweis iſt. Es iſt der, welcher die endloſe Dauer der Strafen aus der unaufhörlichen Fortſetzung der Sünde herleitet. Aber in welcher Verbindung ſteht dieſer Beweis mit der Lehre von der beſten Welt? Wie kann er dieſer Lehre bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen, auch ohne ihn, annehmen? Hören dieſe ewige Qualen darum auf, ein Einwurf gegen die beſte Welt zu ſeyn, weil ſie gerecht ſind? Gerecht oder nicht gerecht: ſie geben in beiden Fällen dem Uebel einen unendlichen Ausſchlag; und gegen dieſen Ausſchlag, nicht gegen ihre Ungerechtigkeit hätte Leibnitz ſeine beſte Welt verwahren müſſen. So wie er es auch wirklich gethan: aber nicht durch beſagten Beweis, ſondern durch eine ganz andere Ausflucht. Denn wenn dieſer nämliche, von den ewigen Qualen hergenommene Einwurf gegen ſeine beſte Welt auch noch dadurch verſtärkt wurde, daß ſelbſt die Zahl der ewig verdammten Menſchen unbeſchreiblich größer ſeyn werde, als die Zahl der Seligen: was antwortete er darauf? Etwa bloß, daß gleichwohl dieſe ungleich mehrere Verdammte mit Recht verdammt wären? Was hätte ihm dieſes für ſeine beſte Welt helfen können, was ſich ohnedem ſchon von ſelbſt verſteht, wenn anders die Sache ihre Richtigkeit hat? Vielmehr nahm er beides, ſowohl die ewige Verdammniß des größern Theils der Menſchen, als auch die Gerechtigkeit dieſer Verdammniß, für völlig ausgemacht an, und läugnete bloß die Folge, indem er zeigte, was für ein unendlich kleiner Theil der Welt die Menſchen insgeſammt wären, und wie dem ungeachtet in der allgemeinen Stadt Gottes das Böſe, in Vergleichung mit dem Guten, faſt für nichts zu rechnen ſeyn werde.[1] Und das, meine ich, hieß der Lehre von der beſten Welt auch bei denen Eingang verſchaffen, welche die Ewigkeit der Höllenqualen annehmen. Der Gedanke aber, woraus dieſe Ewigkeit herzuleiten ſey, ſollte bloß die Gerechtigkeit Gottes dabei in ein näheres Licht ſetzen. Das allein iſt in den Worten des Herrn Eberhard wahr. Warum er aber ſagt, daß es nur auf ſeine, d. i. dem Leibnitz eigenthümliche Begriffe von der Gerechtigkeit, dabei abgeſehen geweſen, geſtehe ich, nicht einzuſehen. Schlimm genug, daß man die Lehre von der beſten Welt noch immer ſeine Lehre nennt; warum ſollen nun auch die einzigen wahren Begriffe von der Gerechtigkeit Gottes ſeine Begriffe heißen?

III. Noch fügt Herr Eberhard hinzu: „Er (Leibnitz) „nimmt die ewigen Qualen nur bedingungsweiſe an, und „zeigt, daß ſie in der Vorausſetzung ewiger Verſchuldigun„gen nichts ungerechtes enthalten.“ Ich kenne die Stelle in der Theodicee,[2] wo ſich Leibnitz vollkommen ſo ausdrückt. Gleichwohl würde er es ſchwerlich haben auf ſich kommen laſſen, wenn man daraus hätte ſchließen wollen, daß er ſonach alles, was die Gottesgelehrten ſonſt für die Ewigkeit der Strafen anzuführen pflegen, ſchlechterdings verwerfe. Er thut dieſes wirklich auch ſo wenig, daß er vielmehr in dem wichtigſten Puncte, worauf es dabei ankommt, mit ihnen mehr als einig iſt. Ich will ſagen, daß er dieſen Punct nicht allein in ſeinem Werthe oder Unwerthe beruhen läßt, ſondern ihn ſogar ſehr ſcharfſinnig vertheidigt. Herr Eberhard behauptet, daß Gott bei ſeinen Strafen, einzig und allein die Beſſerung der Beſtraften zum Zwecke haben könne und müſſe. Leibnitz hingegen dehnt dieſe Beſſerung nicht allein auf die aus, welche die Strafen nur mit anſehen, geſetzt auch, daß ſie bei den Beſtraften ſelbſt nicht ſtattfände; ſondern er redet auch der bloß rächenden Gerechtigkeit Gottes, welche weder die Beſſerung, noch das

[1] Theodicee Th. I. §. 19.
[2] Theil I. §. 133.

Exempel, ni même la réparation du mal, zur Abſicht habe, ſehr ernſtlich das Wort; indem er ſie nicht bloß auf die von den Theologen erwieſene Androhung, ſondern auf eine wirkliche Convenienz, auf eine gewiſſe Schadloshaltung des Verſtandes, gründet. [1] Selbſt den Satz, daß die Sünde deßwegen unendlich beſtraft werde, weil ſie ein unendliches Weſen beleidige, hat er nirgends verworfen, oder auch nur gemißbilligt. Er ſagt zwar an einem Orte, daß einmal eine Zeit geweſen, „als er dieſen Satz noch „nicht genugſam unterſucht hatte, um darüber ein Urtheil „zu fällen.“ [2] Ich finde aber nicht, daß er es nachher gefällt; ohne Zweifel, weil er nachher, als er ihn genugſam unterſucht hatte, erkannte, daß ſich ſchlechterdings nichts darüber beſtimmen laſſe. Denn wenn jene rächende Gerechtigkeit Gott wirklich zukommt: welcher endliche Verſtand kann ihre Gränzen bezeichnen? Wer darf ſich zu entſcheiden wagen, was für einen Maaßſtab ſie bei dieſen ihren Strafen anzunehmen habe, und was für einen nicht? Der Maaßſtab ihrer eigenen Unendlichkeit iſt wenigſtens eben ſo wahrſcheinlich, als jeder andere.

IV. Aber wozu dieſes alles? Will ich Leibnitzen in noch größern Verdacht bringen, daß er den Orthodoxen nur geheuchelt habe? oder will ich ihn in allem Ernſte, bis zum Aergerniß unſerer Philoſophen, orthodox machen? Keines von beiden. Ich gebe es zu, daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung ſehr *exoteriſch* behandelt hat, und daß er ſich *eſoteriſch* ganz anders darüber ausgedrückt haben würde. Allein ich wollte nur nicht, daß man dabei etwas mehr als Verſchiedenheit der Lehrart zu ſehen glaubte. Ich wollte nur nicht, daß man ihn geradezu beſchuldigte, er ſey in Anſehung der Lehre ſelbſt mit ſich nicht einig geweſen, indem er ſie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg, und ließe ſich ſchlechterdings mit keiner didaktiſchen Politik, mit keiner Begierde, allen alles zu werden, entſchuldigen. Vielmehr bin ich überzeugt, und glaube es erweiſen zu können, daß ſich Leibnitz nur darum die gemeine Lehre von der Verdammung nach allen ihren exoteriſchen Gründen gefallen laſſen, ja gar ſie lieber noch mit neuen beſtärkt hätte, weil er erkannte, daß ſie mit einer großen Wahrheit ſeiner eſoteriſchen Philoſophie mehr übereinſtimme, als die gegenſeitige Lehre. Freilich nahm er ſie nicht in dem rohen und wüſten Begriffe, in dem ſie ſo mancher Theologe nimmt. Aber er fand, daß ſelbſt in dieſem rohen und wüſten Begriffe noch mehr wahres liege, als in den eben ſo rohen und wüſten Begriffen der ſchwärmeriſchen Vertheidiger der Wiederbringung; und nur das bewog ihn, mit den Orthodoxen lieber der Sache ein wenig zu viel zu thun, als mit den letztern zu wenig.

V. Herr Eberhard hat dieſe Meinung von ihm und ſeiner eſoteriſchen Philoſophie gerade nicht. Er glaubt, der vornehmſte Grundſatz derſelben, von dem beſten Zuſammenhange der Dinge, erhalte erſt alsdann ſeine größte Evidenz, wenn man annimmt, daß alle vernünftige Weſen endlich einmal zur Glückſeligkeit gelangen. „Dieſes, ſagt „er, hat Leibnitz wohl gefühlt, und ungeachtet er, wie ich „oben bemerkt habe, ſeine Philoſophie auch der entgegen„geſetzten Meinung anzupaſſen ſuchte, ſo hat er doch ſeine „eigene Mißbilligung derſelben nicht undeutlich zu verſtehen „gegeben. Einer ſeiner geſchickteſten Schüler und Vertei„diger (Vattel), erkennt dieſes ohne Bedenken. Das mildere „Schickſal der Sünder iſt auch ſeinen Grundſätzen zu tief ein„gegraben, als daß man die letztern annehmen und das erſtere „verwerfen könnte, wofern man ihre ganze Kraft und Aus„dehnung kennt, und die innerſten Geheimniſſe derſelben er„forſcht hat. Er kennt keinen Stillſtand, keine Ruhe in der „Welt; alles iſt, bis im Kleinſten, in ſteter Bewegung, und „zwar zu mehrerer Ausdehnung. Dieſen Wachsthum zieht „er augenſcheinlich der gleichmäßigen Vollkommenheit vor; „man mag ihn übrigens durch die Ordinaten der Hyperbel „oder des Dreiecks erklären.“ [1] Ich muß, mit Erlaubniß des Herrn Eberhard, hier anmerken, daß, wenn er ſich, in Anſehung dieſes letztern aus der Leibnitziſchen Philoſophie gezogenen Grundes nicht überhaupt irrt, er ſich doch wenigſtens in Betracht der dafür in der Note angeführten Stelle gewiß ganz vergriffen hat. Leibnitz ſagt daſelbſt: Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison. Dieſes ſcheint Herr Eberhard von der doppelten Hypotheſe, die immer wachſende Vollkommenheit des Ganzen entweder durch die Ordinaten der Hyperbel oder des Dreiecks zu erklären, verſtanden zu haben. Allein es geht offenbar auf die doppelte Hypotheſe, überhaupt entweder eine immer wachſende oder eine immer gleiche Vollkommenheit des Ganzen anzunehmen. [2] Wenn nun Leibnitz ſelbſt im Jahr

[1] Cette espèce de justice, qui n'a point pour but l'amandement, ni l'exemple, ni même la réparation du mal. — Hobbes et quelques autres n'admettent point cette justice punitive, qui est proprement vindicative. — Mais elle est toujours fondée dans un rapport de convenance, qui contente non seulement l'offensé, mais encore les sages qui la voyent; comme une belle musique, ou bien une bonne architecture contente les esprits bienfaits. Theod. II. §. 73.

[2] Theod. III. §. 92.

[1] Leibnitz, Lettre à M. Bourget, Opp. T. II. p. 332.

[2] Hier iſt die Stelle in ihrem völligen Zuſammenhange: On peut former deux hypothèses, l'une que la nature est toujours également parfaite, l'autre qu'elle croît toujours en perfection. Si elle est toujours également parfaite, mais variablement, il est plus vraisemblable qu'il n'y ait point de commencement. Mais si elle croissoit toujours en perfection (supposé qu'il ne soit point possible de lui donner toute la perfection tout à la fois) la chose se pourroit encore expliquer de deux façons, savoir par les ordonnées de l'Hyperbole ou par celle du Triangle. Suivant l'hypothèse de l'Hyperbole, il n'y auroit point de commencement, et les instans ou états du monde seroient crû en perfection depuis toute l'éternité; mais suivant l'hypothèse du Triangle, il y auroit eu un commencement. L'hypothèse de la perfection égale seroit celle d'un Rectangle. Je ne vois pas encore le moyen de faire voir démonstrativement ce qu'on doit choisir par la pure raison.

1715 noch kein Mittel sah, aus ungezweifelten Grundsätzen entweder das eine oder das andere zu demonstriren: wie kann man sagen, daß er gleichwohl das erstere augenscheinlich vorgezogen habe? Ihn zwang sein System nicht im geringsten, sich für eines von beiden zu erklären, es bleibt unter beiden Voraussetzungen eben dasselbe; und von beiden äußerte er bis auf das letzte, daß er noch nicht einsehe, welche er schlechterdings annehmen müsse. Denn so wie er die von der immer wachsenden Vollkommenheit, in so fern man entweder einen ersten Augenblick annehmen wolle oder nicht, entweder durch die Hypothese der Hyperbel oder des Triangels erläutert: so erläutert er die immer gleiche Vollkommenheit durch das Rectangel. Von allen diesen drei Hypothesen zusammen sagt er in einem andern Briefe, als dem, welchen Hr. Eberhard anführt, ausdrücklich: Ainsi il n'est pas si aisé de décider entre les trois hypothèses, et il faut encore beaucoup de méditation pour en venir à bout. Ferner in noch einem andern: Quant à la grande question, s'il est possible de démontrer par raison quelle hypothèse, savoir du rectangle, du triangle ou de l'hyperbole, est préférable dans la constitution de l'Univers, je crois qu'il faudroit s'attacher à un raisonnement rigoureux en bonne forme. Car comme en Methaphysique on n'a pas l'avantage des Mathématiciens de pouvoir fixer les idées par des figures; il faut que la rigueur du raisonnement y supplée, laquelle ne peut guère être obtenue en ces matières, qu'en observant la forme Logique. — Ainsi je vous prie, Monsieur, de penser comme vous pourriez réduire vos raisonnements là-dessus à une forme due; car je n'en vois pas encore le moyen. Und, wie gesagt, alles dieses schrieb er im Jahr 1715, also am Ende seiner Laufbahn, in Briefen, welche die letzten Erläuterungen seines Systems enthalten. Daher sind diese nämlichen Briefe an Herrn Bourguet, welche in des Herrn Dutens Ausgabe der sämmtlichen Werke zuerst erschienen, auch einer der schätzbarsten Vorzüge derselben.

VI. Wollte aber Herr Eberhard seine Worte nicht so genau genommen wissen, sollte er bloß haben sagen wollen, daß, obschon Leibnitz keine von den gedachten Hypothesen im eigentlichen Verstande demonstriren können, er gleichwohl für die von dem beständigen Fortgange zu größerer Vollkommenheit einen merklichern Hang gehabt habe: so muß ich gestehen, daß ich ihm auch hierin nicht beifallen kann. Leibnitz scheint mir vielmehr der immer gleichen Vollkommenheit um vieles geneigter gewesen zu seyn, ja seinen Freund einer förmlichen Demonstration derselben sehr nahe gebracht zu haben, welche er vielleicht seine Ursachen hatte, lieber aus ihm herauszuholen, als ihm vorzusagen. Ich gründe mich besonders auf die Stelle, wo er ihm schreibt: Vous avez raison, Monsieur, de dire que de ce que les êtres finis sont infinis en nombre, il ne s'ensuit point que leur système doit recevoir d'abord toute la perfection dont il est capable. Car si cette conséquence étoit bonne, l'hypothèse du Rectangle seroit demontrée. Mich dünkt nämlich, wenn diese Folge auch nicht nothwendig, sondern wenn sie nur möglich ist, daß dadurch die Hypothese des Rectangels schon einen großen Vorzug gewinnt. Denn das Ganze könnte sonach in jedem Augenblicke diejenige Vollkommenheit haben, der es sich, nach der andern Hypothese, nur immer nähert, ohne sie jemals zu erreichen; und ich sehe nicht, warum es nicht eben daher das Wählbarere für die ewige Weisheit sollte gewesen seyn. Die Möglichkeit aber, daß die unendliche Zahl der endlichen Wesen gleich Anfangs in den vollkommensten Zusammenhang, deren sie fähig sind, gebracht werden können, giebt Leibnitz nicht allein zu, sondern rettet sie auch gegen den Vorwurf des immer Einerleien; indem er zeigt, daß wenn der nämliche Grad der totalen Vollkommenheit schon bliebe, dennoch die einzelnen Vollkommenheiten unaufhörlich sich ändern würden.

VII. Doch gesetzt auch, alles dieses verhielte sich nicht so, wie ich sage; gesetzt, es wäre ganz unstreitig, was Herr Eberhard vorgiebt, daß Leibnitz den unaufhörlichen Wachsthum der gleichmäßigen Vollkommenheit augenscheinlich vorgezogen habe: würde er nicht sodann wenigstens den Begriff, den Leibnitz mit diesem Wachsthum verband, viel zu weit ausdehnen? Leibnitz hätte ihn zuverlässig bloß von den allgemeinen Zuständen des Ganzen verstanden, und Herr Eberhard erstreckt ihn auf alle einzelne Wesen. Wenn aber auch diese in beständiger Bewegung zu mehrerer Ausbreitung seyn sollen: so möchte ich wissen, wie bei moralischen Wesen überhaupt Sünde statthaben könnte? Es wäre denn, daß die Sünde selbst nichts anders als eine Bewegung zu mehrerer Ausdehnung seyn sollte. Nein, so hat Leibnitz gewiß nicht gedacht; sondern was er von einem einzelnen Zustande des Ganzen, nach der Hypothese der gleichmäßigen Vollkommenheit, sagt: cette collection peut avoir toute la perfection, *quoique les choses singulières qui la composent puissent augmenter et diminuer en perfection:* das ist schlechterdings auch von jedem Zustande des Ganzen nach der Hypothese des immerwährenden Wachsthums zu verstehen. Das Ganze mag in dem nämlichen Grade der Vollkommenheit fortdauern, oder jeden Augenblick an Vollkommenheit wachsen: so hindert das eine eben so wenig, als das andere, daß nicht einzelne Wesen eben so wohl an Vollkommenheit zunehmen als abnehmen könnten. Ohne dieses mögliche Abnehmen ist bei moralischen Wesen die Sünde unerklärlich; und mehr, als eben dieses mögliche Abnehmen braucht es nicht, auch die Strafe, ja die ewige Strafe der Sünde, selbst in dem System der immerwachsenden Vollkommenheit, zu erklären.

VIII. Aber ich muß zuvörderst jene esoterische große Wahrheit selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu

reden zuträglich fand. Und welche kann es anders ſeyn, als der fruchtbare Satz, daß in der Welt nichts inſulirt, nichts ohne Folgen, nichts ohne ewige Folgen iſt? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen ſeyn kann, und dieſe Folgen die Strafen der Sünde ſind: wie können dieſe Strafen anders als ewig dauern? Wie können dieſe Folgen jemals Folgen zu haben aufhören? Herr Eberhard ſelbſt erkennt in dieſem Verſtande die Ewigkeit derſelben, und drückt ſich mit aller Stärke und Würde darüber aus. „Wenn „nichts anders die endloſe Hölle ſeyn ſoll, als dieſer ewige „Schaden, der uns von jeder Verſündigung ankleben ſoll: „ſo wird niemand bereitwilliger ſeyn, als ich, dieſer Mei„nung die Hände zu bieten. Ich werde gern alle Mißdeu„tungen, denen der Ausdruck könnte unterworfen ſeyn, um „der Sache ſelbſt willen überſehen. Ich werde es mit allem „Eifer und mit aller Ueberredungskraft, die mir Gott ge„geben hat, den Gemüthern einzuprägen ſuchen, daß eine „jede Unſittlichkeit ihre böſen Folgen bis ins Unendliche „habe, daß ein jeglicher Schritt, den man in dem Wege „der Vollkommenheit zurück thut, unſer ganzes ewiges „Daſeyn hindurch, an der ganzen Summe derſelben, an „der Länge des durchlaufenen Weges fehlen werde.“ Schön und wohl! Aber wie kam es, daß ihm nur der einzige Baumgarten dieſe Ewigkeit der Strafe zu innuiren ſchien? Wie kam es, daß er dieſem allein die Ehre gab, einen ſo wahren und großen Verſtand damit verknüpft zu haben? Folgt ſie nicht auch aus Leibnitziſchen Grundſätzen? Ja, beruht ſie ſelbſt bei Baumgarten auf andern Grundſätzen, als auf Leibnitziſchen? Der Satz, woraus ſie dieſer unmittelbar herleitet, daß kein negatives Ding in einem reellen Dinge ein Grund von Realität ſeyn könne: was iſt er weiter, als eine für gewiſſe Fälle brauchbarere Formel des zureichenden Grundes? Nicht zu gedenken, daß aus dieſem Satze nicht ſowohl die ewige Fortdauer der Verdammniß, als die Unmöglichkeit, aus der Verdammniß durch die Verdammniß in die Seligkeit überzugehen, fließt.

IX. Wenn nun aber die Ewigkeit der Strafen in ungezweifelten Leibnitziſchen Lehren ſo offenbar gegründet iſt: ſo muß ſie ſich auch zu beiden Hypotheſen von der Vollkommenheit der Welt, der gleichmäßigen ſowohl als der wachſenden, ſchicken: wenn ſich anders das ganze Syſtem des Leibnitz, wie ich geſagt habe, gleichgültig gegen dieſe Hypotheſen verhält. Und das thut ſie auch wirklich; unter der Einſchränkung nämlich, daß ſowohl die eine als die andere Art der Vollkommenheit nicht von jedem einzelnen Weſen, ſondern von den totalen Zuſtänden aller Weſen zugleich prädicirt wird. Unbeſchadet der einen und der andern, kann ein moraliſches Weſen nicht allein in ſeinem Fortgange zur Vollkommenheit ſtocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, ſondern ich ſehe nicht, warum es nicht auch in dieſem Rückgange ewig beharren und ſich immer weiter und weiter von ſeiner Vollkommenheit entfernen könnte? Auf dieſer Möglichkeit beruht der exoteriſche Grund, den Leibnitz für die unendliche Dauer der Verdammniß aus der endloſen Fortſetzung der Sünde hernahm. Nur hätte er, um ganz orthodox zu ſeyn, nicht nur eine ewige Verdammniß, ſondern eine ewige in alle Ewigkeit wachſende Verdammniß daraus folgern müſſen.

X. Allerdings ſchaudert die Menſchheit bei dieſer Vorſtellung, ob ſie ſchon nur auf die bloße Möglichkeit ſich bezieht. Ich möchte aber darum doch nicht fragen: warum mit einer bloßen Möglichkeit ſchrecken? Denn ich müßte mich der Gegenfrage beſorgen: warum nicht damit ſchrecken, wenn ſie doch nur eigentlich für den erſchrecklich ſeyn kann, dem es mit ſeiner Beſſerung nie ein Ernſt geweſen? Geſetzt aber auch, daß es ſelbſt mit dieſer Möglichkeit noch nicht ſeine Richtigkeit hätte, daß ſie zwar mit der Vollkommenheit des Ganzen beſtehen könnte, daß aber der ewige Rückgang eines moraliſchen Weſens in ſich ſelbſt widerſprechend wäre: ſo bleibt auch ſo noch die Ewigkeit der Strafen nach den ſtrengſten Leibnitziſchen Grundſätzen gerettet. Genug, daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen iſt, und ſich alſo in alle Ewigkeit durch ſich ſelbſt beſtraft. Denn nun auch angenommen, daß das höchſte Weſen durchaus nicht anders ſtrafen kann, als zur Beſſerung des Beſtraften; angenommen, daß die Beſſerung über lang oder kurz die nothwendige Folge der Strafe ſey: iſt es ſchon ausgemacht, ob überhaupt die Strafe anders beſſern kann, als dadurch, daß ſie ewig dauert? Will man ſagen? „allerdings, durch die „lebhafte Erinnerung, welche ſie von ſich zurück läßt.“ Als ob dieſe lebhafte Erinnerung nicht auch Strafe wäre?

XI. Doch warum bei Dingen verweilen, die niemand läugnet? Nicht die Ewigkeit der natürlichen Strafen wird geläugnet, ſondern — was denn? — die Ewigkeit der Hölle. — Alſo iſt beides nicht eines? Alſo iſt die Hölle etwas anderes, wenigſtens etwas mehr als der Inbegriff jener Strafen? — Ich weiß wohl, daß es Theologen giebt, die dieſer Meinung ſind. Allein ich finde, daß wenigſtens Herr Eberhard unter dieſe Theologen nicht gehört, und er iſt darum gewiß nicht weniger orthodox, als ſie. Denn in der ganzen Religion iſt nichts, was ſo etwas zu glauben nöthige. Vielmehr kann und darf man mit aller Sicherheit annehmen, daß die in der Schrift gedrohten Strafen keine andere ſind, als die natürlichen, welche auch ohne dieſe Androhung auf die Sünde folgen würden. Wenn aber eine höhere Weisheit eine dergleichen außerordentliche Androhung noch für nöthig gehalten hat, ſo hat ſie für eben ſo zuträglich erkannt, ſich ganz nach unſern gegenwärtigen Empfindungen davon auszudrücken. Und hier, denke ich, ſtehen wir an der Quelle, woraus alle die Schwierigkeiten gefloſſen ſind, warum man die Ewigkeit der Verdammniß läugnen zu müſſen geglaubt. Indem nämlich die Schrift, um die lebhafteſte Vorſtellung von jener Unglückſeligkeit zu erwecken, die auf die Laſterhaften wartet, faſt alle ihre Bilder von dem körperlichen Schmerze hernahm, mit dem

alle Menſchen ohne Ausnahme am bekannteſten ſind: ſo hat man, wenn auch nicht die körperlichen Schmerzen ſelbſt, wenigſtens deren Beſchaffenheit und Verhältniß zu unſerer Natur, nicht für das Bild, ſondern für die Sache ſelbſt genommen, und aus dieſem falſchen Begriffe etwas beſtritten, was auf alle Weiſe gegründeter iſt, als dieſer Begriff. So ſind aus Strafen Qualen, aus Qualen ein Zuſtand von Qualen, aus der Empfindung eines ſolchen Zuſtandes eine alles andere ausſchließende, unſers ganzen Weſens ſich bemächtigende Empfindung geworden. Kurz, die intenſive Unendlichkeit, die man mehr oder weniger, ſtillſchweigend oder ausdrücklich, den Strafen der Hölle unbedachtſam beigelegt, oder gar beilegen zu müſſen geglaubt; dieſe weder in der Vernunft noch in der Schrift gegründete intenſive Unendlichkeit allein iſt es, welche die unendliche Dauer derſelben ſo unbegreiflich, mit der Güte und Gerechtigkeit Gottes ſo ſtreitend, unſern Verſtand und unſere Empfindung ſo empörend, macht, von jeher gemacht hat, und nothwendig machen muß.

XII. Beſonders bei denen machen muß, die ſich keine göttliche Strafen ohne Abſicht der Beſſerung denken können. Ihr Gefühl iſt ſehr richtig, aber ihr Verſtand macht einen Trugſchluß. Nicht durch die unendliche Dauer der Strafen wird die Beſſerung ausgeſchloſſen, ſondern durch die intenſive Unendlichkeit derſelben. Denn zu dieſer intenſiven Unendlichkeit gehört vornehmlich ihre Stetigkeit, und dieſe Stetigkeit iſt es, welche alle Beſſerung unmöglich macht. Ich will ſagen, und habe zum Theil ſchon geſagt: wenn die Strafen beſſern ſollen, ſo hindert die immerwährende Fortdauer des phyſiſchen Uebels derſelben ſo wenig die Beſſerung, daß vielmehr die Beſſerung eine Folge dieſer Fortdauer iſt. Aber die Empfindung dieſes dauernden Uebels muß nicht ſtetig, muß wenigſtens in ihrer Stetigkeit nicht immer herrſchend ſeyn, weil es unbegreiflich iſt, wie bei dieſer herrſchenden Stetigkeit auch nur der erſte Entſchluß zur Beſſerung entſtehen könnte. Herr Eberhard ſelbſt behauptet die Möglichkeit des erſteren mit ſo ausdrücklichen als nachdrücklichen Worten. „Das phyſiſche der „Strafe mag immer bleiben; der beſſer belehrte Sünder „wird es kein Uebel mehr nennen, er wird ſich dabei „nicht mehr unglücklich dünken, ſo ſchmerzhaft es auch immer „ſeiner Sinnlichkeit ſeyn mag.“ Was heißt dieſes anders, als daß ſich der Sünder beſſern kann, ungeachtet ſeine Strafe nie aufhört? Aber wann ſollte er nur den Gedanken faſſen, daß das fortdauernde phyſiſche Uebel für ihn ein wohlthätiges Uebel ſey, wann ſollte er anfangen können, beſſer belehrt zu ſeyn, falls die Empfindung dieſes Uebels ſo intenſiv und ſtetig wäre, als man es aus einigen figürlichen Ausdrücken der Schrift folgern zu müſſen glaubt?

XIII. Ich ſage mit Bedacht, aus einigen figürlichen Ausdrücken. Denn andere, beſonders wenn man die Parabeln mit zu den figürlichen Ausdrücken rechnen darf, leiten auf weit richtigere Begriffe, mit welchen ſowohl die Endloſigkeit der Strafen, als zugleich die Beſſerung des Beſtraften beſtehen kann. Daß aber die eine die andere nicht aufhebt, iſt nicht allein unter der Vorausſetzung begreiflich, daß die Beſſerung nicht anders als durch die Fortdauer der Strafen erhalten werden könne, ſondern kann auch auf eine andere Weiſe mehr als wahrſcheinlich gemacht werden. Nämlich, wenn man in Erwägung zieht, daß obſchon Strafe und Belohnung etwas poſitives ſeyn werden und ſeyn müſſen, dennoch ein Stand von Strafen und ein Stand von Belohnungen zugleich relative Begriffe ſind, welche die nämlichen bleiben, ſo lange ſie in dem nämlichen Verhältniſſe abnehmen oder wachſen. Der reiche Mann in der Hölle mag ſich immer beſſern, mag ſich immer, von dem erſten Augenblicke der empfundenen Strafe an, ſeiner Vollkommenheit wieder zugewandt, und mit jedem folgenden Augenblicke ſich ihr mehr und mehr genähert haben. Hört er darum auf, in Anſehung des Lazarus, in der Hölle zu bleiben, der von dem erſten Augenblicke ſeiner empfundenen Seligkeit an indeß um eben ſo viele Schritte einer höhern und höheren Vollkommenheit zugeeilt iſt? — Wer hierwider im Ernſte den Einwurf machen kann, daß auf dieſe Weiſe Hölle und Himmel in eines fließen, und ſich jeder Sünder ſonach tröſten könne, über lang oder kurz dennoch einmal in Himmel zu kommen: der iſt gerade derjenige, mit dem man ſich über dergleichen Dinge in gar keine Erklärung einlaſſen müßte. Für ihn mag es nur immer bei dem Buchſtaben bleiben. Denn auf ihn und ſeines gleichen ward gerade bei dem Buchſtaben geſehen.

XIV. Aber einen Mann, wie Herr Eberhard, darf ich fragen, ob jene unzertrennte Fortſchreitung, welche beide Stände, Himmel und Hölle, durch unendliche Stufen verbindet, ohne daß jemals weder der eine noch der andere ſeine relative Benennung verliert, nicht ſchon aus dem Syſtem der beſſernden Strafen folgt? Und ob die gänzliche Scheidung, welche die gemeine Denkungsart zwiſchen Himmel und Hölle macht, die nirgends gränzenden Gränzen, die auf einmal abgeſchnittenen Schranken derſelben, die, ich weiß nicht, durch was für eine Kluft von Nichts, getrennt ſeyn ſollen, dieſſeits welcher ſchlechterdings nur lauter ſolche, und jenſeits welcher ſchlechterdings nur lauter andere Empfindungen ſtatt haben würden: ob alle dergleichen Dinge nicht weit unphiloſophiſcher ſind, als der allergröbſte Begriff von der ewigen Dauer der Strafen nur immer ſeyn kann? Bei dieſem liegt doch noch wenigſtens eine große unſtreitige Wahrheit zum Grunde, und er wird nur darum ſo unſinnig grob, weil man jene Ungereimtheiten mit hineinnimmt, die ſowohl mit dem Weſen der Seele, als mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten.

XV. Daß ſie mit dem Weſen der Seele ſtreiten, iſt daher klar, weil die Seele keiner lautern Empfindung fähig iſt, das iſt, keiner ſolchen Empfindung fähig iſt, die bis in ihr kleinſtes Moment nichts als angenehm, oder

nichts als unangenehm wäre; geſchweige, daß ſie eines Zuſtandes fähig ſeyn ſollte, in welchem ſie nichts als dergleichen lautere Empfindungen, entweder von der einen oder von der andern Art, hätte. Daß ſie aber auch mit der Gerechtigkeit Gottes ſtreiten, dieſes, fürchte ich, dürfte vielleicht weniger erwogen ſeyn worden, als es verdient. Was heißt indeß offenbar damit ſtreiten, als annehmen oder zu verſtehen geben, daß ſelbſt die Gerechtigkeit Gottes einer Unvollkommenheit bei ihren Strafen nicht ausweichen könne, welche der menſchlichen Gerechtigkeit in gewiſſen Fällen unvermeidlich iſt? Dieſe Unvollkommenheit beſteht darin, daß die menſchliche Gerechtigkeit, wenn Strafen und Belohnungen colludiren, nichts anders als durch die wenigere Beſtrafung belohnen, und durch die wenigere Belohnung beſtrafen kann; mit einem Worte, daß ſie in dergleichen Fällen, wie der Ausdruck iſt, in Bauſch und Bogen beſtrafen und belohnen muß. Aber dieſes müßte auch Gott? Nimmermehr. Sondern wenn es wahr iſt, daß der beſte Menſch noch viel Böſes hat, und der ſchlimmſte nicht ohne alles Gute iſt: ſo müſſen die Folgen des Böſen jenem auch in den Himmel nachziehen, und die Folgen des Guten dieſen auch bis in die Hölle begleiten; ein jeder muß ſeine Hölle noch im Himmel und ſeinen Himmel noch in der Hölle finden. Die Folgen des Böſen müſſen von den mehreren Folgen des Guten, und die Folgen des Guten von den mehreren Folgen des Böſen nicht bloß abgezogen werden, ſondern jede derſelben müſſen ſich, in ihrer ganzen poſitiven Natur, für ſich ſelbſt äußern. Nichts anderes meint die Schrift ſelbſt, wenn ſie von Stufen der Hölle und des Himmels redet. Aber der undenkendere Theil ihrer Leſer, ſtellt er ſich dieſe Stufen auch ſo vor? Oder giebt er nicht vielmehr einer jeden dieſer Stufen, ſie ſey ſo niedrig als ſie wolle, gleichſam ihre eigene intenſive Unendlichkeit? Die niedrigſte Stufe des Himmels iſt ihm freilich nur die niedrigſte; aber dem ungeachtet nichts als Himmel, nichts als Freude und Wonne, nichts als Seligkeit.

XVI. Und nun, warum ſeine Waffen nicht lieber gegen dieſe irrigen Begriffe wenden, die noch dazu ungleich leichter aus der Schrift hinweg zu exegeſiren ſind, als die unendliche Dauer der Strafen? Mich wenigſtens dünkt, daß ſelbſt der ſcharfſinnigſte Ausleger, wenn er gegen dieſe an will, Dinge als ausgemacht annimmt, gegen welche noch ſehr viel einzuwenden wäre. Z. E. Wenn Herr Eberhard darauf dringt, daß das Wort ewig in der hebräiſchen und griechiſchen Sprache nur eine unbeſtimmte, aber keineswegs unendliche Dauer andeute; ſo ſagt er unter anderem: „Ueberhaupt muß man die Zeitfolge in der ſtufenweiſen „Erhöhung eines ſolchen abſtracten Begriffs, als der Be„griff der Ewigkeit iſt, wohl bemerken. Dieſer Begriff iſt „nicht immer ſo transſcendental geweſen, als ihn zuletzt „die ſtärkſte Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie ge„macht hat.“ Die Erinnerung, welche hier zum Grunde liegt, kann bei vielen metaphyſiſchen Begriffen ihre gute Anwendung haben, bei dem aber von der Ewigkeit wohl ſchwerlich. Da er bloß negativ iſt, ſo ſehe ich nicht, was für eine Gradation darin möglich iſt. Man hat ihn gar nicht gehabt, oder man hat ihn von jeher ſo vollſtändig gehabt, als er nur ſeyn kann. Daß man eine lange unbeſtimmte Zeit eine Ewigkeit zu nennen gewohnt geweſen, das beweist im geringſten nicht, daß man ſich Anfangs auch die Ewigkeit nur als eine lange unbeſtimmte Zeit gedacht habe. Denn jenes geſchieht noch täglich auch von Leuten, die ſehr gut wiſſen, was das Wort Ewigkeit eigentlich ſagen will. Noch weniger beweist die urſprüngliche Armuth der Sprache, die den abſtracten Begriff der Ewigkeit nicht anders, als durch Häufung der Zeit auf Zeit auszudrücken wußte, daß dem Begriffe ſelbſt das weſentliche jemals gefehlt habe. Die Geſchichte der Weltweisheit iſt auch völlig dagegen. Denn er ſey immerhin, dieſer Begriff der Ewigkeit, eine beſondere Anſtrengung der erhabenſten Philoſophie; wenigſtens iſt die Philoſophie einer ſolchen Anſtrengung ſehr früh fähig geweſen; und dieſe erhabenſte Philoſophie iſt keine andere, als die allerälteſte. Selbſt das transſcendentalſte, deſſen er fähig iſt, dieſer Begriff der Ewigkeit, und wozu ſich ſelbſt noch jetzt ſo wenige erheben können, ich meine die Ausſchließung aller Folge: ſelbſt dieſes war den alten Philoſophen ſchon ſehr geläufig, und wie geſagt, faſt geläufiger, als unſern.

XVII. Eben ſo wenig möchte ich verſchiedene andere Aeußerungen des Herrn Eberhards über dieſe Materie zu den meinigen machen, die, ohne das Weſentliche der Streitfrage zu betreffen, ſie dennoch in einem falſchen Lichte zeigen. Ein ſolches Licht nenne ich die, obſchon nicht ausdrückliche Behauptung, aber gleichwohl ſehr richtig zu folgernde Andeutung, daß die Lehre von den ewigen Strafen unter den Chriſten entſtanden ſey. „Zwar bin ich nicht „im Stande, ſagt er, den wahren Zeitpunkt ihres Ent„ſtehens und ihrer Ausbreitung unter den Chriſten anzu„geben. Es ſey aber, welcher es wolle, ſo muß in dem„ſelben die Barbarei ſchon ſo viel Land gewonnen haben, „daß die Sophiſterei der Schulgelehrten in den menſchlichen „Gemüthern einen gebahnten Weg vor ſich finden konnte. „Denn daß die Vernunft dieſe ſchreckliche Lehre verkenne, „davon hoffe ich den Beweis bis zu einer ſolchen Augen„ſcheinlichkeit zu führen, daß Ihnen nichts mehr wird übrig „bleiben, als ſie auf die Rechnung unrichtig verſtandener „Schriftſteller zu ſchreiben.“ Wie geſagt, wenn er es in dieſen Worten nicht ausdrücklich läugnet, daß auch andere Religionen, als die chriſtliche, die ewigen Strafen der Laſterhaften lehren, und gelehrt haben: ſo iſt ſein Ausdruck doch nicht ganz unſchuldig, wenn der Sache Unkundige ſich daraus einbilden, daß es allerdings von keiner andern geſchehe, oder jemals geſchehen ſey. Gleichwohl iſt dieſes ſo falſch, daß es ihm ſchwer werden dürfte, auch nur eine zu nennen, welche die endlichen Strafen mit klaren Worten lehre, und ſich nicht vielmehr von dem Gegentheil

eben ſo ſtreng ausdrücke, als er zugeſtehen muß, daß es in der Schrift wenigſtens dem Anſehen nach geſchieht. Ein jeder neue Chriſt brachte daher die gemißbilligte Lehre aus ſeiner verlaſſenen Religion in die chriſtliche ſchon mit hinüber; und die mißverſtandenen Stellen der Schrift brauchten ihn nicht darauf zu bringen, ſondern konnten ihn höchſtens nur darin beſtärken. Vielmehr dürfte ſich der Zeitpunct weit leichter angeben laſſen, wann man eine allen Religionen ſo gemeine Lehre in der chriſtlichen Religion zuerſt angefangen hat, theils aus vermeinten philoſophiſchen Gründen, theils aus eigenen mißverſtandenen Vorausſetzungen zu beſtreiten. Und auch ſchon wegen dieſer Uebereinſtimmung aller Religionen möchte ich nicht mit dem Herrn Eberhard ſagen, „daß die Vernunft dieſe „ſchreckliche Lehre verkenne," oder wie er ſich an einem andern Orte noch nachdrücklicher ausdrückt, „daß die Ver„nunft an dieſem Lehrſatze unſchuldig, daß in dem ganzen „Umfange ihrer Wahrheiten ſich nicht eine finde, die durch „eine richtige Folgerung dahin führe." Was alle Religionen gemein haben, kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund ſeyn; und unſtreitig iſt die von jeher, obſchon mehr dunkel empfundene, als klar erkannte Wahrheit von den ewigen Folgen der Sünde hinlänglich geweſen, darauf zu bringen. Oder vielmehr dieſe Wahrheit und die Lehre von den ewigen Strafen iſt im Grunde eines; nur in den verſchiedenen Religionen durch die Bemühung, dieſe Strafen ſinnlich zu machen, mehr oder weniger verſtellt.

XVIII. Ich ſchließe mit der nähern Anzeige der gleich Anfangs erwähnten Urſache, warum ich wünſchen könnte, daß ſich Herr Eberhard gegen die ewigen Strafen der Laſterhaften, wenigſtens nicht in einer Apologie des Sokrates möchte erklärt haben. Es iſt dieſe, weil Sokrates ſelbſt ſolche ewigen Strafen in allem Ernſte geglaubt, wenigſtens ſo weit geglaubt hat, daß er es für zuträglich gehalten, ſie mit den unverdächtigſten, ausdrücklichſten Worten zu lehren. Man ſehe ſeine Rede zum Schluſſe des Georgias beim Plato, in welcher folgende Stelle ſchlechterdings keine Einwendung dagegen erlaubt. *Προσήκει δὲ παντὶ τῷ ἐν τιμωρίᾳ ὄντι, ὑπ' ἄλλου ὀρθῶς τιμωρουμένῳ, ἢ βελτίονι γίγνεσθαι, καὶ ὀνίνασθαι, ἢ παράδειγμά τι τοῖς ἄλλοις γίγνεσθαι· ἵνα ἄλλοι ὁρῶντες πάσχοντα ἃ ἂν πάσχοι, φοβούμενοι, βελτίους γίγνωνται. Εἰσὶ δὲ οἱ μὲν ὠφελούμενοι τε καὶ δίκην διδόντες ὑπὸ θεῶν τε καὶ ἀνθρώπων, οὗτοι οἳ ἂν ἰάσιμα ἁμαρτήματα ἁμάρτωσιν. ὅμως δὲ δι' ἀληδόνων καὶ ὀδυνῶν γίγνεται αὐτοῖς ἡ ὠφέλεια καὶ ἐνθάδε καὶ ἐν ᾅδου· οὐ γὰρ οἷόν τε ἄλλως ἀδικίας ἀπαλλάττεσθαι. Οἳ δ' ἂν τὰ ἴσχατα ἀδικήσωσι, καὶ διὰ τοιαῦτα ἀδικήματα ἀνίατοι γένωνται, ἐκ τούτων τὰ παραδείγματα γίγνεται· καὶ οὗτοι, αὐτοὶ μὲν οὐκέτι ὀνίνανται οὐδέν, ἅτε ἀνίατοι ὄντες· ἄλλοι δὲ ὀνίνανται, καὶ τούτους ὁρῶντες διὰ τὰς ἁμαρτίας τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντας τὸν ἀεὶ χρόνον, ἀτεχνῶς παραδείγματα ἀνηρτημένους ἐκεῖ ἐν ᾅδου ἐν τῷ δεσμωτηρίῳ, τοῖς ἀεὶ τῶν ἀδίκων ἀφικνουμένοις θεάματα καὶ νουθετήματα.* — Hier iſt aller Ausflucht vorgebaut. Das *τὸν ἀεὶ χρόνον* iſt nicht ſo zweideutig, als jenes *αἰὼν* oder *αἰώνιος*. Und was wäre auch alle Zweideutigkeit bei dem ausdrücklichen Gegenſatze von Verdammten, die Strafen und Schmerzen leiden, damit ſie ſich beſſern, und von Verdammten, die ſich durchaus nicht beſſern können, ſondern bloß andern zum Beiſpiele in alle Ewigkeit gemartert und gepeinigt werden? *Τὰ μέγιστα καὶ ὀδυνηρότατα καὶ φοβερώτατα πάθη πάσχοντες τὸν ἀεὶ χρόνον.* Freilich iſt es wahr, daß wenigſtens ſonach Sokrates die Strafen der Hölle nicht überhaupt ohne Unterſchied ewig machte. Aber wenn bloß dadurch ſeine Lehre erträglicher wird: was iſt denn in unſerer Religion, das uns hindert, dieſen Unterſchied nicht auch anzunehmen? Was uns hindert? Als ob nicht der größere Theil unſerer Glaubensgenoſſen ihn wirklich angenommen hätte? Jener mittlere Zuſtand, den die ältere Kirche glaubt und lehrt, und den unſere Reformatoren, ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs, zu dem er Anlaß gegeben hatte, vielleicht nicht ſo ſchlecht weg hätten verwerfen ſollen: was iſt er im Grunde anders, als die beſſernde ſokratiſche Hölle? Und wenn es denn nur auch bloß möglich wäre, ja in alle Ewigkeit bloß möglich bliebe, daß es Sünder geben könne, welche auf keine Weiſe zu beſſern ſtünden; Sünder, welche nie aufhören könnten zu ſündigen: warum für dieſe bloß möglichen Ungeheuer, nicht auch bloß mögliche, ihnen allein zukommende Strafen annehmen, oder gelten laſſen? —

— O meine Freunde, warum ſollten wir ſcharfſinniger als Leibnitz und menſchenfreundlicher ſcheinen wollen als Sokrates?

Aus dem dritten Beitrage.

1774.

Von Duldung der Deiſten.[1]

Fragment eines Ungenannten.

Die hauptſächlichſte Betrachtung, auf welche Reuſers Geſchichte einen denkenden Leſer führt, brauche ich wohl

[1] Unter den Handſchriften der Wolfenbüttler Bibliothek fand Leſſing einen Brief des bekannten unglücklichen Unitariers und Apoſtaten Adam Neuſer, der ſich wegen ſeiner religiöſen Anſichten als Prediger zu Heidelberg nicht halten konnte, zu den Socinianern nach Siebenbürgen und endlich nach Conſtantinopel floh, wo er zum Islam überging, und daſelbſt im Jahr 1576 ſtarb. Dieſen Brief Neuſers an einen Freund machte Leſſing unter den „Beiträgen zur Ge„ſchichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu „Wolfenbüttel" bekannt, und begleitete denſelben mit einer Abhandlung, in welcher er die Widerſprüche in den Nachrichten über Neuſer aufdeckt, und den Mann, ſoweit er nach Charakter und Anſichten zu vertheidigen iſt, gegen die Verleumdungen und Uebertreibungen ſeiner Zeitgenoſſen in Schutz nimmt. Dieſe Geſchichte Neuſers war es, von welcher, wie man aus Obigem erſieht, Leſſing Gelegenheit nahm die berühmten Fragmente eines Unbekannten über religiöſe Gegenſtände dem Publicum vorzulegen, und ſie mit den Bemerkungen zu begleiten, welche ihn in die bekannten Streitigkeiten mit Götze und andern Theologen verwickelt, und die ganze Reihe der hier folgenden Streitſchriften herbeigeführt haben.

nicht erſt lange anzugeben. Sie iſt es aber, die mich an Fragmente eines ſehr merkwürdigen Werks unter den allerneueſten Handſchriften unſerer Bibliothek und beſonders an eines derſelben ſo lebhaft erinnert, daß ich mich nicht enthalten kann, von ihnen überhaupt ein Wort hier zu ſagen, und dieſes als eine Probe daraus mitzutheilen.

Es ſind, ſage ich, Fragmente eines Werks: aber ich kann nicht beſtimmen, ob eines wirklich einmal vollendet geweſenen und zerſtörten, oder eines niemals zu Stande gekommenen Werks. Denn ſie haben keine allgemeine Aufſchrift; ihr Urheber wird nirgends angegeben; auch habe ich auf keine Weiſe erfahren können, wie und wann ſie in unſere Bibliothek gekommen. Ja ſogar, daß es Fragmente eines Werks ſind, weiß ich nicht mit Gewißheit, ſondern ſchließe es nur daher, weil ſie alle einen Zweck haben, alle ſich auf die geoffenbarte Religion beziehen und vornehmlich die bibliſche Geſchichte prüfen.

Sie ſind mit der äußerſten Freimüthigkeit, zugleich aber mit dem äußerſten Ernſte geſchrieben. Der Unterſucher vergißt ſeine Würde nie; Leichtſinn ſcheint nicht ſein Fehler geweſen zu ſeyn, und nirgends erlaubt er ſich Spöttereien und Poſſen. Er iſt ein wahrer geſetzter Deutſcher in ſeiner Schreibart und in ſeinen Geſinnungen. Er ſagt ſeine Meinung gerade zu und verſchmäht alle kleine Hülfsmittel, den Beifall ſeiner Leſer zu erſchleichen.

Da, nach der Hand und der äußern Beſchaffenheit ſeiner Papiere zu urtheilen, ſie ungefähr vor dreißig Jahren geſchrieben ſeyn mögen; da aus vielen Stellen eine beſondere Kenntniß der hebräiſchen Sprache erhellt, und der Verfaſſer durchgängig aus Wolffiſchen Grundſätzen philoſophirt: ſo haben mich alle dieſe Umſtände zuſammen an einen Mann erinnert, welcher um beſagte Zeit hier in Wolfenbüttel lebte, und hier, unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung fand, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen; an Schmid, den Wertheimiſchen Ueberſetzer der Bibel.

Doch, ohne mich bei Vermuthungen über den Verfaſſer aufzuhalten, hier iſt die Stelle, in welcher ſich meine Leſer mit ſeinem Geiſte näher bekannt machen können. Sie iſt aus einer Art von Einleitung genommen, in welcher er von der Vortrefflichkeit und Hinlänglichkeit der natürlichen Religion überhaupt handelt. [1]

Und ſo weiter! Zu einer Probe iſt dieſes mehr als hinreichend. Nun erlaube man mir noch, meinen Unbekannten nicht ſo ganz ohne Geleite abtreten zu laſſen.

1) Ich habe geſagt, daß Neuſers Schickſale mich an dieſe Stelle erinnert. Denn als Neuſer ſo weit gekommen war, daß er ſich kein Bedenken machte, zur mahometaniſchen Religion überzutreten, war er doch vermuthlich kein Phantaſt, der ſich von der Wahrheit der mahometaniſchen Religion, als geoffenbarter Religion, vorzüglich vor der chriſtlichen, überzeugt fühlte; ſondern er war ein Deiſt, der Eine geoffenbarte Religion für ſo erdichtet hielt, als die andere, und den nur die äußerſte Verfolgung zu einem Tauſche brachte, an den er nie würde gedacht haben, wenn er irgendwo in der Chriſtenheit die Duldung zu finden gewußt hätte, auf welche unſer Unbekannte für ſolcher Art Leute dringt. Er hatte ſie bei den Unitariern Anfangs zu finden geglaubt. Aber der Streit, in welchen er auch mit ihnen ſofort verwickelt wurde, mochte ihn wohl abnehmen laſſen, was er ſich mit der Zeit ſelbſt von denen zu verſehen habe, welche anderswo eben ſo vogelfrei waren, als er. Ja es ſcheint, daß dieſe ſeine Beſorgniß durch Franc. Davidis nachherige Schickſale hinlänglich gerechtfertigt worden. Indeß kann es doch gar wohl ſeyn, daß Neuſer auch eine Art von Prädilection für die mahometaniſche Religion gehabt, und daß er ihr bereits alle die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, die ſeit neuerer Zeit freimüthige und unverdächtige Gelehrte ihr erzeigen zu müſſen geglaubt haben. „Des Mahomets Alkoran, ſagt auch unſer Unbekannte „kurz vor der mitgetheilten Stelle, und der türkiſche Glaube „hat zwar einen böſen Ruf bei uns, nicht allein, weil der „Stifter dieſer Religion Betrügerei und Gewalt gebraucht, „ſondern auch weil viele Thorheiten und Irrthümer nebſt „manchen unnöthigen, äußerlichen, hergebrachten Gebräuchen ſich eingemiſcht finden. Ich will ihm auch gar „nicht das Wort reden, viel weniger denſelben der chriſtlichen Religion zum Nachtheil erheben. Doch bin ich verſichert, daß unter denen, die der türkiſchen Religion dieß „und jenes Schuld geben, die wenigſten den Alkoran geleſen haben, und daß auch unter denen, die ihn geleſen, „die wenigſten den Vorſatz gehabt, den Worten einen gefunden Verſtand, deſſen ſie fähig ſind, zu geben. Ich „getraute mir, wenn dieſes mein Hauptabſehen wäre, das „vornehmſte der natürlichen Religion aus dem Alkoran gar „deutlich und zum Theil gar ſchön ausgedruckt darzuthun, „und glaube, daß ich bei Verſtändigen leicht darin Beifall „finden werde, daß faſt alles weſentliche in Mahomets „Lehre auf natürliche Religion hinauslaufe. Der gelehrte „Thomas Hyde, [1] den man ſowohl der Sachen kundig als „unpartheiiſch halten muß, lobt den Mahomet als verae „Religionis Abrahami restauratorem, der die wahre „Religion Abrahams wieder hergeſtellt habe, und der getreuſte Ueberſetzer und Ausleger des Alkorans Georg „Sale [2] zeigt in ſeiner Einleitung zum Alkoran, daß der „Grundſatz der Lehre Mahomets auf der Einheit Gottes „beruhe, oder auf der Wahrheit, daß nur Ein Gott ſey „und ſeyn könne: daß der Vorſatz, die heidniſchen Araber „von der Abgötterei zum Erkenntniß dieſes einzigen Gottes „zu bringen, edel und höchlich zu loben geweſen, und daß

[1] Hier folgt das Fragment, welches hier nebſt den übrigen wegbleibt, weil ſie nachher zuſammen gedruckt ſind.

[1] Th. Heyde de relig. vet. Persar. p. 33.

[2] G. Sale preliminary discourse to the Koran p. 36 et 63.

„Herr Prideaux nicht mit Grund vorgebe, ob habe Ma„homet bei den Arabern ſtatt der Abgötterei eine Religion „eingeführt, welche eben ſo ſchlimm ſey als die Abgötterei. „Herr Sale ſagt, daß die Ermahnungen zu guten Sitten und „Tugenden, welche im Alkoran enthalten ſind, und ſon„derlich die Ermahnungen zur Verehrung eines wahren „Gottes zum Theil ſo vortrefflich ſind, daß ein Chriſt ſie „wohl beobachten möchte.“ — Wie weit nun dieſes auch Neuſer zu ſeiner Zeit bereits erkannt, würden wir mit Gewißheit ſagen können, wenn es den Herausgebern der Monumentorum Palatinorum beliebt hätte, uns ſeine Anmerkungen über den Alkoran mitzutheilen, die ſie vor ſich gehabt zu haben verſichern.

2) Dennoch, muß ich hinzufügen, würde mich dieſe Beziehung auf Neuſern bloß und allein nicht haben bewegen können, die mitgetheilte Stelle vor allen andern zu wählen, wenn ich nicht in ihr auch einen beſondern Punct der Gelehrſamkeit auf eine ganz beſondere Art berührt zu finden geglaubt hätte. Ich meine hiermit, was der Verfaſſer von den Proselytis portae in der alten jüdiſchen Kirche behauptet. Nicht als ob die Sache ſelbſt nicht längſt bekannt wäre: es iſt bloß die Anwendung auf unſere heutigen Deiſten, die mir neu und ihm völlig eigen zu ſeyn ſcheint. Sie hat etwas ſehr blendendes, dieſe Anwendung; und ich wünſchte um ſo mehr, ſie aus den Quellen geprüft zu ſehen, je weniger ich meinem eigenen Urtheile in mir ſo fremden Dingen trauen darf. Indeß dünkt mich doch, daß, wenn man ſchon zugeben müßte, daß dieſe Proselyti portae nichts als Deiſten geweſen, damit gleichwohl noch nicht erwieſen ſey, daß ſie auch alle die Freiheit unter den Juden genoſſen, auf welche die heutigen Deiſten unter den Chriſten Anſpruch machen. Wenn wenigſtens der Verfaſſer ſelbſt zugiebt, daß das ſiebente der noachiſchen Gebote ſie keineswegs als ein Naturgeſetz verbunden habe, ſondern nur hinzugefügt worden, um den Juden kein Aergerniß zu geben: ſo dürften ſie leicht mehreren ſolchen Einſchränkungen in Beziehung auf die herrſchende Religion, der ſie nicht zugethan ſeyn wollten, unterworfen geweſen ſeyn. Falls ſich nun dergleichen fänden, ſollten wohl nicht aus ihnen Bedingungen herzuleiten ſeyn, unter welchen ſich auch die Chriſten könnten und möchten gefallen laſſen, Deiſten in ihren Pfählen zu dulden? Aber unſere Deiſten wollen ohne alle Bedingung geduldet ſeyn. Sie wollen die Freiheit haben, die chriſtliche Religion zu beſtreiten, und doch geduldet ſeyn. Sie wollen die Freiheit haben, den Gott der Chriſten zu verlachen, und doch geduldet ſeyn. Das iſt freilich ein wenig viel und ganz gewiß mehr, als ihren vermeinten Vorgängern in der alten jüdiſchen Kirche erlaubt war. Denn wenn deren einer des Herrn Namen läſterte (Levit. XXIV. 12.), ſo ward er ohne Barmherzigkeit geſteinigt, und die Entſchuldigung half ihm nichts, daß er nicht den wahren Gott, den die Vernunft den Menſchen lehre, ſondern den Aftergott geläſtert habe, wie die Juden ſich ihn bildeten. Und ſchon hieraus, meine ich, iſt zu ſchließen, daß auch die alte jüdiſche Religion es in dieſem Stücke nicht anders werde gehalten haben, als ſie es alle halten.

3) Was von dem übrigen Inhalte der Stelle zu denken und zu ſagen, brauchen meine Leſer nicht von mir zu lernen. Aber wie ſehr merkt man es ihr an, daß ſie vor dreißig Jahren geſchrieben worden! Wie? noch jetzt wären der geſunden Vernunft alle Wege verſperrt, Gott nach ihrer Einſicht unter einem angenommenen Chriſtennamen zu verehren? Freilich, ein dergleichen angenommener Chriſtenname, als Arianer, Socinianer, iſt vielleicht noch eben ſo verhaßt, als er es jemals war. Allein, was braucht es auch dieſer Namen? Iſt der bloße Name Chriſt nicht weitläuftig, nicht bezeichnend genug? Sind die Namen Calviniſt und Lutheraner nicht eben ſo verwerflich geworden? Weg mit allen dieſen Namen, die uns der Einſicht eines Einzigen unterwerfen! Wir ſind Chriſten, bibliſche Chriſten, vernünftige Chriſten. Den wollen wir ſehen, der unſer Chriſtenthum des geringſten Widerſpruchs mit der geſunden Vernunft überführen kann! Was braucht es noch, die Schriften der Freigeiſter zu unterdrücken? Heraus damit! Sie können nichts als den Triumph unſerer Religion vermehren. — Daß dieſes die Sprache mancher heutigen Theologen iſt, wer weiß das nicht? Und allerdings hat dieſe Sprache das Gute hervorgebracht, daß neuerer Zeit, wenigſtens in dem proteſtantiſchen Deutſchland, alle bürgerliche Verfolgung gegen Schriften und Schriftſteller unterblieben iſt. Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher ich wohl wiſſen möchte, aus welchem Geſichtspuncte ſie unſer Unbekannte betrachtet haben dürfte! Er ſcheint dergleichen Theologen im Verdacht zu haben, daß ſie von dem ganzen Chriſtenthume nichts übrig laſſen und nichts übrig laſſen wollen, als den Namen. Daß dieſes bei einigen auch wohl der Fall ſeyn möchte, daran iſt kein Zweifel. Aber bei Vielen iſt er es auch gewiß nicht; bei denen gewiß nicht, die ſich gegen die Vertheidiger einer bloß natürlichen Religion mit ſo vielem Stolze, mit ſo vieler Bitterkeit ausdrücken, daß ſie mit jedem Worte verrathen, was man ſich von ihnen zu verſehen hätte, wenn die Macht in ihren Händen wäre, gegen welche ſie jetzt noch ſelbſt proteſtiren müſſen. Dieſer ihr vernünftiges Chriſtenthum iſt allerdings noch weit mehr, als natürliche Religion: Schade nur, daß man ſo eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Chriſtenthum ſitzt.

Aus dem vierten Beitrage.

1777.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten,

die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deiſten im vorigen Beitrage, hat bei einem und dem

andern meiner Leſer, um deſſen Beifall mir es nicht am wenigſten zu thun iſt, einen beſondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier ſo etwas erwartete, deſto angenehmer war es, „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermuthet in einer Sandwüſte ſtößt.“ Das Gleichniß iſt nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehört einem von gedachten meinen Leſern, der mich ſchriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er ſetzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekariſche Pedanterei erklären werde, wenn ich deßwegen, weil dreißigjährige Papiere etwa noch nicht unleſerlich und vermodert genug ſeyn könnten, ſie gänzlich wieder bei Seite legen wollte. Er beſchwört mich ſogar, dem Publicum ja mit nächſtem ein Mehreres und wo möglich das Dreiſteſte und Stärkſte daraus mitzutheilen, um bei Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge ſo geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu ſehr, und bin, was dieſen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringſten anſtehen ſollte, ſeinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunſch anderer ſeines gleichen iſt, ein Genüge zu leiſten. Nur dürfte ich ſchwerlich eben mit dem Dreiſteſten und Stärkſten ſo fort aufwarten können. Die Papiere ſind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab, wo man es am wenigſten erwartet. Bis ich in ihnen alſo beſſer bewandert bin, begnüge man ſich mit nachſtehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schluſſe derſelben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weiſe betreffen, wie man, vornehmlich in unſern neueſten Zeiten, alles das abzuweiſen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zuſatz dieſer Art für meine Pflicht, ſo wenig ich mich auch demſelben gewachſen zu ſeyn fühle.

Erſtes Fragment.

Von Verſchreiung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweites Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Iſraeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferſtehungsgeſchichte.

Und nun genug dieſer Fragmente! — Wer von meinen Leſern mir ſie aber lieber ganz geſchenkt hätte, der iſt ſicherlich furchtſamer, als unterrichtet. Er kann ein ſehr frommer Chriſt ſeyn, aber ein ſehr aufgeklärter iſt er gewiß nicht. Er kann es mit ſeiner Religion herzlich gut meinen, nur müßte er ihr auch mehr zutrauen.

Denn wie vieles läßt ſich noch auf alle dieſe Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn ſich auch ſchlechterdings nichts darauf antworten ließe, was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen ſeyn; aber auch der Chriſt? Der gewiß nicht. Jenem höchſtens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, ſo erſchüttert zu ſehen; die Strebepfeiler ſo niedergeriſſen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, ſie ſo ſchön verwahrt hatte. Aber was gehen den Chriſten dieſes Mannes Hypotheſen und Erklärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich ſo ſelig fühlt. — Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des elektriſchen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat? —

Kurz, der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion. Folglich ſind Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion gehöriges, und es iſt bloße Hypotheſe, daß ſie in dieſem Mehreren gleich unfehlbar ſeyn müſſe. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb, und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhängen, ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem ſie bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie bereits ſich ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde. Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt. Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Dieſes alſo wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieſer Fragmente, — wie geſagt, in dem ſchlimmſten Falle. In dem Falle, daß der Chriſt, welcher zugleich Theolog iſt, in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems nichts Befriedigendes darauf zu antworten wiſſe. Aber ob er das weiß, woher ſoll er ſelbſt die Erfahrung haben, woher ſollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt ſeyn kann, alle Arten von Einwürfen frei und trocken herauszuſagen? Es iſt falſch, daß ſchon alle Einwürfe

geſagt ſind. Noch falſcher iſt es, daß ſie alle ſchon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigſtens iſt eben ſo elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterei der einen Seite hat man nicht ſelten mit Stolz und Naſerümpfen auf der andern erwiedert. Man hat ſich ſehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für eins genommen; aber man hat ſich kein Gewiſſen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügſamkeit mit dem, was die Vernunft ſagt, für Ruchloſigkeit auszuſchreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gotteslängner herabgewürdigt. So hat der eine und der andere ſeinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeſchaffen, um ihn, wenn er ihn nicht beſiegen kann, wenigſtens vogelfrei erklären zu dürfen.

Wahrlich, er ſoll noch erſcheinen, auf beiden Seiten ſoll er noch erſcheinen, der Mann, welcher die Religion ſo beſtreitet, und der, welcher die Religion ſo vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordert. Mit alle den Kenntniſſen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernſte! — Stürme auf einzelne Baſtionen wagen und abſchlagen, heißt weder belagern noch entſetzen. Und gleichwohl iſt bisher noch wenig mehr geſchehen. Kein Feind hat noch die Feſte ganz eingeſchloſſen, keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre geſammten Werke zugleich gewagt. Immer iſt nur irgend ein Außenwerk, und oft ein ſehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht ſelten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidigt worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geſchütz auf den einzigen angegriffenen Ort zuſammen zu führen, unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall überſteige oder nicht. Ich will ſagen: ein einzelner Beweis ward oft zum Nachtheil aller andern, ja zu ſeinem eigenen überſpannt; Ein Nagel ſollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft ſo beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eigenen Einwürfen noch ſehr ausgeſetzt waren. Noch ein unbeſonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung preis gab, und ſich in ein anderes zog. Denn ſo hat man ſich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, ſondern verſcheuchen laſſen, und wird nun bald genöthigt ſeyn, ſich wieder in das zuerſt verlaſſene zu werfen. Wer in den neueſten Schriften für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ein wenig beleſen iſt, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieſer Allegorie leicht beifallen.

Wie nahe unſer Verfaſſer dem Ideale eines ächten Beſtreiters der Religion gekommen, läßt ſich aus dieſen Fragmenten zwar einigermaßen ſchließen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug ſcheint er mit ſeinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernſt geht er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur eben ſo nahe käme!

Und nicht dieſem Manne vorzugreifen, ſondern bloß urtheilen zu laſſen, wie vieles nun Er erſt zu ſagen haben würde, und hiernächſt dem erſten paniſchen Schrecken zu ſteuern, das einen kleinmüthigen Leſer befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbeſondere einige Gedanken beizufügen, die ſich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich Anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, ſo geſchieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabſcheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freilich giebt es der Männer genug, welche jetzt die Religion ſo vertheidigen, als ob ſie von ihren Feinden ausdrücklich beſtochen wären, ſie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verſtehen geben wollte, daß gleichwohl dieſe Männer nur noch allein vor dem Riß ſtünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch dieſe Männer die beſten Abſichten von der Welt haben? Wenn ſie nicht ihre Abſichten ſchützen ſollen, was wird mich ſchützen, wenn ich das Ziel eben ſo weit verfehle?

I.

Das erſte Fragment beſtreitet eine Sache, die nichts weniger als das Chriſtenthum annehmlich zu machen vermögend iſt. Wenn es alſo Theologen gegeben, die darauf gedrungen, ſo müſſen ſie wohl von der Nothwendigkeit derſelben ſich ſehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden ſie ſonſt unter das Thor, in welches ſie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben ſtreuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben, allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längſt auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anſtatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwiſchen Vernunft und Glauben. Glaube iſt durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raiſonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion iſt nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimniſſe giebt es entweder darin gar nicht, oder wenn es welche giebt, ſo iſt es doch gleichviel, ob der Chriſt dieſen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaſter zu widerlegen, die außer einigen mißverſtandenen Schriftſtellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harniſch erhielten! Sie brachten alles gegen ſich auf, was Vernunft haben wollte und hatte.

Wie kitzlich hingegen iſt es, mit dieſen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einſchläfern, indem ſie die Widerſacher der Offenbarung als Widerſacher des geſunden Menſchenverſtandes verſchreien! Sie beſtechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwohl muß unſtreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo ſie immer liegt, zwiſchen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung ſeyn kann und ſeyn muß, und welche von ſo vielen, die darauf Anſpruch machen, es wahrſcheinlich ſey, kann nur die Vernunft entſcheiden. Aber wenn eine ſeyn kann und eine ſeyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: ſo muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derſelben, als ein Einwurf dawider ſeyn, wenn ſie Dinge darin findet, die ihren Begriff überſteigen. Wer dergleichen aus ſeiner Religion auspolirt, hätte eben ſo gut gar keine. Denn was iſt eine Offenbarung, die nichts offenbart? Iſt es genug, wenn man nur den Namen beibehält, ob man ſchon die Sache verwirft? Und ſind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewiſſe Gefangennehmung unter dem Gehorſam des Glaubens beruht alſo gar nicht auf dieſer oder jener Schriftſtelle, ſondern auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unſer Verfaſſer mag immerhin jene Schriftſtellen beſſer verſtanden haben, und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darin gefunden. Er mag immerhin ſehr Recht gegen die armſeligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der erſten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweiſen, die dieſes Beweiſes gar nicht bedarf. Die moſaiſche Geſchichte davon erkennt er ſelbſt für unſchuldig an ſolchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr iſt, daß daraus ein nachheriges Verderben der menſchlichen Vernunft zu folgern, ſo ſcheint mir doch auch Er nicht völlig eingeſehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nämlich ſagt: „daß, nach Anleitung derſelben, die Prediger, als „wahre Seelſorger, vielmehr ſchuldig wären, ihren Zu„hörern die geſunde Vernunft und den Gebrauch derſelben „als eine untrügliche Richtſchnur der göttlichen Erkenntniß „und eines frommen Wandels zu empfehlen, indem unſere „erſten Eltern eben darum gefallen wären, weil ſie ihrer Vernunft ſich nicht bedient hätten;“ ſo erſchöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieſes wird auch noch die Urſache darin angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirkſam geblieben. Mit einem Worte, die Macht unſerer ſinnlichen Begierden, unſerer dunkeln Vorſtellungen über alle noch ſo deutliche Erkenntniß iſt es, welche zur kräftigſten Anſchauung darin gebracht wird. Von dieſer Macht berichtet die moſaiſche Erzählung entweder die erſte traurige Erfahrung, oder ertheilt das ſchicklichſte Beiſpiel. Factum oder Allegorie, in dieſer Macht allein liegt die Quelle aller unſerer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeſchadet, eben ſo wohl anerſchaffen war, als ſie uns angeboren wird. Wir haben in Adam alle geſündigt, weil wir alle ſündigen müſſen, und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als ſündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu ſchwächen, und wir uns ihrer eben ſo wohl zu guten als zu böſen Handlungen bedienen können. Dieſer lehrreichen Auslegung wenigſtens iſt das ſo oft verhöhnte Mährchen Moſis ſehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein ſpäteres Syſtem davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen ſeyn laſſen.

Wie geſagt, eine gewiſſe Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorſam des Glaubens beruht bloß auf dem weſentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung ſcheint Gewaltſamkeit auf der einen, und Widerſtreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt ſich gefangen, ihre Ergebung iſt nichts, als das Bekenntniß ihrer Gränzen, ſobald ſie von der Wirklichkeit der Offenbarung verſichert iſt. Dieß alſo, dieß iſt der Poſten, in welchem man ſich ſchlechterdings behaupten muß, und es verräth entweder armſelige Eitelkeit, wenn man ſich durch hämiſche Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweiſen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man ſich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit dieſen Beweiſen nicht mehr ſo ſtreng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um ſo viel unwiederbringlicher verloren, und es iſt bloßer Fallſtrick, den die Widerſacher der chriſtlichen Religion durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derſelben denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache ſo ganz gewiß nicht ſind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfſinns in Sicherheit bringen zu müſſen glauben.

Ein anderer Fallſtrick, den man ſelbſt Theologen von der beſſeren Art legt, iſt der, daß man ſich mit den bisherigen katechetiſchen Lehrbüchern ſo unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuſchreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht läugnen, daß an dieſen Büchern nicht manches zu verbeſſern ſeyn ſollte; aber man ſehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbeſſert, was gewiſſe Leute ſo gern verbeſſert haben möchten, zu welchen ſelbſt unſer Verfaſſer gehört, wenn er ihnen „den Mangel „an einer vernünftigen Religion und an einem vernünfti„gen Uebergange von derſelben zur Offenbarung“ vorwirft.

Ich denke, dieſer Mangel iſt theils kein Mangel, und theils würde es äußerſt gefährlich ſeyn, ihm abzuhelfen, ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede ſeyn, weil bloß ſo obenhin daran künſteln die lieben Bücherchen ja erſt recht ſchal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion ſetzt im geringſten nicht eine vernünftige Religion voraus, ſondern ſchließt ſie in ſich. Wenn ſie dieſelbe vorausſetzte, das iſt, wenn ſie ohne dieſelbe unverſtändlich wäre, ſo wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da ſie aber dieſelbe in ſich ſchließt, da ſie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehrt, und ſie bloß mit einer andern Art von Beweiſen unterſtützt: ſo iſt es noch ſehr die Frage, ob die Einförmigkeit

der Beweisart in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher iſt, als eine genaue Abſonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrſätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwieſen.

Wenigſtens iſt es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten äußerſt mißlich iſt, wenn man ſich durch die ebenſo ſcharfen als faßlichen Beweiſe der erſteren verwöhnt hat. Man erwartet und fordert ſodann bei den Beweiſen der andern *eben dieſelbe* Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht *ebenſo* erwieſen iſt, für *gar nicht* erwieſen. Ich erinnere mich hierbei, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik ſtudiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematiſchen Wiſſenſchaften abgehandelt iſt. Als ich auf dieſe kam, wußte ich gar nicht, wie mir geſchah. Mein kleiner Verſtand kam auf einmal aus aller ſeiner Wirkſamkeit; und obſchon eine Kunſt, die mich mit meinem künftigen Schickſale bekannt zu machen verſprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: ſo war mir doch, als ob ich ſchales Zuckerwaſſer auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in ſie hinüberblickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken ſollte, der ſo disparate Dinge in Ein Buch vereinigt hatte; ich gab ihm ſeinen Abſchied, und ſuchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müſſen, daß dieſer Mann unfehlbar geweſen, ſo würden die erbetenen Grundſätze der Chiromantie, deren Willkürlichkeit mir ſo auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematiſchen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verſtande ſo ſehr behagten, ob ich ſie gleich zum Theil nur noch bloß mit dem Gedächtniſſe gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können; aber möglich wäre es geweſen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verſtehen geben, daß die Beweiſe für die Offenbarung und die Beweiſe für die Chiromantie von einerlei Gewichte wären. Sie ſind freilich nicht von einerlei Gewichte; ihre ſpecifiſchen Gewichte haben ſchlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweiſe ſind doch aus der nämlichen Claſſe; ſie gründen ſich beide auf Zeugniſſe und Erfahrungsſätze. Und das Abſtechende der ſtärkſten Beweiſe dieſer Art gegen Beweiſe, die aus der Natur der Dinge fließen, iſt ſo auffallend, daß alle Kunſt, dieſes Auffallende zu vermindern, dieſes Abſtechende durch allerlei Schattirungen ſanfter zu machen, vergebens iſt.

II.

Das zweite Fragment ſagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als ſolche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die *alle* Menſchen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich ſey, ſey mit aller Strenge geführt. Und er iſt es wirklich.

Führt er aber ſeine Beantwortung nicht gleich mit ſich? Wenn eine *ſolche* Offenbarung unmöglich iſt, — nun freilich: ſo hat ſie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig iſt: ſollte Gott dem ungeachtet lieber gar *keine* ertheilen, weil er keine *ſolche* ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menſchlichen Geſchlechte dieſe Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menſchen zu *gleicher* Zeit, in *gleichem* Grade daran Theil nehmen laſſen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchſte Weisheit und Güte bei Ertheilung der Offenbarung, die ſie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählt hat, auf welchem in der *kürzeſten* Zeit die *meiſten* Menſchen des Genuſſes derſelben fähig wurden. Oder getraut ſich jemand zu zeigen, daß dieſes nicht geſchehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit einem andern Volke in einer andern Sprache ertheilt, mehrere Menſchen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüſten können, deren ſich jetzt die Chriſten als Chriſten rühmen dürfen?

Wer ſich dieſes getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erſt ein Volk, in deſſen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrſcheinlicher Weiſe mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdiſchen. Dieſes unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk iſt doch in der ganzen Geſchichte ſchlechterdings das erſte und einzige, welches ſich ein Geſchäft daraus gemacht, ſeine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieſes Geſchäft betrieben, beſtrafte ſie ſchon Chriſtus, verlachte ſie ſchon Horaz. Alle anderen Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidiſch, oder viel zu kalt gegen ſie geſinnt, als daß ſie für derſelben Ausbreitung ſich der geringſten Mühewaltung hätten unterziehen wollen. Die chriſtlichen Völker, die den Juden in dieſem Eifer hernach gefolgt ſind, überkamen ihn bloß, in ſo fern ſie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwohl, würde unſer Verfaſſer inſiſtiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die *alle* Menſchen unmöglich haben können, *allen* Menſchen zur Seligkeit unumgänglich nöthig iſt: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen ſo grauſamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nichts dieſem Gedanken entgegen zu ſetzen, als etwa, — daß der Verfaſſer die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geſchloſſen und man zu ihm ſagen könnte: „das „Chriſtenthum iſt auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre

„neuen Boden, obgleich weder Miſſionen noch gelehrte „Erweiſe ſeiner Wahrheit dieſen neuen Boden gewinnen „helfen; wenn ſchon in den letzten Jahrhunderten der „chriſtlichen Völker nicht viel mehr geworden, ſo ſind unter „dieſen chriſtlichen Völkern doch gewiß mehr Chriſten ge„worden; die Zeit muß kommen, da dieſes unmerkliche „Wachsthum der Welt mit Erſtaunen in die Augen leuchten „wird; der glückliche Windſtoß muß kommen, welcher die „noch zerſtreuten Flammen in Einen alles umfaſſenden „Brand vereinigt, ſo daß am Ende die Zahl der Verlornen „ſich zu der Zahl der Geretteten eben ſo verhalten wird, „als noch jetzt die Zahl der Geretteten ſich zu der Zahl der „Verlornen verhält.“ —

Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn nur dieſes — oder etwa noch irgend ein armſeliges Diſtinctiönchen es tröſten ſoll! — Daß man zwiſchen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterſchied machen müſſe; daß jene nur eine einzige ſehr faßliche Wahrheit ſey, deren Geſchichte in dieſen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühſame Erforſchung dieſer, ſondern an die herzliche Annahme jener gebunden ſey, welches in den einzelnen Poſten der Rechnung große Ausfälle machen müſſe. —

Denn Wehe dem menſchlichen Geſchlechte, wenn in dieſer Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluſte dieſer einzigen müſſen alle den bitterſten Antheil nehmen, weil jede von allen dieſe einzige hätte ſeyn können. Und welche Seligkeit iſt ſo überſchwenglich, die ein ſolcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieſer Parenthyrſus? — Eine ſo unverſchuldete Niederlage der Menſchen, ein von Gott ſelbſt der Hölle ſo in die Hände geſpielter Sieg iſt ein elendes Hirngeſpinnſt. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort, und er iſt beigelegt.

Daß nämlich die Offenbarung auch für diejenigen Menſchen zur Seligkeit nöthig ſey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können, iſt weder die Lehre Chriſti, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche geweſen. Selbſt die, die ſich in allen den verſchiedenen Gemeinden derſelben am härteſten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, ſind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was ſie mit der einen genommen. Es iſt gleichviel, mit wie guter oder ſchlechter Art ſie dieſes gethan; wie unphiloſophiſch ſie dabei gedacht; wie treu oder nicht treu ſie ihrem eigenen Syſtem dabei geblieben: genug, ſie haben es doch gethan, und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunſch rechtfertigt ihr Herz, und ihr Geſtändniß, daß Gott dispenſiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wiſſen werde, wo es auch nicht einmal der Dispenſation bedürfe, verſöhnt mit ihrem Syſtem.

Und hier iſt es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unſern Verfaſſer, die ich ſchon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß, die ihm aber eben ſo wohl zur Entſchuldigung, als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewiſſes, in gewiſſen ſymboliſchen Büchern vorgetragenes Syſtem des Chriſtenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Chriſtenthum. Sätze, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden, und Sätze, welche man bloß zur beſſeren Verbindung jener eingeſchaltet, oder aus ihnen folgern zu müſſen vermeint, ſind ihm Eins. Gleichwohl iſt billig und recht, daß bei Beſtreitung des Chriſtenthums alle Secten für Einen Mann zu ſtehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Chriſtenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen dieſen Secten antworten kann. Aber von dieſer Art ſind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menſchlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem erſten Fragmente ſo gutes Spiel hatte, noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieſes zweite Fragment hinausläuft; noch auch die Lehre von der Theopneuſtie, wie er ſie (S. 358) vorträgt, aber freilich auch vortragen mußte, um allen ſeinen Einwürfen, ſelbſt den geringfügigſten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verſchaffen. — So wenigſtens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments iſt ſchon oft gemacht und oft beantwortet worden. Aber wie iſt er beides? Sicherlich iſt er noch nie ſo gründlich, ſo ausführlich, allen Ausflüchten ſo vorbeugend gemacht worden, als hier, und nun verſuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verſchlagen. Ich fürchte, ſehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox alſo ganz auf etwas Neues denken müſſen, wenn er ſich auf ſeinem Poſten nicht zu behaupten weiß und ſeiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine ſo große Menge in ſo kurzer Zeit einen ſolchen Weg machen können, eingeſtehen und ſich damit zu retten ſuchen wollte, daß alſo wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verſchrieben ſeyn möge, daß anſtatt ſechsmalhundert tauſend ſtreitbarer Mann, nur deren ſechzigtauſend, nur ſechstauſend ausgezogen. — Ich nun freilich wohl wüßte nicht, was ein ſolcher Schreibfehler, wenn er auch noch ſo wiſſentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den älteſten Zeiten verband man mit großen Summen noch ſehr undeutliche Begriffe, und es geſchah wohl oft ganz unſchuldiger Weiſe, wenn man eine ſehr große Zahl bald durch dieſe, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu

bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bei welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftſteller ſo, von dem andern anders und von allen weit größer angegeben wird, als ſich mit andern zugleich erzählten Umſtänden reimen läßt. Warum ſollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bei welchen auf die Zahl derer, zu deren Beſten oder zu deren Züchtigung ſie geſchehen, weit weniger ankommt, — ganz und gar nichts auf ihr beruht? Denn ob Moſes mit ſeinem Stabe das Meer theilt und Millionen trockenes Fußes hindurchführt, oder ob Eliſa mit dem Mantel ſeines Meiſters das nämliche an dem Jordan thut und bloß für ſeine Perſon hindurchgeht: iſt dieſes nicht eben ein ſo gutes Wunder als jenes?

So freilich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox ſo nachgebend nicht wohl ſeyn, ſo lange noch eine Möglichkeit unverſucht iſt, die Sache bis in den kleinſten Buchſtaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Geſtalt erfolgt wäre? — Als die Iſraeliten an einen Arm des arabiſchen Meerbuſens gelangt waren, durch welchen ſie nothwendig mußten, wenn ſie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten, ſo trieb ein ſtarker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Waſſer aus dieſem Arme Meer ein und hielt es ſo lange zurück, bis ſie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß ſuchte das oberwärts geſtauchte Waſſer einen andern Ablauf, brach hinter den Iſraeliten durch, ſtürzte ſich einen neuen Weg wieder Land ein, und in dieſem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte ungezwungener ſeyn, als dieſe Vorſtellung? Iſt es nicht die Natur des Waſſers, daß es, in ſeinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erſte die beſte ſchwache oder niedrige Stelle des Ufers überſteigt oder durchreißt und ein neues Bette ſich wühlt? Und welche Schwierigkeit unſers Fragments bleibt durch dieſe Vorſtellung noch ungehoben? Die Iſraeliten, deren ſo viel ſeyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; ſie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun ſo langſam ziehen, als ſie nur immer nöthig haben; ſind ſie gleich beim Eintritte der Morgenwache ſchon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, ſo iſt das Waſſer dieſes Armes doch nun ſchon hinter ihnen, und ihre Feinde erſaufen in eben dem Waſſer, auf deſſen Boden ſie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger ſich eine ähnliche Vorſtellung gemacht und den Text darnach behandelt hätte, der ſich gewiß in ſehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde, ihr in allem beſſer fügen würde, als jeder andern Vorſtellung. Ja, die Sache noch ſo genau genommen, ſehe ich nur ein einziges Wort in der moſaiſchen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu ſeyn ſcheint. Nämlich: „und das Meer kam wieder für Morgens in ſeinen Strom;“ oder wie es Herr Michaelis überſetzt: „da kam das Waſſer um die Morgenzeit wieder und hielt ſeine gewöhnliche Fluth.“ Wenn es ſein Strom war, in welchen das Meer zurückkam, wenn es ſeine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam, ſo ſcheint ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freilich mehr als eigenmächtig angenommen zu ſeyn. Luther zwar hat ganz das Anſehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu ſeyn, welche ſagt: mare reuersum est primo diluculo ad priorem locum; und Herr Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von ſeiner Hypotheſe in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in dieſem doch nur: „und das Meer kam wieder am Morgen in ſeine Stärke;“ ſo daß es noch nicht einmal entſchieden iſt, ob das Meer in ſeiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in ſeiner Stärke war.

Doch dem ſey, wie ihm wolle. Meine Auslegung laſſe ſich, oder laſſe ſich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt zu glauben, daß der Orthodox genöthigt ſey, zu einem Einfalle von mir ſeine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie geſagt, nur auf ſeinem Poſten ſich zu behaupten, und er kann alle die ſinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus ſeiner Verſchanzung heraus zu locken ſucht.

Ich nenne aber ſeinen Poſten den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten, die Eine befriedigende Antwort, die er auf ſo viele Einwürfe ertheilen kann und ſoll. Als hier. „Wenn denn nun aber, darf er bloß ſagen, der ganze „Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht „bloß in der Auftrocknung des Meerbuſens beſtand, wenn „auch die Geſchwindigkeit, mit welcher eine ſolche Menge „in ſo kurzer Zeit herüberkam, mit zu dem Wunder ge„hört? — Ich habe gar nichts dawider, daß man bei dem „erſten Stücke dieſer wunderbaren Begebenheit auch natür„liche Urſachen wirkſam ſeyn läßt; nicht den Wind bloß, „deſſen die Schrift ſelbſt gedenkt; ſondern auch die Ebbe, „von der die Schrift nichts ſagt; und wenn man an Einer „Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwei auf einander „folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die „Schrift, noch die Admiralitäts-Lootſen in Cuxhafen etwas „wiſſen. [1] Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder „genug iſt, wenn dieſe natürlichen Urſachen nur nicht jetzt, „oder jetzt nicht ſo und ſo wirkſam geweſen wären, und „ihre dermalige ſo beſchaffene Wirkſamkeit, die unmittelbar „in dem Willen Gottes gegründet iſt, gleichwohl vorher„geſagt worden. Ich gebe es gern zu: nur muß man mit „dem, was ich zugebe, mich nicht ſchlagen wollen; nur „muß man das, wovon ich zugebe, daß es bei einem „Wunder, dem Wunder unbeſchadet, ſeyn könne, nicht zu „einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders über„haupt machen; man muß ein Wunder, weil ſich keine

[1] S. Niebuhrs Beſchreibung von Arabien, S. 414.

„natürlichen Kräfte angeben laſſen, deren ſich Gott dazu „bedient, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung „des Meerbuſens geſchah durch Ebbe und Wind; gut: und „war doch ein Wunder. Die Geſchwindigkeit, mit der das „Volk herüber kam, ward — freilich weiß ich nicht wie „bewirkt: aber iſt ſie darum weniger ein Wunder? Sie „iſt gerade Wunders um ſo viel mehr. Es klingt allerdings „ganz ſinnreich, wenn ſich euer Verfaſſer (S. 372) ver„bittet, daß man den Iſraeliten und ihren Ochſen „und Karren nur keine Flügel gebe. Indeß ſagt „doch Gott ſelbſt, daß er die Iſraeliten auf Adlers„flügeln (2. Moſ. 19, 4) aus Aegypten getragen habe: „und wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und „Weiſe dieſer wunderbaren Geſchwindigkeit auszudrücken, „als dieſe Metapher? Erlaubt mir immer, daß ich auch „in einer Metapher, die Gott braucht, mehr Wirkliches „ſehe, als in allen euren ſymboliſchen Demonſtrationen."

Und wenn der Orthodox ſo antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achſeln zucken über ſeine Antwort, ſo viel man will, aber ſtehen muß man ihn doch laſſen, wo er ſteht. Das iſt der Vortheil, den ein Mann hat, der ſeinen Grundſätzen treu bleibt, und lieber nicht ſo ausgemachten Grundſätzen folgen, als ihnen nicht conſequent reden und handeln will. Dieſe Conſequenz, vermöge welcher man vorausſagen kann, wie ein Menſch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, iſt es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, dieſe großen Vorzüge eines denkenden Menſchen. Charakter und Stetigkeit berichtigen ſogar mit der Zeit die Grundſätze; denn es iſt unmöglich, daß ein Menſch lange nach Grundſätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn ſie falſch ſind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.

Nicht alſo die Orthodoxie, ſondern eine gewiſſe ſchielende, hinkende, ſich ſelber ungleiche Orthodoxie iſt ſo eckel! So eckel, ſo widerſtehend, ſo aufſtoßend! — Das wenigſtens ſind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das alte Teſtament weiß von keiner Unſterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach dieſem Leben. Es ſey ſo. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das iſraelitiſche Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babyloniſchen Gefangenſchaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meint, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftſteller ſelbſt waren, davon ausnimmt, ſo kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrſcheinlichkeit getrieben werden. Gewiß iſt es wenigſtens, daß die Einheit, welche das iſraelitiſche Volk ſeinem Gott beilegte, gar nicht die tranſſcendentale metaphyſiſche Einheit war, welche jetzt der Grund aller natürlichen Theologie iſt. Bis zu der Höhe hatte ſich der gemeine menſchliche Verſtand in ſo frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigſten unter einem Volke erhoben, dem Künſte und Wiſſenſchaften ſo unangelegen waren, und das ſich aller Gemeinſchaft mit unterrichtetern Völkern ſo hartnäckig entzog. Bei dem wahren echten Begriffe eines einigen Gottes hätte dieſes Volk unmöglich ſo oft von ihm abfallen und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falſchen Götter nicht des nämlichen Namens gewürdigt haben; es würde den wahren Gott nicht ſo ausſchließungsweiſe ſeinen Gott, den Gott ſeines Landes, den Gott ſeiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bei ihm nichts mehr, als der Erſte, der Vornehmſte, der Vollkommenſte in ſeiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter, aber unter ſo vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigſte und weiſeſte ſeyn, und dieſer mächtigſte und weiſeſte war ſein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen ſein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln, ſo lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieſes oder jenes benachbarte Volk, durch Vorſorge ſeines Gottes, irgend eines Wohlſtandes genoß, der ihm abging, den ihm alſo ſein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte, ſo wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es ſeine Luſt gebüßt hatte, und durch den Verluſt größerer Güter, durch Verwahrloſung des weſentlichern Wohlſtandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babyloniſchen Gefängniß ſeinen Verſtand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das ſich den einigen Gott würdiger dachte; als nun erſt ſelbſt die Schriften ſeines Geſetzgebers und ſeiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es ſahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in dieſen Schriften lagen, oder ſich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie ſelbſt nach dieſen Schriften ſeinem Jehova eine weit erhabenere Einheit zukomme, als die, welche ihn bloß an die Spitze aller andern Götter ſetzte: ward es auf einmal ein ganz anderes Volk, und alle Abgötterei hörte unter ihm auf. Wenn dieſe plötzliche Veränderung, die kein Menſch läugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es ſich nun von ſeinem eigenen Gott machte, ſo iſt ſie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie geſagt, man thue über die Einwürfe des vierten Fragments auch noch dieſen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, ſo wie Moſes ſelbſt im Anfange ſeiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn ſonſt nach ſeinem Namen gefragt haben? — ſich Gott zu ihm herabließ, und ſich ihm nicht als den Unendlichen, ſondern bloß als eine von den beſondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilt

hatte. Gott ward der Gott der Ebräer, und wenn die Ebräer ihren Gott nun einmal ſatt hatten, was war natürlicher, als daß ſie es mit einem andern verſuchen wollten?

Auch ſo noch — wenn man dem alten iſraelitiſchen Volke ſelbſt dieſen großen mehr hergebrachten als erwieſenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde ſtreitig machen könnte — auch ſo noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. iſt aus dergleichen Dingen wenigſtens gar nichts zu ſchließen. Denn dieſe muß ganz anders, als aus den darin vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwieſen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichſten, die allererhabenſten, die allertiefſten von dieſer Art, kann jedes andere eben ſo alte Buch enthalten, wovon wir jetzt die Beweiſe haben; Beweiſe, welche ſo manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied iſt. Die heiligen Bücher der Braminen müſſen es an Alter und an würdigen Vorſtellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entſpricht, die uns jetzt erſt zuverläſſige Männer daraus mitgetheilt haben. Denn obſchon der menſchliche Verſtand nur ſehr allmählig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinſten Manne ſo einleuchtend und faßlich ſind, einmal ſehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müſſen geſchienen haben, und als ſolche auch damals nur haben angenommen werden können: ſo hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was ſich alſo von dergleichen Männern herſchreiben kann, deren noch jetzt von Zeit zu Zeit einige aufſtehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweiſe eines unmittelbar göttlichen Urſprungs gebraucht werden. Kann es dieſen Urſprung aber nicht erweiſen, da, wo es vorhanden iſt, ſo kann es dieſen Urſprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt, und Bücher können gar wohl von Gott ſeyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt ſeyn, ob ſich ſchon nur wenige, oder gar keine Spuren von der Unſterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach dieſem Leben darin finden. Dieſe Bücher können ſogar eine ſeligmachende Religion enthalten, das iſt, eine Religion, bei deren Befolgung ſich der Menſch ſeiner Glückſeligkeit ſo weit verſichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine ſolche Religion ſich nicht nach den Gränzen ſeiner Sehnſucht und Wünſche fügen? Warum müßte ſie nothwendig erſt die Sphäre dieſer Sehnſucht und Wünſche erweitern? Freilich wäre eine ſolche ſeligmachende Religion nicht die ſeligmachende chriſtliche Religion. Aber wenn denn die chriſtliche Religion nur erſt zu einer gewiſſen Zeit, in einem gewiſſen Bezirke erſcheinen konnte, mußten deßwegen alle vorhergehenden Zeiten, alle andern Bezirke keine ſeligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das Seligmachende in den verſchiedenen Religionen immer das Nämliche müſſe geweſen ſeyn, wenn ſie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menſchen den nämlichen Begriff damit müſſen verbunden haben. Gott könnte ja wohl in allen Religionen die guten Menſchen in der nämlichen Betrachtung, aus den nämlichen Gründen ſelig machen wollen, ohne darum allen Menſchen von dieſer Betrachtung, von dieſen Gründen die nämliche Offenbarung ertheilt zu haben. —

Unter einem gewiſſen Cirkel von Freunden iſt vor einiger Zeit ein kleiner Aufſatz in der Handſchrift herum gegangen, welcher die erſten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überſchrieben war: Die Erziehung des Menſchengeſchlechts. Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieſes Aufſatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich alſo, oder vielmehr, was iſt alſo ſchicklicher, als daß ich den Anfang deſſelben in ſeinem ganzen Zuſammenhange mittheile, der ſich auf den Inhalt unſers vierten Fragments ſo genau bezieht? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu verantworten, und von der Lauterkeit der Abſichten des Verfaſſers bin ich überzeugt. Er iſt auch bei weitem ſo heterodox nicht, als er bei dem erſten Anblicke ſcheint, wie ihm auch die ſchwierigſten Leſer zugeſtehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufſatz, oder gar die völlige Ausführung deſſelben bekannt zu machen für gut halten ſollte. Hier iſt indeß, wie geſagt, der Anfang, [1] — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

Und ſo gelangt der Verfaſſer zu dem zweiten großen Schritte in der Erziehung des Menſchengeſchlechts. Auf die kindiſchen Bewegungsgründe zum Gehorſam folgen die ungleich mehr anſpornenden Ausſichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näſcherei, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle dieſe fernern Speculationen gehören nicht zu unſerer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorſchmack nicht mit der ganzen Schüſſel.

V.

Ueber die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte, welche das fünfte Fragment uns ſo nahe legt, dächte ich nun ſo.

§. Die Zeugen der Auferſtehung Chriſti ſind nicht die nämlichen Perſonen, die uns die Nachricht von der Ausſage dieſer Zeugen überliefert haben. Denn wenn ſchon in einem und dem andern beide Charaktere zuſammen kommen,

[1] Die erſten 53 Paragraphen.

ſo iſt doch unwiderſprechlich, daß kein einziger Evangeliſt bei allen und jeden Erſcheinungen Chriſti gegenwärtig geweſen.

§. Folglich ſind zweierlei Widerſprüche hier möglich. Widerſprüche unter den Zeugen, und Widerſprüche unter den Geſchichtſchreibern der Ausſage dieſer Zeugen.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur ſeyn, wenn ein Evangeliſt über den einzelnen Fall, bei welchem er ſelbſt Augenzeuge geweſen, ſich ſelbſt widerſpräche: oder wenigſtens, wenn mehrere Evangeliſten über den nämlichen einzelnen Fall, bei welchem jeder gegenwärtig geweſen, ſich unter einander widerſprächen. Dergleichen Widerſprüche ſind mir unbekannt.

§. Sind Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden *geweſen*? — Anſcheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann ſchlechterdings nicht anders ſeyn, als daß von mehreren Zeugen nicht jeder die nämliche Sache an dem nämlichen Orte, zu der nämlichen Zeit, anders ſehen, anders hören, folglich anders erzählen ſollte. Denn eines jeden Aufmerkſamkeit iſt anders geſtimmt. Ich halte es ſogar für unmöglich, daß der nämliche Zeuge von dem nämlichen Vorfalle, den er mit aller vorſätzlichen Aufmerkſamkeit beobachtete, zu verſchiedenen Zeiten die nämliche Ausſage machen könne. Denn die Erinnerung des Menſchen von der nämlichen Sache iſt zu verſchiedenen Zeiten verſchieden. Er müßte denn ſeine Ausſage auswendig gelernt haben: aber alsdann ſagt er nicht, wie er ſich der Sache jetzt erinnerlich iſt, ſondern wie er ſich derſelben zu der Zeit, als er ſeine Ausſage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind *wahre* Widerſprüche unter den Zeugen vorhanden geweſen? ſolche, die bei keiner billigen Vergleichung, bei keiner nähern Erklärung verſchwinden? — Woher ſollen wir das wiſſen? Wir wiſſen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigſtens iſt das Protokoll über dieſes Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja ſagt, hat in dieſem Betracht eben ſo viel Grund für ſich, als wer Nein ſagt.

§. Nur daß, wer Nein ſagt, eine ſehr geſetzliche Vermuthung für ſich anführen kann, die jener nicht kann. Dieſe nämlich. Der große Proceß, welcher von der glaubwürdigen Ausſage dieſer Zeugen abhing, iſt gewonnen. Das Chriſtenthum hat über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt. Es iſt da.

§. Und wir ſollten geſchehen laſſen, daß man uns dieſen gewonnenen Proceß nach den unvollſtändigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu ſchließen, glaubwürdigen und einſtimmigen Zeugniſſen nochmals nach zweitauſend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: ſo viel Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten, als man will! — Es ſind nicht die Widerſprüche der Zeugen, ſondern der Geſchichtſchreiber, nicht der Ausſagen, ſondern der Nachrichten von dieſen Ausſagen.

§. Aber der heilige Geiſt iſt bei dieſen Nachrichten wirkſam geweſen. — Ganz recht; nämlich dadurch, daß er jeden zu ſchreiben getrieben, wie ihm die Sache nach ſeinem beſten Wiſſen und Gewiſſen bekannt geweſen.

§. Wenn ſie nun dem einen ſo, dem andern anders bekannt war, bekannt ſeyn mußte? — Sollte der heilige Geiſt in dem Augenblicke, da ſie die Feder ergriffen, lieber ihre verſchiedenen Vorſtellungen einförmig, und eben durch dieſe Einförmigkeit verdächtig machen, oder ſollte er zugeben, daß die Verſchiedenheit beibehalten wurde, auf die jetzt gar nichts mehr ankommt?

§. Sagt man, Verſchiedenheiten ſind keine Widerſprüche? — Was ſie nicht ſind, das werden ſie in dem zweiten und dritten Munde. Was Verſchiedenheit bei den Augenzeugen war, wird Widerſpruch bei denen, welche die Sache nur vom Hörenſagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangeliſten ſchrieben, ſolche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferſtehung ſich nicht ereignet hätten. Aber was für Recht haben wir, dieſes Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer ſich irgend einen ſolchen Drang muthwillig ſchafft, der habe es. Aber er wiſſe auch, was ihm ſodann obliegt: alle die Widerſprüche zu heben, die ſich in den verſchiedenen Erzählungen der Evangeliſten finden, und ſie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonien geſchehen iſt.

§. Daß er dabei ſich ja nicht auf dieſes und jenes Werk zu ſehr verlaſſe, deſſen vielverſprechender Titel ihm etwa nur bekannt iſt. Ditton hat freilich die Wahrheit der chriſtlichen Religion aus der Auferſtehung *demonſtrativiſch* erwieſen. Aber er hat die Widerſprüche der Evangeliſten ganz übergangen, entweder weil er glaubte, daß dieſe Widerſprüche ſchon längſt auf die unwiderſprechlichſte Weiſe gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß ſeine Demonſtration, ungeachtet aller dieſer Widerſprüche, in ihrer ganzen Stärke beſtehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben ſo iſt Th. Sherlok in ſeiner *gerichtlichen* Prüfung der Zeugen der Auferſtehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widerſprüche in den Erzählungen der Evangeliſten läßt er ſich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert Weſt hat dieſe Widerſprüche zum Theil mit in ſeinen Plan ziehen zu müſſen geglaubt. Wenn indeß ſeine ewige Vervielfältigung der nämlichen Perſonen und Erſcheinungen beruhigen kann, der muß ſo ſchwer eben nicht zu beruhigen ſeyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er verſuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widerſprüche unſers Fragments. Aber er beantwortet ſie alle. Denn dieſem und jenen nur etwas wahrſcheinliches entgegen ſetzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Theologiſche Streitſchriften.

Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

— δια τας τεραςιους δυναμεις, ἁς κατασκευαζεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν αὐτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης, κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann zu Hannover.

1777.

Mein Herr!

Wem konnte es angelegener ſeyn, Ihre neue Schrift ſofort zu leſen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung ſo ſehr, daß ich, wie Eriſichton, alles verſchlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich ſieht. — Wenn Sie mit dieſem Bogen es eben ſo machen, ſo ſind wir einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Unterſucher der Wahrheit gegen einander zu tragen ſich nie entbrechen,

Ihr ꝛc. — — —

Ein anderes ſind erfüllte Weiſſagungen, die ich ſelbſt erlebe; ein anderes erfüllte Weiſſagungen, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen erlebt haben.

Ein anderes ſind Wunder, die ich mit meinen Augen ſehe, und ſelbſt zu prüfen Gelegenheit habe; ein anderes ſind Wunder, von denen ich nur hiſtoriſch weiß, daß ſie andere wollen geſehen und geprüft haben.

Das iſt doch wohl unſtreitig? Dagegen iſt doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Chriſti Zeiten gelebt hätte, ſo würden mich die in ſeiner Perſon erfüllten Weiſſagungen allerdings auf ihn ſehr aufmerkſam gemacht haben. Hätte ich nun gar geſehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Urſache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder geweſen, ſo würde ich zu einem von ſo lange her ausgezeichneten wunderthätigen Mann allerdings ſo viel Vertrauen gewonnen haben, daß ich willig meinen Verſtand dem ſeinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben ſo ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen geweſen wären.

Oder wenn ich noch jetzt erlebte, daß Chriſtum oder die chriſtliche Religion betreffende Weiſſagungen, von deren Priorität ich längſt gewiß geweſen, auf die unſtreitigſte Art in Erfüllung gingen; wenn noch jetzt von gläubigen Chriſten Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte; was könnte mich abhalten, mich dieſem *Beweiſe des Geiſtes und der Kraft*, wie ihn der Apoſtel nennt, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der ſehr Recht hatte zu ſagen, daß die chriſtliche Religion an dieſem Beweiſe des Geiſtes und der Kraft einen eigenen göttlicheren Beweis habe, als alle griechiſche Dialektik gewähren könne. Denn noch war zu ſeiner Zeit „die Kraft, wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Chriſti Vorſchrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beiſpiele hiervon hatte, ſo mußte er nothwendig, wenn er nicht ſeine eigenen Sinne verläugnen wollte, jenen Beweis des Geiſtes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin, der ich in dem achtzehnten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anſtehe, noch jetzt auf den Beweis des Geiſtes und der Kraft etwas zu glauben, was ich auf andere meiner Zeit angemeſſenere Beweiſe glauben kann, woran liegt es?

Daran liegt es, daß dieſer Beweis des Geiſtes und der Kraft jetzt weder Geiſt noch Kraft mehr hat, ſondern zu menſchlichen Zeugniſſen von Geiſt und Kraft herabgeſunken iſt.

Daran liegt es, daß Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen nicht erfüllte Weiſſagungen, daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder ſind. *Dieſe*, die vor meinen Augen erfüllten Weiſſagungen, die vor meinen Augen geſchehenen Wunder wirken *unmittelbar*. *Jene* aber, die Nachrichten von erfüllten Weiſſagungen und Wundern, ſollen durch ein *Medium* wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen und ihn ſagen laſſen, „daß „der Beweis der Kraft wegen der erſtaunlichen Wunder ſo „heiße, die zur Beſtätigung der Lehre Chriſti geſchehen," iſt nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bei dem Origenes darauf folgt, ſeinen Leſern verſchweigt. Denn die Leſer werden den Origenes auch aufſchlagen, und

mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bei der Grundlegung des Chriſtenthums geſchehenen Wunder, ἐκ πολλῶν μὲν ἄλλων, und alſo aus der Erzählung der Evangeliſten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweist, die noch damals geſchahen.

Wenn nun dieſer Beweis des Beweiſes jetzt gänzlich weggefallen, wenn nun alle hiſtoriſche Gewißheit viel zu ſchwach iſt, dieſen weggefallenen augenſcheinlichen Beweis des Beweiſes zu erſetzen; wie iſt mir denn zuzumuthen, daß ich die nämlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor ſechzehn bis achtzehn hundert Jahren auf die kräftigſte Veranlaſſung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlaſſung eben ſo kräftig glauben ſoll?

Oder iſt, ohne Ausnahme, was ich bei glaubwürdigen Geſchichtſchreibern leſe, für mich eben ſo gewiß, als was ich ſelbſt erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Menſch behauptet hätte, ſondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weiſſagungen und Wundern haben, eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können. — Und freilich, fügt man hinzu, könnten hiſtoriſche Wahrheiten nicht demonſtrirt werden, aber dem ungeachtet müſſe man ſie eben ſo feſt glauben, als demonſtrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erſtlich, wer läugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weiſſagungen eben ſo zuverläſſig ſind, als nur immer hiſtoriſche Wahrheiten ſeyn können? — Aber nun, wenn ſie nur eben ſo zuverläſſig ſind, warum macht man ſie bei dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverläſſiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf ſie baut, als man auf hiſtoriſch erwieſene Wahrheiten zu bauen befugt iſt.

Wenn keine hiſtoriſche Wahrheit demonſtrirt werden kann, ſo kann auch nichts durch hiſtoriſche Wahrheiten demonſtrirt werden.

Das iſt, zufällige Geſchichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich läugne alſo gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan, ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen), mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Dieſe anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn Zweitens: was heißt einen hiſtoriſchen Satz für wahr halten? eine hiſtoriſche Wahrheit glauben? Heißt es im geringſten etwas anderes, als dieſen Satz, dieſe Wahrheit gelten laſſen? nichts dawider einzuwenden haben? ſich gefallen laſſen, daß ein anderer einen andern hiſtoriſchen Satz darauf baut, eine andere hiſtoriſche Wahrheit daraus folgert? ſich ſelbſt vorbehalten, andere hiſtoriſche Dinge darnach zu ſchätzen? Heißt es im geringſten etwas anderes? etwas mehr? Man prüfe ſich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit faſt ganz Aſien beſiegte. Aber wer wollte, auf dieſen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, deſſen Verluſt nicht zu erſetzen wäre, wagen? Wer wollte, dieſem Glauben zufolge, aller Kenntniß auf ewig abſchwören, die mit dieſem Glauben ſtritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe jetzt gegen den Alexander und ſeine Siege nichts einzuwenden; aber es wäre doch möglich, daß ſie ſich eben ſo wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja ſich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß Chriſtus einen Todten erweckt; muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Weſens ſey? In welcher Verbindung ſteht mein Unvermögen, gegen die Zeugniſſe von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit, etwas zu glauben, wogegen ſich meine Vernunft ſträubt?

Wenn ich hiſtoriſch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieſer Chriſtus ſelbſt von dem Tode auferſtanden; muß ich darum für wahr halten, daß eben dieſer auferſtandene Chriſtus der Sohn Gottes geweſen ſey?

Daß der Chriſtus, gegen deſſen Auferſtehung ich nichts Hiſtoriſches von Wichtigkeit einwenden kann, ſich deßwegen für den Sohn Gottes ausgegeben, daß ihn ſeine Jünger deßwegen dafür gehalten, das glaube ich herzlich gern. Denn dieſe Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derſelben Claſſe, folgen ganz natürlich auseinander.

Aber nun mit jener hiſtoriſchen Wahrheit in eine ganz andere Claſſe von Wahrheiten herüber ſpringen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphyſiſchen und moraliſchen Begriffe darnach umbilden ſoll; mir zumuthen, weil ich der Auferſtehung Chriſti kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen ſetzen kann, alle meine Grundideen von dem Weſen der Gottheit darnach abzuändern; wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος iſt, ſo weiß ich nicht, was Ariſtoteles ſonſt unter dieſer Benennung verſtanden.

Man ſagt freilich: aber eben der Chriſtus, von dem du hiſtoriſch mußt gelten laſſen, daß er Todte erweckt, daß er ſelbſt vom Tode erſtanden, hat es ſelbſt geſagt, daß Gott einen Sohn gleiches Weſens habe, und daß Er dieſer Sohn ſey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieſes Chriſtus geſagt, gleichfalls nicht mehr als hiſtoriſch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und ſagen:

„O doch! das iſt mehr als hiſtoriſch gewiß; denn inſpirirte „Geſchichtſchreiber verſichern es, die nicht irren können.“

So iſt auch das leider nur hiſtoriſch gewiß, daß dieſe Geſchichtſchreiber inſpirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das iſt der garſtige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, ſo oft und ernſtlich ich auch den Sprung verſucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thue es, ich bitte ihn, ich beſchwöre ihn. Er verdient ein Gottes-lohn an mir.

Und ſo wiederhole ich, was ich oben geſagt, mit den nämlichen Worten. Ich läugne gar nicht, daß in Chriſto Weiſſagungen erfüllt worden; ich läugne gar nicht, daß Chriſtus Wunder gethan; ſondern ich läugne, daß dieſe Wunder, ſeitdem ihre Wahrheit völlig aufgehört hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwieſen zu werden; ſeitdem ſie nichts als Nachrichten von Wundern ſind (mögen doch dieſe Nachrichten ſo unwiderſprochen, ſo unwiderſprechlich ſeyn, als ſie immer wollen), mich zu dem geringſten Glauben an Chriſti anderweitige Lehren verbinden können und dürfen.

Was verbindet mich denn dazu — Nichts, als dieſe Lehren ſelbſt, die vor achtzehn hundert Jahren allerdings ſo neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten ſo fremd, ſo uneinverleiblich waren, daß nichts geringeres als Wunder und erfüllte Weiſſagungen erfordert wurden, um erſt die Menge aufmerkſam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerkſam machen, heißt, dem geſunden Menſchenverſtand auf die Spur helfen.

Auf die kam er, auf der iſt er, und was er auf dieſer Spur rechts und links aufgejagt, das, das ſind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weiſſagungen.

Dieſe Früchte ſehe ich vor mir reifen und gereift, und ich ſollte mich damit nicht ſättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Samen dazu ausgeſtreut, ſich ſiebenmal bei jedem Wurfe in Schneckenblute waſchen müſſen — nicht etwa läugnete, nicht etwa bezweifelte — ſondern bloß an ihren Ort geſtellt ſeyn ließe? — Was kümmert es mich, ob die Sage falſch oder wahr iſt; die Früchte ſind trefflich.

Geſetzt, es gebe eine große nützliche mathematiſche Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugſchluß gekommen wäre; — (wenn es dergleichen nicht giebt, ſo könnte es doch dergleichen geben) — läugnete ich darum dieſe Wahrheit, entſagte ich darum, mich dieſer Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Läſterer des Erfinders, weil ich aus ſeinem anderweitigen Scharfſinne nicht beweiſen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugſchluß, durch den er auf die Wahrheit geſtoßen, kein Trugſchluß ſeyn könne? —

— Ich ſchließe und wünſche: möchte doch alle, welche das Evangelium Johannis trennt, das Teſtament Johannis wieder vereinigen! Es iſt freilich apokryphiſch, dieſes Teſtament, aber darum nicht weniger göttlich.

Das Teſtament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Geſpräch.

1777.

Er und Ich.

Er. Sie waren ſehr fix mit dieſem Bogen: [1] aber man ſieht es dieſem Bogen auch an.

Ich. So?

Er. Sie pflegen ſonſt deutlicher zu ſchreiben.

Ich. Die größte Deutlichkeit war mir immer die größte Schönheit.

Er. Aber ich ſehe, Sie laſſen ſich auch fortreißen. Sie fangen auch an zu glauben, nur immer auf Umſtände anſpielen, die unter hundert Leſern nicht einem bekannt ſind; die Ihnen ſelbſt vielleicht nur erſt ſeit geſtern oder ehegeſtern bekannt geworden —

Ich. Zum Exempel?

Er. Laſſe gelehrt.

Ich Zum Exempel?

Er. Ihr Räthſel, womit Sie ſchließen. — Ihr Teſtament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich. Muß denn auch alles ein Buch ſeyn?

Er. Es iſt kein Buch dieſes Teſtament Johannis? — Nun, was iſt es denn?

Ich. Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des ſterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Teſtament heißen? — Nicht?

Er. Können freilich. — Aber ſo bin ich ſchon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten ſie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo ſie ſonſt ſtehen mögen, nicht eben ſehr beleſen.

Ich. Bei einem minder verdächtigen Schriftſteller ſtehen ſie nun doch. — Hieronymus hat ſie uns aufbehalten in ſeinem Commentar über den Pauliniſchen Brief an die Galater. — Da ſchlagen Sie nur nach. — Ich denke kaum, daß ſie Ihnen gefallen werden.

Er. Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich. Aus dem Kopfe? Mit den Umſtänden, die mir jetzt erinnerlich ſind, oder wahrſcheinlich dünken?

Er. Warum nicht?

Ich. Johannes, der gute Johannes, der ſich von ſeiner Gemeinde, die er in Epheſus einmal geſammelt hatte, nie wieder trennen wollte, dem dieſe Eine Gemeinde ein genugſam großer Schauplatz ſeiner lehrreichen Wunder und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt und ſo alt —

Er. Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie ſterben.

[1] Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft.

Ich. Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr ſterben ſah.

Er. Der Aberglaube traut den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbſt da, als Johannes ſchon geſtorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht ſterben könne, daß er ſchlafe, nicht todt ſey.

Ich. Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er. Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort ſprechen hören.

Ich. So zaudernd eilig, als ein Freund ſich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen ſeiner Freundin zu eilen, — trennte ſich allmählig ſichtbar Johannis reine Seele von dem eben ſo reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn ſeine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch verſäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne ſeine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als dieſe Anrede.

Er. Die öfters nicht ſehr ſtudirt mag geweſen ſeyn.

Ich. Lieben Sie das Studirte?

Er. Nachdem es iſt.

Ich. Ganz gewiß war Johannes Anrede das nie. Denn ſie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn ſie war immer einfältig und kurz, und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er ſie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er. Auf welche?

Ich. „Kinderchen, liebt euch!“

Er. Wenig und gut.

Ich. Meinen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten und auch des Beſten, wenn es alltäglich zu ſeyn beginnt, ſo bald ſatt! — In der erſten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr ſagen konnte, als „Kinderchen, liebt euch!“ gefiel dieſes „Kinderchen, liebt euch!“ ungemein. Es gefiel auch noch in der zweiten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte ſchwache Mann kann nicht mehr ſagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr ſagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem „Kinderchen, liebt euch!“ beſchloß; als man ſah, daß der alte Mann nicht bloß nur ſo wenig ſagen konnte; als man ſah, daß er vorſätzlich nicht mehr ſagen wollte; ward das „Kinderchen, liebt euch!“ ſo matt, ſo kahl, ſo nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören, und erdreiſteten ſich endlich, den guten alten Mann zu fragen: Aber Meiſter, warum ſagſt du denn immer das nämliche?

Er. Und Johannes? —

Ich. Johannes antwortete: „Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geſchieht, genug, hinlänglich genug iſt.“ —

Er. Alſo das? Das iſt Ihr Teſtament Johannis?

Ich. Ja!

Er. Gut, daß Sie es apokryphiſch genannt haben!

Ich. Im Gegenſatz des kanoniſchen Evangelii Johannis. — Aber göttlich iſt mir es denn doch.

Er. Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich. Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt und bin nicht gewohnt, dieſes Wort ſo zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Joanne sententiam.

Er. Ah Hieronymus!

Ich. Auguſtinus erzählt, daß ein gewiſſer Platoniker geſagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis: „Im Anfang war das Wort u. ſ. w.“ verdiene in allen Kirchen an dem ſichtbarſten, in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden.

Er. Allerdings! der Platoniker hatte ſehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato ſelbſt hätte nichts Erhabeneres ſchreiben können, als dieſer Anfang des Evangelii Johannis iſt.

Ich. Mag wohl ſeyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberei eines Philoſophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerem Rechte in allen unſern Kirchen an dem ſichtbarſten in die Augen fallendſten Orte mit goldenen Buchſtaben angeſchrieben zu werden verdiente — das Teſtament Johannis.

Er. Hm!

Ich. „Kinderchen, liebt euch!“

Er. Ja! ja!

Ich. Dieſes Teſtament Johannis war es, worauf ehedem ein gewiſſes Salz der Erde ſchwur. Jetzt ſchwört dieſes Salz der Erde auf das Evangelium Johannis, und man ſagt, es ſey nach dieſer Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er. Auch ein Räthſel?

Ich. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er. Ja, ja, ich merke nun wohl.

Ich. Was merken Sie?

Er. So ziehen immer gewiſſe Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug daß ſie die chriſtliche Liebe beibehalten: mag doch aus der chriſtlichen Religion werden, was da will.

Ich. Ob Sie mich mit zu dieſen gewiſſen Leuten zählen?

Er. Ob ich recht daran thun würde, müſſen Sie von ſich ſelbſt erfragen.

Ich. Ich darf doch alſo ein Wort für dieſe gewiſſe Leute ſprechen?

Er. Wenn Sie ſich fühlen.

Ich. Aber ich verſtehe Sie auch wohl nicht. — So iſt die chriſtliche Liebe nicht die chriſtliche Religion?

Er. Ja und Nein.

Ich. Wie Nein?

Er. Denn ein anderes ſind die Glaubenslehren der

chriſtlichen Religion, und ein anderes das Praktiſche, welches ſie auf dieſe Glaubenslehren will begründet wiſſen.

Ich. Und wie Ja?

Er. In ſo fern nur das wahre chriſtliche Liebe iſt, die auf chriſtliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich. Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere ſeyn? — Die chriſtlichen Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die chriſtliche Liebe ausüben?

Er. Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bei weitem das Schwerere ſey.

Ich. Was ſoll es mir denn helfen?

Er. Denn es iſt um ſo lächerlicher, daß ſich jene gewiſſen Leute den Weg zur Hölle ſo ſauer machen.

Ich. Wie ſo?

Er. Wozu das Joch der chriſtlichen Liebe auf ſich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder ſanft, noch verdienſtlich wird?

Ich. Ja freilich: dieſe Gefahr müßten wir ſie nun ſchon laufen laſſen. Ich frage alſo nur: iſt es von andern gewiſſen Leuten klug gehandelt, dieſer Gefahr wegen, welche jene gewiſſen Leute mit ihrer unchriſtlichen chriſtlichen Liebe laufen, ihnen den Namen der Chriſten abzuſprechen?

Er. Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich. Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter faſſen könnten? Und das nach dem Ausſpruche jenes guten Mannes: „Wer nicht wider uns iſt, der iſt für uns.“ — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er. Recht wohl. Es iſt eben der, der an einem andern Orte ſagt: „Wer nicht mit mir iſt, der iſt wider mich.“

Ich. Ja ſo! allerdings; das bringt mich zum Stillſchweigen. — O, Sie allein ſind ein wahrer Chriſt! — Und beleſen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Joannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Joanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der ſich in ſeinem Gewiſſen verbunden gefühlt hat, die Auferſtehungsgeſchichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unſerer Einſichten und Kräfte, und es iſt immer rührend, wenn auch der ſchwache abgelebte Neſtor ſich dem ausfordernden Hektor ſtellen will, falls kein jüngerer und ſtärkerer Grieche mit ihm anzubinden ſich getraut.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bei dieſem Kampfe Wärtel zu ſeyn und meine Stange dazwiſchen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämiſcher und unedler Streich geführt würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperſon; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu ſeyn.

Aber ich darf nicht vergeſſen, was ich mir ſelbſt ſchuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Abſicht verkannt und meine vorgeſchlagenen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann dieſem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieſes Wort nicht erlauben oder verzeihen?

Leſſing.

Erſt wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält, damit wir um ſo redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenſtrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein ſtrenger Luftzug, dem dieſer mehr ausgeſetzt iſt, als jener, ſind Vortheile, deren ſich kein ehrlicher Fechter wiſſentlich bedient. — Beſonders bewahre uns Gott alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verleumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferſtehung Chriſti iſt auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangeliſten davon ſich widerſprechen.

Ich erwiedere: die Auferſtehung Chriſti kann ihre gute Richtigkeit haben, ob ſich ſchon die Nachrichten der Evangeliſten widerſprechen.

Nun kommt ein Dritter und ſagt: die Auferſtehung Chriſti iſt ſchlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangeliſten davon widerſprechen ſich nicht.

Man gebe auf dieſes auch darum, auf dieſes obſchon, auf dieſes denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf dieſen Partikeln gerade nur nicht alles beruht.

I.

Der Ungenannte, ſo viel ich nun von ſeinen Papieren näher weiß, hat nichts geringeres als einen Hauptſturm auf die chriſtliche Religion unternommen. Es iſt keine einzige Seite, kein einziger noch ſo verſteckter Winkel, dem er ſeine Sturmleitern nicht angeworfen. Freilich hat er dieſe

Sturmleitern nicht alle mit eigener Hand neu geſchnitzt; die meiſten davon ſind ſchon bei mehreren Stürmen geweſen; einige derſelben ſind ſogar ein wenig ſehr ſchadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerſchmetternde Felſenſtücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kommt, nicht wer die Leiter machte, ſondern wer die Leiter beſteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morſche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferſtehungsgeſchichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit derſelben eingewendet hat, oder einwenden hätte können, wenn anders über eine ſo abgedroſchene Materie jetzt noch etwas einzuwenden ſeyn möchte, deſſen ſich nicht ſchon ſeit ſiebzehnhundert Jahren einer oder der andere ſollte bedacht haben. Was nun ſchon, vor kurz oder lang, einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl ſeyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein anderes iſt, auf etwas antworten; ein anderes, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefähr noch dienen konnte: Altes und Neues, mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit ſeinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geſchlagene Soldat kann endlich doch einmal ſiegen helfen.

Wenn man aber nun ſchon — da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man ſeyn, wenn man von der Wahrheit auch noch ſo weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, ſage ich, nun ſchon mit höhniſchem Achſelzucken, mit halb mitleidiger, halb ärgerlicher Miene über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brei ſpricht und das Schickſal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten ſollen, die auf Treue und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer längſt beantwortet ſind: ſo muß ich freundſchaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig ſanfter zu halten, dieweil es noch Zeit iſt. Denn man möchte ſonſt ſich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche, unbeſcholtene Mann iſt, über den man ſo chriſtmilde geſpöttelt; wer der unſtreitige Gelehrte iſt, den man ſo gern zum unwiſſenden, muthwilligen Laffen erniedrigt hätte.

Das iſt nichts als Gerechtigkeit, die ich ſeiner Perſon widerfahren laſſe. Die Gerechtigkeit ſeiner Sache ſteht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit unter entgegengeſetzter Ueberzeugung in guter Abſicht eben ſo ſcharfſinnig als beſcheiden durchzuſetzen ſucht, iſt unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beſte, edelſte Wahrheit aus Vorurtheil mit Verſchreiung ſeiner Gegner auf alltägliche Weiſe vertheidigt.

Will es denn Eine Claſſe von Leuten nie lernen, daß es ſchlechterdings nicht wahr iſt, daß jemals ein Menſch wiſſentlich und vorſätzlich ſich ſelbſt verblendet habe? Es iſt nicht wahr, ſag' ich; aus keinem geringeren Grunde, als weil es nicht möglich iſt. Was wollen ſie denn alſo mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verſtockung, gefliſſentlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszuſtaffiren, die man Lügen zu ſeyn weiß? Was wollen ſie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen dieſe Wahrheit muß zu gute kommen laſſen; weil ich auch von ihnen glauben muß, daß ſie vorſätzlich und wiſſentlich kein falſches, verleumderiſches Urtheil fällen können, ſo ſchweige ich und enthalte mich alles Wiederſcheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Beſitz irgend ein Menſch iſt, oder zu ſeyn vermeint, ſondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menſchen. Denn nicht durch den Beſitz, ſondern durch die Nachforſchung der Wahrheit erweitern ſich ſeine Kräfte, worin allein ſeine immer wachſende Vollkommenheit beſteht. Der Beſitz macht ruhig, träge, ſtolz —

Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit, und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatze, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte und ſpräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es iſt lediglich meine Schuld, wenn der Ungenannte bis jetzt ſo beträchtlich nicht ſcheint, als er iſt. Man laſſe ihn dieſe fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente ſeiner Arbeit fand, und aus Fragmenten gerade nur eben dieſe bekannt machte? Er ſelbſt würde, um ſich in ſeinem beſten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgeſucht haben, wenn er ſich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zuſammengeſetzten Maſchine, deren kleinſte Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet ſind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl, ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruhe, eine Feder oder Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in dieſem Betracht — aber auch nur in dieſem — ich ſelbſt mit meinen Proben beſſer zu Hauſe geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nämliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben ſelbſt verführte?

Das letztere, wenn ich die Wahrheit bekennen ſoll; das letztere. Ich gab ein Rad, eine Feder nicht als Probe der Uhr, ſondern als Probe ihres gleichen. Das iſt: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzelnen Materien, in welche die gelieferten Fragmente ſchlagen, noch nicht beſſeres und gründlicheres geſchrieben worden, als eben dieſe Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer

dem Fragmente von der Auferſtehungsgeſchichte noch nie und nirgends die häufigen Widerſprüche der Evangeliſten, die ich für wahre Widerſprüche erkannte, ſo umſtändlich und gefliſſentlich ins Licht geſetzt worden.

Das glaubte ich, das glaub' ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meinung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vorderſatz zu, und läugnete die Folge.

Ich gab den Vorderſatz zu, weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Verſuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie ſchlecht es mit allen evangeliſchen Harmonien beſtellt ſey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche ſie zum Grunde legen, ſchlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verſchiedene Erzählungen der nämlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinſtimmung zu ſetzen. Wo Geſchichtſchreiber nur in der Hauptſache übereinkommen, bietet die Methode unſerer evangeliſchen Harmoniſten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man ſoll ſie ſo toll nicht erdenken können: ich will ſie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmoniſten belegen. —

Aber ich läugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat ſich je in der Profangeſchichte die nämliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionyſius und Tacitus eben dieſelbe Ereignung, etwa eben daſſelbe Treffen, eben dieſelbe Belagerung jeder mit ſo verſchiedenen Umſtänden erzählen, daß die Umſtände des einen die Umſtände des andern völlig Lügen ſtrafen; hat man darum jemals die Ereignung ſelbſt, in welcher ſie übereinſtimmen, geläugnet? Hat man ſich nie getraut, ſie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgeſonnen, jene widerſpenſtige Verſchiedenheit von Umſtänden wenigſtens, gleich ſtößigen Böcken, in einen engen Stall zu ſperren, in welchem ſie das Widereinanderlaufen wohl unterlaſſen müſſen?

Das wahre Bild unſerer harmoniſchen Paraphraſen der Evangeliſten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer ſtößig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander und reiben ſich und drängen ſich. — Ei, mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke eben ſo viel in dem engen Stalle ſind, als der geduldigen, einverſtandenen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der ſchönen Eintracht! — Ohne eine ſolche immer gährende, brauſende, aufſtoßende Harmonie ſollten Livius und Polybius, Dionyſius und Tacitus nicht glaubwürdige Geſchichtſchreiber ſeyn können? —

„Poſſen! denkt der freie offene Leſer, der ſich nicht muthwillig durch kleine Sophiſtereien um den Nutzen und das Vergnügen der Geſchichte bringen will, Poſſen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten aufſliegt? Waren ſie nicht alle Menſchen? Hier hatte nun dieſer oder jener nicht ſo gute Nachrichten, als der dritte! Hier ſchrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach ſeinem beſten Ermeſſen! So ein Umſtand war ihm juſt noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da ſteht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, ſag' ich, der freie offene Kopf, der die Schranken der Menſchheit und das Gewerbe des Geſchichtſchreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und ſegne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht, welche Untrüglichkeit bis in der kleinſten Faſer eines guten Geſchichtſchreibers zu ſuchen! Haſt du nie geleſen, was ein Geſchichtſchreiber [1] ſelbſt, und zwar einer von den allerpünktlichſten, ſagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollſtändige Begebenheiten freilich nicht; ganze Thatſachen freilich nicht; aber ſo von den kleinen Beſtimmungen welche, die der Strom der Rede auch wohl ganz unwillkürlich aus ihm herausſpielt. Welcher Geſchichtſchreiber wäre jemals über die erſte Seite ſeines Werks gekommen, wenn er die Belege aller dieſer kleinen Beſtimmungen jedesmal hätte bei der Hand haben müſſen? Nordberg ſtraft in ſolchen kleinen Beſtimmungen Voltairen hundertmal Lügen; und doch iſt es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geſchichtſchreiber macht. So ſtraff den Zügel in der Hand kann man wohl eine Chronik zuſammenklauben; aber wahrlich keine Geſchichte ſchreiben.

Wenn nun Livius und Dionyſius und Polybius und Tacitus ſo frank und edel von uns behandelt werden, daß wir ſie nicht um jede Sylbe auf die Folter ſpannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich ſchon erklärt, daß ihr beſonderer Vorzug, durch einen näheren Antrieb des heil. Geiſtes geſchrieben zu haben, hier nichts verſchlägt. Aber wer darauf beſteht, verräth, warum es ihm zu thun iſt. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferſtehung, die unter unauflöslichen Widerſprüchen der Evangeliſten leiden möchte, ſondern um ſeine einmal eingeſogenen Begriffe von der Theopneuſtie. Nicht um das Evangelium, ſondern um ſeine Dogmatik.

Und doch, ſelbſt die crudeſten Begriffe von der Theopneuſtie angenommen, getraue ich mir zu beweiſen, daß, wenn die Evangeliſten einmal einander widerſprechende Nachrichten von der und jener bei der Auferſtehung vorgefallenen Kleinigkeit hatten (ſie konnten ſie aber ſo leicht haben, ſie konnten ſie faſt ſo unmöglich nicht haben, weil ſie ſo ſpät hernach ſchrieben, weil ſie von dem wenigſten,

[1] Vopiscus.

oder von gar nichts Augenzeugen geweſen waren), daß, ſag' ich, der heil. Geiſt ihnen dieſe widerſprechende Nachrichten nothwendig laſſen mußte.

Der Orthodoxiſt — (nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterſchied zwiſchen Orthodox und Orthodoxiſt nicht zuerſt:) der Orthodoxiſt ſagt ja ſelbſt, daß es der Weisheit des heil. Geiſtes nicht unanſtändig geweſen, anſcheinende Widerſprüche in die Erzählungen der Evangeliſten mit einfließen zu laſſen, damit ſo weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu ſichtliche Uebereinſtimmung erwecken würde, auf ſie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anſcheinende Widerſprüche? — So hätte wahrlich der heil. Geiſt auch nur ein anſcheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangeliſten abzulenken! Denn was ſind anſcheinende Widerſprüche? Sind es nicht Widerſprüche, die ſich endlich in die vollkommenſte Uebereinſtimmung auflöſen laſſen? — Nun, da iſt ſie ja wieder, die vollkommene Uebereinſtimmung, die der heil. Geiſt vermeiden wollte, weil ſie ſo ſehr nach Verabredung ſchmeckt. Der ganze Unterſchied wäre ja nur, daß die Evangeliſten in dieſem Falle ihre Verabredung meiſterlich hätten zu verſtecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ihre Erzählung, damit ſie nicht nach vorläufiger Vereinſtändniß geſchrieben zu haben ſcheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verſtümmelten ſie aber ſo, daß ihnen auch kein Widerſpruch zur Laſt fallen konnte. Unſere nächſten Nachkommen, dachten ſie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle gefloſſen, laſſen ſich durch das Labyrinth unſerer Erzählung von dieſer Nachſuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachſuchung nicht mehr möglich iſt, ſo wird man ſchon den Faden zu unſerem Labyrinthe finden, und dieſe verſteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unſerer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangeliſten ſo nicht gedacht haben! Aber daß dieſe Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man ſich ſo etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbarer dazu, als unſere kunſtreichen Harmonien?

Sollte man ſich nicht erſt erkundigt haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geſchichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehreren, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet (wenn ſie in ein ähnliches Detail kleiner Umſtände gehen wollen, als womit wir die Auferſtehungsgeſchichte ausgeſchmückt finden), ohne die offenbarſten, unauflöslichſten Widerſprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges ſolches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehreren, die weder aus einer gemeinſamen Quelle geſchöpft, noch ſich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines ſolchen Exempels eben ſo gewiß überzeugt, als von meinem eigenen Daſeyn.

Wenn ſich nun in der ganzen unendlichen Weltgeſchichte ein ſolches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangeliſten dieſes Exempel ſollen geliefert haben?

Weil ſie der heil. Geiſt trieb? darum? — Weil freilich arme Menſchen dem Irrthume unterworfen ſind; aber nicht der heil. Geiſt? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der heil. Geiſt, um ſich als den zu zeigen, der er iſt, hat ſchlechterdings nichts thun können, was eben ſo wohl die Wirkung der feinſten Büberei ſeyn könnte. Auch nur könnte. Nicht das, was die ägyptiſchen Zauberer dem Moſes nachthun konnten (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten), ſondern was Moſes allein thun konnte, bekräftigte ſeine Sendung.

Noch hat ſich, ſo viel ich weiß, kein Orthodox einfallen laſſen, daß der Antrieb des heil. Geiſtes die Evangeliſten allwiſſend gemacht habe. Das iſt: was die Evangeliſten vor dieſem Antriebe nicht wußten, das wußten ſie auch unter und nach dieſem Antriebe nicht. Erfuhren ſie alſo durch den Antrieb des heil. Geiſtes nichts mehr, ſo erfuhren ſie auch nichts beſſer. Denn man kann nichts beſſer erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unſere falſchen Urtheile nur daher entſtehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommenen behelfen.

Mitwirkung des heil. Geiſtes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigſten und unerheblichſten Mißbegriffe erkannte; nur über deſſen Schrift beſonders wachte, der dieſe wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geſchehenen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit ſeinen Lehrſätzen gebracht hatte. Der geſunde Verſtand, der ſich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald ſo viel haben, daß er ſich lieber mit gar nichts begnügen will. In dieſem Verſtande kann man ſagen, daß niemand mehr Ungläubige gemacht hat, als der ſogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti gegründet, welche Ueberzeugung ſich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir jetzt leben, dieſe Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geſchichtſchreiber von den Ausſagen dieſer Augenzeugen, in welchen Geſchichtſchreibern ſich nur das allgemeine Reſultat von den Ausſagen dieſer Augenzeugen unverfälſcht erhalten konnte; und gleichwohl ſoll unſere jetzige Ueberzeugung von der Auferſtehung Chriſti nicht gegründet genug ſeyn, wenn ſie ſich bloß auf jenes Reſultat der Ausſagen gründet, und ſich nicht zugleich auf die völlige Uebereinſtimmung der Geſchichtſchreiber von dieſen Ausſagen gründen kann? — Da wären wir, die wir jetzt leben, ſchön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir jetzt leben, auch in dieſem Puncte beſſer daran ſind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas erſetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor ſich, auf den ſie, in Ueberzeugung ſeiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieſes große Gebäude ſelbſt aufgeführt vor uns. — Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grunde ſeines Hauſes, bloß um ſich von der Güte des Grundes ſeines Hauſes zu überzeugen? — Setzen mußte ſich das Haus freilich erſt an dieſem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut iſt, weiß ich nunmehr, da das Haus ſo lange Zeit ſteht, überzeugender, als es die wiſſen konnten, die ihn legen ſahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Geſetzt, der Tempel der Diana zu Epheſus ſtünde noch in ſeiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände ſich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; ſogar der Name des weiſen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer ſo ſonderbaren Grundfeſte den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morſchen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe ſogar, daß Theodorus wohl ſo uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn ſie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerſtehen müßten. Sollte ich wohl, bei aller dieſer wahrſcheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen hiſtoriſchen Ausſage deßwegen zweifeln, weil die verſchiedenen Urheber derſelben über die Kohlen ſelbſt etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa ſagte, es wären ölbäumene Kohlen geweſen; Pauſanias aber von ellernen und Vitruvius von eichenen Kohlen ſpräche? O der Thoren, die dieſen Widerſpruch, ſo Widerſpruch als er iſt, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben ſowohl der Oelbaum, als die Eiche und Elle zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen ſtreiten, als die großen Ebenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde ſteht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeiſter, daß ich von dieſem weiter nichts wiſſen mag, als daß es gut und feſt ſeyn muß. Denn es trägt, und trägt ſo lange. Iſt noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenſter aus ſeinem rechten Winkel gewichen, ſo iſt dieſer rechte Winkel freilich ein augenſcheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er iſt doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieſer, an dieſer will ich meine Betrachtungen weiden; in dieſer, in dieſer will ich dich preiſen, lieber Baumeiſter! Preiſen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze ſchöne Maſſe gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblaſen ruhete.

Daß die Menſchen ſo ungern ſich mit dem befriedigen, was ſie vor ſich haben! — Die Religion iſt da, die durch die Predigt der Auferſtehung Chriſti über die heidniſche und jüdiſche Religion geſiegt hat, und dieſe Predigt ſoll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug geweſen ſeyn, als ſie ſiegte? Ich ſoll glauben, daß ſie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich jetzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweiſen kann? —

Nicht viel anders iſt es mit den Wundern, durch welche Chriſtus und ſeine Jünger die Religion gepflanzt. — Mögen doch die jetzigen Nachrichten von ihnen noch ſo zweifelhaft, noch ſo verdächtig ſeyn; ſie wurden ja nicht für uns Chriſten gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß ſie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die ſie haben ſollten! Und daß ſie die gehabt haben, beweiſt das noch immer fortdauernde Wunder der Religion ſelbſt. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrſcheinlich machen, die bei ihrer erſten Gründung ſollen geſchehen ſeyn. Aber auf die hiſtoriſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Wunder die Wahrheit der Religion gründen, wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht iſt! — — Es ſey herausgeſagt! Wenn ich jemals ſo richtig, ſo klug zu denken fähig bin, ſo iſt es um meinen Verſtand geſchehen. Das ſagt mir mein Verſtand jetzt. Und habe ich jemals einen andern Verſtand, ſo hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Chriſtus und ſeine Jünger thaten, waren das Gerüſte und nicht der Bau. Das Gerüſte wird abgeriſſen, ſobald der Bau vollendet iſt. Den muß der Bau wenig intereſſiren, der ſeine Vortrefflichkeit nur aus dem abgeriſſenen Gerüſte beweiſen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen laſſen, daß ein eben ſo großer Meiſter zu dem Gerüſte müſſe gehört haben, als zu dem Baue ſelbſt. — Kann wohl ſeyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringſten nichts auf dieſe Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieſes Vorurtheil von dem Gerüſte, mich im Geringſten abhalten laſſen, den Bau ſelbſt nach den eingeſtandenen Regeln einer guten Architectur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein, ſo tiefe Wunden hat die ſcholaſtiſche Dogmatik der Religion nie geſchlagen, als die hiſtoriſche Exegetik ihr jetzt täglich ſchlägt.

Wie? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß eine Lüge hiſtoriſch ungezweifelt bewieſen werden könne? Daß unter den tauſend und tauſend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geſchichte Anlaß geben, daß unter dieſen tauſend und tauſend Dingen auch wohl ungeſchehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es ſoll nicht wahr ſeyn, daß unendliche Facta wahre unſtreitige Facta geweſen, für die uns dennoch die Geſchichte zu wenige, zu unwichtige Zeugniſſe hinterlaſſen, als daß wir ſie ohne Leichtſinn glauben könnten?

Das ſoll nicht wahr ſeyn? — Freilich, wenn es wahr iſt, wo bleiben alle hiſtoriſche Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion? — Wo ſie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn ſie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauſes geſtellt würden, in welchem ſie noch vor funfzig Jahren ſtanden?

III.

Bei dieſer meiner Geſinnung von der hiſtoriſchen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entſteht, noch auf Scepticismus leitet, war es alſo gewiß keine ernſthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegenſätzen ſchrieb: „Der „Mann, der die Untrüglichkeit der Evangeliſten in jedem „Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferſtehungsgeſchichte) noch unbearbeitetes Feld genug.“ Ich ſetzte freilich hinzu: „Er verſuche es nun, und beantworte „die gerügten zehn Widerſprüche unſeres Fragments.“ Aber in dieſem Tone ſchreckt man auch ab, und das wollte ich. Abſchrecken wollte ich. Denn ich ſagte weiter: „Nur „beantworte er ſie alle, dieſe gerügten Widerſprüche. Bloß „dieſem und jenem etwas wahrſcheinliches entgegenſetzen, „und die übrigen mit triumphirender Verachtung über„gehen, heißt keinen beantworten.“

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abſchreckung irgend etwas unterlaſſen müſſe. Mein Gewiſſen giebt mir das Zeugniß, daß ich ſo eitel zu ſeyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in dieſem Puncte ſelbſt vorwerfen kann, iſt dieſes, daß es mich aber doch ein wenig befremdet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nämliche unterlaſſen, und auf meine Abſchreckung etwas zu unterlaſſen, gerade das nämliche gethan wird.

Doch auch dieſe Befremdung iſt wahrlich nicht Stolz, iſt wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig verſtanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und dann auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig alſo, lieber Nachbar? — wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widerſprüche haſt du dir getraut, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubſt wirklich nun nicht weniger geleiſtet zu haben, als du dir getraut? —

So würde ich freundſchaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zuſprechen, wenn ich ihn kennte, wenn ich ſeinen Namen zuverläſſig wüßte, und ich mir ſeine Bekanntſchaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß ſeinen Namen nicht, und er weiß meinen.

Er weiß ihn, ob er ihn ſchon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus dieſem Streite gelaſſen, es iſt ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufſeher von Bücherſchätzen, der (wie dieſe Leute einmal ſind!) ſich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilt, auch in allem Betracht gut iſt, oder nicht; wenn es nur ſelten iſt. Dafür hat er mich genommen, und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigſtens für nichts Schlimmeres genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bei ſeiner Darſtellung auf eine vermeinte Herausforderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten er mir ſo gütig freiſtellen wollen. Und das zwar aus folgender Urſache nicht.

Wenn es wahr iſt, daß mein Ungenannter ein eben ſo unwiſſender als boshafter Mann iſt; wenn es wahr iſt, daß alle ſeine Einwürfe, alle ſeine gerügten Widerſprüche unzähligemal ſchon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben ſo oft abgewieſen und beantwortet worden; wenn es wahr iſt, daß er ſchnurſtracks wider einander laufende Behauptungen in der Auferſtehungsgeſchichte gefunden, bloß weil er ſie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, ſie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr iſt, daß man bloß ſeine Schmähſchrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen; wenn das alles wahr iſt, — (der Spruch iſt gerecht! Ich ſpreche ihn über mich ſelbſt aus, breche über mich ſelbſt den Stab!) ſo bin ich, ich, ſein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben ſo ſtrafbar, ſondern noch weit ſtrafbarer, als er ſelbſt.

Und das, das ſollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wiſſen. Der weiß es.) — das ſollte ich ruhig auch nur ſcheinen wollen? Ich müßte nicht wiſſen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man ſcheint, als was man iſt. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben, und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeſchrieben, aber Gott hatte ihn wieder zu geſunder und kalter Ueberlegung kommen laſſen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich, der ich doch wohl auch wiſſen könnte und ſollte, worauf ſich der Ungenannte bloß im hitzigen Fieber nicht zu beſinnen vermochte, nämlich, daß alles das nichts als abgedroſchenes und längſt den Flammen überantwortetes Stroh ſey; nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen nicht einmal den Verſtand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, bloß um eine Sünde zu vollführen und Aergerniß zu geben. — Daß ich ſage: ich räumte nur ſeinen Vorderſatz ein und läugnete die Folgerung, das macht meine Sache nicht um ein Haar beſſer. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben ſo wichtig, den Vorderſatz zu läugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja ſie glauben die Folgerung nur, weil und ſo fern das Gegentheil des Vorderſatzes ſeine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich ſehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit widerfahren läßt, die ihm gebührt; weil ich finde, daß man es ſich eben ſo leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es ſchwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticirt, die man ſich am beſten zu ſtechen getraut, muß ich darum überhaupt ſein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben laſſen! Wer mit ſolchen Fuſcheleien ſpielt, und glauben kann, er habe ſein Geld gewonnen und nicht geſtohlen, der glaube es immerhin! Der Zuſchauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am beſten, er ſchweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freilich nicht ſchweigen, wenn er ſein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann iſt der Fall kitzlich. Er gehe mit ſeinem Muthe zu Rathe, und wette wenigſtens nicht weiter. — —

Nun, ſo ſchränke ich mich denn auch in dem Ueberreſte dieſer Duplik lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widerſprüche in der Auferſtehungsgeſchichte der Evangeliſten.

Von dieſen habe ich behauptet, und behaupte noch: ſie nirgends ſo kräftig auf einander gehäuft, nirgends ſo deutlich auseinander geſetzt zu wiſſen. Irre ich mich, ſo nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das eben ſo gut zu leſen iſt. Meine Verwunderung, ein ſolches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles ſchon ſeine Abfertigung erhalten, welches ich eben ſo wenig gekannt hätte. Auch eben ſo wenig noch kenne. Denn daß, ſeit heute und geſtern, wenigſtens die Unterredungen meines guten Nachbars dieſes Werk nicht geworden, will ich mit ſeiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf dieſem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch ſelbſt nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widerſprüche und ihre vermeinten Beantwortungen, das ſteht dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerſpruch zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort ſich heben läßt, ſo habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerſpruch iſt, können deren hundert ſeyn; genug, daß auch deren tauſend das nicht beweiſen, was mein Ungenannter daraus beweiſen will. — Alſo ohne weiters zur Sache! Was ich ſonſt noch zu ſagen hätte, wird ſich auch finden.

Erſter Widerſpruch.

„Lucas (XXIII, 56) läßt die frommen Weiber, welche „den Leichnam Chriſti ſalben wollten, die Specereien dazu „am Freitage gegen Abend, vor Eintritt des Sabbaths „oder erſten Oſtertages, einkaufen, und Marcus (XVI, 1) „am Sonnabende des Abends, nach unſerer Art zu reden, „als der Sabbath vorbei war."

Daß man in dieſen verſchiedenen Behauptungen vorlängſt einen Widerſpruch gefunden, erhellt daraus, daß man vorlängſt verſucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzuſtimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umſtimmen wollen, ſagen, daß in den Worten διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα das ἠγορασαν auch wohl jam empta habebant heißen könne, indem öfter die unbeſtimmte Zeit anſtatt der längſt vergangenen gebraucht werde. Sie überſetzen alſo: „Als der Sabbath vergangen war, hatten die „Weiber bereits vorher Specereien gekauft;" und ich darf wohl ſagen, daß dieſes unter den proteſtantiſchen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher geweſen.

Mein Ungenannter hatte alſo Recht, ſich bloß an dieſe Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantiſch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwies, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das ἠγορασαν in der längſt vergangenen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie ſoll ich dieſe zwei Ungenannte in der Folge am ſchicklichſten und kürzeſten bezeichnen? Der Ungenannte bleibt der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen veranlaßt worden, ſo bleibe er mein Nachbar. Sollte er dieſe Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann beſſer bezeichnen, mit dem ich gern in Ruhe und Frieden leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar alſo muß auch weder beim Glaſſius noch beim Wolf, auf die wir von dem deutſchen Ausgeber des engliſchen Bibelwerks verwieſen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben, ſonſt er wohl darauf beſtanden, und nicht eine ſo gefährliche Volte geſchlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte iſt, ſo giebt es gar keine. Weil Marcus ſich nicht nach dem Lucas umſtimmen läßt, ſo will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umſtimmen. Da Marcus nicht gemeint haben kann, daß die frommen Weiber die Specereien ſchon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war, ſo ſoll nun Lucas gemeint haben, daß ſie ſie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ei freilich!" dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müſſe: „ei freilich! das iſt ja auch ganz leicht zu erweiſen. Denn einmal ſagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereien den Freitag Abend gekauft worden; ſondern er ſagt nur, daß ſie von den Weibern gekauft worden,

nachdem ſie den Freitag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, ὑποστρέψασαι ἡτοίμασαν ἀρώματα nicht wohl anders verſtanden werden, als daß ſie Specereien unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet; doch da folgt bald darauf ein μεν, das im Deutſchen nicht ausgedrückt iſt, und von dem mir die guten Leute, für die ich ſchreibe, ſchon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwiſchen bedeute (denn μεν bloß durch zwar geben, will nicht langen,) und der Evangeliſt alſo ſichtbar der Meinung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereien Freitag Abend vorgenommen worden. Getroſt alſo den Verſikel: ὑποστρέψασαι δε ἡτοίμασαν ἀρώματα και μύρα και το μεν σαββατον ἡσύχασαν κατα την ἐντολην, überſetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten ſie die Specereien und Salben, nachdem ſie inzwiſchen (zwiſchen dem Zurückkommen und Bereiten, zwiſchen dem participio und verbo, denn das bedeutet das μεν hier ſichtbar) den Sabbath nach dem Geſetze geruhet hatten."

Iſt es möglich, lieber Nachbar, iſt es möglich, daß ſich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verſtand mit fortmußte, begreife ich —) nicht ſichtbar ſträubte, als Sie dieſes niederzuſchreiben im Begriff waren? — Wenigſtens, will ich hoffen, haben Sie ſich nachher um den Beweis von der ſichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Ueberſetzer noch bemerkten μεν, umgethan; haben nachher ein paar Stellen aufgeſucht, wo μεν möglicherweiſe, obſchon mit eben ſo wenig Grunde, dieſe ſichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen, das muß ich hoffen, denn Sie ſind ein ehrlicher Mann; Sie haben ſich nicht auf einen Belag ſtillſchweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten, ſondern Sie haben bloß einen Belag ſtillſchweigend vorausgeſetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich ſchon voraus ſehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geſchichte anrichten wird, die nicht klein iſt. Denn welche Folge von Begebenheiten iſt gegen dieſes erwieſene μεν gekettet genug? Welche Wirkung läßt ſich nicht dadurch zur Urſache, welche Urſache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hyſteraprotera mehr, wenn dieſes μεν erwieſen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweiſe — denn wiſſen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünſtig zurückbehalten, wiſſen Sie, was man alsdann ſagen wird und muß? — Daß Sie Ihre Leſer zum Beſten gehabt, daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächſerne Naſe erklären, als einen Widerſpruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit iſt. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir ſagen laſſen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber ſind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer ſind? — Wie man doch gewiſſe Dinge ſo leicht annehmen kann! — Erſt nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur ſo ſind Sie entſchuldigt, und ich möchte Sie gar zu gern entſchuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blöße gewiß nicht gegeben, die mir dieſer gutmeinende Laie giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen dieſe Blöße proteſtiren. Wie können ſie auch anders? Das Feuer iſt ja noch nicht ſo nahe, daß man ſchon zum Fenſter herabſpringen muß. Ich ſelbſt, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andere Antwort, wenn mir ſo viel daran gelegen wäre, dieſen erſten Widerſpruch zu heben.

Und welche? Ohne erſt lange nachzuſuchen, ob ſchon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn herſetzen. Iſt er zu brauchen: deſto beſſer! ich behaupte nur in Theſi, daß es in den Erzählungen der Evangeliſten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeſchadet, Widerſprüche geben könne; aber in Hypotheſi, ob dieſes und jenes wirklich ein Widerſpruch ſey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erſt genauer zu unterſuchen. Dergleichen einzelne Unterſuchungen mögen ausfallen, wie ſie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabei. Und wenn ich etwas dabei ſagen kann, wodurch ein anderer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeint: warum ſoll ich ihm die Freude nicht machen? Auch iſt es aufrichtiger, für ſeinen Gegner mit zu ſehen.

So denn alſo! — Wie wenn man den Evangeliſten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatiſchen Folter, das nämliche ſagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeint hat, die frommen Weiber zu zwei verſchiedenenmalen Specereien kaufen läßt, den Freitag nur ſo viel, als ſie in der Geſchwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem kleinen Städtchen ergehen können, aber ſchwerlich wohl in Jeruſalem. Sondern dadurch, daß man auf das ἑτοιμαζειν des Lucas aufmerkſam mache, und es in ſeiner weitern Bedeutung hier gelten laſſe. Wenn denn einmal die Weiber, als ſie den Freitag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit ſollen gehabt haben, die Specereien zu kaufen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: ſagt denn das auch Lucas von ihnen? Er ſagt ja nur ἡτοιμασαν ἀρώματα; und nicht ἠγορασαν. Aber, wird man ſagen, wie kann man Specereien bereiten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kaufen muß? Das iſt es eben: ἑτοιμος heißt nicht bloß προχειρος, der gleich bei der Hand iſt, der gleich zur Hand ſchafft, ſondern auch nur προθυμος, der gleich willig und entſchloſſen iſt, etwas zur Hand zu ſchaffen. Folglich heißt auch ἡτοιμασαν nicht bloß praeparabant *manibus*, ſie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, ſondern auch praeparabant *animo*, curabant ut praeparata haberent,

ſie thaten ſich um, ſie ſorgten, daß ſie ſie in Bereitſchaft halten möchten. Sie gingen nicht in die Gewölbe der Specereihändler, die freilich wohl ſchon geſchloſſen waren, und kaufen, ſondern ſie nahmen ſich nur vor zu kaufen, erkundigten ſich nur, wo ſie am beſten zu kaufen wären, denn ſie waren fremd. Und das durften ſie thun, wenn auch der Sabbath ſchon längſt angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringſten nicht unterſagt. — So wie auch den heutigen Juden noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kaufen, auch das Denken an das Kaufen am Sabbath verboten: ſo würde der Sabbath wohl blutſelten gehörig von ihnen gefeiert. Kaufen und verſteigern ſie nicht ſelbſt am Sabbath, nicht ſelbſt in der Synagoge, nicht ſelbſt die Ehre, die Geſetzrolle an irgend einem feierlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorleſers tragen zu dürfen? Genug, wenn ſie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man überſetze ἡτοιμασαν ἀρωματα durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was iſt dann noch zu erinnern? — Daß auch ἑτοιμαζειν im N. T. an mehreren Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel geſammelt; nur ſehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuſchränken. — Und nun weiter!

Zweiter Widerſpruch.

„Johannes, bei welchem Joſeph von Arimathia und „Nicodemus den Leichnam Chriſti in allen Stücken nach „der Weiſe der Juden beſtatten; Johannes ſagt nicht, daß „die Weiber ihn ſalben wollen. Aber Marcus und Lucas, „welche nur melden, daß Joſeph von Arimathia den Leich„nam bloß in feine Leinwand gewickelt, alſo nicht geſalbet „habe; Marcus und Lucas ſagen, daß die Weiber, die „dieſe tumultuariſche unvollſtändige Beſtattung des Joſeph „von Arimathia mit angeſehen hatten, nach Verlauf des „Sabbaths den Leichnam Chriſti auch ſalben wollen. Beim „Johannes thun Joſeph und Nicodemus alles, und die „Weiber thun nichts, und wollen nichts thun. Beim Mar„cus und Lucas thut Joſeph von Arimathia nicht alles, „und die Weiber wollen nur ſpät hernach thun, was Jo„ſeph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig alſo „Johannes mit ſich ſelbſt iſt; ſo einig Marcus und Lucas „mit ſich ſelbſt ſind: ſo ſehr widerſpricht Marcus und Lucas „dem Johannes, und Johannes dem Marcus und Lucas.“

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigſtens iſt mir es noch klar, nachdem ich alles ſorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar dawider vorbringt, und faſt ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt dieſen Widerſpruch geradezu einen erträumten Widerſpruch, und ſagt: „Eine Sache thun wollen, die ein anderer ſchon gethan hat, die ſich aber auch zweimal thun läßt, das ſtreitet offenbar nicht mit einander.“ Freilich nicht, lieber Nachbar. Aber iſt denn die völlige Beſtattung eines Leichnams, wobei nichts vergeſſen worden, was die Gebräuche des Landes und Volkes erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Beſtattung des Joſeph und Nicodemus geweſen, iſt denn die etwas, was ſich zweimal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweimal thun läßt? Gründet ſich bei dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balſamirung der Weiber, auf die nicht völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia? So wie die völlige Beſtattung durch Joſeph von Arimathia und Nicodemus beim Johannes doch wohl der Grund iſt, warum er von einer vorgehabten Balſamirung der Weiber nichts ſagt? Völlige Beſtattung, und nicht völlige: das widerſpricht ſich doch? — Geſtehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingeſehen, worauf es hier eigentlich ankömmt! — Wenn bei Einem Evangeliſten alles beide ſtünde; wenn Ein Evangeliſt ſagte, daß Joſeph und Nicodemus die Leiche auch geſalbt hätten, und ebenderſelbe ſagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls ſalben wollen; und man wollte alsdann dieſen Evangeliſten in Widerſpruch mit ſich ſelbſt ſetzen, ſo käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Paſſe. Denn alsdann wäre es durch dieſen Evangeliſten ſelbſt feſtgeſetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweimal geſchehen könne, und wir müßten uns alle mit bloß möglichen Gründen begnügen, warum ſie zum zweitenmale unternommen worden. Da aber kein Evangeliſt von ſo einer doppelten Salbung ſpricht; da dieſe vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie ſteht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiſte eingegeben iſt: ſo iſt es bloß gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie ſagen, daß vielleicht die erſte Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug geweſen; daß vielleicht die hebräiſchen Weiber in Galiläa andere Salbungsgebräuche gehabt, als in Jeruſalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeſchäft gegeben, eines für Fäulniß und Verweſung, welches die Männer beſorgen müſſen, und eines für Wohlgeruch, womit ſich die Weiber abgaben. Alles das iſt bloß gefabelt, lieber Nachbar, und ohne allen Grund in der Geſchichte gefabelt. Beſonders Ihr Einfall von dem doppelten Balſamirungsgeſchäfte, der dem Hrn. A. ſo ſehr gefällt, hätte doch wohl erſt müſſen anderweits aus der Geſchichte erwieſen werden, damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umſtande abgeſondert ſcheine, zu deſſen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundloſigkeit dieſes Einfalls vom doppelten Salbungsgeſchäfte, iſt noch bei weitem nicht ſeine ſchlimmſte Seite. Wenn wir ihn gelten laſſen, lieber Nachbar, ſehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen ſtraft? Johannes ſagt, daß Joſeph und Nicodemus den Leichnam Chriſti ſo begraben, ganz ſo, wie die Juden zu begraben pflegen. Und Sie ſagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht ſo, nicht ganz ſo, denn ſie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wider die Fäulniß vollzogen, und die andere Hälfte, des Wohlgeruchs

wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelaſſen worden, deren Naſe ſo eckel iſt.

O der trefflichen Harmonie, die zwei widerſprechende Nachrichten, die wörtlich bei den Evangeliſten ſtehen, nicht anders vereinigen kann, als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangeliſt eine Sylbe ſagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangeliſten von dem armſeligen elenden Widerſpruche eines andern Evangeliſten (armſelig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umſtandes) auf keine andere Weiſe retten kann, als daß ſie dieſen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerſpruch.

„Matthäus ſagt, daß vor den Augen der Maria Mag„dalena, und der andern Maria, geſchehen ſey, was die „übrigen Evangeliſten ſie, bei Annäherung des Grabes, „bereits geſchehen finden laſſen.“

Mein Ungenannter gründet ſich auf das ἰδου ἐγενετο beim Matthäus; und es könnte wohl ſeyn, daß es Matthäus ſo verſtanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar: ἰδου iſt öfters bloß eine Partikel der Aufmunterung für den Leſer, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabei gedachten Perſonen geſchehen ſey. Ἐγενετο mag auch immerhin heißen, es war geſchehen. — Aber warum ließen Sie es nun bei dieſer Antwort nicht bewenden? Warum wollten Sie Ihren Gegner nicht bloß ſchlagen, ſondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann ſeyn, der Abend und Morgen nicht unterſcheiden wolle?

Die Strafe dieſer Unbarmherzigkeit iſt Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben ſich dadurch in eine weitere Auflöſung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meine die Sätze (S. 131), die Ihnen ſo klar und richtig ſcheinen, daß die Verwirrung derſelben Vorſatz werden muß. — Vorſatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr ſchaudern würde, als dieſen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er ſubjective möglich iſt, höre ich leider. Aber Sie müſſen ganz etwas anders dabei denken, als ich, oder Sie könnten die ſchmähſüchtige Grauſamkeit nicht haben, ihn ſo wiederholt zu machen.

Nun laſſen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die ſo klar und richtig ſeyn ſollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müſſen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere Worte, deren ich mich in meinem Leben ſchuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erſter Satz alſo: „den Sonnabend ſpät Abends „gingen die beiden Marien nach Chriſti Grabe, bloß zuzu„ſehen, ob es noch ungeſtört ſey, kamen aber allem Anſehen „nach zu ihrem Zwecke nicht, weil es ſchon zu ſpät war. „Matthäus XXVIII.“

Und das iſt einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorſatz zu haben, ſich zu irren? So hat Grotius denn auch ſchon dieſen unſeligen Vorſatz gehabt. Denn er ſchreibt [1] ausdrücklich: Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertinent silentio omitti, nihil habet probabilitatis. Laſſen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, ſondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden ſeyn, die Licht und Finſterniß nicht unterſcheiden wollen. Freilich, nicht unterſcheiden können, das ſieht nun freilich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich wohl hüten, Ihnen auch über mich ein ſolches Urtheil abzulocken. Sie ſollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweiter Satz, mit welchem ich den dritten ſogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen ſehr früh „gingen ſie in Geſellſchaft verſchiedener anderer Weiber „wieder dahin, in der Abſicht, ſeinen Leib zu ſalben. „Marc. XVI, 2. Luc. XXIV, 1. Auf dieſem Wege „wurden ſie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, „und es folglich geöffnet war. Marc. XVI, 3. 4. Luc. „XXIV, 2.“

Die Weiber gingen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu dieſem Wieder? Matthäus ſagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbeſuch ein neuer gefolgt ſey. Und die übrigen Evangeliſten ſagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbeſuche der Weiber ſchon ein anderer vorhergegangen ſey. Woher wiſſen Sie denn alſo das Wieder? — Was wiſſen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert es anzunehmen. Das iſt genug! Allerdings. —

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die „unruhigſte unter ihnen, ſahe es, weil ſie voraus ging, „am erſten, und kehrte ſogleich, ohne weiter bis zum Grabe „zu gehen, um, dem Petrus und Johannes die Nachricht, „welche ſie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß der Leib „Chriſti weggenommen ſey. Joh. XX, 1. 2.“

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht ſchon genug Thorheit und Böſes auf ihrer Rechnung? Muß ſie auch noch ſo eine Närrin werden, der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte bloß daher, weil ſie von weitem den Stein vom Grabe abgewälzt ſahe, bloß daher ſchließen, daß der Leichnam Chriſti nicht mehr darin befindlich ſey? Vergaß ſie denn in dem Augenblicke, in welcher Abſicht ſie ſelbſt herkam? Sie wollte mit ihren Geſpielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja ſchon darum beſorgt geweſen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte ſie den Leichnam Chriſti nicht verſchleppen, ſie wollte ihn nur ſalben. Und ihr fiel nicht erſt ein, daß

[1] Ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

ihr andere in eben dieſer Abſicht wohl ſchon könnten zuvorgekommen ſeyn? Sie ſahe nicht erſt hin, ob es nicht ſo wäre? Sie ſchließt nur — wenn das anders ſchließen heißen kann: der Stein iſt weg, alſo iſt auch der Leichnam weg? So ſchließt ſie, und läuft und läuft, ſonſt möchten Petrus und Johannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbeſonnene Närrin ſie iſt. — O gewiß, wenn dieſe Maria Magdalena hier ſo ſchließen, ſo handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — ſo war ſie Magdalene die Sünderin, das iſt, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann ſo leichtſinnig ſchließen. Nur durch ſolche leichtſinnige Schlüſſe werden Mädchen zu Huren. — Auch war ſie ohne Zweifel die nämliche Maria Magdalena, aus welcher Chriſtus ſieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bei dem ſich die übrigen länger zu wohnen ſchämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbeſonnenheit. Ohne den dümmſten von allen Teufeln konnte ſie nicht ſo ſchließen. Und doch läßt man ſie ſo ſchließen, der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf dieſe Weiſe dem Petrus und Johannes brachte, die erſte Verkündigung der Auferſtehung Chriſti ſeyn ſollen: ſo iſt dieſe erſte Verkündigung eine große Armſeligkeit geweſen!

Man ſage nicht, daß man ſich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbeſonnen Maria Magdalena hier erſcheine; genug, daß ſie Johannes nicht anders ſchildere. Und was ſagt Johannes? — „Da ſie ſieht, daß der Stein vom Grabe hinweg war, da läuft ſie und kommt zu Simon Petro und zu dem andern Jünger, welchen Jeſus lieb hatte.“ — Sie läuft, und ſieht wirklich nicht erſt in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabei im Gedanken ergänzen ſollen? Er ließ es nicht aus, weil es ſich von ſelbſt verſteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geſchehen war? — Nun, ſo iſt Maria Magdalena nicht nur eine unbeſonnene Närrin, ſondern noch dazu eine unverſchämte Lügnerin. Denn ſie ſpricht zu den Jüngern: „Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wiſſen nicht, wo ſie ihn hingelegt haben.“ Wie konnte ſie das ſagen, wenn ſie nicht einmal zugeſehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt ſie nicht mit dieſen nämlichen Worten, daß ſie wirklich zugeſehen habe? — Nur darum, weil ſie es hier ſelbſt ſagt, hielt Johannes für überflüſſig, es die Zeile vorher von ihr zu ſagen. — Oder iſt das kein Lügner, der ſeine Vermuthungen für Facta ausgiebt?

Doch ich will auf dieſer Verleumdung der armen Maria Magdalena — es iſt eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter beſtehen. Es ſoll auch damit ſeyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will ſeine Sätze hier gar nicht widerlegen, ich will ſie vielmehr annehmen und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu ſehen, wie dieſer dabei wegkömmt.

Präge dir, mein geduldiger Leſer, dieſe vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bei dem Matthäus: „Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des erſten Feiertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu und wälzete den Stein von der Thüre und ſetzte ſich darauf, und ſeine Geſtalt war wie der Blitz und ſein Kleid weiß wie der Schnee. Die Hüter aber erſchracken für Furcht und wurden, als wären ſie todt. Aber der Engel antwortete und ſprach: fürchtet euch nicht!“ —

Und ſo weiter! Es iſt genug, mein Leſer. Aber wiſſen muß ich, ob du es auch recht begriffen haſt, wie viel du in dieſen wenigen Worten des Matthäus geleſen? — Und ſieh', da fällt denn folgendes Geſpräch unter uns vor:

Ich. Wie viel alſo, freundlicher Leſer, haſt du jetzt bei dem Matthäus geleſen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es iſt wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? ſondern: wie vielerlei?

Du. Das ſollt' ich meinen!

Ich. Alſo wie vielerlei?

Du. Wie willſt du, daß ich dir antworte? Nach dem geſunden Menſchenverſtande? oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerlei ſeyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem geſunden Menſchenverſtande habe ich nur einerlei geleſen; indem alles ja vollkommen ſo fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang und nur Ein Ende Einer und eben derſelben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgeleſen.

Ich. So laß den geſunden Menſchenverſtand ein wenig ſchlafen, und antworte mir auf die andere Weiſe. Wie vielerlei nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreierlei. Erſt: einen vorgehabten und angefangenen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweitens: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum ſagſt du: einen Abendbeſuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar ſelbſt nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: „ſie kamen, das Grab zu beſehen.“ Sie kamen, überſetzt dein Nachbar durch: ſie gingen. Sie gingen alſo, ſagt er: „aber das Thor war entweder ſchon „zu, oder ſie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu „gehen, wenn ſie vor dem Thorſchluſſe wieder in die Stadt „wollten.“ Kurz, ſie machten, was man nennt, einen Fleiſchergang. Und dieſen Fleiſchergang hielt dennoch der heil. Geiſt für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu laſſen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jeſu.

Ich. Recht hübſch für eine Predigt! — Aber warum

ſagteſt du: eine Erſcheinung, erſchienen, ich weiß nicht wem?

Du. Weil ſie den Weibern nicht geſchehen ſeyn ſoll, und die Hüter, welche darüber erſchracken und vor Furcht wurden, als wären ſie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum ſagteſt du: ein Morgenbeſuch, welcher anfing, ich weiß nicht wie?

Du. Weil ſich dieſer Morgenbeſuch mitten im Geſpräche mit dem Engel anfängt. „Aber der Engel antwortete ihnen und ſprach.“ So ſind ſie denn da, die frommen Weiber, und niemand hört ſie weder ausgehen, noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht vorausſetzt, daß ſie ihn vorher gefragt, ſo müſſen ſie doch ſchon wenigſtens da geweſen ſeyn, und irgend eine Miene der Beſtürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren alſo da, und weil ſie von geſtern Abend nicht mehr da waren, ſo waren ſie da einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spotteſt du ſeiner?

Du. Warum ſollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn ſpottet auch Er nicht eines ehrlichen Geſchichtſchreibers, der gerade deßwegen ſo albern und dumm erzählen ſoll, weßwegen er ein Muſter aller Erzähler ſeyn müßte, und ſeyn könnte, deßwegen, weil ihm der heil. Geiſt die Feder geführt?

Ich. Ja ſieh' nur, lieber Leſer, der heil. Geiſt ſah nicht ſowohl auf das, was er jeden Evangeliſten insbeſondere ſchreiben ließ, als auf das, was man über ſiebzehnhundert Jahre aus den Nachrichten ihrer aller zuſammenſetzen würde.

Du. Und das iſt es eben, was ich für Spötterei erkläre. Doch Spötterei ſagt hier noch viel zu wenig. Er läſtert, dein Nachbar läſtert, und die einzige Entſchuldigung, die ich ihm leihen kann, iſt die: er weiß nicht, was er ſagt.

Ich. Ei, ei! lieber Leſer, lieber Leſer! Alſo willſt auch du nicht begreifen, „daß man kurz ſeyn müſſe, wenn „man verſchiedene wichtige Begebenheiten in Worten er„zählen will?“ [1]

Du. Freilich nicht; denn wie ſoll ich Unſinn begreifen wollen? Alles, was ich begreife, iſt das, daß man kurz iſt (nicht kurz ſeyn müſſe), wenn man verſchiedene Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder, daß man verſchiedene wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müſſe, wenn man kurz ſeyn will.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht ſo genau. Sein Herr A. verſtand ihn doch. Und du verſtehſt ihn ja auch. Aber du willſt ihn nicht verſtehen, du willſt nicht. Du willſt nicht wiſſen, „daß jedem Geſchichtſchrei„ber frei ſteht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er „ſämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen aus„zuheben, welche er ſeiner beſondern Abſicht am gemäßeſten „findet.“ [1]

Du. Das will ich nicht begreifen? O das begreif' ich ſehr wohl und ſehr gern.

Ich. Du willſt nicht begreifen, „daß der Leſer nicht „berechtigt iſt zu ſchließen: was ein Geſchichtſchreiber, „der die Kürze liebt und, wie man aus andern ſieht, man„ches ausläßt, hinter einander erzählt, das iſt unmittelbar „auf einander gefolgt.“ [2]

Du. Das will ich nicht wiſſen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wiſſen, will nicht begreifen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verſchone mich damit! Verſchone dich ſelbſt damit, günſtiger Leſer, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieſes Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, iſt ſo ungünſtig, ſo garſtig, ſo giftig! Laß es dem Nachbar, der es ſich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es ſelbſt nicht brauchen. — Alſo, was wollteſt du ſagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da ſchwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders iſt, aus mehreren Begebenheiten nur die zweckmäßigſten wählen, und die andern übergehen; und ganz ein anders, aus zwei verſchiedenen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geſchichtſchreiber, jenes muß er oft. Aber dieſes darf er ſchlechterdings nie. Und dieſes, nicht jenes; dieſes, was ſchlechterdings kein Geſchichtſchreiber thun darf, er ſey von dem heil. Geiſte inſpirirt oder nicht; dieſes, was er ſchlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverläſſiger Geſchichtſchreiber in beiden Fällen ſeyn und bleiben will; dieſes fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Laſt.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich ſtellſt! — Oder heißt das nicht aus zwei Begebenheiten eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieſer den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieſer unmittelbar an einander hängt, ohne im geringſten auch nicht durch eine einzige Partikel anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieſer fehlen?

Ich. Das thäte nun freilich wohl Matthäus nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener und der Kopf von dieſer nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch, ſo konnte er ſie weglaſſen! Aber er wußte doch, daß er ſie weglaſſe? in ſeiner Seele mußte doch eine Idee davon ſeyn, daß jener Kopf nicht zu dieſem Schwanze und dieſer Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

[1] S. Fünfte Unterredung, S. 130.

[1] Ebend. S. 132.

[2] Ebend. S. 132.

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubſt, der heil. Geiſt hätte es ſich für unanſtändig oder für zu ſchwer gehalten, dieſe Idee von Zuſammendrängung und Verſtümmelung zweier Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der heil. Geiſt dem Matthäus die Feder ungeführt gelaſſen: ich bin gewiß, Matthäus ſelbſt, Matthäus allein würde ſchon, auch eben ſo kurz, in ſeinen Worten zu unterſcheiden gewußt haben, was ſo unterſchieden in ſeinem Kopfe war. — Alſo, ſage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts ſagen. Du biſt zu bitter, ungeduldiger Leſer. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieſes — wenn es ihm ſchon ein wenig zu beißend ſollte geſagt ſeyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit ſalzen ſoll? — ruhig und ſorgfältig zu überlegen, und mir bei Gelegenheit wiſſen zu laſſen, ob er noch ſeine Sätze für ſo klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorſatz ſeyn könne? Vornehmlich beſchwöre ich ihn, wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht beſſer iſt, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Teſtaments gedacht iſt, lieber von gar keiner Harmonie in ſolchen Dingen wiſſen zu wollen, als eine anzunehmen, wobei einer der Evangeliſten ſo ſchändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerſpruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferſtehung „Chriſti in und um dem Grabe erſchienen, iſt der Wider„ſpruch der Evangeliſten allgemein. Sie ſind weder in An„ſehung der Anzahl derſelben, noch in Anſehung des Stand„orts derſelben, noch in Anſehung der Reden derſelben mit „einander zu vereinigen.“

Dieſen Widerſpruch, ſo vielfach er auch ſeyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte, als ob er ihn ohne die grauſamſte Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung ſchuldig iſt, gegen den er ſo viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus (XVI, 5), *και εἰσελθουσαι εἰς το μνημειον εἰδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erſchienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr ſo verſtehen müſſe, „die Weiber wären des Engels erſt nach ihrem Ein„gange ins Grab, entweder beim Herausſehen oder beim „Herausgehen aus demſelben vor dem Grabe anſichtig „geworden:“ entſteht ſodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum ſie denn auch nicht gleich beim Hereingehen ins Grab den Engel linker Hand ſitzen geſehen? Er ſaß ja ſchon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeikamen. Iſt denn ein Engel, deſſen Geſtalt wie der Blitz iſt, ein Ding, das man ſo leicht überſieht?

Auch iſt es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe ſahen, ehe ſie hereingingen, daß ſie nur auf ſeine Aufmunterung, auf ſein Geheiß hereingingen: „Kommt her und ſehet die Stätte!“ Alles, was vor dieſen Worten vorhergeht, ſpricht der Engel ja augenſcheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, ſpricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es iſt ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreiſtigkeit dieſe Erzählung des Matthäus zur Beſtätigung deſſen angeführt wird, was man mit ſolcher Gewaltſamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! [1]

Bei dem Lucas nun gar ſollen alle beide Engel draußen vor dem Grabe geſeſſen haben, und von den Weibern nicht eher ſeyn geſehen worden, als bis ſie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erſt ſichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle dieſe Unwahrſcheinlichkeiten? alle dieſe Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwei Engel herauskommen, weil die Evangeliſten deren höchſtens nur zwei erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe ſitzt, immer ſein mitgezählt werden kann?

O Armſeligkeit aller Armſeligkeit! — für den mit Engeln ſo zu knickern, dem ſie Legionenweiſe zu Dienſte ſtunden!

Ja, wir knickern nur ſo damit, höre ich meinen Nachbar ſagen, um die Evangeliſten bei Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangeliſten, Nachbar! ſondern eure engbrüſtige, lahme, ſchielende, therſitiſche Harmonie der Evangeliſten. Therſitiſch: denn ſie iſt eben ſo ungeſtalten als ſchmähſüchtig gegen jeden Evangeliſten insbeſondere. Die, die, weil ſie ſo ganz euer Werk iſt, ſoll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangeliſten nicht anſtändiger, wenn ich ſagte: kalte Widerſpruchklauber! ſeht ihr denn nicht, daß die Evangeliſten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unſichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwei Engel (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behauſung des abmarſchirten Generals zurückgelaſſen werden, bis ſein ganzes Gepäcke abgeführt worden), da waren deren Millionen. Es erſchien nicht immer der eine und eben derſelbe; nicht immer die nämlichen zwei. Bald erſchien der, bald jener; bald an dieſer Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Geſellſchaft; bald ſagten ſie das, bald jenes. —

Auf ſo eine abwechſelnde, unſtete, weder an ein gewiſſes

[1] Fünfte Unterredung, S. 183.

Moment der Zeit, noch an einen gewiſſen Punct des Raumes zu heftende, auch in dem nämlichen Augenblicke, an der nämlichen Stelle zwei oder mehreren verſchiedenen Perſonen verſchiedentlich vorkommende Erſcheinung ſcheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: ἦν δὲ ἡ ἰδέα αὐτου ὡς ἀστραπη; „die Idee, das Bild deſſelben war wie Blitz.“ Denn ἰδεα iſt hier wohl noch etwas anders, als προσωπον, und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Ueberſetzung der Siebziger geſehen würde, ſo wäre ja wohl auch das in dieſer Stelle befindliche προσωπον gebraucht worden. Ἰδεα heißt auch ſonſt nirgends das bloße Angeſicht, wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas ſichtbares Zuſammengeſetztes macht. Alſo: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz, und wer auf dieſe Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wiſſen, daß in dem erſchütterten Auge der nämliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein ſtarrer Blick auf gefrorenen Schnee im Sonnenglanze zu verurſachen pflegt, welches in den folgenden Worten: καὶ το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων, „und ſeine Hülle weiß wie der Schnee,“ ſehr maleriſch ausgedrückt wird. —

Und das, das iſt die Antwort — Man nenne ſie immerhin mehr poetiſch als wahr. — In ſolchen Fällen iſt mir das Würdigſte, das Wahrſte. — Das iſt die Antwort, um deren willen mir dieſer ganze vierte Widerſpruch ſo kümmerlich, ſo klein, ſo ganz in dem ängſtlichen Geiſte der Harmonie, die er beſtreiten ſoll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umſehen mag.

Fünfter Widerſpruch.

„Beim Lucas berichten Maria Magdalena und die „übrigen Weiber dem Simon Petrus und Johannes und „übrigen Jüngern, die wirklich geſchehene Auferſtehung „Chriſti, die ſie von den Engeln vernommen; bei dem Jo„hannes aber meldet Maria Magdalena nur allein dem „Petrus und Johannes nur allein, nur allein, daß ſie das „Grab geöffnet gefunden, und der Leichnam des Herrn „daraus entwendet worden.“

Dieſen Widerſpruch hat man vorlängſt damit zu heben geſucht, daß man angenommen, Maria Magdalena ſey zweimal zum Petrus gekommen, habe ihm zweimal Nachrichten gebracht (die erſte, welche Johannes meldet, und die zweite, deren Lucas gedenkt;) und Petrus ſey, zufolge ihrer zweimaligen Nachricht, zweimal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber ſagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweiſen ſtehe, indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV, 12) rede, ganz ungezweifelt eben derſelbe ſey, deſſen Johannes (XX, 2) gedenke, welches ſich durch die faſt identiſchen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangeliſten davon brauchen.

Was ſagt nun mein Nachbar hierzu? Er ſagt Anfangs, [1] daß dieſer vermeinte Widerſpruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magdalena mit unter den Weibern geweſen, „welche die erſte Erſcheinung der Engel hatten.“ — Und war ſie denn das nicht? Iſt denn das ſo ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bei allen und jeden Erſcheinungen, deren von den vier Evangeliſten gedacht wird, gegenwärtig geweſen, um ſogleich mit Irrthümern um ſich zu werfen? Wenigſtens dächte ich doch, wäre es augenſcheinlich, daß der, welcher dieſen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſe, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, ſo unbeſonnen zwei verſchiedene Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr ſo halsbrechend doch einmal ausweichen zu müſſen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen iſt — auch bei Seite geſetzt: ſagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bei der erſten Erſcheinung der Engel gegenwärtig geweſen? Freilich nennt Lucas ſie nicht namentlich bei dem Hingange: aber er nennt ſie doch namentlich bei der Rückkunft. (XXIV, 10) Oder iſt das bei dem Lucas eben angezogenen Orts, nicht die erſte Erſcheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? „Es war aber Maria Magdalena und Johanna und Maria Jakobi, und andere mit ihnen, die ſolches den Apoſteln ſagten.“

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht geleſen, was er an einer andern Stelle [1] über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beim Marcus und Lucas ſagt! Ich habe es gewiß geleſen, ich habe es zehnmal geleſen, ich habe es mit aller Aufmerkſamkeit geleſen, deren ich fähig bin, aber Gott iſt mein Zeuge, ich verſtehe ihn nicht. Das iſt das gelindeſte, was ich hier ſagen kann; und doch will ich mich den Eckel nicht abhalten laſſen, ſeine Worte getreulich abzuſchreiben. Vielleicht, daß ſie mir in dem Abſchreiben deutlicher werden. Ich habe mir ſchon öfter etwas in das Gedächtniß und in den Verſtand geſchrieben. Gelingt mir das auch jetzt, und ich bekenne es nicht, ſo möge dieſes Hülfsmittel nie bei mir wieder anſchlagen!

Alles, was ich noch bis jetzt in den Worten meines Nachbars begreife, iſt dieſes: „daß, wie es mit dem Mar„cus ſeyn ſoll, ſo ſey es auch mit dem Lucas.“ [2] — Und wie iſt es denn mit dem Marcus? — Hier fängt mein Unverſtand an. An Worten zwar, ſich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, ſelbſt vor Menge der Worte, den Sinn nicht ſehen kann. „Unter den Weibern, ſagt er, die zum Grabe Jeſu, „ihn zu ſalben, gingen, nennt Marcus v. 1. die Maria „Magdalena zuerſt, ohne Zweifel, weil ſie die Sache am

[1] Fünfte Unterredung, S. 186.

[1] Dritte Unterredung, S. 90.

[2] Dritte Unterredung, S. 92.

„meiſten betrieben.“ — Kann wohl ſeyn. Wer wird wider dieſe gründliche Vermuthung etwas haben, der ſchon weiß, wie gern die Marien den Herrn ſalbten! — „Darauf er„zählt er v. 5—8 die Erſcheinung des Engels, mit Vorbei„laſſung des Umſtandes, den wir aus dem Johannes „wiſſen, daß ſich nämlich Magdalena von den übrigen ent„fernt, und die erſte Erſcheinung nicht mit gehabt habe.“ — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus dieſen Umſtand weggelaſſen, weil er ihn nicht wußte, oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. „meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſcheinung „den Jüngern treulich berichtet ſey —“ — Was? wie? in dieſen angezogenen Verſikeln ſoll die Erſcheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet ſeyn? und getreulich berichtet ſeyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor ſich? In dieſen Verſikeln wird ja eine ganz andere Erſcheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es iſt ſo wenig wahr, daß unter der Erzählung dieſer Erſcheinung, welches eine Erſcheinung Chriſti in eigener Perſon war, jene erſte Erſcheinung, welche beim Marcus und Lucas nur eine Erſcheinung von Engeln iſt, mit begriffen geweſen, daß ſie ſchlechterdings nicht mit darunter begriffen geweſen ſeyn kann, indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Verſikel ausdrücklich ſagt, daß die Weiber von ihrer Erſcheinung der Engel keinem Menſchen ein Wort geſagt, οὐδενὶ οὐδὲν εἶπον. Aber hören wir den Nachbar nur erſt ganz aus. „Wenn Marcus nun v. 9. „10. meldet, daß die bei dem Grabe vorgefallene Erſchei„nung den Jüngern treulich berichtet ſey, ſo nennt er unter „den Erzählern die allein, welche er v. 1. zuerſt nannte, „und erwartet billig von ſeinen Leſern, daß ſie ſich wieder „in der ſchon berührten Geſellſchaft denken ſollen.“ — Aber was hilft es denn, daß der Leſer ſo billig iſt, als ihn nicht Marcus, ſondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria iſt nun wieder in der Geſellſchaft der übrigen Weiber; dieſe übrigen Weiber ſagen ja keinem Menſchen ein Wort, οὐδενὶ οὐδέν, von ihrer bei dem Grabe gehabten Erſcheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann ſie den Jüngern etwas treulich berichten, wovon ſie ganz und gar nichts weiß? Oder meinen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das οὐδενὶ οὐδέν, keinem Menſchen ein Wort, hier nicht ſo genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen geſagt werde, weil es ganz unglaublich, weil es moraliſch unmöglich ſey, daß Weiberchen von einer Erſcheinung οὐδενὶ οὐδέν, keinem Menſchen ein Wort ſollten geſagt haben, weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die ſie als ein zweites Selbſt betrachten, dem ſie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meinen Sie ſo? Nachbar, Nachbar, Sie ſind ein loſer Schalk! Wenn das im Grunde auch ſo wäre, ſo muß man es aus Höflichkeit gegen das Geſchlecht doch nicht ſagen; am wenigſten muß man es in einer evangeliſchen Harmonie ſagen. Freilich wird durch einen ſolchen erzſatyriſchen Zug, durch eine ſolche ſpaßhafte Wendung, auch eine evangeliſche Harmonie luſtiger zu leſen; aber doch auch nichts weiter als luſtiger, gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! iſt es möglich, daß ein vernünftiger Menſch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu ſeyn glaubt, ſo umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu ſeyn, wie er „denn ſichtbar der allerkürzeſte iſt, und daher den mehr„erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena „vorbei zu laſſen, ſo konnte er nicht anders ſprechen, als: „Jeſus erſchien ihr in Geſellſchaft der übrigen, ohne welche „er ſie nicht aufführt, zuerſt.“ — Höre ich einen Menſchen im Schlafe ſprechen, oder was höre ich? Weil Marcus ſichtbar der kürzeſte iſt, denn er hat ſichtbar die wenigſten Kapitel: ſo darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdann wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geſchehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und laſſen Sie uns unſere fünf Sinne nur ein wenig zuſammen nehmen! Ich ſchüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umſtand, den er überging, und den wir aus dem Johannes wiſſen, oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerſt. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena ſich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freilich, ſo konnte er ungefähr ſo ſchreiben, als Sie ihn ſchreiben laſſen. Ich ſage, ungefähr ſo, nicht ganz ſo. Denn er konnte nur ſagen, daß Magdalena mit unter den Erſten geweſen, denen Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung erſchienen: nicht aber, daß Maria Magdalena ſchlechtweg die erſte geweſen, die Chriſtus dieſes Vorzugs gewürdigt. (Daß er ſie ſchlechtweg, vorzugsweiſe ſie allein, die erſte nennet, das muß alſo in einer ganz andern Rückſicht geſchehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber ſtreiten wir denn ſodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts ſtreiten! — Worüber ſtreiten wir dann? Wenn Marcus einen Umſtand der Auferſtehungsgeſchichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er dieſem ſeinen Nichtwiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte, war es denn möglich, daß er nicht in Widerſpruch mit dem fiel, der den nämlichen Umſtand wußte, und dieſem ſeinen Wiſſen gemäß ſchrieb und ſchreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte; nahm er ja als nicht geſchehen an. Sie geben die Quelle aller Widerſprüche zu, Nachbar, und wollen nur, daß ſie nicht fließen ſoll. Sie halten, wie ein ſpielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück, als ob Sie ihn immer

mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten, als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpreſſen, und das Kindchen noch oben d'rein beſpritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß ſo munter gemacht? — Da es alſo nur lächerlich ſeyn würde, wenn ſie, unter der Vorausſetzung, daß die Evangeliſten nicht alle die nämliche vollſtändige Nachricht von dem gehabt, was bei der Auferſtehung Chriſti vorgefallen; unter dem Eingeſtändniß, daß der heil. Geiſt einen jeden nach dem Maaße ſeiner eingezogenen Kundſchaft, auf beſtes Wiſſen und Gewiſſen, ſchreiben laſſen — da es, ſage ich, nur lächerlich ſeyn würde, wenn Sie, unter dieſer Vorausſetzung, unter dieſem Einverſtändniß, ſich anmaßen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendiger Weiſe unter den Evangeliſten eintretende Widerſprüche zu heben — — aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum ſo zornig? Mit ſtummem Grimme weiſen Sie auf Ihre eigene Worte, „daß Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umſtand von der Entfernung der Magdalena vorbei zu laſſen;“ und weiſen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verſtehe! Sie wollen ſagen, daß es Ihnen nicht eingekommen, den erſten Fall meines überflüſſigen Dilemma hier anzunehmen. Marcus müſſe ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbei zu laſſen. Warum ich mich alſo bei etwas ſo lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar, werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erſt das annehmen wollen, was noch das leidlichſte wäre, was mir Ihre Behauptung etwas weniger abſcheulich machte. Ich wollte nicht ſo zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zuſagen, daß Sie denn alſo dem Marcus nichts geringers als eine vorſätzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einſchlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweiten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umſtand wußte, daß ſich Maria Magdalena von ihren Geſpielinnen abgeſondert und wieder nach der Stadt gelaufen, ſobald ſie das Grab eröffnet geſehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bei der Erſcheinung alſo gar nicht zugegen geweſen, die indeß ihren Geſpielinnen geſchah; wenn er dieſe Erſcheinung die erſte Erſcheinung des auferſtandenen Chriſtus nennet: wie kann er denn geſagt und geſchrieben haben, daß Maria Magdalena dieſe erſte Erſcheinung in derjenigen Erſcheinung gehabt habe, bei welcher er wußte, daß ſie gar nicht zugegen geweſen war? Wie kann er denn das geſagt und geſchrieben haben, ohne vorſetzlich eine Unwahrheit ſagen und ſchreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorſetzlich lügen, vorſetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wiſſen, daß es nicht Wahrheit iſt? Wird eine vorſetzliche Lüge denn darum weniger vorſetzliche Lüge, weil ich ſie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor geſagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird ſie eben dadurch noch um ſo viel vorſetzlicher? Wer hieß dich denn von vorn herein die Sache ſo mangelhaft einleiten, die Umſtände ſo verſtümmeln, daß du nothwendig eine Lüge ſagen mußt, wenn man deine Verſtümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken ſoll? — O Zeter! Der Mann iſt ſchon wieder eingeſchlafen. Nun ſo ſchlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein ſo alberner Calumniant eines Evangeliſten geweſen zu ſeyn! — Und doch müſſen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töſerei ſeiner Schlafſucht alles ſchrieb und drucken ließ. „Marcus, träumt er weiter, meint alſo offenbar mit dieſen „Worten die erſte Erſcheinung, welche den Weibern ſämmtlich wiederfuhr, und die nennt er mit Recht die erſte, ob „ſie gleich, nach dem Johannes, die Magdalena nicht mit, „ſondern nachher eine allein hatte.“ Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: „Jeſus aber, da er auferſtanden war, früh am erſten Tage der Sabbather, erſchien er am erſten der Maria Magdalena, von welcher er ſieben Teufel ausgetrieben hatte;“ mit dieſen Worten ſoll Marcus offenbar nicht die Erſcheinung meinen, deren Johannes (XX, 14) gedenkt, ſondern die Erſcheinung, von der Matthäus und Lucas ſagen, von der Marcus ſelbſt kurz vorher geſagt, daß ſie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem dieſe ſchöne offenbare Fratze zuerſt offenbar geworden! Mit den Harmonien des Clericus und Lamy, welche beide in dem nämlichen Jahr 1699 herauskamen, ſchließt ſich meine Beleſenheit in dieſer Art Schriften, und bis dahin finde ich nicht die geringſte Spur davon. Verzeiht mir alſo, ihr neuern Harmoniſten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein ſo ſeltener Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miſte gewachſen iſt. Ich wüßte nicht, wo er ſonſt hätte wachſen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmoniſchen Geiſtes, Miſte hättet, die eben ſo treffliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle dieſe Höhnerei prallt auf mich ſelbſt zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn ſonſt eine andere Erſcheinung die erſte nennen können, wenn ihm nicht die, welche den ſämmtlichen Weibern geſchahe, die erſte ſeyn ſolle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O ſo hat er nie das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange geleſen: und er iſt ein Laie, er iſt ein Laie, und kein Theolog. Nicht als ob die Laien nicht auch müßten die Kapitel im Zuſammenhange leſen, aus welchen ſie einen Verſikel erklären wollen: es iſt nur eher von einem treuherzigen Laien, der, mit Luthern zu reden, aber eben ſo irrherzig als treuherzig iſt, zu beſorgen, daß er es unterläßt, als von einem Theologen.

Mehr nämlich braucht es ſchlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zuſammenhange zu leſen, um den garſtigen Pilz auf des Nachbars Miſte zu zertreten, an dem

ſich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht ſogleich in die Augen, und wem iſt es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in ſeinem 16ten Kapitel eine zweifache Kundmachung der Auferſtehung Chriſti erzählt, eine minder authentiſche und eine ganz authentiſche? Die minder authentiſche iſt die Kundmachung derſelben durch Engel, und geht bis auf den neunten Verſikel. Die ganz authentiſche fängt mit dem neunten Verſikel an, und beſteht in den perſönlichen Erſcheinungen Chriſti, deren er vornehmlich drei gedenket, unter welchen und andern ihres gleichen, Marcus ſo ausdrücklich ſagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geſchehene die allererſte geweſen. — Ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, daß ich ſcheinen muß, eine ſolche Catechismusmilch meinem Leſer noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch erſticken wollen, und pfündige Kieſelſteine ohne Würgen herabſchlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idioſynkraſie mit allem, was lauter iſt, und Nahrung gewährt!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die bibli„ſchen Schriftſteller nur ſo leſen dürfte, daß er bloß Acht „hätte, was jeder ſelbſt ſagt! Wenn man nicht immer bei „jedem auch ein Auge auf alle übrige haben müßte! Ei „freilich, ſo kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber „wir, wir Theologen — — (wenn er anders dieſe fallende „Larve wieder unter den Hut zu ſtecken wagt) wir Theo„logen dürfen den Marcus durchaus nicht ohne den Mat„thäus erklären. Denn was hülfe es denn nun, daß wir „den Marcus ſo verſtünden, wie ihn jedes Kind verſtehen „kann, wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn „erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe „zurückkommenden Weibern, wo ſie nichts als die Botſchaft „der Engel vernommen, unter Weges nach der Stadt zu, „auch Chriſtus in eigener Perſon erſchienen ſey? Dieſe „Erſcheinung muß ja doch wohl früher geweſen ſeyn, als „die, welche der Maria Magdalena allein (nach Johannis „XX, 14) geſchah, da ſie den Herrn für den Gärtner an„ſah. Wenn nun Marcus in ſeinem neunten Verſikel eben „dieſe Erſcheinung meint, ſo war ſie ja nicht die erſte, und „er konnte nur in ſo fern ſagen, daß Maria Magdalena „die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt, als er zu „verſtehen gab (aber ſelbſt nicht glaubte), daß Maria Mag„dalena immer bei den geſammten Weibern geblieben, und „mit dieſen zugleich auf dem Rückwege nach der Stadt „den auferſtandenen Chriſtus zuerſt ganz allein ge„ſehen hätte?“ —

Dieß iſt doch nach des Nachbars Meinung? Nicht? — Er ſchläft; aber antwortet ihr, die ihr ſeine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erſt noch einen Augenblick auf ſeine Seite treten, und anmerken, daß dem ungeachtet noch Rath für ſeine liebe Harmonie geweſen wäre, ohne den Marcus ſo häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erſcheinung Chriſti beim Johannes (XX, 14) noch immer (nach Marcus XVI, 9) die erſte bleibt, ungeachtet Chriſtus auch den ſämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erſchienen; ſo lerne er es von dem Dichter.[1] — Aber freilich, was iſt von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit ſeiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieſer ungenutzte Vortheil iſt es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Laſt zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm bloß eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wach wieder iſt, verſteht ſich — die nicht bloß den gegenwärtigen einzelnen Fall, ſondern das ganze Harmonienweſen betrifft.

Nämlich — denn darin ſind wir ohne Zweifel doch einig? daß, wenn ein einzelner weltlicher Geſchichtſchreiber vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, ſo daß das, was er ſelbſt ſagt, zuſammenhängt und natürlich auseinander fließt, man die Widerſprüche, in die er durch die natürlichſte Erklärung ſeiner Nachrichten mit andern Geſchichtſchreibern geräth, lieber auf ſeiner Rechnung ſtehen laſſen, als durch eine minder natürliche Erklärung ſeiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerſpruch mit ſich ſelbſt bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieſes in Abrede ſeyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geſchichtſchreiber, den ich ſo auf ſeine Koſten mit andern übereinſtimmig machen, mit dieſen andern hat übereinſtimmig ſeyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, dieſe andere ſtillſchweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem ſo iſt, ſollte man nicht die nämliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geſchichtſchreiber erweiſen, vor allen Dingen den Evangeliſten, die doch auch Geſchichtſchreiber ſeyn ſollen, und ſind, wiederfahren laſſen, ehe und bevor wir ſie zu Werkzeugen des heil. Geiſtes machen, der ſich ihrer auf ſo verſchiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das, wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meine nicht jene beſſere, die ſich begnügt, ein einſtimmiges Reſultat zu erhalten, und kleine Nebenumſtände, die in dieſem nichts verändern, ſo verſchieden, ſo widerſprechend ſeyn läßt, als ſie wollen. Ich meine nicht eine Harmonie, mit der ſich die Chriſten zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meine eine Oſiandriſche, oder wie die gemilderten Oſiandriſchen Namen haben (denn ſie ſind doch alle mehr oder weniger Oſiandriſch), — kurz eine Harmonie, wie ſie nur in dem Lutherthume entſtanden iſt, wie ſie nur in dem falſchverſtandenen Lutherthume entſtehen können. Dieſe, dieſe Harmonie wächſerner Naſen, die einen jeden Evangeliſten in jeder Sylbe retten

[1] Meſſias, vierzehnter Geſang.

will, um aus ihnen allen ein Ding zuſammen zu ſetzen, das kein einziger Evangeliſt für das Seine erkennen würde; dieſe Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet ſind, die allein dieſe Einwürfe hervorgebracht hat, wo bleibt ſie? wer braucht ſie? wer mag ſie? wenn wir die Evangeliſten vor allererſt als geſunde natürliche Menſchen ſchreiben laſſen.

Ja, denkt der Orthodoxiſt, die Evangeliſten ſind aber auch nicht geſunde natürliche Menſchen, ſie ſind weit mehr. Nun dann, ſo ſcheue ich mich nicht zu ſagen, daß ihnen dieſes Mehr ſehr theuer zu ſtehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendeſten Geſchichtſchmierer herabgewürdigt, um ſie zuſammen in corpore über alle menſchliche Geſchichtſchreiber zu erheben. —

Aber dieſes Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzelnen Falle, der mich hier beſchäftigen ſoll. Zurück zu ihm. Was ich überflüſſiges geſagt, habe ich auf Veranlaſſung der ohne allem gleichen ſeyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus geſagt, deren ſich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorſichtige Nachbar ſeine Meinung nochmals mit andern Worten wiederholt. Denn auf eine Zwiſchenrede, deren ſich ſein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar ſagen könne, „Marcus habe es nicht einmal ge„wußt, daß Magdalena eine eigene Erſcheinung allein ge„habt," auf dieſe Zwiſchenrede antwortet er ſehr bedächtig, wie folgt: „Das wollte ich wohl nicht gern ſagen" — — daß nämlich Marcus nichts von der beſondern Erſcheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigſtens ein ganzer Verſikel deſſelben (XVI, 9) für untergeſchoben und eingeflickt hätte erklärt werden müſſen! — „Sondern, fährt er fort, dafür will ich lieber, was ich „geſagt, wiederholen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederholen, um ganz ſicher zu gehen. Denn das Herz ſchlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der unſtreitig die beſte Abſicht gehabt, ſo etwas wüſtes und wildes ſagen zu laſſen. Er wiederholt alſo: „Da Marcus „nicht erwähnt, daß Magdalena von den übrigen gelaufen" — (ob er es ſchon wußte) — „ſondern ſie in deren Geſell„ſchaft nach dem Grabe gehen läßt" — (welches er ſchlech„terdings nicht hätte thun müſſen, da er jenes wußte) — „die Erſcheinung des Engels und ſeinen Auftrag an ſie „meldet, und der Ausrichtung deſſelben erwähnt:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn ſie war nicht dabei geweſen, und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber ſagt Marcus nicht ein Wort. Er ſagt vielmehr ausdrücklich, daß ſie dieſen Auftrag nicht ausgerichtet, *οὐδενι οὐδεν ειπον*, denn *οὐδενι* durch nemini *obvio* zu überſetzen, und ſo das allgemeine Niemand auf die erſten die beſten, die ihnen begegnet, einzuſchränken, denen ſie ihre gehabte Erſcheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, iſt in der That lächerlicher, als die obige Spöttelei zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den geſammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, iſt augenſcheinlich bloß und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr beſonders geſchehenen Erſcheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, *και ἐθεαθη ὑπ' αὐτης* nicht *ὑπ' αὐτων*. Und da dieſes alles ſo iſt, — (man höre doch; denn ſo was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „ſo meint Marcus die Erſcheinung, „welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz „recht die erſte." — (Aber wenn dieſe Erſcheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus alſo auch keine Rückſicht nehmen wollen, noch nehmen können, ſo ganz recht die erſte war; wie kann denn Marcus ſagen, daß ſie der Maria Magdalena, und der Maria Magdalena allein geſchehen? Er wußte ja, daß ſie ihr nicht einmal mit geſchehen war. Und wäre ſie ihr auch mit geſchehen geweſen, hätte er aus dieſem Grunde nicht eben ſo wohl ſagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerſt erſchienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr ſagt, der Auferſtandene ſey ihr zuerſt erſchienen?) — „Jeder Leſer," wiederholt ſich mein Nachbar weiter, als ob er ſich bewußt wäre, ganz etwas außerordentlich Kluges und Sinnreiches geſagt zu haben, „jeder Leſer, der nichts vom Johannes „weiß, muß ihn ſo verſtehen," — (widerlegt, oder es iſt nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer „den Johannes geleſen, ſieht leicht, warum Marcus Mag„dalenens Erſcheinung die erſte heißt, weil er nämlich die „damit meint, welche den Weibern, unter denen er ſie zu„erſt namhaft macht, gegeben war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bei einer Gelegenheit zuerſt namhaft macht, wo er ſie gar nicht hätte namhaft machen ſollen, ſo muß das, was er klar und deutlich und mit Beſtande der Wahrheit bei einer andern Gelegenheit von ihr ſagt, nicht von dieſer, ſondern von jener Gelegenheit zu verſtehen ſeyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen erſten Abſprung nahm, bei den Worten des Nachbars, „wie es mit dem Marcus iſt, ſo iſt es auch mit dem Lucas" — Alſo nur noch dieſes Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die ſich in verſchiedenes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferſtandenen Chriſtus erzählt, und denen beſonders der neunte Verſikel, *Αναζας πρωτον ἐφανη Μαρια τη Μαγδαληνη*, an welchem ſich der Nachbar ein ſo herrliches Denkmal geſtiftet, ein gewaltiger Anſtoß war, weil er, wie Hieronymus ſagt, [1] diversa atque contraria Evangelistis ceteris narrare videatur: — und was thaten dieſe Leute? — Weil ſie ſo fein nicht waren, als der Nachbar, weil ſie ſo viel Exegetik

[1] Man ſehe die Anmerkung des Millius.

und Griechiſch nicht verſtanden, als der Nachbar; — denken Sie einmal ſelbſt, lieber Nachbar, — (ich hoffe, daß Sie dieſer Weihrauch aufweckt) — denken Sie einmal — ſo unterſtunden ſich dieſe unwiſſenden Grützköpfe, den ganzen Verſikel, mit allem was darauf folgt, für einen fremden ſpätern Zuſatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit *ἐφοβοῦντο γαρ* zu beſchließen. — War das nicht erſchrecklich? War das nicht eine ſo läſterliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein dieſen einen Verſikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangeliſten, ſondern geradezu das ganze Neue Teſtament, mit ſammt der Offenbarung, unter das alte Eiſen werfen, als mir erlauben, einem einzigen Orte darin ſo mitzuſpielen, als Sie dem Verſikel des Marcus mitzuſpielen ſich erdreiſtet. Unter uns!

Und nun auch gar dem Lucas mitſpielen wollen, „mit „dem es eben ſo ſeyn ſoll, wie mit dem Marcus.“ Denn auch er, ſagen Sie, übergeht — (aber mußte doch?) „den „oft genannten Umſtand, den wir aus dem Johannes „wiſſen, und nennt unter den Erzählerinnen der Vorfälle „beim Grabe die Maria Magdalena zuerſt, ob ſie gleich „bei der erſten Erſcheinung nicht gegenwärtig, und auch „die erſte Erzählerin wohl nicht geweſen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider ſein beſſeres Wiſſen nur ſo verwirrt ſchreibt, weil ihm der heil. Geiſt die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leſer, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der „Nachbar fort, ganz allein hatte Maria Magdalena die „erſte Erſcheinung gehabt,“ — (Nachbar, beſinnen Sie ſich! Nachbar, woher wiſſen Sie denn das? —) „vorzüglich voll „ſchien ſie davon zu ſeyn, mehr als den andern war ihr „den Jüngern zu ſagen aufgegeben, und daher wird ihr „Bericht, als verſchieden von dem, den die Geſellſchaft „gebracht, beſonders genannt, und dieſem nicht unbillig „vorgeſetzt, ob er gleichwohl eine Stunde ſpäter eingelaufen „ſeyn mochte.“ — Fern ſey es von mir, daß ich hier das ſeltſame Antiklimax rügen ſollte, dem zu gefallen der Evangeliſt wiſſentlich und vorſätzlich ein Hyſteronproteron begangen hätte. Freilich ein menſchlicher Geſchichtſchreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern zu ſagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht ſpäter beigebracht, weil man natürlicher Weiſe das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenſchlicher, ein inſpirirter Schriftſteller; ja der! — und ſo muß ich hiervon ſchweigen. Nur meine ſchon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht ſtellen, wenn mein Leſer lachen ſoll, — falls er vor Gähnen dazu kommen kann. „Ganz allein, ſagt der Nachbar, hatte Maria Magdalena die erſte Erſcheinung gehabt.“ — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerſt den Auferſtandenen perſönlich geſehen habe, iſt ja der nämliche Verſikel beim Marcus (XVI, 9), den Sie von dieſer Erſcheinung nicht wollen gelten laſſen; von dem Sie erwieſen zu haben glauben, daß darin diejenige Erſcheinung die erſte genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erſcheinung (XX, 16), erzählt, von welcher ich ſage, nicht Sie, daß der von Ihnen ſo gemißhandelte Verſikel des Marcus rede, ſagt ja mit keiner Sylbe, daß ſie die erſte geweſen. Denn ob er ſchon keine andere vorher erzählt, ſo folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wiſſen Sie es denn alſo, daß Magdalena ganz allein die erſte perſönliche Erſcheinung Chriſti gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nämliche Stelle zum Beweiſe ſowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von Ihnen hineingelegte Meinung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe ſuchen, von welchem Sie wiſſen, daß Sie es Ihren eigenen Pferden herausgeſtohlen? — Und doch iſt es ſo. Wahrlich, ſo lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem ſein untreues Gedächtniß einen ſo lächerlichen Poſſen geſpielt habe. Merken Sie ſich doch, wenigſtens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Menſch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier voller Verdruß und Eckel die Feder aus der Hand würfe, wer könnte es mir verdenken? — Ich bin bis an die Hälfte der Widerſprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden, da es ſchon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ungeachtet muthig an die andere Hälfte nur auch!

Sechster Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus iſt der auferſtandene Jeſus der „Maria Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erſchie„nen, und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes.“

Legt einem unbefangenen, von keinen harmoniſtiſchen Flickereien etwas wiſſenden, vernünftigen Leſer den Matthäus und Johannes vor, und hört, was er ſagt. Wenn ſich das nicht widerſpricht, ſo widerſpricht ſich nichts. Und wie? geſtehen denn ſelbſt die Harmoniſten nicht, daß hier offenbar ein Widerſpruch bleiben würde, wenn ſie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht ſagt, was er doch ſagt? Würde der Nachbar ſelbſt den Matthäus ſo mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verſtanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Chriſti zu ſalben ausgehen, und am Grabe die Erſcheinung der Engel haben, ausdrücklich; eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich, und keiner von allen dreien läßt

es mit einer Sylbe vermuthen, daß ſie von den übrigen Weibern, ehe ſie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes ſoll dieſen Umſtand doch haben. — Johannes? — So ſagt wenigſtens der Nachbar. „Daß „Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen ſie „zum Grabe ausging, nicht blieb, ſondern nach der Ent„deckung, daß es geöffnet ſey, zurück lief, erzählt Johannes „ſo deutlich, daß es wirklich unbeſcheiden iſt, ihn mit „dem Matthäus in Widerſpruch zu ſetzen.“ Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerlei Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in ſeinem ſo deutlich ſtehen ſoll, das ſteht in meinem gar nicht. In ſeinem ſoll deutlich ſtehen, „daß Magdalena bei den übrigen Weibern, mit welchen ſie zum Grabe ausging, nicht blieb;“ und in meinem ſteht nicht einmal, daß ſie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die ſie ſo übereilt, auf den erſten Anblick des eröffneten Grabes, verlaſſen hätte. Stünde nun in ſeinem Johannes nichts anders, nichts mehr, würde der Nachbar ſich wohl ſo entſcheidend ausdrücken, und ſeinem Gegner eine Unbeſcheidenheit vorwerfen, der nur Er ſchuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er ſcheint gerade der Mann zu ſeyn, der ſich am mauſigſten macht, wenn er am wenigſten Recht hat. Mein Johannes und ſein Johannes ſind die nämlichen, und der ganze Unterſchied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit bloß ungetäuſchten Augen, er hingegen durch die Brille ſeiner Harmonie lieſt. In ſeiner Harmonie ſteht es, nicht im Johannes, daß Maria, ſo bald ſie von fern das Grab eröffnet ſieht, die übrigen Weiber mir nichts dir nichts verlaſſen habe, und nach der Stadt geeilt ſey. Bei dem Johannes iſt ſie weder ſo unhöflich, noch ſo unbeſonnen. Oder will man ſie mit dem Dichter lieber furchtſam als unbeſonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, ſah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, rief's den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jeruſalem. Aber die Kommenden ließen
Sich nicht ſchrecken, und gingen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen iſt immer gleich unbegreiflich, indem ſchwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo ſie ſieht, daß mehrere ihres Geſchlechts ſtehen bleiben, oder auch mehr Weiber ſchwerlich ſtehen bleiben, wo ſie ſehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es iſt ja ſo ſichtbar, warum Maria Magdalena eine ſo lächerlich furchtſame, oder eine ſo lächerlich unbeſonnene Rolle ſpielen muß. Ließe man ſie mit den übrigen Weibern ganz herangehen, ſo ſähe ſie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß ſie noch nichts als das leere Grab geſehen haben, als ſie den zwei Apoſteln die erſte Nachricht bringt. — Arme Magdalene! wären die Evangeliſten nichts als menſchliche Geſchichtſchreiber, ſo bliebſt du bei Ehren. Denn man hat noch immer einen menſchlichen Geſchichtſchreiber lieber etwas nicht recht wiſſen, als eine Perſon, die er einführt, unnatürlich abgeſchmackt handeln laſſen. Aber ſo ſind die Evangeliſten göttlich; d. i. — eine ſchöne Göttlichkeit! — nicht ſowohl das, was jeder von ihnen ſagt, iſt göttlich, ſondern das, das iſt göttlich, was wir ſie alle einſtimmig aus unſerem hermeneutiſchen Sprachrohre können ſprechen laſſen, und du wirſt darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

„Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverſchämtheit kann ich hier kaum zurückhalten,“ ſagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leſer glaubten, ich ſelbſt wäre im Stande, ſo etwas von meinem Nachbar zu ſagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben ſollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raiſonnement für ſo bündig halten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes ſagt klar, Jeſus ſey der Magdalena am Grabe „erſchienen, und Matthäus, er ſey den Weibern auf der „Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger „Weiſe nicht erſt bewieſen werden, daß Magdalena unter „dieſen Weibern geweſen?“ — (Mußte? was braucht das erſt erwieſen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müſſen Sie nicht vielmehr beweiſen, daß es Matthäus nicht ſagt?) — „Dieſes geſchieht aber nicht, „weil es nach Johann. XX, 1—18 nicht geſchehen kann. — Freilich geſchieht es nicht, denn es war geſchehen, ſo bald Matthäus ſchrieb. So bald Matthäus geſchrieben hatte, und ehe Johannes ſchrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht geweſen, unter welchen ſie Matthäus zuerſt nennt? und Marcus nennt, und Lucas nennt? In dieſem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht und litt keinen Widerſpruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern geweſen, denen Chriſtus auf dem Wege nach der Stadt erſchienen war? Warum muß es denn, nur ſeitdem Johannes geſchrieben nicht mehr wahr ſeyn? — Weil es dem, was Johannes ſchreibt, widerſprechen würde? Nun freilich. — Und nichts in den Evangeliſten ſich widerſprechen darf? Und wir ſie in allen Worten müſſen vergleichen können? — Wer ſagt das? Sie vergleichen, wo ſie ſich vergleichen laſſen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geſchieht, wer würde das nicht gern wollen? Aber ſie auf Koſten eines oder mehrerer Evangeliſten vergleichen, welche darüber zu nachläſſigen, elenden Geſchichtſchreibern werden, welche darüber in Widerſpruch mit ſich ſelbſt kommen, welche darüber wiſſentlich und vorſätzlich (wie ich erwieſen habe) Lügen niedergeſchrieben haben müſſen: welchem geſunden Magen iſt eine ſolche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widerſprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben verſichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, ſetzt der Ungenannte

„beide Evangeliſten in Widerſpruch, wie die beiden Aelteſten „in Iſrael, die fälſchlich wider die Suſanna zeugten.“ — Dieſe Erläuterung aus der Geſchichte der Suſanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem ſehr falſchen Schritte verleitet hätte, wenn ſie die Aelteſten auf den bloßen Widerſpruch, in den ſie fielen, verdammt hätten. Ihr eigenes Bekenntniß muß dazu gekommen ſeyn. Der bloße Widerſpruch konnte gegen ſie nichts beweiſen, ſondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraſchung, in der ſie ihre Verleumdung geſtanden. Und ſo, ſage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben ſo großer Widerſpruch, wenn die nämliche Erſcheinung an zwei verſchiedenen Orten ſoll geſchehen ſeyn, als wenn die nämliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde ſoll vorgegangen ſeyn; aber derjenige, der des erſteren Widerſpruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangeliſten bleiben müßte, ſchließen wollte, „alſo ſind die Evangeliſten Lügner, alſo muß man „den Evangeliſten gar nichts glauben,“ der ſchließt wirklich eben ſo übereilt, als die Richter geſchloſſen haben würden, wenn ſie bloß darauf die Aelteſten hätten ſteinigen laſſen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder der andere eine Linde für eine Eiche angeſehen hätten, indem ihre lüſternen Augen nach ganz etwas anderem ſahen, als nach den Bäumen der wollüſtigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar ſeinen Trumpf, der unverſchämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er ſah damit vielleicht nicht ſowohl auf den Widerſpruch, den der Ungenannte zwiſchen dem Matthäus und Johannes fand, als auf das, was der Ungenannte aus dieſem und dergleichen Widerſprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer, und ich bin noch ſehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in dieſem heiligen Eifer nur rief: der unverſchämte Mann! und nicht gar ein Gott ſchelte dich, Satan! ausſtieß. Was unmittelbar darauf folgt, iſt wenigſtens ſo kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Chriſt hätte vor ihm „den abſurden Widerſpruch, wenn er da wäre, geſehen? „Es müſſen ſehr ſtolze Leute ſeyn, die ſo die Religion be„ſtreiten, und ſich für Generalpächter des Menſchenver„ſtandes halten.“ — Fürs erſte, lieber Nachbar, ſind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Matthäus und Johannes nicht ſchon längſt gerügt worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn ſchlechterdings zu allererſt entdeckt hätte? Es iſt bis jetzt in der Welt noch unendlich mehr überſehen, als geſehen worden. Nur Leute, bei denen alles ſo bleiben ſoll, wie ſie es von ihrem Profeſſor gehört haben, können ſich das nicht einbilden, und dieſe Leute ſind der Wahrheit noch viel ſchädlicher, als die, die Sie ſo ſinnreich Generalpächter des Menſchenverſtandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was dieſe gepachtet haben, das haben ſie doch, und ſie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was dieſe nur ausſchließend gepachtet zu haben vermeinen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn dieſen Widerſpruch, bei dem wir halten, vor unſerem Ungenannten ſchon geſehen habe? So antworte ich Ihnen nur, daß Auguſtinus ſogar ſchon darauf geantwortet hat. Aber freilich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Auguſtinus nämlich ſagt — Leſen Sie es bei ihm ſelbſt nach.[1] Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die älteſten Harmonieen gehen wollte, die Sie mir ſo wenig zu kennen ſcheinen.

Siebenter Widerſpruch.

„Bei dem Matthäus umfaſſen die Weiber des Auf„erſtandenen Füße; beim Lucas ermuntert der Auferſtan„dene ſelbſt die verſammelten Eilfe, ihn zu berühren; beim „Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn mit der Hand zu „betaſten; nur von der Maria Magdalena, ſagt Johannes, „habe er ſich durchaus nicht wollen berühren laſſen.“

Wenn ſich zwei oder mehrere Evangeliſten widerſprechen, ſo bin ich, falls ihre Vergleichung nicht nothwendig iſt, falls ſie nicht höchſt natürlich ſich ergiebt, ſehr geneigt, alles ſo ſtehen zu laſſen, wie es ſteht, und den Widerſpruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verſchliſſenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abſtechenden Lappen zu flicken. Bei weitem aber bin ich ſo nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangeliſt ſich ſelbſt widerſpreche. Denn wie Mehrere nicht Eins ſind, ſo iſt auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichtetſte, redlichſte Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widerſprechen ſoll, ſo muß er dieſen andern, oder dieſe andere müſſen ihm ſchreiben helfen, und das möchte ich nicht gern auf die Evangeliſten kommen laſſen. Hingegen, wenn ein Geſchichtſchreiber ſich nicht ſelbſt widerſprechen ſoll, ſo braucht er nur immer derſelbe zu ſeyn, der er war.

Folglich, da in dieſem Widerſpruch nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes ſtreiten, ſondern Johannes auch mit ſich ſelbſt uneinig iſt, ſo habe ich ihn von jeher unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen ſey. Da nämlich Johannes ſagt, daß der Auferſtandene ſich den Betaſtungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, ſondern ſie vielmehr aufgefordert; und eben dieſer Johannes erzählt, daß der Auferſtandene von der Maria Magdalena nicht berührt ſeyn wollen, ſo kann ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwei widerſprechende Dinge damit zu verſtehen geben wollen; einmal, daß Chriſtus durch ſeine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen, und einmal, daß Chriſtus durch ſeine Nichtfühlbarkeit die ſchon überzeugte Magdalena, wenn ſie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn

[1] De consensu Evangel. L. III. c. 24.

ſchlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können, entweder daß Chriſtus nach ſeiner Auferſtehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und ſo würde ich ganz gern dem Nachbar zugeſtehen, daß er auf dieſen Widerſpruch geantwortet habe, wenn er weniger ſchnippiſch und verächtlich geantwortet hätte. Aber dieſen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfſinn, nicht mehr Gelehrſamkeit zeigt, als Er, ſo wenig vertragen, daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Poſten zu vertheidigen, den man gutwillig verlaſſen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieſer Abſicht nur zu Gemüthe führen, daß ſeine Erklärung der Worte des Johannes (XX. 17), worauf ſich ſeine ganze Antwort gründet, noch lange ſo ausgemacht nicht ſey, als er glaubt. Sie iſt zwar freilich die ſeit 150 Jahren faſt allgemein angenommene; aber ſie macht doch auch die ganze Stelle ſo kahl, ſo leer, ſo froſtig, ſo komplimentenmäßig, daß nicht zu verwundern, wenn das *geſammte Alterthum* weit etwas anderes und mehreres darin geſucht hat. Selbſt Grotius hängt noch an der alten myſtiſchen Auslegung, und diejenigen, lieber Nachbar, ſind eben nicht gleich *kranke Köpfe*, die dieſe und mehrere Auslegungen der Neueren für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus beſcheidet Chriſtus „unmittelbar nach ſeiner Auferſtehung ſowohl durch die „Engel im Grabe, als ſelbſt mündlich durch die rückkeh„renden Weiber ſeine Jünger nach Galiläa, bei dem Lucas „aber befiehlt er eben denſelben an eben dem Tage der Auf„erſtehung, daß ſie ſämmtlich in Jeruſalem bleiben ſollten, „bis daß der heil. Geiſt über ſie ausgegoſſen würde, welches „am Pfingſtfeſte geſchah.“

Auch bei dieſem Widerſpruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen noch am liebſten möchte beantworten können, iſt merkwürdig, daß ſich jeder Evangeliſt einzeln ſorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jeſus beides von ſeinen Jüngern verlangt hätte, wenn er ihnen beides zu verſchiedenen Zeiten befohlen hätte, ſo würde derjenige Evangeliſt, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, ſo einſchärft (Matthäus), nicht von allen Erſcheinungen zu Jeruſalem ſchweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangeliſt, welcher den Auferſtandenen ſeinen Jüngern befehlen läßt, die erſten funfzig Tage nicht aus Jeruſalem zu weichen (Lucas), würde nicht bloß lauter Erſcheinungen in Jeruſalem erzählen, und ſelbſt diejenige in Jeruſalem bei verſchloſſenen Thüren vorgehen laſſen (XXIV, 41), deren eine ſehr gleichförmige Johannes (XXI, 1—13) am galiläiſchen Meere erfolgen läßt.

Und dieſes alles hat der Ungenannte ſo handgreiflich auseinander geſetzt, daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leiſten, was noch kein Ausleger geleiſtet hat, ſondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernſte Gewäſche in den Tag hinein hat oft Gelegenheit zu einem ſehr ſinnreichen Gedanken gegeben, und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geſchwind etwas zu ihrer Vertheidigung ſagen zu müſſen, ſehr witzig. Hier wird, dacht' ich, die blinde Henne brav ſcharren; und wer weiß, ob nicht gar ein hübſches Steinchen in dem aufgeſcharrten Miſte ſich findet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun denn! Hier iſt das Steinchen, das die blinde Henne aufgeſcharrt hat. Benennen mag es ein anderer, ich halte es für ein Krötenſteinchen. Es kann aber auch ein Luchsſteinchen ſeyn, denn hohl iſt es.

Pfiffig indeß, werden manche ſagen, ſey mein Nachbar doch für zehn andere. Denn er begnügt ſich, dieſen achten Widerſpruch in eigener Perſon nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet ſich ſein beſcheidenes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn ſchon wieder unterrichtende A. mit einem *Was ſagen Sie dazu?* Und nun ſagt das A. wie folgt. „Ich ſage, was „ich öfter geſagt, unſer Autor muß alles durch einander „werfen, wenn er Widerſprüche zur Welt bringen will. „Es iſt wahr, daß die Engel und Jeſus ſelbſt am Tage „ſeiner Auferſtehung, den Weibern befahlen, ſeinen Jün„gern zu ſagen, daß ſie nach Galiläa gehen, und ihn da „ſehen ſollten; aber es *iſt nicht wahr*, daß er an eben „dieſem Tage ihnen gebot, zu Jeruſalem zu bleiben; denn „das befahl er ihnen, am Tage ſeiner Himmelfahrt, wie „*jeder ſieht*, der Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen kann.“

So? das iſt nicht wahr? wie jeder ſehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieſes A. ſagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweizüngler iſt. Und ein hämiſcher, boshafter Zweizüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie ſich ins Geſpräch! Merken Sie denn nicht, daß dieſes tückiſche A. Sie gern in einen übeln Ruf bringen möchte? Was er da ſagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe beſtrafen.

Oder ernſthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine ſolche Antwort nicht ſelbſt geben, ſondern nur geben laſſen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie ſeine Perſonen kann ſprechen laſſen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derſelben nicht ſtreitet; daß man ſie fluchen und lügen und läſtern kann laſſen, ſo arg man will, und daß kein Menſch den Komödienſchreiber dafür muß anſehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Unterſuchung der Wahrheit geſchrieben werden, ſind keine Komödien, und der Verfaſſer ſolcher Unterredungen muß

für alles ſtehen, was er nicht darin gelegentlich ſelbſt verwirft, oder wenigſtens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Alſo, lieber Nachbar, was ſagen Sie? den Befehl, fürs erſte in Jeruſalem zu bleiben, habe Chriſtus ſeinen Jüngern am Tage ſeiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder ſehen müſſe, der Ap. Geſch. I, 3. 4. leſen könne? — Es iſt mir unbegreiflich, wie Sie ſo etwas ſo dreiſt in die Welt ſchreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch ſo rar wären, daß man eine von hundert Meilen weit her verſchreiben müßte, ſo wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leſer nur die Hand ausſtrecken darf, um Sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel iſt wahr, daß der Anfang der Apoſtelgeſchichte bis auf den neunten Verſikel, drei verſchiedene Abſätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu leſen gewohnt iſt. Die zweierſten Verſikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem erſten auf das zweite Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erſte Buch, ſein Evangelium, gehe. Hierauf wiederholt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Chriſtus in den 40 Tagen nach ſeiner Auferſtehung gethan und geſagt, und kömmt ſodann, im ſechsten Verſikel auf die ganz letzte Begebenheit ſeines erſten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Dieſe letzte Begebenheit iſt die Himmelfahrt Chriſti, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umſtand erfahren, den Lucas, weil er ſich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweiten, als zu Ende des erſten Buchs erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger fürs erſte nicht von Jeruſalem weichen ſollen, in dem mittelſten Abſatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwiderſprechlich iſt, daß *συνελθοντες* v. 6. ſich auf *συναλιζομενος* v. 4. bezieht, und Lucas vielmehr im ſechsten Verſikel von einer ganz andern Verſammlung zu reden anfängt, als deren er im vierten Verſikel gedenkt, wo nur von einer Verſammlung der Eilfe die Rede war, anſtatt daß im ſechsten Verſikel eine weit größere Verſammlung von Jüngern zu verſtehen, die bei der Himmelfahrt gegenwärtig ſeyn ſollten; wenn es noch im geringſten nicht erwieſen iſt, daß das *συναλιζομενος* v. 4. nichts als ein bloßes Zuſammenbringen bedeute, und folglich die beiden älteſten Ueberſetzer, der Lateiniſche und Syriſche, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn ſogar es höchſt wahrſcheinlich iſt, daß Lucas mit dieſem Worte eben nicht wie Xenophon ſich ausdrücken, ſondern vielmehr auf eine andere Stelle bei ſich ſelbſt verweiſen wollen:[1] wie können Sie denn ſagen, daß jeder, der Apoſtg. I, 3. 4. leſen könne, ſehen werde, Chriſtus habe nicht am Tage ſeiner Auferſtehung, ſondern am Tage ſeiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jeruſalem fürs erſte zu bleiben? Ich kann doch auch leſen, und ſehe das nicht. Aber freilich, ich will nicht ſehen, und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht ſehen, ſondern mit meinen. — Wenn Sie ſich noch begnügt hätten zu ſagen, daß jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte nicht eben am Tage der Auferſtehung gegeben zu ſeyn ſcheine: ſo möchte es noch hingehen, falls er an dieſer Stelle allein ſtünde. —

Denn kurz, wozu alles dieſes Spiegelgefechte? — Ihre Verſündigung iſt hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meinung in einer ſtreitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabei kann man noch immer ein ſehr ehrlicher Mann ſeyn. Aber, Nachbar, auch dabei, wenn man nicht allein eine ſtreitige Stelle als nicht ſtreitig für ſich anführt, ſondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringſten ſtreitige Stelle, die ausdrücklich wider uns iſt, wiſſentlich verſchweigt? Auch dabei? — Ich laſſe es gelten, wenn man auf dem Katheder diſputirt, wo man ſich nur ſeinem Pro loco würdig zeigen ſoll. Da gilt allerlei Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unparteiiſcher Unterſucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewiſſen muß ſagen können, *ου σπενδω νικησαι κακως, αλλα ζητησαι αληθως*: iſt es auch da noch erlaubt, ſolche Adjunctenſtreiche zu ſpielen?

Es hat nämlich jener Befehl in der Apoſtelgeſchichte, nicht allein eine ſolche Parallelſtelle, aus welcher er erklärt werden kann; ſondern er hat ſogar eine ſolche, aus welcher er nothwendig erklärt werden muß, weil es Parallelſtelle des nämlichen Verfaſſers iſt. Der nämliche Lucas, welcher in ſeiner Apoſtelgeſchichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht beſtimmt genug ausdrückt, drückt ſich in ſeinem Evangelio ſo beſtimmt darüber aus, daß ſchlechterdings keine genauere Beſtimmung der Zeit möglich iſt. Denn wann läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Verſammlung der Eilfe, in welcher der Auferſtandene ein Stück vom gebratnen Fiſche und Honigſeims aß? Und wann war dieſe Verſammlung? War es die nämliche, bei welcher ſich die zwei Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wann gingen dieſe Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Chriſti? wie ſie ſelbſt ſagen. War es nicht, wie ſie ſelbſt ſagen, am Abende des nämlichen Tages, an deſſen frühen Morgen die Weiber das Geſicht der Engel geſehen hatten? — Alſo am Tage der Auferſtehung? —

Was iſt hiewieder einzuwenden? Nichts, ſchlechterdings nichts. Entweder hat Chriſtus, nach dem Lucas, ſeinen Jüngern ſogleich am Tage der Auferſtehung befohlen, in Jeruſalem zu bleiben, oder es iſt bei allen Evangeliſten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichſte, was ſie uns irgendwo ſagen, iſt nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott!“ muß ein ehrlicher Chriſt denken,

[1] V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio. p. 347. Cont. Stockius ad. l. q.

der unter dieſen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn ſchlechterdings wider jene Stelle im Evangelio des „Lucas nichts einzuwenden iſt, wie helfen ſich denn gleich„wohl die Harmoniſten?“ Wie ſie können, liebe Seele. Das iſt, auf die ſchändlichſte, heilloſeſte, unverantwortlichſte Weiſe. Und da dürfte ich faſt meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er iſt im Grunde nichts ſchlimmer, als ſie alle, und wenn in Geſellſchaft unſinnig ſeyn, den Unſinn entſchuldigt, ſo iſt er hinlänglich entſchuldigt. Eben die Stelle, die er hier verſchweigt, hat ſie längſt zu einem Verfahren genöthigt, bei welchem ich eben ſo gern die mangelhaften Stücke eines zerriſſenen Briefes, mit welchen der Wind ſpielt, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur ſtillſchweigend billigen, zur Schande der Evangeliſten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zuſammenhang zu erklären ſey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeſchaltete Reden Chriſti, nichts als feuchter Sand ſind, der ſich nur ſo lange zuſammenballet, als man ihn nicht reibt.

Sie ſagen nämlich: Lucas brauche in ſeinem Evangelio eine Anticipation, und laſſe Chriſtum daſelbſt etwas weit früher ſagen, als er es wirklich geſagt habe, welches er ſelbſt Apoſtelg. I, 3. 4. zu verſtehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weiſe der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift ſo zu erklären, daß ſie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelſprüche klar: dieſe Weiſe war ſo alt, ſo abgenutzt! Warum ſollen ſie das Herz nicht einmal verlegen? warum ſollen ſie, wenigſtens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelſprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen.

Oder ſie ſagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in ſeinem Evangelio, zwei Reden Chriſti in eine geſchmolzen; zwiſchen dem dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten Verſikel, die Lukas freilich mit eiſernen Klammern verbunden zu haben ſcheine, die er mit Einem Zuge der Feder geſchrieben, oder in Einem Athem ſeinem Schreiber vorgeſagt, liege nicht weniger als eine Zeit von vierzig Tagen; von dem einen Verſikel auf den andern mache Chriſtus mit ſeinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jeruſalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tauſend Jahre ſind ja vor Gott wie ein Tag, mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich ſind vierzig Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich iſt ihm der Abſtand von Jeruſalem bis Bethania ein Punct, der in den andern fällt, und aus Vernachläſſigung dieſer wenigen Secunden, aus dieſer Verwechslung der rechten Seite eines Sonnenſtäubchens mit deſſen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig dieſe Herren, ihre harmoniſche Mißhandlung ſo zu rechtfertigen. —

Wahr iſt es, daß ihnen ſchon Tatian gewiſſermaßen vorgegangen, als welcher den neunundvierzigſten Verſikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben ſo gewaltſame Art trennt, und zwiſchen das wiederholte Verſprechen Chriſti, ſeinen Jüngern die Verheißung ſeines Vaters zu ſenden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jeruſalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erſcheinungen noch einſchaltet, deren die andern Evangeliſten gedenken. Aber wie dieſes überhaupt für ſie nichts beweiſen, ſondern nur zeigen würde, wie früh es ſchon Leute gegeben habe, die ſich alles mit den Evangeliſten erlaubt, um nur ein Ganzes aus ihnen zuſammenſetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: ſo antworte ich hierauf noch Folgendes insbeſondere. Fürs erſte iſt noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweitens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derſelbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten, ſo iſt klar, daß ſein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verſtande dieſes Wortes, iſt, oder ſeyn ſoll; es iſt ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangeliſten gereiht; es iſt ein bloßes *βιβλιον συντομον*, deſſen ſich die gemeinen Chriſten in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergeſſen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur ſchlecht zufrieden war; nicht allein wegen verſchiedener Auslaſſungen, die er zu Gunſten ſeiner Enkratitiſchen Irrthümer machte, ſondern auch wegen der Zuſammenſetzung des beibehaltenen und unverfälſchten Textes der Evangeliſten ſelbſt. Denn Theodoret giebt ihm eine *κακουργιαν της συνθηκης* Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft geweſen, ſolcher gewaltſamen Trennungen der Worte des Herren mehrere zu machen ſich unterſtanden, als dieſe eine iſt, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig ſeinen Namen führt.

Wenigſtens iſt gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des neunundvierzigſten Verſikels, noch die Trennung des dreiundvierzigſten und vierundvierzigſten gebilligt, und ſich dadurch aus der Verlegenheit zu helfen geſucht, daß Chriſtus an dem nämlichen Tage ſeinen Jüngern in Jeruſalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen, befohlen.

Hieronymus ſicherlich nicht, dem Hedibia dieſen nämlichen achten Widerſpruch meines Ungenannten zur Auflöſung vorlegte. Denn Hieronymus ſagt bloß, daß die Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem für keine eigentliche Erſcheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erſcheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia geweſen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun iſt zwar freilich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne

legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinzuſetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleſerin, wie Hedibia war, ſo etwas ſchreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig ſehr ſonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinſtimmung der verſchiedenen Exemplare des neuteſtamentlichen Textes, oder von der Bekanntſchaft des Hieronymus mit demſelben bekommen. Der auferſtandene Chriſtus habe in Jeruſalem nicht gegeſſen? Steht denn nicht in ſeinem eigenen Lucas: at illi (die in Jeruſalem verſammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in ſeinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie geſagt, dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus iſt mir ganz unbegreiflich: eben ſo unbegreiflich als es mir iſt, daß ſie ſonſt niemanden, ſo viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieſer einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus geweſen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die ἀμφιβολως νοθα, ſondern geradezu unter die ψευδεπιγραφα indocta dieſes Kirchenlehrers geworfen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift ſeyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derſelben ſo wenig gegenwärtig ſind? Wäre es ſonſt einem wohl zu verdenken, der dieſe Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts geſcheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueſte Ausgabe ich nicht nachſehen kann, werden da ſchon andern Rath gefunden haben!

Eben ſo wenig, und noch weniger als Hieronymus läßt es ſich Auguſtinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieſelbe Rede beim Lucas halb in Jeruſalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu laſſen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entſpringenden Einwurfs ſchon weit ſeiner zu Werke. Da nämlich Marcus, welcher eben ſowohl als Matthäus den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen ſollen, ganz und gar keiner Erſcheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beim Matthäus nicht geſagt habe, „praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangeliſten freilich widerſprechen würde; da Matthäus den Engel bloß ſagen laſſe: *ibi eum videbitis,* nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent: ſo glaubt Auguſtinus, Chriſtus habe zwar freilich wohl den Jüngern verſprechen laſſen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erſcheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß ſie ihm nach Galiläa folgen ſollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Myſterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eies eingeſchloſſen liege. Galilaea namque, ſagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache iſt klar, und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wenn der auferſtandene Chriſtus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn fürs erſte, secundum transmigrationis sententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Chriſti zu den Heiden? Fürs zweite secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo ſonſt, als in Galiläa, offenbarte ſich Chriſtus zuerſt in derjenigen Geſtalt, in welcher er dem Vater gleich iſt?

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten ſeit heute und geſtern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl ſeyn. Und obſchon auch Hieronymus an einem andern Orte,[1] wo er ſich vermuthlich beſann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, ſogar zu einer myſtiſchen Auslegung ſeine Zuflucht nimmt: die myſtiſchen ſo wie die allegoriſchen Auslegungen, ſind freilich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande geſtehen, — die nüchternſte von allen myſtiſchen und allegoriſchen Auflöſungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich beſſer, als Ihre alexandriſchen, meine Herren, mit dem Schwerte. Denn jene ſind doch nur Spiele, leere Verſuche, und Ihre, ſind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem bloß menſchlichen Schriftſteller auszuüben, ſich ſelbſt ſchämen würden. —

Ehe ich hierüber bitterer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerſpruch.

„Nach dem Matthäus geſchieht die Erſcheinung in Gali„läa auf einem Berge, dahin Chriſtus ſeine Jünger be„ſchieden hatte; nach dem Johannes geſchieht ſie am Ufer „des Galiläiſchen Sees bei Tiberias. Da und dort unter „ganz verſchiedenen Umſtänden."

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur iſt dem guten Mann ſehr traurig, daß ein Menſch, der doch Berg und See unterſcheiden könne, aus zwei ſo ſichtbar verſchiedenen Erſcheinungen lieber einen Widerſpruch ſchmieden, als ſie unterſcheiden wollen.

Endlich ſteht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht, weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will, ohne ſich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar ſagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weiſe veranlaſſen können, beide Erſcheinungen für eine zu halten, daß

[1] Comment. in Matthaeum.

es folglich kaum werth ſey, auf den ganzen Widerſpruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marſchirt ab, und ſchießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hauſe ſind, wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigſtens ex post zu urtheilen, ob Sie ſich den Sieg ſo leicht hätten machen ſollen?

Die Erſcheinung, die den Eilfen auf dem Berge geſchah, iſt die einzige, deren Matthäus gedenkt, deren Matthäus, zu Folge des Verſprechens, welches bei ihm der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus aus dem wir unſere Nachrichten von der Auferſtehung Chriſti ſchöpfen könnten und müßten, ſo würde man nicht unrecht annehmen, daß dieſe einzige erzählte Erſcheinung, auch die einzige geſchehene geweſen. Ja, ich bin ganz ſicher, daß ſodann unſere Theologen ſchon längſt die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferſtandene Chriſtus nicht mehr als einmal hätte erſcheinen können und müſſen.

Nun aber, da wir mehrere Evangeliſten haben, die eben ſo glaubwürdig ſind als Matthäus, da jene andere Evangeliſten mehrere Erſcheinungen berichten, ſo iſt freilich aus dem Stillſchweigen des Matthäus nicht zu ſchließen, daß er damit, daß er nur einer Erſcheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erſcheinung gegeben. Sondern die Sache iſt nunmehr nur die, daß wir die einzige Erſcheinung bei dem Matthäus unter die anderweitigen Erſcheinungen ſo einſchalten, daß weder jene anderweitige noch dieſe eingeſchaltete etwas dabei leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Chriſtus bei der galiläiſchen Erſcheinung auf dem Berge zu ſeinen Jüngern redet, ſollte man meinen, daß dieſe Erſcheinung, wenn es nicht die erſte und letzte geweſen, doch wenigſtens die letzte gewiß geweſen ſeyn müſſe. Denn Chriſtus ertheilet ihnen da ſeine letzten Befehle und nimmt förmlich von ihnen Abſchied. Doch da wir aus dem Lucas wiſſen, daß die Himmelfahrt unſern Jeruſalem, und nicht in Galiläa geſchehen, und die letzte Erſcheinung doch wohl die Erſcheinung bei der Himmelfahrt muß geweſen ſeyn, ſo fällt die galiläiſche Erſcheinung irgendwo zwiſchen die übrigen.

Und auch dieſes irgendwo läßt ſich näher beſtimmen, indem wir mehr als eine von den übrigen Erſcheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen ſeyn müſſen. Nämlich nicht allein alle die einzelnen Erſcheinungen am Tage der Auferſtehung, bei welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erſcheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beiwohnte, müſſen vor ihr vorhergegangen ſeyn: ſondern ſogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher geweſen ſeyn. Dieſes erhellet aus Johannes XXI, 14 unwiderſprechlich, wo dieſer Evangeliſt letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennt, welches, da es ihm ſelbſt widerſprechen würde, wenn man es von jeder einzelnen Erſcheinung, die etwa nur einer oder wenigen Perſonen geſchehen war, verſtehen wollte, nothwendig nur von den ſolennern unter einer beträchtlichen Anzahl geſchehenen Erſcheinungen zu verſtehen iſt, dergleichen die bei verſchloſſenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, geweſen waren. Nach dieſen beiden, ſagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieſes drittemal beim Johannes auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Chriſtus erſchienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach ſich nicht ſagen läßt, daß die Erſcheinung bei verſchloſſenen Thüren, mit den Erſcheinungen am Grabe an dem nämlichen Tage geſchehen wären. Fallen dieſe und jene aber auf zwei verſchiedene Tage, ſo war die Erſcheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte geweſen ſeyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beim Johannes verſtehen und auslegen, wie man will, genug, daß die Harmoniſten alle, keinen einzigen ausgenommen, einmüthig die Erſcheinung am See Tiberias vor der Erſcheinung auf dem Berge vorhergehen laſſen. Nun ſind dieſer Berg und dieſer See beide in Galiläa, beide Erſcheinungen ſind alſo in Galiläa geſchehen, beide ſind zu Folge der Verheißung Chriſti geſchehen, daß er ſeinen Jüngern daſelbſt ſichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, ſehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meinung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bei aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerſpruch erwächst.

Denn laſſen Sie uns doch nur die Erſcheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangeliſt (Matthäus), bei dem der auferſtandene Chriſtus ſeinen Jüngern zweimal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo ſie ihn ſehen würden, iſt, wie geſagt, der einzige, der dieſer Erſcheinung auf dem Berge gedenkt, iſt der, der ſonſt durchaus keiner andern Erſcheinung gedenkt, iſt der, der dieſer Erſcheinung mit dem Zuſatze gedenkt, daß eben auf dieſen Berg ſie Chriſtus beſchieden. Geſetzt nun aber auch, daß dieſer Zuſatz, dahin ſie Chriſtus beſchieden hatte, ſich nicht auf den Berg, ſondern bloß auf Galiläa bezöge, ſo bleibt doch noch immer, auch ohne dieſen Zuſatz, die Erſcheinung auf dem Berge die anberaumte Erſcheinung, und muß folglich, wenn ich ſchon nicht ſage, die erſte von allen Erſcheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erſte von allen galiläiſchen Erſcheinungen geweſen ſeyn. Das iſt nothwendig, das iſt unwiderſprechlich, oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererſt ſchrieb, der nicht wiſſen konnte, was und wie viel der heil. Geiſt nach ihm durch andere Evangeliſten würde ergänzen, würde berichtigen laſſen,

Matthäus hat als Einer geſchrieben, in dem nicht ein Funken Menſchenverſtandes glimmt. Denn ſo, wie kein vernünftiger Menſch mit ſeinen Freunden eine zweite, dritte Zuſammenkunft verabredet und anberaumt, ohne zu wiſſen, wo und wann die erſte geſchehen ſoll, ſo kann auch kein vernünftiger Geſchichtſchreiber von Anberaumung einer Zuſammenkunft ſprechen, und in Erfolg dieſer Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweiten, dritten Zuſammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erſte und nächſte nach der Anberaumung geweſen, ein Wort zu erwähnen.

Iſt es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erſcheinung auf dem Berge die erſte galiläiſche Erſcheinung muß geweſen ſeyn; iſt es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erſcheinung an dem See Tiberias, dem ſogenannten galiläiſchen Meere, vor jener Erſcheinung vorhergegangen: nun ſo haben wir ja zwei erſte galiläiſche Erſcheinungen. Zwei erſte! — — Zwei gar? Ei, lieber Nachbar, was iſt denn das, zwei erſte? Iſt es ein Räthſel? oder iſt es ein Widerſpruch? Mir iſt es nur ein Räthſel. Dem Ungenannten war es ein Widerſpruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen iſt es weder das eine, noch das andere. Ihnen ſind zwei erſte, zwei erſte! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwei ſo verſchiedene Zwei lieber in Widerſpruch ſtellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß ſowohl das eine, als das andere von dieſen Zwei in einem und eben demſelben Betracht das Erſte ſeyn ſoll, iſt ja ſo eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht ſagen. Wer gewiſſe Dinge nicht ſogleich fühlt, dem ſind ſie auf keine Weiſe fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerſpruch

ohnedem iſt mit dem neunten ſo genau verbunden, daß ich bei Gelegenheit ſeiner noch alles nachholen könnte, was ich etwa bisher beizubringen vergeſſen hätte. Ja, er iſt, dieſer zehnte Widerſpruch, nichts als die fernere ſtückweiſe Auseinanderſetzung des neunten. Und dieſer Stücke macht der Ungenannte beſonders drei, in welchen allen ſeine erkannten Widerſprüche ſehr leicht zu rechtfertigen ſind, nachdem wir in dem vorigen den Hauptgrund derſelben geſichert haben.

Nämlich wenn der Ungenannte berechtigt geweſen iſt, die Erſcheinung auf dem Berge und die Erſcheinung am Meere in Galiläa für einerlei Erſcheinung zu halten, die nur, durch die immer wachſenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den erſten dreißig bis vierzig Jahren, zu ſolcher Verſchiedenheit gediehen (er war zu dergleichen aber dadurch berechtigt, weil die Erſcheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erſcheinung, nothwendig die erſte, wenigſtens die erſte in Galiläa ſeyn mußte, und gleichwohl die Erſcheinung am galiläiſchen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt): ſo iſt er allerdings auch berechtigt geweſen, darin einen Widerſpruch zu finden, daß Matthäus die galiläiſche Erſcheinung zur erſten macht, Johannes aber vor ſelbiger zwei Erſcheinungen zu Jeruſalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf bloß geantwortet, daß Johannes die Erſcheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erſte und vornehmſte Erſcheinung in Galiläa namhaft mache, als welches nach ſeiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu faſſen; weil Matthäus, ſagt er, kein Protokoll abgeſchrieben habe, weil er nur der einen Erſcheinung erwähne, weil er (Er, der erſte Evangeliſt!) nicht für nöthig gehalten, ſeinen Leſern von mehrern etwas zu melden, ſo ſey aus ihm überhaupt nicht zu ſchließen, in welcher Ordnung die Erſcheinung auf dem Berge gefolgt ſey. Freilich, Ordnung iſt nur unter den Mehreren, aber Eines, was aus dieſen geordneten Mehrern herausgeriſſen wird, muß doch noch immer Merkmale ſeines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchſt unvorſichtige Art, dieſes Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus ſeiner einen Erſcheinung noch immer jene Merkmale gelaſſen, indem er ſagt, daß es die anberaumte geweſen. Nur die Harmoniſten halten für gut, auf dieſe ſeine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erſte die beſte Erſcheinung aus dem Glückshafen greifen zu laſſen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neueſten Geſchichte geben, und ſagt: „Es kömmt die „Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne beſonders der „Schlacht bei Roßbach: erkläre ich ſie dadurch für die erſte „oder letzte?“ Ei, nicht doch! Sie könnten ſo einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein anderer den ganzen letzten preußiſchen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte: („Der König, nachdem er faſt aus allen „ſeinen Staaten vertrieben war, hatte ſich die vornehmſten „ſeiner Feinde, die Franzoſen und Reichstruppen, nach „Sachſen wie beſtellt. Sie kamen voll Uebermuths und „Spottes, als hätten ſie den Sieg ſchon in Händen. Aber, „wie ein Donnerſtrahl aus hellem Himmel, überfiel er ſie bei „Torgau. Da erkannten ſie wieder, mit wem ſie zu thun hat„ten, und machten Friede; etliche aber blieben noch ſeine „Feinde“): was würden Sie von einem ſolchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen ſuchen? Denn gerade ein ſolcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Chriſtum ſeine Jünger nach Galiläa beſtellen, wo ſie ihn ſehen würden, und hierauf verſchwiege er nicht allein, daß ungeachtet dieſer Beſtellung er ihnen erſt an andern Orten mehrmalen erſchienen ſey, ſondern gedächte auch nicht einmal ſeiner erſten Erſcheinung dort in Galiläa, gedächte anſtatt der erſten, wenigſtens anſtatt der frühern, welches die am Ufer der See geweſen, einer ſpätern, und wer weiß wie viel ſpätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein ſo abgeſchmackter Erzähler iſt! Nur nach der

Auslegung der abgeſchmackten Harmoniſten ein ſo abgeſchmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit dieſen vom Leibe, und er erzählt als ein planer geſunder Mann, deſſen Erzählung wohl unrichtig ſeyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht iſt.

Eben ſo iſt es mit den übrigen Umſtänden beſchaffen. Matthäus und Johannes widerſprechen ſich offenbar in jedem derſelben, ſobald man annehmen muß, daß die Erſcheinungen am See Tiberias und auf dem Berge urſprünglich nur eine Erſcheinung geweſen.

Umſonſt ſchreien Sie, lieber Nachbar, ſo laut und ſo oft: „Aber wer heißt euch das annehmen? Aber könnt „ihr denn nicht Zwei zählen? Wer hier nicht Zwei zählen „kann, muß nicht wollen!“ — Gott erbarms! wir wollten gern, aber wie können wir? Wie können wir Zwei zählen, da wir nicht wiſſen, wo wir anfangen ſollen? nicht wiſſen, welches wir Eins nennen ſollen? Will ich die Erſcheinung an dem See mit dem Johannes Eins nennen, ſo ruft die Erſcheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin „Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war blödſinnig.“ Will ich nun dieſe Eins nennen, ſo ruft mir Johannes entgegen: „darfſt du mich Lügen ſtrafen? „Glaubſt du, daß ich nicht Drei zählen kann?“ — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins, und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwei.

Wie bewundere ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundere ich Sie! Sie können Zwei zählen, und was das Sonderbarſte iſt, können mit dem nämlichen Zahlpfennige in die Hand eines jeden Kindes Zwei zählen! — Iſt das Kind artig, ſo lächelt es und ſchweigt. —

Und ſchweigt. — O daß ich nicht auch ſo artig geweſen bin, wie dieſes Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nämlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr lächelnd hingenommen und geſchwiegen habe!

Doch dieſe Reue kömmt zu ſpät, auch iſt das Uebel, unter deſſen Gefühl ſie mich am meiſten nagen könnte, überſtanden; ich bin fertig. Ich bin fertig, fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig mit Beantwortung der ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz leſen mögen, aber doch fertig mit Vertheidigung deſſen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung deſſen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet iſt, wofür ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu ſtehen, mir einfallen laſſen.

Gott verhüte! daß ich mich mit dieſem auf ein Mehreres einlaſſen ſollte, was mir etwa, ſelbſt bei der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge ſuchenden Durchleſung, als contraband aufgeſtoßen wäre. Er behalte z. E., was er von der gänzlichen Unwiſſenheit eines geiſtlichen Meſſias ſagt, in welcher die Apoſtel bei Lebzeiten Chriſti ſchlechterdings geſtanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem ſpöttiſchen Unglauben der verſammelten Jünger ſagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele ſich an ſo ſcandalöſen Albernheiten immerhin, und freue ſich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerſchlagenen Schlußſteine eines wichtigen Bogens unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig ſeyn und bin fertig.

Habe ich aber meine Muße auch ſo ſchon nicht zum Beſten angewandt, was thut das? Wer weiß, ob ich ſie mit etwas anderm nicht noch ſchlechter angewandt hätte? Mein Vorſatz war es wenigſtens, ſie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigſtens, daß ich ſie ſo gut anwenden könne. Ich überlaſſe es der Zeit, was meine aufrichtig geſagte Meinung wirken ſoll und kann. — Vielleicht ſoll ſie ſo viel nicht wirken, als ſie wirken könnte. Vielleicht ſoll nach Geſetzen einer höheren Haushaltung das Feuer noch lange ſo fortdampfen, mit Rauch noch lange geſunde Augen beißen, ehe wir ſeines Lichts und ſeiner Wärme zugleich genießen können. — Iſt das, ſo verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wann und wo ſie ſich ergießen ſoll, einem unnütz geſchäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwiſſend mit weggeworfen, ſo ſind deine Goldkörner unverloren!

Nach dieſem unwillkürlichen Ausbruche meiner innigſten Empfindung darf ich ruhig auf den Schlamm zurück ſehen, den ich hier zu Hauſe geführt habe.

Auf dieſen Schlamm, auf dieſen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, verſetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude ſeines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leſer an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter und ich und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein beſcheidenes obſchon; an meines Nachbars dreiſtes denn.

Welch ein Mann mein Nachbar! welch ein Chriſt! Die Widerſprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel ſchloß; die Widerſprüche, die ich der Wahrheit unbeſchadet zugebe; dieſe Widerſprüche — Nein, nicht dieſe Widerſprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die ſein Scharfſinn ſo ſonder alle Mühe auf dieſe Widerſprüche fand, — dieſe ſeine, — wie man will, — kunſtloſen oder kunſtreichen Antworten, was ſpotte ich? Dieſe eckeln Mißgeburten ſeines eigenen Gehirnes — deren man freilich den langen Tag über nicht ſo viele erſäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande iſt, ſind das, was ſeine Ueberzeugung an der Gewißheit der

Auferſtehung Chriſti vollendet hat.[1] Zwar zweifelte er nie an dieſem großen Vorfalle, aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieſer Gelegenheit gegeben, ſchärfer zuzuſehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anſcheinenden Kleinigkeiten die Evangeliſten ſo genau ſind: wie weit ſtärker und feſter iſt ſein Glaube geworden![2] Und nun ſage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes ſtiften!

Gott! Gott! worauf können Menſchen einen Glauben gründen, durch den ſie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir ſelbſt, und ich ſchließe. — Ich fühle es ſehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt jetzt, da ich dieſe Duplik[3] ende, als da ich ſie anfing: Ich fing ſo ruhig an, ſo feſt entſchloſſen, alles, was ich zu ſagen habe, ſo kalt, ſo gleichgültig zu ſagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen vor langer Weile Schritte zähle. Und ich ende ſo bewegt, kann es ſo wenig in Abrede ſeyn, daß ich vieles ſo warm, ſo theilnehmend geſagt habe, als ich mich ſchämen würde, in einer Sache meines einzigen Halſes zu ſprechen. Beſonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moraliſche oder Unmoraliſche gewiſſer Hiebe und Stöße meines Kampfpaares urtheilen, und habe es doch gethan. Ich wollte bloß die Gründe dieſes Urtheils meinen Leſer beiläufig abnehmen laſſen, und habe ihm das Urtheil ſelbſt oft wörtlich vorgeſprochen. Was ſoll ich thun? Mich entſchuldigen? Mit der albernen Miene eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Verſprechen, daß ich ein andermal beſſer auf meiner Hut ſeyn wolle?

Kann ich das? Ich verſprechen? — Ja, ja; ich verſpreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen bei gewiſſen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Menſch bei dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennt, nicht warm und theilnehmend werden darf: wann und wo darf er es denn?

[1] Unterr. S. 1.

[2] Unterr. S. 76.

[3] Duplik: nicht Replik. Denn die Evangeliſten und mich halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeußerung, daß wegen einiger Widerſprüche in Kleinigkeiten, den Evangeliſten aller Glaube abzuſprechen ſey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegenſätzen ein, und antwortete ohne Umſchweif, was ich für die kürzeſte und unfehlbarſte Antwort hielt. Dieſe Antwort mißfiel meinem Nachbar, der ſie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämiſche Beſtätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verſchrieene Waare das 999ſte mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazin eine friſche holen die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre ich nun auch ſeine Antwort laut für eben das, wofür er meine ſtillſchweigend erklärt hat: für Anklage der Evangeliſten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nämliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das iſt ſie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzelnen Evangeliſten, ſondern bloß um die Glaubwürdigkeit einer gewiſſen Harmonie eigener Schöpfung zu thun iſt, die, wenn ſie erwieſen wäre, die Evangeliſten gerade noch verdächtiger machen würde, als ſie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Alſo Duplik.

Eine Parabel.

— quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebſt einer kleinen Bitte und einem eventualen Abſagungsſchreiben

an den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. (1)

1778.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund ſagen, wenn ich der Menſch wäre, der durch öffentliche Berufung auf ſeine Freundſchaften ein günſtiges Vorurtheil für ſich zu erſchleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen ſeiner Nächſten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen laſſen, daß er der Welt erzählt, er ſtehe, oder habe mit ihm in einer von den genaueren Verbindungen geſtanden, welche die Welt Freundſchaft zu nennen gewohnt iſt. —

Denn berechtigt wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen iſt, den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß ſeine Wächterſtimme noch meines Namens ſchonen wollen.

Doch, wie geſagt, ich ſuche bloß durch meine Freunde eben ſo wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß ſie durch mich verlieren ſollten.

Alſo nur, ehrwürdiger Mann! Ich erſuche Sie, die Güte zu haben, nachſtehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Beſonders aber dringe ich darauf, ſich über die beigefügte Bitte nicht bloß als Polemiker, ſondern als rechtſchaffener Mann und Chriſt auf das baldigſte zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiſer thätiger König eines großen großen Reiches hatte in ſeiner Hauptſtadt einen Palaſt von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz beſonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in ſelbem alle um ſich verſammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge ſeiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn ſie ſtritt ſo ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber ſie gefiel doch und entſprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn ſie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren ſcheinen.

Sie entſprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Palaſt ſtand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollſtändigkeit da, mit welcher die Baumeiſter die letzte Hand angelegt hatten, von außen ein wenig unverſtändlich, von innen überall Licht und Zuſammenhang.

Was Kenner von Architektur ſeyn wollte, ward beſonders durch die Außenſeiten beleidigt, welche mit wenig hin und her zerſtreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenſtern unterbrochen waren, dafür aber deſto mehr Thüren und Thore von mancherlei Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch ſo wenige Fenſter in ſo viele Gemächer genugſames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmſten derſelben ihr Licht von oben empfingen, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu ſo viele und vielerlei Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl ſchicklicher wäre und eben die Dienſte thun würde. Denn daß durch die mehreren kleinen Eingänge ein jeder, der in den Palaſt gerufen würde, auf dem kürzeſten und unfehlbarſten Wege gerade dahin gelangen ſolle, wo man ſeiner bedürfe, wollte den Wenigſten zu Sinne.

Und ſo entſtand unter den vermeinten Kennern mancherlei Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigſten führten, die von dem Innern des Palaſtes viel zu ſehen die wenigſte Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bei dem erſten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig ſehr leicht und kurz machen müſſe, was ihn aber gerade am meiſten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigſten Fortſetzung die reichſte Nahrung verſchaffte. Man glaubte nämlich verſchiedene alte Grundriſſe zu haben, die ſich von den erſten Baumeiſtern des Palaſtes herſchreiben ſollten; und dieſe Grundriſſe fanden ſich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteriſtik ſo gut als verloren war.

Ein jeder erklärte ſich daher dieſe Worte und Zeichen nach eigenem Gefallen. Ein jeder ſetzte ſich daher aus dieſen alten Grundriſſen einen beliebigen neuen zuſammen, für welchen neuen nicht ſelten dieſer und jener ſich ſo hinreißen ließ, daß er nicht allein ſelbſt darauf ſchwor, ſondern auch andere darauf zu ſchwören bald beredte, bald zwang.

Nur wenige ſagten: „was gehen uns eure Grundriſſe an? Dieſer oder ein anderer: ſie ſind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigſte Weisheit den ganzen Palaſt erfüllt, und daß ſich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlſtand auf das ganze Land verbreitet.“

Sie kamen oft ſchlecht an, dieſe Wenigen! Denn wenn ſie lachenden Muths manchmal einen von den beſonderen Grundriſſen ein wenig näher beleuchteten, ſo wurden ſie von denen, welche auf dieſen Grundriß geſchworen hatten, für Mordbrenner des Palaſtes ſelbſt ausgeſchrien.

Aber ſie kehrten ſich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geſchickteſten, denjenigen zugeſellt zu werden, die innerhalb des Palaſtes arbeiteten, und weder Zeit noch Luſt hatten, ſich in Streitigkeiten zu mengen, die für ſie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundriſſe nicht ſowohl beigelegt, als eingeſchlummert war, — einsmals um Mitternacht erſcholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Palaſte!

Und was geſchah? Da fuhr jeder von ſeinem Lager auf, und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Palaſte, ſondern in ſeinem eigenen Hauſe, lief nach dem Koſtbarſten, was er zu haben glaubte, — nach ſeinem Grundriſſe. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Palaſt kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier ſteht!“

Und ſo lief ein jeder mit ſeinem Grundriſſe auf die Straße, wo, anſtatt dem Palaſte zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in ſeinem Grundriſſe zeigen wollte, wo der Palaſt vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier „brennt er! Hier iſt dem Feuer am beſten beizukommen. „— Oder hier vielmehr, Nachbar, hier! — Wo denkt ihr „beide hin? — Er brennt hier! — Was hätt' es für Noth, „wenn er da brennte? Aber er brennt gewiß hier! — „Löſch' ihn hier, wer da will. Ich löſch' ihn hier nicht! „— Und ich hier nicht! — Und ich hier nicht!“ —

Ueber dieſe geſchäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Palaſt, wenn er gebrannt hätte. — Aber die erſchrockenen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunſt gehalten.

Die Bitte.

Ein anderes iſt ein Paſtor, ein anderes ein Bibliothekar. So verſchieden klingen ihre Benennungen nicht, als verſchieden ihre Pflichten und Obliegenheiten ſind.

Ueberhaupt denke ich, der Paſtor und Bibliothekar verhalten ſich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirrt Berg und Thal, durchſpäht Wald und Wieſe, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freut er ſich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert iſt er, ob dieſes neue Kräutchen giftig iſt oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich ſind — (und wer ſagt es denn, daß ſie nicht nützlich wären?) — ſo iſt es doch nützlich, daß die Gifte bekannt ſind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter ſeiner Flur, und ſchätzt und pflegt nur diejenigen Kräuter, die ſeinen Schafen die angenehmſten und zuträglichſten ſind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufſeher von Bücherſchätzen, und möchte nicht gern der Hund ſeyn, der das Heu bewacht, ob ich ſchon freilich auch nicht der Stallknecht ſeyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Raufe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt iſt, ſo zeige ich es an. Fürs erſte in unſern Catalogen, und dann nach und nach, ſo wie ich lerne, daß es dieſe oder jene Lücke füllen, dieſes oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich, und bin ganz gleichgültig dabei, ob es dieſer für wichtig, oder jener für unwichtig

erklärt, ob es dem einen frommt, oder dem andern ſchadet. Nützlich und verderblich ſind eben ſo relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, ehrwürdiger Mann, würdigen alle literariſche Schätze nur nach dem Einfluſſe, den ſie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu beſorglich als zu fahrläſſig ſeyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt iſt? wenn es nur Einen auch von den Kleinſten ärgern könnte, die Ihrer geiſtlichen Aufſicht anvertraut ſind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun, ſo ſchelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue, — oder, welches einerlei iſt, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesſtunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringſten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesſtunde zittern, aber vor meiner Todesſtunde werde ich nie zittern. Am allerwenigſten deßwegen, daß ich gethan habe, was verſtändige Chriſten jetzt wünſchen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäſarea, zu Conſtantinopel mit den Schriften des Celſus, des Fronto, des Porphyrius, wenn ſie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, ſagt ein Mann, der ſich auf ſolche Dinge verſteht, gäbe jetzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, ehrwürdiger Mann, daß Sie ſagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es „allerdings verdient, daß ihre Schriften ſorgfältiger wären „aufbehalten worden. Aber wozu der Neueren ihre auf„bewahren, die nach ſiebzehnhundert Jahren doch nichts „Neues ſagen könnten?“

Wer weiß das, ohne ſie gehört zu haben? Wer von unſeren Nachkommen glaubt das, ohne es zu ſehen? Dazu bin ich der feſten Meinung, daß Welt und Chriſtenthum noch ſo lange ſtehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftſteller der erſten zweitauſend Jahre nach Chriſti Geburt der Welt eben ſo wichtig ſeyn werden, als uns jetzt die Schriftſteller der erſten zweihundert Jahre ſind.

Das Chriſtenthum geht ſeinen ewigen allmähligen Schritt, und Verfinſterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Chriſtenthums ſind die Phaſes deſſelben, die ſich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn' und Planet und Betrachter auf dem nämlichen Puncte verharren. Gott bewahre uns vor dieſer ſchrecklichen Stockung!

Alſo, ehrwürdiger Mann, mißbilligen Sie es wenigſtens weniger hart, daß ich ehrlich genug geweſen, eben ſo wohl ſehr unchriſtliche Fragmente, als eine ſehr chriſtliche Schrift des Berengarius von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das iſt die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewiſſen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fordern. Und mit dieſer Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte iſt der Art, daß Sie die Gewährung derſelben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne iſt nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es beſteht aber dieſes mir zugefügte Unrecht darin, daß Sie eine von mir geſchriebene Stelle ganz wider ihren Zuſammenhang zu commentiren das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniſſe.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundloſen Wege mit ſeinem ſchwerbeladenen Wagen feſtgefahren, nach mancherlei vergeblichen Verſuchen, ſich loszuarbeiten, endlich ſagt: wenn alle Stränge reißen ſo muß ich abladen; wäre es billig, aus dieſer ſeiner Rede zu ſchließen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die ſchwächſten mürbeſten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus dieſem Grunde die Vergütung alles Schadens, ſelbſt alles innern von außen unmerklichen Schadens, an welchem eben ſo wohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieſer Fuhrmann bin ich; dieſer Befrachter ſind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe geſagt, wenn man auch nicht im Stande ſeyn ſollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen ſo geſchäftig iſt: ſo bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Chriſten unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den weſentlichen Wahrheiten derſelben erlangt haben. Dieſes zu unterſtützen, ſchrieb ich die Stelle nieder, die eine ſo unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müſſen. Ich ſoll und muß geſagt haben, daß auf die Einwürfe gegen die Bibel ſich ſchlechterdings nichts antworten laſſe; daß es nur umſonſt ſey, darauf antworten zu wollen. Ich ſoll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Chriſten dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben, damit ein ſchwacher, aber großſprecheriſcher Feind deſto eher das Feld behaupten könne.

Das iſt nicht die wahre Vorſtellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bei Ihnen auch nicht Vorſatz geweſen ſeyn, eine ſo falſche Vorſtellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuverſicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu ſeyn vermeinten, zu haſtig, Sie übereilten ſich.

Ehrwürdiger Mann, die ſich am leichteſten übereilen, ſind nicht die ſchlechteſten Menſchen. Denn ſie ſind größtentheils eben ſo fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und

eingeſtandene Uebereilung iſt oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächſten Stücke Ihrer freiwilligen Beiträge, eine ſo gut als freiwillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden, des Inhalts: daß allerdings noch ein gewiſſer Geſichtspunct übrig ſey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle ſehr unſchuldig erſcheine; daß Sie dieſen Geſichtspunct überſehen; daß Sie weiter keine Urſache haben, dieſen überſehenen Geſichtspunct, nachdem Sie von mir darauf geführt worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine ſolche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Abſichten verbreiten zu wollen ſcheinen. Nur nach einer ſolchen Erklärung darf ich auf das wieder begierig ſeyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern gefallen möchte. Ohne eine ſolche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie ſchreiben laſſen — ſo wie ich Sie predigen laſſe.

Das Abſagungsſchreiben.

Mein Herr Paſtor!

Mit vorſtehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen, und ſchon freute ich mich in Gedanken auf den freiwilligen Beitrag, in welchem Ihre heilige Fauſt das chriſtliche Panier wieder über mich ſchwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Preſſe, oder ich die Preſſe nicht genugſam fördern konnte, erhalte ich das 61—63. Stück beſagter Beiträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nämliche Mann geſchrieben? Wie ſoll die Nachwelt, auf welche die freiwilligen Beiträge doch ganz gewiß kommen werden, einen ſo plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz ſich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt ſagen, Goeze wäre der Mann geweſen, der in Einem Athem gegen einen und eben denſelben Schriftſteller ſauerſüße Complimente zwiſchen den Zähnen murmeln und aus vollem Halſe laute Verleumdungen ausſtoßen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber geſpielt? Die Katze, die um den heißen Brei geht, und den Eber, der blind auf den Spieß rennt? Das iſt unglaublich! In dem 55. Stück iſt ſein Eifer noch ſo gemäßigt, noch ſo ganz anonymiſch; er nennt weder Sack noch Eſel, auf die ſein Stecken zuſchlägt, und auf einmal im 61. Stücke iſt Leſſing namentlich hinten und vorne, muß Leſſing namentlich geknippen werden, ſo oft er den Krampf in ſeine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Waſſer kaum regen, und hier, Plumps! Das iſt unbegreiflich! Nothwendig müſſen alſo zwiſchen dem 55. und 61. Stücke dieſer koſtbaren Blätter, wie wir ſie jetzt haben, alle diejenigen verloren gegangen ſeyn, die uns dieſes Plumps! erklären würden.

So wird die Nachwelt ſagen, Herr Paſtor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Paſtor, die vielleicht auch ſo nicht ſagen wird? Genug, Sie wiſſen ſelbſt am beſten, wie ſehr ſich die Nachwelt irren würde; und ich berühre dieſe Saite nur, um es bei der jetztlebenden Welt, — verſteht ſich, der Welt, die wir Beide füllen — zu entſchuldigen, falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Herrn Paſtor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen ſcheinen ſollte, den ich noch bisher anzugeben für ſchicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Paſtor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich ſetzen, werden allmählig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich ſie Ihnen alle vorrechne; es würde Sie kitzeln, wenn Sie ſähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur ſagen, was daraus kommen wird.

Ich will ſchlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verſchrieen werden, der es mit der Lutheriſchen Kirche weniger gut meint als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit beſſer mit ihr meine als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für ſein einträgliches Paſtorat oder dergleichen lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einſchwatzen möchte.

Sie, Herr Paſtor, Sie hätten den allergeringſten Funken Lutheriſchen Geiſtes? — Sie, der Sie auch nicht einmal Luthers Schulſyſtem zu überſehen im Stande ſind? — Sie? der Sie mit ſtillſchweigendem Beifall von ungewaſchenen, auch wohl treuloſen Händen die Seite des Luther'ſchen Gebäudes, die ein wenig geſunken war, weit über den Waſſerpaß hinaus ſchrauben laſſen? — Sie, der Sie den ehrlichen Mann, der freilich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bei der Schraube zuruft: ſchraubt doch nicht weiter, damit das Gebäude nicht hier ſtürze! — der Sie dieſen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieſer ehrliche Mann zugleich den ſchriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeiſters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilligt? unterſtützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterſchlagen zu dürfen geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Paſtor, wo der gute Mann, der dieſes ausrief, nur noch dieſes ausrufen konnte. — Erſt ſoll uns hören, erſt ſoll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebſten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzſichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg ſchreiend aber gleichgültig daher ſchlendern! — Du haſt uns von dem Joche der Tradition erlöst: wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchſtabens! Wer bringt uns endlich

ein Chriſtenthum, wie du es jetzt lehren würdeſt, wie es Chriſtus ſelbſt lehren würde! Wer — —

Aber ich vergeſſe mich, und würde noch mehr Sie vergeſſen, Herr Paſtor, wenn ich auf eine dergleichen Aeußerung Ihnen vertraulich zuſpräche: Herr Paſtor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden, bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht beſſer, unſers Gleichen ſchwiegen? unſers Gleichen verhielten ſich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen, ſo daß der eine mehr die Abſichten des andern beförderte, als ſeine eigenen. Wie wäre es, Herr Paſtor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den erſten und letzten ſeyn ließen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich ſchon verloren habe.

Denn nein, das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem ſeiner Gegner das letzte Wort gelaſſen, ob er ſich gleich immer das erſte genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung ſagen müſſen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des ſeligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angeſtorben ſeyn.

Ich beklage: denn ſehen Sie, Herr Paſtor, es wird mir unmöglich ſeyn, nicht gegen Ihren Stachel zu lecken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen laſſen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämiſche Anſpielung, jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komiſchen Ausbruch Ihres tragiſchen Mitleids; jeden knirſchenden Seufzer, der es beſeufzet, nur ein Seufzer zu ſeyn; jede pflichtſchuldige Paſtoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freiwilligen Beiträge ſpicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen ſollte, als er hat. Auch haben dieſerlei Pharmaka ihren Credit längſt verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht, der einem Jeden Vernunft und Gelehrſamkeit abſpricht, welcher Vernunft und Gelehrſamkeit anders braucht, als Sie. Beſonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzuſammenhängenden Bruchſtücken kennen, ſo ſchülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu ſchätzen, ſo war dieſer Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrſamkeit ſieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend ſind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Paſtor, auf mein Wort.

Und ſonach meine ritterliche Abſage nur kurz. „Schreiben Sie, Herr Paſtor, und laſſen Sie ſchreiben, „ſo viel das Zeug halten will; ich ſchreibe auch. Wenn „ich Ihnen in dem geringſten Dinge, was mich oder „meinen Ungenannten angeht, Recht laſſe, wo Sie nicht „Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren.“

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Paſtor Goeze in Hamburg. (2)

1778.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu ſchreiben mich niederſetze, dürfte mir deßwegen ſehr ſauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich ihn ſchreibe. Ich weiß nur wider wen, und habe ſo wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet iſt, daß ich dieſe Hoffnung kaum in einen Wunſch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nämlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich ſie mit Ueberlegung und in guter Meinung geſchrieben habe, hat der Herr Paſtor Goeze in Hamburg Erinnerungen gemacht und in zweierlei Zeitungen abdrucken laſſen, die mich lieber als Gegner der chriſtlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, ſo wie ich ſie geſchrieben habe, hier nicht wiederholen. Und das um ſo viel weniger, da ich den einzelnen Sätzen derſelben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben ſoll, eine etwas andere Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein mein Gegner mich beſſer verſtehen lernt, beſonders wenn er findet, daß ſeine eigenen Einwendungen mir behülflich geweſen, mich beſſer zu erklären. Vielleicht, daß durch dieſe kleine Veränderung allein meine Sätze vollends werden, was ſie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze ſind, deren Worte man nur gehörig verſtehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs ſtutzt der Herr Paſtor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Beſtreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion ſo ganz gefallen. Er ſtutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn ſo ſcheu macht, erſt recht anzuſehen, ſo ſoll er es beruhigt wohl hoffentlich vorbei gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur ſo erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung auf die Beſtreitungen der Religion fiele. Daß dieſe ohne Ausnahme ganz ſchief und verfehlt ſind, wird mir der Herr Paſtor gern zugeben. Wenn ich nun ſagte: „wie „der Angriff, ſo die Vertheidigung. Was kann der Got„tesgelehrte dafür, daß man ſeine gute Sache auf keiner „andern Seite mit keinen beſſern Waffen angreifen wollen?

„Wenn man die Feſtungen von oben herab belagern wird, „ſo wird man auch darauf denken, ſie von oben herein zu „beſchirmen.“

Doch ich verachte alle Ausflüchte, verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich ſieht. Ich habe es geſagt, und ſage es nochmals: auch an und für ſich ſelbſt ſind die bisherigen Vertheidigungen der chriſtlichen Religion bei weitem nicht mit allen den Kenntniſſen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernſte geſchrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordern!

Und allerdings iſt dieſe meine allgemeine Aeußerung aus Induction entſtanden, und zwar aus einer ſo vollſtändigen, ſo genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfaſſung zu machen, nur im Stande geweſen.

„Nun, ſo führe man dieſe Induction erſt vor unſern „Augen!“ ruft mein Gegner in einem ſchon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Paſtor, ich wünſchte ſehr, dieſe Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es iſt eine wahre Kanzelzumuthung, und Sie wiſſen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich ſage, alles Queckſilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen zu gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht anſteht, alles Queckſilber aus der ganzen Natur zuſammen bringen, und es vor ſeinen Augen verrauchen laſſen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, ſpräche ich bloß zu ihm: „Guter „Freund, alles Queckſilber, das ich noch über Feuer brachte, „das verrauchte wirklich. Kennſt du welches, das nicht „verraucht, ſo bring es, damit ich es auch kennen lerne, „und du ſollſt Dank haben.“

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur ſeit dieſem Jahrhunderte für die Wahrheit der chriſtlichen Religion geſchrieben worden, auf die Capelle zu bringen, welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Paſtor doch Ernſt damit, wollte er nicht bloß mich damit verhöhnen, nicht bloß ſich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen; nun gut, ſo beweiſe er es durch eine Kleinigkeit. Sie ſoll ihm nur ein Wort koſten, dieſe Kleinigkeit.

Nämlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Verſuch des Verrauchens zuerſt machen ſoll. Er nenne mir ſie nur, und ich bin bereit. Iſt es eine, die ich ſchon kenne, ſo darf mir nicht bange ſeyn. Iſt es eine, die ich nicht kenne, und mein Verſuch ſchlägt fehl: deſto beſſer. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beſchämung gern vorlieb.

Nur Eins muß ich mir dabei ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher *gewiſſe* Beweiſe einer Sache bezweifelt, die Sache ſelbſt bezweifle. Der geringſte Fingerzeig dahin ausgeſtreckt, iſt Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweiſe zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die ſie ſchlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den beſcheidenen Schranken laſſen wollen, innerhalb welchen ſie alle ältere Theologen geſichert genug hielten? Oder iſt dem Hrn. Paſtor die Geſchichte der Dogmatik ſo wenig bekannt, daß er von dieſen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbeſondere dazu, ſich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit dieſen Veränderungen unzufrieden iſt? Er iſt ja ſonſt kein Freund von theologiſchen Neuerungen. Warum will er nur dieſe gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologiſchen Schulſprache ausgedrückt habe, die *ihm* geläufig iſt? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewiſſes Syſtem ſchwören müſſen. Mich verbindet nichts, eine andere Sprache, als die meinige zu reden. Ich bedauere alle ehrliche Männer, die nicht ſo glücklich ſind, dieſes von ſich ſagen zu können. Aber dieſe ehrlichen Männer müſſen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem *ſie* an die Krippe gebunden ſind. Sonſt hört mein Bedauern auf, und ich kann nichts als ſie verachten.

So viel von dem Grauſale, der dem Hrn. Paſtor gleich am Eingange des Wegs aufſtieß. Nun von der Stelle ſelbſt, die ich, wie geſagt, nicht ganz in der nämlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Paſtors zu retten mich gezwungen ſehe. Die logiſche Ordnung unſerer Gedanken, iſt nicht immer die, in welcher wir ſie andern mittheilen. Aber ſie iſt die, welche vor allen Dingen der Gegner aufſuchen muß, wenn ſein Angriff nach der Billigkeit ſeyn ſoll. Und ſo hätte der Hr. Paſtor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müſſen, wie folgt.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehört.

Dieſes geſchrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Paſtor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In dieſem Satze, antwortet er, liegen zwei Sätze. „Einmal: die Bibel enthält das, was zur Religion gehört. „Zweitens: die Bibel enthält mehr, als zur Religion ge„hört. In dem erſten Satze räumt der Hr. H. das ein, „was er in dem vorhergehenden geläugnet hat. Enthält „die Bibel das, was zur Religion gehört, ſo enthält ſie „die Religion objective ſelbſt.“

Ich erſchrecke! Ich ſoll geläugnet haben, daß die Bibel die Religion *enthalte*? Ich? Wo das? Gleich in dem Vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich geſagt habe: die Bibel iſt nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Paſtor, wenn Sie mit allen Ihren Gegnern ſo zu Werke gegangen ſind! Iſt denn ſeyn und enthalten einerlei? Sind es denn ganz identiſche Sätze: die Bibel enthält die Religion, und die Bibel iſt die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg den ganzen Unterſchied zwiſchen Brutto und Netto wollen ſtreitig machen? Da, wo ſo viele Waaren ihre beſtimmte Thara haben, wollte man mir auf die heil. Schrift, auf eine ſo koſtbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun, der Hr. Paſtor iſt auch wirklich ſo unkaufmänniſch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweite Satz kann zugegeben werden, wenn man „einen Unterſchied macht zwiſchen dem, was weſentlich zur „Religion gehört, und zwiſchen dem, was zur Erläuterung „und Beſtätigung der Hauptſätze, welche eigentlich das „Weſen der Religion ausmachen, gehört.“

Gut! alſo handeln wir doch ſchon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das ſchlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Beſtätigung auch des allergeringſten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute lutheriſche Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzelnen Nachrichten in dieſer und jener Schrift behaupten? Wenigſtens muß man ein Rabbi oder ein Homilet ſeyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortſpiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere ſolche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Alſo der Satz: die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehört, iſt ohne Einſchränkung wahr. Auch kann er durch ſeinen gehörigen Gebrauch der Religion unendlich vortheilhafter, als durch ſeinen Mißbrauch ihr ſchädlich werden. Mißbrauch iſt von allen Dingen zu beſorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man ſich im Voraus darwider deckt. Nur hätte das auf eine paſſendere Art geſchehen müſſen, als es in folgendem Zuſatze des Hrn. Paſtors geſchehen iſt.

„Soll aber dieſer Satz der Bibel zum Nachtheil gerei„chen, ſo iſt er völlig unkräftig, eben ſo unkräftig, als „wenn ich ſagen wollte: Wolfs Syſtem der Mathematik „enthält Scholia und dieſe verringern den Werth deſſelben.“

Wie geſagt, bei mir ſoll dieſer Satz der Bibel zu keinem Nachtheil gereichen. Er ſoll ſie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereien entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einſetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung ſchuldig iſt.

Mit Ihrem Exempel hiernächſt, Herr Paſtor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freilich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik nicht den Werth derſelben. Aber ſie machen doch, daß nun nicht alles darin demonſtrirt iſt. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben ſo gewiß ſeyn müſſen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonſtrirt werden könnten, ſondern ſie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonſtration verſchwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit verſehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verſchwendung der Inſpiration iſt von eben ſo wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es iſt bloße Hypotheſe, daß die Bibel in dieſem Mehrern gleich unfehlbar ſey.

Nicht? Sondern was denn? Unwiderſprechliche Wahrheit. Unwiderſprechlich? dem ſo oft widerſprochen worden! dem noch jetzt ſo viele widerſprechen! So viele, die auch Chriſten ſeyn wollen, und Chriſten ſind. Freilich nicht wittenbergiſch-lutheriſche Chriſten, freilich nicht Chriſten von Calovs Gnaden. Aber doch Chriſten, und ſelbſt lutheriſche Chriſten, von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigſtens ein ſo treffliches Dilemma an. „Ent„weder, ſagt er, dieſes Mehrere iſt von Gott eingegeben, „wenigſtens gebilligt, oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es „eben ſo unfehlbar, wie das Weſentliche. Nimmt man aber „das letzte an, ſo verliert das erſte auch ſeine Zuverläſſig„keit.“

Wenn dieſes Dilemma richtig iſt, ſo muß es auch gelten, wenn ich anſtatt des Mehreren irgend ein ander Subject ſetze, von welchem das nämliche doppelte Prädicat zu gelten ſcheint. Z. E. „Das moraliſch Böſe iſt ent„weder durch Gott geworden, wenigſtens von ihm gebilligt, „oder nicht. Iſt das erſte, ſo iſt es eben ſo göttlich, und „alſo eben ſo gut, als das Gute. Nimmt man aber das „letzte an, ſo können wir auch nicht wiſſen, ob Gott das „Gute erſchaffen und gebilligt habe. Denn Böſes iſt nie „ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böſes.“

Was denkt mein Leſer? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entſchloſſen. Denn wie? wenn ſich Gott bei ſeiner Inſpiration gegen die menſchlichen Zuſätze, die ſelbſt durch die Inſpiration möglich wurden, eben ſo verhalten hätte, wie bei ſeiner Schöpfung gegen das moraliſch Böſe? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geſchehen war, das, was dieſe Wunder hervorgebracht hatten, ſeinem natürlichen Laufe überlaſſen hätte? Was ſchadet es, daß in dieſem Falle die Gränzen zwiſchen menſchlichen Zuſätzen und geoffenbarten Wahrheiten ſo genau nicht mehr zu beſtimmen wären? Iſt doch die Gränzſcheidung zwiſchen dem moraliſch Böſen und dem moraliſch Guten eben ſo unbeſtimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Böſen? Würden ſich deßwegen gar keine geoffenbarte Wahrheiten von menſchlichen Zuſätzen unterſcheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar

keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Urſprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelaſſen, als die hiſtoriſche Wahrheit, die ſie mit ſo vielen Fratzen gemein hat?

Alſo gegen den Schluß des Hrn. Paſtors hätte ich das, und ſonſt noch manches einzuwenden. Aber er will auch nicht ſowohl durch Schlüſſe beweiſen, als durch Gleichniſſe und Schriftſtellen.

Und dieſe letztern, die Schriftſtellen, werden doch wohl unwiderſprechlich ſeyn? Wenn ſie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergeſſen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nämlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle aus der Unfehlbarkeit des Buches bewieſen wird. Aber auch die ſind ſo wenig unwiderſprechlich, daß ich denken muß, der Hr. Paſtor hat nur gerade die allerzweifelhafteſten für mich aufgeſucht, um die triftigern auf eine beſſere Gelegenheit zu verſparen.

Wenn Chriſtus von der Schrift ſagt, ſie zeuge von ihm; hat er damit ſagen wollen, daß ſie nur von ihm zeuge? Wie liegt in dieſen Worten die Homogenität aller bibliſchen Bücher, ſowohl in Anſehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben ſo wohl von Chriſto zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was ſich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die πασα γραφη des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Paſtor nicht zu erinnern, wem er erſt über die wahre Erklärung dieſer Stelle genug thun muß, ehe er fortfährt, ſich ihrer ſo geradehin zu bedienen. Eine andere Conſtruction giebt den Worten des Paulus einen ſo andern Sinn, und dieſe Conſtruction iſt eben ſo grammatiſch, mit dem Zuſammenhange eben ſo übereinſtimmend, hat eben ſo viele alte und neue Gottesgelehrten für ſich, als die in den gemeinſten lutheriſchen Dogmatiken gebilligte Conſtruction, daß ich gar nicht einſehe, warum es ſchlechterdings bei dieſer bleiben ſoll? Luther ſelbſt hat in ſeiner Ueberſetzung nicht ſowohl dieſe, als jene befolgt. Er hat kein και geleſen, und ſchlimm genug, wenn durch dieſe Variante, ſo wie man dieſes και mitnimmt oder wegläßt, die Hauptſtelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie ſo äußerſt ſchwankend wird.

Endlich das feſte prophetiſche Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetiſchen Worte auch alle hiſtoriſchen Worte verſtanden werden? Woher? Die hiſtoriſchen Worte ſind das Vehiculum des prophetiſchen Wortes. Ein Vehiculum aber ſoll und darf die Kraft und Natur der Arznei nicht haben. Was hat der Hr. Paſtor an dieſer Vorſtellung auszuſetzen? Daß es nicht ſeine, nicht ſeine wittenbergiſche Vorſtellung iſt, das weiß ich. Wenn aber nur das Deutſchland durch zwei Zeitungen erfahren ſollen, warum hat er ſich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bauſch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der wittenbergiſchen Orthodoxie platterdings widerſpreche? Zugegeben, und herzlich gern! hätte ich ſodann eben ſo kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt und die Bibel iſt nicht die Religion.

Wenn es wahr iſt, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehört: wer kann mir wehren, daß ich ſie, in ſo fern ſie beides enthält, in ſo fern ſie ein bloßes Buch iſt, den Buchſtaben nenne, und dem beſſern Theile derſelben, der Religion iſt, oder ſich auf Religion bezieht, den Namen des Geiſtes beilege?

Zu dieſer Benennung iſt derjenige ſogar berechtigt, der das innere Zeugniß des heil. Geiſtes annimmt. Denn da dieſes Zeugniß ſich doch nur bei denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äußern kann, welche auf unſere geiſtliche Beſſerung mehr oder weniger abzwecken: was iſt billiger, als nur ſolcherlei Bücher und Stellen der Bibel den Geiſt der Bibel zu nennen? Ich denke ſogar, es ſtreife ein wenig an Gotteslaſterung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des heil. Geiſtes ſich eben ſo wohl an dem Geſchlechtsregiſter der Nachkommen des Eſau beim Moſes, als an der Bergpredigt Jeſu beim Matthäus wirkſam erzeigen können.

Im Grunde iſt dieſer Unterſchied zwiſchen dem Buchſtaben und dem Geiſte der Bibel der nämliche, welchen andere auch gute lutheriſche Theologen ſchon längſt zwiſchen der heil. Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Paſtor Goeze nicht erſt mit dieſen angebunden, ehe er einem armen Laien ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußſtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich ſind die Einwürfe gegen den Buchſtaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geiſt und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundſatzes, aus welchem ſie hergeleitet wird. Jener iſt theils zugegeben, theils erwieſen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptſätze der chriſtlichen Religion keine Einwürfe gegen die Hauptſätze ſelbſt, ſo können noch weniger Einwürfe gegen bibliſche Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion ſind, Einwürfe gegen die Religion ſeyn.

Ich brauche alſo hier nur noch auf die Inſtanz des Hrn. Paſtors zu antworten. Freilich, wenn eine Landesverfaſſung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung, ſo hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfaſſung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber

wozu wären denn ſodann ganz verſchiedne Benennungen? Warum hieße nicht das Eine ſowohl als das Andere Landesordnung oder Landesverfaſſung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, iſt ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders iſt, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Iſt aber das Eine etwas anders, als das Andere, ſo iſt es ja nicht wahr, daß das Eine beſtreiten nothwendig auch das Andere beſtreiten heißen muß. Denn der Umſtand, welcher die zweifache Benennung veranlaßt hat, ſey noch ſo klein, ſo kann der Einwurf auch doch nur dieſen kleinen Anſtand betreffen, und das, was der Herr Paſtor ſo ſpöttiſch Antitheſe nennt, iſt völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe iſt. Die Sammlung Hamburgiſcher Geſetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn ſie fertig geworden, was ich jetzt nicht weiß,) enthält doch wohl die vollſtändigſte und zuverläſſigſte Verfaſſung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch dieſen Titel führen? Wenn ſie ihn nun führte, könnte ich keinen Einwurf gegen dieſes Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgiſchen Geſetze ſelbſt entgegen zu ſtellen? Könnte mein Einwurf nicht die hiſtoriſchen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Claſſe von Geſetzen vorausgeſchickt hat? Oder haben dieſe hiſtoriſchen Einleitungen dadurch die Kraft der Geſetze erhalten, weil ſie mit den Geſetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Paſtor, daß die hiſtoriſchen Bücher der Bibel nicht ungefähr ſolche Einleitungen ſeyn ſollen? welche Bücher Gott eben ſo wenig einzugeben oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerſchaft und Rath nöthig hatten, dieſe Einleitungen in ihren beſondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen ſtunden! Hat er ſie nicht ſorgfältig genug gebraucht, ſo brauche ſie ein anderer beſſer, und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verſchleuderung der geſetzgebenden Macht, wenn man ihr Anſehen an zwei ſo verſchiedene Dinge ſo ganz gleich hätte vertheilen wollen, an die Geſetze und an die Geſchichte der Geſetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider ſagt der Herr Paſtor: „Aber doch nicht ehe „eine Offenbarung war.“ — Was er damit will, iſt mir ganz unbegreiflich. Freilich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher ſeyn, als ſie geoffenbart worden. Aber ſie kann doch eher ſeyn, als ſie niedergeſchrieben worden. Davon iſt ja nur die Rede. Ich will ja nur ſagen: die Religion war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die jetzt ſie ſelbſt ſeyn ſoll. Was ſoll nun die windſchiefe Frage, die mich in meinen eigenen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwidern.

VI. (6)

Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erſte von ihnen ſchrieb; und eine ſehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieſes, ſagt der Hr. Paſtor, kann ich dem „Herausgeber einräumen.“ — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Paſtor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen, ſo räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Chriſtenthum weit früher geweſen, als das aufgeſchriebene, daß es ſich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeſchrieben zu ſeyn. Mehr will ich ja nicht, und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen ſetzt: „War denn das Chriſtenthum ſchon, ehe Chriſtus und die Apoſtel gepredigt hatten?“

Dieſe Frage ſoll dieſen Satz zu ſeiner Abſicht unbrauchbar machen, welche Abſicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir ſehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage oder zwei thun, bloß um mich zu belehren, bloß den ganzen Sinn des Hrn. Paſtors zu faſſen. — „Wenn, ſo lange „Chriſtus und die Apoſtel predigten, ſo lange die außer„ordentlichen Gaben des heil. Geiſtes in den Gemeinen „wirkſam waren, die Fortpflanzung der chriſtlichen Religion „durch mündlichen Unterricht beſſer zu erhalten war, als „durch Schriften:“ fing der Gebrauch der Schriften erſt an, als jene außerordentlichen Gaben aufhörten, oder fing er früher an? Fing er früher an, und iſt es unläugbar, daß dieſe Gaben nicht zugleich mit den Apoſteln aufhörten, ſondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in dieſem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verſtand, und war dieſes: ſind wir nicht ſehr übel daran, daß die nämlichen Schriften, welche die erſten Chriſten auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne dieſen Beweis glauben müſſen? Fing hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht ſowohl getreten, als treten ſollen?

— Und doch erhellet aus der Geſchichte, daß dieſes allerdings der Fall iſt. Allerdings iſt zu erweiſen, daß ſo lange die Wundergaben, und beſonders die unmittelbare Erleuchtung der Biſchöfe, Statt hatten, man aus dem geſchriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen ſogar, dem Biſchofe nicht anders, als auf das geſchriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Biſchöfen war, war eben dieſelbe, welche in den Apoſteln geweſen war, und wenn Biſchöfe das geſchriebene Wort anführten, ſo führten ſie es freilich zur Beſtätigung

ihrer Meinung, aber nicht als die Quelle ihrer Meinung an.

Dieſes bringt mich nahe zu der Abſicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bei welchem wir halten, und den nächſtvorhergehenden, vorausgeſchickt habe. Zu der Folge nämlich:

VII. (7)

Es mag alſo von dieſen Schriften noch ſo viel abhangen: ſo kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der chriſtlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr iſt, daß die Religion des A. und N. Teſtaments eine geraume Zeit ſchon geoffenbart war, ehe das geringſte von ihr ſchriftlich verfaßt wurde, und eine noch geraumere Zeit beſtand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir jetzt zum Kanon des A. und N. Teſtaments rechnen, ſo muß ſie ja wohl ohne dieſe Bücher ſich denken laſſen. Ohne dieſe Bücher, ſage ich. Ich ſage nicht, ohne den Inhalt dieſer Bücher. Wer mich dieſes ſtatt jenem ſagen läßt, läßt mich Unſinn ſagen, um das große heilige Verdienſt zu haben, Unſinn zu widerlegen. Nochmals und nochmals: ohne dieſe Bücher. Auch hat, ſo viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieſer Bücher zuerſt, durch eines dieſer Bücher urſprünglich geoffenbart worden, und ſo wie die übrigen dazu gekommen, allmählig mit angewachſen ſey. Vielmehr geſtehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in dieſen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieſes Mehrere oder Wenigere wäre ſchon wahr geweſen, ehe es gelegentlich ſchriftlich aufbehalten wurde, und ſollte jetzt für uns nur wahr ſeyn, weil es ſchriftlich aufbehalten worden?

Hier ſucht ſich zwar der Hr. Paſtor mit einer Unterſcheidung zu helfen; ein anderes, will er, ſey die Wahrheit der Religion, und ein anderes, unſere Ueberzeugung von dieſer Wahrheit. „Die Wahrheit der chriſtlichen Religion, „ſagt er, beruht allerdings auf ſich ſelbſt, ſie beſteht auf „ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und Willen „Gottes, und auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Facto„rum, auf welche ihre Lehrſätze ſich zum Theil gründen. „Allein unſere Ueberzeugung von der Wahrheit der chriſt„lichen Religion beruht doch lediglich und allein auf dieſen „Schriften.“ Aber, wenn ich dieſe Worte recht verſtehe, ſo ſagt der Hr. Paſtor entweder etwas ſehr Unphiloſophiſches, oder er ſchlägt ſich ſelbſt, und iſt völlig meiner Meinung. Vielleicht auch, daß er ſich ſo unphiloſophiſch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meinung zu ſcheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der chriſtlichen Religion theils — (dieſes theils hat er freilich nicht buchſtäblich hingeſchrieben, aber ſein Sinn erfordert es doch nothwendig) — wenn ſie, ſage ich, theils auf ſich ſelbſt, d. i. auf ihrer Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes, theils auf der hiſtoriſchen Gewißheit der Factorum beruht, auf die ſich einige ihrer Lehrſätze gründen: entſpringt nicht aus dieſem doppelten Grunde auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund ſeine Ueberzeugung für ſich? Was braucht einer von beiden die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Iſt es nicht fauler Leichtſinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu laſſen? Iſt es nicht leichtſinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen auf beide erſtrecken zu wollen? Warum ſoll ich Dinge, die ich deßwegen für wahr halten muß, weil ſie mit den Eigenſchaften und dem Willen Gottes übereinſtimmen, nur deßwegen glauben, weil andere Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden geweſen, hiſtoriſch erwieſen ſind?

Es ſey immerhin wahr, daß die bibliſchen Bücher alle die Facta erweiſen, worauf ſich die chriſtlichen Lehrſätze zum Theil gründen; Facta erweiſen, das können Bücher, und warum ſollten es dieſe nicht können? Genug, daß die chriſtlichen Lehrſätze ſich nicht alle auf Facta gründen. Die übrigen gründen ſich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit; und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Anſehen des Buches abhangen, in dem ſie vorgetragen worden? Das iſt offenbarer Widerſpruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Paſtor mit einer Zuverſicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf möglich wäre. „Würde, fragt „er, wenn die neuteſtamentlichen Bücher nicht geſchrieben „und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur von „dem, was Chriſtus gethan und gelehrt hat, in der Welt „übrig geblieben ſeyn?“ — Gott behüte mich, jemals ſo klein von Chriſti Lehren zu denken, daß ich dieſe Frage ſo geradezu mit Nein zu beantworten wagte! Nein, dieſes Nein ſpräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorſagte. Geſchweige, da mir es nur ein lutheriſcher Paſtor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geſchieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob ſie der Menſch gleich nicht immer nachweiſen kann: und nur deine Lehren, göttlicher Menſchenfreund, die du nicht aufzuſchreiben, die du zu predigen befahlſt, wenn ſie auch nur wären gepredigt worden, ſollten nichts, gar nichts gewirkt haben, woraus ſich ihr Urſprung erkennen ließe? Deine Worte ſollten erſt, in todte Buchſtaben verwandelt, Worte des Lebens geworden ſeyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menſchen zu erleuchten und zu beſſern? Iſt mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tauſend vorſätzlichen und unvorſätzlichen Verfälſchungen unterworfen iſt: ſind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nämliche Aeußerung ſeiner unmittelbaren Gewalt nicht eben ſowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälſchungen bewahren können, als wir ſagen, daß er die Bücher bewahrt hat? — O über

den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes ſeyn will, und ſo keck vorgiebt, daß du deine Abſicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen laſſen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der außer dieſem einzigen Wege, den er ſieht, alle andere Wege, weil er ſie nicht ſieht, platterdings läugnet! — Laß mich, gütiger Gott, nie ſo rechtgläubig werden, damit ich nie ſo vermeſſen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe ſind nicht auch wirklich durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzt worden, *ohne* deren Hülfe wir ſchwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen *ſo* verſtehen und auslegen würden, als wir *mit* ihrer Hülfe thun? Dieſes gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingeſtehen, ſondern auch von den Proteſtanten, ob deren es ſchon wenige zugeben.

Das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß iſt offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entſtanden, als unmittelbar aus der Schrift gezogen worden. Wäre es dieſes, ſo würde es gewiß, theils vollſtändiger, theils beſtimmter ſeyn. Daß es dieſes nicht iſt, läßt ſich weniger aus der Muthmaßung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge ſeyn ſollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit ſeiner Abfaſſung, als man die Bücher des N. Teſtaments ſo ſorgfältig noch nicht durchſiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, ſie ſo ſorgfältig durchſieben zu müſſen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Paſtor mir leichter ein Kreuz nachſchlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Alſo zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem ſie (die chriſtliche Religion) bereits ſo ausgebreitet war, in welchem ſie ſich bereits ſo vieler Seelen bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen iſt: ſo muß es auch möglich ſeyn, daß alles, was die Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch beſtünde.

Es iſt nicht ſpöttiſche Parodie, es iſt mein herzlicher Ernſt, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Paſtors gegen ihn ſelbſt kehre und ſage: „Bei aller Achtung, welche „ich für die ſonſtige Geſchicklichkeit und Verdienſte des Hrn. „Paſtors um die theologiſche Literatur habe, kann ich mich „doch nicht entbrechen, das, was er gegen dieſen Satz er„innert, entweder für höchſt gefährliche Heterodoxie, oder „für höchſt hämiſche *Verleumdung* zu erklären.“ — Er wähle! Auch ſteht ihm beides zu Dienſten.

Zuerſt alſo: ſeine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein *handgreifliches* Sophisma! ruft er. Ei! Aber doch wohl nicht nur für einen Mann, an dem die Hand verſtändiger und rechtgläubiger iſt, als der Kopf? „Denn, ſagt er, man ſetze nur für die Worte: *in welchem* „*gleichwohl noch kein Buchſtabe aus dem von* „*ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns ge*„*kommen iſt*, dieſe, *in welchem gleichwohl noch* „*kein Wort aus dem von ihr gepredigt war*, „*was bis auf uns gekommen iſt*; ſo wird uns die „Falſchheit deſſelben in die Augen leuchten.“ — Vortrefflich! — Wo iſt der Schriftſteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, ſobald ich ihm, ſtatt ſeiner Worte, andere unterſchieben darf? Andere? bloß andere? Wenn es der billige, der chriſtliche Hr. Paſtor dabei bewenden ließe! Aber er ſchiebt mir, ſtatt meiner guten, ſtatt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die ſchlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich ſage: die chriſtliche Religion war, ehe von der chriſtlichen Religion etwas aufgeſchrieben wurde. Damit ſoll ich geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion gepredigt, geoffenbart wurde. Das iſt, ich ſoll geſagt haben: die chriſtliche Religion war, ehe die chriſtliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhauſe entlaufen, um ſo etwas zu ſagen? zu ſchreiben?

Der Hr. Paſtor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit ſeine Zeitungsleſer glauben ſollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! ſeiner ſehr anſtändig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt: „Woher „können wir nun die Lehren und Thaten Chriſti und ſeiner „Apoſtel wiſſen?“ und er ſich ſelbſt darauf antwortet: „Allein aus den Schreiben der Evangeliſten und Apoſtel:“ muß ich mich nochmals gegen dieſes *Allein* verwahren. Mit dem Zuſatze, daß der größere Theil der Chriſten ihm dieſes *Allein* eben ſo wenig zugiebt. Oder ſind die Katholiken keine Chriſten? Wäre ich kein Chriſt, wenn ich in dieſem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Proteſtanten den Beweis für die Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das *gegen* das Chriſtenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Proteſtant zu antworten weiß, ſo müſſe auch nur das *zum* Chriſtenthum gehören, was dem Katholiken und Proteſtanten gemein iſt. Wenigſtens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch ſey, ſehr ſchlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieſer Dritte weder Katholik noch Proteſtant ſeyn will, als einen ſolchen zu verdammen, der die ganze chriſtliche Religion ſchlechterdings aufhebe.

Und hier fängt ſich die Heterodoxie des Hrn. Paſtors

an. Wie? die chriſtliche Religion ſelbſt würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel verloren gingen? Wie? So hat man noch keinen zuverläſſigen Lehrbegriff aus dieſen Schriften gezogen, der ſich in andern Schriften erhalten würde? So iſt derjenige, der ſeinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Chriſt? So wird niemand geſund, als wer die Arznei mit ſammt der Schachtel verſchlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müſſen geſagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel, ſondern auch alles das, was jemals aus dieſen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die chriſtliche Religion beſtehen könnte. — Nun werde ich müſſen geſagt haben, daß die chriſtliche Religion beſtehen könne, obgleich die chriſtliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Abſicht zurück ſehen, in welcher ich die ganze Stelle geſchrieben habe, die dem Hrn. Paſtor ein ſolches Aergerniß iſt. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabſetzen. Das iſt meine Abſicht. Und nur in dieſer Abſicht ſage ich, daß derjenige, deſſen Herz mehr Chriſt iſt, als der Kopf, ſich ganz und gar an dieſe Einwürfe nicht kehre, weil er *fühle*, was andere ſich zu *denken* begnügen, weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er iſt der zuverſichtliche Sieger, der die Feſtungen liegen läßt und das Land einnimmt. Der Theolog iſt der furchtſame Soldat, der ſich an den Gränzfeſtungen den Kopf zerſtößt, und kaum das Land darüber zu ſehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgeſetzter lutheriſcher Prediger aus der Pfalz mit ſeiner Familie, die aus zuſammengebrachten Kindern beiderlei Geſchlechts beſtand, ſich nach einer von den Colonien des brittiſchen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er überging, ſcheiterte an einer kleinen unbewohnten bermudiſchen Inſel, und von dem Schiffsvolke erſoff, außer der Familie des Predigers, faſt alles. Der Prediger fand dieſe Inſel ſo angenehm, ſo geſund, ſo reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er ſich gern gefallen ließ, die Tage ſeiner Wallfahrt daſelbſt zu beſchließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiſte an das Land getrieben, in welcher bei allerlei Geräthſchaft für ſeine Kinder auch ein Catechismus Lutheri ſich befand. Es verſteht ſich, daß dieſer Catechismus, bei gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein ſehr koſtbarer Schatz für ihn wurde. Er fuhr fort, ſeine Kinder daraus zu unterrichten, und ſtarb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus und ſtarben. Nur erſt vor zwei Jahren ward wieder einmal ein engliſches Schiff, auf welchem ein heſſiſcher Feldprediger war, an dieſe Inſel verſchlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus ſeinen eigenen Briefen haben — ging mit einigen Matroſen, die friſches Waſſer einnehmen ſollten, ans Land, und erſtaunte nicht wenig, ſich auf einmal in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutſch ſprach, und zwar ein Deutſch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Catechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob, und ſiehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern ſprach, ſondern auch mit Luthern glaubte, und ſo orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Catechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebracht, und ſie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In dieſen Bretterchen, ſagten ſie, ſteht das alles, was wir wiſſen. — Hat es geſtanden, meine Lieben! ſagte der Feldprediger. — Steht noch, ſteht noch! ſagten ſie. Wir können zwar ſelbſt nicht leſen, wiſſen auch kaum, was Leſen iſt, aber unſere Väter haben es ihre Väter daraus herleſen hören. Und dieſe haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geſchnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Chriſto.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Paſtor, waren dieſe guten Leutchen wohl Chriſten, oder waren ſie keine? Sie glaubten ſehr lebhaft, daß es ein höchſtes Weſen gebe, daß ſie arme ſündige Geſchöpfe wären, daß dieſes höchſte Weſen dem ungeachtet durch ein anderes eben ſo hohes Weſen ſie nach dieſem Leben ewig glücklich zu machen die Anſtalt getroffen. — Hr. Paſtor! waren dieſe Leutchen Chriſten, oder waren ſie keine?

Sie müſſen nothwendig ſagen: ſie waren keine. Denn ſie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Prieſter! — Nein, ich erzähle Ihnen von dieſem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen weiter nichts.

Lieber ſchwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher iſt, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Paſtor will beweiſen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geſchichte offenbar widerſpreche.“ Aber was er deßfalls anführt, iſt ſo kahl, ſo obenabgeſchöpft, daß er dergleichen Tiraden ſich höchſtens nur in ſeinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhundert an, ſagt er, bis auf den „Anfang des fünfzehnten, war ein Zeitraum, in welchem „die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel beinahe verloren gegangen waren. Wer kannte außer wenigen Gelehrten die Bibel? Sie ſteckte in Handſchriften und Ueberſetzung, bis auf die Erfindung der Druckerei, in den „Klöſtern.“ Warum ſollen vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert der Abſchriften des N. Teſtaments wenigere geweſen ſeyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom erſten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neuteſtamentlichen Schriften vermehrten ſich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices im erſten und zweiten Jahrhundert am ſeltenſten, und ſo ſelten,

daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem beſaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schloſſe hielten, und den auch, ohne ihre beſondere Erlaubniß, niemand leſen durfte. Getraut er ſich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweiſen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in dieſem Zeitraume mehr Abſchriften der Bibel in dem einzigen Deutſchland geweſen, als in den zwei erſten Jahrhunderten in der ganzen Welt, den Grundtext des A. Teſtaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verſtehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhundert angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu ſpielen? Das muß er wohl, denn er fährt fort: „Der große Haufe „erfuhr aus derſelben nichts mehr, als was ihm die rö„miſche Kleriſei davon ſagte, und dieſe ſagte ihm nichts „mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Intereſſe wiſſen „konnte. Wie war in dieſer Zeit die chriſtliche Religion, „in Abſicht auf den großen Haufen beſchaffen? War ſie „mehr als ein verwandeltes Heidenthum?“ — Die ſtrenge Wahrheit iſt, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes geweſen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Kleriſei daraus mittheilen wollen. Und ſo hätte ſich die Religion ſchon weit eher verſchlimmern müſſen, wenn es nicht wahr wäre, daß ſie ſich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinſetzen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem. Endlich, wenn die chriſtliche Religion vom neunten bis zum fünfzehnten Jahrhundert nur daher ſo verfiel, weil die Schrift beinahe verloren war: warum hätte ſie ſich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, ſeitdem die Schrift durch die Druckerei gleichſam wiedergefunden worden? Hat denn die römiſche Kirche ſeitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren laſſen? Giebt es nicht Middletone, die ſie noch jetzt für nichts beſſeres, als für ein abgeändertes Heidenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Paſtor iſt dieſer erbaulichen Meinung ſogar ſelbſt. — Aber die Reformation doch? dieſe haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das iſt ſo ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel beſſer zu brauchen *anfing*, als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen *aufhörte*. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel eben ſo wohl den Socinianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigſtens denke ich; unbekümmert, wie ſehr ſich der Hr. Paſtor darüber wundert. Ich wundere mich nicht einmal, daß er ſich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nämlichen Verhältniſſe, daß er ſich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion iſt nicht wahr, weil die Evangeliſten und Apoſtel ſie lehrten: ſondern ſie lehrten ſie, weil ſie wahr iſt.

Jede ſcharfſinnige Unterſcheidung läßt ſich von einem, der ſeiner Sprache nur ein wenig mächtig iſt, in eine Antitheſe bringen. Weil nun aber freilich nicht jede Antitheſe auf einer ſcharfſinnigen Unterſcheidung beruht, weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes iſt, was ein zerſchmetternder Strahl des Scharfſinns ſeyn ſollte, zumal bei den lieben Dichtern, ſo iſt der Name Antitheſe ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn ſehr gut zu Paſſe, die, ich weiß nicht, welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfſinn haben, beſonders, wenn er ſich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie ſchreien: Antitheſe! Antitheſe! Und damit haben ſie alles widerlegt.

Auch dieſe Antitheſe ſagt nichts! ſagt der vielſagende Hr. Paſtor. „Denn ſind die Evangeliſten und Apoſtel „Männer, welche geredet und geſchrieben haben, getrieben „durch den heil. Geiſt, ſo iſt die chriſtliche Religion wahr, „weil die Evangeliſten und Apoſtel, oder eigentlich, weil „Gott ſelbſt ſie gelehrt hat. Der zweite Satz ſteht bloß „müßig da.“

Nun denn, ſo muß ich ſchon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antitheſe mit einer andern Antitheſe unterſtützen. Auch das, was Gott lehrt, iſt nicht wahr, weil es Gott lehren *will*, ſondern Gott lehrt es, weil es wahr iſt.

Steht der zweite Satz hier auch müßig? — Ja, wenn wir nicht wüßten, was dieſe Herren ſich für einen ſchönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, bloß weil er es wolle. Und auch das ließe ſich in gewiſſem Verſtande von Gott noch ſagen, ſo daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unſinn in Worte faſſen ſoll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müſſen die ſchriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle ſchriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn ſie keine hat.

Das erſte Wort, was der Hr. Paſtor darauf erwiedert, iſt: *Gut!* und ſo freute ich mich ſchon. Doch er läßt auf dieſes Gut ein *Aber* folgen, und das ſonderbarſte *Aber* von der Welt. Sogleich iſt nichts mehr gut, auch das nicht, was wir oben aus ſeinem eigenen Munde haben.

Oben (VII. 7) hatte er ſelbſt uns belehrt, daß die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion auf der Uebereinſtimmung mit den Eigenſchaften Gottes beruhe; und nun weiß er auf einmal von dieſer innern Wahrheit kein Wort mehr, ſondern ſetzt die *hermeneutiſche* Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigſtens die

hermeneutiſche Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermeneutiſchen ſeyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Paſtors vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich ich unterbreche den Hrn. Paſtor, aber der Hr. Paſtor hält ſich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne ſich zu bekümmern, ob unſere Worte zuſammen klappen, oder nicht. Er iſt aufgezogen, und muß ablaufen. Alſo: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die ſchriftlichen „Ueberlieferungen aus ihrer innern Wahrheit erklären will, „muß mich vorher überzeugen, daß er ſelbſt von der „innern Wahrheit derſelben eine richtige und gegründete „Vorſtellung habe," —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andere. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich ſage erklärt, nicht bloß erklären will) beweiſt er ja wohl genugſam, daß er ſelbſt von dieſer innern Wahrheit eine richtige Vorſtellung habe.

Er. — „und daß er ſich nicht ſelbſt ein Bild davon „mache, das ſeinen Abſichten gemäß iſt."

Ich. Wenn ſeine Abſichten keine innere Güte haben, ſo können die Religionsſätze, die er mir beibringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit iſt keine wächſerne Naſe, die ſich jeder Schelm nach ſeinem Geſichte boſſiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern „Wahrheit der chriſtlichen Religion nehmen," —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr ſelbſt. Deßwegen heißt ſie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von außen bedarf.

Er. — „als aus den ſchriftlichen Ueberlieferungen, „oder aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel," —

Ich. Was müſſen wir aus dieſen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unſere erſte hiſtoriſche Kenntniß dieſer Wahrheit? Jenes wäre eben ſo ſeltſam, als wenn ich ein geometriſches Theorem nicht wegen ſeiner Demonſtration, ſondern deßwegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides ſteht. Daß es im Euclides ſteht, kann gegründetes Vorurtheil für ſeine Wahrheit ſeyn; ſo viel man will. Aber ein anderes iſt die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anderes, ſie um ihrer ſelbſt willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nämliche hinaus führen, aber iſt es darum das Nämliche? — Alſo iſt es bloß die hiſtoriſche Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel ſollen ſchöpfen können? Aber der größere Theil der Chriſten verſichert, daß es noch eine andere Quelle dieſer hiſtoriſchen Kenntniß gebe: nämlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings iſt es unwiderſprechlich, daß die mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derſelben geweſen, und daß ſich ſchlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn ſie nicht bloß zur zweiten Quelle geworden, ſondern ganz und gar Quelle zu ſeyn aufgehört habe. Doch dem ſey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Proteſtant ſeyn; die neuteſtamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unſerer hiſtoriſchen Kenntniß der Religion immerhin ſeyn. Hat ſich die erſte einzige Quelle ſeit ſiebzehnhundert Jahren nie ergoſſen? Iſt ſie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer urſprünglichen Lauterkeit und Heilſamkeit in andere Schriften übergetreten? müſſen ſchlechterdings alle Chriſten aus ihr ſelbſt ſchöpfen? Darf ſich ſchlechterdings kein Chriſt an den nähern zugänglichern Tiefen begnügen, in welche ſie übergetreten iſt? Das, das iſt ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangeliſten und Apoſtel nicht ohne ſeinen Nachtheil verloren ſeyn? verloren gehen? Warum dürfte er ſie nicht als verloren gegangen anſehen, ſo oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derſelben zuſetzt, die in dem Weſen ſeiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht, ſo darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf dieſen Tag noch kein vollſtändiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden, auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit ſeinen eigenen Augen zuſähe, jeder ſein eigener Lehrer, jeder ſein eigener Gewiſſensrath aus der Bibel würde. Aber wie bedauerte ich ſodann euch, arme unſchuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des erſten Grades einer beſſern Erziehung ermangeln, noch überall nicht leſen lernen! Ihr glaubt Chriſten zu ſeyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! da hört ihr ja, daß Leſen können eben ſo nothwendig zur Seligkeit iſt, als Getauft ſeyn!

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schrif„ten des alten Teſtaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich ſorge, ich ſorge, liebe fromme Idioten, ihr müßt noch hebräiſch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß ſeyn.

Er. „Ich werde ſeiner Vernunft hier nichts einräu„men, ob ich gleich allezeit vorausſetze, daß die Lehrſätze „der Religion, welche mir als die chriſtliche vorgepredigt „wird, nie einem allgemeinen und unſtreitigen Grundſatze „der Vernunft widerſprechen müſſen."

Ich. Hr. Paſtor! Hr. Paſtor! — Alſo beſteht die ganze Vernunftmäßigkeit der chriſtlichen Religion darin, daß ſie nicht unvernünftig iſt? — Und Sie ſchämen ſich nicht in Ihr theologiſches Herz, ſo etwas zu ſchreiben? — Schreiben Sie es, ſo predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen alſo die Wahrheit der chriſtlichen

„Religion nur alsdann, wenn unſere Begriffe von der„ſelben eben diejenigen ſind, welche die ſchriftlichen Ueber„lieferungen, die in der heil. Schrift enthalten ſind, davon „in unſern Seelen hervorbringen ſollen.“

Ich. — Sollen! Aber welche ſollen ſie hervorbringen? — Können Sie es läugnen, Hr. Paſtor, können Sie es ſich ſelbſt verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bei allen Menſchen die nämlichen Begriffe hervorbringen? daß der bei weitem größere Theil bei dieſen dieſe, bei andern andere Begriffe hervorbringt? Welches ſind die rechten, die hervorgebracht werden ſollen? Wer ſoll das entſcheiden? Die Hermeneutik? Jeder hat ſeine eigene Hermeneutik. Welches iſt die wahre? Sind ſie alle wahr? oder iſt keine wahr? Und dieſes Ding, dieſes mißliche, elende Ding ſoll die Probe der innern Wahrheit ſeyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freilich können die ſchriftlichen Ueberlieferungen „der chriſtlichen Religion keine innere Wahrheit geben, „wenn ſie keine hat.“

Ich. Mich dünkt, Hr. Paſtor, daß Sie oben ganz ſo freigebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrſatzes genug ſchien, daß er geſchrieben da ſtehe. Sie ſind doch wohl nicht nur darum ſo freigebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es ſind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bei der ſich nichts denken läßt, eben ſo lieb iſt, als eine, bei der ſich etwas denken läßt?

Er. „Das ſoll ſie aber auch nicht.“

Ich. Schön, daß ſie nicht ſoll, was ſie nicht kann! — Wenn aber die ſchriftliche Ueberlieferung der chriſtlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben ſoll, ſo hat auch die chriſtliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat ſie ſie nicht von ihr, ſo hängt ſie auch von ihr nicht ab. Hängt ſie von ihr nicht ab, ſo kann ſie auch ohne ſie beſtehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck iſt alſo dieſer, die innere Wahrheit „derſelben zu entdecken und zu beweiſen.“

Ich. Soll entdecken ſo viel heißen, als zuerſt bekannt machen, ſo habe ich ſchon bewieſen, daß die Schrift die innere Wahrheit der chriſtlichen Religion der Welt nicht zuerſt bekannt gemacht hat. Hier ſetze ich noch hinzu: daß ſie jetzt den einzelnen Menſchen dieſes noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits verſehen, zu ihr. — Und beweiſen! Soll beweiſen hier nur ſo viel heißen, als, einen ſchriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweiſenden Satzes enthalten ſind, ſo hat ja der Hr. Paſtor ſelbſt ſchon eingeſtanden, daß ein ſolcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen ſoll. Soll aber beweiſen hier heißen, was es eigentlich heißt, die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun, ſo kann ja jedes andere Buch dieſes eben ſowohl, als die Schrift; beſonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und ſo wäre wieder nicht einzuſehen, warum die chriſtliche Religion jetzt nicht ganz ohne die Schrift ſollte beſtehen können.

Er. „Folglich ſind es leere Worte, wenn man die „innere Wahrheit der chriſtlichen Religion und die Ueber„lieferungen, oder deutlicher, die heilige Schrift, einander „als zwei verſchiedene Dinge entgegen ſetzen will.“ —

Ich. Entgegen ſetzen? Wer will denn dieſe zwei Dinge einander entgegen ſetzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß ſie jetzt von einander ganz unabhängig ſeyn können. Sind denn jede zwei verſchiedene Dinge einander entgegen geſetzt? Wer das behauptet, mag freilich leere Worte machen, ich mache durchaus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr ſeine Künſte zu zeigen gelernt hat. Ich ſehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntniſſen und Wiſſenſchaften aufgeholfen hat; in welche Barbarei wir leicht wieder verſinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannt würde. Aber der Theolog ſoll uns Chriſten ſein gelehrtes Bibelſtudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er ſoll nur nicht gleich über Unchriſten ſchreien, wenn er auf einen ehrlichen Laien ſtößt, der ſich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längſt für ihn aus der Bibel gezogen, und dieſen Lehrbegriff nicht ſowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, ſondern weil er einſieht, daß er Gott anſtändiger und dem menſchlichen Geſchlechte erſprießlicher iſt, als die Lehrbegriffe aller andern Religionen, weil er fühlt, daß ihn dieſer chriſtliche Lehrbegriff beruhigt.

Er. — „Eben ſo vergeblich, als wenn man ſagen „wollte: man muß die Geſetze eines Geſetzgebers aus ſeiner „innern Gerechtigkeit erklären. Umgekehrt, die innere Ge„rechtigkeit eines Geſetzgebers muß aus ſeinem Geſetze er„kannt und beurtheilt werden.“

Ich. Der Hr. Paſtor ſind doch in allen ihren Inſtanzen und Erläuterungen ganz ſonderbar unglücklich. Umgekehrt! ſage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn iſt, ſo wird ſie es hoffentlich wohl bei meinem Commando bewenden laſſen. Was? die Geſetze eines Geſetzgebers müßten nicht aus ſeiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchſtabe des Geſetzes einen trifft, den der Geſetzgeber zu treffen unmöglich kann die Abſicht gehabt haben; wenn, dem Buchſtaben nach, Strafe auf einen fällt, auf deſſen in ihrer Art einzige Handlung, die der Geſetzgeber nicht vorher ſehen können, vielmehr Belohnung als Strafe ſtehen müßte; verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchſtaben, und holt ſeinen Ausſpruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß ſie dem Geſetzgeber beigewohnt habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Geſetzgebers müſſe aus ſeinen Geſetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Geſetzgeber? Und Solon würde ſehr unzufrieden geweſen ſeyn, wenn man ihm nicht eine lautrere

vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus ſeinen Geſetzen ſichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er ſeinen Bürgern die beſten Geſetze gegeben habe; was antwortete er? *Ὅτι οὐ τους καθαπαξ καλλιζους, ἀλλ' ὡν ἐδυναντο τους καλλιζους.* „Die beſten ſchlechterdings „nun freilich nicht, aber doch die beſten, deren ſie fähig „waren." Alſo: —

Doch ich bin es herzlich ſatt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonſt könnte ich hier nicht unſchicklich einer Anwendung dieſer Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Paſtor höchſt ärgerlich ſeyn würde, wenn er nicht etwa ſchon wüßte, daß ſie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wiſcher von unſern Luther'ſchen Paſtoren bekommen, wenn ſie jetzt ſchrieben! Dieſer nämliche Kirchenvater entbricht ſich nicht, eine zweifache chriſtliche Religion gelten zu laſſen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern, gelehrteren Kopf, die unter jener nur verborgen liege. So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bei mir bleibt die chriſtliche Religion die nämliche, nur daß ich die Religion von der Geſchichte der Religion will getrennt wiſſen. Nur daß ich mich weigere, die hiſtoriſche Kenntniß von ihrer Entſtehung und ihrer Fortpflanzung, und eine Ueberzeugung von dieſer Kenntniß, die ſchlechterdings bei keiner hiſtoriſchen Wahrheit ſeyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Hiſtoriſche der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre, ſie mögen beantwortet werden können oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerei des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle ſchon längſt beantwortet. Nur daß ich den kurzſichtigen Hermeneutiker verſchmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmt, um die Möglichkeit zu erhärten, daß dieſe Schwächen auch wohl keine Schwächen ſeyn könnten; der eine kleine Breſche, welche der Feind geſchoſſen, nicht anders zu ſtopfen weiß, als durch einen weit größeren Wallbruch, den er anderwärts mit eigenen Händen macht.

Und damit ſoll ich mich an der chriſtlichen Religion verſündigt haben? Damit? damit, daß ich geſchrieben: „Was „gehen den Chriſten des Theologen Hypotheſen und Er„klärungen und Beweiſe an? Ihm iſt es doch einmal da, „das Chriſtenthum, welches er ſo wahr, in welchem er ſich „ſo ſelig *fühlt*. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen „Schläge des elektriſchen Funken *erfährt*, was kümmert „es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von „beiden Recht hat?"

Doch, daß ich *auch das* geſchrieben habe, läßt der Herr Paſtor ſeinen Zeitungsleſern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl iſt nur zur Rechtfertigung eines Chriſten *ſolcher Art* die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen ſo lauderwelſchen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieſes war die Abſicht dieſer Stelle. Nur dem *fühlenden* Chriſten ſollte darin eine Schanze verſichert werden, in welche er ſich getroſt werfen könne, wenn er mit ſeinen muthigeren Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen und die Theologen einer jeden Secte den Wahlplatz nicht ſobald räumen, auch nicht ſobald zu räumen brauchen, beſonders, wenn ſie ſich nur mit ihres gleichen herumſchlagen, wer weiß das nicht? Habe auch ich es nicht genug geſagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in dem Geiſte ſeines angenommenen Syſtems Antworten genug haben werde? Habe ich nicht ſelbſt einen Verſuch gemacht, ihm mit einigen dieſer Antworten vorzugreifen? Taugt dieſer mein Verſuch nicht viel, wie leicht möglich iſt, ſo mach' es beſſer, wer kann! Das wünſche ich ja nur. Bloß darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meint man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünſchte und hoffte, hätte ich meinen Troſt auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten ſollen? Warum das? Wollte ich denn durch dieſen Troſt im voraus alle Antworten für überflüſſig erklären? Er war ja bloß dem einfältigen Chriſten und nicht dem Theologen gegeben, dieſer Troſt, wenigſtens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über ſeine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch bloß einfältiger Chriſt zu ſeyn.

Daß dieſen Troſt, den ich für das unerſteiglichſte Bollwerk des Chriſtenthums halte, der Herr Paſtor einen ſtrohernen Schild nennt, thut mir ſeinetwegen ſehr leid. Er iſt, fürchte ich, in ſeinen theologiſchen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangeſteckt geblieben; mehr davon angeſteckt worden, als er ſich auf einer hamburgiſchen Kanzel wird wollen merken laſſen; mehr, als er ſich vielleicht noch ſelbſt abgemerkt hat. Denn auch er muß alſo alles innere Gefühl des Chriſtenthums läugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören: „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl iſt ein ſtroherner Schild. „Unſere Hermeneutik, unſere ſymboliſchen Bücher, das, „das ſind das alles ſchirmende, undurchdringliche, dia„mantene Schild des Glaubens!" ſo kömmt es vermuthlich nur daher, weil ſelbſt in den ſymboliſchen Büchern auf den ſtrohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer ſeyn; denn es giebt dort mehr ſtroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich ſo ſchmal wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Menſch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was ſoll ein Paſtor damit, wenn er nicht auch ſeine Bibel, nicht auch ſeine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Herr Paſtor auch ſonach allen ſeinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als ſich dieſes Schildes zu bedienen, iſt wohl noch werth, mit ſeinen eigenen Worten gehört zu werden. „Ich würde, ſagt er mit bebender Stimme, den Chriſten, „der zugleich Theolog iſt, ſehr bedauern, wenn er ſich aus

„Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit „sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in „den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu „halten.“ — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen seyn? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht, so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Herr Pastor fährt fort: „Ich würde ihm „(dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, gar „die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Secte beibehalten muß; Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bei der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn durch Anwendung „dieser von dem Herrn Herausgeber an die Hand gegebenen „Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Re„ligion zu retten; aber welche Religion?“ — Welche? Die nämliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nämliche, die man in späteren Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverlässig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl, denn der Herr Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die „christliche, als welche mit der Bibel steht und fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopneustie? Allerdings muß er sagen; wenn ohne Bibel kein Christenthum ist, so ist ohne Theopneustie keine Bibel.

Und hier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nämlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage, sagt ein Mann,[1] der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Herrn Pastors eigener Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst seyn sollte — „Die Frage, ob die Bücher des N. Testaments „von Gott eingegeben sind, ist der christlichen Religion nicht „völlig so wichtig, als die vorige, ob sie echt sind? Sie „steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr. „Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments „inspirirt, sondern Matthäum, Marcum, Lucam, Jo„hannem, Paulum bloß sich selbst überlassen, zu schreiben, „was sie wußten, die Schriften wären aber nur alt, echt „und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die „wahre bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätigt ist, „würden ihre Wahrheit eben so gut beweisen, wenn auch „die Zeugen derselben nicht inspirirte, sondern bloß mensch„liche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bei Unter„suchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das gött„liche Ansehen der Schriftsteller zum voraus, sondern be„trachten sie bloß als menschliche Zeugen. Wären die Wun„der wahr, die der Evangelist erzählte, so würden auch die „Reden Christi, die dadurch bestätigt sind, ein untrügliches „Gottes Wort seyn, doch mit dieser kleinen Furcht und „Ausnahme, daß der Erzähler vielleicht etwas nicht recht „gefaßt, und es uns nicht völlig richtig aufbehalten haben „könnte; und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, sie hät„ten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft „wiederholten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu „predigen Christus sie aussandte, so gut lernen können, „als etwa aus Bülfingern Wolfens Lehrsätze der Philo„sophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß jemand an „der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des „N. Testaments einen Zweifel hätte, oder sie sogar läug„nete, und doch die christliche Religion von Herzen glaubte; „ja es giebt wirklich so denkende, zum Theil in der Stille, „zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den „Unchristen“ rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglim„pfung, sondern bloß als Factum sey es gesagt, manche „alte Ketzer, die die Schriften des N. Testaments für echt, „aber doch nicht für untrügliches Principium cognoscendi „gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel „aufwarfen, könnten wohl eben so gedacht haben.“ —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Herrn Pastor Goeze kenne, so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

[1] Michaelis, in seiner Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73 u. a.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus.

D. i. Nothgedrungene Beiträge

zu den freiwilligen Beiträgen des Hrn. Pastor Goeze

ERSTER.

(Gott gebe, letzter!) ..... (3)

1778.

(S. 71. Stück der freiwilligen Beiträge.)

Lieber Herr Pastor!

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein, ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl

ſonſt, es ſey mein Ernſt nicht. — Sehen Sie alſo, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie ich hiermit anlege. Auch ſchließen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian und den ferneren Worten, die bei ihm folgen. Ueberſchreien können Sie mich alle acht Tage, Sie wiſſen wo. Ueberſchreiben ſollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectoren in Niederſachſen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu ſeyn ſcheint, und ſodann glaube ich wirklich der chriſtlichen Religion durch ſeine Bekanntmachung einen größeren Dienſt erwieſen zu haben, als Sie mit allen Ihren Poſtillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der chriſtlichen Religion mehr zutraue als Sie, ſoll ich ein Feind der chriſtlichen Religion ſeyn? Weil ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem Geſundheitsrathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Paſtor — Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz exiſtirt, und bereits in mehreren Abſchriften exiſtirt, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des erſten Entwurfs ſich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freilich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darin befindlichen plattdeutſchen Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferirt hätte.

Verſichern Sie indeß nicht ſelbſt, daß dieſe leidigen Fragmente ſchon ein paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den beſorglichen Schaden derſelben unendlich überwiege? Und ich, der ich die causa sine qua non dieſer vortrefflichen Werke bin, ſollte deßfalls ein Reichshofrathsconclusum zu beſorgen haben? Vielmehr verſpreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, ſo bald es nicht bloß die traurige Pflicht des Reichshofraths ſeyn wird, Unrecht zu ſteuern und böſe Handlungen zu ahnden, — ſobald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joſeph II. ſie uns immer mehr und mehr verſprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Muße und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzuſuchen und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigſtens keine Noth, daß nur Einer in den erſten Gerichten des Reichs ſeyn ſollte, der ſo dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiſte, iſt es von dieſem Luther'ſchen Paſtor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweihundertundfunfzig Jahren mit Ernſt gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es jetzt keinem Doctor der Theologie erlaubt ſeyn ſoll, die Bibel aufs neue und ſo zu überſetzen, wie er es vor Gott und ſeinem Gewiſſen verantworten kann, ſo war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich ſetze hinzu: ſo war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu überſetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit, nämlich gegen die, daß es beſſer ſey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in ſeiner Sprache nicht geleſen werde. Den Ungrund dieſes von ſeiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erſt erweiſen; er mußte die Wahrheit des Gegenſatzes erſt erfechten; er mußte ſie als ſchon erfochten vorausſetzen, ehe er ſich an ſeine Ueberſetzung machen konnte. Das alles braucht ein jetziger proteſtantiſcher Ueberſetzer nicht; die Hände ſind ihm durch ſeine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundſatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in ſeiner Sprache leſen dürfe, leſen müſſe, nicht genug leſen könne. Er thut alſo etwas, was ihm niemand ſtreitig macht, daß er es thun könne, anſtatt daß Luther etwas that, wobei es noch ſehr ſtreitig war, ob er es thun dürfe. — Das iſt ja ſonnenklar. — Kurz, Bahrdtens oder eines andern Jetztlebenden Ueberſetzung verdammen, heißt der Luther'ſchen Ueberſetzung den Proceß machen, wenn jene auch noch ſo ſehr von dieſer abgehen. Luthers Ueberſetzung ging von den damals angenommenen Ueberſetzungen auch ab, und mehr oder weniger darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiſte geſchützt ſeyn, und Luthers Geiſt erfordert ſchlechterdings, daß man keinen Menſchen in der Erkenntniß der Wahrheit nach ſeinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, ſeinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne dieſe Mittheilung im Einzelnen iſt kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Paſtor, wenn Sie es dahin bringen, daß unſere Luther'ſchen Paſtoren unſere Päbſte werden; — daß dieſe uns vorſchreiben können, wo wir aufhören ſollen in der Schrift zu forſchen; — daß dieſe unſerem Forſchen, der Mittheilung unſeres Erforſchten Schranken ſetzen dürfen: ſo bin ich der erſte, der die Päbſtchen wieder mit dem Pabſte vertauſcht. — Hoffentlich werden mehrere ſo entſchloſſen denken, wenn gleich nicht viele ſo entſchloſſen reden dürften. Und nun, Herr Paſtor, arbeiten Sie nur darauf los, ſo viele Proteſtanten als möglich wieder in den Schooß der katholiſchen Kirche zu ſcheuchen. So ein Luther'ſcher Eiferer iſt den Katholiken ſchon recht. Sie ſind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, ſind die Unterredungen meines Nachbars, deſſen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwieſen habe. Sie wiſſen nun ohne Zweifel,

Herr Paſtor, daß damals, als Sie mich aufforderten, auf dieſe Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden iſt nun an Ihnen, und es ſoll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort Gottes in den Augen vernünftiger Menſchen lächerlich zu machen. Es ſoll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Laien, wie mein Nachbar iſt, den weit beſſeren Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten ſchon vorhanden waren.

Das zweite dieſer Werke iſt des Herrn Maſcho Vertheidigung der chriſtlichen Religion, oder, wie ich lieber ſagen möchte: die Vertheidigung der chriſtlichen Religion des Herrn Maſcho. Denn wahrlich die Vertheidigung iſt nicht ſo ſehr ſein eigen, als die Religion, die er vertheidigt. Und was? dieſe hätten Sie geleſen gehabt, Herr Paſtor, ganz geleſen gehabt, als Sie das 71ſtemal dieſes Jahrs in Ihr Horn ſtießen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherlei Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieſes ſonſt gute Haus ſo blamiren muß. Aber warum braucht es auch ſein richtiges volles Gewicht nicht wenigſtens gegen ſeine alten Freunde? Warum will es mit ſeinem richtigen vollen Gewichte ſich nur erſt Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Maſcho, laſſen Sie den neidiſchen Mann, der alle Handlungen einzig in ſeine Canäle lenken will, nur erſt mit mir fertig ſeyn. Er wird Sie ſchon auch nach Hauſe leuchten. Jetzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusve fuat — Seine Partie muß ſich wenigſtens in den Zeitungen immer vergrößern. Aber warten Sie nur!

Doch iſt es nicht unſchicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief geſtellt iſt? Ich wende mich alſo wieder zu Ihnen, Herr Paſtor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Maſcho Vertheidigung, welche Sie ſo rühmen, wirklich geleſen?

Wirklich? — Nun ſo iſt es erwieſen, Herr Paſtor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherlei Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Gräuel iſt. Mit einem andern bevortheilen Sie mich, mit einem andern bedienen Sie den Herrn Maſcho. Wovor Sie bei mir andere warnen, das preiſen Sie bei ihm andern an. Die nämlichen Species, die Sie nach meiner Verſchreibung als gefährlich und tödtlich nicht adminiſtriren wollen, verkaufen Sie auf ſein Recipe in der nämlichen Quantität, oder in einer noch bedenklicheren, als höchſt unſchuldig und heilſam.

Oder das Ding, Herr Paſtor, in Ihrer ſinnreichen Metapher des ſtrohernen Schildes auszudrücken: Herr Maſcho ſtreitet ſchlechterdings unter dem nämlichen ſtrohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt ſo lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieſes ſtroherne Schild nur an meinem Arme ſchlimmer als keines iſt? an ſeinem aber für eine gar hübſche, taugliche Waffe paſſiren muß?

Nämlich: behauptet nicht auch Herr Maſcho (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine iſt?

Unterſcheidet nicht auch Herr Maſcho (S. 249) den Buchſtaben von dem Geiſte der Bibel?

Lehrt nicht auch Herr Maſcho (S. 202), daß die Religion eher geweſen, als die Bibel?

Und ſind denn das nicht die drei Sätze, um welche der Herr Paſtor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht ſagen, Herr Paſtor, daß Sie dieſe Sätze bei ihm nicht gefunden. Denn ſie ſtehen nicht allein mit deutlichen Worten da, ſondern alles, alles, was Herr Maſcho ſagt, bezieht ſich, gründet ſich darauf.

Ja noch mehr: eben dieſe Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen ſich diejenigen beruhigen können, die ſich an dem Chriſtenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müſſen; eben dieſe Sätze macht Herr Maſcho zu Grundſätzen, nicht des Chriſtenthums, ſondern der Theologie.

Denn das ganze Syſtem von Inſpiration, welches Sie annehmen, Herr Paſtor, in deſſen Geiſte Sie die uns gemeinſchaftlichen, aber nicht zu einerlei Abſicht gemeinſchaftlichen Sätze, bei mir anfeindeten, was iſt es dem Herrn Maſcho? — Was es mir bei weitem noch nicht iſt.

Es iſt ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus geſtürzt hat. Es iſt ihm das, was jeden nicht beſſer organiſirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig ſtürzen muß. Das iſt es ihm, das iſt es ihm auf allen Blättern. [1]

Und nun, Herr Paſtor, ſeyen Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Maſcho. Ehe Sie es ſich verſehen, liegen Sie, nach dem Herrn Maſcho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert, und dann iſt keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unſern Lehrbüchern Religion hieß, [2] und alle die ſchönen Siebenſachen dafür anzunehmen, die man ſeit dieſer Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet. [3]

Sogar werden Sie gezwungen ſeyn, ſolcher ſchönen Siebenſachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Maſcho

[1] S. Vorr. IV. VIII. X. XII., deßgleichen in der Schrift ſelbſt, S. 258, 271, 306, und wo nicht?

[2] Vorr. XV.

[3] S. 3, 4.

ſelbſt unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in ſeinem Körbchen, die jedem guten Alltagschriſten völlig fremd und unerhört ſind. Ueber gewiſſe jüdiſche Ideen, die wir ſehr unrecht ganz vergeſſen haben; [1] über das große Pfingſtwunder, [2] über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem hamburgiſchen Katechismus wieder in Hamburg ſelbſt! Denn Herr Maſcho iſt mit nichts weniger zufrieden, als mit unſern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbeſſerung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erſt recht erkannt hat. Seine, ſeine Ideen müſſen vor allen Dingen in unſere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut! [3]

Wie, Herr Paſtor? Das wollten Sie geſtatten? Als unſerm guten Freunde Alberti ehedem ſo etwas beifiel, wem hat es die hamburgiſche Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun ſollte Herr Maſcho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerkſamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet iſt?

Erkennen Sie doch die Diverſion, die man Ihnen zu machen ſucht, und laſſen mich in Ruhe. Es könnte ja gar ſeyn, daß ich und Maſcho uns verſtünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweimal ſagen, wenn unſere Liſt gelingen ſoll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

ZWEITER. (4)

1778.

Mein Herr Hauptpaſtor!

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erſte Lüge iſt — mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf unſere allerheiligſte Religion ꝛc. am Abend des Oſterabends, und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu koſten. Der ſoll mir auf das Feſt ſchmecken! dachte ich. Und er hat mir geſchmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu ſeiner Zeit auch ſo ſchmecken, auch ſo wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder iſt! Der Herr Hauptpaſtor verweiſen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geſchmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit ſo vielem Ernſt und Nachdruck meine Aequivoken [4] und Wortſpiele; und dennoch mache ich ſchon wieder ein ſo häßlich Ding, und äquivocire und wortſpiele mit vorläufig und Vorlauf ohne auch nur im geringſten vorher zu erklären, ob ich den Verlauf von der Kelter oder von der Blaſe verſtehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpaſtor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Jeder Menſch hat ſeinen eigenen Styl, ſo wie ſeine eigene Naſe, und es iſt weder artig noch chriſtlich, einen ehrlichen Mann mit ſeiner Naſe zum beſten haben, wenn ſie auch noch ſo ſonderbar iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und beſtimmt denken kann, als wer ſich des eigentlichſten, gemeinſten, platteſten Ausdruckes bedient? daß, den kalten, ſymboliſchen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben ſuchen, der Wahrheit ſchlechterdings ſchade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Style deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz, und muß auch bei Spötterei und Poſſe wenigſtens als Folie, unterliegen.

Alſo von der, von der Wahrheit laſſen Sie uns ſprechen, und nicht vom Styl. — Ich gebe den meinen aller Welt preis, und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl, der ihn von ſo manchen andern Stylen auszeichnen ſoll; und alles, was zu merklich auszeichnet, iſt Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunſtrichter, die ihn von allen ſeinen Fehlern ſäubern wollten, gerade für dieſen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er iſt nicht ſein Fehler, er iſt ſeine Erbſünde. Nämlich: er verweilt ſich bei ſeinen Metaphern, ſpinnt ſie häufig

[1] S. 82.

[2] S. 113.

[3] Vorr. XIII. S. 26, 36, 71, 111 u. m.

[4] Der Herr Hauptpaſtor ſchreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann alſo weder Schreib- noch Druckfehler ſein, ſondern dieſe ſpaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortſpielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem*. Denn freilich, was iſt äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht ſo gut verſtehen, als Cardanus. — Oder ſollte der Herr Hauptpaſtor hier wohl noch ſpaßhafter ſeyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in ſeinem Hanswurſt von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch, dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich ſeinem Witze ſo auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

zu Gleichniſſen, und malt gar zu gern mitunter eine in Allegorie aus, wodurch er ſich nicht ſelten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Dieſen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatiſche Arbeiten mit verſtärkt haben, denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil es wohl gewiß iſt, daß in den wirklichen Geſprächen des Umgangs, deren Lauf ſelten die Vernunft, und faſt immer die Einbildung ſteuert, die mehreſten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Dieſe Erſcheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geſchmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdeckt, der uns am beſten weiter bringen kann! Und ſo wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den beſten proſaiſchen Schriftſteller bilde. Ich denke ſogar, ſelbſt Cicero, wenn er ein beſſerer Dialogiſt geweſen wäre, würde in ſeinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften ſo wunderbar nicht ſeyn. In dieſen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nämliche, die ſich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfordern einen geſetzten, immer gleichen Schritt, dieſer verlangt mitunter Sprünge, und ſelten iſt ein hoher Springer ein guter ebener Tänzer.

Aber Herr Hauptpaſtor, das iſt mein Styl, und mein Styl iſt nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie was Sie wollen, die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, ſie anzuwenden, iſt überall die nämliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde ſie gewiß auch zu einer Predigt nicht entſtehen, ſo wie der, dem ſie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerſchöpflichſte Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht, denn ſeine Predigten ſind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakſpear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn ſie, anſtatt des Theaters, die Kanzel hätten beſteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpaſtor, den guten Schloſſer wegen ſeiner Komödien ſo erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweite: darf ein Komödienſchreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will.

Doch wozu alles dieſes Geſchwätz? Was gehen mich jetzt die Armſeligkeiten des Styls und Theaters an, jetzt, da ein ſo ſchreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da ſteht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung; und ich, einfältiger Tropf, ſtehe bei ihm, und leſe ihm ruhig die Federn vom Kleide.

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelaſſenheit ſelbſt, meine Kälte ſelbſt machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpaſtor? Sie haben die Unverſchämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindſelige Angriffe auf die chriſtliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu ſchreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie jetzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe, das allein hindert mich. Ich unterſtehe mich nicht zu ſagen, was ich nicht erweiſen kann, und Sie — Sie thun alle ſieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun ſollten. Sie ſchwatzen, verleumden und poltern; für Beweis und Eviction mag die Kanzel ſorgen.

Und die einen ſo infamirenden Titel führt, — was enthält dieſe Goeziſche Scharteke? Nichts enthält ſie, als elende Recenſionen, die in den freiwilligen Beiträgen ſchon ſtehen, oder werth ſind darin zu ſtehen. Doch ja, ſie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brei, den ich längſt der Katze vorgeſetzt habe. Und dennoch ſollen und müſſen ſich des Herrn Hauptpaſtors liebe Kinder in Chriſto dieſen beſchnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund ſchmieren laſſen.

Iſt es von einem rechtſchaffenen Gelehrten, — ich will nicht ſagen, von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem ſolchen Titel, widerlegte Beſchuldigungen nochmals in die Welt ſchickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringſte Rückſicht zu nehmen? — „So hat er denn wohl „von dieſer Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß ſehr wohl, daß ſie vorhanden iſt; er hat davon gehört, nur geleſen hat er ſie noch nicht, und nach dem Feſte wird es ſich zeigen, ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwiſchen, Herr Hauptpaſtor, inzwiſchen haben Sie dennoch die Grauſamkeit, Ihre Beſchuldigungen zu wiederholen? in dieſem geſchärften Tone zu wiederholen? — Alſo ſind Sie allwiſſend? Alſo ſind Sie untrüglich? — Alſo kann ſchlechterdings in meiner Widerlegung nichts ſtehen, was mich in einem unſchuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen bewegen könnte? Alſo, wie Sie eine Sache einmal anſehen, ſo, vollkommen ſo, ſind Sie gewiß, daß Sie dieſelbe von nun an bis in Ewigkeit anſehen werden?

In dieſem einzigen Zuge, Herr Hauptpaſtor, ſtehen Sie mir ganz da, wie Sie leiden und leben. Sie haben vor dem Feſte nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederholen die Anklage, und ſchlagen ſeinen Namen getroſt an Galgen. Nach dem Feſte, nach dem Feſte werden Sie ſchon ſehen, ob auf ſeine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen iſt, oder nicht!

Gegen einen ſolchen Mann wäre es möglich, die geringſte Achtung beizubehalten? — Einem dritten, vielleicht. Aber nicht dem, nach deſſen Kopfe dieſe Steine zielen. Gegen einen ſolchen Mann ſollte es nicht hinwiederum erlaubt ſeyn, ſich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderiſcher ſeyn, als ſein Verfahren iſt?

Gleichwohl, Herr Hauptpaſtor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überſchreiten werde. Ich werde dieſe Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch ſo höhnend, auch noch ſo verachtend, auch noch ſo wegwerfend ſchreibe. Sie können einen ungeſitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber ſicherlich keinen unmoraliſchen.

Dieſer Unterſchied, zwiſchen ungeſittet und unmoraliſch, der ſehr wichtig iſt, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nämliche bedeuten müßten, ſoll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoraliſche Art zu disputiren, will ich in ihr möglichſtes Licht zu ſetzen ſuchen, ſollte es auch nicht anders als auf die ungeſittetſte Weiſe geſchehen können.

Jetzt iſt mein Bogen voll, und mehr als einen Bogen ſollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es iſt erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Waſſers, in welchem Sie mich erſäufen wollen, tropfenweiſe auf den entblößten Scheitel fallen zu laſſen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertulli.

DRITTER. (5)

1778.

Alſo: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feind„ſeligen Angriffe auf die chriſtliche Religion.“

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigſtens einen Spruch im neuen Teſtament für nicht eingegeben, für nicht göttlich, ſondern für eine bloß menſchliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt!

Zwar nein! Er ſelbſt verdammt ja nicht. Er wiederholt nur die Verdammung, welche der heilige Geiſt ausgeſprochen. Er hat bloß die Ehre und das Vergnügen, den Herren Baſedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfaſſern der Allgemeinen Bibliothek und meiner Wenigkeit die Verdammung anzukündigen. Denn da ſteht's! Wer nicht glaubt, der wird verdammt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nämliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum ſollte er alſo nicht, trotz ſeines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unſchuldige Echo des Donners iſt, ſelig zu werden hoffen? Ich bilde mir ein, daß er ſelbſt durch dieſes Verdammen ſelig zu werden hofft. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen ſelig zu werden? Die Worte, worauf ſie ſich gründete, ſtehen auch da.

Und wie ſäuberlich, wie ſanft, wie einſchmeichelnd er, noch mitunter, bei dieſem kitzlichen Geſchäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewiſſen Monsieur Loyal, in einer gewiſſen Komödie, die man vor gewiſſen Leuten nicht gern nennt. Er iſt für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieſer Seifenblaſe? — Er iſt für meine Seligkeit ſo beſorgt! Er zittert ſo mitleidig vor meiner Todesſtunde! Er ſagt mir ſogar hier und da recht artige Dinge — nur damit es mich nicht allzuſehr ſchmerze, daß er mich aus dem Hauſe meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien déloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beſchuldigungen ſelbſt vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich alſo, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir ſo kömmt, die Larve vom Geſicht reißen darf, — und reißen will, — ſollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zuerſt. — Unter dieſen verſteht der Hr. Hauptpaſtor „den „von mir veranſtalteten Druck der Fragmente, und die „von mir übernommene Advocatur des Verfaſſers der„ſelben.“

Jenes iſt notoriſch, ich kann es ſo wenig läugnen, als ich es läugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieſes will ich durchaus von mir nicht geſagt, — wo möglich auch nicht gedacht wiſſen. Wenigſtens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpaſtor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken laſſen, und ich würde ſie noch drucken laſſen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefſten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewiſſen thun zu können geglaubt, habe ich verſchiedentlich auch ſchon beigebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugeſtehn, daß dieſe Gründe das geringſte verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nämlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken ließe, in welchen die Gerecht„ſame des hohen Hauſes, dem ich diene, die Ehre und Un„ſchuld der ehemaligen großen und unbeſcholtenen Miniſter „deſſelben, und ſelbſt des regierenden Herrn ſo angegriffen „würden, als dort in jenen Fragmenten die Wahrheit der „chriſtlichen Religion, die Ehre und Unſchuld der heil. „Apoſtel, und ſelbſt unſers ewigen Königs, angegriffen „wirklich werde.“

Wie kindiſch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn laſſen Sie uns doch, Hr. Hauptpaſtor, vor allen

Dingen die Sache auf beiden Theilen erſt gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andere Waagſchale zu legen vergeſſen, und Sie wiſſen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausſchlag. Alſo nur dieſes erſt berichtigt, und ich hoffe, Sie werden mir das beizubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigſt erlaſſen.

Nämlich: nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen hiſtoriſche und politiſche Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beſchaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, ſondern ſie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtſamen des nämlichen Hauſes noch von mehreren Seiten zu verherrlichen und zu erhärten; was iſt ſodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken laſſen? worauf gründet er ſich? Darauf, daß es doch wohl mit jener Ehre und jenen Gerechtſamen noch ſo ausgemacht nicht ſey? Darauf, daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müſſe? ſelbſt in der Abſicht nicht, ihn zu verſtärken? — O, Herr Hauptpaſtor, das Durchlauchtigſte Haus meines Herrn iſt Ihnen für dieſe Schmeichelei, für dieſe Beſorgniß recht ſehr verbunden! recht ſehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beizubringen.

Oder darf ich, was ich bei den Gerechtſamen des Hauſes annehme, dem ich diene, bei der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen dieſe, wenigſtens eben ſowohl zu beantworten ſind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geſchärftere Zweifel geſchärftere Auflöſungen veranlaſſen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpaſtor, allerdings! „Die Religion, betrachtet als Inbegriff der zu unſerer „Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, gewinnt allerdings, „je aufrichtiger und ſcharfſinniger ſie beſtritten wird. Aber „das iſt nur die objective Religion, nur die objective! „Mit der ſubjectiven iſt es ganz anders. Die ſubjective „Religion verliert unwiderſprechlich, durch dergleichen Be„ſtreitungen, unendlich mehr, als jene nur immer dadurch „gewinnen kann!“ Folglich — —

Und was iſt dieſe ſubjective Religion? — „Die „Gemüthsverfaſſung der Menſchen, in Abſicht auf die „Religion, ihr Glaube, ihre Beruhigung, ihr Vertrauen „auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitiren bei jedem „Worte, das in deutſcher Sprache gegen unſere allerheiligſte „Religion geſchrieben wird.“

So? Bei Gott! ein tiefgedachter Unterſchied, den ich ja in ſeinen Schulterminis zu laſſen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen ſeine Beſtimmung gebraucht werden ſoll.

Denn wenn es wahr iſt, daß die Religion bei allen und jeden Anfällen, die auf ſie geſchehen, objective gewinnt, und nur ſubjective verliert; wer will behaupten, daß es alſo nach dem größern Gewinne oder nach dem größern Verluſte entſchieden werden müſſe, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden ſind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verluſt hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehen brauche, um ſich durch den Ueberreſt beſtimmen zu laſſen! Aber der Gewinn iſt weſentlich, und der Verluſt iſt nur zufällig. Der Gewinn erſtreckt ſich auf alle Zeiten, der Verluſt ſchränkt ſich nur auf den Augenblick ein, ſo lange die Einwürfe noch unbeantwortet ſind. Der Gewinn kömmt allen guten Menſchen zu ſtatten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verluſt trifft nur wenige, die weder wegen ihres Verſtandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verluſt trifft nur die paleas levis fidei; nur die leichte chriſtliche Spreu, die bei jedem Windſtoße der Bezweiflung von den ſchweren Körnern ſich abſondert und auffliegt.

Von dieſer, ſagt Tertullian, mag doch verfliegen ſo viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht ſo unſere heutigen Kirchenlehrer. Auch von der chriſtlichen Spreu ſoll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen ſie die Körner ſelbſt nicht lüften und umwerfen laſſen.

Ueberhaupt läßt ſich alles, was Tertullian[1] von den Ketzereien ſeiner Zeit mit ſo vieler Scharfſinnigkeit ſagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freigeiſter unſerer Zeit anwenden. Was ſind dieſe Schriften auch anders als Ketzereien? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereien ſo fürchterlich macht. Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; ſie machen keine Parteien und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als ſchriftlich, und fingen immer damit an, daß ſie ſich Anhänger zu verſchaffen ſuchten, welche ihren vorzutragenden Lehren ſogleich ein politiſches Gewicht geben könnten. Wie viel unſchädlicher ſchickt jetzt ein Mißgläubiger ſeine Grillen bloß in die Druckerei, und läßt ſie ſo viel Anhänger ſich machen, als ſie ohne ſein weiteres Zuthun ſich zu machen vermögen. —

Die freigeiſteriſchen Schriften ſind alſo offenbar das kleinere Uebel; und das kleinere Uebel ſollte verderblicher ſeyn, als das große? Wenn das größere Uebel ſeyn muß, auf daß die, ſo rechtſchaffen ſind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieſes Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein anderes am felſigten Ufer zerſchmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um dieſe unglücklichen Schiffe iſt euch zu thun, ihr hättet ſie denn verſichert; euch iſt lediglich um euer

[1] *De praescript. haereticorum.*

eigenes Gärtchen zu thun, um eure eigene kleine Bequemlichkeit, kleine Ergötzung. Der böſe Sturmwind! da hat er euch ein Luſthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu ſehr geſchüttelt; da eure ganze koſtbare Orangerie, in ſieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind ſonſt in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne euerm Gärtchen zu ſchaden? Warum bläſet er nicht bei euerm Zaune vorbei? oder nimmt die Backen wenigſtens weniger voll, ſobald er an euern Gränzſteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die ſich zu ſeiner Zeit an den Ketzereien ſo ärgerten, über deren Fortgang ſo wunderten, ſagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant, was würde er von Ihnen ſagen, Herr Hauptpaſtor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerei ſo ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch ſagen: „Kurzſichtiger, — nihil valebunt, „si illa tantum valere, non mireris? Dein Lärmen „ſelbſt iſt ſchuld, wenn dieſe Fragmente mehr Schaden an„richten, als ſie anzurichten beſtimmt ſind. Der Ungenannte „wollte ſich keinen Namen erſchreiben, ſonſt hätte er ſich „genannt. Er wollte ſich kein Häufchen ſammeln, ſonſt „hätte er es bei ſeinen Lebzeiten gethan. Mit einem Worte: „der dieſe Fragmente drucken ließ, hat weit weniger Ver„antwortung, als du, der du das laute Zeter über ſie an„ſtimmſt. Jener hat nur gemacht, daß mehrere ſie leſen „können; du machſt, daß mehrere ſie wirklich geleſen „haben und nun leſen müſſen.“ —

Vielleicht, daß der Hr. Hauptpaſtor dieſen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige

im 30. Beitrage des Altonaer Poſtreiters.

1) Habe ich denn auch dem Hrn. Goeze die Recenſion des Maſcho'ſchen Buchs einzig und allein in die Schuh gegoſſen? Habe ich nicht ausdrücklich geſagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieſchaft mit den freiwilligen Beiträgern kann er doch nicht abläugnen, mit welchen er ſich einer gemeinſchaftlichen Firma bedient? Meint denn der Hr. Hauptpaſtor, weil er ſich außer dieſer gemeinſchaftlichen Firma auch noch einer beſondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedient, daß er für jene gar nicht mit einſtehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigſtens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Maſcho eben die Grundſätze enthält, die er an mir verdammt, nächſtens den Hrn. Maſcho in den freiw. Beitr. eben ſo behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Hr. Nikolai immer dem Hrn. Goeze namentlich büßen, ſo oft in der allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht anſteht? Hr. Nikolai iſt auch nicht Director der Allgem. Bibl. Hr. Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufſätze vorher zu ſehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er ſelbſt nie ein Wort gegen ihn geſchrieben hat. Was ſich Hr. Goeze mit Nikolai erlaubt, das ſollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieſer Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirrt hätte, ſollen die Leſer auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn ſie ſo ſchließen wollen, wie Hr. Goeze oder Hr. E. ſchließt! Dieſer Hr. E. mag ſeyn, wer er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tonto.
Francis. de Roxas.

VIERTER. (6)

1778.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern ſehr füglich ſeyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß „die chriſtliche Religion objective allen Vortheil aus den „Einwürfen der Freigeiſter ziehen könnte, ohne ſubjective „den geringſten Schaden zu beſorgen?“

Das wäre allerdings das Beſſere. Aber wie? wodurch? — Hier iſt es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantiſch genug klingt, um gründlich ſeyn zu können. Ein anderer würde ihn bloß lächerlich machen; ich, ich will ihn prüfen. Denn mir iſt das Pedantiſche faſt Empfehlung.

Es dürfte, ſagt man, nur ausgemacht ſeyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt lateiniſch, ihr Herrn! ſchreibt lateiniſch! „— Ja! wer fleißiger in den Claſſen geweſen wäre! wer „lateiniſch könnte!“

— Nicht weiter, Hr. Subconrector, oder man merkt Ihre wahre Abſicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verſchaffen. „Lernt Latein, „Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe gegen die Religion „ſind lateiniſch geſchrieben! Wenn ihr auch ſelbſt keine „ſchreiben wollt, müßt ihr die geſchriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe geſagt, daß ich den Einfall nicht bloß lächerlich machen, ſondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich faſt beſorge, daß dieſes auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernſthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Alſo: „wer gegen die Religion ſchreiben will, ſoll nicht „anders als lateiniſch ſchreiben dürfen, damit der gemeine „Mann nicht geärgert werde.“

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verſteht, als in Polen, Ungarn — da müſſen wohl

ſonach die Einwürfe gegen die Religion griechiſch geſchrieben werden? — Natürlich! Was für ein ſchöner pädagogiſcher Handgriff, nun auch die griechiſche Sprache in dieſen Ländern gemein zu machen! Denn es verſteht ſich, daß die in andern Ländern wider die Religion geſchriebenen lateiniſchen Bücher in dieſe Länder nicht kommen.

Aber ſchon wieder auf das Lächerliche zu, das ich ſo gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der „Vorſchlag in Polen und Ungarn nicht hülfe? er hülfe doch „fürs erſte in Deutſchland.“ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorſchlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch chriſtlich iſt? — Das iſt, was ich ſo ernſthaft erweiſen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl vorausſetzen laſſen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgeſetz darüber gemacht werden könne und dürfe. Denn ein geringeres Verbot, als ein Reichsgeſetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigſtens ewige Gefangenſchaft bei Waſſer und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römiſchen Reiche darauf ſtehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römiſch ſchriebe. Das Geſetz läge ſchon in dem Namen des heiligen römiſchen Reichs, und ſollte nicht thulich ſeyn?

Nun gut, ſo ſey es thulich; aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Geſetz billig ſeyn, das eben ſo viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausſchließen würde? — Und wer ſieht nicht, daß dieſes hier geſchähe? Oder iſt es das Latein ſelbſt, welches die Fähigkeit gewährt, Zweifel gegen die Religion zu haben und vorzutragen? Iſt es die Unkunde des Lateins ſelbſt, welche dieſe Fähigkeit allen Menſchen ohne Ausnahme aberkennt? Iſt kein gewiſſenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht beſtehen, daß das Latein erſt den rechten Narren macht; aber den rechten Philoſophen macht es doch auch nicht. — Dazu, von was für einem Latein können iſt die Rede? Von dem, bis zum ſchreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein ſchreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte, ſo hätte auch Baco dieſe Zweifel unterdrücken müſſen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateiniſches Programma zuſammen raſpeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es geradezu für das Zeichen eines ſchiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er ſich in einer fremden Sprache beſſer werde ausdrücken können, als in ſeiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein ſchreiben möchte, kann ich nicht, und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein ſie ſchrieben, ſo würden noch wenigere Latein ſchreiben. Es wäre denn freilich, daß ſie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich ſeyn könnte, aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn ſchon in dieſem Betracht, daß man ſonach dem kleinern Nutzen den größern aufopferte, das unbillige Geſetz auch nicht klug wäre, wäre es nur in dieſem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man ſich unter ſeinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die lateiniſchen Männer durch ihre Dollmetſcher nur ſo viel mittheilen ließen, als ſie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen will, gerade vermehrt? Die Einwendungen gegen die Religion ſollen lateiniſch geſchrieben werden, damit ſie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateiniſche nur bei einer gewiſſen Claſſe von Leuten üblich wäre; aber auch in ganz Europa, in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn ſollten auch nur in Europa zuſammen nicht mehr Menſchen ſeyn, welche lateiniſch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrſcheinlicher Zweifel zu widerſtehen und zu begegnen, als dergleichen ſchwache Menſchen, die nicht lateiniſch könnten, in jedem einzelnen Lande? Seele iſt für den Teufel Seele, oder, wenn er einen Unterſchied unter Seelen macht, ſo gewänne er ja wohl noch dabei. Er bekäme z. E. für die Seele eines deutſchen Michels, der nur durch deutſche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines ſtudirten Franzoſen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten einen geſpickten.

Sein Votum alſo, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Geſetz gewiß, wenn es auch nicht, noch oben darein, unchriſtlich wäre, wie ſchon daraus zu vermuthen, daß es unbillig iſt. — Ich verſtehe aber unter unchriſtlich, was mit dem Geiſte des Chriſtenthums, mit der letzten Abſicht deſſelben ſtreitet. Nun iſt, ſo viel ich, mit Erlaubniß des Hrn. Hauptpaſtor Goeze davon verſtehe, die letzte Abſicht des Chriſtenthums nicht unſere Seligkeit, ſie mag herkommen, woher ſie will, ſondern unſere Seligkeit, vermittelſt unſerer Erleuchtung, welche Erleuchtung nicht bloß als Bedingung, ſondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig iſt, in welcher am Ende unſere ganze Seligkeit beſteht. Wie ganz alſo dem Geiſte des Chriſtenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung ſo vieler nichts beitragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müſſen dieſe Wenige, die niemals Chriſten waren, niemals Chriſten ſeyn werden, die bloß unter dem Namen der Chriſten ihr undenkendes Leben ſo hinträumen, immer muß dieſer verächtliche Theil der Chriſten vor das Loch geſchoben werden, durch welches der beſſere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder iſt dieſer verächtlichſte Theil nicht der wenigſte? Muß er wegen ſeiner Vielheit geſchont werden? — Was für ein Chriſtenthum hat man denn bisher gepredigt, daß dem wahren Chriſtenthume noch nicht einmal der größere Haufe ſo anhängt, wie ſich's gehört? — Wenn nun auch von

dieſen Namenchriſten ſich einige ärgerten, einige von ihnen, auf Veranlaſſung in ihrer Sprache geſchriebener freigeiſteriſchen Schriften, ſogar erklärten, daß ſie nicht länger ſeyn wollten, was ſie nie waren, was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, beſonders zu ſchreiben beginnt, vorher unterſuchen zu müſſen glaubt, ob er nicht vielleicht durch ſeine Handlungen und Schriften hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Böſewichte, der Feigenblätter ſucht, dergleichen in die Hände ſpielen werde, der entſage doch nur gleich allem Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorſätzlich zertreten, aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden ſoll, wenn ich einen von ungefähr zertrete, ſo weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es ſich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im phyſiſchen entwickelt und zerſtört, bringt Leben und Tod; bringt dieſem Geſchöpfe Tod, *indem* ſie jenem Leben bringt; ſoll lieber kein Tod ſeyn, und keine Bewegung? oder lieber Tod und Bewegung?

Und ſo iſt es mit dieſem Wunſche beſchaffen, daß die Feinde der Religion ſich nie einer andern, als der lateiniſchen Sprache bedienen dürften, mit dieſem Wunſche, der ſo gern Geſetz werden möchte! So iſt es ſchon jetzt damit beſchaffen, und wie meint man, daß es mit aller Unterſuchung der Wahrheit überhaupt ausſehen würde, wenn er nun erſt Geſetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geiſtliche Tyrannei in einem ihrer grimmigſten, zum Glück noch gefeſſelten Tiger, bereits zu entblößen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Hr. Hauptpaſtor S. 79 und 80 über dieſen Punct ſagt; und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einſchränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es *vergönnt bleiben könne*, Einwürfe gegen die Religion zu machen, der hat den Schnupfen ein wenig zu ſtark.

„Verſtändigen — heißt es alldort — verſtändigen und „geſetzten Männern kann es vergönnt bleiben, beſcheidene „Einwürfe gegen die chriſtliche Religion und ſelbſt gegen die „Bibel zu machen.“ — Aber von wem ſoll die Entſcheidung abhangen, wer ein geſetzter und verſtändiger Mann iſt? Iſt der bloß ein *verſtändiger* Mann, der Verſtand genug hat, die Verfolgung zu erwägen, die er ſich durch ſeine Freimüthigkeit zuziehen würde? Iſt der bloß ein *geſetzter* Mann, der gern in dem bequemen Lehnſtuhle, in den ihn ſein Amt *geſetzt* hat, ruhig ſitzen bliebe, und daher herzlich wünſcht, daß auch andere, wenn ſie ſchon ſo weich nicht ſitzen, dennoch eben ſo ruhig ſitzen bleiben möchten? Sind nur das *beſcheidene* Einwürfe, die ſich beſcheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? die ſich beſcheiden, nur ſo weit ſich zu entwickeln, als ungefähr noch eine Antwort abzuſehen iſt?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpaſtor fährt fort: „Es wird ſolches nöthig ſeyn, um die Lehrer in Athem zu erhalten.“ — So? nur darum? So ſoll alle Beſtreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte ſeyn? Sobald der Präſes dem Opponenten einen Wink giebt, ſobald der Opponent merkt, daß der Reſpondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präſes zu ſehr hungert, als daß dieſer ſelbſt mit gehöriger Ruhe und Umſtändlichkeit darauf antworten könne, muß die Diſputation aus ſeyn? müſſen Präſes und Opponent freundſchaftlich mit einander zum Schmauſe eilen? — Doch wohl, nein; denn der Herr Hauptpaſtor ſetzt ja noch hinzu: „und um ſolche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen „die Chriſtenheit von dem 9. bis zum 15. Jahrhundert „beinahe völlig zu Grunde gegangen wäre.“ — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpaſtor wohl, daß ſelbſt in dieſen barbariſchen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die chriſtliche Religion gemacht wurden, als die Geiſtlichen zu beantworten Luſt hatten? Bedenkt er wohl, daß dieſe Zeiten nicht darum der chriſtlichen Religion ſo verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte, ſondern darum, weil ſich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpaſtor will, daß unſere werden ſollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

FUENFTER. (7)

1778.

O glückliche Zeiten, da die Geiſtlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpaſtor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß ſich Deutſchlands Regenten zu dieſer heilſamen Abſicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen ſüß und ſauer, er ſtellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn ſie nicht hören wollen, — ſo mögen ſie fühlen. Witz und Landesſprache ſind die Miſtbeete, in welchen der Same der Rebellion ſo gern und ſo geſchwind reift. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens ſind nicht in den Beichtſtühlen, ſind auf dem Parnaſſe gebildet.

Doch auf dieſem *Gemeinorte* des Herrn Hauptpaſtors laſſe ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Jetzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug iſt, vollends klar machen, daß Herr Goeze ſchlechterdings *nicht* geſtattet, was er zu geſtatten ſcheint, und daß eben das die Klauen ſind, die der Tiger nur in das hölzerne Gitter ſchlagen zu können ſich ſo ärgert.

Ich ſage nämlich: es iſt, mit ſeiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt ſie und giebt ſie nicht, denn er verclauſulirt ſie von allen Seiten ſo ſtreng und rabuliſtiſch, daß man ſich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clauſel in Anſehung der Sprache habe ich genugſam beleuchtet. Auch habe ich die Clauſel in Anſehung der Perſonen und der Abſicht berührt. Aber noch iſt die Clauſel in Anſehung der Puncte ſelbſt übrig, welche die Einwürfe nur ſollen treffen können; und dieſe verdient um ſo mehr, daß wir uns einen Augenblick dabei verweilen, je billiger ſie klingt, je weniger man dem erſten Anſehen nach etwas dagegen einzuwenden haben ſollte.

„Nur müßte, ſind die Worte des Herrn Hauptpaſtors, „der angreifende Theil die Freiheit nicht haben, die hei„ligen Männer Gottes, von welchen die ganze Chriſten„heit glaubt, daß ſie geredet und geſchrieben haben, ge„trieben von dem heil. Geiſte, als Dummköpfe, als Böſe„wichter, als Leichenräuber zu läſtern.“

Wie geſagt, dieſes klingt ſo billig, daß man ſich faſt ſchämen ſollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch iſt es im Grunde mehr nicht, als Pfiff oder Armſeligkeit. Denn verſtehen wir uns nur erſt recht!

Will der Herr Hauptpaſtor bloß, daß der angreifende Theil die Freiheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anſtatt aller Gründe zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freiheit nicht haben müßte, ſolche Dinge und Thatſachen zu berühren, aus deren Erweiſung erſt folgen würde, daß den Apoſteln jene Benennungen gewiſſermaßen zukommen? Das iſt die Frage, deren er ſich wohl nicht verſehen hat.

Will er bloß jenes, ſo iſt ſeine Forderung höchſt gerecht; aber ſie betrifft eine Armſeligkeit, über die ſich der Chriſt lieber hinwegſetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf, ſie mögen wider ihn ſelbſt oder wider ſeinen Glauben gerichtet ſeyn. Ruhige Verachtung iſt alles, was er ihnen entgegen ſetzt. Wehe ſeinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn beſtreite, und ihn doch beſtreitet! —

Will der Herr Hauptpaſtor aber auch zugleich dieſes, ſo geht er mit Pfiffen um, deren ſich nur eine theologiſche Memme ſchuldig macht, und jeder muß ſich ihm widerſetzen, dem die Wahrheit der chriſtlichen Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die chriſtliche Religion kranke Stellen, die ſchlechterdings keine Betaſtung dulden? die man ſelbſt der Luft nicht auslegen darf? Oder hat ſie keine ſolche Stellen, warum ſollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur nicht alles „ſagen dürfe, was man gegen ſie ſagen könnte?“ Dieſer Vorwurf iſt ſo erniedrigend, iſt ſo marternd! Ich wiederhole es: nur eine theologiſche Memme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu ſehen wünſchen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der theologiſche Renomiſt lieber wäre, welcher mitten vom Pflaſter dem leutescheuen Freigeiſte, der ſich an den Häuſern hinſchleicht, ein Schnippchen ſchlägt und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was haſt!“ Ich kann beide nicht leiden; und das ſonderbarſte iſt, daß auch hier nicht ſelten Memme und Renomiſt in Einer Perſon ſind. Sondern ich glaube, daß der wahre Chriſt weder den einen noch den andern ſpielt, zu mißtrauiſch auf ſeine Vernunft, zu ſtolz auf ſeine Empfindung. —

So viel gegen die Forderung des Herrn Hauptpaſtors im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzelnen Fall, den er dabei im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl ſeyn ſollen, der ſich einer Freiheit bedient, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er ſich denn ihrer bedient? Wo hat er denn die Apoſtel als Dummköpfe, Böſewichter, Leichenräuber geläſtert? Ich biete dem Herrn Hauptpaſtor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit ſolchen Ehrentiteln um ſich wirft. Der Herr Hauptpaſtor ſind es einzig und allein ſelbſt, dem ſie hier zuerſt über die Zunge oder aus der Feder, — zuerſt in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten die Apoſtel läſtern, damit er den Ungenannten läſtern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten bloß damit ſchützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchſtäblich bei ihm zu finden! Mein Ungenannter hat ſogar nichts von den Apoſteln poſitiv behauptet, was ſie derſelben würdig machen könnte, nirgends ihnen den Gehalt derſelben gerade auf den Kopf zugeſagt.

Es iſt nicht wahr, daß mein Ungenannter ſchlechthin ſagt: „Chriſtus iſt nicht auferſtanden, ſondern ſeine Jünger „haben ſeinen Leichnam geſtohlen.“ Er hat die Apoſtel dieſes Diebſtahls weder überwieſen, noch überweiſen wollen. Er ſah zu wohl ein, daß er ſie deſſen nicht überweiſen könne. Denn ein Verdacht, ſelbſt ein höchſtwahrſcheinlicher Verdacht iſt noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter ſagt bloß: dieſer Verdacht, welchen ſein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher ſich aus dem Neuen Teſtamente ſelbſt herſchreibt, dieſer Verdacht ſey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes nicht ſo völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrſcheinlich und glaublich bleibe; indem beſagte Erzählung nicht allein ihrer inneren Beſchaffenheit nach höchſt verdächtig, ſondern auch ein παξ ἀλεγόμενον ſey, dergleichen in der Geſchichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene, und hier deſtoweniger, weil ſich ſelbſt diejenigen nie darauf zu berufen getraut, denen an der Wahrheit derſelben am meiſten gelegen geweſen.

Wer ſieht nun nicht, daß es ſonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der

Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer ſehr wahren Sache ſehr unglaublich ſeyn kann: wer erkennt nicht, daß dieſe Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in ſo weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen laſſen?

Doch geſetzt auch, mein Ungenannter hätte ſich in dieſen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht bloß zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anſtoß glauben und behaupten kann, daß in der ſchriftlichen Erzählung der Evangeliſten und Apoſtel einzig und allein gewiſſe heilige Begebenheiten ſo ungezweifelt nicht erſcheinen, daß ſie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürfen; geſetzt, er hätte das wahrſcheinliche für wahr, das glaubliche für unläugbar gehalten, er hätte es ſchlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apoſtel den Leichnam Jeſu entwendet: ſo bin ich auch ſodann noch überzeugt, daß er dieſen Männern, durch welche gleichwohl ſo unſäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er ſelbſt nicht in Abrede iſt, daß er, ſage ich, dieſen uns in aller Abſicht ſo theuren Männern die ſchimpflichen Namen Betrüger, Böſewichter, Leichenräuber würde erſpart haben, die dem Herrn Hauptpaſtor ſo geläufig ſind.

Und zwar würde er ſie ihnen nicht bloß aus Höflichkeit erſpart haben; nicht bloß aus Beſorglichkeit das Kalb, wie man zu ſagen pflegt, zu ſehr in die Augen zu ſchlagen: ſondern er würde ſie ihnen erſpart haben, weil er überzeugt ſeyn mußte, daß ihnen zu viel damit geſchähe.

Denn wenn es ſchon wahr iſt, daß moraliſche Handlungen, ſie mögen zu noch ſo verſchiedenen Zeiten, bei noch ſo verſchiedenen Völkern vorkommen, in ſich betrachtet immer die nämlichen bleiben: ſo haben doch darum die nämlichen Handlungen nicht immer die nämlichen Benennungen, und es iſt ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche ſie zu ihren Zeiten und bei ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun iſt es erwieſen und ausgemacht, daß die älteſten und angeſehenſten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Abſicht geſchieht, für keinen Betrug gehalten, und dieſe nämliche Denkungsart den Apoſteln beizulegen, ſich kein Bedenken gemacht haben. Wer dieſen Punct von einem unverdächtigen Theologen ſelbſt belegt und aufs Reine gebracht leſen will, der leſe Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen ſind unwiderſprechlich, die Ribov daſelbſt mit Verſchwendung zuſammen trägt, um zu beweiſen, daß die Kirchenväter faſt ohne Ausnahme der feſten Meinung geweſen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch ſind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Apoſteln ſelbſt eine dergleichen *οἰκονομίαν*, eine dergleichen falsitatem dispensativam beilegen, eben ſo unläugbar. Was Hieronymus unter andern vom heil. Paulus verſichert,[1] iſt ſo naiv, daß es dem naiven Ribov ſelbſt auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meinung des Hieronymus bleibt.

Man ſage nicht, daß dieſe uns jetzt ſo befremdende Vorſtellung von der Aufrichtigkeit der erſten Kirchenväter und Apoſtel bloße Vortheile der Auslegungskunſt, bloßen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht ſo weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig iſt, eine Schriftſtelle wider beſſer Wiſſen und Gewiſſen zu verdrehen, iſt zu allem andern fähig, kann falſch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterſchieben, kann Thatſachen erdichten, kann zu Beſtätigung derſelben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verſtehen geben ſollte, daß die Apoſtel zu dieſem allem fähig geweſen, weil ſie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlaſſen: ob in eben dem Geiſte, in welchem wir jetzt in Anſehung dieſes einen über ſie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Anſehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Laſt fiele?

Und ſo ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in ſchwerem wiedergefordert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachſehenderen Geſetzen begangen war, nach ſpäteren geſchärfteren Geſetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abſtracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unſerer Zeit beigelegt. Er hat immer in ſeinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen ſind; aber er hat ſich wohl gehütet zu ſagen, daß wir von Betrügern betrogen ſind.

Vielmehr ſpielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieſes letztere ſagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erſtere geglaubt habe, ſelbſt einen Betrug, um einen Pöbel in Harniſch zu bringen, der keinen Unterſchied zu machen fähig iſt. Ob aber dieſe Abſicht auch zu den Abſichten gehört, die einen Betrug entſchuldigen, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Ich ſehe wenigſtens den Nutzen, der daraus entſpringen ſoll, noch nicht ein: und ich muß erſt erfahren, ob ſelbſt der Pöbel jetziger Zeit nicht ſchon klüger und vernünftiger iſt, als die Prediger, die ihn ſo gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß ſehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apoſtel es ebenfalls gemacht, wie es alle Geſetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er ſchreibt und predigt, nicht ſo recht auf. Er ſpricht alſo mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels und ſchreit, daß mein Ungenannter die Apoſtel als Betrüger und Böſewichter läſtere. — Das klingt!

[1] Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

das thut Wirkung! — Vielleicht, wie geſagt, aber auch nicht. Denn auch der geringſte Pöbel, wenn er nur von ſeiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer; anſtatt daß es bei gewiſſen Predigern ein Grundgeſetz iſt, auf dem nämlichen Puncte der Moral und Religion immer und ewig ſtehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren ſtanden. Sie reißen ſich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

SECHSTER. (8)

1778.

Ich habe erwieſen (Anti-Goeze III.), daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen zieht, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen ſie angeht, ſo weſentlich und groß ſind, daß aller ſubjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entſtehe, in keine Betrachtung zu kommen verdient, welches auch ſchon daher klar iſt, weil der ſubjective Nachtheil nur ſo lange dauert, bis der objective Vortheil ſich zu äußern beginnt, in welchem Augenblicke ſofort objectiver Vortheil auch ſubjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwieſen, daß ſonach die Kirche, welche ihr wahres Beſte verſteht, ſich nicht einfallen laſſen kann, die Freiheit, die Religion zu beſtreiten, auf irgend eine Weiſe einzuſchränken, weder in Anſehung der Sprache, noch in Anſehung der Perſonen einzuſchränken, von welchen allein und in welcher allein die Beſtreitung geſchehen dürfe. (A. G. IV.) — Ich habe erwieſen, daß am wenigſten eine Ausnahme von Puncten gemacht werden dürfe, welche die Beſtreitung nicht treffen ſoll (A. G. V.); indem dadurch ein Verdacht entſtehen würde, welcher der Religion ſicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Beſtreitung der ausgenommenen Puncte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellt, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen ſie geſchrieben worden, von welcher Beſchaffenheit ſie auch ſeyn mögen, in ihrer Geburt zu erſticken, oder zu ihrer Geburt gar nicht gelangen zu laſſen, es ſey denn durch die beſſere Belehrung ihrer Urheber; wenn ſelbſt dieſe Urheber, in welchen ſie nur den Irrthum verfolgt, alle die Schonung von ihr genießen, welche man denjenigen ſo gern widerfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unſer Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann ſie den für ihren Feind erkennen, in welchem ſie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher bloß fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verſchaffen? Wie kann der Herausgeber eines freigeiſteriſchen Buches eine Ahndung von ihr zu beſorgen haben, mit der ſie nicht einmal den Verfaſſer deſſelben anſehen würde? —

Als Hieronymus eine, ſeinem eigenen Urtheile nach, der wahren chriſtlichen Religion höchſt verderbliche Schrift aus dem Griechiſchen überſetzte — Es waren des Origines Bücher περὶ ἀρχῶν. Man merke wohl, überſetzte! Und überſetzen iſt doch wohl mehr, als bloß herausgeben — Als er dieſe gefährliche Schrift in der Abſicht überſetzte, um ſie von den Verkleiſterungen und Verſtümmlungen eines andern Ueberſetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um ſie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen der lateiniſchen Welt vorzulegen, und ihm hierüber eine gewiſſe schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein ſehr ſtrafbares Aergerniß auf ſeiner Seele; was war ſeine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freilich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich ſagen wollen. Und es wäre doch erſtaunlich, wenn es auch damals ſchon unter den chriſtlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch ſchon für mich auch gegeben. „Weil „ich das Gift, das im Finſtern ſchleicht, dem Geſundheits„rathe anzeige, ſoll ich die Peſt in das Land gebracht „haben?“

Freilich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfing, wußte ich, oder äußerte ich doch den Umſtand noch nicht, den ich zur Entſchuldigung eines Unternehmens, bei welchem ich darauf keine Rückſicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen ſcheine. Ich wußte oder äußerte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden ſey, an mehreren Orten vorhanden ſey, und in der Handſchrift darum keinen geringeren Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich ſcheine auch nur, mich dieſes Umſtandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine ſehr unſchuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefordert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blöße geben.

Ich will geradezu bekennen, daß ich auch ohne alle Aufforderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas ſpäter gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubiſche Achtung gegen jedes geſchriebene und nur geſchrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfaſſer die Welt damit belehren oder vergnügen wollen. Es jammert mich, wenn ich ſehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Urſachen ſo viel gute Abſichten vereiteln können, und ich fühle mich ſofort in der Befaſſung, in welcher ſich jeder Menſch, der dieſes Namens noch würdig iſt, bei Erblickung

eines ausgeſetzten Kindes befindet. Er begnügt ſich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen, es unbeſchädigt und ungeſtört da liegen zu laſſen, wo er es findet; er ſchafft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigſtens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freilich wohl lieber als das andere, nachdem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere, nachdem ihm das eine den Finger mehr gedrückt, als das andere.

Gerade ſo wünſchte ich wenigſtens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch ſo viel Lumpen mehr dergeſtalt verarbeitet werden müßten, daß ſie Spuren eines unſterblichen Geiſtes zu tragen fähig würden? — wünſchte ich wenigſtens alle und jede ausgeſetzten Geburten des Geiſtes mit eins in das große für ſie beſtimmte Findelhaus der Druckerei bringen zu können, und wenn ich deren ſelbſt nur wenige wirklich dahin bringe, ſo liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich thue, was ich kann, und jeder thue nur eben ſo viel. Selbſt die Urſache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher dieſe als jene hinbringe, warum ich mir von dem geſunderen und freundlicheren Findlinge den Finger umſonſt muß drücken laſſen, ſondern es wirken auch hier meiſtens ſo viel kleine unmerkliche Urſachen zuſammen, daß man mit Recht ſagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich dieſe meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht, ob ich ſagen ſoll, zum Bibliothekar geboren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloſt bin, — nie habe ich dieſe meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preiſen. Ich bin ſehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin und an keinem andern Orte. Ich bin ſehr glücklich, daß ich dieſes Herrn Bibliothekar bin und keines andern. —

Unter den heidniſchen Philoſophen, welche in den erſten Jahrhunderten wider das Chriſtenthum ſchrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichſte geweſen ſeyn, ſo wie er, aller Vermuthung nach, der ſcharfſinnigſte und gelehrteſte war. Denn ſeine 15 Bücher κατὰ χριστιανῶν ſind, auf Befehl des Conſtantinus und Theodoſius ſo ſorgſam zuſammengeſucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbſt die dreißig und mehr Verfaſſer, die ausdrücklich wider ihn geſchrieben hatten, worunter ſich ſehr große Namen befinden, ſind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil ſie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt ſollte, angeführt hatten. — Wenn es aber wahr ſeyn ſollte, was Iſaac Voſſius den Salvius wollen glauben machen,[1] daß dem ungeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieſer ſo fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden ſey, in der mediceiſchen Bibliothek zu Florenz nämlich, wo es aber ſo heimlich gehalten werde, daß niemand es leſen, niemand das geringſte der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, ſo möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar ſeyn, und wenn ich Großherzog zugleich ſeyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieſer Bedingung ſeyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Chriſtenthume ſo nachtheiliges Verbot geſchwind aufheben, geſchwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Palaſte drucken laſſen, und geſchwind das Großherzogthum, welches mir jetzt ſchon im Gedanken zur Laſt iſt, geſchwind wieder an ſeine Behörde abgeben könnte. —

Abälard iſt der Mann, den ich oben[1] in Gedanken hatte, als ich ſagte, daß ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Luſt hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen den nur gleich zu allen Teufeln zu ſchicken bereit waren, der ſich mit ſeinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn ſollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der heil. Bernhardus dem Abälard gegen verſchiedene ſeiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboiſe mit ſeiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachleſen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieſer Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgeſinnungen deſſelben vornehmlich zu erſehen ſeyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abſchrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu laſſen. Aber D'Achery ging oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benediktinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und ſo konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finſterniſſen verdammt.[2] Die Abſchrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und dieſe, welche ſo viel hiſtoriſchen und theologiſchen Schund dem Untergange entriſſen hatten, hatten eben ſo wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren, weil es doch nur philoſophiſcher Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich laſſe dich ſo gewiß drucken, ſo gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünſchen einer zu ſeyn, könnte ich faſt, wenn man nur als ein ſolcher mehr dergleichen Manuſcripte zu ſehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erſte Jahr wieder aus dem Orden geſtoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken laſſen, wozu mir der Orden den Vorſchub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken ſchlagen, und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päpſtlichen Hierarchie ſo zuträglich iſt, auch dem wahren Chriſtenthume zuträglich ſeyn könne.

„Doch das alles heißt ja nur eine Miſſethat durch das

[1] Ritmeieri Conringiana Epistolica. p. 71.

[1] A. G. IV. S. 16. (S. 263.)

[2] Thes. Anecd. T. V. Praef.

„Jucken entſchuldigen wollen, welches man, ſie zu begehen, „unwiderſtehlich fühlet. Wenn es denn deine Schwachheit „iſt, dich verlaſſener Handſchriften anzunehmen, ſo leide „auch für deine Schwachheit. Genug, von dieſer Handſchrift „hätte ſchlechterdings nichts müſſen gedruckt werden, weil „ſie wenigſtens eben ſo ſchlimm iſt, als das Toldos Jeſchu."

Wohl angemerkt! Und alſo hätte auch wohl Toldos Jeſchu nicht müſſen gedruckt werden? Alſo waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Chriſten? Freilich war der, welcher es den Chriſten zuerſt gleichſam unter die Naſe rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenſeil, der ſogar das hebräiſche Original retten zu müſſen glaubte! O der unbeſonnene, der heimtückiſche Wagenſeil! Sonſt bekam unter tauſend Juden kaum einer das Toldos Jeſchu zu leſen: nun können es alle leſen. Und was er auch ſonſt noch einmal vor dem Richterſtuhl Gottes ſchwer wird zu verantworten haben, der böſe Wagenſeil! Aus ſeiner Ausgabe hat der abſcheuliche Voltaire ſeine ſcurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlaſſen haben würde, wenn er das Buch erſt in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufſuchen müſſen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor? Ich ſetze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müſſen bleiben laſſen, wenn Wagenſeil das Läſterbuch anſtatt hebräiſch und lateiniſch, hebräiſch und deutſch hätte drucken laſſen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es iſt, wenn die Schriften wider die Religion nur lateiniſch zu haben ſind. Nicht wahr, Herr Hauptpaſtor?

Indeß, Herr Hauptpaſtor, hat doch Wagenſeil, in der weitläuftigen Vorrede zu ſeinen Telis igneis Satanae, ſein Unternehmen ſo ziemlich gut vertheidigt. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus herſetze, in welcher auch ich mit eingeſchloſſen zu ſeyn glaube? Es iſt die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.
Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

Aber der Herr Hauptpaſtor wird ärgerlich werden, daß ich ihm ſo Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwiſchen kann. Er wird ſchon jetzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwiſchen ſuchen, und ſagen: „Ei, wer „ſpricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der ließe „ſich freilich noch ſo ſo beſchönigen. Das eigentliche Ver„brechen ſteckt da, daß der Herausgeber der Fragmente „zugleich die Advocatur des Verfaſſers übernom„men hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfaſſers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an ſeiner Statt übernommen? Die Advocatur iſt die Befugniß, vor gewiſſen Gerichten gewiſſe Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine ſolche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man ſeine Befugniß, den geſunden Menſchenverſtand vor dem Publicum zu vertheidigen, darunter verſtehen wolle. Doch dieſe Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur, giebt ſich ja wohl ein jeder von ſelbſt, braucht keiner erſt lange von dem andern zu übernehmen. Sie iſt weder eine Fleiſchbank, noch ein Paſtorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpaſtor die Worte ſo zu mäckeln! So genau bei ihm auf das zu ſehen, was er ſagt, und nicht vielmehr auf das, was er ſagen will? Er will ſagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu ſeyn, mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworfen. Das will er ſagen, und ich wette zehn gegen eins, daß ihn kein Karrenſchieber anders verſteht. —

So habe er es denn auch geſagt! — Wenn ich nur ſähe, wo der Weg nun weiter hinginge. Denn auch hier laufen Straßen nach allen Gegenden des Himmels. — Freilich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpaſtor von einem Advocaten ſich mache: ſo wollte ich den geraden Weg, in ſeine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpaſtor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff ſich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meinen? den ehrlichen Mann unter dieſem Namen meinen, der der Geſetze genau kundig iſt, und keinen Handel übernimmt, als ſolche, von deren Gerechtigkeit er überzeugt iſt? — Nein, nein, den kann er nicht meinen. Denn ich habe nirgend geſagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig ſo wie ſie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie geſagt, vielmehr habe ich gerade das Gegentheil geſagt. Ich habe geſagt und erwieſen, daß wenn der Ungenannte auch noch in ſo viel einzelnen Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen ſcheine.

Ich darf kühnlich hinzuſetzen, was einer Art von Prahlerei ähnlich ſehen wird. Genug, daß billige Leſer Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerei nöthig iſt, und Leſer von Gefühl wohl empfinden, daß ich mich hier in einem der geringſten dieſer Fälle befinde. — Ich habe

es nicht allein nicht ausdrücklich geſagt, daß ich der Meinung meines Ungenannten zugethan ſey: ich habe auch bis auf den Zeitpunct, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringſte geſchrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte ausſetzen könnte, ein heimlicher Feind der chriſtlichen Religion zu ſeyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geſchrieben, in welchen ich nicht allein die chriſtliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem beſten Lichte gezeigt, ſondern auch die chriſtlichlutheriſche orthodoxe Religion insbeſondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe.

Dieſe Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpaſtor größtentheils ſelbſt, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt ſeinen Beifall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erſt auf einmal den Teufel in mir, der ſich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigſtens in einen Menſchen von eben nicht dem ſchlimmſten Schlage verſtellt hatte? Sollte ich wirklich umgeſchlagen ſeyn, ſeitdem ich die nämliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und beſſere Kenntniſſe und Einſichten, die ich ſeit unſerer Trennung zu erlangen, eben ſo viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzſichtiger und ſchlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem ſtürmiſchen Alter brauſender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erſt nachläſſig ſcheitern, da ſanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben ſo freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nämliche Menſch: aber der Herr Hauptpaſtor betrachtet mich nicht mehr mit dem nämlichen Auge. Die Galle hat ſich ſeiner Sehe bemeiſtert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich es erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtiſch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und ſage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit ſeinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich alſo nicht, kann ich alſo nicht ſeyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der ſeyn, der von der Gerechtigkeit der Sache ſeines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und ſich dennoch entweder aus Freundſchaft oder aus andern Urſachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; feſt entſchloſſen, jeden Windſtoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu ſetzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch ſonſt nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit ſeinen Handſchriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder ſo viel Verdruß noch ſo viel Mühe machen würden, wenn es nicht das Verlangen wäre, ſie ſo bald als möglich, ſie noch bei meinen Lebzeiten widerlegt zu ſehen.

Bei Gott! die Verſicherung dieſes Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, iſt darum keine leere Ausflucht. Aber freilich eigennützig iſt dieſes Verlangen; höchſt eigennützig. Ich möchte nämlich gar zu gern ſelbſt noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß ſie mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten ſo mancherlei Dinge, welche mein Bißchen Scharfſinn und Gelehrſamkeit gehörig auseinander zu ſetzen, nicht zureicht. Ich ſehe hier und da, auf tauſend Meilen, keine Antwort, und der Herr Hauptpaſtor wird ſich freilich nicht vorſtellen können, wie ſehr eine ſolche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich ſelbſt, meine Beruhigung zu ſuchen, wo ich ſie zu finden glaube? Und wo konnte ich ſie beſſer zu finden glauben, als bei dem Publicum? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum ſeine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern ſchuldig iſt. Aber auch ſeine ewige? Was vor Gott und den Menſchen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpaſtor. —

Allerdings habe ich keine beſondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten literariſchen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe dieſe beſondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeſchloſſen zu ſeyn geglaubt, die mir mein gnädigſter Herr zu ertheilen geruht. Habe ich durch dieſen Glauben mich ſeines Zutrauens unwürdig bezeigt: ſo beklage ich mein Unglück und bin ſtrafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen, wenn Gott mich nur vor den Händen des zornigen Prieſters bewahrt!

Und was wird dieſer zornige Prieſter nun vollends ſagen, wenn ich bei Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte ſelbſt, an das Licht zu treten, ſich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn ſchon jetzt an das Licht gezogen, iſt nicht allein ohne ſeinen Willen, ſondern wohl gar wider ſeinen Willen geſchehen. Dieſes läßt mich der Anfang eines Vorberichts beſorgen, der mir unter ſeinen Papieren allerdings ſchon zu Geſichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienſte ſeines Einführers in die Welt entſchloß. Er lautet alſo: „Die Schrift, wozu ich hier den Vorbericht „mache, iſt ſchon vor vielen Jahren von mir aufgeſetzt „worden. Jedoch habe ich ſie bei Gelegenheit eines öftern „Durchleſens an manchen Stellen vermehrt, an andern „eingekürzt oder geändert. Bloß meine eigene Gemüths„beruhigung war vom erſten Anfange der Bewegungsgrund, „warum ich meine Gedanken niederſchrieb, und ich bin „nachher nimmer auf den Vorſatz gerathen, die Welt durch „meine Einſichten irre zu machen, oder zu Unruhen Anlaß

„zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, zum Ge„brauch verſtändiger Freunde, liegen bleiben; mit meinem „Willen ſoll ſie nicht durch den Druck gemein gemacht wer„den, bevor ſich die Zeiten mehr aufklären. Lieber mag „der gemeine Haufe noch eine Weile irren, als daß ich ihn, „obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten ärgern und „in einen wüthenden Religionseifer ſetzen ſollte. Lieber „mag der Weiſe ſich des Friedens halber unter den herr„ſchenden Meinungen und Gebräuchen ſchmiegen, dulden „und ſchweigen, als daß er ſich und andere durch gar zu „frühzeitige Aeußerung unglücklich machen ſollte. Denn „ich muß es zum Voraus ſagen, die hierin enthaltenen „Sätze ſind nicht katechismusmäßig, ſondern bleiben in „den Schranken einer vernünftigen Verehrung Gottes und „Ausübung der Menſchenliebe und Tugend. Da ich aber „mir ſelbſt und meinen entſtandenen Zweifeln zureichend „Genüge thun wollte: ſo habe ich nicht umhin können, den „Glauben, welcher mir ſo manche Anſtöße gemacht hatte, „von Grund aus zu unterſuchen, ob er mit den Regeln der „Wahrheit beſtehen könne oder nicht.“

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpaſtor, was haben Sie da geleſen! Nicht wahr? ſo gar ſtrafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bei aller ſeiner Freigeiſterei doch noch ſo ehrlich, daß er die Welt durch ſeine Einſichten nicht irre machen wollte; und ich, ich trage kein Bedenken, ſie durch fremde Einſichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein ſo friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte; und ich, ich ſetze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpaſtor, am beſten wiſſen, wie ſauer es jetzt einem treufleißigen Seelenſorger wird, ſie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unſerer allerheiligſten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein ſo behutſamer Mann, daß er keinen Menſchen mit Wahrheiten ärgern wollte; und ich, ich glaube ganz und gar an kein ſolches Aergerniß, feſt überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man bloß zur Unterſuchung vorlegt, ſondern allein Wahrheiten, die man ſofort in Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu verſetzen fähig ſind. Der Ungenannte war ein ſo kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeußerungen, weder ſich noch andere unglücklich machen wollte; und ich, ich ſchlage als ein Raſender meine eigene Sicherheit zuerſt in die Schanze, weil ich der Meinung bin, daß Aeußerungen, wenn ſie nur Grund haben, dem menſchlichen Geſchlechte nicht früh genug kommen können. Mein Ungenannter, der, ich weiß nicht wann ſchrieb, glaubte, daß ſich die Zeiten erſt mehr aufklären müßten, ehe ſich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen laſſe; und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu unterſuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich iſt.

Das iſt alles wahr, Herr Hauptpaſtor; das iſt alles wahr. Wenn nur bei der löblichen Beſcheidenheit und Vorſicht des Ungenannten, nicht ſo viel Zuverſicht auf ſeinen Erweis, nicht ſo viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht ſo viel Mißtrauen auf ſein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieſer Geſinnungen, ſeine Handſchrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verſtändiger Freunde hätte liegen bleiben laſſen! — Oder meinen Sie auch, Herr Hauptpaſtor, daß es gleich viel iſt, was die Verſtändigen im Verborgenen glauben, wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleiſe bleibt, in welchem allein ihn die Geiſtlichen zu leiten verſtehen? Meinen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae,

Hierony. adv. Ruff.

ACHTER. (10)

1778.

Heida! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat ſich wohl, daß der Herr Hauptpaſtor den Namen Advocat in ſeiner eigentlichen Bedeutung nehmen ſollte! Advocat heißt bei ſeines Gleichen weiter nichts als Zungendreſcher, und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendreſcher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm, und er hat bloß die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund der Reichspoſtreiter, ehedem ſelbſt ein Advocat, ſcheint, ohne Zweifel aus eigener Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben, wie aus einem Epigramm zu ſehen, welches er neulich in einem ſeiner Beiträge mit einfließen laſſen. Ich weiß die ſchönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreien zum Advocaten gehöre. Dieſes Epigramm ſoll zu ſeiner Zeit zwiſchen der Börſe und dem Rathhauſe in Hamburg einiges Aufſehen gemacht haben, und es hätte dem Verfaſſer leicht eben ſo bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen ſind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er ſelbſt das Epigramm nicht gemacht habe. Dieſes ſchrieb man mir aus Hamburg, und ſetzte hinzu: „Das fand ſich auch wirklich. Nicht der Reichs„poſtreiter, ſondern des Reichspoſtreiters Pferd, hatte das „Epigramm gemacht.“

Doch das Pferd dieſes Reiters kümmert mich eben ſo wenig, als der Reiter dieſes Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchſtechen, und das Pferd, was es ſich ſchämt gemacht zu haben, auf den Reiter, ſo wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd ſchieben. Ihr gemeinſchaftlicher Sattel iſt ein Maulthier: damit gut! — Es ſollte mir leid ſeyn, wenn der Reichspoſtreiter nicht eben ſo wohl Miller's Jests, als den Dedekind geleſen hätte. —

Und ſo wende ich mich wieder zu dem geiſtlichen Herrn,

dem dieſer Poſtreiter nur manchmal vorſpannt. Ja, ja, ſo iſt es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpaſtor den Advocaten des Ungenannten nennt, ſo meint er bloß einen gedungenen Zungendreſcher, dem es gleich viel iſt, was für einer Sache er ſeinen Beiſtand leiht, wenn es nur eine Sache iſt, bei der er recht viele Ränke und Kniffe, von ihm genannt Heuremata, anbringen, und Richter und Gegentheil ſo blenden und verwirren kann, daß dieſer gern mit dem magerſten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpaſtor! Dahin zielt 1) ſeine ewige Klage über meine Art zu ſtreiten! Dahin zielt 2) ſein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobſprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielt 3) ſeine Beſchuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geſchrieben, und ſich der chriſtlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bitterſten Spotte abgewieſen.

Was meine Art zu ſtreiten anbelangt, nach welcher ich nicht ſowohl den Verſtand meiner Leſer durch Gründe zu überzeugen, ſondern mich ihrer Phantaſie durch allerhand unerwartete Bilder und Anſpielungen zu bemächtigen ſuchen ſoll: ſo habe ich mich ſchon zur Hälfte darüber erklärt.[1] Ich ſuche allerdings durch die Phantaſie mit auf den Verſtand meiner Leſer zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, ſondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden, und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anſpielungen zu bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verſteht, müßte ſchlechterdings kein Schriftſteller werden wollen; denn alle gute Schriftſteller ſind es nur auf dieſem Wege geworden. Lächerlich alſo iſt es, wenn der Herr Hauptpaſtor etwas verſchreien will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher iſt es, wenn er gleichwohl ſelbſt überall ſo viel Beſtreben verräth, es gern können zu wollen. Denn unter allen nüchternen und ſchalen Papierbeſudlern braucht keiner mehr Gleichniſſe, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbſt witzig ſeyn und ſpotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspoſtreiter, oder deſſen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die ſatyriſche Schreibart gleichfalls in ſeiner Gewalt habe". — Worauf ſich aber wohl dieſes gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anſtändige Schreibart, welche ſonſt in der Schrift des Herrn Hauptpaſtors herrſchen ſoll? Ob auf die Gründe, mit welchen er ſtreiten ſoll? — Darüber möchte ich mir denn nun wohl competentere Richter erbitten, als den Poſtreiter und ſein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Poſtreiter ſagen wollen, daß der Herr Hauptpaſtor eben ſo gut als ich die ſatyriſche Schreibart in ſeiner Gewalt habe? — Ja, darin kann der Poſtreiter und ſein Pferd leicht recht haben. Denn ich habe die ſatyriſche Schreibart, Gott ſey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünſcht, ſie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freilich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, iſt dieſes, daß ich einen Poſtreiter einen Poſtreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme geſagt, als Satyre verſchreit. Häckerling und Haber können nicht verſchiedener von einander ſeyn, mein gutes Pferd! Ich will dich beſſer lehren, was Satyre iſt. Wenn dein Reiter, — ſonſt genannt der Schwager, weil er ſchwägerlich die Partei eines jeden hält, dem er vorreitet, — ſagt, daß eine anſtändige Schreibart in den Schriften des Herrn Hauptpaſtors herrſche; wenn er ſagt, daß der Herr Hauptpaſtor mit Gründen ſtreite: glaube mir, das, das iſt Satyre. Das iſt eine ſo platte Satyre, als wenn er dich einen Pegaſus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie ſinkſt. Glaube mir, Scheckchen, du kennſt dieſen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn beſſer. Er hat ſonſt auch mir vorgeritten; und du glaubſt nicht, was für hämiſche Lobſprüche ſein ironiſches Hörnchen da vor mir her geblaſen. Wie er es mir gemacht hat, ſo macht er es allen; und ich bedaure den Hrn. Hauptpaſtor, wenn er, durch ſo ein boshaftes Lob eingeſchläfert, ſich nicht im Ernſt auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm ſchon will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches dieſe Gründe ſind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raiſonniren. — Sage du ſelbſt, edler Houyhnhnm — (man muß ſeinen Richter auch in einem Pferde ehren) — ſage du ſelbſt, mit was für Gründen kann der Mann ſtreiten, der ſich auf meine Gegengründe noch mit keinem Wort eingelaſſen hat? der, anſtatt zu antworten, nur immer ſeine alte Beſchuldigungen wörtlich wiederholt, und höchſtens ein paar neue hinzuſetzt, die er eben ſo wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du ſein erſtes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch ſtumpf gerittenern Pferde abnahmſt, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und ſchriftlich zu ſchmähen, ob ich ihm gleich auf jenes ſein Cartel wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Läſterungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen ſo tückiſch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, ſondern als einem Buſchklepper zu begegnen? Iſt das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder deſſelben ungeſtört würgen zu können? Der Begriff iſt der Mann; das ſinnliche Bild des Begriffs iſt das Weib; und die Worte ſind die Kinder, welche beide hervorbringen. Ein ſchöner Held, der ſich mit Bildern und Worten herumſchlägt, und immer thut, als

[1] Anti-Goeze. II.

ob er den Begriff nicht ſähe! oder immer ſich einen Schatten von Mißbegriff ſchafft, an welchem er zum Ritter werde. Er verſprach einſt den Liebhabern ſolcher Leckerbiſſen eine ganze große Schüſſel Fricaſſee von dieſen Weibern und Kindern meines Landes vorzuſetzen.[1] Aber er hat ſein Verſprechen wieder zurückgenommen: denn es iſt freilich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden: und ganz etwas anders, dieſer Weiber und Kinder zuſammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Naſe weglaſſen müſſe; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen ſehr luſtigen Triumph gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir ſobald nicht wiederkommen, ohne Großſprecherei zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meiſten ſpiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten ſpiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter ägyptiſche Grillen und chineſiſche Fratzenhäuſerchen daraus empor ſteigen. Das, wie geſagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analyſirung der Proben, die der Herr Hauptpaſtor in der erſten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meinſt, edler Houyhnhnm, daß ich die Widerlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu laſſen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpaſtor dich mit minderer Aufmerkſamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es alſo nur ſelbſt, der dem Herrn Hauptpaſtor meine Wünſche und Erwartungen und Beſorgniſſe mittheilt. Sage du ihm nur ſelbſt, wie ſehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm *belehrt* zu werden. Ich bin äußerſt unruhig, bis ich ſeine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworfen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdient; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es ſollte mir ſehr leid thun, wenn er nirgends anbeißen, ſich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehört, einlaſſen wollte. Gleichwohl muß ich es leider beſorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben jetzt[2] ſchon im Voraus von ſeinem bald zu eröffnenden Feldzuge wiſſen läßt! Da ſteht auf einer Anhöhe eine armſelige Vedette; die, die will er mit Heereskraft fürs erſte verjagen. Ich habe ein Hiſtörchen erzählt von einem heſſiſchen Feldprediger, (könnte auch ein braunſchweigiſcher geweſen ſeyn) der auf einer Inſel, die in keiner Geographie ſteht, gute lutheriſche Chriſten fand, die von dem Katechismus ſehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun iſt ihm das Ding, weil der Reichspoſtreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, ſo unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre, und ich ſoll es ihm beweiſen, wie man wirklich geſchehene Dinge zu beweiſen pflegt, mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, ſo will er es glauben, es mag möglich ſeyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, ſo will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die geſammten heſſiſchen Feldprediger wegen dieſer groben Verleumdung eines ihrer Collegen auf den Hals hetzen. Ja er treibt ſeine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bei der engliſchen Regierung an, der die bermudiſchen Inſeln ſchon ſeit 1609 ein wohlthätiger Sturm ſammt und ſonders geſchenkt hat, daß ich ihr auch dieſes Inſelchen ſchaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, ſo bin ich ohne Rettung verloren! Denn ſieh nur, welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wiſſen: der heſſiſche Feldprediger iſt ſeitdem bei Saratoga mit gefangen worden, und die böſen Amerikaner wechſeln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beide das wenigſtens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpaſtor den Feldprediger ſogleich zur Stelle ſchaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Amerikanern zu Ende iſt, und die Heſſen wieder zu Hauſe ſind. Dann will ich mein möglichſtes thun, ihn zu befriedigen; vorausgeſetzt, daß der ausgewechſelte Feldprediger auf der Heimreiſe nicht ſtirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht ſo lange verſchoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die hiſtoriſche Wahrheit meiner Erzählung bei Seite ſetzt, und ſie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folgt aus dem bloß möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Iſt die Frage, „ob „Menſchen, welche ſehr lebhaft glauben, daß es ein höchſtes „Weſen giebt; daß ſie arme ſündige Geſchöpfe ſind; daß „dieſes höchſte Weſen dem ungeachtet durch ein anderes „eben ſo hohes Weſen, ſie nach dieſem Leben ewig glück„lich zu machen, die Anſtalt getroffen — ob Menſchen, „welche das und weiter nichts glauben, Chriſten ſind oder „keine?“ — in beiden Fällen nicht die nämliche? Ueberlege es doch nur ſelbſt, lieber — Gaul. Denn was brauchſt du viel, dieſes zu können, ein Houyhnhnm zu ſeyn, der du doch einmal nicht biſt? Ueberlege es nur, und ſuche es dem Herrn Hauptpaſtor ſo gut du kannſt begreiflich zu machen. Auf jene Frage ſoll er antworten, auf jene Frage, und um die Colonie ſich unbekümmert laſſen. — Hörſt du? — Hiemit lebe wohl, Gaul, und grüß mir den Schwager!

---

[1] Etwas Vorl. Vorr. VII.

[2] Leſſings Schwächen S. 5.

Anti-Goeze.

Qui auctorem libri dogmatici absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

NEUNTER. (11)

1778.

Die Klage, über meine Art zu ſtreiten, konnte ich nur in dieſer nämlichen Art beantworten; und ich laſſe es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpaſtor meine Antwort ſelbſt zu einem Beweiſe ſeiner Klage macht. Warum ſollte ich ihm nicht, mit gutem Vorſatze, noch mehrere Beweiſe zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmäßigen Lobſprüchen beehrt, in der doppelt ſchelmiſchen Abſicht, bei flachen Leſern ein günſtiges Vorurtheil für ihn zu erſchleichen, und die Gegner abzuſchrecken, die ſich etwa wider ihn rüſten möchten: dieſer Vorwurf iſt ernſthafter und verdient eine ernſthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich dieſe ernſthaftere Antwort nicht ſo einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieſes zu können, müßte ſchon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem ſich alle meine Lobſprüche bloß und allein auf eine Beſchaffenheit deſſelben beziehen, aus einer Beſchaffenheit deſſelben entſprungen ſind. Und aus welcher? Aus einer ſolchen, die ſich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptſache ſehr weit vom Ziele ſchießt. Ich habe es ein freimüthiges, ernſthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt, lauter Eigenſchaften, aus welchen die Wahrheit der darin abgehandelten Materie noch keineswegs folgt, und die ich gar wohl auf den Verfaſſer übertragen dürfen, ohne ihn deßwegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man ſich in allen Stücken verlaſſen könne. Es ſetzen daher auch dieſe Lobſprüche im geringſten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehreren Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn perſönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn ſo empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpaſtor mag geweſen ſeyn, daß ich geradezu geſagt „mein „Ungenannter ſey des Gewichts, daß in allen Arten der „Gelehrſamkeit, ſieben Goezen nicht ein Siebentheil von „ihm aufzuwägen vermögend ſind:" ſo getraue ich mir doch dieſe Aeußerung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von ſeinem Werke in den Händen iſt. Der Herr Hauptpaſtor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrſamkeit ſage, auf alle Minutissima dieſer Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl ſchwer zu erweiſen ſeyn, daß mein Ungenannter von allen plattdeutſchen Bibeln eine eben ſo ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Hr. Hauptpaſtor. Kaum dürften ihm die verſchiedenen Ausgaben der lutheriſchen Bibelüberſetzung ſelbſt ſo vollkommen bekannt geweſen ſeyn, als dem Herrn Hauptpaſtor, welcher ſo außerordentliche Entdeckungen darin gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des ſeligen Mannes gewachſen. Aber alles dieſes ſind doch nur Stäubchen aus der Litterargeſchichte, welchen mein Ungenannter nur ſiebenmal ſiebenmal ſo viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu ſetzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und ſo mit den übrigen Kenntniſſen allen! Selbſt mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, ſondern nur virtualiter beſaß. Die Urſache iſt klar. Er war ein ſelbſtdenkender Kopf, und ſelbſtdenkenden Köpfen iſt es nun einmal gegeben, daß ſie das ganze Gefilde der Gelehrſamkeit überſehen, und jeden Pfad deſſelben zu finden wiſſen, ſo bald es der Mühe verlohnt, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines ſolchen Kopfes dem Herrn Hauptpaſtor zu Theil worden, bleibt ſeinem eigenen unparteiiſchen Ermeſſen anheimgeſtellt. Genug daß 7 mal 7 nur 49 macht, und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und ſiebenmal mehr iſt, als man an allen Orten und Enden der Chriſtenheit zu einem Paſtor oder Hauptpaſtor erfordert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann genannt, und dieſes ſetzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und perſönlich kenne? — Auch dieſes nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich ſagen, was für Grund in ſeinem Werk ich gefunden habe, ihm auch dieſe Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Nämlich: obſchon mein Ungenannter freilich alle *geoffenbarte* Religion in den Winkel ſtellt, ſo iſt er doch darum ſo wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich ſchlechterdings niemanden weiß, bei dem ich von der bloß *vernünftigen* Religion ſo wahre, ſo vollſtändige, ſo warme Begriffe gefunden hätte, als bei ihm. Dieſe Begriffe trägt das ganze erſte Buch ſeines Werks vor; und wie viel lieber hätte ich dieſes erſte Buch an das Licht gebracht, als ein anderes Fragment, welches mir ſeine voreiligen Beſtreiter abgedrungen haben! Nicht ſo wohl, weil die ſpeculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darin in ein größer Licht durch neue und geſchärftere Beweiſe geſtellt worden, ſondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darin gezeigt wird, welchen Einfluß dieſe Wahrheiten auf unſere Pflichten haben müſſen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienſt übergehen ſoll. Alles, was er von dieſem, von dieſem Einfluß insbeſondere ſagt, trägt das unverkennlichſte Merkmal, daß es aus einem eben ſo erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen gefloſſen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben dieſem Kopfe, bei eben dieſen erhabenen Einſichten, in eben dieſen Herzen, bei eben dieſen edlen Neigungen, tolle vorſätzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hauſen und herrſchen können. In eodem pectore, ſagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium:

et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das alſo, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbeſcholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus ſeinem bürgerlichen Leben Beweiſe dafür zu haben!

Freilich glaubte ich einmal, ihn in der Perſon des wertheimiſchen Bibelüberſetzers näher zu kennen, und noch kürzlich hätte mich die ungeſuchte Aeußerung eines hieſigen ehrlichen Mannes in ſolchem Glauben beſtärken können. Dieſer Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen, und ich habe ſein ſchriftliches Zeugniß in Händen. Doch Hr. Maſcho hat durch ſo viel Schlüſſe a priori meinen Wahn, oder wofür er es ſonſt halten mag, ſo kräftig beſtritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüſſe in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigſtens ſollte zweifelhaft geworden ſeyn. Zwar hinken einige dieſer Schlüſſe ein wenig ſehr; z. E. der, welcher von der Wolfiſchen Philoſophie hergenommen iſt, die ſich Schmid ſo ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bei meinem Ungenannten keine Spur zu finden ſeyn ſoll. Denn mit Erlaubniß des Hrn. Maſcho, das eben angeführte erſte Buch iſt ganz auf Wolfiſche Definitionen gegründet, und wenn in allen übrigen die ſtrenge mathematiſche Methode weniger ſichtbar iſt, ſo hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Hrn. Maſcho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einſehe, wie mein Vorgeben, die Handſchrift des Ungenannten habe wenigſtens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht ſtattfinden könne, weil Wetſteins und des Spruches 1. Johannis V. 7, darin gedacht werde. Es iſt wahr, Wetſteins neues Teſtament kam erſt 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erſchienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannis iſt ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in dieſen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Maſcho weiß ſo unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den wertheim'ſchen Schmid nicht paſſen, daß ſchwerlich an dieſen weiter gedacht werden kann, wenn uns Hr. Maſcho nur noch vorher zu ſagen beliebt, woher er dieſe Particularia hat.

Von mir hat er ſie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er ſie von einem gewiſſen E., der in den Altonaer Beiträgen (St. 30) den Verfaſſer der Fragmente „einen leider! „nur zu bekannten Ungenannten nennt;“ wenn dieſer E. nicht vielmehr, was er ſo dreiſt in die Welt ſchreibt, von dem Herrn Maſcho hat. Nach Belieben! Nur daß ſich keiner auf mich berufe. Denn ich für meinen Theil, ſo bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilt haben, machte mir das Geſetz, einer ſolchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja ich faßte ſofort den Entſchluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverläſſig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bei dieſem Entſchluſſe, ſo mir Gott hilft, bleibt es, geſetzt auch, daß ich ihn wirklich ſeitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein paar Buchſtaben, die ſo oder ſo geordnet ſind! Ich laſſe es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugniſſe eines Lichtſcheus trauen können. Aber da, wo von Zeugniſſen, von Dingen, die lediglich auf Zeugniſſen beruhen, gar nicht die Rede iſt, wo die Vernunft auf ihrem eigenen Wege nur Gründe prüfen ſoll: was ſoll da der Name des, der das bloße Organ dieſer Gründe iſt? Er nutzt nicht allein nichts, ſondern ſchadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen ſo jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch ſonſt weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen gefehlt hat, und ſogleich läßt ſich der Pöbel, dem das Denken ſo ſauer wird, von ihm blindlings hinreißen. Oder es findet ſich, daß der Ungenannte ſchon ſonſt wo übel beſtanden, und ſogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu ſchaffen haben, der feſten ſchönen Meinung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloſt iſt, nothwendig alle fünfe mangeln müſſen. — So urtheilen ſelbſt Literatoren, die es ſonſt für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pſeudonyme Schriftſteller Jagd zu machen: und ich ſollte unphiloſophiſcher urtheilen und handeln, als dieſe Männer, welche ſo zu reden ein Recht haben, unnütze und unphiloſophiſche Entdeckungen zu machen? Prudentis est, ſagt Heumann an dem nämlichen Orte, woher das Lemma dieſes Stücks genommen iſt, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier iſt das quasi wirklich. Der Leſer braucht nicht erſt wieder zu vergeſſen, was er nicht weiß.

Und nun ſtelle man ſich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich im Gefühl dieſer meiner Geſinnungen folgende Stelle des Herrn Hauptpaſtors las.[1] „Zuletzt „erinnere ich den Herrn L. noch, daß es nun für ihn Pflicht „ſey, den Verfaſſer der Fragmente zu nennen, „da er mit der Entdeckung ſeines Namens gedroht und es „verſucht hat, ſeinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, „da es ihm nicht unbekannt ſeyn kann, was für gelehrte, „unbeſcholtene Männer für Verfaſſer dieſer Mißgeburten „ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre Aſche ſo un„verantwortlich beſudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern „er mit der Wahrheit länger zurück hält, und er kann ſolche „zu offenbaren, um ſo viel weniger Bedenken tragen, da „er ſeinen Autor und deſſen Arbeit ſchon vorläufig mit „ſolchen Lobſprüchen beehrt hat.“

Wie? Ich ſoll gedroht haben, den Verfaſſer der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf ſoll ſich meine

[1] Freiw. Beitr. 5. B. 76.

Pflicht gründen, mit ſeinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, ſo der Bewegungsgrund zu Erfüllung derſelben! Ich habe gewarnt, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und ſchülerhaft zu begegnen, damit man ſich nicht allzu ſehr ſchämen müſſe, wenn man endlich einmal erführe, wer er geweſen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren ſoll? Daß ich endlich den Namen ausſprechen will? — Wenn der Herr Hauptpaſtor hier nicht mit gutem Wiſſen und Vorſatz eine Lüge hingeſchrieben hat, ſo iſt es doch ein Beweis, wie er mich lieſt. Er lieſt nie das, was ich geſchrieben habe, ſondern immer nur das, was er gern möchte, daß ich geſchrieben hätte.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eiſen und hat kein Aergerniß. Ich ſoll der ſchwachen Gewiſſen ſchonen, ſo fern es ohne Gefahr meiner Seelen geſchehen mag. Wo nicht, ſo ſoll ich meiner Seelen rathen, es ärgere ſich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

ZEHNTER. (12)

1778.

Hiernächſt iſt es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbeſcholtene Männer ohne Zweifel auf Vorſpiegelung der Herren Maſcho und E. in Hamburg für Verfaſſer der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freut mich, daß man dort doch mehrere kennt, die ſo etwas könnten geſchrieben haben. Es macht keinem Schande, wer er auch ſey, und was der Herr Hauptpaſtor von unverantwortlicher Beſudelung ihrer Aſche ſagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung mir in den Kopf. Aſche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden, und der Geiſt, der dieſe Aſche belebte, ſteht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterſcheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen iſt für beide ein Spiel, das des Zuſehens nicht werth iſt, und welcher Vernünftige dieſe Neugierde am erſten zu befriedigen ſucht, erzürnt die ſpielenden Kinder am meiſten.

Wenn der Herr Hauptpaſtor unter dieſe neugierigen ſpielenden Kinder nicht ſelbſt gerechnet werden will, ſo ſage er doch nur, in welcher ernſthaften Abſicht ſonſt er gern den Namen meines Ungenannten wiſſen möchte. Kann er ſeine Aſche noch einmal zu Aſche brennen laſſen? Sollen ſeine Gebeine in der Erde, welche ſie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen ſie in Staub zermalmt, auf das Waſſer geworfen, in den Wind zerſtreut werden? Die Erde in beiden Fällen, lieber Herr Hauptpaſtor, nimmt ſie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutſchland herum ſchreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomme zu finden, den Sie es können empfinden laſſen, daß er in ſeiner Linie oder in ſeinen Nebenlinien aufſteigend oder abſteigend einen ſolchen Böſewicht gehabt habe? — Wem iſt es zu verargen, wenn er ſo heillos von Ihnen urtheilt? Denn ganz ohne Grund kann der Menſch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben in Anſehung des bekannt zu machenden Namens eines ſo hölliſchen Abenteurers, wofür Goeze und die Wenigen ſeines Gelichters den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorſchlag thun, indem mir der 45. Beitrag zum Reichspoſtreiter gebracht wird.

O bravo! Der nämliche E., welcher in dem 40. Beitrage uns verſicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt ſey," findet nun für gut, wie er ſich ausdrückt, „der ſehr weit ausgebreiteten Lüge, als ob ein „gewiſſer ehemaliger berühmter Lehrer am „hamburgiſchen Gymnaſio Verfaſſer der Frag„mente ſey," öffentlich zu widerſprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieſes um ſo viel zuverſichtlicher thun könne, „da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem Sohne „dieſes berühmten Mannes in Händen habe, worin der„ſelbe jenes Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung er„klärt, und deren Einſicht der Herr Beſitzer einem jeden, „dem daran gelegen iſt, gern erlauben werde."

Kann ſeyn, kann nicht ſeyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspoſtreiter oder an dieſen mehrbelobten E. im Reichspoſtreiter: wird an beiden Orten des Reichspoſtreiters der nämliche Mann verſtanden oder nicht? — Wenn nicht der nämliche: iſt es nicht wahre Vexirerei des Publicums, ſich hier des nicht rechten ſo feierlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein anderer der wahre Verfaſſer der Fragmente ſey, ſo gänzlich zu ſchweigen? — Wenn aber der nämliche: was ſollen wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu beſiegeln, und ſich der nämlichen Lüge wegen faſt zu gleicher Zeit vor der ganzen Welt auf das Maul zu ſchlagen? Der Reichspoſtreiter kann ſich allenfalls mit ſeinem Relata refero ſchützen: aber auch Er? Der Reichspoſtreiter muß jeden Tag ſein Blatt voll haben; was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu laſſen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache ſey; er war an Ort und Stelle, dieſem Gerede ſogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einſchlagen, auf welchem die Unzuverläſſigkeit deſſelben ſich nun ſoll erwieſen haben. Warum iſt er der erſte und einzige, der die Lüge in die Welt ſchrieb? Warum iſt er der erſte und einzige, der dieſer Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, jetzt widerſpricht? Sollte ihn bloß der Kitzel getrieben haben, jetzt mit guter Manier einen noch bedeutenden Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er ſich beruft, zweifle ich

im geringſten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, dieſe Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin ſogar verſichert, daß er ſie mehreren zeigen wird, als ſie zu ſehen verlangen werden. Auf dieſe Weiſe wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunſchuldigſte Weiſe verbreitet, und das erſte Böſe, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nämliche Weiſe zu widerlegen bedacht ſeyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben ſo dumme als boshafte Klatſche[1] (Klätſcher wäre hier viel zu gut) die Unverſchämtheit hat, ſich auf ihn zu berufen, und ihn in läppiſche, unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat ſelbſt nicht vollkommen mit mir einſehen ſollte, wie läppiſch und unnütz dieſe ganze Namenjagd ſey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und geſetzt auch, daß er darin nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name ſogar zur Prüfung der Sache ſchädlich werden könne, ſo wird er doch nicht in Abrede ſeyn, daß er wenigſtens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu ſeyn nicht fehlen werde, welche ſich in dem entdeckten Verfaſſer einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes ſteht da gerne ſtille, wo Wahrheitsliebe ſie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächſten ſie ſtill zu ſtehen bittet.

Freilich deſto beſſer, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele ſetzen, welchen mancher ſchwache Geſelle ſich als ſeinen Gewährsmann wohl wünſchen möchte. In der That wüßte ich auch ſelbſt keinen neueren Gelehrten in ganz Deutſchland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf dieſen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir ſelbſt in eigener verklärter Perſon die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, ſie unter ſeinem Namen herauszugeben, und wenn er mir ſeitdem auch immer über die zweite Nacht wieder erſchiene, und das nämliche Geſuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Verſprechungen wiederholte. Ich würde zu ihm ſagen: „Lieber Geiſt, „herausgeben will ich deine Handſchrift recht gern, ob ich „gleich wohl merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr iſt, „und man mir vorwerfen wird, daß ich die ſchwachen „Gewiſſen nur damit ärgern wollen. Denn was dieſes „Aergerniß betrifft, darüber denke ich wie Luther. Genug, „ich kann ohne Gefahr meiner Seele deine Schrift „nicht unter den Scheffel ſtellen. Sie hat Zweifel in mir „erregt, die ich mir muß heben laſſen. Und wer kann ſie „mir anders heben als das Publicum? Mich an den und „jenen berühmten Gottesgelehrten durch Privatbriefe deß„halb zu wenden, das koſtet Geld und Zeit, und ich habe

[1] Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieſer Klatſche zugleich aus dem zu erweiſen, was ſie von mir ſagt. Auch möchte ich ſie nicht gern abſchrecken, ſich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen, in der ſüßen Meinung, daß ſie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht ſchaden. — Gleich Anfangs alſo geifert Mutter Elſe, oder wie ſie ſonſt heißen mag: „da die ſchlechte Be„ſchaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bei der Sache ſelbſt zu „bleiben, ſo ergreife ich Nebendinge, und laſſe die Hauptſache unbe„antwortet.“ — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem herausſprudelt, ſo wißt ihr doch von der Sache gerade ſo viel wie nichts. Aber ſeyd doch ſo gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen, und ihr ſollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Elſe, daß ich ja nicht der angreifende Theil, ſondern der angegriffene bin, und alſo überall mit hin muß, wohin mich euer Seelenſorger, der Herr Hauptpaſtor Goeze, ſchleppt. Freilich ſchleppt er mich an manchen Ort, wo wir beide nichts zu ſuchen haben; aber iſt das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Iſraels dem Herrn opfern will, in das heilige Meſſer fallen? Ich ſchneide mich freilich oft genug in dieſem heiligen Meſſer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweitens, gutes Mütterchen, hat euch dieſer liebe Herr Seelenſorger weiß gemacht, daß er ſich an den böſen Nikolai bloß als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es ſonſt weiß machen wird, der iſt der zweite. Denkt nur, wenn ich wegen der freiwilligen Beiträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, ſich einige von euern alten Hemden befunden, was würdet ihr ſagen? Und doch iſt wahrlich eines dem andern nicht ſehr aus dem Wege. Denn eben ſo wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht, eben ſo wenig weiß der Verleger, als bloßer Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf ſein weißes Papier drucken läßt; und er iſt das eben ſo wenig verbunden zu wiſſen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, Elſe, daß euer Herr Seelenſorger noch bei viel mehreren Verlegern eben ſo übel zu Gaſte geweſen iſt, als bei Nikolai? Warum hat er ſich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Elſe, glaubt mir, er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, ſondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B., welcher ſich bis jetzt, ſo viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und ſo, ſo will ich mich auch an den Herrn Hauptpaſtor Goeze wegen der freiwilligen Beiträge halten, er mag ſchreien wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt ſich in dieſer Bande, und das iſt mir genug. Das iſt mir ſo lange genug, bis er wenigſtens öffentlich ſein Mißfallen zu erkennen giebt, daß ſeine Herren Collegen ein Buch rühmen, und in Beziehung wider mich rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nämlichen Sätze enthält, um deren willen er mich ſo gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Elſe, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographiſch ſchreiben ſehen. Das klatſcht ihr wieder nur ſo nach, und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlaſſen muß. Sagt ſelbſt, was hat es mit der Auferſtehungsgeſchichte, oder mit ſonſt einem Puncte in den Fragmenten und meiner Widerlegung derſelben, zu ſchaffen, daß ich ſchreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heißen müſſe, vorkommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein ſo großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals ſeyn wollen) — in ſolchen Kleinigkeiten fehlt? Ei, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar ſo zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurecht weiſen. Nehmt alſo eure Brille zur Hand, und ſchlagt den Adelung nach. Was leſet ihr hier? „Ich „komme, du kommſt, er kommt; im gemeinen Leben und der „vertraulichen Sprechart, du kömmſt, er kömmt.“ Alſo ſagt man doch beides? Und warum ſoll ich denn nicht auch beides ſchreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart ſpricht: du kömmſt, er kömmt: warum ſoll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch ſchreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andere ſprecht und ſchreibt? Ich erſuche euch höflich, Elſe, allen euern Gevattern bei der erſten Zuſammenkunft von mir zu ſagen, daß ich unter den Schriftſtellern Deutſchlands längſt mündig geworden zu ſeyn glaube, und ſie mich mit ſolchen Schulpoſſen ferner ungehudelt laſſen ſollen. Wie ich ſchreibe, will ich nun einmal ſchreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein anderer auch ſo ſchreiben ſoll?

„deren keines viel zu verſplittern. Alſo, wie geſagt, her„ausgeben will ich deine Schrift gern; aber warum ſoll ich „ſie nicht anders herausgeben, als mit deinem Namen? „Biſt du in jenem Leben eitler geworden, als du in dieſem „wareſt? Oder gehört dein Name auch mit zu den Bewei„ſen? Wenn du auf dieſem kindiſchen, ärgerlichen Ehrgeize „beſtehſt, ſo weiß ich wohl, woher du kömmſt. Die Glorie, „die du da um deinen Kopf haſt, iſt Betrug, denn du biſt „klein genug, noch eine andere neben ihr zu verlangen.“ —

Dieſe Phantaſie erinnert mich wieder an den Vorſchlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geſchrieben, nicht aus innerem Drang, was er für wahr hielt, auch ſeinem Nächſten mitzutheilen: ſo kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unſelige Ruhmſucht, gloriae cupiditatem sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geſchichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unſinnigen, der den Tempel der Diana zu Epheſus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantaſt dieſen ſeinen Schwindel auf der Folter bekannte, was thaten die Epheſer? Sie beſchloſſen, um ihn von der empfindlichſten Seite zu ſtrafen, daß niemand ſeinen Namen nennen ſolle, und wir würden es noch nicht wiſſen, wie der ſtolze Narr geheißen, hätte ſich Theopomp in ſeinen Geſchichtbüchern dieſer klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weiſen Epheſern, nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beiſpiel des Valerius den ungeheuren Geck auch noch nicht, und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten (geſetzt, daß wir ſeinen Namen wüßten oder erführen), der aus Ehrſucht den Felſen ſprengen wollen, auf welchen Chriſtus ſeine Kirche gegründet? — Ich ſtelle mir vor, ich ſammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums einem Erneſti, einem Semmler, einem Teller, einem Jeruſalem, einem Spalding ꝛc., und komme herab bis auf den kleinſten Dorfprieſter, der in den freiwilligen Nachrichten ſeiner Nothdurft pflegt, und alle, alle ſtimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpaſtor Goeze, ſtimmt für Nein. Nein! donnert er, und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden, er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satisfaciam.

Quinctilianus.

EILFTER. (13)

1778.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen ſoll. Es ſoll in meinem Betragen gegen diejenigen beſtehen, die ſich der chriſtlichen Religion wider ihn annehmen.

Dieſe Rüge enthält zweierlei, auf deren jedes ich verſchieden antworten muß. Entweder man findet es nur ſonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bei ſeinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich ſo viel ſonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir ſo hoch aufmutzt.

Auf erſteres glaube ich ſchon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erklärt, nicht als Advocat für ihn zu ſprechen, der ihn ſeine Sache will gewinnen machen. Ich ſpreche bloß als ehrlicher Mann, der ihn nur ſo tumultuariſch nicht will verdammt wiſſen. Höchſtens ſpreche ich ſo, als ein zugegebener Advocat für einen Verbrecher ſpricht, und rede nur ſtatt ſeiner, und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in ſeine Seele. Hierzu aber bin ich um ſo mehr verpflichtet, da ich das Mehrere von ſeinen Papieren in Händen habe. Es wäre Verrath an der Unſchuld, er mag nun viel oder wenig Anſpruch auf Unſchuld machen können, wenn ich in dieſen mehreren Papieren das Geringſte, das ihm auf irgend eine Weiſe zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um ſo viel größer, da ich ungebeten ſein Herausgeber geworden bin, und als literariſche Proben Stücke aus ihm mitgetheilt habe, die aus aller Verbindung geriſſen ſind, durch welche allein ſie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man dieſe Proben durchaus nicht wollen ſeyn laſſen, was ſie ſeyn ſollen? Warum hat man ſie einer größeren Aufmerkſamkeit gewürdigt, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Menſch ſich einzulaſſen verbunden iſt? Warum hat man ſogar Verbindungspartikeln, durch welche ſich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwieſenes bezieht, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch ſowohl meine als ſeine Redlichkeit in den liebloſeſten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier laſſe man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht ſchämen darf zu wiederholen, da es einmal geſtanden iſt. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt geſtoßen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich ſeinen Zurauungen nicht immer ſo viel entgegen zu ſetzen wußte, als ich gewünſcht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zuſammen, oder weiter auseinander bringen, und dieſer Dritte kann niemand ſeyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus dieſem Schritte verſprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerkſam bin, mit welcher man ihn im Publicum empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn ſtutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erſchrickt, oder über ihn poltert: wie verſtehen Sie das? wie beweiſen Sie das? Auch werde ich mich mit der erſten der beſten

Antwort des erſten des beſten Gegners ſchwerlich begnügen können. Denn wenn ſie auch wirklich die beſte wäre, ſo iſt das Beſte doch nicht immer gut, und ich kenne für tauſend Zweifel die beſten Antworten ſehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine ſo ſchwer zu befriedigende Nachforſchung als einen Beweis deſſen vorwerfe, was ich ſo eifrig abzulehnen ſuche! Ich erzeige mich auch dadurch ſo wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr (weil es doch einmal Advocat heißen ſoll) als den Advocaten der Religion damit erweiſe, die der Ungenannte angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtſchaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er ſeinen Clienten lange genug angehört, ſich ein Langes und Breites von ihm vorſagen laſſen, in die Länge und in die Quere ihn ausgefragt, [1] in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade ſo auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion ſodann am ſchärfſten widerſprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am ſchlimmſten meinen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendopatronus incredulus.

Nun habe ich freilich dieſer Pflicht gegen mich ſelbſt zur Zeit noch wenig Genüge leiſten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es beſſer zu thun, und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Perſonen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache beſtehen können, welche allein Quinctilian bei ſeinem infestissime kann gedacht haben.

„Ei nun ja!“ höre ich den Herrn Hauptpaſtor rufen — und bin bei dem zweiten Gliede dieſer Rüge. „Ei nun „ja! Da verlaſſe ſich einer darauf, und binde mit ihm an! „Wir haben die Erfahrung davon, ich und ſein Nachbar. „Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend hat er „wider uns geſchrieben!“

Fühlen Sie das, Herr Hauptpaſtor? Deſto beſſer. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht, aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis dieſe Stunde ihn noch in nichts widerlegt, Sie haben bloß auf ihn geſchimpft. Sie ſind bis dieſe Stunde nur noch als mein Gegner anzuſehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächſt dem haben Sie wider dieſen Gegner des Ungenannten ſich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten ſich hätten erlauben müſſen. Sie haben mich feindſeliger Angriffe auf die chriſtliche Religion beſchuldigt, Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beſchuldigt. Sagen Sie ſelbſt: wiſſen Sie infamirendere Beſchuldigungen als dieſe? Wiſſen Sie Beſchuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach ſich ziehen? Mit dieſem Dolche kommen Sie auf mich angerannt, und ich ſoll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? ſoll ganz ruhig und bedächtig ſtehen bleiben, damit ja nicht Ihr ſchwarzer Rock beſtaubt werde? ſoll jeden Athemzug ſo mäßigen, daß ja Ihre Perrücke den Puder nicht verliere? Sie ſchreien über den Hund „er iſt toll!“ wohl wiſſend, was die Jungen auf der Gaſſe daraus folgern: und der arme Hund ſoll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen ſtrafen? Ihnen nicht die Zähne weiſen? Das wäre doch ſonderbar. Hieronymus ſagt, daß die Beſchuldigung der Ketzerei (wie viel mehr der Irreligion?) der Art ſey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieſer Gottloſigkeit ſchuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen ſetzen ſollen, die keine iſt? Anſtändigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unſeres weibiſchen Zeitalters! Firniß ſeyd ihr, und nichts weiter. Aber eben ſo oft Firniß des Laſters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darſtellungen dieſen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Wirkung nicht vermehren, und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erſt lange ſuchen ſoll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpaſtor, was habe ich gegen Sie geſchrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpaſtor in Hamburg ſeyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht ſeyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Naſe abſchneiden, und ich ſoll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieſes iſt nun freilich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends ſo behandelt, als den Herrn Hauptpaſtor. Bloß ſein wiederholter Vorwurf, daß der Ungenannte die Wahrheit, die er gar wohl einſehe, nur nicht einſehen wolle, bloß dieſer Vorwurf, welcher einen Menſchen ſo ganz in einen Teufel verwandelt, bloß dieſer Vorwurf, von deſſen Gifte, wie ich bewieſen habe, ein großer Theil auf mich zurück ſpritzt, hat mich im Fortgange des Wortwechſels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu ſeyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn geweſen? Das bitterſte iſt doch wohl, daß ich von ihm geſagt habe, „er ſchreibe im Schlafe?“ Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpaſtor ſchließen, daß das Teſtament Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe ſo ſehr empfohlen wird, von mir unmöglich ſeyn könne? Nun wohl, ſo hat Hieronymus, aus welchem ich das Teſtament Johannis genommen, eben ſo wenig von dieſer Liebe gehabt als ich, und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben ſo viel habe, als Hieronymus, wenn ſchon nicht ganz ſo viel, als der Herr

[1] Quinctilianus L. XII.

Hauptpaſtor Goeze, der ſeine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig ſchlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade ſagt Hieronymus einem ſeiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar geſagt habe. Dem Vigilantius nämlich ſchreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederholt der heilige Mann das böſe Wortſpiel überall, wo er von dem Vigilantius ſpricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben ſo oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in ſeinem Schlafe zu ſtören mir die Freiheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringſten nicht, daß der Nachbar ſelbſt dieſen kleinen Spaß ſo hoch aufgenommen haben ſollte, daß er ſich mit mir nicht weiter abzugeben beſchloſſen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren, und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Auguſtinus ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me vicissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun: welchem Gegner meines Ungenannten ſonſt ich auf eine unanſtändige abſchreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter das Viſir weder auf noch nieder geſchoben, in den Kampfplatz geſprengt kömmt, und gleich von weitem in dem wahren Ton eines homeriſchen Helden mir zuruft:[1] „Ich ſollte —? Woher wiſſen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?“ Und hierauf ein Geſchrei über Verleumdung, und ein Hochzeitbitterbeweis, daß ein Subrector in einer Reichsſtadt eben ſo viel ſey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heiße! — Ei, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer ſind Sie? Sie ſind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn, des lübeckiſchen Gymnaſii Subrector? Wahrlich? O wie bedaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze wider all mein Wollen ſo in den Harniſch geſchrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt, ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen, ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie ſagen ſelbſt, daß die Meinung, die ich lächerlich mache, Ihre Meinung nicht ſey. Und leicht möglich, daß ſie es wirklich nicht iſt, obgleich der Herr Hauptpaſtor Goeze ſie um ein großes ſo vorſtellt, indem er uns ſagt, wie ſehr Sie in Ihrem zweiten Abſchnitte den Unfug beklagen, daß man die chriſtliche Religion in deutſcher Sprache beſtreite. Wie, wenn ich es alſo nur mit dieſem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in ſeinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir dieſe nämliche Meinung hundertmal mündlich geäußert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verſtehen geben wollen, als ob auch Sie dieſer nämlichen Meinung wären? Daher, weil ich ſie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie ſind ja nicht Subconrector, ſondern Subrector. Warum muß ich denn dieſen lieber in jenen herabgewürdigt, als unter jenem dieſen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector iſt? Oder wollen Sie den Unterſchied zwiſchen objectiver und ſubjectiver Religion ſchlechterdings zuerſt erfunden, zuerſt gebraucht haben, ſo daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie ſind ein wenig ſehr ſtolz, aber doch noch hitziger als ſtolz, und mich jammert Ihrer Claſſe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.

[1] Anti-Leſſing.

Von dem Zwecke Jeſu und ſeiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttel'ſchen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Leſſing.

1778.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment ſollte, meinen erſten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu ſeiner Zeit in eben dem abgelegenen ſo wenig beſuchten Winkel bibliothekariſchen Auskehrichts erſcheinen, in welchem ſeine Vorgänger erſchienen ſind. Ich laſſe mir es ungern früher aus den Händen winden; aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich ſagen, daß dieſes Fragment zu dem Fragmente über die Auferſtehungsgeſchichte gehört, welches bereits ſo viele Federn beſchäftigt hat, und wahrſcheinlich noch lange immer neune gegen eine beſchäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente verſuchen möchte.

Die Urſache dieſer Erſcheinung, daß eben das Fragment über die Auferſtehungsgeſchichte ſo viel Athleten weckt, iſt klar. Die Sache, worüber geſtritten wird, iſt ſo wichtig, und der Streit ſcheint ſo leicht zu ſeyn! Jeder Homilet, der ſich getraut eine Oſterpredigt zu halten, getraut ſich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen, und er läßt mehreres drucken, was nur eben verdiente geſagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es ſey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen beſagtes Fragment bisher geſchrieben haben, in dieſem ärmlichen Lichte erblicken ſollte. In einigen derſelben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es

nicht iſt, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die ſie führen, ſind nicht übel, aber ſie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet, der Gegner ſteht nicht da, wo er ihnen in ſeiner Wolke zu ſtehen ſcheint, und die Streiche fallen vorbei oder ſtreifen ihn höchſtens.

Gewiſſermaßen kann ich ſelbſt nicht in Abrede ſeyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchſtücke nicht anſehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten ſollen. Ich gab deßfalls keinen Wink, und es iſt ganz begreiflich, wenn ſonach die Schnauze einer Renne für einen Kragſtein, das Geſimſe einer Feuermauer für ein Stück des Architravs genommen und als ſolches behandelt worden.

Freilich könnte ich zu meiner Entſchuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnt zu haben, an der man geſcheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freilich könnte ich meinen ſehr verzeihlichen Wahn vorſchützen, daß ich geglaubt, des Celſus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Juſtinian eben ſo wohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren laſſen.

Doch da es indeß auch ſeinen Nutzen hat, daß unſere Gottesgelehrten ſo vorſichtig und bedächtig nicht ſind, als unſere Rechtsgelehrten, und manche derſelben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als ſpät und beſſer zu antworten, indem es vielen ihrer Leſer doch einerlei iſt, wie ſie antworten, wenn ſie nur antworten: ſo will ich darüber weiter nichts ſagen, und nur ſo bald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen ſuchen.

Aus dem nämlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günſtiger, doch richtiger von dem Fragmente der Auferſtehungsgeſchichte urtheilen lernen. Man wird wenigſtens aufhören, ſeinen Verfaſſer als einen Wahnſinnigen zu verſchreien, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöſchen will, indem man nun wohl ſieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferſtehungsgeſchichte macht, das nicht ſind, noch ſeyn ſollen, womit er die ganze Religion umzuſtoßen vermeint. Er ſchließt ganz ſo lächerlich nicht, als man ihn bisher ſchließen laſſen: „die Geſchichte der „Auferſtehung iſt verdächtig, folglich iſt die ganze Religion „falſch, die man auf die Auferſtehung gegründet zu „ſeyn vorgiebt;“ ſondern er ſchließt vielmehr ſo: „die ganze „Religion iſt falſch, die man auf die Auferſtehung gründen „will, folglich kann es auch mit der Auferſtehung ſeine „Richtigkeit nicht haben, und die Geſchichte derſelben wird „Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren ſie auch wirklich „trägt.“

Aber ſchäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum laſſe ich es bei jenem nicht bewenden, wenn ich nicht ſelbſt Freude an dem Aergerniſſe habe? — Darum nicht, weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz iſt, mit dem gewiſſe Leute gern allen und jeden Geiſt der Prüfung verſcheuchen möchten. Darum nicht, weil es ſchlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb ſchneiden zu wollen. Darum nicht, weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wenn es gelöſcht werden ſoll.

Man erlaube mir, daß ich beſonders auf dem Letztern einen Augenblick beſtehe. Ich habe bereits an einem andern Orte geſagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet exiſtirt, und bereits in mehreren Abſchriften, an mehreren Orten exiſtirt, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des erſten Entwurfs in Händen habe. Ich ſetze jetzt hinzu, daß dieſes Buch geſchrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und ſo im Verborgenen gewiß mehr Proſelyten macht, als es im Angeſichte einer widerſprechenden Welt machen würde. Denn man lieſt nichts begieriger, als was man nur nächſt Wenigen leſen zu können glaubt. Ein Manuſcript iſt ein Wort ins Ohr, ein gedrucktes Buch iſt eine Jedermannsſage, und es iſt in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerkſamkeit macht, als die Jedermannsſage.

Bei dieſem Gleichniß zu bleiben, was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrifft, zu Ohren komme, und er Gelegenheit habe, ſich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieſes Wort ins Ohr in meinem Ohre erſtürbe! wenn ich ſelbſt der Urheber dieſes Wortes wäre! — Aber iſt dieſes hier der Fall? Und doch ſollte ich mich ſchämen?

Die mögen ſich vielmehr ſchämen, welche die Verheißung ihres göttlichen Lehrers haben, daß ſeine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältigt werden ſoll, und einfältig genug glauben, daß dieſes nicht anders geſchehen könne, als wenn ſie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken ſie einen ſolchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß ſie gar in keinen Streit ſich einlaſſen? Dadurch, daß ſie das Ding ſo zu karten ſuchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von dieſem negociirten Siege aus ihrer politiſchen Studierſtube kenne ich keine Verheißung.

Aber warum ſage ich denn: „die mögen ſich ſchämen?“ Die muß der heißen. Der mag ſich ſchämen, der noch der einzige ſeiner Art iſt! Denn noch iſt der Hr. Hauptpaſtor Goeze der einzige Theolog, der zugleich ſo ſtolz und ſo klein von der chriſtlichen Religion denkt. Noch iſt er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth lieber nach und nach durch den Damm zu leiten ſuche, als den Damm auf einmal will überſteigen laſſen. Noch iſt er der einzige, der mich darum auf eine Art verläſtert, die wenigſtens dem

Racha gleich kömmt. Nur freilich, daß der große Rath nicht dieſes ſein Racha, ſondern mich auf dieſes ſein Racha beſtrafen ſoll. Sehr chriſtlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich ſelbſt der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade ſeyn kann, dem mich meine Dreiſtigkeit in Zuverſicht auf die gerechte Sache ausſetzt. Denn da, wie mir der Hr. Hauptpaſtor bereits ſelbſt atteſtirt haben, ich ſchlechterdings kein hebräiſch verſtehe, ſo kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlaſſung dieſes neuen Fragments, bei welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräiſchen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden ſollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Hr. Hauptpaſtor ſelbſt, nach ihrer bekannten großen orientaliſchen Gelehrſamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beitragen, wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das ſein heiliger Eifer mir etwa ſonſt möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung ſeines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küſſe ich ſeine Ruthe, oder ſeine Scorpionen, ſchon im Voraus!

Gotth. Ephr. Leſſings

nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpaſtor Goeze in Hamburg.

1778.

Endlich ſcheint der Hr. Hauptpaſtor Goeze nach ſo langem ärgerlichen Aufheben, welches nur bei der ſchlechteſten Art von Klopffechtern im Gebrauch iſt, zur Klinge kommen, und bei der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigſtens äußert er nun,[1] daß er auf den Punct, über welchen er mit mir ſtreite —

„ob die chriſtliche Religion beſtehen könne, wenn auch „die Bibel völlig verloren ginge, wenn ſie ſchon längſt „verloren gegangen wäre, wenn ſie niemals geweſen „wäre?“ —

ſich ſo fort weiter gehörig einlaſſen wolle, ſobald ich eine beſtimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieſer Anforderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er ſich, einer weit weniger verfänglichen Anforderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er ſagt nämlich:[2] der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpaſtor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpaſtor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die vorausſetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es ſo genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie geſagt, weiß ſich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpaſtor verſichert zu ſeyn vorgiebt,[1] „daß ich, wenn ich voraus hätte ſehen „können, daß die Controvers dieſen Lauf nehmen werde, „mich wohl gehütet haben würde, mich ſo frühzeitig zu „verrathen, und die wahren Gedanken meines Herzens zu „offenbaren.“

Ich habe nichts mehr gewünſcht, als das, und es ſoll ſich gleich zeigen, wer von uns beiden, ob der Hauptpaſtor oder der Bibliothekar, mit der längern Naſe nun abziehen wird.

Denn kurz, ich antworte auf die vorgelegte Frage ſo beſtimmt, als nur ein Menſch von mir verlangen kann, daß ich unter der chriſtlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verſtehe, welche in den Symbolen der erſten vier Jahrhunderte der chriſtlichen Kirche enthalten ſind.

Damit ſich der Hr. Hauptpaſtor auch keine Whiſton'ſche Fälle träumen laſſe, ſetze ich hinzu, daß ich ſogar das ſo genannte Symbolum der Apoſtel, und das ſo genannte Symbolum des Athanaſius mit darunter begreifen will, ob es ſchon ausgemacht iſt, daß dieſe zu jenen gar nicht gehören.

Bei dieſer Erklärung könnte ich es bewenden laſſen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Hr. Hauptpaſtor ſeinen Feldzug nunmehr weiter anzuſtellen belieben werde. Denn nunmehr iſt es an ihm, zu beweiſen:

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntniſſen enthaltenen Lehren ſich verlieren müßten, wenn die Bibel ſich verlöre;
2) warum dieſe Lehren längſt verloren gegangen ſeyn müßten, wenn die Bibel verloren gegangen wäre;
3) warum wir dieſe Lehren gar nicht wiſſen könnten, wenn die Bibel niemals geweſen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unſerer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bei welchen mich der Hr. Hauptpaſtor jederzeit feſthalten kann. Nur muß er mich bei keinem derſelben eher feſthalten wollen, als bis er ſeinen Beweis geführt hat. Denn ſonſt würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit, zu einem Inquiſitionsverhör werden. Genug, daß er ungefähr daraus ſieht, was ich in recessu habe, und worauf er ſich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntniſſe heißt bei den älteſten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Dieſe Regula fidei iſt nicht aus den Schriften des neuen Teſtaments gezogen.

[1] S. 69.

[1] Leſſings Schwächen. Zweites Stück. S. 66.
[2] S. 64.

§. 3.

Dieſe Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des neuen Teſtaments exiſtirte.

§. 4.

Dieſe Regula fidei iſt ſogar älter als die Kirche. Denn die Abſicht, zu welcher, die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zuſammengebracht wird, iſt ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieſer Regula fidei haben ſich nicht allein die erſten Chriſten, bei Lebzeiten der Apoſtel, begnügt; ſondern auch die nachfolgenden Chriſten der ganzen erſten vier Jahrhunderte haben ſie für vollkommen hinlänglich zum Chriſtenthum gehalten.

§. 6.

Dieſe Regula fidei alſo iſt der Fels, auf welchen die Kirche Chriſti erbaut worden, und nicht die Schrift.

§. 7.

Dieſe Regula fidei iſt der Fels, auf welchem die Kirche Chriſti erbaut worden, nicht Petrus und deſſen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des neuen Teſtaments, ſo wie ſie unſer jetziger Kanon enthält, ſind den erſten Chriſten unbekannt geweſen; und die einzelnen Stücke, welche ſie ungefähr daraus kannten, haben bei ihnen nie in dem Anſehen geſtanden, in welchem ſie bei einigen von uns nach Luthers Zeiten ſtehen.

§. 9.

Die Laien der erſten Kirche durften dieſe einzelnen Stücke gar nicht einmal leſen, wenigſtens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters leſen, der ſie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward ſogar den Laien der erſten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn ſie dem geſchriebenen Worte eines Apoſtels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Biſchofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei ſind ſelbſt die Schriften der Apoſtel beurtheilt worden. Nach ihrer mehreren Uebereinſtimmung mit der Regula fidei iſt die Auswahl unter dieſen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinſtimmung mit derſelben ſind Schriften verworfen worden, ob ſie ſchon Apoſtel zu Verfaſſern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die chriſtliche Religion iſt in den erſten vier Jahrhunderten aus den Schriften des neuen Teſtaments nie erwieſen, ſondern höchſtens nur beiläufig erläutert und beſtätigt worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apoſtel und Evangeliſten ihre Schriften in der Abſicht geſchrieben, daß die chriſtliche Religion ganz und vollſtändig daraus gezogen und erwieſen werden könne, iſt nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geiſt durch ſeine Leitung es dennoch, ſelbſt ohne die Abſicht der Schriftſteller, ſo geordnet und veranſtaltet, iſt noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei iſt viel leichter und richtiger zu erweiſen, als die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften.

§. 16.

Auf die unſtreitig erwieſene Authentie der Regula fidei iſt auch weit ſicherer die Göttlichkeit derſelben zu gründen, als man jetzt auf die Authentie der neuteſtamentlichen Schriften derſelben Inſpiration gründen zu können vermeint, welches eben, um es beiläufig zu ſagen, der neu gewagte Schritt iſt, welcher den Bibliothekar mit allen neumodiſchen Erweiſen der Wahrheit der chriſtlichen Religion ſo unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentiſcher Commentar der geſammten Regula fidei ſind die Schriften der Apoſtel in den erſten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteſte Kirche nie erlauben wollte, daß ſich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum ſie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift ſtreiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der apoſtoliſchen Schriften, in Abſicht der Glaubenslehren, iſt kein anderer, als daß ſie unter den Schriften der chriſtlichen Lehrer obenan ſtehen, und ſo fern ſie mit der Regula fidei übereinſtimmen, die älteſten Belege derſelben, aber nicht die Quellen derſelben ſind.

§. 20.

Das Mehrere, was ſie über die Regula fidei enthalten, iſt, nach dem Geiſte der erſten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig, kann wahr oder falſch ſeyn, kann ſo oder ſo verſtanden werden.

Dieſe Sätze habe ich aus eigener ſorgfältigen, mehrmaligen Leſung der Kirchenväter der erſten vier Jahrhunderte geſammelt, und ich bin im Stande mich mit dem gelehrteſten Patriſtiker darüber in die ſchärfſte Prüfung einzulaſſen. Der Beleſenſte hatte in dieſer Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Beleſenſte kann alſo auch nicht mehr wiſſen, als ich; und es iſt gar nicht wahr, daß ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erfordert werden, um in allen dieſen Stücken auf den Grund zu kommen, als ſich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich ſollte vielleicht noch etwas über die Unſchädlichkeit dieſes meines Syſtems beifügen, und zugleich den beſondern

Nutzen und Vortheil zeigen, den die chriſtliche Religion in Abſicht ihrer jetzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers ſchon noch Gelegenheit geben; beſonders, wenn es dem Hrn. Hauptpaſtor gefallen ſollte, ſie von unſerer übrigen Katzbalgerei abzuſondern, und ohne Vermiſchung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um ſo vielmehr Luſt zu machen, habe ich mich in dieſem Bogen aller Gleichniſſe, aller Bilder, aller Anſpielungen ſorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er ſich eben der Präciſion und Simplicität in ſeinen Gegenſätzen bedienen will.

Der nöthigen Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage

des Hrn. Hauptpaſtor Goeze in Hamburg

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —
Ovid.

Erſte Folge.

1778.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der chriſtlichen Religion verſtehe, ohne Anſtand abgegeben. Aber, anſtatt des Beweiſes, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf verſprochen, (nämlich daß dieſe chriſtliche Religion ſich nothwendig mit der Bibel verlieren müſſe, daß ſie ohne Bibel weder werden noch dauern können), muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit ſey, einen dergleichen Beweis von ihm zu fordern.

„Dieſe Forderung, ſagt er,[1] iſt ſo ungereimt, als „eine ſeyn kann. Ich bin in dieſer Sache der Reſpondent. „Hr. L. iſt der Opponent. Ich behaupte eine Wahrheit, „welche von allen vernünftigen Chriſten, von allen Lehrern „der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen „Parteien, in welche dieſelbe getheilt iſt, ſelbſt die Socinianer nicht ausgenommen, als ein keinem Zweifel unterworfener Grundſatz angenommen iſt: daß die Bibel „der einige Lehrgrund der chriſtlichen Religion „iſt, ohne welchen dieſelbe nicht erwieſen, „nicht fortgepflanzt werden, alſo nicht beſtehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben ſo wohl für mich, als für ihn zu erklären iſt, nicht einlaſſen. Wer beweiſen kann, läßt ſich nicht lange nöthigen, zu beweiſen. Ich will nur ſogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen ſuchen, und rund heraus erklären:

1) daß es nicht wahr iſt, daß alle Lehrer der chriſtlichen Kirche, ohne Unterſchied der verſchiedenen Parteien, die Bibel für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion halten:

2) daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache ſo gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der chriſtlichen Religion macht.

1. Es iſt notoriſch, daß die Lehrer der chriſtlich-katholiſchen Kirche die Bibel ſo wenig für den einigen Lehrgrund der chriſtlichen Religion annehmen, daß ſie ihn nicht einmal für den vornehmſten gelten laſſen, indem bei ihnen das Anſehen der Bibel dem Anſehen der Kirche ſchlechterdings untergeordnet iſt, indem bei ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel ſagt, ſondern darauf, was die Kirche ſagt, daß es die Bibel ſage, oder ſagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proſelyten unter den Proteſtanten machen wollen, ſich nachgebender hierüber erklärt, ſo geht mich dieſes nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der römiſchen Kirche iſt nach dieſen wenigen Achſelträgern nicht zu beſtimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil ſie Chriſten ſind, ſind aber nicht Chriſten, weil ſie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wiſſen, mit welchem Fuge ein lutheriſcher Paſtor und ein verdorbener Advocat einem Manne mit dem Reichsfiſcale drohen können, weil er aufrichtig genug iſt, als Lutheraner lieber ſeine Zuflucht zu einem Lehrſatze der römiſchen Kirche zu nehmen, als die ganze chriſtliche Religion unter Einwürfen der Freigeiſter erliegen zu laſſen, die bloß die Bibel und nicht die Religion treffen; die bloß das Buch treffen, in welchem, nach dem höchſt neuen und bis auf dieſen Tag unerwieſenen Lehrſatze der ſtrengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten ſeyn ſoll. — Dieſe Herren mögen ſich nur ſelbſt vor dem Reichsfiſcale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiſcale leicht begreiflich zu machen ſeyn, daß nur ſie und ihres Gleichen die Stänker ſind, welche den Groll, den die im deutſchen Reiche geduldeten Religionsparteien gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten, indem ſie alles, was katholiſch iſt, für unchriſtlich verdammen, und durchaus keinen Menſchen, auch nicht einmal einen armen Schriftſteller, dem es nie in die Gedanken gekommen iſt, ſich eine Partei zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüſteten und öde gelaſſenen Confiniis beider Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern ſage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Chriſti nicht mit ins N. Teſtament bringt, wer ſie nur aus dem neuen Teſtamente holen will, dem iſt ſie bald abdisputirt. Daher iſt den Socinianern der Grundſatz, daß ſowohl die Gottheit Chriſti, als die übrigen Wahrheiten der chriſtlichen Religion einzig aus den Schriften der Evangeliſten und Apoſtel erwieſen werden müſſen, ſehr willkommen geweſen; und es läßt ſich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Chriſti, daß es die Arianer geweſen, welche ihn zuerſt angenommen haben. —

Alſo nur alsdann, wenn Herr Goeze ſowohl dieſes,

[1] Leſſings Schwächen 3. Stück, S. 128.

als jenes abzuläugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande iſt, will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptſatzes, zu welchem er ſich anheiſchig gemacht hat, ſchenken, und den Erweis meiner Gegenſätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äußere, daß er dasjenige nicht beweiſen kann, wovon er ſo trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweiſen brauche. Denn wenn er nicht damit ſagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müſſe, ſo muß es wenigſtens doch anderswo erwieſen ſeyn; und er kann ja dieſen anderswo geführten Beweis, mich zu beſchämen, mit leichter Mühe abſchreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweiſen.

Ich ſage: daß ich ſodann meine Gegenſätze zu erweiſen nicht anſtehen will. Aber werde ich damit nicht zu ſpät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegenſätze auf einmal niedergeſchlagen? „Da die Kirchenväter, ſagt er, bei Herrn „Leſſing mehr gelten, als die Bibel“ — (Verleumdung! die neuteſtamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die erſten Kirchenväter.) — „ſo will ich ihm „eine Stelle aus dem Irenäo entgegenſetzen, welche ſein „Gewäſche und überhaupt ſeine in der Antwort angegebe„nen 20 Sätze auf einmal niederſchlagen kann. Dieſer „ehrwürdige Vater des zweiten Jahrhunderts ſchreibt adv. „Haer. lib. III. cap. I. Non enim per alios disposi„tionem nostrae salutis cognovimus, quam per eos, „per quos Evangelium pervenit ad nos, quod qui„dem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei „voluntatem in scripturis nobis tradiderunt, fun„damentum et columnam fidei nostrae futurum. „Es wird ſich zeigen, ob Herr Leſſing Stellen im Vor„rath habe, welche hinlänglich ſeyn werden, dieſes Zeug„niß niederzuſchlagen.“

Und was ſich jetzt ſchon zeigt, iſt dieſes, daß Herr Goeze, wenn er ſich in der Geſchwindigkeit nicht beſſer beritten macht, auf dem ausgeſchriebenen Turniere nur eine ſehr armſelige Figur ſpielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citirt, ſelbſt geleſen? Unmöglich! Er hat dieſes einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Luther'ſchen Polemik, bloß aufgeleſen. Denn er legt wider alle Grammatik, wider allen Zuſammenhang einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, ſondern der Sinn der Luther'ſchen Polemik iſt, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus ſagt in dieſer Stelle ſchlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unſers Glaubens geworden. Wenn er dieſes hätte ſagen wollen, müßte es heißen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, ſondern *futurum*, und bezieht ſich nicht auf scripturis, ſondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, ſondern den weſentlichen Inhalt der Evangelien ohne Rückſicht auf deſſen Verzeichnung bedeutet. Herr Goeze ſelbſt, in der beigefügten Ueberſetzung dieſer Stelle, hat nicht anders conſtruirt; und nur bei ihm iſt es begreiflich, wie man ſo leichte Worte anders conſtruiren und anders verſtehen kann. Das Evangelium iſt der Grund und Pfeiler unſers Glaubens; wer läugnet das? Allein das Evangelium iſt eben ſowohl ein praeconatum, als ein scripturis traditum, und das futurum muß ſich eben ſo wohl auf jenes, als auf dieſes beziehen. Eben ſo wohl das bloß gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unſers Glaubens ſeyn können, als das aufgeſchriebene. — Daß dieſes der wahre Sinn des Irenäus iſt, erhellt aus den folgenden Kapiteln unwiderſprechlich. Und wenn er beſonders im 4ten ſagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias; hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die chriſtliche Religion nothwendig hätte untergehen müſſen, wenn die Apoſtel nichts geſchrieben hätten? Wenn er fortfährt: Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt wie Goeze, daß der heilige Geiſt ohne Schrift nichts vermöge, daß kein Glaube ohne Schrift möglich ſey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführt, hinzuſetzt: Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Chriſten für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Chriſten ſeyn laſſe, verdammt haben? —

Was ich oben von den Arianern ſage, daß ſie die erſten geweſen zu ſeyn ſcheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Chriſti vor allen Dingen in den neuteſtamentlichen Schriften zeigen müſſe, gründet ſich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem nicäiſchen Concilio wiſſen. Die Geſchichte dieſes Concilii ſelbſt kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 proteſtirt? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweiſes, den ich zu ſeiner Zeit führen will, im Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerei, oder die Kraft der heiligen Schrift in Beſtimmung der Rechtgläubigkeit

hat ſich auf dem nicäiſchen Concilio nur ſchlecht erwieſen. Durch die Schrift iſt auf demſelben ſchlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und ſeine Philoſophen blieben auf ihren Köpfen, und nur zwei der letzteren wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philoſoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch die bloße Glaubensbekenntniß auf eine wunderbare Weiſe erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heil. Geiſtes bei dem bloßen Glaubensbekenntniſſe war alſo noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte ſich von der Mitwirkung des heil. Geiſtes bei vermeinten deutlichen Stellen der Schrift nicht die geringſte Spur.

§.

Denn der zweite Philoſoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, ſondern durch ein paar menſchliche, nicht einmal ſehr paſſende Gleichniſſe überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringſten nicht ein, ihren Lehrſatz aus der Schrift auch nur erweiſen zu wollen. Sie hatten bloß die Herablaſſung, auf die Schriftſtellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böſe zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrſatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten ſey, ſondern für eine Wahrheit, die ſich von Chriſto unmittelbar herſchreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwieſen alſo nur, daß die Schrift dieſen Ueberlieferungen nicht widerſpreche.

§.

Und der Gebrauch, den ſie ſonach von der Schrift machten, war ein ganz anderer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat, welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, ſondern aus der einzigen Schrift unmittelbar beſtimmt wird, was uns hätte überliefert werden ſollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anſchlag kommen, ſo müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringſten etwas von dem Chriſtenthume zu wiſſen, das ganze Chriſtenthum aus den neuteſtamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und abſondern könne; und daran zweifle ich ſehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl ſchwerlich ein vernünftiger Mann zu den neuteſtamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Chriſtenthum vorher zu kennen; und die Kunſt, es wieder zu vergeſſen, wenn er zu dieſer vermeinten einigen Quelle nun ſelbſt kömmt, noch ſoll erfunden werden.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

1778.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigſter Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit und ſchöpfte. Wie tief ich geſchöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu ſchöpfen. — Das Volk lechzet ſchon lange und vergeht vor Durſt. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigſter Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachſtehende Blätter die wahre Ontologie der Freimaurerei nicht enthalten, ſo wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die ſie veranlaßt hat, ein mehr beſtimmter Begriff von ihrer Weſenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freimaurer alle, von welchem Schlage ſie auch immer ſeyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Geſichtspunct der einzige iſt, aus welchem — ſich nicht einem blöden Auge ein bloßes Phantom zeigt, — ſondern geſunde Augen eine wahre Geſtalt erblicken: ſo dürfte nur noch die Frage entſtehen, warum man nicht längſt ſo deutlich mit der Sprache herausgegangen ſey?

Auf dieſe Frage wäre vielerlei zu antworten. Doch wird man ſchwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe, als die: warum in dem Chriſtenthume die ſyſtematiſchen Lehrbücher ſo ſpät entſtanden ſind? warum es ſo viele und gute Chriſten gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verſtändliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieſes im Chriſtenthume noch immer zu früh geſchehen, indem der Glaube ſelbſt vielleicht wenig dabei gewonnen, wenn ſich Chriſten nur nicht hätten einfallen laſſen, ihn auf eine ganz widerſinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung ſelbſt.

Erſtes Geſpräch.

Ernſt. Woran denkſt du, Freund?

Falk. An nichts.

Ernſt. Aber du biſt ſo ſtill.

Falk. Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich genieße des erquickenden Morgens.

Ernſt. Du haſt Recht; und du hätteſt mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk. Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber ſprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernſt. Gewiß.

Falk. Haſt du des ſchönen Morgens ſchon genug genoſſen; fällt dir etwas ein, ſo ſprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernſt. Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich ſchon längſt um etwas fragen wollen.

Falk. So frage doch.

Ernſt. Iſt es wahr, Freund, daß du ein Freimaurer biſt?

Falk. Die Frage iſt eines, der keiner iſt.

Ernſt. Freilich! — Aber antworte mir gerade zu. — Biſt du ein Freimaurer?

Falk. Ich glaube es zu ſeyn.

Ernſt. Die Antwort iſt eines, der ſeiner Sache eben nicht gewiß iſt.

Falk. O doch! Ich bin meiner Sache ſo ziemlich gewiß.

Ernſt. Denn du wirſt ja wohl wiſſen, ob und wann und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk. Das weiß ich allerdings; aber das würde ſo viel nicht ſagen wollen.

Ernſt. Nicht?

Falk. Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernſt. Erkläre dich.

Falk. Ich glaube ein Freimaurer zu ſeyn, nicht ſo

wohl, weil ich von ältern Maurern in einer geſetzlichen Loge aufgenommen worden, ſondern weil ich einſehe und erkenne, was und warum die Freimaurerei iſt, wann und wo ſie geweſen, wie und wodurch ſie befördert oder gehindert wird.

Ernſt. Und drückſt dich gleichwohl ſo zweifelhaft aus? — „Ich glaube einer zu ſeyn!“

Falk. Dieſes Ausdrucks bin ich nun ſo gewohnt. Nicht zwar, als ob ich Mangel an eigener Ueberzeugung hätte, ſondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg ſtellen mag.

Ernſt. Du antworteſt mir als einem Fremden.

Falk. Fremder oder Freund!

Ernſt. Du biſt aufgenommen, du weißt alles — —

Falk. Andere ſind auch aufgenommen, und glauben zu wiſſen.

Ernſt. Könnteſt du denn aufgenommen ſeyn, ohne zu wiſſen, was du weißt?

Falk. Leider!

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil viele, welche aufnehmen, es ſelbſt nicht wiſſen, die wenigen aber, die es wiſſen, es nicht ſagen können.

Ernſt. Und könnteſt du denn wiſſen, was du weißt, ohne aufgenommen zu ſeyn?

Falk. Warum nicht? — Die Freimaurerei iſt nichts willkührliches, nichts entbehrliches, ſondern etwas nothwendiges, das in dem Weſen des Menſchen und der bürgerlichen Geſellſchaft gegründet iſt. Folglich muß man auch durch eigenes Nachdenken eben ſo wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführt wird.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Willkührliches? — Hat ſie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders ſeyn könnten, und folglich willkührlich ſind?

Falk. Das hat ſie. Aber dieſe Worte und dieſe Zeichen und dieſe Gebräuche ſind nicht die Freimaurerei.

Ernſt. Die Freimaurerei wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menſchen, als die Freimaurerei noch nicht war?

Falk. Die Freimaurerei war immer.

Ernſt. Nun, was iſt ſie denn, dieſe nothwendige, dieſe unentbehrliche Freimaurerei?

Falk. Wie ich dir ſchon zu verſtehen gegeben: — Etwas, das ſelbſt die, die es wiſſen, nicht ſagen können.

Ernſt. Alſo ein Unding.

Falk. Uebereile dich nicht.

Ernſt. Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk. Nicht immer, und oft wenigſtens nicht ſo, daß andere durch die Worte vollkommen eben denſelben Begriff bekommen, denn ich dabei habe.

Ernſt. Wenn nicht vollkommen eben denſelben, doch einen etwanigen.

Falk. Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug, und gefährlich, wenn er das geringſte zu viel enthielte.

Ernſt. Sonderbar! — Da alſo ſelbſt die Freimaurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wiſſen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten ſie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk. Durch Thaten. — Sie laſſen gute Männer und Jünglinge, die ſie ihres näheren Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — ſehen, ſo weit ſie zu ſehen ſind; dieſe finden Geſchmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernſt. Thaten? Thaten der Freimaurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meiſtentheils ſchöner gedruckt, als gedacht und geſagt ſind.

Falk. Das haben ſie mit mehreren Reden und Liedern gemein.

Ernſt. Oder ſoll ich das für ihre Thaten nehmen, was ſie in dieſen Reden und Liedern von ſich rühmen?

Falk. Wenn ſie es nicht bloß von ſich rühmen.

Ernſt. Und was rühmen ſie denn von ſich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menſchen, von jedem rechtſchaffenen Bürger erwartet. — Sie ſind ſo freundſchaftlich, ſo gutthätig, ſo gehorſam, ſo voller Vaterlandsliebe!

Falk. Iſt denn das nichts?

Ernſt. Nichts! — um ſich dadurch von andern Menſchen auszuſondern. — Wer ſoll das nicht ſeyn?

Falk. Soll!

Ernſt. Wer hat, dieſes zu ſeyn, nicht auch außer der Freimaurerei Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk. Aber doch in ihr, und durch ſie, einen Antrieb mehr.

Ernſt. Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intenſive Kraft gegeben! — Die Menge ſolcher Antriebe iſt wie die Menge der Räder in einer Maſchine. Je mehr Räder, deſto wandelbarer.

Falk. Ich kann dir das nicht widerſprechen.

Ernſt. Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andere Antriebe verkleinert, verdächtig macht! ſich ſelbſt für den ſtärkſten und beſten ausgiebt!

Falk. Freund, ſey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener ſchalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernſt. Das will ſagen: Bruder Redner iſt ein Schwätzer.

Falk. Das will nur ſagen: was Bruder Redner an den Freimaurern preiſt, das ſind nun freilich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner iſt wenigſtens kein Plauderer, und Thaten ſprechen von ſelbſt.

Ernſt. Ja, nun merke ich, worauf du zielſt. Wie konnten ſie mir nicht gleich einfallen dieſe Thaten, dieſe ſprechende Thaten. Faſt möchte ich ſie ſchreiende nennen. Nicht genug, daß ſich die Freimaurer einer den andern

unterſtützen, auf das kräftigſte unterſtützen, denn das wäre nur die nothwendige Eigenſchaft einer jeden Bande. Was thun ſie nicht für das geſammte Publicum eines jeden Staats, deſſen Glieder ſie ſind!

Falk. Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur biſt.

Ernſt. Z. E. die Freimaurer in Stockholm! — Haben ſie nicht ein großes Findelhaus errichtet?

Falk. Wenn die Freimaurer in Stockholm ſich nur auch bei einer andern Gelegenheit thätig erwieſen haben.

Ernſt. Bei welcher andern?

Falk. Bei ſonſt andern, meine ich.

Ernſt. Und die Freimaurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beſchäftigen, ſie klöppeln und ſticken laſſen, — damit das Findelhaus nur kleiner ſeyn dürfe.

Falk. Ernſt! Du weißt wohl, wann ich dich deines Namens erinnere.

Ernſt. Ohne alle Gloſſen dann. — Und die Freimaurer in Braunſchweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten laſſen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Und die Freimaurer in Berlin! die das Baſedowſche Philanthropin unterſtützen.

Falk. Was ſagſt du? — Die Freimaurer? Das Philanthropin? unterſtützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernſt. Die Zeitung hat es ausposaunt.

Falk. Die Zeitung! — Da müßte ich Baſedows eigenhändige Quittung ſehen. Und müßte gewiß ſeyn, daß die Quittung nicht an Freimaurer in Berlin, ſondern an die Freimaurer gerichtet wäre.

Ernſt. Was iſt das? — Billigſt du denn Baſedows Inſtitut nicht?

Falk. Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernſt. So wirſt du ihm ja dieſe Unterſtützung nicht mißgönnen?

Falk. Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernſt. Nun dann! — Du wirſt mir unbegreiflich.

Falk. Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freimaurer können etwas thun, was ſie nicht als Freimaurer thun.

Ernſt. Und ſoll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk. Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da genannt haſt, um mich eines ſcholaſtiſchen Ausdrucks, der Kürze wegen zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra ſind.

Ernſt. Wie meinſt du das?

Falk. Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; — nur Thaten, die ſie bloß deßwegen thun, damit ſie dem Volk in die Augen fallen ſollen.

Ernſt. Um Achtung und Duldung zu genießen?

Falk. Könnte wohl ſeyn.

Ernſt. Aber ihre wahre Thaten denn? — Du ſchweigſt?

Falk. Wenn ich dir nicht ſchon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten ſind ihr Geheimniß.

Ernſt. Ha! ha! Alſo auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk. Nicht wohl! — Nur ſo viel kann und darf ich dir ſagen: die wahren Thaten der Freimaurer ſind ſo groß, ſo weit ausſehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man ſagen kann: das haben ſie gethan! Gleichwohl haben ſie alles Gute gethan, was noch in der Welt iſt, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernſt. O geh! Du haſt mich zum beſten.

Falk. Wahrlich nicht. — Aber ſieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Es iſt der von der Wolfmilchsraupe. — Geſchwind ſage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freimaurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernſt. Und ſind doch auch gute Thaten?

Falk. Es kann keine beſſere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bei dir.

Ernſt. Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das iſt ein Räthſel. Und über ein Räthſel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und ſehe den Ameiſen zu.

Zweites Geſpräch.

Ernſt. Nun? wo bleibſt du denn? Und haſt den Schmetterling doch nicht?

Falk. Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernſt. Ja, ja. Es giebt ſolche Locker!

Falk. Haſt du nachgedacht?

Ernſt. Ueber was? Ueber dein Räthſel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den ſchönen Schmetterling! Darum ſoll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freimaurerei mit dir geſprochen, und nie wieder. Denn ich ſehe ja wohl, du biſt, wie ſie alle.

Falk. Wie ſie alle? Das ſagen dieſe alle nicht.

Ernſt. Nicht? So giebt es ja wohl auch Ketzer unter den Freimaurern? Und du wäreſt einer? — Doch alle Ketzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon ſprach ich?

Falk. Wovon ſprachſt du?

Ernſt. Rechtgläubige oder ketzeriſche Freimaurer — ſie alle ſpielen mit Worten, und laſſen ſich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk. Meinſt du? — Nun wohl, ſo laß uns von etwas anderem reden. Denn einmal haſt du mich aus dem behaglichen Zuſtande des ſtummen Staunens geriſſen —

Ernſt. Nichts iſt leichter, als dich in dieſen Zuſtand wieder zu verſetzen. — Laß dich nur hier bei mir nieder, und ſieh!

Falk. Was denn?

Ernſt. Das Leben und Weben auf und in und um dieſen Ameiſenhaufen. Welche Geſchäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und ſchleppt und ſchiebt; und keines iſt dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helfen einander ſogar.

Falk. Die Ameiſen leben in Geſellſchaft, wie die Bienen.

Ernſt. Und in einer noch wunderbarern Geſellſchaft, als die Bienen. Denn ſie haben niemand unter ſich der ſie zuſammenhält und regiert.

Falk. Ordnung muß alſo doch auch ohne Regierung beſtehen können.

Ernſt. Wenn jedes einzelne ſich ſelbſt zu regieren weiß, warum nicht?

Falk. Ob es wohl auch einmal mit den Menſchen dahin kommen wird?

Ernſt. Wohl ſchwerlich!

Falk. Schade!

Ernſt. Ja wohl!

Falk. Steh auf, und laß uns gehen. Denn ſie werden dich bekriechen die Ameiſen; und eben fällt auch mir etwas bei, was ich bei dieſer Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Geſinnungen darüber noch gar nicht.

Ernſt. Worüber?

Falk. Ueber die bürgerliche Geſellſchaft des Menſchen überhaupt. — Wofür hältſt du ſie?

Ernſt. Für etwas ſehr Gutes.

Falk. Unſtreitig. — Aber hältſt du ſie für Zweck, oder für Mittel?

Ernſt. Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Glaubſt du, daß die Menſchen für die Staaten erſchaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menſchen ſind?

Ernſt. Jenes ſcheinen einige behaupten zu wollen. Dieſes aber mag wohl das Wahrere ſeyn.

Falk. So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menſchen, damit durch dieſe und in dieſer Vereinigung jeder einzelne Menſch ſeinen Theil von Glückſeligkeit deſto beſſer und ſicherer genießen könne. — Das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!

Ernſt. Ich möchte das nicht ſo laut ſagen.

Falk. Warum nicht?

Ernſt. Eine Wahrheit, die jeder nach ſeiner eigenen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk. Weißt du, Freund, daß du ſchon ein halber Freimaurer biſt?

Ernſt. Ich?

Falk. Du. Denn du erkennſt ja ſchon Wahrheiten, die man beſſer verſchweigt.

Ernſt. Aber doch ſagen könnte.

Falk. Der Weiſe kann nicht ſagen, was er beſſer verſchweigt.

Ernſt. Nun, wie du willſt! — Laß uns auf die Freimaurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wiſſen.

Falk. Verzeih! — Du ſiehſt wenigſtens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu ſagen.

Ernſt. Du ſpotteſt. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menſchen, alle Staatsverfaſſungen ſind nichts als Mittel zur menſchlichen Glückſeligkeit. Was weiter?

Falk. Nichts als Mittel! Und Mittel menſchlicher Erfindung, ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles ſo eingerichtet, daß der Menſch ſehr bald auf dieſe Erfindung gerathen müſſen.

Ernſt. Dieſes hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Geſellſchaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unſere Leidenſchaften und unſere Bedürfniſſe, alles darauf führe, ſey ſie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So ſchloſſen ſie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müſſen! Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen ſind — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!

Falk. Sehr gut! Du kömmſt mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn nun ſage mir, wenn die Staatsverfaſſungen Mittel, Mittel menſchlicher Erfindungen ſind: ſollten ſie allein von dem Schickſale menſchlicher Mittel ausgenommen ſeyn?

Ernſt. Was nennſt du Schickſale menſchlicher Mittel?

Falk. Das, was unzertrennlich mit menſchlichen Mitteln verbunden iſt, was ſie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterſcheidet.

Ernſt. Was iſt das?

Falk. Daß ſie nicht unfehlbar ſind. Daß ſie ihrer Abſicht nicht allein öfters nicht entſprechen, ſondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernſt. Ein Beiſpiel! wenn dir eins einfällt.

Falk. So ſind Schifffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen, und werden Urſache, daß viele Menſchen nimmermehr dahin gelangen.

Ernſt. Die nämlich Schiffbruch leiden und erſaufen. Nun glaube ich dich zu verſtehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn ſo viele einzelne Menſchen

durch die Staatsverfaſſung an ihrer Glückſeligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfaſſungen ſind viele; eine iſt alſo beſſer als die andere; manche iſt ſehr fehlerhaft, mit ihrer Abſicht offenbar ſtreitend, und die beſte ſoll vielleicht noch erfunden werden.

Falk. Das ungerechnet! Setze die beſte Staatsverfaſſung, die ſich nur denken läßt, ſchon erfunden; ſetze, daß alle Menſchen in der ganzen Welt dieſe beſte Staatsverfaſſung angenommen haben; meinſt du nicht, daß auch dann noch, ſelbſt aus dieſer beſten Staatsverfaſſung, Dinge entſpringen müſſen, welche der menſchlichen Glückſeligkeit höchſt nachtheilig ſind, und wovon der Menſch in dem Stande der Natur ſchlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernſt. Ich meine, wenn dergleichen Dinge aus der beſten Staatsverfaſſung entſprängen, daß es ſodann die beſte Staatsverfaſſung nicht wäre.

Falk. Und eine beſſere möglich wäre? — Nun, ſo nehme ich dieſe beſſere als die beſte an, und frage das Nämliche.

Ernſt. Du ſcheinſt mir hier bloß von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menſchlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfaſſungen ſammt und ſonders erklärſt, nicht anders als mangelhaft ſeyn könne.

Falk. Nicht bloß.

Ernſt. Und es würde dir ſchwer werden, eines von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk. Die auch aus der beſten Staatsverfaſſung nothwendig entſpringen müſſen? — Ohne zehne für eines.

Ernſt. Nur eines erſt.

Falk. Wir nehmen alſo die beſte Staatsverfaſſung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menſchen in der Welt in dieſer beſten Staatsverfaſſung leben: würden deßwegen alle Menſchen in der Welt nur einen Staat ausmachen?

Ernſt. Wohl ſchwerlich. Ein ſo ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig ſeyn. Er müßte ſich alſo in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Geſetzen verwaltet würden.

Falk. Das iſt: die Menſchen würden auch dann noch Deutſche und Franzoſen, Holländer und Spanier, Ruſſen und Schweden ſeyn, oder wie ſie ſonſt heißen würden.

Ernſt. Ganz gewiß!

Falk. Nun da haben wir ja ſchon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieſer kleinern Staaten hätte ſein eigenes Intereſſe? und jedes Glied derſelben hätte das Intereſſe ſeines Staats?

Ernſt. Wie anders?

Falk. Dieſe verſchiedenen Intereſſen würden öfters in Colliſion kommen, ſo wie jetzt, und zwei Glieder aus zwei verſchiedenen Staaten würden einander eben ſo wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer begegnet.

Ernſt. Sehr wahrſcheinlich!

Falk. Das iſt: wenn jetzt ein Deutſcher einem Franzoſen, ein Franzoſe einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, ſo begegnet nicht mehr ein bloßer Menſch einem bloßen Menſchen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, ſondern ein ſolcher Menſch begegnet einem ſolchen Menſchen, die ihrer verſchiedenen Tendenz ſich bewußt ſind, welches ſie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauiſch macht, noch ehe ſie für ihre einzelne Perſon das geringſte mit einander zu ſchaffen und zu theilen haben.

Ernſt. Das iſt leider wahr.

Falk. Nun ſo iſt es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menſchen vereinigt, um ſie durch dieſe Vereinigung ihres Glückes zu verſichern, die Menſchen zugleich trennt.

Ernſt. Wenn du es ſo verſtehſt.

Falk. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verſchiedenes Clima, folglich ganz verſchiedene Bedürfniſſe und Befriedigungen, folglich ganz verſchiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verſchiedene Religionen haben. Meinſt du nicht?

Ernſt. Das iſt ein gewaltiger Schritt!

Falk. Die Menſchen würden auch dann noch Juden und Chriſten und Türken und dergleichen ſeyn.

Ernſt. Ich getraue mir nicht, Nein zu ſagen.

Falk. Würden ſie das, ſo würden ſie auch, ſie möchten heißen wie ſie wollten, ſich unter einander nicht anders verhalten, als ſich unſere Chriſten und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menſchen gegen bloße Menſchen, ſondern als ſolche Menſchen gegen ſolche Menſchen, die ſich einen gewiſſen geiſtigen Vorzug ſtreitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menſchen nimmermehr einfallen könnten.

Ernſt. Das iſt ſehr traurig, aber leider doch ſehr vermuthlich.

Falk. Nur vermuthlich?

Ernſt. Denn allenfalls dächte ich doch, ſo wie du angenommen haſt, daß alle Staaten einerlei Verfaſſung hätten, daß ſie auch wohl alle einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie einerlei Staatsverfaſſung ohne einerlei Religion auch nur möglich iſt.

Falk. Ich eben ſo wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuſchneiden. Eines iſt zuverläſſig eben ſo unmöglich, als das andere. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfaſſungen. Mehrere Staatsverfaſſungen, mehrere Religionen.

Ernſt. Ja, ja, ſo ſcheint es.

Falk. So iſt es. — Nun ſieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Geſellſchaft, ganz ihrer Abſicht entgegen, verurſacht. Sie kann die Menſchen nicht vereinigen,

ohne ſie zu trennen, nicht trennen, ohne Klüfte zwiſchen ihnen zu befeſtigen, ohne Scheidemauern durch ſie hin zu ziehen.

Ernſt. Und wie ſchrecklich dieſe Klüfte ſind! wie unüberſteiglich oft dieſe Scheidemauern!

Falk. Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die bürgerliche Geſellſchaft die Menſchen in verſchiedene Völker und Religionen theilt und trennt. — Dieſe Trennung in wenige große Theile, deren jeder für ſich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beſſer, als gar kein Ganzes. — Nein, die bürgerliche Geſellſchaft ſetzt ihre Trennung auch in jedem dieſer Theile gleichſam bis ins Unendliche fort.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Oder meinſt du, daß ein Staat ſich ohne Verſchiedenheit von Ständen denken läßt? Er ſey gut oder ſchlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe, unmöglich können alle Glieder deſſelben unter ſich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn ſie auch alle an der Geſetzgebung Antheil haben, ſo können ſie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigſtens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird alſo vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Beſitzungen des Staats unter ſie gleich vertheilt worden, ſo kann dieſe gleiche Vertheilung doch keine zwei Menſchenalter beſtehen. Einer wird ſein Eigenthum beſſer zu nutzen wiſſen, als der andere. Einer wird ſein ſchlechter genutztes Eigenthum gleichwohl unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird alſo reichere und ärmere Glieder geben.

Ernſt. Das verſteht ſich.

Falk. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieſer Verſchiedenheit der Stände ſeinen Grund nicht hat.

Ernſt. Wenn ich dir doch widerſprechen könnte! — Aber was hatte ich für Urſache, dir überhaupt zu widerſprechen? — Nun ja! die Menſchen ſind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das iſt nun einmal ſo. Das kann nun nicht anders ſeyn.

Falk. Das ſage ich eben!

Ernſt. Alſo, was willſt du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünſchen machen, daß den Menſchen der Gedanke, ſich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen ſeyn?

Falk. Verkennſt du mich ſo weit? — Wenn die bürgerliche Geſellſchaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menſchliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde ſie auch bei weit größern Uebeln noch ſegnen.

Ernſt. Wer des Feuers genießen will, ſagt das Sprichwort, muß ſich den Rauch gefallen laſſen.

Falk. Allerdings! — Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich iſt, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernſt. Wohin? — Ich verſtehe dich nicht.

Falk. Das Gleichniß war doch ſehr paſſend. — — Wenn die Menſchen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen: werden ſie darum gut jene Trennungen?

Ernſt. Das wohl nicht.

Falk. Werden ſie darum heilig jene Trennungen?

Ernſt. Wie heilig?

Falk. Daß es verboten ſeyn ſollte, Hand an ſie zu legen?

Ernſt. In Abſicht? . . .

Falk. In Abſicht, ſie nicht größer einreißen zu laſſen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Abſicht, ihre Folgen ſo unſchädlich zu machen, als möglich.

Ernſt. Wie könnte das verboten ſeyn?

Falk. Aber geboten kann es doch auch nicht ſeyn, durch bürgerliche Geſetze nicht geboten! — Denn bürgerliche Geſetze erſtrecken ſich nie über die Gränzen ihres Staats. Und dieſes würde nun gerade außer den Gränzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein Opus supererogatum ſeyn, und es wäre bloß zu wünſchen, daß ſich die Weiſeſten und Beſten eines jeden Staats dieſem Operi supererogato freiwillig unterzögen.

Ernſt. Bloß zu wünſchen, aber recht ſehr zu wünſchen.

Falk. Ich dächte! Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerſchaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu ſeyn aufhört.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angeborenen Religion nicht unterlägen, nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr ſeyn müſſe, was ſie für gut und wahr erkennen.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Recht ſehr zu wünſchen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt, in deren Geſellſchaft der Hohe ſich gern herabläßt, und der Geringe ſich dreiſt erhebt.

Ernſt. Recht ſehr zu wünſchen!

Falk. Und wenn er erfüllt wäre, dieſer Wunſch?

Ernſt. Erfüllt? — Es wird freilich hier und da, dann und wann einen ſolchen Mann geben.

Falk. Nicht bloß hier und da, nicht bloß dann und wann.

Ernſt. Zu gewiſſen Zeiten, in gewiſſen Ländern auch mehrere.

Falk. Wie, wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernſt. Wollte Gott!

Falk. Und dieſe Männer nicht in einer unwirkſamen Zerſtreuung lebten? nicht immer in einer unſichtbaren Kirche?

Ernſt. Schöner Traum!

Falk. Daß ich es kurz mache. — Und dieſe Männer die Freimaurer wären?

Ernſt. Was ſagſt du?

Falk. Wie, wenn es die Freimaurer wären, die ſich mit zu ihrem Geſchäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menſchen einander ſo fremd werden, ſo eng als möglich wieder zuſammen zu ziehen?

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ich ſage: mit zu ihrem Geſchäfte.

Ernſt. Die Freimaurer?

Falk. Ah! verzeih! — Ich hatt' es ſchon wieder vergeſſen, daß du von den Freimaurern weiter nichts hören willſt. — Dort winkt man uns eben zum Frühſtücke. Komm!

Ernſt. Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freimaurer, ſagſt du —

Falk. Das Geſpräch brachte mich wider Willen auf ſie zurück. Verzeih! — Komm! Dort in der größern Geſellſchaft werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Geſpräch.

Ernſt. Du biſt mir den ganzen Tag im Gedränge der Geſellſchaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk. Haſt du mir ſo etwas wichtiges zu ſagen? Der bloßen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernſt. Du ſpotteſt meiner Neugierde.

Falk. Deiner Neugierde?

Ernſt. Die du dieſen Morgen ſo meiſterhaft zu erregen wußteſt.

Falk. Wovon ſprachen wir dieſen Morgen?

Ernſt. Von den Freimaurern.

Falk. Nun? — Ich habe dir im Rauſche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernſt. Das man, wie du ſagſt, gar nicht verrathen kann —

Falk. Nun freilich, das beruhigt mich wieder.

Ernſt. Aber du haſt mir doch über die Freimaurer etwas geſagt, das mir unerwartet war, das mir auffiel, das mich denken machte.

Falk. Und was war das?

Ernſt. O quäle mich nicht! — Du erinnerſt dich deſſen gewiß.

Falk. Ja, es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen ſo abweſend machte?

Ernſt. Das war es! — Und ich kann nicht einſchlafen, wenn du mir wenigſtens nicht noch eine Frage beantworteſt.

Falk. Nach dem die Frage ſeyn wird.

Ernſt. Woher kannſt du mir aber beweiſen, wenigſtens nur wahrſcheinlich machen, daß die Freimaurer wirklich jene große und würdige Abſichten haben?

Falk. Habe ich dir von ihren Abſichten geſprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freimaurer machen konnteſt, habe ich dich bloß auf einen Punct aufmerkſam machen wollen, wo noch ſo vieles geſchehen kann, wovon ſich unſere ſtaatsklugen Köpfe gar nichts träumen laſſen. — Vielleicht, daß die Freimaurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze ſchon ausgefunden und beſetzt, alle nöthige Arbeiten ſchon unter die erforderlichen Hände vertheilt wären.

Ernſt. Wende dich jetzt, wie du willſt. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freimaurer als Leute, die es freiwillig über ſich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk. Dieſer Begriff kann den Freimaurern wenigſtens keine Schande machen. — Bleib dabei! — Nur faſſe ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehört. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieſes und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche eine gewiſſe Staatsverfaſſung einmal angenommen, aus dieſer angenommenen Staatsverfaſſung nun nothwendig folgen. Mit dieſen giebt ſich der Freimaurer niemals ab, wenigſtens nicht als Freimaurer. Die Linderung und Heilung dieſer überläßt er dem Bürger, der ſich nach ſeiner Einſicht, nach ſeinem Muthe, auf ſeine Gefahr damit befaſſen mag. Uebel ganz anderer Art, ganz höherer Art, ſind der Gegenſtand ſeiner Wirkſamkeit.

Ernſt. Ich habe das ſehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, ſondern Uebel, ohne welche auch der glücklichſte Bürger nicht ſeyn kann.

Falk. Recht! Dieſen entgegen — wie ſagteſt du? — entgegen zu arbeiten?

Ernſt. Ja!

Falk. Das Wort ſagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um ſie völlig zu heben? — Das kann nicht ſeyn. Denn man würde den Staat ſelbſt mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müſſen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. Höchſtens dieſe Empfindung in dem Menſchen von weiten veranlaſſen, ihr Aufkeimen begünſtigen, ihre Pflanzen verſetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heißen. — Begreifſt du nun, warum ich ſagte, ob die Freimaurer ſchon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß ſich ſagen laſſe: das haben ſie gethan.

Ernſt. Und verſtehe auch nun den zweiten Zug des Räthſels — gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen ſollen.

Falk. Wohl! — Nun geh, und ſtudiere jene Uebel, und lerne ſie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüſſe gegen einander ab, und ſey verſichert, daß dir dieſes

Studium Dinge aufſchließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederſchlagendſten, unauflöslichſten Einwürfe wider Vorſehung und Tugend zu ſeyn ſcheinen. Dieſer Aufſchluß, dieſe Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen — auch ohne Freimaurer zu heißen.

Ernſt. Du legſt auf dieſes heißen ſo viel Nachdruck.

Falk. Weil man etwas ſeyn kann, ohne es zu heißen.

Ernſt. Gut das! ich verſtehe — aber auf meine Frage wieder zu kommen, die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich ſie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freimaurerei angeht — —

Falk. Du kennſt ſie?

Ernſt. Haſt du mir ſie nicht ſelbſt genannt?

Falk. Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzſichtigſten Auge einleuchten, nur einige von den unſtreitigſten, weit umfaſſendſten. — Aber wie viele ſind nicht noch übrig, die, ob ſie ſchon nicht ſo einleuchten, nicht ſo unſtreitig ſind, nicht ſo viel umfaſſen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig ſind!

Ernſt. So laß mich meine Frage denn bloß auf diejenigen Stücke einſchränken, die du mir ſelbſt namhaft gemacht haſt. — Wie beweiſeſt du mir auch nur von dieſen Stücken, daß die Freimaurer wirklich ihr Abſehen darauf haben? — Du ſchweigſt? — Du ſinnſt nach?

Falk. Wahrlich nicht dem, was ich auf dieſe Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Urſachen denken ſoll, warum du mir dieſe Frage thuſt?

Ernſt. Und du willſt mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Urſachen derſelben ſage?

Falk. Das verſpreche ich dir.

Ernſt. Ich kenne und fürchte deinen Scharfſinn.

Falk. Meinen Scharfſinn?

Ernſt. Ich fürchte, du verkaufſt mir deine Speculation für Thatſache.

Falk. Sehr verbunden!

Ernſt. Beleidigt dich das?

Falk. Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfſinn nennſt, was du ganz anders hätteſt benennen können.

Ernſt. Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfſinnige ſich ſelbſt betrügt, wie leicht er andern Leuten Plane und Abſichten leiht und unterlegt, an die ſie nie gedacht haben.

Falk. Aber woraus ſchließt man auf der Leute Plane und Abſichten? Aus ihren einzelnen Handlungen doch wohl?

Ernſt. Woraus ſonſt? — Und hier bin ich wieder bei meiner Frage. — Aus welchen einzelnen unſtreitigen Handlungen der Freimaurer iſt abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck iſt, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menſchen nothwendig machen müſſen, durch ſich und in ſich wieder zu vereinigen.

Falk. Und zwar ohne Nachtheil dieſes Staats und dieſer Staaten.

Ernſt. Deſto beſſer! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu ſeyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewiſſe Eigenthümlichkeiten, Beſonderheiten ſind, die dahin leiten, oder daraus entſpringen. — Von dergleichen müßteſt du ſogar in deiner Speculation ausgegangen ſeyn; geſetzt, daß dein Syſtem nur Hypotheſe wäre.

Falk. Dein Mißtrauen äußert ſich noch. — Aber ich hoffe, es ſoll ſich verlieren, wenn ich dir ein Grundgeſetz der Freimaurer zu Gemüthe führe.

Ernſt. Und welches?

Falk. Aus welchem ſie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem ſie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernſt. Das iſt?

Falk. Das iſt, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage ohne Unterſchied des Vaterlandes, ohne Unterſchied der Religion, ohne Unterſchied ſeines bürgerlichen Standes in ihren Orden aufzunehmen.

Ernſt. Wahrhaftig!

Falk. Freilich ſcheint dieſes Grundgeſetz dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg ſind, vielmehr bereits voraus zu ſetzen, als die Abſicht zu haben, ſie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft ſeyn, ehe es ſich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernſt. O ja!

Falk. Und warum ſollten die Freimaurer ſich nicht hier einer gewöhnlichen Liſt haben bedienen dürfen? — Daß man einen Theil ſeiner geheimen Abſichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er ſieht.

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Warum ſollte der Künſtler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchſilber handeln, damit man ſo weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernſt. Warum nicht?

Falk. Ernſt! — Hörſt du mich? — Du antworteſt im Traume, glaub' ich.

Ernſt. Nein, Freund! Aber ich habe genug, genug auf dieſe Nacht. Morgen, mit dem frühſten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk. Schon? Und warum ſo bald?

Ernſt. Du kennſt mich und fragſt? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk. Ich habe ſie vorgeſtern erſt angefangen.

Ernſt. So ſehe ich dich vor dem Ende derſelben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk. Gute Nacht, lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet; Ernſt ging und ward Freimaurer. Was er fürs erſte da fand, iſt der Stoff eines vierten und fünften Geſprächs, mit welchem — ſich der Weg ſcheidet.

Ernſt und Falk.

Geſpräche für Freimaurer.

Fortſetzung.

1780.

Vorrede eines Dritten.

Der Verfaſſer der erſten drei Geſpräche hatte dieſe Fortſetzung, wie man weiß, im Manuſcripte zum Drucke fertig liegen, als derſelbe höheren Orts einen bittenden Wink bekam, dieſelbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dieß vierte und fünfte Geſpräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne ſeine Erlaubniß, Abſchriften davon genommen hatten. Eine dieſer Abſchriften war dem jetzigen Herausgeber durch einen ſonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß ſo viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden ſollten, und beſchloß, das Manuſcript, ohne Winke zu haben, drucken zu laſſen.

Wenn die Begierde, Licht über ſo wichtige Gegenſtände allgemeiner verbreitet zu ſehen, nicht dieſe Freiheit hinlänglich entſchuldigt, ſo läßt ſich nichts weiter zur Vertheidigung derſelben ſagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer iſt.

Uebrigens wird man doch finden, daß er aus Vorſicht und Achtung gegen einen gewiſſen Zweig dieſer Geſellſchaft einige Namen, welche ganz ausgeſchrieben waren, bei der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Geſpräch.

Falk. Ernſt! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längſt beſchloſſen.

Ernſt. Und befindeſt dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk. Was iſt das? Man hat nie ein: „ich freue mich“ ärgerlicher ausgeſprochen.

Ernſt. Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht auch über dich bin.

Falk. Ueber mich?

Ernſt. Du haſt mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was ſagſt du? — Du zuckſt die Achſeln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk. Dich verleitet?

Ernſt. Es kann ſeyn, ohne daß du es gewollt haſt.

Falk. Und ſoll doch Schuld haben.

Ernſt. Der Mann Gottes ſpricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk ſoll ſich nicht darnach ſehnen? Und ſoll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er ſie, anſtatt in dieſes gelobte Land, in dürre Wüſten führt?

Falk. Nun, nun! Der Schaden kann doch ſo groß nicht ſeyn — Dazu ſehe ich ja, daß du ſchon bei den Gräbern unſerer Vorfahren gearbeitet haſt.

Ernſt. Aber ſie waren nicht mit Flammen, ſondern mit Rauch umgeben.

Falk. So warte, bis der Rauch ſich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernſt. Der Rauch wird mich erſticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, ſehe ich wohl, werden ſich Andere an ihr, die den Rauch beſſer vertragen können.

Falk. Du ſprichſt doch nicht von Leuten, die ſich vom Rauch gern beißen laſſen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche iſt?

Ernſt. Du kennſt ſie alſo doch?

Falk. Ich habe von ihnen gehört.

Ernſt. Um ſo mehr, was konnte dich bewegen, mich auf dieß Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuſpiegeln, deren Ungrund du nur allzuwohl wußteſt?

Falk. Dein Verdruß macht dich ſehr ungerecht — Ich ſollte mit dir von der Freimaurerei geſprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verſtehen zu geben, wie unnütz es ſey, daß jeder ehrliche Mann ein Freimaurer werde — wie unnütz nur? ja, wie ſchädlich —

Ernſt. Das mag wohl ſeyn.

Falk. Ich ſollte dir nicht geſagt haben, daß man die

höchſten Pflichten der Maurerei erfüllen könne, ohne ein Freimaurer zu heißen?

Ernſt. Vielmehr erinnere ich mich deſſen — Aber du weißt ja wohl, wenn meine Phantaſie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich ſie halten? — Ich werfe dir nichts vor, als daß du ihr eine ſolche Lockſpeiſe zeigteſt. —

Falk. Die du zu erreichen doch auch ſehr bald müde geworden — Und warum ſagteſt du mir nicht ein Wort von deinem Vorſatze?

Ernſt. Würdeſt du mich davon abgerathen haben?

Falk. Ganz gewiß! — Wer wollte einem raſchen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einſchwätzen? Ich mache dir kein Compliment; du warſt ſchon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit dir keine Ausnahme machen. Den Weg müſſen Alle betreten.

Ernſt. Es ſollte mich auch nicht reuen, ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu verſprechen hätte. Aber Vertröſtungen und wieder Vertröſtungen und nichts als Vertröſtungen!

Falk. Wenn man dich doch ſchon vertröſtet! Und auf was vertröſtet man dich denn?

Ernſt. Du weißt ja wohl, auf die ſchottiſche Maurerei, auf den ſchottiſchen Ritter.

Falk. Nun ja, ganz recht — Aber weſſen hat ſich denn der ſchottiſche Ritter zu tröſten?

Ernſt. Wer das wüßte!

Falk. Und deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wiſſen denn die auch nichts?

Ernſt. O die! die wiſſen ſo viel! — Der Eine will Gold machen, der Andere will Geiſter beſchwören, der Dritte will die *** wieder herſtellen — Du lächelſt — Und lächelſt nur? —

Falk. Was kann ich anders?

Ernſt. Unwillen bezeugen über ſolche Querköpfe!

Falk. Wenn mich nicht Eines mit ihnen wieder verſöhnte.

Ernſt. Und was?

Falk. Daß ich in allen dieſen Träumereien Streben nach Wirklichkeit erkenne, daß ſich aus allen dieſen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernſt. Auch aus der Goldmacherei?

Falk. Auch aus der Goldmacherei. Ob ſich wirklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin ſehr verſichert, daß vernünftige Menſchen nur in Rückſicht auf Freimaurerei es machen zu können wünſchen werden. Auch wird der erſte der beſte, dem der Stein der Weiſen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freimaurer — Und es iſt doch ſonderbar, daß dieſes alle Nachrichten beſtätigen, mit welchen ſich die Welt von wahren oder vermeinten Goldmachern trägt.

Ernſt. Und die Geiſter-Beſchwörer?

Falk. Von ihnen gilt ungefähr das nämliche — Unmöglich können Geiſter auf die Stimme eines andern Menſchen hören, als eines Freimaurers.

Ernſt. Wie ernſthaft du ſolche Dinge ſagen kannſt! —

Falk. Bei allem, was heilig iſt! nicht ernſthafter, als ſie ſind.

Ernſt. Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

Falk. Vollends die!

Ernſt. Siehſt du! Von denen weißt du nichts zu ſagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geiſterbeſchwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt ſich freilich beſſer ſagen, wie die Freimaurer ſich zu ſolchen Weſen der Einbildung verhalten, als zu wirklichen.

Falk. Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernſt. Auch gut! Wenn man nur wenigſtens weiß, daß unter zwei Sätzen einer wahr iſt: Nun! Entweder dieſe *** would be —

Falk. Ernſt! Ehe du noch eine Spötterei völlig ausſagſt! Auf mein Gewiſſen! — Dieſe — eben dieſe ſind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder ſo weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hoffnung mehr übrig iſt, jemals darauf zu gelangen.

Ernſt. Ich muß das ſo mit anhören. Denn dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk. Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernſt. Wie verſtehſt du das?

Falk. Das Geheimniß der Freimaurerei, wie ich dir ſchon geſagt habe, iſt das, was der Freimaurer nicht über ſeine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten ſind Dinge, die ſich wohl ſagen laſſen, und die man nur zu gewiſſen Zeiten in gewiſſen Ländern theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verſchwieg.

Ernſt. Zum Exempel?

Falk. Zum Exempel! Gleich dieſe Verwandtſchaft unter *** und Freimaurern. Es kann wohl ſeyn, daß es einmal nöthig und gut war, ſich davon nichts merken zu laſſen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchſt verderblich werden, wenn man aus dieſer Verwandtſchaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte ſie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct beſtimmen, in welchem die *** die Freimaurer ihrer Zeit waren.

Ernſt. Darf ich ihn wiſſen, dieſen Punct?

Falk. Lies die Geſchichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirſt du ihn gewiß errathen, und eben das war die Urſache, warum du kein Freimaurer hätteſt werden müſſen.

Ernſt. Daß ich nicht den Augenblick unter meinen

Büchern ſitze! — Und wenn ich ihn errathe, willſt du mir geſtehen, daß ich ihn errathen habe?

Falk. Du wirſt zugleich finden, daß du dieſes Geſtändniß nicht brauchſt — Aber auf mein Dilemma wieder zurückzukommen! Eben dieſer Punct iſt es allein, woraus die Entſcheidung deſſelben zu holen iſt — Sehen und fühlen alle Freimaurer, welche jetzt mit den *** ſchwanger gehen, dieſen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was ſie thun! Segen zu allem, was ſie unterlaſſen! — Erkennen und fühlen ſie ihn aber nicht, jenen Punct; hat ſie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat ſie bloß der Freimaurer, der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben ſie ſich nur in das ... auf dem .... vergafft; möchten ſie gern einträgliche .... fette Pfründen ſich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun ſo ſchenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernſt. Sieh! du kannſt doch noch warm und bitter werden.

Falk. Leider! — Ich danke dir für deine Bemerkung, und bin kalt wieder wie Eis.

Ernſt. Und was meinſt du wohl, welcher von den beiden Fällen der Fall dieſer Herren iſt?

Falk. Ich fürchte der letztere — Möcht' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erſte wäre, wie könnten ſie einen ſo ſeltſamen Anſchlag haben? — die *** wieder herzuſtellen! — Jener große Punct, in welchem die *** Freimaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigſtens iſt Europa längſt darüber hinaus, und bedarf darin weiter keines außerordentlichen Vorſchubs — Was wollen ſie alſo? Wollen ſie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen dieſe Frage? Und wider wen? Haſt du mir denn geſagt — Haſt du mir ſagen können, daß mit dieſen Grillen von Goldmachern, Geiſterbannern, ***, ſich andere, als die Neulinge des Ordens ſchleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß ſie nur! — Genug, wie geſagt, daß ich ſchon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit ſicherer Hand führen werden.

Ernſt. Im Grunde, mein Freund! ſind es auch nicht dieſe Kindereien, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernſthaftes hinter ihnen ſeyn könnte, ſah ich über ſie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfiſchen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, iſt das, daß ich überall nichts ſehe, überall nichts höre, als dieſe Kindereien, daß von dem, deſſen Erwartung du in mir erregteſt, keiner etwas wiſſen will. Ich mag dieſen Ton angeben, ſo oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einſtimmen, immer und aller Orten das tiefſte Stillſchweigen.

Falk. Du meinſt —

Ernſt. Jene Gleichheit, die du mir als Grundgeſetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit ſo unerwarteter Hoffnung erfüllte, ſie endlich in Geſellſchaft von Menſchen athmen zu können, die über alle bürgerlichen Modificationen hinweg zu denken verſtehen, ohne ſich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu verſündigen —

Falk. Nun?

Ernſt. Sie wäre noch! Wenn ſie jemals geweſen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen und ſich melden! „Ja," heißt es, „ein Jude? Chriſt wenigſtens muß freilich „der Freimaurer ſeyn. Es iſt nur gleichviel, was „für ein Chriſt. Ohne Unterſchied der Religion, heißt „nur, ohne Unterſchied der drei im heiligen römiſchen „Reiche öffentlich geduldeten Religionen." — Meinſt du auch ſo?

Falk. Ich nun wohl nicht.

Ernſt. Laß einen ehrlichen Schuſter, der bei ſeinem Leiſten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachſe), laß ihn kommen und ſich melden! „Ja," heißt es, „ein „Schuſter! freilich ein Schuſter." — Laß einen treuen, erfahrenen, verſuchten Dienſtboten kommen und ſich melden — „Ja," heißt es, „dergleichen Leute freilich, die ſich die „Farbe zu ihrem Rocke nicht ſelbſt wählen — Wir ſind „unter uns ſo gute Geſellſchaft" —

Falk. Und wie gute Geſellſchaft ſind ſie denn?

Ernſt. Ei nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszuſetzen, als daß es nur gute Geſellſchaft iſt, die man in der Welt ſo müde wird — Prinzen, Grafen, Herren von, Offiziere, Räthe von allerlei Beſchlag, Kaufleute, Künſtler — alle die ſchwärmen freilich ohne Unterſchied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That ſind doch alle nur von Einem Stande, und der iſt leider ....

Falk. Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht ſo — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit außer aller Verbindung mit Logen, von welcher Art ſie auch ſeyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelaſſen werden, und von der Freimaurerei ausgeſchloſſen ſeyn, ſind doch zwei verſchiedene Dinge.

Ernſt. Wie ſo?

Falk. Weil Loge ſich zur Freimaurerei verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äußeren Wohlſtande der Kirche iſt für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu ſchließen. Vielmehr giebt es einen gewiſſen äußerlichen Wohlſtand derſelben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben beſtehen könnte. Auch haben ſich beide noch nie vertragen, ſondern eines hat das andere, wie die Geſchichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und ſo auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernſt. Was?

Falk. Kurz! Das Logenweſen, ſo wie ich höre, daß es jetzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine

Caſſe haben; Capitale machen; dieſe Capitale belegen; ſie auf den beſten Pfenning zu benutzen ſuchen; ſich ankaufen wollen; von Königen und Fürſten ſich Privilegien geben laſſen; das Anſehen und die Gewalt derſelben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Obſervanz ſind, als der, die man ſo gern zum Weſen der Sache machen möchte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falſch prophezeiht haben!

Ernſt. Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt jetzt nicht mehr ſo zu. Und zudem ſind ja wohl unter den Perſonen, die ſeine Geſetze machen oder handhaben, ſelbſt ſchon zu viel Freimaurer —

Falk. Gut! Wenn ſie alſo auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkſt du, wird eine ſolche Verfaſſung für Einfluß auf ſie ſelbſt haben? Gerathen ſie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon ſie ſich losreißen wollten? Werden ſie nicht aufhören zu ſeyn, was ſie ſeyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verſtehſt —

Ernſt. Rede nur weiter!

Falk. Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht ſoll dieſes eben der Weg ſeyn, den die Vorſicht auserſehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freimaurerei ein Ende zu machen —

Ernſt. Schema der Freimaurerei? Was nennſt du ſo? Schema?

Falk. Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernſt. Ich weiß noch nicht —

Falk. Du wirſt doch nicht glauben, daß die Freimaurer immer Freimaurerei geſpielt?

Ernſt. Was iſt nun das? Die Freimaurer nicht immer Freimaurerei geſpielt?

Falk. Mit andern Worten! Meinſt du denn, daß das, was die Freimaurerei iſt, immer Freimaurerei geheißen? Aber ſieh! Schon Mittag vorbei! Da kommen ja bereits meine Gäſte! Du bleibſt doch?

Ernſt. Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk. Nur bei Tiſche, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Geſpräch.

Ernſt. Endlich ſind ſie fort! O die Schwätzer! — Und merkteſt du denn nicht, oder wollteſt du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heiße er wie er will! — ein Freimaurer iſt? Er klopfte ſo oft an.

Falk. Ich hörte ihn wohl. Ich merkte ſogar in ſeinen Reden, was dir wohl nicht ſo aufgefallen — er iſt von denen, die in Europa für die Amerikaner fechten —

Ernſt. Das wäre nicht das Schlimmſte an ihm.

Falk. Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge iſt, daß da endlich die Freimaurer ihr Reich mit gewaffneter Hand gründen.

Ernſt. Giebt es auch ſolche Träumer?

Falk. Es muß doch wohl.

Ernſt. Und woraus nimmſt du dieſen Wurm ihm ab?

Falk. Aus einem Zuge, der dir auch ſchon einmal kenntlicher werden wird.

Ernſt. Bei Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freimaurern gar ſo betrogen hätte! —

Falk. Sey ohne Sorge. Der Freimaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne und läßt die Lichter brennen, ſo lange ſie wollen und können — die Lichter auslöſchen und, wenn ſie ausgelöſcht ſind, erſt wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andere Lichter wieder aufſtecken muß; das iſt der Freimaurer Sache nicht.

Ernſt. Das denke ich auch — was Blut koſtet, iſt gewiß kein Blut werth.

Falk. Vortrefflich! — Nun frage, was du willſt! Ich muß dir antworten.

Ernſt. So wird meines Fragens kein Ende ſeyn.

Falk. Nur kannſt du den Anfang nicht finden.

Ernſt. Verſtand ich dich, oder verſtand ich dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widerſprachſt du dir, oder widerſprachſt du dir nicht? — Denn allerdings, als du mir einmal ſagteſt: Die Freimaurerei ſey immer geweſen, verſtand ich es alſo, daß nicht allein ihr Weſen, ſondern auch ihre gegenwärtige Verfaſſung ſich von undenklichen Zeiten herſchreibe.

Falk. Wenn es mit beiden einerlei Bewandtniß hätte! — Ihrem Weſen nach iſt die Freimaurerei eben ſo alt, als die bürgerliche Geſellſchaft. Beide konnten nicht anders als miteinander entſtehen — wenn nicht gar die bürgerliche Geſellſchaft nur ein Sprößling der Freimaurerei iſt. Denn die Flamme im Brennpuncte iſt auch Ausfluß der Sonne.

Ernſt. Auch mir ſchimmert das ſo vor —

Falk. Es ſey aber Mutter und Tochter, oder Schweſter und Schweſter, ihr beiderſeitiges Schickſal hat immer wechſelſeitig in einander gewirkt. Wie ſich die bürgerliche Geſellſchaft befand, befand ſich aller Orten auch die Freimaurerei, und ſo umgekehrt. Es war immer das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden, nervöſen Staatsverfaſſung, wenn ſich die Freimaurerei neben ihr blicken ließ, ſo wie es noch jetzt das unfehlbare Merkmal eines ſchwachen, furchtſamen Staats iſt, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernſt. Zu verſtehen: die Freimaurerei!

Falk. Sicherlich! — denn die beruht im Grunde nicht auf äußerliche Verbindungen, die ſo leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten, ſondern auf das Gefühl gemeinſchaftlich ſympathiſirender Geiſter.

Ernſt. Und wer unterfängt ſich denen zu gebieten!

Falk. Indeß hat freilich die Freimaurerei immer und

aller Orten ſich nach der bürgerlichen Geſellſchaft ſchmiegen und biegen müſſen, denn dieſe war ſtets die ſtärkere. So mancherlei die bürgerliche Geſellſchaft geweſen, ſo mancherlei Formen hat auch die Freimaurerei anzunehmen ſich nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannſt du glauben, daß der Name Freimaurerei älter ſeyn werde, als diejenige herrſchende Denkungsart der Staaten, nach der ſie genau abgewogen worden?

Ernſt. Und welches iſt dieſe herrſchende Denkungsart?

Falk. Das bleibt deiner eigenen Nachforſchung überlaſſen — genug, wenn ich dir ſage, daß der Name Freimaurer, ein Glied unſerer geheimen Verbrüderung anzuzeigen; vor dem Anfange dieſes laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläſſig vor dieſer Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich ſehen, der mir ihn auch nur in einer geſchriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernſt. Das heißt: den deutſchen Namen.

Falk. Nein! nein! Auch das urſprüngliche Free-Mason, ſo wie alle darnach gemodelte Ueberſetzungen, in welcher Sprache es auch ſeyn mag.

Ernſt. Nicht doch! — Beſinne dich — in keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk. In keinem.

Ernſt. Gleichwohl habe ich ſie ſelbſt —

Falk. So? — Iſt auch dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um ſich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernſt. Aber doch die Stelle im —

Falk. In der Londinopolis? Nicht wahr? — Staub!

Ernſt. Und die Parlamentsacte unter Heinrich dem Sechsten?

Falk. Staub!

Ernſt. Und die großen Privilegien, die Carl der Eilfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk. Staub!

Ernſt. Und Locke?

Falk. Was für ein Locke?

Ernſt. Der Philoſoph — ſein Schreiben an den Grafen von Pembrock, ſeine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des Sechsten eigener Hand geſchrieben?

Falk. Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund ſeyn; den kenne ich nicht — aber wieder Heinrich der Sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernſt. Nimmermehr!

Falk. Weißt du einen gelinderen Namen für Wortverdrehungen, für untergeſchobene Urkunden?

Ernſt. Und das hätten ſie ſo lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk. Warum nicht? der Klugen ſind viel zu wenig, als daß ſie allen Geckereien, gleich bei ihrem Entſtehen widerſprechen könnten. Genug, daß bei ihnen keine Verjährung Statt findet — freilich wäre es beſſer, wenn man vor dem Publicum ganz und gar keine Geckereien unternähme; denn gerade das Verächtlichſte iſt, daß ſich niemand die Mühe nimmt, ſich ihnen entgegen zu ſtellen, wodurch ſie mit dem Laufe der Zeit das Anſehen einer ſehr ernſthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tauſend Jahre: „würde man denn ſo in die Welt ha„ben ſchreiben dürfen, wenn es nicht wahr geweſen wäre? „Man hat dieſen glaubwürdigen Männern damals nicht „widerſprochen, und ihr wollt ihnen jetzt widerſprechen?“

Ernſt. O Geſchichte! O Geſchichte! Was biſt du?

Falk. Anderſons kahle Rhapſodie, in welcher die Hiſtorie der Baukunſt für die Hiſtorie des Ordens untergeſchoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mochte das gut ſeyn — dazu war die Gaukelei ſo handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf dieſem moraſtigen Grunde fortbauet, daß man noch immer *gedruckt* behaupten will, was man *mündlich* gegen einen ernſthaften Mann vorzugeben ſich ſchämt, daß man zu Fortſetzung eines Scherzes, den man längſt hätte ſollen fallen laſſen, ſich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn ſie ein nichtswürdiges bürgerliches Intereſſe betrifft, die pillory ſteht —

Ernſt. Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortſpiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens ſich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornämlich erhalten hätte? —

Falk. Wenn es wahr wäre?

Ernſt. Und muß es nicht wahr ſeyn? — Denn wie käme der Orden ſonſt dazu, die Symbole eben dieſes Handwerks zu entlehnen? Eben dieſes? und warum keines andern?

Falk. Die Frage iſt allerdings verfänglich.

Ernſt. Ein ſolcher Umſtand muß doch eine Urſache haben?

Falk. Und hat ſie.

Ernſt. Und hat ſie? Und hat eine andere Urſache, als jene vermeinte?

Falk. Eine ganz andere.

Ernſt. Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk. Wenn du mir ſchon eher eine ganz andere Frage gethan hätteſt, die ich längſt erwarten mußte, ſo würde dir das Rathen nun nicht ſchwer fallen.

Ernſt. Eine andere Frage, die du längſt hätteſt erwarten müſſen? —

Falk. Denn wenn ich dir ſagte, daß das, was Freimaurerei iſt, nicht immer Freimaurerei geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernſt. Als zu fragen, wie es ſonſt geheißen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk. Wie die Freimaurerei geheißen, ehe ſie Freimaurerei hieß, fragſt du? — Maſſoney —

Ernſt. Nun ja freilich! — Masonry auf Engliſch —

Falk. Auf Engliſch nicht Masonry, ſondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer, ſondern von Mase, der Tiſch, die Tafel.

Ernſt. Mase, der Tiſch? In welcher Sprache?

Falk. In der Sprache der Angelſachſen, doch nicht in dieſer allein, ſondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein urſprünglich deutſches Wort, von welchem noch jetzt ſo mancherlei Abſtammungen übrig ſind, oder doch unlängſt übrig waren als: Maskopie, Masleidig, Masgenoſſe. Selbſt Maſoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche, nur daß es ſeine gute Bedeutung ein wenig verſchlimmert hatte.

Ernſt. Ich weiß weder von ſeiner guten, noch von ſeiner verſchlimmerten Bedeutung.

Falk. Aber die Sitte unſerer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigſten Dinge am Tiſche zu überlegen? — Mase alſo der Tiſch, und Maſoney eine geſchloſſene Tiſchgeſellſchaft. Und wie aus einer geſchloſſenen, vertrauten Tiſchgeſellſchaft ein Saufgelag worden, in welchem Verſtande Agricola das Wort Maſoney braucht, kannſt du leicht abnehmen.

Ernſt. Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald beſſer gegangen?

Falk. Vorher aber, ehe die Maſoneyen zum Theil ſo ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums ſo herabkamen, ſtanden ſie in deſto größerem Anſehen. Es war kein Hof in Deutſchland, weder klein noch groß, der nicht ſeine Maſoney hatte. Die alten Lieder- und Geſchichtsbücher ſind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlöſſern und Paläſten der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit ſo manche ungegründete Auslegung hat — und was brauche ich dir zu ihrem Ruhme mehr zu ſagen, als daß die Geſellſchaft der runden Tafel die erſte und älteſte Maſoney war, von der ſie insgeſammt abſtammen?

Ernſt. Der runden Tafel? das ſteigt in ein ſehr fabelhaftes Alterthum hinauf. —

Falk. Die Geſchichte des Königs Arthur ſey ſo fabelhaft als ſie will, die runde Tafel iſt ſo fabelhaft nicht.

Ernſt. Arthur ſoll doch der Stifter derſelben geweſen ſeyn.

Falk. Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder ſein Vater, hatten ſie von den Angelſachſen angenommen, wie ſchon der Name Maſoney vermuthen läßt. Und was verſteht ſich mehr von ſelbſt, als daß die Angelſachſen keine Sitte nach England herüber brachten, die ſie in ihrem Vaterlande nicht zurückließen? Auch ſieht man es an mehreren deutſchen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Geſellſchaft, kleinere vertraute Geſellſchaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernſt. Hiermit meinſt du?

Falk. Alles, was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präciſion ſage, mache ich mich anheiſchig, das nächſtemal, daß ich mich mit dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, ſchwarz auf weiß zu belegen — höre mich jetzt nur, wie man das erſte Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reizt die Neugierde mehr, als daß es ſie befriedigt.

Ernſt. Wo bliebſt du?

Falk. Die Maſoney alſo war eine deutſche Sitte, welche die Sachſen nach England verpflanzten. Die Gelehrten ſind uneinig, wer die Maſe-Thonas unter ihnen waren, allem Anſehen nach die Edlen der Maſoney, welche ſo tiefe Wurzeln in dieſem neuen Boden ſchlug, daß ſie unter allen nachfolgenden Staatsveränderungen beklieb, und ſich von Zeit zu Zeit in der herrlichſten Blüthe zeigte. Beſonders waren die Maſoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreizehnten in ſehr großem Rufe. Und ſo eine *** Maſoney war es, die ſich bis zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeſchriebenen Hiſtorie freilich ermangeln; aber eine ſorgfältig aufbewahrte Tradition, die ſo viel Merkmale der Wahrheit hat, iſt bereit dieſen Mangel zu erſetzen.

Ernſt. Und was hindert dieſe Tradition endlich einmal durch ſchriftliche Vorzeigungen ſich zur Geſchichte zu erheben?

Falk. Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — wenigſtens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, dir und Allen, welche ſich mit dir in dem nämlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernſt. Nun denn! — Ich bin in der äußerſten Erwartung.

Falk. Jene *** Maſoney alſo, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London beſtand, aber in aller Stille beſtand, hatte ihr Verſammlungshaus unfern der Sanct Paulskirche, die damals neu erbaut ward. Der Baumeiſter dieſer zweiten Kirche der ganzen Welt war —

Ernſt. Chriſtoph Wren —

Falk. Und du haſt den Schöpfer der ganzen heutigen Freimaurerei genannt —

Ernſt. Ihn?

Falk. Kurz! Wren, der Baumeiſter der St. Paulskirche, in deren Nähe ſich eine uralte Maſoney, von undenklichen Jahren her, verſammelte, war ein Mitglied dieſer Maſoney, welche er die dreißig Jahre über, die der Bau dauerte, um ſo öfter beſuchte.

Ernſt. Ich fange an ein Mißverſtändniß zu wittern.

Falk. Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Maſoney war bei dem engliſchen Volke vergeſſen, verloren — eine Masony, die in der Nähe eines ſo

wichtigen Baues lag, in der ſich der Meiſter dieſes Baues ſo fleißig finden ließ, was kann die anders ſeyn, als eine Masonry, als eine Geſellſchaft von Bauverſtändigen, mit welchen Wren die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernſt. Natürlich genug!

Falk. Die Fortſetzung eines ſolchen Baues einer ſolchen Kirche intereſſirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der erſten Hand zu haben, bewarb ſich jeder, der einige Kenntniſſe von Baukunſt zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Maſonry — und bewarb ſich vergebens. Endlich — du kennſt Chriſtoph Wren nicht bloß dem Namen nach, du weißt, welch ein erfindſamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wiſſenſchaften entwerfen helfen, welche ſpeculativiſche Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben erſprießlicher machen ſollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Geſellſchaft bei, welche ſich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, „dachte er, würde unterſucht, was unter dem Wahren „brauchbar; und hier, was unter dem Brauchbaren wahr „wäre. Wie, wenn ich einige Grundſätze der Maſonry „exoteriſch machte? Wie, wenn ich das, was ſich nicht „exoteriſch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Sym„bole deſſelben Handwerks verſteckte, und was man jetzt „unter dem Worte Masonry verſteht, zu einer Free„Masonry erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen „könnten?“ — So dachte Wren, und die Freimaurerei ward — Ernſt! Wie iſt dir?

Ernſt. Wie einem Geblendeten.

Falk. Geht dir nun einiges Licht auf?

Ernſt. Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk. Begreifſt du nun —

Ernſt. Ich bitte dich, Freund, nichts mehr! — Aber haſt du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk. Wünſcheſt du mich da?

Ernſt. Wünſche? — nachdem du mir verſprochen —

Falk. So hab ich der Verrichtungen daſelbſt genug — noch einmal! Ich werde mich über manches aus dem Gedächtniſſe zu ſchwankend, zu unbefriedigend ausgedrückt haben — unter meinen Büchern ſollſt du ſehen und greifen — die Sonne geht unter, du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernſt. Eine andere ging mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein ſechstes Geſpräch, welches unter dieſen Freunden vorfiel, iſt nicht ſo nachzubilden. Aber das Weſentliche davon iſt zu kritiſchen Anmerkungen über das fünfte Geſpräch beſtimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Noch nähere Berichtigung des Mährchens von tausend Ducaten,

oder Judas Iscarioth dem Zweiten.

Monat December 1779.

Derjenige, er sey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium Nro. 85 gekommen, hat sich angelegen seyn lassen, eine sehr abgeschmackte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deßwegen ein Geschenk von tausend Ducaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die christliche Religion betrifft, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdient, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darum zu verlieren, so nahe mich auch der Mann angeht, der darunter leiden soll, wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nämlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nämlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Bloß also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in so fern es in den Schriften des Herrn Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fing Hr. Lessing an, in seinen Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumging, aus einer Provinz in die andere vertragen ward, „und so im „Verborgenen," wie sich Herr Lessing selbst ausdrückt, „mehr Proselyten machte, als es im Angesichte einer wider„sprechenden Welt machen könnte."

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Herrn Lessing von den Gottesgelehrten der lutherischen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie konnten von der Lauterkeit der Absichten des Herrn Lessing um so mehr versichert seyn, da Herr Lessing selbst einem jeden anstößigen Fragmente sogleich eine Widerlegung unter der Aufschrift: Gegensätze des Herausgebers mit beigefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico, und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Herr Lessing hatte das Unglück gehabt, den Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre, und Herr Goeze hatte die Gerechtigkeit, ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bei aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden, und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm seyn, den undienstfertigen Bibliothekar der lutherischen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem durchlauchtigen Hause zu

Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Herr Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beizukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem lutherischen Hauptpastor mit Einem Worte — — zu gut katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Herrn Hauptpastor in Hamburg nicht berufen, ob dieser Vorfall schon hier[1] und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspuncte dieser überspannte Lutheraner zum Aergernisse seiner eigenen Glaubensgenossen die katholische Kirche so wohl in seinen Predigten, als in seinen Schriften anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Herr Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die christliche Religion ein- für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterschied zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel auch Einwürfe gegen die Religion wären, und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehrt und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bei den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse erhalten habe, welches die katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern u. s. w.

Ich bin ganz jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Herr Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der katholischen Kirche nicht allein für unanstößig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehrt wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der lutherische Hauptpastor das größere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der christlichen Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidigt werde.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weßwegen sich Herr Lessing nunmehr in der Hauptstadt des katholischen Deutschlands als einen Feind der christlichen Religion überhaupt muß verschreien, und durch hämische Mährchen als einen zweiten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister freilich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Ducaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar los ging, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: „Goezens etwas Vorläufiges gegen des „Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige „Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den „einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift.“ — Wie gesagt, Herr Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen andern Christen, sie für den einigen Grund unserer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabei die christliche Religion überhaupt und nicht die lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten preisgeben wollte. „Oder sind „die Katholiken keine Christen? fragt Herr Lessing. Wäre „ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die „Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele „Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen

[1] In Wien.

„Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen „Antheil daran hätten.“

Ob Herr Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen stellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage bloß, daß ich ihn bei dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte, ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erklärt wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen, die sich Herr Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung derselben soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Ducaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verboten und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verbot der Fragmente wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Herr Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit anderer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.
Augustinus.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1780.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beiträgen bekannt gemacht. Jetzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meine diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln, oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts, und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiele, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist, ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzelnen Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung, aus diesem Gesichtspuncte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellt.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde; sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beibringen kann: eben so hat auch Gott bei seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte und nicht erworbene Begriff unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterei und Abgötterei. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben, ungeachtet überall und zu allen Zeiten

einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren, wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzelnen Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besonderen Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten, es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der besseren Aegyptier, und das, um es mit so viel größerem Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch jetzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott Anfangs bloß als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte und in Canaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein anderer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmählig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besseren des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezogenen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anderes Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bei Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sicherer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte, waren die andern Völker des Erdbodens bei dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben, nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bei Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklicheren Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen, so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis jetzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es holt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es holt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weiſe. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bei Seite geſetzt, welche in den Büchern des Alten Teſtaments ſich findet und ſich nicht findet — daß, ſage ich, wenigſtens die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben darin völlig fremd ſind, beweiſt eben ſo wenig wider den göttlichen Urſprung dieſer Bücher. Es kann dem ungeachtet mit allen darin enthaltenen Wundern und Prophezeiungen ſeine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns ſetzen, jene Lehren würden nicht allein darin *vermißt*, jene Lehren wären auch ſogar *nicht* einmal *wahr*; laßt uns ſetzen, es wäre wirklich für die Menſchen in dieſem Leben alles aus: wäre darum das Daſeyn Gottes minder erwieſen? ſtünde es darum Gott minder frei, würde es darum Gott minder ziemen, ſich der zeitlichen Schickſale irgend eines Volks aus dieſem vergänglichen Geſchlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeiungen, die er durch ſie aufzeichnen ließ, waren ja nicht bloß für die wenigen ſterblichen Juden, zu deren Zeiten ſie geſchahen und aufgezeichnet wurden: er hatte ſeine Abſichten damit auf das ganze jüdiſche Volk, auf das ganze Menſchengeſchlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern ſollen, wenn ſchon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Menſch auf immer dahin ſtirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Teſtaments beweiſt wider ihre Göttlichkeit nichts. Moſes war doch von Gott geſandt, obſchon die Sanction ſeines Geſetzes ſich nur auf dieſes Leben erſtreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das *iſraelitiſche* Volk, an das *damalige* iſraelitiſche Volk geſandt, und ſein Auftrag war den Kenntniſſen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieſes *damaligen* iſraelitiſchen Volks, ſo wie der Beſtimmung des *künftigen* vollkommen angemeſſen. Das iſt genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müſſen und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überſpannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Moſis nichts ſchade: er ſollte ihm die göttliche Sendung Moſis ſogar beweiſen. Und wenn er dieſen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines ſolchen Geſetzes für ein ſolches Volk zu führen geſucht hätte! Aber er nahm ſeine Zuflucht zu einem von Moſe bis auf Chriſtum ununterbrochen fortdauernden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzelnen Juden gerade ſo glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es deſſen Gehorſam oder Ungehorſam gegen das Geſetz verdiente. Dieſes Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat beſtehen könne, erſetzt, und eine ſolche Erſetzung eben beweiſe, was jener Mangel auf den erſten Anblick zu verneinen ſcheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieſes anhaltende Wunder, in welches er das Weſentliche der iſraelitiſchen Theokratie ſetzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrſcheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdann erſt hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigſtens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Moſis wieder herſtellen ſollte, würde an der Sache ſelbſt zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erſchweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieſes oder jenes wichtige Stück der Wiſſenſchaft oder Kunſt, die es vorträgt, mit Stillſchweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er ſchrieb, noch nicht angemeſſen ſey. Aber es darf ſchlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltenen wichtigen Stücken verſperre oder verlege. Vielmehr müſſen ihnen alle Zugänge zu denſelben ſorgfältig offen gelaſſen werden; und ſie nur von einem einzigen dieſer Zugänge ableiten, oder verurſachen, daß ſie denſelben ſpäter betreten, würde allein die Unvollſtändigkeit des Elementarbuchs zu einem weſentlichen Fehler deſſelben machen.

§. 27.

Alſo auch konnten in den Schriften des Alten Teſtaments, in dieſen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte iſraelitiſche Volk, die Lehren von der Unſterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln; aber enthalten durften ſie ſchlechterdings nichts, was das Volk, für das ſie geſchrieben waren, auf dem Wege zu dieſer großen Wahrheit auch nur verſpätet hätte. Und was hätte es, wenig zu ſagen, mehr dahin *verſpätet*, als wenn jene wunderbare Vergeltung in dieſem Leben darin wäre verſprochen, und von dem wäre verſprochen worden, der nichts verſpricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn wenn ſchon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieſes Lebens, bei der auf Tugend und Laſter ſo wenig Rückſicht genommen zu ſeyn ſcheint, eben nicht der ſtrengſte Beweis für die Unſterblichkeit der Seele und für ein anderes Leben, in welchem jener Knoten ſich auflöſe, zu führen: ſo iſt doch wohl gewiß, daß der menſchliche Verſtand ohne jenen Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf beſſere und ſtrengere Beweiſe gekommen wäre. Denn was ſollte ihn antreiben können, dieſe beſſeren Beweiſe zu ſuchen? Die bloße Neugierde?

§. 29.

Der und jener Iſraelite mochte freilich wohl die göttlichen Verſprechungen und Androhungen, die ſich auf den geſammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desſelben erſtrecken, und in dem feſten Glauben ſtehen, daß wer

fromm ſey, auch glücklich ſeyn müſſe, und wer unglücklich ſey oder werde, die Strafe ſeiner Miſſethat trage, welche ſich ſofort wieder in Segen verkehre, ſobald er von ſeiner Miſſethat ablaſſe. — Ein ſolcher ſcheint den Hiob geſchrieben zu haben; denn der Plan deſſelben iſt ganz in dieſem Geiſte.

§. 30.

Aber unmöglich dürfte die tägliche Erfahrung dieſen Glauben beſtärken, oder es war auf immer bei dem Volke, das dieſe Erfahrung hatte, auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geſchehen. Denn wenn der Fromme ſchlechterdings glücklich war, und es zu ſeinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß ſeine Zufriedenheit keine ſchrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebensſatt ſtarb: wie konnte er ſich nach einem andern Leben ſehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er ſich nicht ſehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer ſollte es denn? Der Böſewicht? der die Strafe ſeiner Miſſethat fühlte, und wenn er dieſes Leben verwünſchte, ſo gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verſchlug es, daß der und jener Iſraelite die Unſterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil ſich das Geſetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich läugnete. Das Läugnen eines Einzelnen — wäre es auch ein Salomo geweſen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verſtandes nicht auf, und war an und für ſich ſelbſt ſchon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne läugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man ſich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, iſt der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroiſcher Gehorſam iſt, die Geſetze Gottes beobachten, bloß weil es Gottes Geſetze ſind, und nicht, weil er die Beobachter derſelben hier und dort zu belohnen verheißen hat; ſie beobachten, ob man ſchon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht ſo ganz gewiß iſt.

§. 33.

Ein Volk, in dieſem heroiſchen Gehorſame gegen Gott erzogen, ſollte es nicht beſtimmt, ſollte es nicht vor allen andern fähig ſeyn, ganz beſondere göttliche Abſichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der ſeinem Führer blinden Gehorſam leiſtet, nun auch von der Klugheit ſeines Führers überzeugt werden, und ſagt, was dieſer Führer mit ihm auszuführen ſich nicht unterſtehen darf?

§. 34.

Noch hatte das jüdiſche Volk in ſeinem Jehova mehr den Mächtigſten, als den Weiſeſten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieſes zum Beweiſe, daß die Begriffe, die es von ſeinem höchſten, einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müſſen. Doch nun war die Zeit da, daß dieſe ſeine Begriffe erweitert, veredelt, berichtigt werden ſollten, wozu ſich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente, eines beſſeren, richtigeren Maaßſtabes, nach welchem es ihn zu ſchätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anſtatt daß es ihn bisher nur gegen die armſeligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerſchaften geſchätzt hatte, mit welchem es in beſtändiger Eiferſucht lebte, fing es in der Gefangenſchaft unter dem weiſen Perſer an, ihn gegen das Weſen aller Weſen zu meſſen, wie das eine geübte Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte ſeine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal ſeine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erſte wechſelſeitige Dienſt, den beide einander leiſteten; und dem Urheber beider iſt ein ſolcher gegenſeitiger Einfluß ſo wenig unanſtändig, daß ohne ihm eines von beiden überflüſſig ſeyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geſchickte Kind ſah andere Kinder, die mehr wußten, die anſtändiger lebten, und fragte ſich beſchämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch ſo? Hätte in meines Vaters Hauſe man mir das nicht auch beibringen, dazu mich nicht auch anhalten ſollen? Da ſucht es ſeine Elementarbücher wieder vor, die ihm längſt zum Eckel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu ſchieben. Aber ſiehe! es erkennt, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld lediglich ſein eigen ſey, warum es nicht längſt eben das wiſſe, eben ſo lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlaſſung der reineren perſiſchen Lehre, in ihrem Jehova nicht bloß den größten aller Nationalgötter, ſondern Gott erkannten; da ſie ihn als ſolchen in ihren wieder hervorgeſuchten heiligen Schriften um ſo eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darin war; da ſie vor allen ſinnlichen Vorſtellungen deſſelben einen eben ſo großen Abſcheu bezeugten, oder doch in dieſen Schriften zu haben angewieſen wurden, als die Perſer nur immer hatten: was Wunder, daß ſie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienſte Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereien zu ſeyn erkannte, die ſich dafür des verlaſſenen Landes der Juden bemächtigt hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eigenen unerkannten Schätze kamen ſie zurück, und wurden ein ganz anderes Volk, deſſen erſte Sorge es war, dieſe Erleuchtung unter ſich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterei unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott

wohl untreu werden, aber nie Gott, ſobald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben dieſe gänzliche Veränderung des jüdiſchen Volks verſchiedentlich zu erklären geſucht; und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieſer verſchiedenen Erklärungen ſehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenſcheinliche Erfüllung der über die babyloniſche Gefangenſchaft und die Wiederherſtellung aus derſelben ausgeſprochenen und aufgeſchriebenen Weiſſagungen" für die wahre Urſache derſelben angeben. Aber auch dieſe Urſache kann nur in ſo fern die wahre ſeyn, als ſie die nun erſt veredelten Begriffe von Gott voraus ſetzt. Die Juden mußten nun erſt erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorherſagen nur Gott zukomme, welches beides ſie ſonſt auch den falſchen Götzen beigelegt hatten, wodurch eben Wunder und Weiſſagungen bisher nur einen ſo ſchwachen, vergänglichen Eindruck auf ſie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Perſern auch mit der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden ſie in den Schulen der griechiſchen Philoſophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieſer Lehre in Anſehung ihrer heiligen Schriften die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenſchaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem ſinnlichen Volke darin war gröblich überſehen worden, dieſe aber geſucht ſeyn wollte; da auf dieſe noch Vorübungen nöthig geweſen waren, und alſo nur Anſpielungen und Fingerzeige Statt gehabt hatten: ſo konnte der Glaube an die Unſterblichkeit der Seele natürlicher Weiſe nie der Glaube des geſammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewiſſen Sekte deſſelben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Miſſethat des Vaters an ſeinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu ſtrafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren ſpäteſten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches ſie über dieſe Unſchuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anſpielung nenne ich, was bloß die Neugierde reizen und eine Frage veranlaſſen ſollte. Als die oft vorkommende Redensart: „zu ſeinen Vätern verſammelt werden," für ſterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was ſchon irgend einen Keim enthält, aus welchem ſich die noch zurückgehaltene Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Chriſti Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs. Dieſer Fingerzeig ſcheint mir allerdings in einen ſtrengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In ſolchen Vorübungen, Anſpielungen, Fingerzeigen beſteht die poſitive Vollkommenheit eines Elementarbuchs, ſo wie die oben erwähnte Eigenſchaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erſchwere oder verſperre, die negative Vollkommenheit deſſelben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Styl — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abſtracten Wahrheiten in Allegorien und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geſchehen erzählt werden. Dergleichen ſind die Schöpfung unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moraliſchen Böſen, in der Erzählung vom verbotenen Baume; der Urſprung der mancherlei Sprachen, in der Geſchichte vom Thurmbau zu Babel u. ſ. w.

§. 49.

2) den Styl — bald plan und einfältig, bald poetiſch, durchaus voll Tautologien, aber ſolchen, die den Scharfſinn üben, indem ſie bald etwas anderes zu ſagen ſcheinen, und doch das nämliche ſagen, bald das nämliche zu ſagen ſcheinen, und im Grunde etwas anderes bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle guten Eigenſchaften eines Elementarbuchs ſowohl für Kinder als für ein kindiſches Volk.

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch iſt nur für ein gewiſſes Alter. Das ihm entwachſene Kind länger, als die Meinung geweſen, dabei zu verweilen, iſt ſchädlich. Denn um dieſes auf eine nur einigermaßen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es faſſen kann. Man muß der Anſpielungen und Fingerzeige zu viel ſuchen und machen, die Allegorien zu genau ausſchütteln, die Beiſpiele zu umſtändlich deuten, die Worte zu ſtark preſſen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, ſchiefen, ſpitzfindigen Verſtand; das macht es geheimnißreich, abergläubiſch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nämliche Weiſe, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nämliche Charakter, den ſie dem Geiſte ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beſſerer Pädagog muß kommen und dem Kinde das erſchöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Chriſtus kam.

§. 54.

Der Theil des Menſchengeſchlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte faſſen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen faſſen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und

politiſche Verhältniſſe in ſich bereits verbunden war — war zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das iſt: dieſer Theil des Menſchengeſchlechts war in der Ausübung ſeiner Vernunft ſo weit gekommen, daß er zu ſeinen moraliſchen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerei und Spielwerk weicht der aufkeimenden Begierde, eben ſo frei, eben ſo geehrt, eben ſo glücklich zu werden, als es ſein älteres Geſchwiſter ſieht.

§. 56.

Schon längſt waren die Beſſern von jenem Theile des Menſchengeſchlechts gewohnt, ſich durch einen Schatten ſolcher edlern Bewegungsgründe regieren zu laſſen. Um nach dieſem Leben auch nur in dem Andenken ſeiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein anderes wahres nach dieſem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf ſeine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und ſo ward Chriſtus der erſte zuverläſſige, praktiſche Lehrer der Unſterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erſte zuverläſſige Lehrer. — Zuverläſſig durch die Weiſſagungen, die in ihm erfüllt ſchienen; zuverläſſig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverläſſig durch ſeine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er ſeine Lehre verſiegelt hatte. Ob wir noch jetzt dieſe Wiederbelebung, dieſe Wunder beweiſen können, das laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. So wie ich es dahin geſtellt ſeyn laſſe, wer die Perſon dieſes Chriſtus geweſen. Alles das kann damals zur Annehmung ſeiner Lehre wichtig geweſen ſeyn, jetzt iſt es zur Erkennung der Wahrheit dieſer Lehre ſo wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erſte praktiſche Lehrer. — Denn ein anderes iſt die Unſterblichkeit der Seele, als eine philoſophiſche Speculation, vermuthen, wünſchen, glauben: ein anderes, ſeine inneren und äußeren Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieſes wenigſtens lehrte Chriſtus zuerſt. Denn ob es gleich bei manchen Völkern auch ſchon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böſe Handlungen noch in jenem Leben beſtraft würden: ſo waren es doch nur ſolche, die der bürgerlichen Geſellſchaft Nachtheil brachten, und daher auch ſchon in der bürgerlichen Geſellſchaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinſicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben dieſe Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn ſie auch kein ander Verdienſt hätten, als daß ſie einer Wahrheit, die Chriſtus nur allein für die Juden beſtimmt zu haben ſchien, einen allgemeinern Umlauf unter mehreren Völkern verſchafft hätten: ſo wären ſie ſchon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß ſie aber dieſe Eine große Lehre noch mit andern Lehren verſetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war, wie konnte das anders ſeyn? Laßt uns ſie darum nicht ſchelten, ſondern vielmehr mit Ernſt unterſuchen, ob nicht ſelbſt dieſe beigemiſchten Lehren ein neuer Richtungsſtoß für die menſchliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigſtens iſt es ſchon aus der Erfahrung klar, daß die neuteſtamentlichen Schriften, in welchen ſich dieſe Lehren nach einiger Zeit aufbewahrt fanden, das zweite beſſere Elementarbuch für das Menſchengeſchlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben ſeit ſiebzehnhundert Jahren den menſchlichen Verſtand mehr als alle andere Bücher beſchäftigt, mehr als alle andere Bücher erleuchtet, ſollte es auch nur durch das Licht ſeyn, welches der menſchliche Verſtand ſelbſt hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter ſo verſchiedenen Völkern ſo allgemein bekannt werden können, und unſtreitig hat das, daß ſo ganz ungleiche Denkungsarten ſich mit dieſem nämlichen Buche beſchäftigten, den menſchlichen Verſtand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für ſich beſonders ſein eigenes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchſt nöthig, daß jedes Volk dieſes Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra ſeiner Erkenntniſſe halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe ſein Elementarbuch fürs erſte anſehen, damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch jetzt höchſt wichtig iſt: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieſes Elementarbuches ſtampfeſt und glüheſt, hüte dich, es deine ſchwächere Mitſchüler merken zu laſſen, was du witterſt, oder ſchon zu ſehen beginnſt.

§. 69.

Bis ſie dir nach ſind, dieſe ſchwächeren Mitſchüler, — kehre lieber noch einmal ſelbſt in dieſes Elementarbuch zurück, und unterſuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüßer der Didaktik hältſt, auch wohl nicht etwas Mehreres iſt.

§. 70.

Du haſt in der Kindheit des Menſchengeſchlechts an der Lehre von der Einheit Gottes geſehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbart, oder verſtattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehrt werden, um ſie geſchwinder zu verbreiten, und ſie feſter zu gründen.

§. 71.

Du erfährſt, in dem Knabenalter des Menſchengeſchlechts, an der Lehre von der Unſterblichkeit der Seele, das Nämliche. Sie wird in dem zweiten beſſern Elementarbuche als Offenbarung *gepredigt*, nicht als Reſultat menſchlicher Schlüſſe *gelehrt*.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Teſtaments entbehren können, ſo wie wir allmählig zur Lehre von der Unſterblichkeit der Seele auch des Neuen Teſtaments entbehren zu können anfangen: könnten in dieſem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgeſpiegelt werden, die wir als Offenbarungen ſo lange anſtaunen ſollen, bis ſie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreieinigkeit. — Wie, wenn dieſe Lehre den menſchlichen Verſtand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen ſollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verſtande, in welchem endliche Dinge *eins* ſind, unmöglich *eins* ſeyn könne, daß auch ſeine Einheit eine tranſcendentale Einheit ſeyn müſſe, welche eine Art von Mehrheit nicht ausſchließt? — Muß Gott wenigſtens nicht die vollſtändigſte Vorſtellung von ſich ſelbſt haben? d. i. eine Vorſtellung, in der ſich alles befindet, was in ihm ſelbſt iſt. Würde ſich aber alles in ihr finden, was in ihm ſelbſt iſt, wenn auch von ſeiner *nothwendigen Wirklichkeit*, ſo wie von ſeinen übrigen Eigenſchaften ſich bloß eine Vorſtellung, ſich bloß eine Möglichkeit fände? Dieſe Möglichkeit erſchöpft das Weſen ſeiner übrigen Eigenſchaften: aber auch ſeiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollſtändige Vorſtellung von ſich ſelbſt haben, oder dieſe vollſtändige Vorſtellung iſt eben ſo nothwendig wirklich, als er es ſelbſt iſt ꝛc. — Freilich iſt das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorſtellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtſtrahlen auf ſeine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieſes Bild *alles*, alles ohne Ausnahme hätte, was ich ſelbſt habe, würde es ſodann auch noch eine leere Vorſtellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbſt ſeyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube, ſo irre ich mich vielleicht nicht ſo wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und ſo viel bleibt doch immer unwiderſprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, ſich ſchwerlich faßlicher und ſchicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines *Sohnes*, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbſünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Menſch auf der *erſten und niedrigſten* Stufe ſeiner Menſchheit ſchlechterdings ſo Herr ſeiner Handlungen nicht ſey, daß er moraliſchen Geſetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen, daß Gott, ungeachtet jener urſprünglichen Unvermögenheit des Menſchen, ihm dennoch moraliſche Geſetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rückſicht auf ſeinen *Sohn*, d. i. in Rückſicht auf den ſelbſtſtändigen Umfang aller ſeiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verſchwindet, lieber verzeihen wollen, als daß er ſie ihm nicht geben, und ihn von aller moraliſchen Glückſeligkeit ausſchließen wollen, die ſich ohne moraliſche Geſetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleien über die Geheimniſſe der Religion unterſagt ſind. — Das Wort Geheimniß bedeutete in den erſten Zeiten des Chriſtenthums ganz etwas anderes, als wir jetzt darunter verſtehen, und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten iſt ſchlechterdings nothwendig, wenn dem menſchlichen Geſchlechte damit geholfen ſeyn ſoll. Als ſie geoffenbart wurden, waren ſie freilich noch keine Vernunftswahrheiten, aber ſie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichſam das Facit, welches der Rechenmeiſter ſeinen Schülern voraus ſagt, damit ſie ſich im Rechnen einigermaßen darnach richten können. Wollten ſich die Schüler an dem voraus geſagten Facit begnügen, ſo würden ſie nie rechnen lernen, und die Abſicht, in welcher der gute Meiſter ihnen bei ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, ſchlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum ſollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren hiſtoriſchen Wahrheit, wenn man will, es ſo mißlich ausſieht, gleichwohl auf nähere und beſſere Begriffe vom göttlichen Weſen, von unſerer Natur, von unſern Verhältniſſen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menſchliche Vernunft von ſelbſt nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es iſt nicht wahr, daß Speculationen über dieſe Dinge jemals Unheil geſtiftet und der bürgerlichen Geſellſchaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unſinne, der Tyrannei, dieſen Speculationen zu ſteuern;

Menſchen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, iſt dieſer Vorwurf zu machen.

§. 79.

Vielmehr ſind dergleichen Speculationen — mögen ſie im Einzelnen doch ausfallen, wie ſie wollen — unſtreitig die ſchicklichſten Uebungen des menſchlichen Verſtandes überhaupt, ſo lange das menſchliche Herz überhaupt höchſtens nur vermögend iſt, die Tugend wegen ihrer ewigen glückſeligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bei dieſer Eigennützigkeit des menſchlichen Herzens auch den Verſtand nur allein an dem üben wollen, was unſere körperlichen Bedürfniſſe betrifft, würde ihn mehr ſtumpfen als wetzen heißen. Er will ſchlechterdings an geiſtigen Gegenſtänden geübt ſeyn, wenn er zu ſeiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen ſoll, die uns die Tugend um ihrer ſelbſt willen zu lieben fähig macht.

§. 81.

Oder ſoll das menſchliche Geſchlecht auf dieſe höchſte Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich dieſe Läſtrung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel, bei dem Geſchlechte nicht weniger als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die ſchmeichelnden Ausſichten, die man dem Jünglinge eröffnet, die Ehre, der Wohlſtand, die man ihm vorſpiegelt, was ſind ſie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn dieſe Ausſichten der Ehre und des Wohlſtandes wegfallen, ſeine Pflicht zu thun vermögend ſey.

§. 84.

Darauf zweckte die menſchliche Erziehung ab, und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunſt mit dem Einzelnen gelingt, ſollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Läſterung! Läſterung!

§. 85.

Nein, ſie wird kommen, ſie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Menſch, je überzeugter ſein Verſtand einer immer beſſern Zukunft ſich fühlt, von dieſer Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu ſeinen Handlungen zu erborgen nicht nöthig haben wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute iſt, nicht weil willkürliche Belohnungen darauf geſetzt ſind, die ſeinen flatterhaften Blick ehedem bloß heften und ſtärken ſollten, die innern beſſern Belohnungen deſſelben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns ſelbſt in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verſprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß ſelbſt gewiſſe Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieſes neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten, und nur darin irrten, daß ſie den Ausbruch deſſelben ſo nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine ſo leere Grille, und gewiß hatten ſie keine ſchlimme Abſichten, wenn ſie lehrten, daß der Neue Bund eben ſowohl antiquirt werden müſſe, als es der Alte geworden. Es blieb auch bei ihnen immer die nämliche Oekonomie des nämlichen Gottes. Immer — ſie meine Sprache ſprechen zu laſſen — der nämliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menſchengeſchlechts.

§. 89.

Nur daß ſie ihn übereilten, nur daß ſie ihre Zeitgenoſſen, die noch kaum der Kindheit entwachſen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte ſie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft ſehr richtige Blicke in die Zukunft, aber er kann dieſe Zukunft nur nicht erwarten. Er wünſcht dieſe Zukunft beſchleunigt, und wünſcht, daß ſie durch ihn beſchleunigt werde. Wozu ſich die Natur Jahrtauſende Zeit nimmt, ſoll in dem Augenblicke ſeines Daſeyns reifen. Denn was er hat davon, wenn das, was er für das Beſſere erkennt, nicht noch bei ſeinen Lebzeiten das Beſſere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß dieſe Schwärmerei allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorſehung! Nur laß mich dieſer Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn ſelbſt deine Schritte mir ſcheinen ſollten, zurück zu gehen! — Es iſt nicht wahr, daß die kürzeſte Linie immer die gerade iſt.

§. 92.

Du haſt auf deinem ewigen Wege ſo viel mitzunehmen, ſo viel Seitenſchritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar ſo gut als ausgemacht wäre, daß das große langſame Rad, welches das Geſchlecht ſeiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere ſchnellere Räder in Bewegung geſetzt würde, deren jedes ſein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geſchlecht zu ſeiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Menſch (der früher, der ſpäter) erſt durchlaufen haben. — „In einem und eben demſelben Leben durchlaufen ha„ben? Kann er in eben demſelben Leben ein ſinnlicher

„Jude und ein geistiger Christ gewesen seyn? Kann er in „eben demselben Leben beide überholt haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche bloß zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun uns die Aussichten in ewige Belohnungen so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 99.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Briefe von Leſſing.

Briefe.[1]

A Mademoiselle
Mademoiselle Lessing
ma tres cher Soeur
à Camenz.

Geliebte Schweſter!

Ich habe zwar an Dich geſchrieben, allein Du haſt nicht geantwortet. Ich muß alſo dencken, entweder du kanſt nicht ſchreiben, oder Du wilſt nicht ſchreiben. Und faſt wolte ich das erſte behaupten. Jedoch ich will auch das andre glauben; Du wilſt nicht ſchreiben. Beydes iſt ſtraffbahr. Ich kann zwar nicht einſehn, wie dieſes beyſammen ſtehn kann: ein vernünfftiger Menſch zu ſeyn; vernünfftig reden können, und gleichwohl nicht wißen, wie man einen Brieff auffezen ſoll. Schreibe wie Du redeſt, ſo ſchreibſt Du ſchön. Jedoch; hätte auch das Gegentheil ſtatt, man könte vernünfftig reden, dennoch aber nicht vernünfftig ſchreiben, ſo wäre es für Dich eine noch größere Schande, daß Du nicht einmahl ſo viel gelernet. Du biſt zwar Deinem Lehr-Meiſter ſehr zeitig aus der Schule gelauffen, und ſchon in Deinem 12 Jahre hilteſt Du es vor eine Schande etwas mehres zu lernen; allein wer weiß welches die größte Schande iſt? in ſeinem 12 Jahre noch etwas zu lernen als in ſeinem 18ten oder 19ten noch keinen Brieff ſchreiben können. Schreibe ja! und benim mir dieſe falſche Meynung von Dir. Im vorbeygehen muß ich doch auch an das neue Jahr gedencken. Faſt jeder wünſchet zu dieſer Zeit gutes. Was werde ich Dir aber wünſchen? Ich muß wohl was beſonders haben. Ich wünſche Dir, daß Dir Dein ganzer Mammon geſtohlen würde. Vielleicht würde es Dir mehr nüzen, als wenn jemand zum neuen Jahre Deinen Geld-Beutel mit einigen 100 Stück Ducaten vermehrte.

Lebe wohl! Ich bin

Dein

Meißen, treuer Bruder

d. 30 Dec. 1743. G. E. Leßing.

[1] Im Intereſſe der Leſer iſt in gegenwärtiger Ausgabe die Orthographie, wie ſie zu Leſſing's Zeiten üblich war, in die jetzt gangbare verwandelt worden. Nur bei den Jugendbriefen Leſſing's ſchien eine Ausnahme wünſchenswerth, ſie ſind daher im Folgenden treu nach der Urſchrift wiedergegeben.

A Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur de l'Eglise de
mon tres honoré Pere
à
Franco bis dahin. Camenz.

Hochzuehrender Herr Vater,

Daß ich Ihnen ſo gleich auf den letzten Brief antworte, geſchiehet um des Hrn. Rectors Willen, welcher ſeinen Brief je eher je lieber wollte beſtellet wißen. Das Lob, welches Sie mir, wegen des verfertigten poetiſchen Sendſchreibens an den Hrn. Obriſt Lievtenant von Carlowiz, unverdient ertheilet, ſoll mich, ob ich gleich wenig Luſt habe dieſe Materie noch einmahl vor die Hand zu nehmen, anreizen nach Dero Verlangen ein kürzeres, und, wo es mir möglich, ein beßeres zu machen.

Zwar, Ihnen es frey zu geſtehen, wenn ich die Zeit, die ich damit ſchon zugebracht und noch zubringen muß, überlege, ſo muß ich mir ſelbſt den Vorwurff machen, daß ich ſie auf eine unnütze Weiſe verſplittert. Der beſte Troſt dabei iſt, daß es auf Dero Befehl geſchehen.

Sie betauern mit Recht das arme Meiſen, welches jezo mehr einer Toden Grube als der vorigen Stadt ähnlich ſiehet. Alles iſt voller Geſtanck und Unflath, und wer nicht hereinkommen muß, bleibt gerne ſo weit von ihr entfernt, als er nur kan. Es liegen in denen meiſten Häuſern, immer noch 30 bis 40 Verwundete, zu denen ſich niemand ſehre nahen darff, weil alle welche nur etwas gefährlich getroffen ſind, das hizige Fieber haben. Es iſt eine weiße Vorſicht Gottes, daß dieſe fatalen Umſtände die Stadt gleich im Winter getroffen, weil, wenn es Sommer wäre, gewiß in ihr die völlige Peſt ſchon graßiren würde. Und wer weiß was noch geſchiehet. Jedoch wir wollen zu Gott das beſte hoffen. Es ſieht aber wohl in der ganzen Stadt, in Betrachtung ſeiner vorigen Umſtände, kein Ort erbärmlicher aus als unſere Schule. Sonſt lebte alles in ihr, jezo ſcheint ſie wie ausgeſtorben. Sonſt war es was rares, wenn man nur einen geſunden Soldaten in ihr ſahe, jezo ſiehet man ein Hauffen verwundete hier, von welchen wir nicht wenig Ungemach empfinden müßen. Das Coenacul iſt zu einer Fleiſch Banck gemacht worden, und

wir ſind gezwungen in dem kleinern Auditorio zu ſpeiſen. Die Schüler, welche verreiſet, haben wegen der Gefahr in Kranckheiten zu verfallen eben ſo wenig Luſt zurückzukehren, als der Schul Verwalter die drey eingezognen Tiſche wieder herzuſtellen. Was mich anbelangt, ſo iſt es mir um ſo viel verdrüßlicher, hier zu ſeyn, da Sie ſogar entſchloßen zu ſeyn ſcheinen, mich auch den Sommer über, in welchem es vermuthlich zehnmal ärger ſeyn wird, hier zu laßen. Ich glaube wohl, die Urſache, welche Sie dazu bewogen, könnte leicht gehoben werden. Doch ich mag von einer Sache, um die ich ſchon ſo offte gebeten, und die Sie doch kurzum nicht wollen, kein Wort mehr verliehren. Ich verſichere mich unterdeßen, daß Sie mein Wohl beßer einſehen werden, als ich. Und bey der Verſicherung werde ich, wenn Sie auch bey der abſchläglichen Antwort beharren ſollten, doch, wie ich ſchuldig bin, noch allezeit Sie als meinen Vater zu ehren und zu lieben fortfahren. Der Ohr-Zwang, mit welchem ich ſeit einiger Zeit bin befallen geweſen, macht mich ſo wüſte im Kopffe, daß ich nicht vermögend bin mehr zu ſchreiben; ich ſchlüße alſo mit nochmaliger Verſicherung daß ich Lebenslang ſeyn will

P. S. Was Mons. Heydem. bey Hr. M. Golzen geſagt, iſt gänzlich falſch. Dero

Meiſen d. 1 Februar 1746. gehorſamſter Sohn G. E. Leßing.

Hochzuehrende Frau Mutter,

Ich würde nicht ſo lange angeſtanden haben, an Sie zu ſchreiben, wenn ich Ihnen was angenehmes zu ſchreiben gehabt hätte. Klagen aber und Bitten zu leſen, müßen Sie eben ſchon ſo ſatt ſeyn, als ich bin ſie vorzutragen. Glauben Sie auch nur nicht, daß Sie das geringſte davon in dieſen Zeilen finden werden. Ich beſorge nur, daß ich bey Ihnen in dem Verdachte einer allzugeringen Liebe und Hochachtung, die ich Ihnen ſchuldig bin, ſtehe. Ich beſorge nur, daß Sie glauben werden, meine jezige Aufführung komme aus lauter Ungehorſam und Boßheit. Dieſe Beſorgniß macht mich unruhig. Und wenn ſie gegründet ſeyn ſollte, ſo würde mich es deſto ärger ſchmerzen, je unſchuldiger ich mich weiß. Erlauben Sie mir derohalben, daß ich nur mit wenig Zügen, ihnen meinen Lebenslauff auf Univerſitäten abmahlen darff, ich bin gewiß verſichert, Sie werden alsdann mein jeziges Verfahren gütiger beurtheilen. Ich komme jung von Schulen, in der gewißen Ueberzeugung, daß mein ganzes Glück in den Büchern beſtehe. Ich komme nach Leipzig, an einen Ort, wo man die ganze Welt in kleinen ſehen kan. Ich lebte die erſten Monate ſo eingezogen, als ich in Meiſen nicht gelebt hatte. Stets bey den Büchern, nur mit mir ſelbſt beſchäfftigt, dachte ich eben ſo ſelten an die übrigen Menſchen, als vielleicht an Gott. Dieſes Geſtändniß kömmt mir etwas ſauer an, und mein einziger Troſt dabey iſt, daß mich nichts ſchlimmers als der Fleiß ſo närriſch machte. Doch es dauerte nicht lange, ſo gingen mir die Augen auf: Soll ich ſagen, zu meinem Glücke, oder zu meinem Unglücke? die künfftige Zeit wird es entſcheiden. Ich lernte einſehen, die Bücher würden mich wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Ich wagte mich von meiner Stube unter meines gleichen. Guter Gott! was vor eine Ungleichheit wurde ich zwiſchen mir und andern gewahr. Eine bäuerſche Schichternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gäntzliche Unwißenheit in Sitten und Umgange, verhaßte Minen, aus welchen jederman ſeine Verachtung zu leſen glaubte, das waren die guten Eigenſchafften, die mir, bey meiner eignen Beurtheilung, übrig blieben. Ich empfand eine Schahm, die ich niemals empfunden hatte. Und die Würkung derſelben war der feſte Entſchluß, mich hierinne zu beßern, es koſte was es wolle. Sie wißen ſelbſt wie ich es anfing. Ich lernte tanzen, fechten, voltigiren. Ich will in dieſem Briefe meine Fehler aufrichtig bekennen, ich kan auch alſo das gute von mir ſagen. Ich kam in dieſen Uebungen ſo weit, daß mich diejenigen ſelbſt, die mir in voraus alle Geſchicklichkeit darinnen abſprechen wollten, einigermaßen bewunderten. Dieſer gute Anfang ermunterte mich hefftig. Mein Körper war ein wenig geſchickter geworden, und ich ſuchte Geſellſchaft, um nun auch leben zu lernen. Ich legte die ernſthafften Bücher eine zeitlang auf die Seite, um mich in denjenigen umzuſehn die weit angenehmer, und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comoedien kamen mir zur erſt in die Hand. Es mag unglaublich vorkommen, wem es will, mir haben ſie ſehr große Dienſte gethan. Ich lernte daraus eine artige und gezwungne, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden. Ich lernte wahre und falſche Tugenden daraus kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Habe ich aber alles dieſes nur in eine ſchwache Ausübung gebracht, ſo hat es gewiß mehr an andern Umſtänden als an meinem Willen gefehlt. Doch bald hätte ich den vornehmſten Nutzen den die Luſtſpiele bey mir gehabt haben, vergeßen. Ich lernte mich ſelbſt kennen, und ſeit der Zeit habe ich gewiß über niemanden mehr gelacht und geſpottet als über mich ſelbſt. Doch ich weiß nicht was mich damals vor eine Thorheit überfiel, daß ich auf den Entſchluß kam, ſelbſt Comoedien zu machen. Ich wagte es, und als ſie aufgeführt wurden, wollte man mich verſichern, daß ich nicht unglücklich darinne wäre. Man darf mich nur in einer Sache loben, wenn man haben will, daß ich ſie mit mehrern Ernſte treiben ſoll. Ich ſann dahero Tag und Nacht, wie ich in einer Sache eine Stärke zeigen möchte, in der, wie ich glaubte, ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan hatte. Aber plözlich ward ich in meinen Bemühungen, durch Dero Befehl nach Hauſe zu kommen, geſtöhret. Was daſelbſt vorgegangen, können ſie ſelbſt noch allzuwohl wißen, als daß Ich Ihnen durch eine unnütze Wiederhohlung verdrüßlich falle. Man legte mir ſonderlich die

Bekanntſchaft mit gewißen Leuten, in die ich zufälliger Weiſe gekommen war, zur Laſt. Doch hatte ich es dabey Dero Gütigkeit zu danken, daß mir andere Verdrüßlichkeiten, an denen einige Schulden Urſache waren, nicht ſo heftig vorgeruckt wurden. Ich blieb ein gantzes Vierteljahr in Camenz, wo ich weder müßig noch fleißig war. Gleich von Anfange hätte ich meiner Unentſchließigkeit, welches Studium ich wohl erwehlen wollte, erwehnen ſollen. Man hatte derſelben nun über Jahr und Tag nachgeſehn. Und ſie werden ſich zu erinnern belieben, gegen was ich mich auf Ihr dringendes Anhalten erklärte. Ich wollte Medicinam ſtudiren. Wie übel Sie aber damit zufrieden waren, will ich nicht wiederholen. Blos Ihnen zu Gefallen zu leben erklärte ich mich noch überdieſes, daß ich mich nicht wenig auf Schulſachen legen wollte, und daß es mir gleich ſeyn würde, ob ich einmal durch dieſes oder jenes fortkämme. In dieſem Vorſaze reiſte ich wieder nach Leipzig. Meine Schulden waren bezahlt, und ich hätte nichts weniger vermuthet, als wieder darein zu verfallen. Doch meine weitläufftige Bekantſchaft, und die Lebens Art die meine Bekannte an mir gewohnt waren, ließen mich an eben dieſer Klippe nochmals ſcheitern. Ich ſahe allzudeutlich, wenn ich in Leipzig bleibe, ſo werde ich nimmermehr mit dem, was mir beſtimmt iſt, auskommen können. Der Verdruß den ich hatte, Ihnen neue Ungelegenheit zu verurſachen, brachte mich auf den Entſchluß von Leipzig wegzugehen. Ich erwehlte Berlin gleich Anfangs zu meiner Zuflucht. Es muſte ſich wunderlich ſchicken, daß mich gleich zu der Zeit Herr Leßing aus Wittenberg beſuchte. Ich reiſete mit ihm nach kurzer Zeit dahin ab, einige Tage mich daſelbſt aufzuhalten und umzuſehen, und alsdann noch zur Sonnenfinſterniß [1] in Berlin zu ſeyn. Aber ich ward krank. Ich bin mir niemals ſelbſt zu einer unerträglichern Laſt geweſen als damals. Doch ich hielt es einigermaßen vor eine göttliche Schickung; wenn es nicht was unanſtändiges iſt, daß man auch in ſolchen kleinen und geringen Sachen ſich auf ſie beruffen will. Nach meiner Geneſung beſchloß ich mit des Herrn Vaters Einwilligung in Wittenberg den Winter über zu verbleiben, und hoffte gewiß, dasjenige wieder zu erſpahren, was ich in Leipzig zugeſezt hatte. Doch ich wurde bald gewahr, daß das was in meiner Krankheit und durch andre Umſtände, die ich aber jezo verſchweigen will, aufgegangen war, mehr als ein Quartal Stipendia ausmachte. Der alte Vorſaz wachte alſo bey mir wieder auf nach Berlin zu gehen. Ich kam, und bin noch da, in was vor Umſtänden, wißen ſie ſelbſt am beſten. Ich hätte längſt unterkommen können, wenn ich mir, was die Kleidung anbelangt ein beßers Anſehn hätte machen können. Es iſt dieſes in einer Stadt gar zu nöthig, wo man meiſtens den Augen in Beurtheilung eines Menſchen trauet. Nun beynahe vor einem Jahre, hatten Sie mir eine neue Kleidung zu verſprechen, die Gütigkeit gehabt. Sie mögen daraus ſchließen, ob meine leztre Bitte allzu unbeſonnen geweſen iſt. Sie ſchlagen mir es ab, unter dem Vorwande, als ob ich, ich weiß nicht wem zu Gefallen hier in Berlin wäre. Ich will nicht zweiffeln, daß meine Stipendia wenigſtens noch bis Oſtern dauern ſollten. Ich glaube alſo, daß meine Schulden genugſam damit können bezahlt werden. Aber ich ſehe wohl, daß die nachtheilig gefaßte Meynung, von einem Menſchen, der, wenn er mir auch ſonſt nie Gefälligkeiten erzeugt hätte, mir ſie doch gewiß jezo erzeugt, daß ſie mir juſt am nöthigſten ſind, daß ſage ich, dieſe nachtheilig gefaßte Meynung die vornehmſte Urſache iſt, warum ſie mir in meinen Unternehmungen ſo ſehr zuwider ſind. Es ſcheint ja, als wenn Sie ihn vor einen Abſcheu aller Welt hielten. Geht dieſer Haß nicht zu weit? Mein Troſt iſt, daß ich in Berlin eine Menge rechtſchaffner, und vornehmer Leute finde, die eben ſo viel aus ihm machen als ich. Doch Sie ſollen ſehn, daß ich nicht an ihn gebunden bin. Sobald als ich eine nochmalige Antwort von Ihnen erhalte, worinne Sie mir eben das ſagen, was ich aus dem lezten Briefe habe ſchließen müßen, will ich mich ungeſeumt von Berlin weg begeben. Nach Hauſe komme ich nicht. Auf Univerſitäten gehe ich jezo auch nicht wieder, weil außerdem die Schulden mit meinen Stipendiis nicht können bezahlt werden, und ich ihnen dieſen Aufwand nicht zumuthen kann. Ich gehe ganz gewiß nach Wien, Hamburg oder Hannover. Doch können ſie verſichert ſeyn, daß ich, ich mag ſeyn wo ich will, allezeit ſchreiben und niemals die Wohlthaten vergeßen werde, die ich von ihnen ſo lange genoßen. Ich finde an allen drei Oertern ſehr gute Bekannte und Freunde von mir. Wenn ich auf meiner Wanderſchafft nichts lerne, ſo lerne ich mich doch in die Welt ſchicken. Nuzen genug! Ich werde doch wohl noch an einen Ort kommen, wo ſie ſo einen Flickſtein brauchen, wie mich. Darff ich noch was bitten, ſo iſt es dieſes, daß Sie gewiß glauben mögen, daß ich meine Aeltern allezeit ſo ſehr wie mich geliebt habe. Ich werde an den Hrn. Inſpector und Hr. Paſtor Lindnern gewiß ſchreiben, ſobald als es nicht mehr ſcheinen wird, daß meine Briefe nichts als eine Aufmunterung zu neuen Wohlthaten ſind. Durch meine Entfernung von Berlin glaube ich Ihnen kein geringes Merkmal meines Gehorſams zu geben, der ich zeitlebens verharren werde

Dero

Berlin, d. 20 Jenner 1749.

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich bin einige Tage in Frankfurth geweſen, und das iſt die Urſache warum ich Dero Briefe, mit Einſchluß von 9 Rthlr., etwas ſpäter erhalten habe, und jetzo erſt im Stande bin darauf zu antworten.

[1] Am 25. Juli 1748.

Sie verlangen durchaus, daß ich nach Hauſe kommen ſoll. Sie fürchten ich möchte in der Abſicht nach Wien gehen, daſelbſt ein Comoedienſchreiber zu werden. Sie wollen vor gewiß wißen, ich müße hier Hr. Rüdigern zur Frohne arbeiten, und darbey Hunger und Kummer ausſtehen. Sie ſchreiben mir ſo gar ganz unverhohlen, es wären lauter Lügen, was ich Ihnen von unterſchiedenen Gelegenheiten, hier unterzukommen, geſchrieben hätte. Ich bitte Sie inſtändigſt, ſetzen Sie ſich einen Augenblick an meine Stelle, und überlegen, wie einem ſolche ungegründete Vorwürffe ſchmerzen müßen, deren Falſchheit, wenn Sie mich nur ein wenig kennen, Ihnen durchaus in die Augen fallen muß. Doch muß ich mich am meiſten wundern, wie Sie den alten Vorwurff von den Comoedien wieder haben aufwärmen können? Daß ich zeitlebens keine mehr machen oder leſen wollte, habe ich Ihnen niemals verſprochen, und Sie haben ſich gegen mich viel zu vernünfftig allezeit erzeugt, daß Sie es je im Ernſte verlangt hätten. Wie können Sie ſchreiben, daß ich in Wittenberg nichts als Comoedien gekauft hätte? da doch unter den daſelbſt befindlichen Büchern nicht mehr als, aufs höchſte zwey, ſich befinden können. Der gröſte Theil derſelben beſteht aus ſtatiſtiſchen Schriften, die Ihnen ganz natürlicher Weiſe hätten können ſchließen laſſen, daß ich künfftig geſonnen wäre eben ſo viel in der Welt, und in dem Umgange der Menſchen zu ſtudiren, als in Büchern. Meine Correſpondenz mit Comoedianten iſt ganz anders, als Sie ſich einbilden. Nach Wien habe ich an den Baron Seiller geſchrieben, welches der Director von allen Theatern im Oeſtreichſchen iſt, ein Mann deßen Bekanntſchafft mir keine Schande iſt, und mir noch Zeit genug nützen kan. Ich habe nach Dantzig und Hannover an gleiche, oder wenigſtens ſehr geſchikte Leute geſchrieben; und ich glaube es kan mir kein Vorwurff ſeyn, wenn man mich auch an mehrern Orten als in Camenz kennt. Werfen Sie mir nicht dargegen ein, es kennten mich nur Comoedianten. Wenn mich die kennen, ſo müßen mich nothwendig auch alle kennen, die meine Arbeit von ihnen haben aufführen ſehn. Ich könnte Ihnen aber auch Briefe, zum Exempel, aus Coppenhagen, weiſen, die nicht von Comoedianten geſchrieben ſind, zum Zeugniße, daß mein Briefwechſel nicht bloß die Schauſpiele zum Grunde habe. Und ich mache mir ein Vergnügen daraus ihn alle Tage zu erweitern. Ich werde ehſtens nach Paris, an den Hrn. Crebillon ſchreiben, ſo bald als ich mit der Ueberſetzung ſeines Catilina zu Stande bin. Sie ſagen, daß ihnen meine Manuſcripte zeugten, daß ich viel angefangen aber wenig fortgeſetzt hätte? Iſt das ſo ein groß Wunder?

Musae secessum scribentis et otia quaerunt. Aber nondum Deus nobis haec otia fecit.

Und wenn ich gleichwohl alles nennen wollte, was hier und da von mir zerſtreuet iſt, (ich will meine Schauſpiele nicht darzu rechnen, weil ſich doch die meiſten einbilden, das wären Sachen, die eben ſo wenig Mühe erforderten, als ſie Ehre brächten) ſo würde es bey alledem doch noch was austragen. Ich werde mich aber wohl hüten, Ihnen das geringſte davon zu nennen, weil es Ihnen vielleicht noch weniger als meine Schauſpiele anſtehen möchte. Ich wollte nur, daß ich beſtändig Comoedien geſchrieben hätte, ich wollte jetzo in ganz andern Umſtänden ſeyn. Die von mir nach Wien und Hannover gekommen ſind, habe ich ſehr wohl bezahlt erhalten. Doch haben Sie die Gütigkeit ſich noch wenige Monate zu gedulden, ſo ſollen Sie ſehen, daß ich in Berlin nicht müßig bin, oder nur vor andre arbeite. Glauben Sie denn nicht, daß ich alles weiß, von wem Sie ſolche Nachrichten bekommen haben? daß ich weiß, an wem, und wie offte Sie meinetwegen nach Berlin an Perſonen geſchrieben haben, die nothwendig durch Ihre Briefe einen ſehr übeln Concept haben von mir bekommen müßen? Doch ich will glauben, daß Sie es zu meinem Beſten gethan haben, und Ihnen den Schaden und Verdruß nicht ſchuld geben, der mir daraus entſtanden iſt. Was die Stelle in dem Seminario philologico in Göttingen anbelangt, ſo bitte ich Ihnen inſtändigſt ſich alle erſinnliche Mühe deßwegen zu geben. Ich verſpreche es ihnen, bey Gott, daß ich ſobald es gewiß iſt, alſobald nach Hauſe kommen, oder gleich von hier aus dahin gehen will. Wißen Sie aber gar nichts gewißes vor mich, ſo iſt es ja beßer, daß ich hier bleibe, an einem Orte, wo ich mein Glück machen kann, geſetzt ich müßte auch warten. Was ſoll ich zu Hauſe? Ich habe alſo das Geld, das Sie mir zu ſchicken die Gütigkeit gehabt haben, nebſt dem, was ich zum Theil für meine Arbeit erhalten habe, zu einer neuen Kleidung angewandt; und ich befinde mich in dem Zuſtande, mich wieder bei allen ſehn zu laßen, und diejenigen, deren Dienſte ich ſuche, ſelbſt anzugehn. Dieſes war nöthiger, als daß ich Ihnen mit meiner unnützen Gegenwart zu Hauſe beſchweren ſollte. Es fehlt mir jetzo nichts als meine Wäſche, und meine Bücher. Ich habe Ihnen den Catalogum ſchon davon überſchrieben, und erwarte ſie mit gröſten Verlangen. Sie können leicht erachten wie ſchwerlich es ſey ſich mit geborgten Büchern zu behelffen. Ich bitte Ihnen alſo noch um dieſe einzige Gefälligkeit. Ich kan nicht zweiffeln, daß Sie das Frieſiſche Stipendium nicht noch erhalten ſollten, und die Fracht kan ſo viel nicht austragen. Eine gute Kleidung ohne genugſame Wäſche iſt ſo viel als keine. Ich bitte Sie, mir nur noch Zeit bis Johannis zu laßen, iſt es alsdann noch nichts mit meinem Unterkommen geworden, ſo will ich alles thun, was Sie verlangen. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Rede eines Vaters bey dem Plauto mittheile, welcher gleichfalls mit ſeinem Sohne nicht durchaus zufrieden war.

Non optuma haec sunt neque ego ut aequum censeo.
Verum meliora sunt, quam quae deterrima.
Sed hoc unum consolatur me atque animum meum

Quia, *Qui nihil aliud, nisi quod sibi soli placet*
Consulit adversum filium, nugas agit:
Miser ex animo fit: secius nihilo facit.
Suae senectuti is acriorem hyemem parat etc.

Die Gedanken ſind ſo vernünfftig, daß die ihrigen nothwendig übereinſtimmen müßen. Was hat die Frau Mutter Urſache ſich ſo über mich zu betrüben? Es muß ihr ja gleich viel ſeyn, ob ich hier oder da mein Glück finde, wenn Sie mir es würklich gönnet, wie ich es gewiß glaube. Und wie haben Sie ſich vorſtellen können, daß ich, wenn ich auch nach Wien gegangen wäre, daſelbſt meine Religion würde verändert haben? Daraus kan ich ſchließen wie ſehr ſie wider mich eingenommen ſeyn müßen. Doch Gott, hoffe ich, ſoll mir Gelegenheit geben, ſo wohl meine Liebe gegen meine Religion, als gegen meine Aeltern deutlich genug an Tag zu legen. Ich verbleibe

Dero

Berlin, den 11 April 1749. gehorſamſter Sohn. L.

Hochzuehrender Hr. Vater,

Ich erhalte jezo den Augenblick dero Schreiben vom 25 April, welches ich um ſo viel lieber alſobald beantworte, je angenehmer mir es geweſen iſt. Sie können gewiß verſichert ſeyn, daß ich in meinem letztern Briefe nichts ungegründetes geſchrieben habe. Alles was ich darinnen verſprochen will ich genau erfüllen. Und ich werde mit eben ſo großen Vergnügen nach Göttingen reiſen, als ich nimmermehr nach Berlin gereiſet bin. Die Briefe an den Geh. Rath von Münckhauſen, und an den Hrn. Prof. Geßner ſollen unfehlbar über acht Tage in Camenz ſeyn. Meinen Couffer erwarte mit großem Verlangen, und ich bitte nochmals inſtändig alle die Bücher hineinzulegen, die ich in einem meiner Briefe benennt habe. Ich bitte mir auch das vornehmſte von meinen Manuſcripten mit aus, auch die einigen Bogen, Wein und Liebe. Es ſind freye Nachahmungen des Anakreons, wovon ich ſchon einige in Meiſen gemacht habe. Ich glaube nicht, daß mir ſie der ſtrengſte Sittenrichter zur Laſt legen kan.

Vita verecunda est, Musa jocosa mihi.

So entſchuldigte ſich Martial im gleichen Falle. Und man muß mich wenig kennen, wenn man glaubt, daß meine Empfindung im geringſten damit harmoniren. Sie verdienen auch nichts weniger als den Tittel, den Sie ihnen, als allzuſtrenger Theologe geben. Sonſt würden die Oden und Lieder, des größten Dichters unſrer Zeiten, des Hrn. von Hagedorns, noch eine viel ärgere Benennung werth ſeyn. In der That iſt nichts als meine Neigung, mich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, die Urſache ihres Daſeyns. Wenn man nicht verſucht, welche Sphäre uns eigentlich zukömmt, ſo wagt man ſich offtermals in eine falſche, wo man ſich kaum über das Mittelmäßige erheben kan, da man ſich in einer andern vielleicht bis zu einer Wunderswürdigen Höhe hätte ſchwingen können. Sie werden aber auch vielleicht gefunden haben, daß ich mitten in dieſer Arbeit abgebrochen habe, und es müde geworden bin, mich in ſolchen Kleinigkeiten zu üben.

Wenn man mir mit Recht den Tittel eines deutſchen Moliere beylegen könnte, ſo könte ich gewiß eines ewigen Nahmens verſichert ſeyn. Die Wahrheit zu geſtehen, ſo habe ich zwar ſehr große Luſt ihn zu verdienen, aber ſein Umfang und meine Ohnmacht ſind zwey Stücke die auch die gröſte Luſt erſtücken können. Seneca giebt den Rath: omnem operam impende ut te aliqua dote notabilem facias. Aber es iſt ſehr ſchwer ſich in einer Wißenſchaft notabel zu machen, worinne ſchon allzuviele excellirt haben. Habe ich denn alſo ſehr übel gethan, daß ich zu meinen Jugend Arbeiten etwas gewehlt habe, worinne noch ſehr wenige meiner Landsleute ihre Kräfte verſucht haben? Und wäre es nicht thörigt eher auf zu hören, als bis man Meiſterſtücke von mir geleſen hat. Den Beweiß warum ein Comoedienſchreiber kein guter Chriſt ſeyn könne, kan ich nicht ergründen. Ein Comoedienſchreiber iſt ein Menſch der die Laſter auf ihrer lächerlichen Seite ſchildert. Darf denn ein Chriſt über die Laſter nicht lachen? Verdienen die Laſter ſo viel Hochachtung? Und wenn ich ihnen nun gar verſpräche eine Comoedie zu machen, die nicht nur die Hrn. Theologen leſen ſondern auch loben ſollen? halten Sie mein Verſprechen vor unmöglich? Wie wenn ich eine auf die Freygeiſter und auf die Verächter ihres Standes machte? Ich weiß gewiß Sie würden vieles von Ihrer Schärffe fahren laſſen.

Schließlich muß ich Ihnen melden, daß ich ſeit 8 Tagen das Fieber und zwar das Quotidian Fieber habe. Es aber doch noch ſo gnädig geweſen, daß ich mich nicht habe dürffen niederlegen, und ich hoffe es auch in kurzem, mit Gottes Hülffe los zu ſeyn. Machen Sie ſich keine fernern Gedanken. Ich verbleibe nebſt ergebenſtem Empfehl an die Frau Mutter

Dero

Berlin gehorſamſter Sohn
den 28 April Leßing.
1749.

Monsieur
Monsieur Lessing
premier Pasteur des Eglises de etc.
à
Camenz
par Grossenhayn.

Hochzuehrender Herr Vater

Ich habe den Coffer mit den ſpecificirten, darinnen enthaltenen, Sachen richtig erhalten. Ich danke Ihnen vor dieſe große Probe ihrer Gütigkeit, und ich würde in meinem Danke weitläuffiger ſeyn, wenn ich nicht, leider,

aus allen Ihren Briefen gar zu deutlich ſchließen müßte, daß Sie, eine Zeitlang her gewohnt ſind, das aller niedrigſte, ſchimpflichſte und gottloſeſte von mir zu gedenken, ſich zu überreden, und überreden zu laßen. Nothwendig muß Ihnen alſo auch der Dank eines Menſchen, von dem Sie ſo vortheilhaffte Meynungen hegen, nicht anders als verdächtig ſeyn. Was ſoll ich aber darbey thun? Soll ich mich weitläuffig entſchuldigen? Soll ich meine Verläumder beſchimpffen, und zur Rache ihre Blöße aufdecken? Soll ich mein Gewißen — — ſoll ich Gott zum Zeugen anruffen? Ich müſte weniger Moral in meinen Handlungen anzuwenden gewohnt ſeyn, als ich es in der That bin, wenn ich mich ſo weit vergehen wollte. Aber die Zeit ſoll Richter ſeyn. Die Zeit ſoll es lehren ob ich Ehrfurcht gegen meine Aeltern, Ueberzeugung in meiner Religion, und Sitten in meinem Lebenswandel habe. Die Zeit ſoll lehren, ob der ein beßrer Chriſt iſt, der die Grundſätze der chriſtl. Lehre im Gedächtniße, und oft ohne ſie zu verſtehen, im Munde hat, in die Kirche geht, und alle Gebräuche mit macht weil ſie gewöhnlich ſind; oder der, der einmal klüglich gezweiffelt hat, und durch den Weg der Unterſuchung zur Ueberzeugung gelangt iſt, oder ſich wenigſtens noch darzu zu gelangen beſtrebet. Die Chriſtliche Religion iſt kein Werk, das man von ſeinen Aeltern auf Treue und Glaube annehmen ſoll. Die meiſten erben ſie zwar von ihnen, eben ſo wie ihr Vermögen, aber ſie zeugen durch ihre Aufführung auch, was vor rechtſchaffen Chriſten ſie ſind. So lange ich nicht ſehe, daß man eins der vornehmſten Gebothe des Chriſtenthums, Seinen Feind zu lieben nicht beßer beobachtet, ſo lange zweiffle ich, ob diejenigen Chriſten ſind, die ſich davor ausgeben.

Ms. Müller hätte etwas wahrhaffter ſeyn können in ſeinen Nachrichten. Hier haben ſie die ganze Geſchichte ihres Briefes an den ältern Hrn. Rüdiger, ſo wie ich ſie nur vor wenig Wochen erfahren habe. Dieſer Mann iſt viel zu alt, als daß er ſich mit Briefſchreiben noch abgeben könnte, er hat alſo ſeine ganze Correſpondenz ſeinem Schwieger Sohn, dem Hrn. Buchhändler Voß aufgetragen. Dieſem iſt der Brief alſo nothwendig in die Hände gefallen. Dieſer hat ihn erbrochen. Warum ſoll ihn denn Hr. Mylius erbrochen haben? Damit man vielleicht in Camenz das Recht haben möchte noch nachtheiliger von ihm, mit einigen Scheine des Grundes, zu reden? Herrliche Urſache! Hr. M. war mit Voßen ſpeciell bekant; denn er iſt ſein Verleger. Weil ſich alſo in benanntem Briefe auch vieles auf ihn bezogen hat, ſo hat er ihm denſelben gewieſen. Er wäre fähig genug geweſen ihm bey dem alten Rüdiger, welches ohnedem ein höchſt argwöhniſcher Mann iſt, den gröſten Verdacht zuzuziehen. Wem haben Sie es alſo zuzuſchreiben, daß ſie ihn unterdrückt haben? Niemanden als Sich ſelbſt, da Sie eine Perſon mit ins Spiel gemüſcht, die doch mit meinen Angelegenheiten gar nichts zu thun hat. Auf das aber, was mich betroffen hat, hat Voß, ich weiß nicht ob ſelbſt, oder durch ſeinen Diener, oder durch jemanden anders antworten laßen.

Werde ich denn niemals des Vorwurfs los werden können, den Sie mir wegen M. machen? Sed facile ex Tuis querelis querelas matris agnosco, quae licet alias pia et integra in hunc nimio flagrat odio. Nostra amicitia nihil unquam aliud fuit, adhuc est et in omne tempus erit quam communicatio studiorum. Illane culpari potest? Rarus imo nullus mihi cum ipso sermo intercedit, de parentibus meis, de officiis quae ipsis vel praestanda vel deneganda sint, de cultu Dei, de pietate, de fortuna hac vel illa via amplificanda, ut habeas quem in illo seductorem et ad minus justa instigatorem meum timeas. Cave, ne de muliebri odio nimium participes. Sed virum te sapientem scio, justum aequumque: et satis mihi constat te illud, quod scripsisti, amori in uxorem amore tuo dignissimam, dedisse. Veniam dabis me haec paucula latino sermone literis mandasse, sunt enim quae Matrem ad suspicionem nimis proclivem offendere possint. Deum tamen obtestor me illam maxumi facere, amare et omni pietate colere.

Ich verſichre Ihnen nochmals, daß alles was ich von der letztern Condition geſchrieben habe alles ſeine Richtigkeit hat. Ich habe Ihnen ſchon in dem letzten Briefe erſucht mir mit 10 oder 15 Thlr. beyzuſtehen, ich wollte mich in den gehörigen Stand darzu zu ſetzen, und ich erſuche dieſelben nochmals darum. Doch was Sie thun wollen, thuen Sie mit eheſten, ſonſt muß ich meine Zuflucht zu dem Hrn. von Röder ſelbſt nehmen, mir ein oder zwey Quartals vorzuſchießen. Ich will mich nicht gern als noch 8 Tage hier in Berlin verweilen. Ich verbleibe nebſt ergebenſten Empfehl an die Fr. Mutter, der ich über 8 Tage antworten will,

Dero

Berlin d. 30 May 1749.

gehorſamſter Sohn
Leßing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero zwei letzten Briefe würde ich bis jezo nicht ſchuldig geblieben ſeyn, wenn ich ſo offt hätte ſchreiben können, als ich gerne gewollt habe. Schon wieder entſchuldige ich mich mit dem Mangel an Zeit. Und wer mich dieſe Entſchuldigung ſo vielmal brauchen hört, als Sie, der ſollte beinahe auf die Gedanken kommen, daß ich wenigſtens mehr als ein Amt, hier in Berlin, müße zu verſorgen haben. So falſch dieſes, Gott ſey Dank, iſt, ſo wahr iſt es doch, daß meine Entſchuldigung ſo gar unbegründet nicht iſt, als Sie wohl glauben mögen. Der V. v. d. G. iſt zwar vor 14 Tagen wieder auf ſeine Güter gegangen, daß ich alſo einigermaßen freyer geweſen bin; ich habe aber nach ſeiner Abreiſe das ganze vierte Stück

der theatr. Beyträge beſorgen müßen, was eigentlich ſchon dieſe Meſſe hätte ſollen fertig werden, und dieſe Arbeit hat mich bis an vergangnen Sonnabend nicht über eine Stunde Herr ſeyn laßen.

Sie thuen mir Unrecht, wann Sie glauben, daß ich meine Meinung wegen Göttingen ſchon wieder geändert hätte. Ich verſichere Ihnen nochmals, daß ich morgen dahin abreiſen wollte, wann es möglich wäre. Nicht weil es mir jezo eben ſchlecht in Berlin gänge, ſondern weil ich es Ihnen verſprochen habe. Denn in der That, ich habe große Hoffnung, daß ſich mein Glück bald hier ändern wird. Bis hieher habe ich zwar vergebens darauf gehofft, allein ich muß geſtehen, daß vielleicht auch einige Fehler auf meiner Seite dabey mit untergelaufen ſind. Mit Schaden wird man klug. Die Bekanntſchaft des Hrn. B. v. d. G. hat mir nicht wenig genüzt, mich hier auf einen ſichrern Weg zu bringen. Denn, außer daß ich etliche 30 Thlr. dabey gewonnen habe, ſo hat er mir bey unterſchiednen von ſeinen Freunden Zutritt verſchafft, welche mir wenigſtens ein Hauffen Verſprechungen machen. Auch dieſe ſind nicht zu verwerfen, wenn ſie nur nicht immer Verſprechungen bleiben. Ich mache keine Rechnung drauf, und habe meine Sachen ſo eingerichtet, daß ich auch ohne ſie, dieſen Winter gemächlich in Berlin leben kan. Gemächlich heißt bey mir, was ein andrer vielleicht zur Noth nennen würde. Allein, was thut mir das, ob ich in der Fülle lebe oder nicht, wenn ich nur lebe. Ich will unterdeßen, da ich es noch in Berlin mit anſehe, meine Zeit ſo anzuwenden ſuchen, daß ich ſie nicht für verlohren ſchäzen darf, wenn meine Hofnung auch fehl ſchlägt; und will mich vor allen Dingen bemühen das fertig zu machen wodurch ich mich in Göttingen zu zeigen gedenke. Nur noch vorige Woche habe ich ein ſehr beträchtliches Anerbieten des Hrn. B. von Dobreslaw ausgeſchlagen, weil es mich an allen meinen übrigen Vorſäzen hindern würde. Dieſem Hrn. iſt von dem vorigen Könige die Bibliothek des in Frankf. ſowohl wegen ſeiner Gelehrſamkeit als wegen ſeiner Narrheit bekannten Prof. Ebertus, die er an den König von Spanien wollte vermacht haben, geſchenkt worden. Unter den Maspt. dieſer Bibliothek befindet ſich eine lateiniſche Ueberſezung der Bibliotheque orientale des Herbelot. Dieſe Ueberſezung nun will der Beſizer jezo drucken laßen, weil ſich das Original ſehr rar gemacht hat und offt für 30 Thlr. bezahlt wird. Weil ſie aber ſehr unleſerlich geſchrieben, und auch offt der Verſtand des franzöſiſchen darinne ſehr falſch ausgedrücket iſt, ſo hat der B. v. Dobreslaw ſeit einigen Wochen ſehr in mich gedrungen, dieſe Arbeit zu übernehmen, und das ganze Werk aufs neue umzuſchmelzen. Er verſprach mir ſo lange als ich darin arbeitete freye Wohnung und Holz, und 200 Thlr. Allein da es eine Arbeit iſt die mich wenigſtens drey Vierteljahre ſo beſchäfftigen würde, daß ich gar nichts außer derſelben verrichten könnte, und alſo verſchiedne angefangne Sachen müßte liegen laßen, ſo habe ich es bedächtlich ausgeſchlagen. Die Fortſezung des Ihnen bekannten Journals und die Ueberſezung der römiſchen Hiſtorie des Rollins beſezen meine Zeit ſo ſchon mehr als mir lieb iſt. Da ich übrigens zu Oſtern einen Band von meinen theatraliſchen Werken, welcher in den Jenaiſchen gelehrten Zeitungen ſchon längſt iſt verſprochen worden, zu liefern gedenke, deßgleichen auch eine Ueberſezung aus dem Spaniſchen der Novellas Exemplares des Cervantes, ſo werde ich gar nicht über lange Weile zu klagen haben. Kann ich unterdeßen auch mit einem Verleger wegen des engliſchen Werks, wovon ich Ihnen ſchon zu unterſchiednenmalen geſchrieben habe, zu Rande kommen, ſo werde ich es auch gerne ſehen, denn auf meiner Seite habe ich gar nichts mehr daran zu thun. Auf das Spaniſche habe ich eine Zeit her ſehr viel Fleiß verwendet, und ich glaube meine Mühe nicht umſonſt angewendet zu haben. Da es eine Sprache iſt, die eben in Deutſchland ſo ſehr nicht bekannt iſt, ſo glaube ich, daß ſie mir mit der Zeit nüzliche Dienſte leiſten ſoll.

Hr. Mylius iſt zwar Auctions Commißar geworden, doch wer ihm die 1500 Thaler Beſoldung angedichtet hat, der hat ihm groß Unrecht gethan. Wenn es ſo viel einbrächte, ſo wäre ich es ſelbſt geworden, da mir es der jüngere Hr. Rüdiger, welcher dieſe Stelle wieder niederlegte, ſo zu erſt ganz ernſtlich antrug, weil er es nicht eher niederlegen konnte, als bis er einen andern an ſeinen Platz geſchafft hatte. Wenn es viel iſt, ſo trägt es 400 Thlr. ein. Auch dieſes iſt genug für ihn. Doch dieſes ſchreibe ich allein Ihnen, weil er vielleicht ſeine Urſache mag gehabt haben, ſeinem Bruder in Elſtra ſolchen Wind vorzumachen. Ich bin der Menſch nicht, der andern Leuten ſeine Projecte gerne zu Schanden macht. Der jüngre Mylius iſt mit dem ältern Rüdiger zerfallen, und ſchreibt alſo die Zeitungen nicht mehr. Ich bin mehr als einmal darum angegangen worden, ſie an ſeiner Statt zu ſchreiben, wenn ich mit ſolchen politiſchen Kleinigkeiten meine Zeit zu verderben Luſt gehabt hätte.

Ich habe ein beſondres Vergnügen, daß Sie mit Theophilo in Meiſen ſo wohl zufrieden ſind. Wenn ich Theophilus wäre, ſo hätten Sie es mit mir auch ſeyn ſollen. Da er ſo fleißig ſtudiert, ſo möchte ich gar zu gerne wißen, was er, und wie er ſtudiert. Ich habe es in Meiſen ſchon geglaubt, daß man vieles daſelbſt lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kan, und jezo ſehe ich es noch viel deutlicher ein.

Hr. Webſen wollte ich von Grund meiner Seelen noch eine Null an ſeine Beſoldung wünſchen. Sein Amt aber ſcheint mir ſehr wunderbar zu ſeyn. Wenn die, die zu unſerer Religion treten wollen, erſt müßen informirt werden, ſo haben ſie offenbar andre Urſachen, als die Ueberzeigung der Wahrheit. Denn wenn dieſe die Urſache der Veränderung iſt, ſo brauchen ſie die Information nicht. Doch dieſes muß das Oberconſiſtorium beßer verſtehen als

ich. Wenn Sie Hr. Wehſen ſprechen ſollten, ſo werden Sie ſo gütig ſeyn, ihn meiner forttauernden Freundſchafft zu verſichern.

Ich ſende Ihnen hierbey das dritte Stük der theatraliſchen Beyträge, worinne Sie des Hrn. Gregorius in Ehren gedacht finden. Die Recenſion iſt von mir, und es dauert mich nur, daß ich ſie nicht noch ärger gemacht habe. Hätte ich mich durch ſolch Zeug bekant machen wollen, als er thut, ſo wollte ich ſchon ganze Folianten geſchrieben haben. Sollte er ſich über die Ungerechtigkeit meines Urtheils beſchweren, ſo will ich ihm das Recht geben, mit meinen Sachen auf gleiche Weiſe zu verfahren. Die Simonettiſchen und politiſch berlinſchen Zeitungen kan ich Ihnen ſchicken, ohne daß ſie mich etwas koſten. Es iſt alſo nur die Frage ob Sie das Poſtgeld dran wenden wollen. Wenn Bezolt nach Berlin bald kommt, ſo will ich Ihnen dieſes Jahr von den gelehrten Zeitungen bis jezo complet überſchicken. Ich würde es heute beylegen, wenn das Paquet nicht zu groß werden möchte.

Wer Ihnen geſchrieben hat, daß es mir ſehr ſchlecht ginge, weil ich bey Hr. Rüdigern nicht mehr den Tiſch und andere Einnahme hätte, der hat Ihnen eine große Lügen geſchrieben. Ich habe mit dieſem alten Manne nie länger etwas wollen zu thun haben, als bis ich mir ſeine große Bibliothek recht bekannt gemacht hätte. Dieſes iſt geſchehen, und wir waren alſo geſchiedne Leute. Der Tiſch bekümmert mich in Berlin am allerwenigſten. Ich kan für 1 Gr. 6 Pf. eine ſtarke Mahlzeit thun.

De la Mettrie, von dem ich Ihnen einigemal geſchrieben habe, iſt hier Leibmedicus des Königs. Seine Schrift l'homme machine hat viel Aufſehen gemacht. Edelmann iſt ein Heiliger gegen ihn. Ich habe eine Schrift von ihm geleſen, welche Antiseneque ou le souverain bien heißet, und die nicht mehr als zwölfmal iſt gedruckt worden. Sie mögen aber von der Abſcheulichkeit derſelben daraus urtheilen, daß der König ſelbſt zehn Exemplare davon ins Feuer geworfen hat.

Es iſt Zeit, daß ich meinen Brief ſchließe, wenn er noch auf der Poſt ſoll angenommen werden. Ueber acht Tage werde ich ganz gewiß ein mehreres ſchreiben, deßgleichen an die Fr. Mutter und an Theoph.

Dero

Berlin, gehorſamſter Sohn

d. 2. November L.

1750.

Hochzuehrender Herr Vater,

Die Antwort auf Dero letztes Schreiben, woran ich, durch die vielen Umſtände, welche man mir wegen der mit geſchickten Wäſche auf dem hieſigen Packhofe machte, vergangen verhindert wurde, würde ich bis jezo nicht aufgeſchoben haben, wenn ich nicht auf Petzolden gewartet hätte, welcher mir damals ſagte, daß er längſtens in vierzehn Tagen wieder in Berlin ſeyn werde. Ich habe alles richtig erhalten und bin Ihnen und der Fr. Mutter dieſer gütigen Vorſorge wegen höchſtens verbunden.

Die gelehrten Zeitungen, welche ich nebſt andern gedrukten Sachen Petzolden mit gegeben habe, werden Sie ohne Zweifel bekommen haben. Hier folgen die übrigen Stücke, ſo viel als davon heraus ſind. Ich würde Ihnen, ohne die geringſten Unkoſten auf Seiten meiner, auch die hieſigen politiſchen Zeitungen mit ſchicken können, wenn ich glaubte, daß Ihnen damit gedient wäre. Sie ſind, wegen der ſcharfen Cenſur gröſtentheils ſo unfruchtbar und trocken, daß ein Neugieriger wenig Vergnügen darinne finden kan.

Es iſt wahr; in Berlin ſind Gelehrte die Menge, und unter dieſen erhalten allezeit die Franzoſen den Vorzug. Allein, ich glaube, daß auch Göttingen daran keinen Mangel hat, und daß ein Menſch, wie ich bin, auch da aus einem großen Haufen hervor zu dringen hat, wenn er will bekannt werden. Ich glaube alſo, daß es von mir eben nicht allzuklug gehandelt ſeyn würde, wenn ich einen großen Ort mit einem andern vertauſchte, wo ich als ein Unbekannter eine Menge Hinderniße von neuen überſteigen müßte, die ich hier zum Theil ſchon überſtiegen habe. Das wenige was ich in Göttingen zu hofen hätte, kan in keine Betrachtung kommen, weil ich hier in Berlin, das Jahr über, wenigſtens auf noch einmal ſo viel gewiße Rechnung machen kan. Meinen Sie aber, daß ich dieſen Verdienſt auch in Göttingen beybehalten könnte, ſo irren Sie unmaßgeblich. Er hängt von verſchiednen Perſonen ab, von welchen ich hernach allzuweit entfernt ſeyn würde, als daß ihnen an meiner Arbeit viel gelegen ſeyn ſollte. Ehe ich in Göttingen dergleichen Perſonen wieder auftriebe, würden alle die Verdrüßlichkeiten mich nochmals überfallen, die mich hier, oft bis zur Verzweiflung gebracht haben. Und ſind denn die 50 Thlr. und der freye Tiſch ſchon ganz gewiß? Ich bin ſchon allzu oft angeführt worden, als daß ich mich auf bloße Verſprechungen verlaßen ſollte. Sie haben Recht, Gottes Vorſorge muß bey meinem Glücke das beſte thun, allein dieſe kan hier eben ſo viel als anderwärts für mich thun. Ich habe überzeugende Beweiſe davon, für die ich dem Himmel insbeſondere danken würde, wenn ich glaubte, daß man ihm nur für das gute danken müßte.

Das Lob, welches Theophilus in Meiſen hat, hat mich ausnehmend erfreut. Ich wünſche, daß er den Beyfall, den er in der Schule hat, auch in der Welt haben möge. Dem guten Hrn. Conrektor hat es gefallen ſeinen Groll gegen mich auch noch in dieſem Briefe ein wenig zu verrathen. Er kan aber nichtsdeſtoweniger verſichert ſeyn, daß ich alle Hochachtung gegen ihn habe, ob es mich gleich gar nicht reuet, daß ich ihm nicht in allem gefolgt bin. Ich weiß wohl, daß es ſeine geringſte Sorge iſt, aus ſeinen Untergebnen vernünftge Leute zu machen, wenn er nur wackre Fürſtenſchüler aus ihnen machen kan, das iſt, Leute, die ihren Lehrern blindlings glauben, ununterſucht

ob ſie nicht Pedanten ſind. Wenn Gottlob nach Meiſen komen wird, ſo will ich eben nicht wünſchen, daß er in Theoph. Fußtapfen treten möge, denn vielleicht ſind ihre Gemüthsarten zu verſchieden, als daß dieſes möglich ſeyn könnte; ich will bloß wünſchen, daß er ſeinem innerlichen Berufe, (vorausgeſetzt, daß er darauf geht, etwas rechtſchafnes zu lernen) vernünftig folgen möge, und daß er ſo leben möge, wie er ſich, wann er aus der Erfahrung lernen wird, was nöthige und unnöthige Studia ſind, gelebt zu haben wünſchen möchte. Ich kan Theoph. noch nicht antworten, ſo gerne als ich es thäte, und ſo empfindlich ich auch gegen ſeine aufrichtige Liebe bin. Den Brief des Hrn. Con R. will ich nächſtens zurückſenden, weil er ſich unter meinen Papieren verſteckt hat, und ich ihn ſchon eine halbe Stunde vergebens geſucht habe.

Wenn Hr. M. Gregorius glaubt, daß die Welt ſeinen Hrn. Sohn verläſtre, ſo thut er der Welt unrecht. So lange der neue Hr. Conrektor mit einer unglaublichen Unwiſſenheit gleichwohl einen ſo ausſchweifenden Stolz verbinden wird, ſo lange verläſtert er ſich ſelbſt. Der Artikel den ich nur heute abermals in den Hamburgiſchen Nachrichten von ihm geleſen habe, muß ihn bei allen Vernünftigen lächerlich machen. Ich möchte doch wiſſen, was er auf die Schuljungenſchnitzer antworten könnte, die ich ihm in dem 3ten Stücke der Th. B. gezeigt habe? Der Magiſtrat in Lauban iſt derjenige eben nicht, deßen Wahl ich zum Wehrmanne meiner Verdienſte haben wollte.

Wieder den Hrn. Biedermann iſt hier mehr als eine Kritik zum Vorſcheine kommen; ſo wohl in beiden Zeitungen hat man ihn herumgenommen, als auch in beſonders gedruckten Blättern. Man hat ihm zuviel gethan, und man hätte nicht vergeſſen ſollen, daß er ein Mann ſey, der ſonſt Verdienſte hat. Der Verfaßer der einen Recenſion, welche ſich in den Haudeiſchen Zeitungen von ſeinem Programmate befindet, iſt ein Advocat Krauſe, von der andern iſt es der Concertmeiſter Bach. Ich gebe Ihnen dieſe Nachricht unter der Hand, weil ich mir dieſe Leute nicht zu Feinden machen will, die ich ſonſt ſehr wohl kenne.

Ich bin Zeitlebens

Dero

Berlin, d. 8. Februar 1751. gehorſamſter Sohn
G. E. Leßing.

à Monsieur
Monsieur Schlegel
Diacre et Professeur extraordinaire
de l'ecole provinciale
de la Porte
aupres de Naumburg.

Hochwohlehrwürdiger, Hochgelahrter ꝛc.
inſonders hochzuehrender Hr. Diaconus,

Da ich die Ehre habe Ew. Hochwohlehrwürden zufälliger Weiſe auf einem Wege zu begegnen, ſo erfordern es die Regeln der Höflichkeit, Ihnen mein Compliment zu machen.

Sie werden mich ſogleich verſtehen. Schon ſeit anderthalb Jahren bin ich mit einer Ueberſetzung beſchäftiget, mit welcher auch Sie jetzt beſchäftiget ſind; und ſchon ſeit einigen Monaten habe ich dasjenige der Preſſe übergeben, was Sie ihr vielleicht erſt in einigen Monaten überlaſſen werden. Ich meine die Fabellehre des Hrn. Bannier. Werden Sie über dieſe Nachricht wohl ſo erſtaunen, wie ich über die ihrige, die Sie dem Publico kürzlich mitgetheilt haben, erſtaunt bin? Schwerlich. Ihnen kömmt ein Zwerg in den Weg; mir ein Rieſe: Ihnen ein Menſch der ſich der Welt erſt zeigen will; mir ein Schriftſteller, der ſich ihr ſchon zum öfteren mit Ruhm gezeigt hat: Ihnen ein bloßer Ueberſetzer; mir ein Ueberſetzer mit Anmerkungen.

Was vermuthen Sie wohl alſo von mir? Nicht wahr, Friedensvorſchläge? Eine barmherzige Vorſtellung, daß Sie meine Arbeit mit der ihrigen unterdrücken werden; eine daraus fließende Bitte, ihre Unternehmung fahren zu laſſen; und vielleicht einen verführeriſchen Vorſchlag, das rückſtändige Werk des Bannier, ſeine Erklärungen der Verwandlungen des Ovids, zu übernehmen. Und in der That, dieſes würden die Waffen ſeyn, die ich gegen Ewr. Hochwohlehrwürden gebrauchen könnte, wann ich nicht beſorgen müßte, daß Sie ihren graden Weg fortgehen werden, ohne zu thun als ob Sie mich gemerkt hätten.

Damit ich aber meine Aufrichtigkeit zeige, ſo will ich Ihnen die Waffen melden, die mein Verleger, der Hr. Voß hier in Berlin, gegen den ihrigen, den Hrn. Dyck in Leipzig brauchen wird. Erſtlich iſt dieſes ein großer Vortheil für ihn, daß er die erſten zwey Theile ſchon künftige Oſtern liefert, und beinahe ſeine Ausgabe endiget, wann die andere erſt zum Vorſcheine kommt. Zweytens wird er die Käufer durch einen Preis verführen, welcher kaum die Hälfte des Preiſes iſt, den Herr Dyck feſtgeſetzt hat. Drittens wird er ihm Privilegia Privilegien, und Freyheiten Freyheiten entgegenſetzen können.

Ich ſehe es im voraus was dieſes alles vor Wirkungen haben wird; und ich werde untröſtlich ſeyn, wann eine wohlfeile ſchlechtere Ueberſetzung den Abgang einer theureren und beßern hindern wird. Ja, wenn wir hurtig und geſchwind noch vorher alle Käuffer klug machen könnten. Ich würde ſogleich meine Arbeit ins Feuer werffen, um mich der Gefahr einer Parallele nicht auszuſetzen, wann die Unkoſten, die man ſchon auf den Druck verwendet hat, mich nicht nöthigten aus zu halten. Doch die Unkoſten ſind es nicht allein; der Verleger hat mit dieſer Ueberſetzung ein Project verbunden, welches ziemlich weitausſehend iſt, und wovon er öffentlich nähere Nachricht geben wird. Einige hieſige und auswärtige Gelehrte nehmlich (ich bin nicht darunter, muß ich Ihnen ſagen)

haben ihn dahin gebracht, etwas zu unternehmen, wozu er ſich ganz gewiß auch die Hülfe Ewr. Hochwohlehrwürden ausbitten wird.

Sollte er ſich wohl alſo einen ſo gräßlichen Strich durch ſeine Rechnung machen laßen? Mein Zureden wird wenig helffen. Allein das ihrige gegen den Hrn. Dyck vielleicht deſto mehr. Vielleicht kommen durch Dero Vermittlung dieſe beiden Merkure zuſammen, auf eine Art, welche weder Ewr. Hochwohlehrwürden noch einem von beyden nachtheilig iſt. Von mir will ich nicht reden; ich kan nicht viel dabei verlieren, als die gefährliche Gelegenheit mich gedruckt zu ſehen.

Glauben Sie daß mein Brief eine Antwort verdienet, ſo werde ich ſie mit Vergnügen erwarten. Ich bin mit der größeſten Hochachtung

Ewr. Hochwohlehrwürden ꝛc.

Berlin gehorſamſter Diener
den 23 Januar M. Gotthold Ephraim Leßing.
1753.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 10. Febr. 1754.

Ich habe nicht ohne angenehme Verwunderung vor einiger Zeit meine Schriften in den Göttingiſchen Anzeigen auf eine Art bekannt gemacht gefunden, die viel zu vortheilhaft war, als daß ich mir jemals hätte Hoffnung darauf machen können. Nichts glich damals meiner Begierde, dem Urheber dieſes verbindlichen Urtheils meine Ergebenheit zu bezeigen; und nur aus Ungewißheit, an wen ich mich deßwegen wenden müſſe, iſt ſie bis jetzt unwirkſam geblieben. Endlich kommt ein Freund meiner Muthmaßung zu Hülfe, und verſichert mich, daß ich mich nicht irren würde, wenn ich Ewr. ꝛc. meinen Dank dafür abſtatten wollte. Wenn es alſo wahr iſt, daß ich in Ihnen einen Gelehrten, den ich längſt hochgeſchätzt habe, nunmehr auch lieben muß, ſo empfangen Sie hiermit von mir die aufrichtigſte Betheuerung, daß ich künftig nichts eifriger ſuchen werde, als mich Dero fernern Beyfalls würdig zu machen. Ich bin dabey kühn genug, mit Dero Beifall allein nicht zufrieden zu ſeyn, ſondern mir noch über dieſes einen Theil Ihrer Freundſchaft zu erbitten, die ich mich mit der größten Sorgfalt zu erwiedern beſtreben werde.

Wenn mir in gedachter Recenſion irgend etwas Vergnügen gemacht hat, ſo iſt es vorzüglich Dero Beyſtimmung zu meinem Urtheile über die elende Langiſche Ueberſetzung der Oden des Horaz. Sie richtete mich gleich zu der Zeit wieder auf, da mich die pöbelhafte Antwort meines Gegners beynahe zu empfindlich gekränkt hatte, als daß ich eines öffentlichen Troſtes nicht benöthigt geweſen wäre. Vielleicht daß Ewr. ꝛc. ſein Schreiben an den Hamburgiſchen Correſpondenten ſchon geſehen haben; meine Antwort aber wird Ihnen ſchwerlich zu Geſichte gekommen ſeyn. Ich nehme mir alſo die Freyheit ſie beyzulegen, in Hoffnung, daß Sie derſelben einige Augenblicke gönnen werden, um meine Vertheidigung wegen einer niederträchtigen Verſchwärzung meines moraliſchen Charakters darinn zu leſen. Ich weiß nicht, wie ſich der Herr Paſtor gegen mein Vademecum bezeigen wird; ſo viel aber habe ich vor einigen Tagen geſehen, daß ſich die Jenaiſchen Gelehrten Zeitungen ſeiner angenommen haben, und ohne zu thun, als ob ſie meine Vertheidigung kennten, die doch ſchon mehr als eine Woche vorher in ihrem Buchladen geweſen iſt, ſich wundern, daß man andern Orts (worunter ſie offenbar Göttingen verſtehen), meinen Tadel für gegründet habe halten können. Es iſt mir ſehr gleichgültig geweſen, daß ſich der Jenenſer der Schulſchnitzer des Hrn. Langens theilhaft gemacht hat; nur das hat mich empfindlich verdroſſen, daß er unverſchämt genug geweſen iſt, eine nichtswürdige Verläumdung nachzuplaudern. Ich hoffe, daß billige Richter mich nicht unverhörter Sache verdammen werden.

Mein Brief iſt für den erſten, den ich an Ew. Hochedelgeb. zu ſchreiben die Ehre habe, ſchon viel zu lang. Ich habe übrigens das Vergnügen, einen Beyſchluß an Dieſelben von dem Hrn. von Premontval zu beſorgen. Dieſer liebenswürdige Philoſoph würdiget mich hier ſeiner Freundſchaft, und es muß Ihnen nothwendig angenehm ſeyn, auch ihn unter diejenigen zählen zu können, die ſich Dieſelben durch die freundſchaftlichſten Beurtheilungen unendlich verbunden gemacht haben. Ich bin mit großer Hochachtung ꝛc.

M. G. E. Leſſing.

An Joh. David Michaelis.

Berlin, den 16. Oct. 1754.

Sie haben fortgefahren, mich Ihnen unendlich zu verbinden. — — Wenn ich Ihnen eben nicht bey jeder Gelegenheit meine Ergebenheit dafür bezeigt habe, ſo iſt es mehr aus Hochachtung für Ihre Beſchäftigungen, als aus Nachläſſigkeit geſchehen. Es iſt zwar nicht fein, wenn man die Dankſagungen zuſammen kommen läßt; allein es iſt doch beſſer, als daß man durch die allzuſorgfältige Abſtattung derſelben überläſtig wird.

Wenn ich von der uneingeſchränkten Billigkeit Ewr. ꝛc. nicht vollkommen überzeugt wäre, ſo würde ich mich ſcheuen, Ihnen das erſte Stück meiner Theatraliſchen Bibliothek zu überſenden. Ich bin darinn ſo frey geweſen, etwas auf diejenigen Erinnerungen zu erwiedern, die Sie über meine Juden zu machen die Gütigkeit gehabt haben. Ich hoffe, daß die Art, mit welcher ich es gethan, Ihnen nicht zuwider ſeyn wird. Nur des eingerückten Briefes wegen, bin ich einigermaßen in Sorgen. Wenn einige anſtößige Ausdrücke darinn vorkommen ſollten, die ich nicht billige, die ich aber kein Recht gehabt

habe zu ändern, ſo bitte ich Ewr. ꝛc., beſtändig auf den Verfaſſer zurückzuſehen. Er iſt wirklich ein Jude; ein Menſch von etlichen und zwanzig Jahren, welcher, ohne alle Anweiſung, in Sprachen, in der Mathematik, in der Weltweisheit, in der Poeſie, eine große Stärke erlangt hat. Ich ſehe ihn im voraus als eine Ehre ſeiner Nation an, wenn ihn anders ſeine eigne Glaubensgenoſſen zur Reiſſe kommen laſſen, die allezeit ein unglücklicher Verfolgungsgeiſt wider Leute ſeines gleichen getrieben hat. Seine Redlichkeit und ſein philoſophiſcher Geiſt läßt mich ihn im voraus als einen zweyten Spinoza betrachten, dem zur völligen Gleichheit mit dem erſtern nichts, als ſeine Irrthümer, fehlen werden.

Ewr. ꝛc. bezeigten in Dero Briefe eine für mich ſehr ſchmeichelhafte Begierde, nähere Umſtände von mir zu wiſſen, und mich genauer zu kennen. Allein, kann man von einem Menſchen ohne Bedienung, ohne Freunde, ohne Glück viel wichtigers ſagen, als ſeinen Namen? Noch kann ich mich durch wenig anders, als durch dieſen unterſcheiden. Ich bin ein Oberlauſitzer von Geburt; mein Vater iſt oberſter Prediger in Camenz. — — Welche Lobſprüche würde ich ihm nicht beylegen, wenn er nicht mein Vater wäre! — — Er iſt einer von den erſten Ueberſetzern des Tillotſons. Ich habe in der Fürſtenſchule zu Meißen, und hernach zu Leipzig und Wittenberg ſtudirt. Man ſetzt mich aber in eine große Verlegenheit, wenn man mich fragt, was? An dem letzten Orte bin ich Magiſter geworden. Ich bin alſo etwas mehr als ein bloſſer Student, wie mich der Hr. Paſt. Lange nennt, und etwas weniger als ein Prediger, für welchen mich der Hr. Prof. Walch gehalten hat. Ich befinde mich ſeit 1748 in Berlin, und habe mich während dieſer Zeit nur ein halbes Jahr an einem andern Orte aufgehalten. Ich ſuche hier keine Beförderung; und lebe blos hier, weil ich an keinem andern großen Orte leben kann. — — Wenn ich noch mein Alter hinzuſetze, welches ſich auf 25 Jahre beläuft — ſo iſt mein Lebenslauf fertig. Was noch kommen ſoll, habe ich der Vorſehung überlaſſen. Ich glaube ſchwerlich, daß ein Menſch gegen das Zukünftige gleichgültiger ſeyn kann, als ich.

Ich habe des Hrn. Prof. Walchs gedacht; und darf ich wohl Ewr. ꝛc. erſuchen, ihm meinen Empfehl zu machen? Nur meine Furchtſamkeit iſt Urſache, daß ich ihm nicht ſelbſt ſchreibe, und ihn verſichere, wie ſehr die Art, mit welcher er einen nichtigen Zweifel von mir aufgenommen hat, alle meine Hoffnung von ſeiner Leutſeligkeit und edeln Denkungsart übertroffen habe. Seine Antwort thut mir völlig Genüge, und das, was Sie bey Anführung derſelben hinzugethan haben, iſt ein Superpondium, das ſchon an ſich den Ausſchlag geben könnte. Ich bin mit der größten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Hrn. Nicolai zu Berlin.

im Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ihren Brief vom 3=9. bekam ich vorgeſtern Abends, und den vom 31. Auguſt habe ich erſt vor einigen Stunden erhalten; denn der Weg von Berlin nach Leipzig über Wittenberg iſt näher, als der über Amſterdam. Jetzt antworte ich auf beyde, und weil ich in Kleinigkeiten ein großer Liebhaber der Ordnung bin, ſo beantworte ich den älteſten zuerſt. Was ſteht in dieſem?

Erſtlich hunzen Sie mich aus, eine ganze Seite lang! Ich aber brauche nur ein Paar Worte, mich zu verantworten. Das Geheimniß Ihrer Autorſchaft habe ich nicht ausgeſchwatzt, ſondern es iſt mir abgeſtohlen worden. Ich war nicht allein, als ich Ihren Brief mit der Ankündigung erbrach. Wer ſchreibt Ihnen das? fragte man mich. Herr Nicolai — das durfte ich doch ſagen? Was gedruckt iſt, darf man doch anſehen? fuhr der Neugierige fort. Ja. — Ey! und alſo wird Herr N. mit an dem Journale arbeiten? — — Warum nicht gar! er communicirt mir blos die Ankündigung. Warum denn aber 2 Exemplare, wenn er keinen Theil daran hat? Nun war ich drum! Und wenn Verrätherey mit untergelaufen iſt, wahrhaftig! ſo habe ich nicht das Geheimniß, ſondern das Geheimniß hat mich verrathen.

Auf den polemiſchen Theil Ihres Briefes folgt der didaktiſche. Ich danke Ihnen aufrichtig für den kurzen Auszug aus Ihrer Abhandlung über das Trauerſpiel. Es iſt mir auf mancherley Weiſe ſehr angenehm geweſen, und unter andern auch deswegen, weil er mir Gelegenheit giebt zu widerſprechen. Ueberlegen Sie ja alles wohl, was ich darauf ſagen werde; denn es könnte leicht ſeyn, daß ich nicht alles wohl überlegt hätte. Ich will umwenden, um das freye Feld vor mir zu haben!

Vorläufiges Compliment! Da die Abſicht, warum ich gewiſſe Wahrheiten abhandele, die Art, wie ich ſie abhandeln ſoll, beſtimmen muß, und da jene es nicht allezeit erfordert, auf die allererſten Begriffe zurück zu gehen; ſo würde ich gar nichts wider Ihren Aufſatz zu erinnern haben, wenn ich Sie nicht für einen Kopf hielte, der mehr als eine Abſicht dabey hätte verbinden können.

Es kann ſeyn, daß wir dem Grundſatze: Das Trauerſpiel ſoll beſſern, manches elende aber gutgemeinte Stück ſchuldig ſind; es kann ſeyn, ſage ich, denn dieſe Ihre Anmerkung klingt ein wenig zu ſinnreich, als daß ich ſie gleich für wahr halten ſollte. Aber das erkenne ich für wahr, daß kein Grundſatz, wenn man ſich ihn recht geläufig gemacht hat, beſſere Trauerſpiele kann hervorbringen helfen, als der: Die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen.

Nehmen Sie einen Augenblick an, daß der erſte Grundſatz eben ſo wahr als der andere ſey, ſo kann man doch noch hinlängliche Urſachen angeben, warum jener bey der

Ausübung mehr ſchlimme, und dieſer mehr gute Folgen haben müſſe. Jener hat nicht deswegen ſchlimme Folgen, weil er ein falſcher Grundſatz iſt, ſondern deswegen, weil er entfernter iſt, als dieſer, weil er blos den Endzweck angiebt, und dieſer die Mittel. Wenn ich die Mittel habe, ſo habe ich den Endzweck, aber nicht umgekehrt. Sie müſſen alſo ſtärkere Gründe haben, warum Sie hier vom Ariſtoteles abgehen, und ich wünſchte, daß Sie mir einiges Licht davon gegeben hätten; denn dieſer Verabſäumung ſchreiben Sie es nunmehr zu, daß Sie hier meine Gedanken leſen müſſen, wie ich glaube, daß man die Lehre des alten Philoſophen verſtehen ſolle, und wie ich mir vorſtelle, daß das Trauerſpiel durch Erzeugung der Leidenſchaften beſſern kann.

Das meiſte wird darauf ankommen: was das Trauerſpiel für Leidenſchaften erregt. In ſeinen Perſonen kann es alle mögliche Leidenſchaften wirken laſſen, die ſich zu der Würde des Stoffes ſchicken. Aber werden auch zugleich alle dieſe Leidenſchaften in den Zuſchauern rege? Wird er freudig? wird er verliebt? wird er zornig? wird er rachſüchtig? Ich frage nicht, ob ihn der Poet ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften in der ſpielenden Perſon billiget, ſondern ob er ihn ſo weit bringt, daß er dieſe Leidenſchaften ſelbſt fühlt, und nicht blos fühlt, ein andrer fühle ſie?

Kurz, ich finde keine einzige Leidenſchaft, die das Trauerſpiel in dem Zuſchauer rege macht, als das Mitleiden. Sie werden ſagen: erweckt es nicht auch Schrecken? erweckt es nicht auch Bewunderung? Schrecken und Bewunderung ſind keine Leidenſchaften, nach meinem Verſtande. Was denn? Wenn Sie es in Ihrer Abſchilderung getroffen haben, was Schrecken iſt, eris mihi magnus Apollo, und wenn Sie es getroffen haben, was Bewunderung iſt, Phyllida solus habeto.

Setzen Sie ſich hier auf Ihre Richterſtühle, meine Herren, Nikolai und Moſes. Ich will es ſagen, was ich mir unter beyden vorſtelle.

Das Schrecken in der Tragödie iſt weiter nichts als die plötzliche Ueberraſchung des Mitleides, ich mag den Gegenſtand meines Mitleids kennen oder nicht. Z. E. endlich bricht der Prieſter damit heraus: Du Oedip biſt der Mörder des Lajus! Ich erſchrecke, denn auf einmahl ſehe ich den rechtſchafnen Oedip unglücklich; mein Mitleid wird auf einmahl rege. Ein ander Exempel: es erſcheinet ein Geiſt; ich erſchrecke: der Gedanke, daß er nicht erſcheinen würde, wenn er nicht zu des einen oder zu des andern Unglück erſchiene, die dunkle Vorſtellung dieſes Unglücks, ob ich den gleich noch nicht kenne, den es treffen ſoll, überraſchen mein Mitleid, und dieſes überraſchte Mitleid heißt Schrecken. Belehren Sie mich eines Beſſern, wenn ich Unrecht habe.

Nun zur Bewunderung! Die Bewunderung! O in der Tragödie, um mich ein wenig orakelmäßig auszudrücken, iſt ſie das entbehrlich gewordene Mitleiden. Der Held iſt unglücklich, aber er iſt über ſein Unglück ſo weit erhaben, er iſt ſelbſt ſo ſtolz darauf, daß es auch in meinen Gedanken die ſchreckliche Seite zu verlieren anfängt, daß ich ihn mehr beneiden, als betauern möchte.

Die Staffeln ſind alſo dieſe: Schrecken, Mitleid, Bewunderung. Die Leiter aber heißt: Mitleid; und Schrecken und Bewunderung ſind nichts als die erſten Sproſſen, der Anfang und das Ende des Mitleids. Z. E. Ich höre auf einmahl, nun iſt Cato ſo gut als des Cäſars Mörder. Schrecken! Ich werde hernach mit der verehrungswürdigen Perſon des erſtern, und auch nachher mit ſeinem Unglücke bekannt. Das Schrecken zertheilet ſich in Mitleid. Nun aber hör' ich ihn ſagen: „Die Welt, die Cäſarn dient, iſt meiner nicht mehr werth.“ Die Bewunderung ſetzt dem Mitleiden Schranken. Das Schrecken braucht der Dichter zur Ankündigung des Mitleids, und Bewunderung gleichſam zum Ruhepunkte deſſelben. Der Weg zum Mitleid wird dem Zuhörer zu lang, wenn ihn nicht gleich der erſte Schreck aufmerkſam macht, und das Mitleiden nützt ſich ab, wenn es ſich nicht in der Bewunderung erholen kann. Wenn es alſo wahr iſt, daß die ganze Kunſt des tragiſchen Dichters auf die ſichere Erregung und Dauer des einzigen Mitleidens geht, ſo ſage ich nunmehr, die Beſtimmung der Tragödie iſt dieſe: ſie ſoll unſre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Sie ſoll uns nicht bloß lehren, gegen dieſen oder jenen Unglücklichen Mitleid zu fühlen, ſondern ſie ſoll uns ſo weit fühlbar machen, daß uns der Unglückliche zu allen Zeiten, und unter allen Geſtalten, rühren und für ſich einnehmen muß. Und nun berufe ich mich auf einen Satz, den Ihnen Herr Moſes vorläufig demonſtriren mag, wenn Sie, Ihrem eignen Gefühl zum Trotz, daran zweifeln wollen. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes, oder — es thut jenes, um dieſes thun zu können. Bitten Sie es dem Ariſtoteles ab, oder widerlegen Sie mich.

Auf gleiche Weiſe verfahre ich mit der Komödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. Und ſo iſt auch die Nützlichkeit der Komödie gerettet.

Beyder Nutzen, des Trauerſpiels ſowohl als des Luſtſpiels, iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich, noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann.

Ich bin jetzt von dieſen meinen Grillen ſo eingenommen,

daß ich, wenn ich eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranſchicken würde. Ich würde beydes ſogar mit einander vergleichen, ich würde zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Vermiſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; ich würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen verwandeln kann, wo man auf der einen Seite Luſt zur Freude, und auf der andern Unluſt zur Traurigkeit, in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt; ich würde — Sie glauben nicht, was ich alles würde.

Ich will Ihnen nur noch einige Proben geben, wie leicht und glücklich aus meinem Grundſatze, nicht nur die vornehmſte bekannte Regeln, ſondern auch eine Menge neuer Regeln fließe, an deren Statt man ſich mit dem bloßen Gefühle zu begnügen pflegt.

Das Trauerſpiel ſoll ſo viel Mitleid erwecken, als es nur immer kann; folglich müſſen alle Perſonen, die man unglücklich werden läßt, gute Eigenſchaften haben, folglich muß die beſte Perſon auch die unglücklichſte ſeyn, und Verdienſt und Unglück in beſtändigem Verhältniſſe bleiben. Das iſt, der Dichter muß keinen von allem Guten entblößten Böſewicht aufführen. Der Held oder die beſte Perſon muß nicht, gleich einem Gotte, ſeine Tugenden ruhig und ungekränkt überſehen. Ein Fehler des Canuts, zu deſſen Bemerkung Sie auf einem andern Wege gelanget ſind. Merken Sie aber wohl, daß ich hier nicht von dem Ausgange rede, denn das ſtelle ich in des Dichters Gutbefinden, ob er lieber die Tugend durch einen glücklichen Ausgang krönen, oder durch einen unglücklichen uns noch intereſſanter machen will. Ich verlange nur, daß die Perſonen, die mich am meiſten für ſich einnehmen, *während der Dauer des Stücks*, die unglücklichſten ſeyn ſollen. Zu dieſer Dauer aber gehöret nicht der Ausgang.

Das Schrecken habe ich geſagt, iſt das überraſchte Mitleiden; ich will hier noch ein Wort hinzuſetzen: das überraſchte *und unentwickelte* Mitleiden; folglich wozu die Ueberraſchung, wenn es nicht entwickelt wird? Ein Trauerſpiel voller Schrecken, ohne Mitleid, iſt ein Wetterleuchten ohne Donner. So viel Blitze, ſo viel Schläge, wenn uns der Blitz nicht ſo gleichgültig werden ſoll, daß wir ihm mit einem kindiſchen Vergnügen entgegen gaffen. Die Bewunderung, habe ich mich ausgedrückt, iſt das entbehrlich gewordene Mitleid. Da aber das Mitleid das Hauptwerk iſt, ſo muß es folglich ſo ſelten als möglich entbehrlich werden; der Dichter muß ſeinen Held nicht zu ſehr, nicht zu anhaltend der bloßen Bewunderung ausſetzen, und Cato als ein Stoiker iſt mir ein ſchlechter tragiſcher Held. Der bewunderte Held iſt der Vorwurf der Epopee; der *betauerte* des Trauerſpiels. Können Sie ſich einer einzigen Stelle erinnern, wo der Held des Homers, des Virgils, des Taſſo, des Klopſtocks, Mitleiden erweckt? oder eines einzigen alten Trauerſpiels, wo der Held mehr bewundert als betauert wird? Hieraus können Sie nun auch ſchließen, was ich von Ihrer Eintheilung der Trauerſpiele halte. Sie fällt mit Ihrer Erlaubniß ganz weg. Ich habe nicht Luſt, noch einen dritten Bogen anzulegen, ſonſt wollte ich mich noch über einige andere Punkte erklären. Ich verſpare es bis auf einen nächſten Brief, welcher zugleich die Beantwortung Ihres zweyten enthalten ſoll.

Jetzt melde ich Ihnen nur noch, daß ich Ihr zweites Avertiſſement beſorgt habe; verlange, daß Sie mir Ihre aufrichtige Meinung über dieſes Geſchwätz je eher je lieber entdecken ſollen, und empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

N. S. Wenn Sie über meine Zweifel freundlich antworten wollen, ſo ſchicken Sie mir dieſen Brief wieder mit zurück; denn es könnte leicht kommen, daß ich über acht Tage nicht mehr wüßte, was ich heute geſchrieben habe.

An Moſes Mendelsſohn.

den 18. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich habe heute an unſern Herrn Nicolai einen ſehr langen und langweiligen Brief geſchrieben, und ich vermuthe, daß Sie einen deſto kürzern bekommen werden. Je kürzer je angenehmer! Zu leſen oder zu ſchreiben? werden Sie fragen.

Dieſer kurze Brief kann aber keine Antwort auf Ihre Antwort meines letztern ſeyn, den Ihnen Herr Joſeph mitgebracht hat, non epistolae nullae sunt responsiones. Sondern er iſt eine Antwort auf Ihren Brief, den ich Ihnen von Amſterdam aus beantwortet hätte, wenn der König von Preußen nicht ein ſo großer Kriegsheld wäre.

Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt, wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte. Was iſt zu thun? Der Beleſprit tröſtet ſich unterdeſſen mit dem Einfalle — denn mit was kann ſich ein Beleſprit anders tröſten, als mit Einfällen? — daß, wenn Freunde alles unter ſich gemein haben ſollen, Ihr Wiſſen auch das meinige iſt, und Sie kein Metaphyſiker ſeyn können, ohne daß ich nicht auch einer ſey.

Z. E. ich bitte Sie, das, was ich an Herrn Nicolai geſchrieben habe, zu überdenken, zu prüfen, zu verbeſſern. Erfüllen Sie nun meine Bitte, ſo iſt es eben das, als ob ich es ſelbſt nochmals überdacht, geprüft und verbeſſert hätte. Ihre beſſern Gedanken ſind weiter nichts als meine zweyten Gedanken. So bald Sie alſo, unter andern, meinen Begrif vom Weinen falſch finden werden, ſo bald werde ich ihn auch verwerfen, und ihn für weiter nichts halten, als für eine gewaltſame Ausdehnung meines Begrifs vom Lachen. Jetzo halte ich ihn noch für wahr; denn

ich denke ſo: alle Betrübniß, welche von Thränen begleitet wird, iſt eine Betrübniß über ein verlohrnes Gut; kein anderer Schmerz, keine andre unangenehme Empfindung wird von Thränen begleitet. Nun findet ſich bei dem verlohrnen Gute nicht allein die Idee des Verluſts, ſondern auch die Idee des Guts, und beyde, dieſe angenehme mit jener unangenehmen, ſind unzertrennlich verknüpft. Wie, wenn dieſe Verknüpfung überall Statt hätte, wo das Weinen vorkommt? Bey den Thränen des Mitleids iſt es offenbar. Bei den Thränen der Freude trift es auch ein: denn man weint nur da vor Freude, wenn man vorhero elend geweſen, und ſich nun auf einmahl beglückt ſieht; niemahls aber, wenn man vorher nicht elend geweſen. Die einzigen ſogenannten Buſsthränen machen mir zu ſchaffen, aber ich ſorge ſehr, die Erinnerung der Annehmlichkeit der Sünde, die man jetzt erſt für ſtrafbar zu erkennen anfängt, hat ihren guten Theil daran; es müßte denn ſeyn, daß die Buſsthränen nichts anders als eine Art von Freudenthränen wären, da man ſein Elend, den Weg des Laſters gewandelt zu ſeyn, und ſeine Glückſeligkeit, den Weg der Tugend wieder anzutreten, zugleich empfände.

Ich bitte Sie nur noch, auf die bewundernswürdige Harmonie Acht zu haben, die ich nach meiner Erklärung des Weinens, hier zwiſchen den reſpondirenden Veränderungen des Körpers und der Seele zu ſehen glaube. Man kann lachen, daß die Thränen in die Augen treten; das körperliche Weinen iſt alſo gleichſam der höchſte Grad des körperlichen Lachens. Und was braucht es bei dem Lachen in der Seele mehr, wenn es zum Weinen werden ſoll, als daß die Luſt und Unluſt, aus deren Vermiſchung das Lachen entſteht, beyde zum höchſten Grade anwachſen, und eben ſo vermiſcht bleiben. Z. E. der Kopf eines Kindes in einer großen Staatsperücke iſt ein lächerlicher Gegenſtand; und der große Staatsmann, der kindiſch geworden iſt, ein beweinenswürdiger.

Ich ſehe, daß mein Brief doch lang geworden iſt. Nehmen Sie mir es ja nicht übel. Leben Sie wohl, liebſter Moſes, und fahren Sie fort mich zu lieben. Ich bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 28. Nov. 1756.

Liebſter Freund!

Ich muß Ihnen auf Ihren letzten Brief den Augenblick antworten; denn was bei mir nicht den Augenblick geſchieht, das geſchieht entweder gar nicht, oder ſehr ſchlecht. Da ich aber nichts weniger als lange Weile habe, und den größten Theil des Tages mit unſern Gäſten zubringen muß — (denn das wiſſen Sie doch, daß nunmehr auch Leipzig nicht länger von Preußiſcher Einquartierung verſchont iſt?) ſo werde ich von der Fauſt weg ſchreiben, und meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſen.

Es kömmt mir ſehr gelegen, was Sie von der Bewunderung ſagen; und in meinem Briefe an unſern Freund habe ich dieſen Affekt nicht ſowohl überhaupt erklären, als anzeigen wollen, was für Wirkung er in dem Trauerſpiele hervorbringe; eine Wirkung, die Sie ſelbſt nicht ganz in Abrede ſind.

Wir gerathen in Bewunderung, ſagen Sie, wenn wir an einem Menſchen gute Eigenſchaften gewahr werden, die unſere Meinung, die wir von ihm oder von der ganzen menſchlichen Natur gehabt haben, übertreffen. In dieſer Erklärung finde ich zweyerley Dinge, die zweyerley Nahmen verdienen, und in unſerer Sprache auch wirklich haben. Wenn ich an einem gute Eigenſchaften gewahr werde, die meine Meinung *von ihm* übertreffen; ſo heißt das nicht, ich *bewundere* ihn, ſondern ich *verwundere* mich über ihn. Bewundern Sie den ſterbenden Gusmann? Ich nicht, ich verwundere mich blos, daß aus einem chriſtlichen Barbaren ſo geſchwind ein Menſch geworden iſt, ja ich verwundere mich ſo ſehr, daß ich mich nicht enthalten kann, den Dichter ein wenig zu tadeln. Die Veränderung iſt zu zäh, und nach dem Charakter des Gusmann durch nichts wahrſcheinlich zu machen, als durch eine übernatürliche Wirkung der Religion. Voltaire muß es ſelbſt gemerkt haben:

> Sieh hier den Unterſchied der Götter, die wir ehren,
> Die deinen konnten dich nur Wuth und Rache lehren.

Bis dieſen Augenblick habe ich den Gusmann gehaßt: ich freue mich faſt, daß ihn der Wilde erſtochen hat; er erſtach ein Ungeheuer, das eine Welt verwüſtete; wo ſollte das Mitleiden herkommen? Nunmehr aber höre ich, er vergiebt; er thut die erſte und letzte gute That, die ich nicht von ihm erwartet hätte; das Mitleid erſcheint an der Hand der Verwunderung, das iſt, es entſteht durch die endlich und plötzlich entdeckte gute Eigenſchaft. Ich ſage mit Fleiß: plötzlich, um eine Erfahrung daraus zu erklären, die ich wirklich gehabt habe, ehe die Speculation noch Theil daran nehmen konnte. Ich bin, als ich dieſe Scene zum erſtenmahl las, über die Vergebung des Gusmann *erſchrocken*. Denn den Augenblick fühlte ich mich in der Stelle des Zamor. Ich fühlte ſeine Beſchämung, ſeine ſchmerzliche Erniedrigung, ich fühlte es, was es einem Geiſte, wie dem ſeinigen, koſten müſſe, zu ſagen: ich *ſchäme mich der Rache!* Zum Tode, dem kleinern Uebel, war er vorbereitet; zur Vergebung, dem größern, nicht.

Alſo, wenn ein Böſewicht oder jede andere Perſon eine gute Eigenſchaft zeigt, die ich in ihm nicht vermuthet hätte, ſo entſteht keine Bewunderung, ſondern eine Verwunderung, welche ſo wenig etwas angenehmes iſt, daß ſie vielmehr weiter nichts, als ein Fehler des Dichters genannt zu werden verdient, weil in keinem Charakter mehr ſeyn muß, als man ſich Anfangs darinn zu finden verſpricht.

Wenn der Geizige auf einmahl freigebig, der Ruhmredige auf einmahl beſcheiden wird; ſo verwundert man ſich, bewundern aber kann man ihn nicht.

Wenn nun dieſer Unterſchied keine falſche Spitzfindigkeit iſt, ſo wird die Bewunderung allein da Statt finden, wo wir ſo glänzende Eigenſchaften entdecken, daß wir ſie der ganzen menſchlichen Natur nicht zugetrauet hätten. Um dieſes näher einzuſehen, glaube ich, werden folgende Punkte etwas beytragen können.

Was ſind dieſes für glänzende Eigenſchaften, die wir bewundern? Sind es beſondere Eigenſchaften, oder ſind es nur die höchſten Grade guter Eigenſchaften? Sind es die höchſten Grade aller guten Eigenſchaften, oder nur einiger derſelben?

Das Wort Bewunderung wird von dem größten Bewunderer, dem Pöbel, ſo oft gebraucht, daß ich es kaum wagen will, aus dem Sprachgebrauche etwas zu entſcheiden. Seine, des Pöbels Fähigkeiten ſind ſo gering, ſeine Tugenden ſo mäßig, daß er beyde nur in einem leidlichen Grade entdecken darf, wenn er bewundern ſoll. Was über ſeine enge Sphäre iſt, glaubt er über die Sphäre der ganzen menſchlichen Natur zu ſeyn.

Laſſen Sie uns alſo nur diejenigen Fälle unterſuchen, wo die beſſern Menſchen, Menſchen von Empfindung und Einſicht, bewundern. Unterſuchen Sie Ihr eigen Herz, liebſter Freund! Bewundern Sie die Gütigkeit des Auguſtus, die Keuſchheit des Hippolyts, die kindliche Liebe der Chimene? Sind dieſe und andere ſolche Eigenſchaften über den Begrif, den Sie von der menſchlichen Natur haben? Oder zeigt nicht vielmehr die Nacheiferung ſelbſt, die ſie in Ihnen erwecken, daß ſie noch innerhalb dieſem Begriffe ſind?

Was für Eigenſchaften bewundern Sie denn nun? Sie bewundern einen Cato, einen Eſſex — mit einem Worte, nichts als Beyſpiele einer unerſchütterten Feſtigkeit, einer unerbittlichen Standhaftigkeit, eines nicht zu erſchreckenden Muths, einer heroiſchen Verachtung der Gefahr und des Todes; und alle dieſe Beyſpiele bewundern Sie um ſo viel mehr, je beſſer Sie ſind, je fühlbarer Ihr Herz, je zärtlicher Ihre Empfindung iſt. Sie haben einen zu richtigen Begrif von der menſchlichen Natur, als daß Sie nicht alle unempfindliche Helden für ſchöne Ungeheuer, für mehr als Menſchen, aber gar nicht für gute Menſchen halten ſollten. Sie bewundern Sie alſo mit Recht; aber eben deswegen, weil Sie ſie bewundern, werden Sie ihnen nicht nacheifern. Mir wenigſtens iſt es niemahls in den Sinn gekommen, einem Cato oder Eſſex an Halsſtarrigkeit gleich zu werden, ſo ſehr ich ſie auch wegen dieſer Halsſtarrigkeit bewundere, die ich ganz und gar verachten und verdammen würde, wenn es nicht eine Halsſtarrigkeit der Tugend zu ſeyn ſchiene.

Ich werde alſo der Bewunderung nichts abbitten, ſondern ich verlange, daß Sie es der Tugend abbitten ſollen, ſie zu einer Tochter der Bewunderung gemacht zu haben. Es iſt wahr, ſie iſt ſehr oft die Tochter der Nacheiferung, und die Nacheiferung iſt eine natürliche Folge der anſchauenden Erkenntniß einer guten Eigenſchaft. Aber muß es eine bewundernswürdige Eigenſchaft ſeyn? Nichts weniger. Es muß eine gute Eigenſchaft ſeyn, deren ich den Menſchen überhaupt, und alſo auch mich, fähig halte. Und dieſe Eigenſchaften ſchließe ich ſo wenig aus dem Trauerſpiele aus, daß vielmehr, nach meiner Meinung, gar kein Trauerſpiel ohne ſie beſteht, weil man ohne ſie kein Mitleid erregen kann. Ich will nur diejenigen großen Eigenſchaften ausgeſchloſſen haben, die wir unter dem allgemeinen Nahmen des Heroismus begreifen können, weil jede derſelben mit Unempfindlichkeit verbunden iſt, und Unempfindlichkeit in dem Gegenſtande des Mitleids, mein Mitleiden ſchwächt.

Laſſen Sie uns hier bey den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für beſſere Lehrer wählen? Um das Mitleid deſto gewiſſer zu erwecken, ward Oedipus und Alceſte von allem Heroismus entkleidet. Jener klagt weibiſch, und dieſe jammert mehr als weibiſch; ſie wollten ſie lieber zu empfindlich, als unempfindlich machen; ſie ließen ſie lieber zu viel Klagen ausſchütten, zu viel Thränen vergießen, als gar keine.

Sie ſagen, das benähme der Bewunderung ihren Werth nicht, daß ſie das Mitleiden ſchwäche oder gar aufhebe, weil ſie dieſes mit dem Tode des Helden gemein habe. Sie irren hier aus zu großer Scharfſinnigkeit. Unter 1000 Menſchen wird nur ein Weltweiſer ſeyn, welcher den Tod nicht für das größte Uebel, und das Todtſeyn nicht für eine Fortdauer dieſes Uebels hält! Das Mitleiden hört alſo mit dem Tode noch nicht auf; geſetzt aber, es hörte auf, ſo würde dieſer Umſtand weiter nichts, als die Urſache der Regel ſeyn, warum ſich mit dem Tode des Helden auch das Stück ſchließen müſſe. Kann ſich aber das Stück mit der Bewunderung ſchließen? Wenn ich aber geſagt habe, der tragiſche Dichter müſſe die Bewunderung ſo wenig ſein Hauptwerk ſeyn laſſen, daß er ſie vielmehr nur zu Ruhepunkten des Mitleids machen müſſe; ſo habe ich dieſes damit ſagen wollen, er ſolle ſeinem Helden nur ſo viel Standhaftigkeit geben, daß er nicht auf eine unanſtändige Art unter ſeinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn ſein Unglück laſſen; er muß es ihn recht fühlen laſſen; denn ſonſt können wir es nicht fühlen. Und nur dann und wann muß er ihn laſſen einen effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schickſal gewachſene Seele zu zeigen ſcheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer ſchmerzlichen Empfindungen werden muß.

Was Sie von dem Mithridat des Racine ſagen, iſt, glaub' ich, eher für mich, als für Sie. Eben die edelmüthige Scene, wo er ſeinen Söhnen den Anſchlag, vor Rom zu gehen, entdeckt, iſt Urſache, daß wir mit ihm wegen ſeines gehabten mißlichen Schickſals in dem Kriege

wider die Römer kein Mitleiden haben können. Ich ſehe ihn ſchon triumphirend in Rom einziehen, und vergeſſe darüber alle ſeine unglücklichen Schlachten. Und was iſt denn dieſe Scene bei dem Racine mehr, als eine ſchöne Flickſcene? Sie bewundern den Mithridat, dieſe Bewunderung iſt ein angenehmer Affekt; ſie kann bey einem Carl dem XII. Nacheiferung erwecken, aber wird es dadurch unwahr, daß ſie ſich beſſer in ein Heldengedicht als in ein Trauerſpiel ſchicke?

Doch ich will aufhören zu ſchwatzen, und es endlich bedenken, daß ich an einen Wortſparer ſchreibe. Ich will, was ich wider die Bewunderung bisher, ſchlecht oder gut, geſagt habe, nicht geſagt haben; ich will alles wahr ſeyn laſſen, was Sie von ihr ſagen. Sie iſt dennoch aus dem Trauerſpiel zu verbannen.

Denn — Doch ich will erſt eine Erläuterung aus dem Urſprunge des Trauerſpiels voranſchicken. Die alten Trauerſpiele ſind aus dem Homer, ihrem Inhalte nach, genommen, und dieſe Gattung der Gedichte ſelbſt, iſt aus der Abſingung ſeiner Epopeen entſprungen. Homer und nach ihm die Rhapſodiſten wählten gewiſſe Stücke daraus, die ſie bei feyerlichen Gelegenheiten, vielleicht auch vor den Thüren ums Brod, abzuſingen pflegten. Sie mußten die Erfahrung gar bald machen, was für Stücke von dem Volke am liebſten gehört wurden. Heldenthaten hört man nur einmal mit ſonderlichem Vergnügen; ihre Neuigkeit rührt am meiſten. Aber tragiſche Begebenheiten rühren, ſo oft man ſie hört. Dieſe alſo wurden, vorzüglich vor andern Begebenheiten bey dem Homer, ausgeſucht, und Anfangs, ſo wie ſie erzählungsweiſe bey dem Dichter ſtehen, geſungen, bis man darauf fiel, ſie dialogiſch abzutheilen, und das daraus entſtand, was wir jetzt Tragödie nennen. Hätten denn nun die Alten nicht eben ſowohl aus den Heldenthaten ein dialogiſches Ganze machen können? Freilich, und ſie würden es gewiß gethan haben, wenn ſie nicht die Bewunderung für eine weit ungeſchicktere Lehrerinn des Volks als das Mitleiden gehalten hätten.

Und das iſt ein Punkt, den Sie ſelbſt am beſten beweiſen können. Die Bewunderung in dem allgemeinen Verſtande, in welchem es nichts iſt, als das ſonderliche Wohlgefallen an einer ſeltnen Vollkommenheit, beſſert vermittelſt der Nacheiferung, und die Nacheiferung ſetzt eine deutliche Erkenntniß der Vollkommenheit, welcher ich nacheifern will, voraus. Wie viele haben dieſe Erkenntniß? Und wo dieſe nicht iſt, bleibt die Bewunderung nicht unfruchtbar? Das Mitleiden hingegen beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beytragen dürfen; beſſert den Mann von Verſtande ſowohl als den Dummkopf.

Hiermit ſchließ' ich. Sie ſind mein Freund; ich will meine Gedanken von Ihnen geprüft, nicht gelobt haben. Ich ſehe Ihren fernern Einwürfen mit dem Vergnügen entgegen, mit welchem man der Belehrung entgegen ſehen muß. Jetzt habe ich mich, in Anſehung des Briefſchreibens, in Athem geſetzt; Sie wiſſen, was Sie zu thun haben, wenn ich darinn bleiben ſoll. Leben Sie wohl, und laſſen Sie unſre Freundſchaft ewig ſeyn!

Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 29. Novemb. 1756.

Liebſter Freund,

Vorigesmal bekamen Sie den langen Brief; jetzt hat ihn Herr Moſes bekommen, und Sie bekommen den kurzen.

Geſegnet ſey Ihr Entſchluß, ſich ſelbſt zu leben![1] Um ſeinen Verſtand auszubreiten, muß man ſeine Begierden einſchränken. Wenn Sie leben können, ſo iſt es gleichviel, ob Sie von mäßigen, oder von großen Einkünften leben. Und endlich ſind Plätze in der Welt, die ſich beſſer für Sie ſchicken, als die Handlung. Wie glücklich wäre ich, wenn ich Ihre Einladung annehmen könnte! Wie viel lieber wollte ich künftigen Sommer mit Ihnen und unſerem Freunde zubringen, als in England! Vielleicht lerne ich da weiter nichts, als daß man eine Nation bewundern und haſſen kann.

Ich komme zur rückſtändigen Beantwortung Ihrer Briefe. Ich wollte lieber, daß Sie mein Stück, als die Aufführung meines Stücks, ſo weitläuftig beurtheilt hätten. Sie würden mir dadurch das Gute, das Sie davon ſagen, glaublicher gemacht haben. Ich kann mich aber doch nicht enthalten, über Ihr Lob eine Anmerkung zu machen. Sie ſagen, Sie hätten bis zum fünften Aufzuge öfters Thränen vergoſſen; am Ende aber hätten Sie vor ſtarker Rührung nicht weinen können: eine Sache, die Ihnen noch nicht begegnet ſey, und gewiſſer Maßen mit Ihrem Syſtem von der Rührung ſtreite. — Es mag einmal in dieſem Complimente, was noch in keinem Complimente geweſen iſt, jedes Wort wahr ſeyn — wiſſen Sie, was mein Gegencompliment iſt? Wer Geyer heißt Ihnen ein falſches Syſtem haben! Oder vielmehr: wer Geyer heißt Ihrem Verſtande ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann; denn ſie hat meines. Ich berufe mich auf meinen letzten Brief an Hrn. Moſes. Das Mitleid giebt keine Thränen mehr, wenn die ſchmerzhaften Empfindungen in ihm die Oberhand gewinnen. Ich unterſcheide drey Grade des Mitleids, deren mittelſter das weinende Mitleid iſt, und die vielleicht mit den drey Worten zu unterſcheiden wären, Rührung, Thränen, Beklemmung. Rührung iſt, wenn ich weder die Vollkommenheiten, noch das Unglück des Gegenſtandes deutlich denke, ſondern von beiden nur einen dunkeln Begriff habe; ſo rührt mich z. E. der Anblick jedes Bettlers. Thränen erweckt er nur dann in mir, wenn er mich mit ſeinen guten Eigenſchaften ſo wohl,

[1] Ich entſagte damals der Handlung, um mit einem kleinen Einkommen, bloß für die Wiſſenſchaften zu leben. Nicolai.

als mit ſeinen Unfällen bekannter macht, und zwar mit beiden zugleich, welches das wahre Kunſtſtück iſt, Thränen zu erregen. Denn macht er mich erſt mit ſeinen guten Eigenſchaften und hernach mit ſeinen Unfällen, oder erſt mit dieſen und hernach mit jenen bekannt, ſo wird zwar die Rührung ſtärker, aber zu Thränen kömmt ſie nicht. Z. E. Ich frage den Bettler nach ſeinen Umſtänden, und er antwortet: ich bin ſeit drey Jahren amtlos, ich habe Frau und Kinder; ſie ſind Theils krank, Theils noch zu klein, ſich ſelbſt zu verſorgen; ich ſelbſt bin nur vor einigen Tagen vom Krankenbette aufgeſtanden. — Das iſt ſein Unglück! — Aber wer ſind Sie denn? frage ich weiter. — Ich bin der und der, von deſſen Geſchicklichkeit in dieſen oder jenen Verrichtungen Sie vielleicht gehört haben; ich bekleidete mein Amt mit möglichſter Treue; ich könnte es alle Tage wieder antreten, wenn ich lieber die Creatur eines Miniſters, als ein ehrlicher Mann ſeyn wollte ꝛc. Das ſind ſeine Vollkommenheiten! Bei einer ſolchen Erzählung aber kann niemand weinen. Sondern wenn der Unglückliche meine Thränen haben will, muß er beide Stücke verbinden; er muß ſagen: ich bin vom Amte geſetzt, weil ich zu ehrlich war, und mich dadurch bei dem Miniſter verhaßt machte; ich hungere, und mit mir hungert eine kranke liebenswürdige Frau; und mit uns hungern ſonſt hoffnungsvolle, jetzt in der Armuth vermodernde Kinder; und wir werden gewiß noch lange hungern müſſen. Doch ich will lieber hungern, als niederträchtig ſeyn; auch meine Frau und Kinder wollen lieber hungern, und ihr Brot lieber unmittelbar von Gott, das iſt, aus der Hand eines barmherzigen Mannes, nehmen, als ihren Vater und Ehemann laſterhaft wiſſen ꝛc. — (Ich weiß nicht, ob Sie mich verſtehen. Sie müſſen meinem Vortrage mit Ihrem eignen Nachdenken zu Hülfe kommen.) Einer ſolchen Erzählung habe ich immer Thränen in Bereitſchaft. Unglück und Verdienſt ſind hier im Gleichgewicht. Aber laſſen Sie uns das Gewicht in der einen oder andern Schale vermehren, und zuſehen, was nunmehr entſteht. Laſſen Sie uns zuerſt in die Schale der Vollkommenheit eine Zulage werfen. Der Unglückliche mag fortfahren: aber wenn ich und meine kranke Frau uns nur erſt wieder erholt haben, ſo ſoll es ſchon anders werden. Wir wollen von der Arbeit unſrer Hände leben; wir ſchämen uns keiner. Alle Arten, ſein Brot zu verdienen, ſind einem ehrlichen Manne gleich anſtändig; Holz ſpalten, oder am Ruder des Staates ſitzen. Es kömmt ſeinem Gewiſſen nicht darauf an, wie viel er nützt, ſondern wie viel er nützen wollte. — Nun hören meine Thränen auf; die Bewunderung erſtickt ſie. Und kaum, daß ich es noch fühle, daß die Bewunderung aus dem Mitleiden entſprungen. — Laſſen Sie uns eben den Verſuch mit der andern Wagſchale anſtellen. Der ehrliche Bettler erfährt, daß es wirklich einerley Wunder, einerley übernatürliche Seltenheit iſt, von der Barmherzigkeit der Menſchen, oder unmittelbar aus der Hand Gottes geſpeiſt zu werden. Er wird überall ſchimpflich abgewieſen; unterdeſſen nimmt ſein Mangel zu, und mit ihm ſeine Verwirrung. Endlich geräth er in Wuth; er ermordet ſeine Frau, ſeine Kinder und ſich. — Weinen Sie noch? — Hier erſtickt der Schmerz die Thränen, aber nicht das Mitleid, wie es die Bewunderung thut. Es iſt —

Ich verzweifelter Schwätzer! Nicht ein Wort mehr. Iſt Ihre Recenſion von Devil to pay ſchon gedruckt? Ich habe eine ſehr merkwürdige Entdeckung in Anſehung dieſes Stücks gemacht; wovon in meinem nächſten.

Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Leſſing.

Nachſchrift. Was macht denn unſer lieber Marpurg? Grüßen Sie ihn tauſendmal von mir. Ich laſſe mich wegen des berühmten Dichters in ſeinen Oden ſchöne bedanken.

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, d. 18. Dec. 1756.

Liebſter Freund!

Sie haben Recht; ich habe in meinem Briefe an Sie ziemlich in den Tag hinein geſchwatzt. Heben Sie ihn nur immer auf; aber nicht zu Ihrer, ſondern zu meiner Demüthigung. Ich bleibe bei Ihnen ein dauerhafter Beweis, was für albernes Zeug ich ſchreiben kann, wenn ich, wie ich mich auszudrücken beliebt habe, meine Gedanken unter der Feder reif werden laſſe. Laſſen Sie mich jetzt verſuchen, ob ſie durch Ihre Einwürfe und Erinnerungen reifer geworden. Ich löſche die ganze Tafel aus, und will mich über die Materie von der Bewunderung noch gar nicht erklärt haben. Von vorne!

Ich hatte in dem erſten Briefe an Hrn. Nicolai von dieſer Materie geſchrieben: die Bewunderung müſſe in dem Trauerſpiele nichts ſeyn, als der Ruhepunkt des Mitleidens. Haben Sie mich auch recht verſtanden? Herr Nicolai machte zu ſeiner zweyten Gattung der Trauerſpiele diejenige, wo man durch Hülfe des Schreckens und des Mitleidens Bewunderung erregen wolle. In dieſer Gattung alſo wird die Bewunderung zum Hauptwerke, das iſt, das Unglück, das den Helden trifft, ſoll uns nicht ſowohl rühren, als dem Helden Gelegenheit geben, ſeine außerordentlichen Vollkommenheiten zu zeigen, deren intuitive Erkenntniß in uns den angenehmen Affekt erwecke, welchen Sie Bewunderung nennen.

Ein ſolches Trauerſpiel nun, ſage ich, würde ein dialogiſches Heldengedicht ſeyn, und kein Trauerſpiel. Der bewunderte Held, habe ich mich gegen Herrn Nicolai ausgedrückt, iſt der Stoff des Heldengedichts. Da Sie mir doch alſo wohl zutrauen werden, daß ich ein Heldengedicht (ein Gedicht voller Bewunderung) für ein ſchönes Gedicht halte; ſo kann ich nicht einſehen, wie Sie mir Schuld geben können, daß ich der Bewunderung alles Schöne, alles Angenehme rauben wolle. Sie iſt ein angenehmer Affekt, gut;

aber kann ihr dieſes die vornehmſte Stelle in einem Trauerſpiele verdienen? Das Trauerſpiel, (ſagt Ariſtoteles, Hauptſtück 14) ſoll uns nicht jede Art des Vergnügens ohne Unterſchied gewähren, ſondern nur allein das Vergnügen, welches ihm eigenthümlich zukömmt.

Warum wollen wir die Arten der Gedichte ohne Noth verwirren, und die Gränzen der einen in die andern laufen laſſen? So wie in dem Heldengedichte die Bewunderung das Hauptwerk iſt, alle andere Affekten, das Mitleiden beſonders, ihr untergeordnet ſind: ſo ſey auch in dem Trauerſpiele das Mitleiden das Hauptwerk, und jeder andere Affekt, die Bewunderung beſonders, ſey ihm nur untergeordnet, das iſt, diene zu nichts, als das Mitleiden erregen zu helfen. Der Heldendichter läßt ſeinen Helden unglücklich ſeyn, um ſeine Vollkommenheiten ins Licht, um uns ſein Unglück deſto ſchmerzlicher zu machen.

Ein großes Mitleiden kann nicht ohne große Vollkommenheiten in dem Gegenſtande des Mitleids ſeyn, und große Vollkommenheiten, ſinnlich ausgedrückt, nicht ohne Bewunderung. Aber dieſe großen Vollkommenheiten ſollen in dem Trauerſpiele nie ohne große Unglücksfälle ſeyn, ſollen mit dieſen allezeit genau verbunden ſeyn, und ſollen alſo nicht Bewunderung allein, ſondern Bewunderung und Schmerz, das iſt, Mitleiden erwecken. Und das iſt meine Meinung. Die Bewunderung findet alſo in dem Trauerſpiele nicht als ein beſonderer Affekt Statt, ſondern blos als die eine Hälfte des Mitleids. Und in dieſer Betrachtung habe ich auch Recht gehabt, ſie nicht als einen beſondern Affekt, ſondern nur nach ihrem Verhältniſſe gegen das Mitleiden zu erklären.

Und in dieſem Verhältniſſe, ſage ich noch, *ſoll ſie der Ruhepunkt des Mitleidens ſeyn*, nehmlich da, wo ſie *für ſich* allein wirken ſoll. Da Sie aber zum zweytenmahl auf dem Exempel des Mithridats beſtehen, ſo muß ich glauben, Sie haben meine Worte ſo verſtanden, als wollte ich mit dieſem Ruhepunkte ſagen, ſie ſoll das Mitleiden ſtillen helfen. Aber das will ich damit gar nicht ſagen, ſondern gleich das Gegentheil. Hören Sie nur!

Wir können nicht lange in einem ſtarken Affekte bleiben; alſo können wir auch ein ſtarkes Mitleiden nicht lange aushalten; es ſchwächt ſich ſelbſt ab. Auch mittelmäßige Dichter haben dieſes gemerkt, und das ſtarke Mitleiden bis zuletzt verſpart. Aber ich haſſe die franzöſiſchen Trauerſpiele, welche mir nicht eher, als am Ende des fünften Aufzugs, einige Thränen auspreſſen. Der wahre Dichter vertheilt das Mitleiden durch ſein ganzes Trauerſpiel; er bringt überall Stellen an, wo er die Vollkommenheiten und Unglücksfälle ſeines Helden in einer rührenden Verbindung zeigt, das iſt, Thränen erweckt. Weil aber das ganze Stück kein beſtändiger Zuſammenhang ſolcher Stellen ſeyn kann, ſo untermiſcht er ſie mit Stellen, die von den Vollkommenheiten ſeines Helden allein handeln, und in dieſen Stellen hat die Bewunderung, als Bewunderung, Statt. Was ſind aber dieſe Stellen anders, als gleichſam Ruhepunkte, wo ſich der Zuſchauer zu neuem Mitleiden erholen ſoll? Geſtillt ſoll das vorige Mitleiden nicht dadurch werden, das iſt mir niemahls in die Gedanken gekommen, und würde meinem Syſtem ſchnurſtracks zuwider ſeyn.

Da nun aber dieſe Stellen (ich will ſie die *leeren Scenen* nennen, ob ſie gleich nicht immer ganze Scenen ſeyn dürfen, weil die Bewunderung, oder die Ausmahlung der außerordentlichen Vollkommenheiten des Helden, der einzige Kunſtgrif iſt, *die leeren Scenen*, wo die Aktion ſtille ſteht, erträglich zu machen) da, ſage ich, dieſe *leeren Scenen* nichts als Vorbereitungen zum künftigen Mitleiden ſeyn ſollen, ſo müſſen ſie keine ſolchen Vollkommenheiten betreffen, die das Mitleiden zernichten. Ich will ein Exempel geben, deſſen Lächerliches Sie mir aber verzeihen müſſen. Geſetzt, ich ſagte zu jemand: heute iſt der Tag, da Titus ſeinen alten Vater, auf einem Seile, welches von der höchſten Spitze des Thurms bis über den Fluß ausgeſpannt iſt, in einem Schubkarren von oben herab führen ſoll. Wenn ich nun, dieſer gefährlichen Handlung wegen, Mitleiden für den Titus erwecken wollte, was muß ich thun? Ich müßte die guten Eigenſchaften des Titus und ſeines Vaters aus einander ſetzen, und ſie beide zu Perſonen machen, die es um ſo viel weniger verdienen, daß ſie ſich einer ſolchen Gefahr unterziehen müſſen, je würdiger ſie ſind. Aber nicht wahr, dem Mitleiden iſt der Weg zu dem Herzen meines Zuhörers auf einmahl abgeſchnitten, ſo bald ich ihm ſage, Titus iſt ein Seiltänzer, der dieſen Verſuch ſchon mehr als einmahl gemacht hat? Und gleichwohl habe ich doch weiter nichts als eine Vollkommenheit des Titus den Zuhörern bekannt gemacht. Ja, aber es war eine Vollkommenheit, welche die Gefahr unendlich verringerte, und dem Mitleiden alſo die Nahrung nahm. Der Seiltänzer wird nunmehr bewundert, aber nicht betauert.

Was macht aber derjenige Dichter aus ſeinem Helden anders, als einen Seiltänzer, der, wenn er ihn will ſterben laſſen, das iſt, wenn er uns am meiſten durch ſeine Unfälle rühren will, ihn eine Menge der ſchönſten Gaſconaden, von ſeiner Verachtung des Todes, von ſeiner Gleichgültigkeit gegen das Leben herſchwatzen läßt? In eben dem Verhältniſſe, in welchem die Bewunderung auf der einen Seite zunimmt, nimmt das Mitleiden auf der andern ab. Aus dieſem Grunde halte ich den Polyeukt des Corneille für tadelhaft; ob er gleich wegen ganz anderer Schönheiten niemahls aufhören wird zu gefallen. Polyeukt ſtrebt ein Märtyrer zu werden; er ſehnet ſich nach Tod und Martern; er betrachtet ſie als den erſten Schritt in ein überſchwenglich ſeliges Leben; ich bewundere den frommen Enthuſiaſten, aber ich müßte befürchten, ſeinen Geiſt in dem Schooße der ewigen Glückſeligkeit zu erzürnen, wenn ich Mitleid mit ihm haben wollte.

Genug hiervon, Sie können mich hinlänglich verſtehen;

um mich zu widerlegen, wenn ich es verdiene. Aber die Feder läuft einmahl, und ich will mich nunmehr über die Verſchiedenheit zwiſchen den Wirkungen der Bewunderung und den Wirkungen des Mitleids erklären. Aus der Bewunderung entſpringt der Vorſatz der Nacheiferung; aber, wie Sie ſelbſt ſagen, dieſer Vorſatz iſt nur augenblicklich. Wenn er zur Wirklichkeit kommen ſoll, muß ihn entweder die darauf folgende deutliche Erkenntniß dazu bringen, oder der Affekt der Bewunderung muß ſo ſtark fortdauern, daß der Vorſatz zur Thätigkeit kömmt, ehe die Vernunft das Steuer wieder ergreifen kann. Das iſt doch Ihre Meinung? — Nun ſage ich: in dem erſten Falle iſt die Wirkung nicht der Bewunderung, ſondern der deutlichen Erkenntniß zuzuſchreiben; und zu dem andern Falle werden nichts geringeres als Fantaſten erfordert. Denn Fantaſten ſind doch wohl nichts anders, als Leute, bei welchen die untern Seelenkräfte über die obern triumphiren? Daran liegt nichts, werden Sie vielleicht ſagen, dieſer Fantaſten ſind ſehr viele in der Welt, und es iſt gut, wenn auch Fantaſten tugendhafte Thaten thun. Wohl; ſo muß es denn eine von den erſten Pflichten des Dichters ſeyn, daß er nur für wirklich tugendhafte Handlungen Bewunderung erweckt. Denn wäre es ihm erlaubt, auch untugendhaften Handlungen den Firnis der Bewunderung zu geben, ſo hätte Plato Recht, daß er ſie aus ſeiner Republik verbannt wiſſen wollen. Herr Nicolai hätte alſo nicht ſchließen ſollen: weil der Wein nicht ſelten blutige Gezänke erzeugt, ſo iſt es falſch, daß er des Menſchen Herz erfreuen ſoll; oder weil die Poeſie oft ſchlechte Handlungen als nachahmungswürdig anpreiſet, ſo kann ihr Endzweck nicht ſeyn, die Sitten zu beſſern.

Ich gehe noch weiter, und gebe Ihnen zu überlegen, ob die tugendhafte That, die ein Menſch aus bloßer Nacheiferung, ohne deutliche Erkenntniß, thut, wirklich eine tugendhafte That iſt, und ihm als eine ſolche zugerechnet werden kann? Ferner dringe ich darauf: die Bewunderung einer ſchönen Handlung kann nur zur Nacheiferung eben derſelben Handlung, unter eben denſelben Umſtänden, und nicht zu allen ſchönen Handlungen antreiben; ſie beſſert, wenn ſie ja beſſert, nur durch beſondere Fälle, und alſo auch nur in beſondern Fällen. Man bewundert z. E. den Gusmann, der ſeinem Mörder vergiebt. Kann mich dieſe Bewunderung, ohne Zuziehung der deutlichen Erkenntniß, antreiben, allen meinen Widerſachern zu vergeben? Oder treibt ſie mich nur, demjenigen Todfeinde zu vergeben, den ich mir ſelbſt durch meine Mißhandlungen dazu gemacht habe? Ich glaube, nur das Letztere.

Wie unendlich beſſer und ſicherer ſind die Wirkungen meines Mitleidens! Das Trauerſpiel ſoll das Mitleiden nur überhaupt üben, und nicht uns in dieſem oder jenem Falle zum Mitleiden beſtimmen. Geſetzt auch, daß mich der Dichter gegen einen unwürdigen Gegenſtand mitleidig macht, nehmlich vermittelſt falſcher Vollkommenheiten, durch die er meine Einſicht verführt, um mein Herz zu gewinnen. Daran iſt nichts gelegen, wenn nur mein Mitleiden rege wird, und ſich gleichſam gewöhnt, immer leichter und leichter rege zu werden. Ich laſſe mich zum Mitleiden im Trauerſpiele bewegen, um eine Fertigkeit im Mitleiden zu bekommen; findet aber das bei der Bewunderung Statt? Kann man ſagen: ich will gern in der Tragödie bewundern, um eine Fertigkeit im Bewundern zu bekommen? Ich glaube, der iſt der größte Geck, der die größte Fertigkeit im Bewundern hat; ſo wie ohne Zweifel derjenige der beſte Menſch iſt, der die größte Fertigkeit im Mitleiden hat.

Doch bin ich nicht etwa wieder auf meine alten Sprünge gekommen? Schreye ich die Bewunderung durch das, was ich bisher geſagt habe, nicht für ganz und gar unnütz aus, ob ich ihr gleich das ganze Heldengedicht zu ihrem Tummelplatze einräume? Faſt ſollte es ſo ſcheinen; ich will es alſo immer wagen, Ihnen einen Einfall zu vertrauen, der zwar ziemlich ſeltſam klingt, weil er aber niemand Geringers als mich und den Homer rettet, Ihrer Unterſuchung vielleicht nicht unwürdig iſt.

Es giebt gewiſſe körperliche Fähigkeiten, gewiſſe Grade der körperlichen Kräfte, die wir nicht in unſrer willkührlichen Gewalt haben, ob ſie gleich wirklich in dem Körper vorhanden ſind. Ein Raſender, zum Exempel, iſt ungleich ſtärker, als er bei geſundem Verſtande war; auch die Furcht, der Zorn, die Verzweiflung und andre Affekten mehr, erwecken in uns einen größern Grad der Stärke, der uns nicht eher zu Gebote ſteht, als bis wir uns in dieſen oder jenen Affekt geſetzt haben.

Meine zweyte vorläufige Anmerkung iſt dieſe. Alle körperliche Geſchicklichkeiten werden durch Hülfe der Bewunderung gelernt; wenigſtens das Feine von allen körperlichen Geſchicklichkeiten. Nehmen Sie einen Luftſpringer. Von den wenigſten Sprüngen kann er ſeinen Schülern den eigentlichen Mechanismus zeigen; er kann oft weiter nichts ſagen, als: ſieh nur, ſieh nur, wie ich es mache! das iſt, bewundere mich nur recht, und verſuch es alsdann, ſo wird es von ſelbſt gehen; und je vollkommener der Meiſter den Sprung vormacht, je mehr er die Bewunderung ſeines Schülers durch dieſe Vollkommenheit reizt, deſto leichter wird dieſem die Nachahmung werden.

Heraus alſo mit meinem Einfalle! Wie, wenn Homer mit Bedacht nur körperliche Vollkommenheiten bewundernswürdig geſchildert hätte? Er kann leicht ein eben ſo guter Philoſoph geweſen ſeyn, als ich. Er kann leicht, wie ich, geglaubt haben, daß die Bewunderung unſre Körper wohl tapfer und gewandt, aber nicht unſre Seelen tugendhaft machen könne. Achilles, ſagen Sie, iſt bei dem Homer nichts als ein tapfrer Schläger; es mag ſeyn. Er iſt aber doch ein bewundernswürdiger Schläger, der bei einem andern den Vorſatz der Nacheiferung erzeugen kann. Und ſo oft ſich dieſer andere in ähnlichen Umſtänden mit dem Achilles befindet, wird ihm auch das Exempel dieſes Helden

wieder beifallen, wird ſich auch ſeine gehabte Bewunderung erneuern, und dieſe Bewunderung wird ihn ſtärker und geſchickter machen, als er ohne ſie geweſen wäre. Geſetzt aber, Homer hätte den Achilles zu einem bewundernswürdigen Muſter der Großmuth gemacht. So oft ſich nun ein Menſch von feuriger Einbildungskraft in ähnlichen Umſtänden mit ihm ſähe, könnte er ſich zwar gleichfalls ſeiner gehabten Bewunderung erinnern, und zu Folge dieſer Bewunderung gleich großmüthig handeln; aber würde er deßwegen großmüthig ſeyn? Die Großmuth muß eine beſtändige Eigenſchaft der Seele ſeyn, und ihr nicht bloß ruckweiſe entfahren.

Ich bin es überzeugt, daß meine Worte oft meinem Sinne Schaden thun, daß ich mich nicht ſelten zu unbeſtimmt oder zu nachläſſig ausdrücke. Verſuchen Sie es alſo, liebſter Freund, ſich durch Ihr eigen Nachdenken in den Geiſt meines Syſtems zu verſetzen. Und vielleicht finden Sie es weit beſſer, als ich es vorſtellen kann.

In Vergleichung meiner, ſollen Sie doch noch immer ein Wortſparer bleiben; denn ich habe mir feſt vorgenommen, auch dieſen zweyten Bogen noch voll zu ſchmieren. Ich wollte Anfangs aus dem Folgenden einen beſondern Brief an Hrn. Nicolai machen; aber ich will ſeine Schulden mit Fleiß nicht häufen.

Leſen Sie doch das 15te Hauptſtück der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt. Der Philoſoph ſagt daſelbſt: der Held eines Trauerſpiels müſſe ein Mittelcharakter ſeyn; er müſſe nicht allzu laſterhaft und auch nicht allzu tugendhaft ſeyn; wäre er allzu laſterhaft, und verdiente ſein Unglück durch ſeine Verbrechen, ſo könnten wir kein Mitleiden mit ihm haben; wäre er aber allzu tugendhaft, und er würde dennoch unglücklich, ſo verwandle ſich das Mitleiden in Entſetzen und Abſcheu.

Ich möchte wiſſen, wie Herr Nicolai dieſe Regel mit den bewundernswürdigen Eigenſchaften ſeines Helden zuſammen reimen könne — — Doch das iſt es nicht, was ich jetzt ſchreiben will.

Ich bin hier ſelbſt wider Ariſtoteles, welcher mir überall eine falſche Erklärung des Mitleids zum Grunde gelegt zu haben ſcheint. Und wenn ich die Wahrheit weniger verfehle, ſo habe ich es allein Ihrem beſſern Begriffe vom Mitleiden zu danken. Iſt es wahr, daß das Unglück eines allzu tugendhaften Menſchen Entſetzen und Abſcheu erweckt? Wenn es wahr iſt, ſo müſſen Entſetzen und Abſcheu der höchſte Grad des Mitleids ſeyn, welches ſie doch nicht ſind. Das Mitleiden, das in eben dem Verhältniſſe wächſt, in welchem Vollkommenheit und Unglück wachſen, hört auf, mir angenehm zu ſeyn, und wird deſto unangenehmer, je größer auf der einen Seite die Vollkommenheit, und auf der andern das Unglück iſt.

Unterdeſſen iſt es doch auch wahr, daß an dem Helden eine gewiſſe ἁμαρτια, ein gewiſſer Fehler ſeyn muß, durch welchen er ſein Unglück über ſich gebracht hat. Aber warum dieſe ἁμαρτια, wie ſie Ariſtoteles nennt? Etwa, weil er ohne ſie vollkommen ſeyn würde, und das Unglück eines vollkommenen Menſchen Abſcheu erweckt? Gewiß nicht. Ich glaube, die einzige richtige Urſache gefunden zu haben; ſie iſt dieſe: weil ohne den Fehler, der das Unglück über ihn zieht, ſein Charakter und ſein Unglück kein Ganzes ausmachen würden, weil das eine nicht in dem andern gegründet wäre, und wir jedes von dieſen zwey Stücken beſonders denken würden. Ein Exempel wird mich verſtändlicher machen. Canut ſey ein Muſter der vollkommenſten Güte. Soll er nur Mitleid erregen, ſo muß ich durch den Fehler, daß er ſeine Güte nicht durch die Klugheit regieren läßt, und den Ulfo, dem er nur verzeihen ſollte, mit gefährlichen Wohlthaten überhäuft, ein großes Unglück über ihn ziehn; Ulfo muß ihn gefangen nehmen und ermorden. Mitleiden im höchſten Grade! Aber geſetzt, ich ließe den Canut nicht durch ſeine gemißbrauchte Güte umkommen; ich ließ ihn plötzlich durch den Donner erſchlagen, oder durch den einſtürzenden Pallaſt zerſchmettert werden? Entſetzen und Abſcheu ohne Mitleid! Warum? Weil nicht der geringſte Zuſammenhang zwiſchen ſeiner Güte und dem Donner, oder dem einſtürzenden Pallaſt, zwiſchen ſeiner Vollkommenheit und ſeinem Unglücke iſt. Es ſind beides zwey verſchiedene Dinge, die nicht eine einzige gemeinſchaftliche Wirkung, dergleichen das Mitleid iſt, hervorbringen können, ſondern deren jedes für ſich ſelbſt wirkt. — Ein ander Exempel! Gedenken Sie an den alten Vetter, im Kaufmann von London; wenn ihn Barnwell erſticht, entſetzen ſich die Zuſchauer, ohne mitleidig zu ſeyn, weil der gute Charakter des Alten gar nichts enthält, was den Grund zu dieſem Unglück abgeben könnte. Sobald man ihn aber für ſeinen Mörder und Vetter noch zu Gott beten hört, verwandelt ſich das Entſetzen in ein recht entzückendes Mitleiden, und zwar ganz natürlich, weil dieſe großmüthige That aus ſeinem Unglücke fließet und ihren Grund in demſelben hat.

Und nun bin ich es endlich müde, mehr zu ſchreiben, nachdem Sie es ohne Zweifel ſchon längſt müde geweſen ſind, mehr zu leſen. Ihre Abhandlung von der Wahrſcheinlichkeit habe ich mit recht großem Vergnügen geleſen; wenn ich ſie noch ein paarmahl werde geleſen haben, hoffe ich, Sie ſo weit zu verſtehen, daß ich Sie um einige Erläuterungen fragen kann. Wenn es ſich von ſolchen Dingen ſo gut ſchwatzen ließe, wie von der Tragödie! Ihre Gedanken von dem Streite der untern und obern Seelenkräfte laſſen Sie ja mit das erſte ſeyn, was Sie mir ſchreiben. Ich empfehle Ihnen dazu meine Weitläuftigkeit, die ſich wirklich eben ſo gut zum Vortrage wahrer, als zur Auskramung vielleicht falſcher Sätze ſchickt.

Bitten Sie doch den Hrn. Nicolai in meinem Nahmen, mir mit eheſtem denjenigen Theil von Cibbers Lebensbeſchreibung der engliſchen Dichter zu ſchicken, in welchem Drydens Leben ſteht. Ich brauche ihn.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und werden Sie nicht müde, mich zu beſſern, ſo werden Sie auch nicht müde werden, mich zu lieben.

Leſſing.

N. S. Damit dieſer Brief ja alle Eigenſchaften eines unausſtehlichen Briefs habe, ſo will ich ihn auch noch mit einem P. S. verſehen.

Sie haben ſich ſchon zweymal auf die griechiſchen Bildhauer berufen, von welchen Sie glauben, daß ſie ihre Kunſt beſſer verſtanden hätten, als die griechiſchen Dichter. Leſen Sie den Schluß des 16ten Hauptſtücks der Ariſtoteliſchen Dichtkunſt, und ſagen Sie mir alsdenn, ob den Alten die Regel von der Verſchönerung der Leidenſchaften unbekannt geweſen ſey.

Der Held iſt in der Epopee unglücklich, und iſt auch in der Tragödie unglücklich. Aber auf die Art, wie er es in der einen iſt, darf er es nie in der andern ſeyn. Ich kann mich nicht erinnern, daß ich die Verſchiedenheit dieſer Arten irgendwo gehörig beſtimmt gefunden hätte. Das Unglück des Helden in der Epopee muß keine Folge aus dem Charakter deſſelben ſeyn, weil es ſonſt, nach meiner obigen Anmerkung, Mitleiden erregen würde; ſondern es muß ein Unglück des Verhängniſſes und Zufalls ſeyn, an welchem ſeine guten oder böſen Eigenſchaften keinen Theil haben. Fato profugus, ſagt Virgil von ſeinem Aeneas. Bei der Tragödie iſt es das Gegentheil, und aus dem Oedip z. E. wird nimmermehr ein Heldengedicht werden, und wer eins daraus machen wollte, würde am Ende weiter nichts als ein Trauerſpiel in Büchern gemacht haben. Denn es wäre elend, wenn dieſe beide Dichtungsarten keinen weſentlichern Unterſchied, als den beſtändigen oder durch die Erzählung des Dichters unterbrochenen Dialog, oder als Aufzüge und Bücher haben ſollten.

Wenn Sie Ihre Gedanken von der Illuſion mit dem Hrn. Nicolai aufs Reine bringen werden, ſo vergeſſen Sie ja nicht, daß die ganze Lehre von der Illuſion eigentlich den dramatiſchen Dichter nichts angeht, und die Vorſtellung ſeines Stücks das Werk einer andern Kunſt, als der Dichtkunſt, iſt. Das Trauerſpiel muß auch ohne Vorſtellung und Akteurs ſeine völlige Stärke behalten; und dieſe bei dem Leſer zu äußern, braucht ſie nicht mehr Illuſion als jede andre Geſchichte. Sehen Sie deswegen den Ariſtoteles noch gegen das Ende des 6ten und den Anfang des 14ten Hauptſtücks nach.

Nun bin ich ganz fertig. Leben Sie wohl!

An Moſes Mendelsſohn.

Leipzig, den 2. Febr. 1757.

Liebſter Freund!

Ich glaube es eben ſo wenig, als Sie, daß wir bis jetzt in unſrem Streite viel weiter, als über die erſten Gränzen gekommen ſind. Haben Sie aber auch wirklich ſo viel Luſt, als ich, ſich tiefer hinein zu wagen, und dieſes unbekannte Land zu entdecken, wenn wir uns auch hundertmahl vorher verirren ſollten? Doch warum zweifle ich daran? Wenn Sie es auch nicht aus Neigung thäten, ſo würden Sie es aus Gefälligkeit für mich thun. — —

Ihre Gedanken von der Herrſchaft über die Neigungen, von der Gewohnheit, von der anſchauenden Erkenntniß ſind vortrefflich, Sie haben mich ſo überzeugt, daß ich mir auch nicht einmahl einen logiſchen Fechterſtreich dawider übrig gelaſſen finde. Warum kann ich von Ihren Gedanken über die Illuſion nicht eben das ſagen! Hören Sie meine Zweifel dagegen; aber machen Sie ſich gefaßt, eine Menge gemeiner Dinge vorher zu leſen, ehe ich darauf kommen kann. Ueber das Wort werde ich Ihnen keine Schwierigkeiten machen.

Darinn ſind wir doch wohl einig, liebſter Freund, daß alle Leidenſchaften entweder heftige Begierden oder heftige Verabſcheuungen ſind? Auch darinn: daß wir uns bei jeder heftigen Begierde oder Verabſcheuung, eines größern Grads unſrer Realität bewußt ſind, und daß dieſes Bewußtſeyn nicht anders als angenehm ſeyn kann? Folglich ſind alle Leidenſchaften, auch die allerunangenehmſten, als Leidenſchaften angenehm. Ihnen darf ich es aber nicht erſt ſagen: daß die Luſt, die mit der ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft verbunden iſt, von der Unluſt, die wir über die Gegenſtände haben, worauf die Beſtimmung unſrer Kraft geht, ſo unendlich kann überwogen werden, daß wir uns ihrer gar nicht mehr bewußt ſind.

Alles, was ich hieraus folgere, wird aus der Anwendung auf das ariſtoteliſche Exempel von der gemahlten Schlange am deutlichſten erhellen. Wenn wir eine gemahlte Schlange plötzlich erblicken, ſo gefällt ſie uns deſto beſſer, je heftiger wir darüber erſchrocken ſind.

Dieſes erkläre ich ſo: Ich erſchrecke über die ſo wohlgetroffne Schlange, weil ich ſie für eine wirkliche halte. Der Grad dieſes Schreckens, als eine unangenehme Leidenſchaft, oder vielmehr der Grad der Unluſt, die ich über dieſen ſchrecklichen Gegenſtand empfinde, ſey 10; ſo kann ich den Grad der Luſt, die mit der Empfindung der Leidenſchaft verbunden iſt, 1 nennen, oder 10, wenn jener zu 100 wüchſe. Indem ich alſo 10 empfinde, kann ich nicht 1 empfinden, das iſt, ſo lange als ich die Schlange für eine wirkliche halte, kann ich keine Luſt darüber empfinden. Nun werde ich aber auf einmahl gewahr, daß es keine wirkliche Schlange, daß es ein bloßes Bild iſt: was geſchieht? Die Unluſt über den ſchrecklichen Gegenſtand = 10 fällt weg, und es bleibt nichts übrig, als die Luſt, die mit der Leidenſchaft, als einer bloßen ſtärkern Beſtimmung unſrer Kraft, verbunden iſt; 1 bleibt übrig, daß ich nunmehr empfinde, und in dem Grade 8 oder 10 empfinden kann, wenn jener Grad, anſtatt 10, 80 oder 100 geweſen iſt.

Wozu brauchen wir nun hier die Illuſion? Laſſen Sie mich meine Erklärung auch an einem entgegengeſetzten Exempel verſuchen, um ihre Richtigkeit deſto ungezweifelter darzulegen. — — Dort in der Entfernung werde ich das ſchönſte, holdſeligſte Frauenzimmer gewahr, das mir mit der Hand auf eine geheimnißvolle Art zu winken ſcheint. Ich gerathe in Affekt, Verlangen, Liebe, Bewunderung, wie Sie ihn nennen wollen. Hier kömmt alſo die Luſt über den Gegenſtand = 10 mit der angenehmen Empfindung des Affekts = 1 zuſammen, und die Wirkung von beiden iſt = 11. Nun gehe ich darauf los. Himmel! Es iſt nichts als ein Gemälde, eine Bildſäule! Nach Ihrer Erklärung, liebſter Freund, ſollte nunmehr das Vergnügen deſto gröſſer ſeyn, weil mich der Affekt von der Vollkommenheit der Nachahmung intuitiv überzeugt hat. Aber das iſt wider alle Erfahrung; ich werde vielmehr verdrießlich; und warum werde ich verdrießlich? Die Luſt über den vollkommnen Gegenſtand fällt weg, und die angenehme Empfindung des Affekts bleibt allein übrig. Ich komme auf Ihre 2te Folge b). Daher gefallen uns alle unangenehmen Affekte in der Nachahmung. Der Muſikus kann uns zornig ꝛc. Hierwider ſage ich: die unangenehmen Affekten in der Nachahmung gefallen deswegen, weil ſie in uns ähnliche Affekten erwecken, die auf keinen gewiſſen Gegenſtand gehen. Der Muſikus macht mich betrübt; und dieſe Betrübniß iſt mir angenehm, weil ich dieſe Betrübniß blos als Affekt empfinde, und jeder Affekt angenehm iſt. Denn ſetzen Sie den Fall, daß ich während dieſer muſikaliſchen Betrübniß wirklich an etwas Betrübtes denke, ſo fällt das Angenehme gewiß weg.

Ein Exempel aus der Körperwelt! Es iſt bekannt, daß, wenn man zwey Saiten eine gleiche Spannung giebt, und die eine durch die Berührung ertönen läßt, die andere mit ertönt, ohne berührt zu ſeyn. Laſſen Sie uns den Saiten Empfindung geben, ſo können wir annehmen, daß ihnen zwar eine jede Bebung, aber nicht eine jede Berührung angenehm ſeyn mag, ſondern nur diejenige Berührung, die eine gewiſſe Bebung in ihnen hervorbringt. Die erſte Saite alſo, die durch die Berührung erbebt, kann eine ſchmerzliche Empfindung haben; da die andre, der ähnlichen Erbebung ungeachtet, eine angenehme Empfindung hat, weil ſie nicht (wenigſtens nicht ſo unmittelbar) berührt worden. Alſo auch in dem Trauerſpiele. Die ſpielende Perſon geräth in einen unangenehmen Affekt, und ich mit ihr. Aber warum iſt dieſer Affekt bei mir angenehm? Weil ich nicht die ſpielende Perſon ſelbſt bin, auf welche die unangenehme Idee unmittelbar wirkt, weil ich den Affekt nur als Affekt empfinde, ohne einen gewiſſen unangenehmen Gegenſtand dabey zu denken.

Dergleichen zweite Affekten aber, die bei Erblickung ſolcher Affekten an andern, in mir entſtehen, verdienen kaum den Namen der Affekten; daher ich denn in einem von meinen erſten Briefen ſchon geſagt habe, daß die Tragödie eigentlich keinen Affekt bei uns rege mache, als das Mitleiden. Denn dieſen Affekt empfinden nicht die ſpielenden Perſonen, und wir empfinden ihn nicht blos, weil ſie ihn empfinden, ſondern er entſteht in uns urſprünglich aus der Wirkung der Gegenſtände auf uns; es iſt kein zweyter mitgetheilter Affekt ꝛc.

Ich hatte mir vorgenommen, dieſem Brief eine ungewöhnliche Länge zu geben, allein ich bin ſeit einigen Tagen ſo unpaß, daß es mir unmöglich fällt, meine Gedanken beyſammen zu behalten. Ich muß alſo hier abbrechen, und erſt von Ihnen erfahren, ob Sie ungefähr ſehen, wo ich hinaus will; oder ob ich nichts als verwirrtes Zeug in dieſen Brief geſchrieben habe, welches bei meiner außerordentlichen Beklemmung der Bruſt (ſo muß ich meine Krankheit unterdeſſen nennen, weil ich noch keinen Arzt um den griechiſchen Namen gefragt habe) gar leicht möglich geweſen iſt.

Ich ſchreibe nur noch ein Paar Worte von der Bibliothek. Es iſt mir wegen des Verlegers ein unvermutheter verdrießlicher Streich damit begegnet. Erſchrecken Sie aber nur nicht, mein lieber Nicolai, ich habe dem Unglück ſchon wieder abgeholfen. Lankiſchens drucken ſie nicht; beruhigen Sie aber nur Ihre Neugierde bis auf den nächſten Poſttag, da ſie den Contrakt des neuen Verlegers zur Unterſchrift bekommen, und gewiß damit zufrieden ſeyn ſollen.

Leben Sie beide wohl; ſobald ich beſſer bin, werde ich Herrn Nicolai einen langen Brief über verſchiedene Punkte in ſeiner Abhandlung ſchreiben, die mir, ohne auf meine eigenthümlichen Grillen zu ſehen, außerordentlich gefallen hat.

Ihren Aufſatz von der Herrſchaft über die Neigungen erhalten Sie hier nach Verlangen zurück. Ich habe ihn abſchreiben laſſen.

Leben Sie nochmals wohl; ich bin Zeitlebens

der Ihrige
Leſſing.

Leipzig, den 2. April 1757.

Mein lieber Nicolai,

Ich hatte mich vorigen Poſttag mit beyliegendem Briefe zu lange verweilt; er blieb daher liegen, und Sie bekommen jetzt zwey für Einen. Auch bekommen Sie zwey Aushängebogen für Einen, und können folglich mit meiner Verzögerung gar wohl zufrieden ſeyn.

Ich will auch jetzt anfangen, mein Verſprechen zu halten, und Ihnen einige fernere Anmerkungen über Ihre Abhandlung von dem Trauerſpiele mittheilen. Ich werde alles ſchreiben, was mir in die Gedanken kömmt, geſetzt auch, daß vieles falſch, und alles ſehr trocken wäre.

Zu S. 18.

wo Sie die ariſtoteliſche Erklärung des Trauerſpiels anführen.

Furcht und Mitleiden. Können Sie mir nicht ſagen, warum ſo wohl Dacier als Curtius, Schrecken und

Furcht für gleich bedeutende Worte nehmen? Warum ſie das ariſtoteliſche φοβος, welches der Grieche durchgängig braucht, bald durch das eine, bald durch das andre überſetzen? Es ſind doch wohl zwey verſchiedene Dinge, Furcht und Schrecken? Und wie, wenn ſich das ganze Schrecken, wovon man nach den falſch verſtandenen ariſtoteliſchen Begriffen bisher ſo viel geſchwatzt, auf weiter nichts, als auf dieſe ſchwankende Ueberſetzung gründete? Leſen Sie, bitte ich, das zweyte und achte Hauptſtück des zweyten Buchs der ariſtoteliſchen Rhetorik: denn das muß ich Ihnen beyläufig ſagen, ich kann mir nicht einbilden, daß einer, der dieſes zweyte Buch und die ganze ariſtoteliſche Sittenlehre an den Nicomachus nicht geleſen hat, die Dichtkunſt dieſes Weltweiſen verſtehen könne. Ariſtoteles erklärt das Wort φοβος, welches Herr Curtius am öfterſten Schrecken, Dacier aber bald *terreur*, bald *crainte*, überſetzt, durch die Unluſt über ein bevorſtehendes Uebel, und ſagt, alles dasjenige erwecke in uns Furcht, was, wenn wir es an andern ſehen, Mitleiden erwecke, und alles dasjenige erwecke Mitleiden, was, wenn es uns ſelbſt bevorſtehe, Furcht erwecken müſſe. Dem zu Folge kann alſo die Furcht, nach der Meynung des Ariſtoteles, keine unmittelbare Wirkung des Trauerſpiels ſeyn, ſondern ſie muß weiter nichts als eine reflectirte Idee ſeyn. Ariſtoteles würde bloß geſagt haben: das Trauerſpiel ſoll unſre Leidenſchaften durch das Mitleiden reinigen, wenn er nicht zugleich auch das Mittel hätte angeben wollen, wie dieſe Reinigung durch das Mitleiden möglich werde; und dieſerwegen ſetzte er noch die Furcht hinzu, welche er für dieſes Mittel hielt. Jenes hat ſeine Richtigkeit, dieſes aber iſt falſch. Das Mitleiden reiniget unſre Leidenſchaften, aber nicht vermittelſt der Furcht, auf welchen Einfall den Ariſtoteles ſein falſcher Begriff von dem Mitleiden gebracht hat. Hiervon können Sie ſich mit Herrn Moſes weiter unterreden; denn in dieſem Puncte, ſo viel ich weiß, ſind wir einig. Nun behalten Sie, durch die ganze Dichtkunſt des Ariſtoteles, überall wo Sie Schrecken finden, dieſe Erklärung der Furcht in Gedanken, (denn Furcht muß es überall heißen, und nicht Schrecken,) und ſagen mir alsdann, was Sie von der Lehre des Ariſtoteles dünkt.

Zu S. 19.

Daß Sie die Gedanken des du Bos ſo ſchlechterdings angenommen haben, damit bin ich nicht ſo recht zufrieden. Hiervon aber werde ich an unſern Moſes weitläuftiger ſchreiben. Wenn das, was du Bos ſagt, kein leeres Gewäſche ſeyn ſoll, ſo muß es ein wenig philoſophiſcher ausgedrückt werden.

Zu S. 21. 22. 23.

Was ich hier von der Nachahmung, und den nachgeahmten Leidenſchaften, wie Sie ſie nennen wollen, ſagen könnte, muß ich gleichfalls auf ein andermal verſparen. Ich ſage jetzt nur ſo viel: Iſt die Nachahmung nur dann erſt zu ihrer Vollkommenheit gelangt, wenn man ſie für die Sache ſelbſt zu nehmen verleitet wird; ſo kann z. E. von den nachgeahmten Leidenſchaften nichts wahr ſeyn, was nicht auch von den wirklichen Leidenſchaften gilt. Das Vergnügen über die Nachahmung, als Nachahmung, iſt eigentlich das Vergnügen über die Geſchicklichkeit des Künſtlers, welches nicht anders, als aus angeſtellten Vergleichungen, entſtehen kann; es iſt daher weit ſpäter, als das Vergnügen, welches aus der Nachahmung, in ſo fern ich ſie für die Sache ſelbſt nehme, entſteht, und kann keinen Einfluß in dieſes haben. Doch, wie geſagt, davon ein andermal. Ich hätte faſt Luſt, auch dieſes Wenige wieder auszuſtreichen.

Zu S. 21.

Sie hätten einen ältern anführen können, als den Brumoy, welcher den Nutzen des Trauerſpiels in die nähere Bekanntſchaft mit dem Unglücke und dem Unglücklichen, und in den für uns daraus fließenden Troſt, geſetzt hat. Stobäus hat uns eine ſehr ſchöne Stelle von dem Comödienſchreiber Timokles aufbehalten, aus welcher ich die letzten Verſe, nach der lateiniſchen Ueberſetzung, herſetzen will.

Primum Tragoedi quanta commoda adferant,
Perpende sodes: si quis est pauperculus,
Majore pressum si videbit Telephum
Mendicitate, levius suam feret
Mendicitatem: insanus estne quispiam?
Furiosum is Alcmaeona proponit sibi.
Captus quis oculis? aspicit caecum Oedipum.
Gnatus obiit? Niobe dabit solatium.
Claudus aliquisne est, is Philoctetem aspicit.
Miser aliquis senex? tuetur Oeneum etc.

Ich will Ihnen gern alle meine Anmerkungen mittheilen; und alſo habe ich Ihnen auch dieſe ſehr unbedeutende mittheilen müſſen.

Zu S. 25.

Daß die Verbeſſerung der Leidenſchaften nicht ohne Sitten und Charaktere geſchehen könne, das ſagen Sie, mein lieber Nicolai, ohne allen Beweis. Ich will Ihnen aber den Beweis des Gegentheils geben. Daß die Tragödie ohne Charaktere und Sitten Mitleiden erwecken könne; das geben Sie ſelber zu. Kann ſie aber Mitleiden erregen, ſo kann ſie auch, nach meiner obigen Erklärung, Furcht erwecken; und aus der Furcht iſt die Entſchließung des Zuſchauers, ſich vor den Ausſchweifungen derjenigen Leidenſchaft, die den bemitleideten Helden ins Unglück geſtürzt hat, zu hüten, eine ganz natürliche und nothwendige Folge. Sie werden zwar einwenden: wenn Leidenſchaften einen Helden ins Unglück ſtürzen, ſo müſſe dieſer Held auch einen Charakter haben. Aber das iſt, mit Ihrer Erlaubniß, falſch; die Leidenſchaften ſind nicht hinlänglich, einen Charakter zu machen: denn ſonſt müßten alle Menſchen ihren Charakter haben, weil alle Menſchen ihre Leidenſchaften haben.

Zu S. 26.

Sie ſagen nicht allzu richtig, daß der Charakter des Oedipus, in dem Trauerſpiele dieſes Namens von Sophocles, der einzige ſey. Auch Creon hat einen Charakter, und zwar einen ſehr edeln. Den Fehler des Oedipus ſuche ich auch nicht in ſeiner Heftigkeit und Neugierde, ſondern ich habe hierin meine eigenen Gedanken, die ich Ihnen ein andermal melden kann, wenn Sie mich wieder daran erinnern wollen.

So viel für dieſesmal. Der Herr Major von Kleiſt läßt ſich Ihnen beſtens empfehlen; er wird ihnen antworten, ſo bald er ſich beſſer befindet. Er wird von Tage zu Tage wegen ſeines Portraits ſchwieriger, und läßt Sie inſtändig erſuchen, ihm mit dieſer Ehre, die ihn bei ſeinen Nebenofficieren lächerlich zu machen nicht ermangeln könnte, keine Schamröthe abzujagen. Fragen Sie ja nicht, wie er es weiß, daß bey Verhinderung dieſer Sache ſehr viel auf Sie ankomme; von mir weiß er es gewiß nicht. Er wußte es, ehe ich ihm die geringſte Eröffnung darüber machen konnte. Schreiben Sie mir ja mit eheſtem, wie ich mich hierbey verhalten ſoll, und ob Sie allenfalls die Zeichnung zu einem andern Bildniſſe verſchaffen können.

Fahren Sie, bitte ich, in Ihrer Freundſchaft und Liebe gegen mich fort. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Nachſchrift. Mit meinem ordentlichen Buche an Herrn Moſes bin ich noch nicht weit gekommen. Er wird alſo ſo gut ſeyn, und ſich bis künftige Woche noch gedulden. Dieſer Brief aber ſey zugleich mit an ihn geſchrieben. Denn wer ſonſt als er, wird zwiſchen uns beyden Schiedsrichter ſeyn können?

Leipzig, den 18. Junius 1757.

Mein lieber Ramler,

Sie thun zwar, als ob Sie mich ganz und gar vergeſſen hätten, oder als ob Sie wenigſtens glaubten, daß ich, weit von hier, in der Welt herumſchweifte. Allein ich weiß doch wohl, daß Ihr Gedächtniß freundſchaftlicher iſt, und daß Sie das drollige Schickſal meiner Reiſe ſchon längſt durch die dritte oder vierte Hand haben erfahren müſſen. Sie würden ſich alſo meiner ohne Zweifel in Ihren Briefen an den Herrn Major von Kleiſt erinnert haben, wenn Sie nicht die unterlaſſene eigene Meldung meiner Zurückkunft hätten beſtrafen wollen. Was nun die Urſache dieſer Unterlaſſung anbelangt, ſo müſſen Sie wiſſen, daß ich incognito zurück gekommen war, und auch incognito hier zu bleiben vorhatte, bis ich vor ungefähr drey Wochen erfuhr, daß ich mein Incognito allmählig aufgeben müßte, wenn ich es nicht Zeitlebens beobachten wollte. Da ſehen Sie einmal, was mir der Krieg für Schaden thut! Ich und der König von Preußen, werden eine gewaltige Rechnung mit einander bekommen! Ich warte nur auf den Frieden, um ſie auf eine oder die andere Weiſe mit ihm abzuthun. Da nur er, Er allein, die Schuld hat, daß ich die Welt nicht geſehen habe, wär' es nicht billig, daß er mir eine Penſion gäbe, wobey ich die Welt vergeſſen könnte? Sie denken, das wird er ſein bleiben laſſen! Ich denke es nicht weniger; aber dafür will ich ihm auch wünſchen, — — daß nichts als ſchlechte Verſe auf ſeine Siege mögen gemacht werden? Was brauche ich das zwar zu wünſchen? Es muß von ſelbſt geſchehen, wenn nur der Herr von Kleiſt und Sie mir verſprechen wollen, keine darauf zu machen. O verſprechen Sie mir es doch ja! Wenn Sie ſich einmal an einem Könige ſo zu rächen haben, ſo bin ich wieder zu Ihren Dienſten. Aber umgekehrt, verſteht ſich.

Leben Sie wohl, mein lieber Ramler, und erwarten Sie mich bald in Berlin. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

Leipzig, den 21. September 1757.

Liebſter Herr Gleim,

Ihr letzter Brief an unſern lieben Herrn Oberſtwachtmeiſter hat mich herzlich beluſtigt. Schreiben Sie ja oft dergleichen, damit wir hier auch den Krieg auf der ſpaßhaften Seite kennen lernen. Ich habe aber vor vielen Jahren eine alte ehrliche Frau gekannt, die, wenn ſie in ihrer Stube nichts mehr zu thun fand, anfing die Fliegen auf der Gaſſe todt zu ſchlagen. Die Arbeit war leicht; nur daß es eine ewige Arbeit war. Ich glaube, ſie ſchlägt noch todt. —

Wiſſen Sie ſchon, daß ich die beyden Geſänge unſers begeiſterten Grenadiers in das zweyte Stück der Bibliothek habe einrücken laſſen? Bald aber hätt' ich Händel darüber bekommen, wenn ſich nicht der Major des gemeinen Soldaten und ſeines Herausgebers angenommen hätte. Auch Herr Nicolai in Berlin hat ſich von Herrn Lieberkühn — wenn Sie den Namen anders kennen — einen ſatiriſchen Brief darüber zugezogen. Dieſer Lieberkühn hat ſich den Teufel blenden laſſen, und gleichfalls Schlachtgeſänge unter dem Namen eines Oberofficiers herausgegeben. Wie hochmüthig die ſchlechten Poeten ſind! Ich kenne einen guten, der ſich, der poetiſchen Subordination zu Folge, zum General hätte machen müſſen. —

Weil ich der Bibliothek gedenke, ſo muß ich Ihnen einen Irrthum benehmen, den ich Ihnen ſchon oft habe benehmen wollen. Sie halten mich für einen von den Verfaſſern derſelben. Ich bin es, bei Gott! nicht. Und Sie ſollen mich auch durchaus nicht dafür ausgeben. Wo Sie es ſchon unterdeſſen dem Herrn Zachariä ins Ohr geſagt haben, ſo bringen Sie es ihm ja wieder aus den Gedanken. Er würde ſonſt Urſache haben, auf mich verdrießlich zu werden.

Werden Sie denn nicht bald wieder einmal nach Leipzig kommen? Die Franzoſen halten Sie doch wohl nicht davon ab? Ich will hoffen, daß ſie zu geſittet ſind, als daß

ſie einen Dichter im geringſten verhindern ſollten, zu ſingen und ſeine Freunde zu beſuchen. —

Leben Sie wohl, und ermuntern Sie, wo möglich, den Huſaren, der fünf Franzoſen gefangen genommen hat, ſeine Heldenthat in Verſe zu bringen. Ich glaube, die Franzoſen vergeſſen vor Furcht auch das Ausreißen. — Leben Sie wohl! Ich bin ganz der Ihrige,

Leſſing.

Leipzig, den 2. October 1767.

Liebſter Herr Gleim!

Wie glücklich ſind Sie, ſolche witzige Köpfe um ſich zu haben! — Oder vielmehr, wie glücklich ſind dieſe witzigen Köpfe, daß ſie einmal mit einem vernünftigen Deutſchen umgehn können! Nunmehr werden ſie doch wohl ſehen, daß es eben nicht unſre größten Geiſter ſind, die nach Paris kommen. Aber ich bitte Sie inſtändigſt, zeigen Sie ſich ja als einen wahren Deutſchen! Verbergen Sie allen Witz, den Sie haben; laſſen Sie nichts von ſich hören, als Verſtand; wenden Sie dieſen vornehmlich an, jenen verächtlich zu machen. — Das iſt die einzige Rache, die Sie jetzt an Ihren Feinden nehmen können. Beſonders laſſen Sie ſich ja nicht merken, als ob Sie einen von ihren jetzt lebenden Scribenten kennten. Wenn man Sie fragt, ob Ihnen Greſſet, Piron, Marivaux, Bernis, du Boccage gefallen; ſo werfen Sie fein verächtlich den Kopf zurück, und thun, anſtatt aller Antwort, die Gegenfrage: Ob man in Frankreich unſre Schönaichs, unſre Löwens, unſre Patzkens, unſere Unzerinnen auswendig wiſſe? Von Fontenellen muß Ihnen weiter nichts bekannt zu ſeyn ſcheinen, als daß er faſt hundert Jahr alt geworden; und von Voltaire ſelbſt, müſſen Sie thun, als ob Sie weiter nichts, als ſeine dummen Streiche und Betriegereyen gehört hätten. — Das ſoll wenigſtens meine Rolle ſeyn, die ich mit jedem nicht ganz unwiſſenden Franzoſen ſpielen will, der etwa nach Leipzig kommen ſollte!

Sie wollen es alſo mit aller Gewalt, daß ich einer von den Verfaſſern der Bibliothek ſeyn ſoll? Ich muß es Ihnen aber nochmals auf meine Ehre verſichern, daß ich nicht den geringſten Antheil daran habe, und daß ich am allerwenigſten den Artikel von theatraliſchen Neuigkeiten compilirt haben möchte. Demungeachtet muß ich nicht bergen, daß ich Ihnen von den Verfaſſern, für das mitgetheilte Portrait des Herrn Klopſtock, tauſend und aber tauſend Dankſagungen abzuſtatten habe.

Lieberkühns Brief wegen der Schlachtgeſänge unſers Grenadiers, iſt kein gedruckter Brief, wofür Sie ihn vielleicht gehalten haben. Ich will mir aber von Herrn Nicolai eine Abſchrift davon ſchicken laſſen. Die componirten Schlachtgeſänge des Officiers (oder vielmehr Feldpredigers; denn das iſt Lieberkühn jetzt, und zwar durch Vorſorge unſers lieben Herrn von Kleiſt, der gütig genug glaubt, daß auch ſogar die ſchlechten Poeten noch zu etwas nütze ſind) dieſe elenden Schlachtgeſänge, ſage ich, ſind hier nicht zu haben. Wenn Sie durchaus begierig ſind, zu ſehen, wie unendlich viel Grade man unter Ihrem Grenadier ſeyn kann, ſo will ich ſie aus Berlin kommen laſſen. Ein andres Werk von Lieberkühn könnte ich Ihnen mitſchicken, wenn es ſich der Mühe verlohnte; er hat nehmlich dieſe Meſſe Sittliche Gedichte zur Ermunterung des Gemüths herausgegeben, und zwar, was mich ärgert, in Duodez. In der That zwar ſollte ich mich nicht ärgern; denn, Gott ſey Dank, nun habe ich doch auch in dieſem Formate einen unter mir, und ich bin nicht mehr der ſchlechte Deutſche Poet in Duodez κατ' ἐξοχην.

Was ſagen Sie zu Klopſtocks geiſtlichen Liedern? Wenn Sie ſchlecht davon urtheilen, werde ich an Ihrem Chriſtenthum zweifeln; und urtheilen Sie gut davon, an Ihrem Geſchmacke. Was wollen Sie lieber?

Ich empfehle mich Ihnen, liebſter Freund, und bin ganz der Ihrige

Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 12. December 1767.

Liebſter Freund!

O was iſt unſer Grenadier für ein vortrefflicher Mann! Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie gut er ſeine Sachen gemacht hat! Was haben der Hr. Major und ich, was haben wir uns nicht über ſeine Einfälle gefreuet! Und noch alle Tage lachen wir darüber. Zu einer ſolchen unanſtößigen Verbindung der erhabenſten und lächerlichſten Bilder war nur Er geſchickt! Nur Er konnte die Strophen: „Gott aber wog bei Sternenklang ꝛc.“ und „dem Schwaben der mit einem Sprung ꝛc.“ machen, und ſie beide in ein Ganzes bringen. Was wollte ich nicht darum geben, wenn man das ganze Lied ins Franzöſiſche überſetzen könnte! Der witzigſte Franzoſe würde ſich darüber ſo ſchämen, als ob ſie die Schlacht bei Roßbach zum zweytenmale verloren hätten. Aber hören Sie, wollen wir unſern Grenadier nicht nun bald avanciren laſſen? Jetzt wäre gleich die rechte Zeit dazu, da er hier unter den Generalen und Prinzen ziemlich bekannt zu werden anfängt. — Der Herr von Kleiſt wird Ihnen von einigen Veränderungen geſchrieben haben, um die wir, ſeine zwey Bewunderer, den Grenadier recht höflich bitten. Die eine davon: — o da war er, der erſte, welcher lief, iſt einer gewiſſen Art Leute wegen unumgänglich nöthig. Die Zweydeutigkeit hat offenbar keinen Grund; aber giebt es nicht Leute, die ihr, auch ohne Grund, einen geben könnten? Die übrigen kleinen Veränderungen muß der Grenadier nach ſeinem eigenen Gutbefinden machen oder nicht machen. So wie er uns melden wird, daß es gedruckt werden könne, wollen wir es auch drucken laſſen. Denn gedruckt muß es werden! Wenn er auf die Schlacht vom fünften dieſes, noch etwas machen

wollte, ſo könnte er nun ſchon ein Autor von einem kleinen Bändchen werden. Alsdann nehmlich ließe man alle vier ſauber zuſammendrucken, und Sie, mein lieber Gleim, machten einen kleinen Vorbericht, um jeden Leſer auf den rechten Geſichtspunkt zu ſtellen, aus welchem er die Lieder betrachten müſſe. — Der Herr Major hat Ihnen doch bereits Herrn Ewalds Siegeslied geſchickt? Es iſt ſo gut, als es ein nachahmender Witz machen kann; erfunden hätte Herr Ewald dieſe Art von Gedichten nicht! — Wenn ſich Lieberkühn nun wieder einkommen läßt, ein Siegeslied zu machen, ſo ſoll er Spießruthen laufen müſſen, und wenn er es auch auf die Rechnung eines Feldmarſchalls ſchriebe. Einen kleinen Tanz werde ich ihn jetzt ohnedies, wegen ſeines Theokrit, thun laſſen. Der Menſch überſetzt aus dem Griechiſchen, und verſteht gewiß weniger Griechiſch als Gottſched, oder irgend ein Tertianer Ihres weit und breit berühmten Herrn Derlings, Sie werden erſtaunen, was er für lächerliche Fehler gemacht hat. Und gleichwohl hat ſich der Elende unterſtanden, unſerm lieben Ramler eine kleine Nachläſſigkeit aufzumutzen. — Haben Sie, mein lieber Herr Gleim, in Ihrer anakreontiſchen Bibliothek bereits Trapps Ausgabe vom Anakreon, mit der lateiniſchen Ueberſetzung in elegiſchen Verſen? Wenn ſie Ihnen noch fehlt, ſo will ich ſie Ihnen ſchicken. — Ich empfehle mich Ihrer fernern Freundſchaft, und bin

ganz der Ihrige
Leſſing.

An Nicolai.

Leipzig, d. 21. Januar 1758.

Liebſter Freund,

Ich bin in dem, was Sie von dem Codrus und Freygeiſte ſagen, größten Theils Ihrer Meynung; beſonders iſt es völlig richtig, was Sie von der Schreibart und den Charakteren des letztern ſagen. Ertheilen Sie alſo immer dem Codrus den Preis. Aber haben Sie ſchon gehört, daß der Verfaſſer deſſelben, der Herr von Cronegk, vor einigen Wochen an den Blattern in Nürnberg geſtorben iſt? Es iſt wirklich Schade um ihn; er war ein Genie, dem blos das fehlte, wozu er nun ewig nicht gelangen wird: die Reife. Da Sie unterdeß eigentlich nicht wiſſen ſollten, daß er der Verfaſſer des Codrus geweſen, ſo darf Sie ſein Tod auch nicht abhalten, ſein Stück zu krönen. Und hieraus kann der vortheilhafte Umſtand für Ihre Bibliothek entſtehen, daß Sie den jetzigen Preis zu einem zweiten ſchlagen, und das nächſtemal 100 Rthlr., wenn Sie wollen, ausſetzen können. Allein alsdann wäre meine Meynung, daß es nochmals bey einem Trauerſpiele bleiben müßte.[1] Unterdeß würde mein junger Tragikus fertig, von dem ich mir, nach meiner Eitelkeit, viel Gutes verſpreche; denn er arbeitet ziemlich wie ich. Er macht alle ſieben Tage ſieben Zeilen; er erweitert unaufhörlich ſeinen Plan, und ſtreicht unaufhörlich etwas von dem ſchon Ausgearbeiteten wieder aus. Sein jetziges Sujet iſt eine bürgerliche Virginia, der er den Titel Emilia Galotti gegeben. Er hat nehmlich die Geſchichte der römiſchen Virginia von allem dem abgeſondert, was ſie für den ganzen Staat intereſſant machte; er hat geglaubt, daß das Schickſal einer Tochter, die von ihrem Vater umgebracht wird, dem ihre Tugend werther iſt, als ihr Leben, für ſich tragiſch genug, und fähig genug ſey, die ganze Seele zu erſchüttern, wenn auch gleich kein Umſturz der ganzen Staatsverfaſſung darauf folgte. Seine Anlage iſt nur von drey Akten,[1] und er braucht ohne Bedenken alle Freyheiten der engliſchen Bühne. Mehr will ich Ihnen nicht davon ſagen; ſo viel aber iſt gewiß, ich wünſchte den Einfall wegen des Sujets ſelbſt gehabt zu haben. Es dünkt mich ſo ſchön, daß ich es ohne Zweifel nimmermehr ausgearbeitet hätte, um es nicht zu verderben. Was meinen Plan von einem Codrus anbelangt, ſo müſſen Sie mir acht Tage Zeit laſſen, um mich wieder auf alles zu beſinnen; man ſchickt nicht Plane zu Tragödien, oder gar Tragödien ſelbſt, mit erſter Poſt. Und Gott weiß, ob ich mich wieder auf alles beſinnen werde, ohne den Cronegkſchen Codrus dabey zu haben. Freilich hat er ganz unnöthige Erdichtungen mit eingemiſcht, die Sie am beſten aus Jo. Meursii regno attico sive de regibus Atheniensium lib. III. cap. 2. und folgenden, entdecken werden, wo alles, was die alten Geſchichtſchreiber von dem Tode des Codrus melden, geſammelt iſt.

Das neue Stück der Bibliothek iſt fertig, und Sie werden es wohl unterdeſſen erhalten haben. Ich wundre mich, daß Ihnen meine Recenſion vom Theokrit zu boshaft vorgekommen iſt. Da man es aber in Berlin weiß, daß ich ſie gemacht habe, ſo werden Sie ſich deſto eher gegen Herrn Lieberkühn entſchuldigen können. In Anſehung der alten Schriftſteller, bin ich ein wahrer irrender Ritter; die Galle läuft mir gleich über, wenn ich ſehe, daß man ſie ſo jämmerlich mißhandelt. Hiermit Gott befohlen! Leben Sie wohl, mein lieber Nicolai. Leſſing.

[1] Ich war nämlich Willens geweſen, abwechſelnd auf ein Trauerſpiel und auf ein Luſtſpiel einen Preis zu ſetzen. Nicolai.

An Gleim.

Leipzig, den 6. Februar 1758.

Liebſter Freund!

Verſöhnen Sie mich immer wieder mit unſerm Grenadier, wenn er wirklich auf mich zürnen ſollte. Sie wiſſen ja wohl: wenn der Poet nicht zugleich Soldat iſt, ſo iſt der Poet eine ſehr nachläſſige Creatur. Den Grenadier hat nur ſein Stand ſo thätig und pünktlich gemacht; als Dichter würde er es gewiß nicht ſeyn. Wenn ich es aber in Zukunft nicht etwas mehr werde, ſo machen Sie zur Strafe,

[1] Ich habe dieſen Plan in drey Akten geſehen, als Leſſing 1775 in Berlin war. Nach demſelben war die Rolle der Orſina nicht vorhanden, wenigſtens nicht auf die jetzige Art. Nicolai.

daß er mich anwirbt, und mich durch Hülfe ſeines Corporals von meiner Faulheit curirt. Unterdeſſen verſichern Sie ihn, daß ich ihn von Tag zu Tag mehr bewundere, und daß er alle meine Erwartung ſo zu übertreffen weiß, daß ich das Neueſte, was er gemacht hat, immer für das Beſte halten muß. Ein Bekenntniß, zu dem mir noch kein einziger Dichter Gelegenheit gegeben hat! Das Lied auf den Sieg bey Lowoſitz, und das auf den bey Liſſa, iſt wirklich ſchon unter der Preſſe, und beyde werden ſo, wie das auf den Roßbacher Sieg, gedruckt. Dem ungeachtet bleibt es gewiß dabey, daß alle ſeine Lieder zuſammengedruckt werden ſollen, und zwar noch eher als der Feldzug wieder angehen wird. Ich hoffe gar, noch dieſen Monat; denn einige Zeit muß der Verleger haben, die einzelnen zuvor unterzubringen. Hätten Sie nicht in Ihrem vorhergehenden Briefe ausdrücklich verlangt, daß ſie zuvor einzeln ſollten gedruckt werden, ſo könnte jetzt gleich mit der Sammlung angefangen werden. Laſſen Sie ſich daher dieſen kleinen Verzug gefallen, dem auf keine Weiſe noch abzuhelfen iſt. — Und der Grenadier erlaubt es doch noch, daß ich eine Vorrede dazu machen darf? Ich habe verſchiedenes von den alten Kriegsliedern geſammelt; zwar ungleich mehr von den Kriegsliedern der Barden und Skalden, als der Griechen. Ich glaube aber auch, daß jene für uns intereſſanter ſind, und auch ein größeres Licht auf die Lieder unſers neuen Skalden werfen. Was Sie unterdeſſen darüber angemerkt oder geſammelt haben, das theilen Sie mir ja mit; es könnte leicht etwas ſeyn, was mir entwiſcht wäre. Der alten Siegeslieder wegen habe ich ſogar das alte Heldenbuch durchgeleſen, und dieſe Lectüre hat mich hernach weiter auf die zwey ſogenannten Heldengedichte aus dem Schwäbiſchen Jahrhunderte gebracht, welche die Schweizer jetzt herausgegeben haben. Ich habe verſchiedene Züge daraus angemerkt, die zu meiner Abſicht dienen können, und wenigſtens von dem kriegeriſchen Geiſte zeugen, der unſere Vorfahren zu einer Nation von Helden machte. Beyläufig habe ich aber auch geſehen, daß die Herren Schweizer eben nicht die geſchickteſten ſind, dergleichen Monumente der alten Sprache und Denkungsart herauszugeben. Sie haben unverantwortliche Fehler gemacht, und es iſt ihr Glück, daß ſich wenige von den heutigen Leſern in den Stand ſetzen werden, ſie bemerken zu können. — Wie wollen Sie nun, mein liebſter Gleim, daß der Titel zu den Liedern unſers Grenadiers heißen ſoll? Den müſſen Sie ſelbſt machen; aber machen Sie ihn ſo kurz als möglich. Dasjenige, was ich eben jetzt von Ihnen bekommen habe, wird alſo das erſte, und die übrigen folgen nach der Zeitordnung. Haben Sie wegen der hiſtoriſchen Richtigkeit derſelben hin und wieder einige Anmerkungen zu machen, ſo unterlaſſen Sie es nicht. Die Trommel bleibt ſtehn; der Oberſtwachmeiſter hat es erlaubt. — Haben Sie das Schlachtlied geleſen, das Morhof in ſeinem Unterricht zur deutſchen Sprache und Poeſie anführt? (S. 313.) Es iſt überhaupt ſchlecht; die letzte Strophe aber hat mir gefallen, ob ſie gleich nichts mehr enthält, als was Sie in den zwei Zeilen ſagen:

Auch kommt man aus der Welt davon
Geſchwinder als der Blitz ꝛc.

Vielleicht haben Sie den Morhof nicht; hier iſt der Anfang der Strophe.

Kein ſeel'ger Tod iſt in der Welt,
Als wer für'm Feind erſchlagen:
Auf grüner Haid', im freyen Feld,
Darf nicht hör'n groß Wehklagen,
Im engen Bett, da ein'r allein
Muß an den Todesreyhn;
Hier aber findt er Geſellſchaft fein,
Fallen mit, wie Kräuter im Mayn — ꝛc.

Sie haben doch mit den letzten Exemplaren von dem Roßbacher Siegesliede auch den Chriſtiſchen Catalogus bekommen? Wenn Sie nicht ſchon Jemand haben, dem Sie Ihre Commiſſionen geben, ſo ſenden Sie ſie nur mir. Wollen Sie denn noch Trapps Anakreon? Der Herr von Kleiſt ſagt mir ja, daß Sie dieſe Ausgabe ſchon hätten. Sehen Sie doch vorher nach; denn was ſoll ſie Ihnen zweymal? Ich umarme Sie, liebſter Freund, und bin

ganz der Ihrige
oder mit Gottſcheden zu ſprechen:
Und dein Bewundrer bleibt der deine. [1]
Leſſing.

An Gleim.

Leipzig, den 8. März 1758.

Liebſter Freund,

Daß ich ein wenig nachläſſig bin, das wiſſen Sie ſchon. Daß unſer lieber Kleiſt ſeit vierzehn Tagen auf Commando iſt, das wiſſen Sie auch ſchon. Folglich werden Sie ſich wohl nicht ſehr gewundert haben, daß Sie ſeit vierzehn Tagen keine Nachricht von uns aus Leipzig erhalten haben.

Nun aber bekommen Sie auf einmal ſo viel Neues, ſo viel Intereſſantes, daß Ihnen dabei ein langer Brief von mir ſehr ekel ſeyn würde. Zwei Exemplare von den neuen Gedichten unſers Freundes, und vierzig von den beiden Siegesliedern meines Grenadiers! Brauchen Sie von den letztern mehr, ſo melden Sie es; es ſtehen ſo viele zu Ihrem Befehle, als Sie verlangen. Was ſagt der Grenadier von dem Major? Eine Compagnie ſolcher Poeten, ſo will ich den ganzen Franzöſiſchen Witz damit zum Teufel jagen. Leben Sie wohl, mein liebſter Gleim; und Sie mögen mir auf dieſe Zeilen antworten oder nicht, ſo ſchreibe ich Ihnen doch mit erſter Poſt ein mehreres. Ich bin

Ihr ergebenſter Freund
Leſſing.

---

[1] Mit dieſem Verſe hatte Gottſcheb damals ein Gedicht an Friedrich II. geendigt.

An Kleiſt.

Liebſter Freund,

Unſer Gleim iſt ein recht böſer Mann, daß er mir den Tag ſeiner Ankunft bei Ihnen, gemeldet zu haben vorgiebt, und zwar bei guter Zeit gemeldet zu haben vorgiebt. Ich habe ſeit vier Wochen keine Zeile von ihm geſehen, ob ich ihm gleich die Exemplare von ſeinen Liedern und Ihren neuen Gedichten ſchon längſt geſchickt habe. Nur erſt vorigen Sonnabend bekomme ich einen Brief von ihm, der den 27. Februar datirt iſt, und worin freilich etwas von ſeiner Reiſe zu Ihnen ſteht; ich möchte aber wohl wiſſen, wo dieſer Brief liegen geblieben wäre, ob bey ihm in Halberſtadt oder hier in Leipzig. Da ich alſo die Zeit, wenn er bey Ihnen ſeyn wolle, nicht eher erfahren habe, als bis er ſchon längſt wieder weg war; ſo kann ich wohl mit Recht ſagen, daß ich ſie gar nicht erfahren habe. Rechnen Sie mir, liebſter Freund, mein Auſſenbleiben alſo nicht zu; und ſeyn Sie ja nicht ungehalten. Ich habe doch einzig und allein das meiſte dabey verloren. — Aber iſt es wirklich andem, daß der Herr Paſtor Lange mit ſeiner Doris zugleich bey Ihnen geweſen iſt? Was würden wir einander für Geſichter gemacht haben! Und der boshafte Gleim, was für Einfälle würde er auf unſer beyder Rechnung haben ſtrömen laſſen! Er würde uns haben verſöhnen wollen, und wir würden haben thun müſſen, als ob wir niemals Feinde geweſen wären. Es iſt mir bey dem allen recht lieb, daß ich dieſer Verlegenheit entgangen bin.

Sie bleiben auch gewaltig lange weg, liebſter Freund. Und gleichwohl darf ich es nun kaum recht wagen, Sie zu beſuchen. Denn ich weiß, daß der Herr General ſchon zu verſchiednen Malen geſagt hat, daß er Sie alle Tage wieder erwarte.

Morgen geht das Bataillon Garde von hier weg; nach Breßlau, wie man ſagt. Das iſt die einzige Neuigkeit, die ich Ihnen von hier melden kann. Oder wollen Sie noch etwas neues von Gottſcheden wiſſen? Er wird mit dem Geſalbten unſers Gleims immer bekannter, immer vertrauter. Es hat wieder franzöſiſche Verſe geſetzt nebſt einer goldnen Tabatiere und einem Ringe. Er macht gar kein Geheimniß draus; er iſt vielmehr ſo ſtolz drauf, daß er die ganze Unterredung, die er hier mit dem Könige gehabt hat, in ſein Neueſtes hat eindrucken laſſen. Gott wolle nicht, daß unſer Gleim ſeinen Patriotismus auch ſo weit treibt, daß ihm Gottſched durch dieſe Bekanntſchaft reſpectabler wird! Jetzt iſt es vielmehr die rechte Zeit, neue und blutigere Satyren wider ihn zu machen, als man noch je gemacht hat. Und wenn wir damit zaudern, ſo wird er uns ſelbſt zuvorkommen. Denn es iſt ganz gewiß, daß er wieder eine neue Aeſthetik in einer Nuß drucken läßt. Ihre neuen Gedichte werden ihm gleich noch zur rechten Zeit gekommen ſeyn. Wenn ich doch nur auch unterdeſſen etwas geſchrieben hätte, damit ich nicht etwa vergeſſen würde! —

Leben Sie wohl, theuerſter, liebſter Freund, und kommen Sie ja bald wieder. Ich bin Zeit Lebens

Leipzig ganz der Ihrige
den 14. März 1758. Leßing.

An Gleim.

Berlin, den 16. Decemb. 1768.

Liebſter Freund!

Ich bleibe Ihnen die Antwort auf Ihre letzten ſehr angenehmen Briefe lange ſchuldig. Sie werden die Urſache gleich hören. Vor allen Dingen muß ich Ihnen ſagen, daß ich das Gedicht unſers Grenadiers, als ein Gedicht, mit dem größten Vergnügen geleſen habe. Er iſt hier weit ernſter, feyerlicher, erhabener, als in ſeinen Liedern, ohne deswegen aus ſeinem Charakter zu gehen. Allein ſoll ich es für nichts, als für eine Wirkung ſeiner frappanten Art zu malen halten, wenn mir bey verſchiedenen Stellen vor Entſetzen die Haare zu Berge geſtanden haben? Sehen Sie, liebſter Freund, ich bin aufrichtig, und ich kann es gegen Sie ohne Gefahr ſeyn. Ich wollte dieſe Stellen nicht zum zweytenmal leſen, und wenn ich noch ſo viel damit gewinnen könnte. Ja, geſetzt, es wird über kurz oder lang Friede; geſetzt, die itzt ſo feindſelig gegen einander geſinnten Mächte ſöhnen ſich aus — (ein Fall, der ganz gewiß erfolgen muß) —: was meinen Sie, daß alsdann die kältern Leſer, und vielleicht der Grenadier ſelbſt, zu ſo mancher Uebertreibung ſagen werden, die ſie itzt in der Hitze des Affects für ungezweifelte Wahrheit halten? Der Patriot überſchreyet den Dichter zu ſehr, und noch dazu ſo ein ſoldatiſcher Patriot, der ſich auf Beſchuldigungen ſtützt, die nichts weniger als erwieſen ſind! Vielleicht zwar iſt auch der Patriot bey mir nicht ganz erſtickt, obgleich das Lob eines eifrigen Patrioten, nach meiner Denkungsart, das allerletzte iſt, wonach ich geitzen würde; des Patrioten nehmlich, der mich vergeſſen lehrte, daß ich ein Weltbürger ſeyn ſollte. In dieſem Falle alſo, wenn es nehmlich eine bloße Colliſion des Patriotismus iſt, die mich dieſesmal mit unſerm Grenadiere weniger zufrieden macht, als ich ſonſt zu ſeyn ſo viel Urſach habe — veniam petimus dabimusque vicissim. Ich war auch, in Betrachtung deſſen, gar nicht Willens, das Gedicht unſers Grenadiers zu unterdrücken, oder wenigſtens vom Drucke abzuhalten. Allein da jetzt nicht eine Zeile ohne Cenſur und Erlaubniß hier in Berlin gedruckt werden darf, ſo mußte es nothwendig vorher cenſirt werden, und erſt heute erfahre ich, daß es die Cenſur nicht paſſiren kann. Ohne Zweifel iſt die anſtößige Erwähnung des von Katt die vornehmſte Urſache. Der König hat ſich in dieſer Sache ſelbſt zu öffentlich Unrecht gegeben, als daß es ihm angenehm ſeyn könnte, ſich auf eine ſolche Weiſe daran erinnert zu ſehen.

Unterdeſſen, liebſter Freund, werde ich das Gedicht doch bey mir behalten, und in wenig Wochen einen Gebrauch

davon machen, bey welchem der Dichter keine Gefahr läuft, und der Herausgeber ſich nichts vorzuwerfen hat. Sie ſollen damit zufrieden ſeyn; ich weiß es gewiß. Zeigen Sie aber dem Grenadier dieſen meinen Brief nicht; denn ich fange wirklich an mich vor ihm zu fürchten. Es ſcheint, er läßt ſich zu leicht in Harniſch jagen. Sein Major hat weit kälteres Blut, und ich würde wider den Schluß ſeines Ciſſides nichts zu ſagen haben, wenn ich auch der eifrigſte Verfechter der Gegenparthey wäre. Ich bin es aber nicht; das wiſſen Sie.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir mit nächſter Poſt, wenn ich nicht glauben ſoll, daß ich Sie durch dieſen Brief unwillig gemacht habe. Ich bin Zeitlebens

Ihr

ergebenſter Freund.
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, d. 14. Febr. 1759.

Liebſter Freund,

Ich wollte Ihnen eben ſchreiben, und unſerm kleinen Streit ein Ende machen, als ich Ihren Brief mit der neuen Abſchrift erhielt. Er macht, daß ich Ihnen ganz anders ſchreiben muß, als ich mir vorgenommen hatte; denn Ihre Verbeſſerungen haben der Sache eine andere Geſtalt gegeben.

Alle unſere Freunde hier müſſen mir bezeugen, wie ſehr ich mit dem Gedichte des Grenadiers, als einem Gedichte, gleich vom Anfange zufrieden geweſen bin. Es iſt mir nichts darin anſtößig geweſen — (auch nicht einmal rippeln ꝛc.) — als bloß die Verwünſchungen, von welchen ich überhaupt ein abgeſagter Feind bin. Und dieſe Verwünſchungen haben nothwendig einen ſo ſtarken Eindruck auf mich machen müſſen, da ſie einen Prinzen betrafen, von deſſen Charakter ich weit anders überzeugt bin, als daß ich das von ihm glauben ſollte, was ihm die Flüche des Grenadiers zugezogen hat. Er verdient ſie ganz gewiß nicht; und wenn er ſie auch verdient hätte, ſo wäre es doch beſſer, daß der Grenadier das Verfluchen den Prieſtern überließe. Als Prieſter mag Herr Lange dieſes unſelige Vorrecht immer ausüben, und die nähere Erlaubniß dazu von Friedrich dem Soldaten itzt erſchleichen, die ihm Friedrich der philoſophiſche König zu einer andern Zeit gewiß verweigert hätte. Der Grenadier thut ſich ſelbſt Unrecht, wenn er ſich alles für erlaubt halten will, was einem Lange erlaubt iſt, der ſich damit begnügt, wenn er nur itzt ein paar Monate hindurch geleſen wird, und nichts darnach fragt, wenn man ſeine Gedichte über Jahr und Tag gar nicht mehr kennt. Der Grenadier ſoll und muß auf die Nachwelt denken; oder wenn Er es nicht thun will, ſo werden es ſeine Freunde für ihn thun.

Deffnen Sie unterdeſſen, liebſter Freund, unſerm Grenadier nur über zwey Stellen meines ſo anſtößig befundenen Briefs das Verſtändniß! Wenn ich geſchrieben habe, daß ich mich vor ihm zu fürchten anfinge, ſo bedaure ich nur, daß ich den Ton und die Miene nicht habe mit ſchreiben können, mit welcher ich es ihm mündlich würde geſagt haben. Ich glaubte, als ich es ſchrieb, mit keinem lächerlichen Einfalle meinen Brief beſchließen zu können, mit deſſen ernſthaftem Anfange ich nicht zufrieden war. Was ich aber von dem übertriebenen Patriotismus einfließen laſſen, war weiter nichts als eine allgemeine Betrachtung, die nicht ſowohl der Grenadier, als tauſend ausſchweifende Reden, die ich hier alle Tage hören muß, bey mir rege gemacht hatten. Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes (es thut mir leid, daß ich Ihnen vielleicht meine Schande geſtehen muß) keinen Begriff, und ſie ſcheint mir aufs höchſte eine heroiſche Schwachheit, die ich recht gern entbehre. — Doch laſſen Sie mich davon nichts weiter ſchreiben. Ich rühme mich, daß ich von der Freundſchaft deſto höhere Begriffe habe, und daß noch tauſend ſolche kleine Uneinigkeiten meiner Liebe und Hochachtung gegen meinen lieben Gleim und wackern Grenadier nicht im geringſten nachtheilig ſeyn können. Und wie könnten ſie auch, da ich ſehe, daß er weit mehr nachgiebt, als ich ſelbſt würde nachgegeben haben? Ich danke es ihm zum Beyſpiel nicht (als nur in ſo fern es ein Zeichen ſeiner Freundſchaft gegen mich ſeyn ſoll), daß er die Verwünſchung der Selbſtherrſcherin in Ruhm und Segen verwandelt hat. So viel habe ich niemals gefordert; und ich wünſchte, daß er es bloß ſo verändert hätte: „Aber welch ein Loos ſoll ich dir wünſchen, Selbſtherrſcherin! wenn du“ ꝛc.

Unterdeſſen kann es um ſo viel eher gedruckt werden, und ich hoffe Ihnen nächſtens Exemplare zu ſchicken. Aber was werden Sie ſagen, daß ich ſchon im voraus Gebrauch davon gemacht habe? Weil ich nicht glaubte, daß es ſo bald könne gedruckt werden, ſo gab ich dem Verfaſſer der Briefe über die neueſte Litteratur eine Abſchrift von den ſchönſten Stellen; und wenn Sie das, was bey Gelegenheit der ausgelaſſenen anſtößigen Stellen geſagt worden iſt, beleidigen ſollte, ſo bitte ich im voraus um Verzeihung.

Ich ſende Ihnen hierbey dieſe Briefe, weil Sie ſie verlangen. Aber wenn Sie glauben, daß ich der Verfaſſer davon bin, ſo thun Sie mir keinen Gefallen. Es ſind wohl einige Bolzen von mir darin; weiter aber auch nichts. Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich bin

Ihr

ergebenſter
Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Sept. 1759.

Liebſter Freund,

Ich ſetze in der größten Verwirrung die Feder an. Ich weiß, Sie werden ſich alle Poſttage nach einem Briefe von

mir umſehen; ich muß Ihnen alſo nur ſchreiben, ob ich Ihnen gleich auch itzt noch nichts ganz Zuverläſſiges von unſerm theuerſten Kleiſt melden kann.

Herr von Brand iſt bei der Armee des Königs geweſen, und vorgeſtern Abends wieder zurückgekommen. Er hat ſich genau nach unſerm Freunde erkundigt und von dem Oberſten von Kleiſt, ſeinem Vetter, erfahren, daß er ſich in Frankfurt noch bis dato befände. Er ſoll nicht mehr als ſechs Wunden haben. Der rechtſchaffene Mann! Er hat ſich, — und das hat nicht allein der Oberſte, ſondern das haben ihm noch viele andere Officiere geſagt — an dem unglücklichen Tage außerordentlich hervorgethan. Er hat die erſten Wunden gar nicht geachtet, ſondern iſt vor ſeinem Bataillon noch immer zu Pferde geblieben; und als er endlich geſtürzt, hat er noch auf der Erde ſeinen Leuten zugerufen und ſie aufs beſte angefeuert. Doch auch hier hat alles nichts helfen wollen; er hat müſſen auf der Wahlſtatt liegen bleiben, und iſt ſo, nebſt allen andern ſchwer Verwundeten, den Ruſſen in die Hände gefallen.

Geſtern erhielten wir Nachricht, daß die Ruſſen Frankfurt verlaſſen hätten. Sie haben ſich nach Guben gezogen, um ſich mit den Oeſtreichern zu vereinigen. Ich ſchrieb alſo gleich, nebſt dem Herrn Profeſſor Sulzer, nach Frankfurt. Aber kaum war mein Brief fort, ſo machte man mich beſorgt, daß ich ihn wohl würde vergebens geſchrieben haben. Herr Venino[1] nehmlich, der gleichfalls bey der Armee geweſen iſt, will da für gewiß erfahren haben — kaum kann ich es Ihnen ſchreiben, aber ich muß — er will erfahren haben, daß unſer liebſter Freund bereits an ſeinen Wunden geſtorben ſey. Noch mehr; heute iſt ein Journal von dem, was ſich von Tag zu Tag während der Anweſenheit der Ruſſen in Frankfurt daſelbſt zugetragen hat, hier angekommen und auch in dieſem Journal ſoll es mit angemerkt ſtehen, daß ein Major Kleiſt daſelbſt begraben worden. — Nun hören Sie, womit ich mich noch tröſte. Es ſind mehr Majore Kleiſt, und ich weiß auch gewiß, daß noch ein anderer Major Kleiſt, ich kann mich nicht gleich erinnern von welchem Regimente, mit dem unſrigen ein gleiches Schickſal gehabt hat. Dieſer wird geſtorben ſeyn, und nicht unſer Kleiſt. Nein unſer Kleiſt iſt nicht geſtorben: es kann nicht ſeyn; er lebt noch. Ich will mich nicht vor der Zeit betrüben; ich will auch Sie nicht vor der Zeit betrüben. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen. Mit der rückkommenden Frankfurter Poſt werden wir alles erfahren. Wenn er noch lebt, ſo beſuche ich ihn. Ich ſollte ihn nicht mehr ſehen? Ich ſollte ihn in meinem Leben nicht mehr ſehen, ſprechen, umarmen? Leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige

Leſſing.

[1] Ein italiäniſcher Kaufmann in Berlin.

An Gleim.

Berlin, d. 6. September 1759.

Ach, liebſter Freund, es iſt leider wahr. Er iſt todt. Wir haben ihn gehabt. Er iſt in dem Hauſe und in den Armen des Profeſſors Nicolai geſtorben. Er iſt beſtändig, auch unter den größten Schmerzen, gelaſſen und heiter geweſen. Er hat ſehr verlangt ſeine Freunde noch zu ſehen. Wäre es doch möglich geweſen! Meine Traurigkeit über dieſen Fall iſt eine ſehr wilde Traurigkeit. Ich verlange zwar nicht, daß die Kugeln einen andern Weg nehmen ſollen, weil ein ehrlicher Mann da ſteht. Aber ich verlange, daß der ehrliche Mann — Sehen Sie; manchmal verleitet mich der Schmerz, auf den Mann ſelbſt zu zürnen, den er angeht. Er hatte ſchon drey, vier Wunden; warum ging er nicht? Es haben ſich Generale mit weniger und kleinern Wunden unſchimpflich bey Seite gemacht. Er hat ſterben wollen. Vergeben Sie mir, wenn ich ihm zu viel thue. Er wäre auch an der letzten Wunde nicht geſtorben, ſagt man; aber er iſt verſäumt worden. Verſäumt worden! Ich weiß nicht, gegen wen ich raſen ſoll. Die Elenden, die ihn verſäumt haben! —

Ich muß abbrechen. Der Profeſſor wird Ihnen ohne Zweifel geſchrieben haben. Er hat ihm eine Standrede gehalten. Ein anderer, ich weiß nicht wer, hat auch ein Trauergedicht auf ihn gemacht. Sie müſſen nicht viel an Kleiſt verloren haben, die das itzt im Stande waren! Der Profeſſor will ſeine Rede drucken laſſen, und ſie iſt ſo elend! Ich weiß gewiß, Kleiſt hätte lieber eine Wunde mehr mit ins Grab genommen, als ſich ſolches Zeug nachſchwatzen laſſen. Hat ein Profeſſor wohl ein Herz? Er verlangt itzt auch von mir und Ramler Verſe, die er mit ſeiner Rede zugleich will drucken laſſen. Wenn er eben das auch von Ihnen verlangt hat, und Sie erfüllen ſein Verlangen — Liebſter Gleim, das müſſen Sie nicht thun! Das werden Sie nicht thun. Sie empfinden itzt mehr, als daß Sie, was Sie empfinden, ſagen könnten. Ihnen iſt es auch nicht, wie einem Profeſſor, gleich viel, was Sie ſagen, und wie Sie es ſagen. — Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen mehr ſchreiben, wenn ich werde ruhig ſeyn.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Beſter Freund!

Ich reiſte mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmahl in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnedem nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich

dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht. Denn noch bin ich in Breßlau nicht zu mir ſelbſt gekommen.

Was Sie mir aus den Berliner Zeitungen melden, iſt eine wahre Neuigkeit für mich.[1] Ihnen brauche ich es nicht lange zu verſichern, daß mir dieſe Ehre, beſonders in den Umſtänden, worinn ich mich gegenwärtig befinde, ſehr gleichgültig iſt. Auch iſt es mir ſehr gleichgültig, was Herr S. für ein Betragen dabey geäußert. Ob er falſch iſt, weiß ich nicht; daß er aber öfters ſehr inconſequent iſt, das weiß ich. Vielleicht war er auch dasmahl nur das Letzte. Und Sie haben Recht; es iſt immer einerley, ob man von einem General, oder von einem Präſidenten der Akademie abhängt. Wenn dieſer mehr Kopf hat, ſo hat er auch mehr Hals: und es iſt ſicherlich ſchlimmer mit ihm auszukommen, als mit jenem. Meinen halte ich noch bis jetzt für einen ſehr guten Mann, vor deſſen Haſtigkeit, wenn ſie anders ſein Fehler iſt, ich ganz geſichert zu ſeyn glaube.

Was Ephraim übrigens anbelangt, ſo iſt mir lieb, daß alle die Gefälligkeiten, die er ſich von mir verſprechen kann, von der Art ſind, daß ich niemanden dadurch ſchaden, auch mich ſelbſt keiner Verantwortung dabey ausſetzen kann: doch werde ich darum nicht aufhören, auf meiner Hut zu ſeyn; und Sie, liebſter Freund, werden mir einen großen Gefallen erweiſen, wenn Sie mir dann und wann, von dieſem und jenem, einen kleinen Wink geben. Unſere erſten Briefe ſind ſehr trocken. Wir müſſen einander fleißiger, und mehr, und angenehmere Dinge ſchreiben. Sie gehen auf Ihrem Pfade ungehindert fort. Verlieren Sie mich ja nicht ganz aus den Augen; laſſen Sie mich ja an allen Ihren Beſchäftigungen noch ferner den Antheil nehmen, den ich zu meinem großen Nutzen bisher daran genommen habe. Das wird das einzige Mittel ſeyn, wenn ich nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſoll.

Was macht Herr Nicolai? Als Bräutigam hat er nicht Zeit meine Briefe zu leſen. Ich will den Honigmonat vorbeygehen laſſen, ehe ich ihm ſchreibe. Doch kann er ſichre Rechnung darauf machen, daß er binnen 14 Tagen die verſprochenen Briefe haben ſoll.[2] Sie haben ohne Zweifel unterdeſſen alles geſchrieben. Daß ich ja mit nächſtem die Stücke alle bekomme, die ich nicht geleſen habe!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich allen Ihren Freunden.

Breslau, Leſſing.
den 7. Dec. 1760.

An Moſes Mendelsſohn.

Ach, liebſter Freund, Joel iſt ein Lügner! Ihnen geſtehe ich es am allerungernſten, daß ich bisher nichts weniger als zufrieden geweſen bin. Ich muß es Ihnen aber geſtehen, weil es die einzige Urſache iſt, warum ich ſo lange nicht an Sie geſchrieben habe. Nicht wahr, nur ein einzigesmahl habe ich von hier aus an Sie geſchrieben? Wetten Sie kühnlich darauf, daß ich alſo auch nur ein einzigesmahl recht zu mir ſelbſt gekommen bin.

Nein, das hätte ich mir nicht vorgeſtellt! aus dieſem Tone klagen alle Narren. Ich hätte mir es vorſtellen ſollen und können, daß unbedeutende Beſchäftigungen mehr ermüden müßten, als das anſtrengendſte Studieren; daß in dem Zirkel, in welchen ich mich hineinzaubern laſſen, erlogene Vergnügen und Zerſtreuungen über Zerſtreuungen die ſtumpf gewordene Seele zerrütten würden; daß —

Ach, beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verlohren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr kennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern! Hundertmahl habe ich ſchon den Einfall gehabt, mich mit Gewalt aus dieſer Verbindung zu reißen. Doch kann man einen unbeſonnenen Streich mit dem andern wieder gut machen?

Aber vielleicht habe ich heute nur einen ſo finſtern Tag, an welchem ſich mir nichts in ſeinem wahren Lichte zeigt, Morgen ſchreibe ich Ihnen vielleicht heiterer. O ſchreiben Sie mir doch ja recht oft; aber mehr als bloße Vorwürfe über mein Stillſchweigen. Ihre Briefe ſind für mich ein wahres Almoſen. Und wollen Sie Almoſen nur der Vergeltung wegen ertheilen?

Leben Sie wohl, mein liebſter Freund. Die erſte gute Stunde, die mir mein Mißvergnügen läßt, iſt ganz gewiß Ihre. Ich ſehe ihr mit alle dem unruhigen Verlangen entgegen, mit welchem ein Schwärmer himmliſche Erſcheinungen erwartet.

Breslau, Leſſing.
den 30. März 1761.

An Ramler.

Breslau, d. 30. May 1762.

Liebſter Freund,

Ich habe Ihnen auf drey Briefe zu antworten: auf zwey, die ich erhalten habe, und auf einen, den ich nicht erhalten habe. Wenn ich Ihnen ſage, daß dieſer letztere mir die andern zwey faſt zu Räthſeln gemacht hat, ſo iſt es wohl kein Räthſel, welches der verunglückte von den dreien ſey. Der erſte, leider! den Sie dem jungen Herrn von Kleiſt mitgegeben hatten; mit dem Sie mir die erſte kleine Ausgabe des Logau wieder zurück ſchickten. Brief und Logau ſind mit dem Torniſter des jungen Kleiſt unter Weges verloren gegangen. Ein ärgerlicher Zufall! Sie wiſſen, daß der Logau nicht mein eigen war, ſondern einer hieſigen Bibliothek (zu St. Magdalena) zugehörte. Ich verzweifle durchaus, ihr dieſen Verluſt erſetzen zu können;

[1] Leſſing war zum Mitgliede der Akademie in Berlin ernannt worden. Nicolai.

[2] Beyträge zu den ſo genannten Litteraturbriefen. Nicolai.

allem Anſehen nach war es noch das einzige Exemplar in der Welt. — Nun was mehr? Es iſt weg; und ich habe mich wohl gehütet, den jungen Kleiſt meine Empfindlichkeit darüber merken zu laſſen. Denn er bat gar zu ſehr um Verzeihung; und einmal iſt er doch unſers Kleiſts Neveu. Was wollte ich dem nicht vergeben? Ihn ſeinen eigenen dabey erlittenen Schaden einigermaßen vergeſſen zu machen, habe ich ihm in der Geſchwindigkeit die nöthigſten Bedürfniſſe wieder anſchaffen laſſen. Ich habe ihm auch offne Kaſſe bey mir angeboten, und es wird nur auf ihn ankommen, wie ſehr er ſich noch weiter dieſes Anerbieten zu Nutze machen will.

Und ſo iſt ſie wirklich todt? Liebe Mamſell, was das nun wieder für ein romanhafter Streich iſt! Wenn ſie ſich nicht beſſer aus dem Handel zu ziehen gewußt haben! — Aber um Gottes willen, liebſter Freund, verwickeln Sie mich mit ihren Erben in keinen Prozeß! Geben Sie ihnen alles, was ſie verlangen. Ich will hoffen, daß ſie nicht mehr verlangen werden, als ich gehabt habe. Es würde mir leicht ſeyn, ihnen eine Art eines ſehr gültigen Anſpruchs auf dieſes und jenes zu produciren, wenn es ſich der Mühe verlohnte, eine dritte Perſon darüber abhören zu laſſen, welche die Mamſell zu ihrem Hin- und Wiederſchicken brauchte. Allein ich habe mir einmal für allemal vorgenommen, keine Erbſchaft unter hundert tauſend Thalern anzunehmen; und die Donationes inter vivos, wenn ſie von einem Frauenzimmer herkommen, ſind nicht immer die anſtändigſten. Ein einziges hätte ich gewünſcht: die Möbeln für gute baare Bezahlung zum Andenken behalten zu können. Wenn die Erben dieſe mir noch verkaufen wollen, ſo werde ich ihnen dafür verbunden ſeyn. Schließen Sie den Handel, liebſter Freund, und ich will Ihnen ſogleich das Geld dazu aſſigniren.

Denn müſſen wir denn nicht Möbeln haben, wenn wir einmal beiſammen wohnen wollen? Ich bitte mir es aus, daß dieſes einmal für allemal eine abgeredete Sache bleibt. Wenn die Zeit doch nur ſchon da wäre! Ich bin meiner jetzigen Situation ſo überdrüßig, als ich noch einer in der Welt geweſen bin. Nur bald Friede, oder ich halte es nicht länger aus!

Quod reliquum — — Lichtwehr iſt ein Narr. — Daß Sie Oden drucken laſſen, die Sie mir nicht ſchicken, das iſt nicht fein. — Unſerm lieben Krauſe zu ſeiner abermaligen Veränderung tauſend Glück! Ich ſchreibe ihm mit nächſtem Poſttage unfehlbar. — — Gleim und die Karſchin! Die letzte hat an mich geſchrieben, und ich werde ihr nicht antworten. Wenn doch Kleiſt noch lebte! — Hier iſt ein Brief von ſeinem Neveu. Er klagt, daß er ſchon zweimal an Sie geſchrieben, ohne eine Antwort zu erhalten. Einen Brief, weiß ich, habe ich ihm ſelbſt durch den Buchhändler Meyer beſtellt. Haben Sie den nicht erhalten? — Was machen Langemack und Sulzer? — Was macht —

Ich muß ſchließen, liebſter Freund. Sie wiſſen ja ohnedies wohl, nach wem ich ſonſt noch etwa hätte fragen können. Grüßen Sie ſie alle! Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie ſo oft an mich, als ich an Sie denke. Das iſt öfter als Sie glauben; denn ſonſt würden Sie mich nicht auf den Fuß eines Menſchen behandeln, deſſen Stillſchweigen man mit Stillſchweigen beſtrafen muß. Ich bin

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Nicolai.

Liebſter Freund,

Endlich dringt mich die Noth, an Sie zu ſchreiben. Und zwar eine doppelte Noth. Fürs erſte: ich kann unmöglich länger Ihre Briefe entbehren. Da Sie mir ſie alſo nicht als ein Almoſen wollen zukommen laſſen —

(Sie ſollten ſich ſchämen, mit mir auf ſo genaue Rechnung zu leben. Zug um Zug, iſt eine Regel in der Handlung, aber nicht in der Freundſchaft. Handel und Wandel leidet keine Freundſchaft: aber Freundſchaft leidet auch keinen Handel und Wandel. Und wozu machen Sie unſern Briefwechſel anders, als zu einem eigennützigen Handel, wenn Sie wollen, daß er in dem eigentlichſten Wortverſtande nichts als ein Briefwechſel ſeyn ſoll? Wenn Sie mit keinem andern Wechſel übers Ohr gehauen werden, als mit dieſem, ſo wird Ihr Beutel ein ſehr geſegneter Beutel bleiben, und Ihre Freundſchaft eine Capitaliſtinn werden. Denn jeder Ihrer Briefe, den ich nicht beantworte, iſt ein Capital, welches Sie bey mir unterbringen. Und die Intereſſen dieſes Capitals werden von Zeit zu Zeit zu dem Capitale geſchlagen, und tragen neue Intereſſen, welche wieder zu dem Hauptſtuhle geſchlagen werden; ſo daß, je länger ich nicht antworte, deſto größer Ihr Capital wird. Begreifen Sie das nicht? Sie haben Recht: da iſt nichts zu begreifen. Lauter eingebildete Reichthümer! Lieber Freund, verſchmähen Sie doch die eingebildeten Reichthümer nicht! Laſſen Sie uns noch drey Jahre münzen, und die begreiflichſten Reichthümer ſollen zu Einbildungen werden. O Jane Patulei claudantur — vor allen Dingen meine Parentheſis) — —:

— So muß ich mir ſchon gefallen laſſen, ſie als Antworten zu erpreſſen. Und damit Sie auch gleich wiſſen, was Sie mir antworten ſollen, ſo vernehmen Sie meine zweyte Noth. Auf beiliegendem Zettel ſtehen Bücher, die ich mir aus dem Baumgartenſchen Catalogo [1] —

(Der ehrliche Mann, höre ich, iſt an einer poetiſchen Dyſenterie [2] geſtorben. Daran ſterbe ich nicht. Eher noch an einer poetiſchen Obſtruction, Conſtipation — wie heißt das griechiſche Wort! Schlagen Sie Hebenſtreits Anhang

[1] Aus dem Verzeichniſſe der ſehr beträchtlichen Bibliothek des ſel. Oberconſiſtorialraths Nathanael Baumgarten in Berlin, die damals verkauft wurde. Nicolai.

[2] Er hatte eine Siegespredigt in Verſen gehalten. Nicolai.

zu Wohts mediciniſchem Lexico nach; da finden Sie es ganz gewiß. Sehen Sie, wenn ich jetzt auch noch ſo viel vergeſſe, ich behalte doch wenigſtens die Bücher, wo ich es wieder finden kann. Und kann ich mir nun die Bücher vollends ſelber kaufen — das kann ich jetzt — ſo gewinne ich ja offenbar im Verlieren. Denn in den Büchern ſteht ſicherlich mehr, als ich vergeſſe. Geben Sie nur Acht, je mehr ich vergeſſe, deſto gelehrter werde ich werden! Und ein dickes Buch bekömmt die Welt nach meinem Tode — vielleicht auch noch vor meinem Tode, gewiß noch von mir zu ſehen. Nehmlich Bibliothecam Lessingianam seu Catalogum librorum quos dum sapere
legere
vivere
desiisset, collegit vir cum paucis sic stultis comparandus, Gotth. Ephr. Lessing etc. Aus dieſem Catalogo habe ich vor der Hand nichts gezogen, — ſondern aus dem Baumgartenſchen Catalogo) —
— gezogen habe, und die ich alle haben muß. Seyn Sie alſo ſo gut, und laſſen Sie mir ſie erſtehen. Oder erſtehen Sie mir ſie vielmehr ſelbſt. Können Sie nicht abkommen? Warten Sie, ich will Sie los bitten:

„Madame Nicolai,"

„Unbekannter Weiſe — das iſt ein Glück für mich; „denn wenn Sie mich kennten, würden Sie auf meine „Bitte nicht viel geben — nehme ich mir die Freiheit, Die„ſelben hiermit ganz ergebenſt zu erſuchen, mir zu Liebe „und Ihnen ſelbſt zur großen Ehre, die Selbſtüberwindung „zu haben, und zu erlauben, daß Ihr Mann — — Ihr „lieber Mann ſollte ich ſagen; denn ich erinnere mich, „daß Sie eben noch nicht lange mit ihm verheirathet ſind „— — daß Ihr lieber Mann alſo — — Aber, wenn es „noch Ihr lieber Mann iſt, ſo wird Ihnen die Selbſtüber„windung allzuviel koſten. — Es bleibt alſo bei dem erſten „— daß Ihr Mann ſchlechtweg, ſo lange als die Baum„gartenſche Auction dauert — es iſt keine Möbel-Auction, „Madame; wo Geſchmeide oder Silberzeug zu erſtehen iſt, „da werden Sie ihn wohl von ſelbſt hinſchicken, — ſich „alle Nachmittage ein Paar Stunden von Ihrer grünen „Seite entfernen darf. Er ſoll ſo gut ſeyn, und Bücher „für mich erſtehen, wenn Sie ſo gut ſeyn und es ihm er„lauben wollen. — Die verdammten Bücher! — Werden „Sie nicht ungehalten, Madame; für ſich ſoll er kein Blatt „erſtehen. Wer Frau und Kinder zu verſorgen hat, muß „freilich ſein Geld klüger anwenden. Aber unſer eins; ich „bin ſo ein Ding, was man Hageſtolz nennt. Das hat „keine Frau; und wenn es ſchon dann und wann Kinder „hat, ſo hat es doch keine zu verſorgen. — Was machte „ich mit dem Gelde, wenn ich nicht Bücher kaufte? Schlecht „Geld iſt es ohnedies, herzlich ſchlecht Geld; ſo ſchlecht, „daß man ſich ein Gewiſſen daraus machen muß, ſeine „alten Schulden damit zu bezahlen. Denn ſonſt könnte ich „es auch dazu anwenden. Aber behüte Gott! — Lieber „mögen meine alten Schulden bis auf das alte Geld meiner „lieben künftigen Frau warten. — Denn ich bin ein Hage„ſtolz, der es nicht ewig bleiben will. Das Exempel unſrer „Freunde iſt anſteckend — Liebe Madame, haben Sie etwa „eine gute Freundin mit altem Gelde, welches Sie recht „hübſch untergebracht wiſſen möchten? Sie wiſſen vielleicht „nicht, welchen großen Antheil ich an Ihrer Verbindung „habe. Ihr Mann war außer Maßen unentſchlüſſig, ob „er Ihr Mann werden wollte oder nicht. Hätte ich ihm nicht „ſo ſehr zugeredet, ich glaube, Sie hätten ihn noch nicht. „Wenn Sie nun eine erkenntliche Frau ſeyn wollen — — „Ich muß toll im Kopfe ſeyn, daß ich heute alles ſo ohne „Ueberlegung hinſchreibe! Wenn Sie eine erkenntliche „Frau ſind, ſo kratzen Sie mir vielleicht lieber die Augen „aus dem Kopfe. — Nein Madame, ich habe ihm nicht zu„geredet. Wenigſtens habe ich Ihnen nicht zugeredet. Mag „in Ihrem Eheſtandskalender doch für Wetter ſtehen, welches „will; mir dürfen Sie weder den Sonnenſchein noch den „Sturm zuſchreiben. — Aber wieder auf die Auction zu „kommen! — Steht Sonnenſchein im Kalender, ſo ent„laſſen Sie Ihren Mann freundlich in die Auction; — „ſteht Sturm, ſo jagen Sie ihn hinein. — Er mag gern „gehen oder nicht gern; Ihnen werde ich es in beyden Fäl„len zu verdanken haben. — Empfangen Sie alſo meinen „Dank. — Ich pränumerire meinen Dank ſehr gern. Denn „wer Henker kann eine Gefälligkeit abſchlagen, für die man „ſchon den Dank empfangen hat? Nein, Madame, das „iſt nicht möglich; und in feſter Ueberzeugung dieſer Un„möglichkeit verharre ich,

„Madame,"
„Dero"
„unbekannter Weiſe"
„ganz ergebenſter Diener."

Lieber Freund, ich will Ihnen eben nicht zumuthen, daß Sie alle Briefe an Ihre Frau beſtellen ſollen; aber dieſen können Sie immer beſtellen. — Sie gehen alſo in die Auction, und erſtehen mir die Bücher. — Hier werden ſehr oft Pferde und Packſättel verauctionirt: ich bin wieder zu Ihren Dienſten. Die ich mit einem * notirt habe, müſſen Sie mir um Gottes Willen nicht weglaſſen. [1]

[1] Das war halb in Scherz, halb in Ernſt geſagt. Er hatte bey der ſehr großen Anzahl der angezeichneten Bücher keine Preiſe beſtimmt, ſondern mir überlaſſen, wie viel ich wollte bieten laſſen. Bey einigen Büchern aber hatte er bemerkt, daß er ſie ſchlechterdings haben wollte. Unglücklicher Weiſe hatte er dieſe meiſtens griechiſchen und engländiſchen Bücher ſich gleich im Anfange, da er das Bücherverzeichniß durchgelaufen, auf einen Zettel geſchrieben, und vorher ſchon einem andern Freunde auf dieſe Bücher ungemeſſene Kommiſſion gegeben, aber dies nachher vergeſſen, als er ſich vornahm, mehr Bücher zu kaufen, und mir den Auftrag deshalb gab. Es wurde daher ein Buch von wenigen Bänden, von zwey Perſonen, zum allgemeinen Erſtaunen, bis 60 oder 70 Thaler hinauf getrieben. Da erklärten ſich beyde bietende Perſonen, daß ſie ungemeſſene Kommiſſion hätten, und das Buch nicht könnten fahren laſſen. Als ſie, um auseinander zu kommen, von einander zu wiſſen verlangten, für wen ſie böten, fand ſich, daß ſie beyde für Leſſing geboten hatten.
Nicolai.

Ich muß ſie abſolut haben! Die rechte Hand ſchreibt: abſolut; und die linke ſchnippt mit den Fingern dazu: es iſt alſo mein Ernſt. — Das Geld dafür will ich Ihnen auf Ihr erſtes Aviso aſſigniren. Darauf können Sie ſicherern Staat machen, als wenn ich Ihnen einen Beytrag zu Ihren Briefen oder zu Ihrer Sammlung verſpräche. — Und à propos, ich verſpreche Ihnen einen, wenn Sie mir wollen Ihre Edition vom Muſäus ſchicken, wobei die griechiſchen Scholien ſind. Ich habe über dieſes Gedicht einige Grillen gefangen; aber ich muß vorher, wo möglich, alle Ausgaben zu Rathe ziehen, ehe ich ſie wieder fliegen laſſe. Leben Sie wohl, lieber Freund. Mein Compliment an Moſes. Ich habe einen langen Brief an ihn angefangen; ich kann ihn aber nicht ſchließen, denn eben muß ich fort —

Peile, [1] in Eile.

Wiſſen Sie, wo das liegt? Ich wollte, daß ich es auch nicht wüßte.

Den 22. Oktober 1762.

Ihr

ergebenſter Freund,

Leſſing.

Hochzuverehrender Herr Vater,

Ich muß ſchon wiederum um Ihre gütige Nachſicht bitten, daß ich meine Antwort ſo lange verzögert habe. Meine itzigen Umſtände müßen mich zum Theil entſchuldigen, und die Ungewißheit und Unentſchloßenheit, in der ich mich ſolchen nach befinde.

Meine Verwirrung wird durch den Zufall, daß der G. v. T. gefährlich krank liegt, noch größer. Es mag aber dieſe Krankheit ausſchlagen wie ſie will, ſo iſt die totale Veränderung meiner itzigen Situation immer gewiß. Es ſollte mir leid thun, wenn ſich meine liebſten Eltern durch unrichtig eingezogene Nachrichten von meinen bisherigen Umſtänden einen falſchen Begrif ſollten gemacht haben. Ich habe meines Theils gewiß keine Gelegenheit dazu gegeben, vielmehr mich mehr als einmal geäußert, daß mein itziges Engagement von keiner Dauer ſeyn könne, daß ich meinen alten Plan zu leben nicht aufgegeben, und daß ich mehr wie jemals entſchloßen, von aller Bedienung die nicht vollkommen nach meinem Sinne iſt, zu abſtrahiren. Ich bin über die Helfte meines Lebens, und ich wüßte nicht, was mich nöthigen könnte, mich auf den kürzern Reſt deßelben, noch zum Sklaven zu machen. — Ich ſchreibe Ihnen dieſes, liebſter Vater, und muß Ihnen dieſes ſchreiben, damit es Ihnen nicht befremde, wann Sie mich in kurzen wiederum von allen Hoffnungen und Anſprüchen auf ein fixirtes Glück, wie man es nennt, weit entfernet ſehen ſollten. Ich brauche nur noch einige Zeit, mich aus allen den Rechnungen und Verwirrungen, in die ich verwickelt geweſen, herauszuſetzen, und alsdann verlaße ich Breslau ganz gewiß. Wie es weiter werden wird iſt mein geringſter Kummer. Wer geſund iſt, und arbeiten will, hat in der Welt nichts zu fürchten. Sich langwierige Krankheiten und ich weis nicht was für Umſtände befürchten, die einen außer Stand zu arbeiten ſetzen könnten, zeigt ein ſchlechtes Vertrauen auf die Vorſicht. Ich habe ein beßeres, und habe Freunde. — —

Meine eifrigſten Wünſche gehen auf das ruhige, und zufriedene Alter meiner wertheſten Eltern, die ich beſchwöre, um mich ſich keinen Kummer zu machen, wohl aber verſichert zu ſeyn, daß niemand ſeine Eltern und Geſchwiſter aufrichtiger lieben kann als

Dero

gehorſamſter Sohn

Breslau d. 13. Junius 1764.

Gotthold.

An Ramler.

Breslau, d. 5. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beſorgſame Freundſchaft! — Krank will ich wohl einmal ſeyn, aber ſterben will ich deswegen noch nicht. Ich bin ſo ziemlich wieder hergeſtellt; außer daß ich noch mit häufigem Schwindel beſchwert bin. Ich hoffe, daß ſich auch dieſer bald verlieren ſoll; und alsdann werde ich wie neugeboren ſeyn. Alle Veränderungen unſers Temperaments, glaube ich, ſind mit Handlungen unſerer animaliſchen Oekonomie verbunden. Die ernſtliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden, und ſchmeichle mir, daß ich in dieſem hitzigen Fieber den letzten Reſt meiner jugendlichen Thorheiten verraſet habe. Glückliche Krankheit! Ihre Liebe wünſchet mich geſund; aber ſollten ſich wohl Dichter eine athletiſche Geſundheit wünſchen? Sollte der Phantaſie, der Empfindung, nicht ein gewiſſer Grad von Unpäßlichkeit weit zuträglicher ſeyn? Die Horaze und Ramler wohnen in ſchwächlichen Körpern. Die geſunden Theophile [1] und Leſſinge werden Spieler und Säufer. Wünſchen Sie mich alſo geſund, liebſter Freund; aber wo möglich, mit einem kleinen Denkzeichen geſund, mit einem kleinen Pfahl im Fleiſche, der den Dichter von Zeit zu Zeit den hinfälligen Menſchen empfinden laſſe, und ihm zu Gemüthe führe, daß nicht alle Tragici mit dem Sophokles 90 Jahr werden; aber, wenn ſie es auch würden, daß Sophokles auch an die neunzig Trauerſpiele, und ich erſt ein einziges gemacht! Neunzig Trauerſpiele! Auf einmal überfällt mich ein Schwindel! O laſſen Sie mich davon abbrechen, liebſter Freund! —

[1] Ein faſt eine Meile lang ſich dehnendes ſehr großes Dorf, in deſſen Mitte eine evangeliſche Brüdergemeine ſich befindet, woher dieſer Theil des Dorfs Gnadenfrey genannt wird. Es liegt in Schleſien, im Herzogthume Schweidnitz, zwiſchen den Städten Reichenbach und Nimptſch. Leſſing ſtand da mit dem General Tauenzien im Lager. Nicolai.

[1] Leſſing meint Theophilus Döbbelin, den breitſchultrigen Schauſpieler. Nicolai.

Leben Sie wohl, liebſter Freund, leben Sie wohl. Ich bin ganz der Ihrige,

Leſſing.

An Ramler.

Breslau, den 20. Auguſt 1764.

Liebſter Freund,

Ihr Schreiben, das mir Herr Ried überbrachte, hat mir ſeinen Beſuch doppelt angenehm gemacht. Ich muß ihn nicht ohne Antwort abreiſen laſſen, damit er wiederum das Vergnügen haben kann, Sie zu beſuchen.

Meinen vorigen Brief werden Sie von dem Herrn Hauptmann von Diebitſch wohl erhalten haben. Er war ſo gütig, für Herrn Voß etwas mitzunehmen; von welchem ich ſehr begierig bin zu hören, ob es gut überkommen. — Er und Herr Ried haben mir verſichert, daß Sie ſich recht wohl befinden. Bleiben Sie ja dabey, und kränkeln Sie nicht! Kränkeln, ſag ich; denn ſeit einiger Zeit halte ich das Kränkeln für ſchlimmer, als das krank ſeyn. Ein ärgerliches Leben, wenn man auf iſt, und vegetirt, und für geſund angeſehen wird, ohne es zu ſeyn! Ich war vor meiner Krankheit in einem Train zu arbeiten, in dem ich ſelten geweſen bin. Noch kann ich nicht wieder hineinkommen, ich mag es anfangen wie ich will. Ich brenne vor Begierde, die letzte Hand an meine Minna von Barnhelm zu legen; und doch wollte ich auch nicht gern mit halbem Kopfe daran arbeiten. Ich habe Ihnen von dieſem Luſtſpiele nichts ſagen können, weil es wirklich eins von meinen letzten Projekten iſt. Wenn es nicht beſſer, als alle meine bisherigen dramatiſchen Stücke wird, ſo bin ich feſt entſchloſſen, mich mit dem Theater gar nicht mehr abzugeben. Es könnte doch ſeyn, daß ich zu lange gefeiert hätte. — Sie ſollen der erſte ſeyn, von dem ich mein Urtheil erwarte. [1] — Vorher aber ſagen Sie mir noch Ihr Urtheil, liebſter Freund, von beyliegenden Reimereyen. [2] Kaum ſollte ich es zwar wagen, Ihnen ſolche Nichtswürdigkeiten vorzulegen; und ich kann es ſelbſt kaum begreifen, wie ich ſeit Jahr und Tag wieder in dieſen Geſchmack gekommen bin. Wenn ſie nicht ganz verwerflich ſind, und es ſich der Mühe verlohnt, daß Sie Ihre Feile anſetzen, ſo thun Sie es doch! Nicht ſowohl, damit ich öffentlich Gebrauch davon machen kann; als vielmehr, damit mir meine Nachläſſigkeiten nur recht deutlich werden, und ich von ſelbſt errathen kann, welchem Kunſtrichter ich das übrige Zeug dieſer Art zu reinigen und zu läutern geben muß.

[1] L. hielt dieſes Verſprechen. Er brachte Ramlern jeden Akt, las ihm ſolchen ſelbſt vor, und ließ ihn ſo lange in ſeinen Händen, bis er ihm den folgenden Akt vorleſen konnte. Es war dabey ausgemacht worden, daß R. in jeden Akt ein Zettelchen mit Kritik oder Vorſchlägen zur Verbeſſerung legen ſollte. L. nahm dieſe auch freundſchaftlich an, bis auf zwey oder drey, worin er ſeinen Willen haben wollte. Nicolai.

[2] Dieſes waren drey komiſche Erzählungen, nehmlich die Brille, Nix Bodenſtrom, und die Theilung. Nicolai.

Ihrem Urtheile über die Wilhelmine falle ich völlig bey. Wie ſehr freue ich mich, daß mein Wunſch in Anſehung des Verfaſſers eingetroffen. Den ekeln Freund, der niedrige Stellen darin gefunden, wollte ich errathen. Er, der den feinen Geſchmack des Hofes und der großen Welt allein zu haben glaubt! [1] Er, der allein von Flöhen ſingen kann, ohne in Plattitüden zu fallen. Kenne ich ihn?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und behalten Sie mich lieb,

Ihren

getreuſten

Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Es würde unverzeihlich ſeyn, wenn ich es noch länger anſtehen ließe, meinen wertheſten Eltern einige Nachricht von mir zu ertheilen, und mich nach ihrem mir ſo theuern Wohlergehen zu erkundigen. Mein bisheriges Stillſchweigen werden Sie mir gütigſt verzeihen; Arbeit und Verdruß und meine bevorſtehende Veränderung, haben mich, ſo zu reden, meiner ſelbſt vergeßen gemacht, und ich werde nun ſchon auch nicht eher wieder zu mir ſelbſt kommen, als bis ich aus Breslau weg bin. Dieſes ſind denn auch die Urſachen, warum ich den Beſuch meines Bruders Carl verbitten muß. Ich möchte ihn zwar ſehr gern ſprechen, aber die Zeit verſtattet es itzo nicht, und ich muß mir dieſes Vergnügen ſchon bis auf das Frühjahr verſparen, da ich ganz gewiß auf einige Tage nach Hauſe zu kommen hoffe. Und zwar von Berlin aus; wenn ich meine Sachen daſelbſt nur erſt in Ordnung gebracht habe. Er will wieder nach Leipzig gehen, und ich darf es ihm nicht widerrathen. Wenn er nur weiß, wie er da leben kann. Ich meines wenigen Theils kann ihm weiter auf nichts Hoffnung machen; es thut mir leid, daß ich dieſes ſo gerade herausſagen muß, aber es würde ihm ſchädlich ſeyn, wenn er ſich ungegründete Rechnung machte. Von dem ganzen Winklerſchen Proceſſe ſind mir kaum 300 Rthlr. übrig geblieben; und das iſt, außer meiner Bibliothek und meinen Sachen, mein einziger und letzter Nothpfennig, der gänzlich geſchmolzen ſeyn wird, noch ehe ich mich in Berlin wieder eingerichtet habe. Es folgt hierbey ein Brief an ihn, von einem ſeiner Univerſitätsfreunde, an den ich die 26 Rthlr., welche er ihm ſchuldig geweſen, mit 28 Rthlr. 12 Gr. hieſigem Courant bezahlt habe. Ich wünſchte ſehr, ich könnte ihm ſeine übrige Schulden auch tilgen. Aber, wie geſagt, ich kann nichts verſprechen. Ich bin zwar Willens, wenn ich nach Berlin komme, einen Theil meiner Bücher zu verkauffen, ich habe auch ſonſt noch einige kleine Forderungen außenſtehen. Aber alles das iſt nichts gewißes, und auf der Univerſität muß man auf etwas gewißes rechnen können. Geht es mir indeß damit, wie ich denke, ſo kann er

[1] Leſſing meinte wahrſcheinlich Sulzern.

Nicolai.

verſichert ſeyn, daß ich ſeiner nicht vergeßen werde. Schenken Sie ferner Ihre Liebe

Dero

Breslau, d. 10. Jan. 1765. gehorſamſten Sohne
Gotthold.

An Kloß.

Berlin, den 9ten Jun. 1766.

Auch ich erinnere mich ſehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Biſchofswerde, Paſtor war, und meine Unterweiſung über ſich genommen hatte, zu verſchiednen malen in Ew. Wohlgeborn väterlichem Hauſe geweſen zu ſeyn. Nothwendig werde ich auch Dieſelben damals geſehen und gekannt haben, ob mir ſchon nur ein ſehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, ſeit Dero erſtem Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr bloſſer Name jederzeit meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Wort eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie ſelbſt, ob die rühmlichen Erwehnungen, die ich von mir darin zu finden das überraſchende Vergnügen hatte, mich in dieſer Vorſtellung beſtärken können. Ich bekenne es; ſie hätten, dieſe ſchmeichelhafte Erwehnungen, mir eine Einladung ſeyn ſollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den erſten Schritt zu thun um einer gleichſam angebornen ſtillſchweigenden Freundſchaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bey Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine ſchriftſtelleriſche Empfehlung, als eine freundſchaftliche Aeuſſerung ſcheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verſpreche meinem Laokoon wenig Leſer; und ich weiß es, daß er noch weniger gültige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu beſtechen: ſo geſchah es gewiß weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerſt widerſprochen; und ich würde ſagen, es ſey bloß aus der Abſicht geſchehen, mir Ihre Widerſprüche ohne allen Rückhalt zu verſichern, wenn ich glaubte, daß ein rechtſchaffner Mann erſt gereitzet werden müßte, wenn er nach Ueberzeugung ſprechen ſollte. Der häßliche Therſites ſoll unter uns eben ſo wenig Unheil ſtiften, als ihm vor Troja zu ſtiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben ſo verdient gemacht zu haben, wenn ich ſie verfehle, mein Fehler aber die Urſache iſt, daß ſie ein anderer entdeckt, als wenn ich ſie ſelber entdecke. Mit dieſen Geſinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis litter. nicht anders als freuen.

Eben ſo ſehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, ſo wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber ſollte ſich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegſetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht ſchon in zwanzig alten Schriftſtellern geleſen? Zu dem würde das Griechiſche dem etwanigen Aergerniſſe die Schranken enge genug ſetzen, wenn das Freyſte ohne Ueberſetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reiſe in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigſtens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Ach nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu verſichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reiſe verſpreche, nicht der geringſte ſeyn. Ich bin ꝛc.

An Gleim.

Berlin, den 31. October 1766.

Liebſter Freund,

Was werden Sie von mir denken? Ich genieße in Ihrem Hauſe ſo viel Höflichkeit, ſo viel Freundſchaft, ich mache noch oben drein Schulden, und denke eben ſo wenig daran, mich für jenes zu bedanken, als dieſe abzutragen. Aber verzeihen Sie mir immer, daß ich Sie unter diejenigen meiner Freunde rechne, mit denen ich mir auch eine noch größere Unregelmäßigkeit erlauben dürfte. Ich bin indeß krank geweſen, ich bin verreiſet und wieder verreiſet geweſen, ich habe Verdruß, ich habe Beſchäftigungen gehabt. — Doch wozu dieſe Entſchuldigungen? Ich weiß, Sie haben mir meine Nachläſſigkeit ſchon verziehen.

Ja, bald wäre ich unverſchämt genug, noch oben drein mit Ihnen zu zanken, liebſter Freund! Wer wollte mir denn mit erſter Poſt den verſificirten Tod Adams ſchicken? Ich bin gar nicht damit zufrieden, daß ich ihn nicht eher gehabt habe, als ihn die ganze Welt hat. Schreiben Sie mir doch aufrichtig, wie ihn Klopſtock aufgenommen hat. Ich ſage aufrichtig: nicht, weil Sie es mir verhehlen würden, wenn er nicht damit zufrieden geweſen wäre, ſondern, weil Sie mir vielleicht verſchweigen dürften, wie ſehr er damit zufrieden iſt. Mein Urtheil ſollen Sie alsdann haben, wenn ich das ſeinige weiß. Nur ſo viel verſichere ich Ihnen voraus, daß mir Ihre Verſification beſſer gefällt, als Klopſtocks eigene im Salomon.

Was machen Sie denn nunmehr? Denn etwas werden Sie doch wieder unter der Feder haben. Wie ſteht es mit der vollſtändigen Ausgabe Ihrer Werke? Liebſter Freund, wir werden alle Tage älter; laſſen Sie uns bald thun, was wir noch thun wollen.

Itzt ſchicke ich Ihnen nur erſt das Geld wieder, welches ich Ihnen abgeborgt habe. Es waren doch nicht mehr als 6 Piſtolen? Wahrhaftig, ich muß mich ſchämen, wie ich in dergleichen Sachen ſo ganz und gar ohne Nachdenken

ſeyn kann. Aber die Bücher, die ich von Ihnen habe, brauche ich noch. Ich brauchte ſogar noch eins oder zwey mehr, die ich bei Ihnen geſehen habe; aber — als wenn Sie Ihre Bücher nicht ſelbſt brauchten! Wenn es noch Piſtolen wären! Leben Sie wohl, liebſter Freund; und wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie böſe auf mich ſind; ſo antworten Sie mir bald.

Ich bin Zeit Lebens

Ihr

ganz ergebener Freund

Leſſing.

An Gleim.

Berlin, den 1. Februar 1767.

Liebſter Freund!

Ihr Brief vom 6ten p. hat mich in Hamburg geſucht, als ich von da ſchon wieder weg war. Erſt geſtern habe ich ihn retour erhalten, und ich hoffe alſo Verzeihung, daß ich ihn ſo ſpät beantworte.

Ich weiß nicht, wo ich anfangen ſoll: ſo vielerley habe ich Ihnen zu melden. Ja, in Hamburg bin ich geweſen; und in neun bis zehn Wochen denke ich wieder hin zu gehen, wahrſcheinlicher Weiſe, um auf immer da zu bleiben. Ich hoffe, es ſoll mir nicht ſchwer fallen, Berlin zu vergeſſen. Meine Freunde daſelbſt werden mir immer theuer, werden immer meine Freunde bleiben; aber alles übrige vom größten bis zum kleinſten — Doch ich erinnere mich, Sie hören es ungern, wenn man ſein Mißvergnügen über dieſe Königin der Städte verräth. — Was hatt' ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen? — Fragen Sie mich nicht: auf was ich nach Hamburg gehe. Eigentlich auf nichts. Wenn ſie mir in Hamburg nur nichts nehmen, ſo geben ſie mir eben ſo viel, als ſie mir hier gegeben haben. Doch Ihnen brauche ich nichts zu verhehlen. Ich habe allerdings mit dem dortigen neuen Theater, und den Entrepreneurs deſſelben, eine Art von Abkommen getroffen, welches mir auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſpricht. Als ich mit Ihnen ſchloß, fielen mir die Worte aus dem Juvenal bei: —

Quod non dant proceres, dabit Histrio. —

Ich will meine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet haben, daſelbſt vollenden, und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bey mir zu entzünden. Ich fing eben an, mich in andere Studien zu verlieren, die mich gar bald zu aller Arbeit des Genies würden unfähig gemacht haben. Mein Laokoon iſt nun wieder die Nebenarbeit. Mich dünkt, ich komme mit der Fortſetzung deſſelben, für den großen Haufen unſerer Leſer, auch noch immer früh genug. Die wenigen, die mich itzt leſen, verſtehen von der Sache eben ſo viel, wie ich, und mehr.

Und noch eine andere Ausſicht habe ich in Hamburg. Ihnen muß ich hauptſächlich davon ſchreiben. — Kennen Sie einen gewiſſen Herrn Bode daſelbſt? Er iſt ein Freund von Herrn Zachariä; und wenn ich mich noch recht erinnere, hat er mir geſagt, daß er auch Ihnen bekannt zu ſeyn die Ehre habe. Dieſer Mann legt in Hamburg eine Druckerey an; und ich bin nicht übel Willens, über lang oder kurz, auf eine oder die andere Weiſe, gemeinſchaftliche Sache mit ihm zu machen. Wie wäre es, wenn Sie ihm Ihre Werke in Verlag gäben? Ich habe ihm ſchon vorläufig davon geſprochen. Er iſt zu allem bereit. Melden Sie mir alſo, ob und unter was für Bedingungen ich mit ihm mich einlaſſen ſoll? Er iſt ein ehrlicher Mann. Es ſollte mir lieb ſeyn, wenn ich auf dieſe Weiſe etwas beytragen könnte, daß Sie die letzte Hand an Ihre Werke legten. Eilen Sie; wer weiß wie lange wir athmen. Wir müſſen machen, daß wir um ſo viel länger leben. Kann ein Autor den andern dringender ermuntern? — Ihre baldige Antwort hierüber, liebſter Freund!

Ihre Bücher ſende ich Ihnen nächſtens zurück, bis auf ein Paar. Meine Bibliothek wird ſpringen; ich behalte von 6000 Stück nichts, als was ich zu meinen vorhabenden Arbeiten unumgänglich brauche. Es geht mir nahe, daß ich mich ihrer entſchlagen muß, daß ich mich ihrer an einem Orte entſchlagen muß, wo Bücher ganz und gar nichts gelten. Aber was zu thun? Ich wünſchte, daß Sie einen reichen gelehrten Domherrn wüßten, der mir wenigſtens meine Journale abhandeln wollte. Ich habe das Journal des Savans bis auf 1764 complet, in 235 Bänden; den Mercure de France bis auf 1758, in 254 Bänden; die Acta Eruditorum, die Années litteraires de Freron, kurz einen Praß von ſolchen Werken von ſiebenthalbhundert Bänden, die mir herzlich zur Laſt ſind, und die man doch nur ſelten ſo vollſtändig findet. Denn die letzten Jahre, die daran fehlen, ſind überall zu haben. Schade, daß der Graf von Wernigerode nur Bibeln ſammelt!

Mit einem Anſchlage auf Caſſel iſt es alſo nichts. Ich ſage dem Herrn Kammerherrn von Spiegel für die Mühe, die er ſich deßhalb gemacht hat, gehorſamſten Dank.

Ich wünſchte ſelbſt, ich wäre mit Ihnen in Dresden geweſen. Wenn es mir nur einigermaßen möglich iſt, ſo reiſe ich doch noch hin, ehe ich von hier nach Hamburg abgehe: wäre es auch nur, um den Herrn von Hagedorn perſönlich kennen zu lernen. Alle Welt rühmt ihn, ſo wie alle Welt in Hamburg mit Entzücken an ſeinen Bruder denkt. Der Mann muß noch etwas Beſſeres geweſen ſeyn, als ein vortrefflicher Dichter.

Leben Sie wohl, werthеſter Freund, und empfehlen Sie mich den Ihrigen. — Doch noch ein Wort! Wenn Ihr Schäferſpiel fertig iſt, ſo ſoll es Schuch nicht haben, ſondern ich will es haben, und es in Hamburg aufführen

laſſen. Schicken Sie es mir, je eher, je lieber. — Ich bin auf immer

Ihr

ergebenſter Freund
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 22. May 1767.

Liebſter Bruder,

— — — Von meinen Umſtänden weiß ich ſelbſt nicht recht, was ich Dir melden ſoll. Mit unſerm Theater (das im Vertrauen!) gehen eine Menge Dinge vor, die mir nicht anſtehn. Es iſt Uneinigkeit unter den Entrepreneurs, und keiner weiß, wer Koch oder Kellner iſt. Indeß habe ich den Anfang zu dem Wochenblatte gemacht, wovon Du hier die erſten Stücke erhältſt. Sie ſind in meiner eigenen Druckerey gedruckt; denn da ich mich doch auf einige Weiſe hier fixiren wollte, ſo habe ich mich bereden laſſen, die Druckerei eines gewiſſen Herrn Bode zu übernehmen, der mit einem ruſſiſchen Obriſten auf Reiſen gegangen iſt. Ich werde ja ſehen, wie es damit geht. Es kann Dir nichts helfen, wenn ich Dich mehr au fait von dieſer Sache ſetzen wollte. So viel kannſt Du mir auf mein Wort glauben, daß ich dadurch in Arbeit und Embarras gekommen, der mir nicht viel Zeit und Luſt läßt, Briefe zu ſchreiben. Du mußt mir es daher vergeben, wenn ich Dir nicht ordentlich antworte, aber dennoch Dich bitte, mir fleißig zu ſchreiben. Entſchuldige mich gleichfalls zu Hauſe; ich werde ſchreiben, ſobald ich ruhiger bin.

Laß ja an dem Catalogo fleißig drucken, und ſetze von den dort zurückgebliebenen Büchern noch dazu, was Du willſt, ohne mir es erſt zu ſchicken. Unter den mediciniſchen Disputationen aber ſuche mir eine aus: Von dem Zupfen der Sterbenden; ich weiß nicht, wie der Verfaſſer heißt, auch kann ich mich auf den lateiniſchen Titel nicht beſinnen: Du wirſt ſie aber bald erkennen, und ſie muß zuverläſſig da ſeyn. Schicke mir ſie gleich. Ich bin auf immer Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater!

Wenn es möglich wäre, Ihnen zu beſchreiben, in was für Verwirrungen, Sorgen und Arbeiten ich ſeit Jahr und Tag ſtecke, wie mißvergnügt ich faſt immer geweſen, wie erſchöpft ich mich oft an Leibes- und Seelenkräften befunden: ich weiß gewiß, Sie würden mir mein zeitheriges Stillſchweigen nicht allein verzeihen, ſondern es auch für den einzigen Beweis meiner kindlichen Achtung und Liebe halten, den ich Ihnen in dieſer Zeit zu geben im Stande geweſen bin. Wenn ich einmal ſchreibe, iſt mir es nicht möglich, anders zu ſchreiben, als ich eben denke und empfinde. Sie würden den unangenehmſten Brief zu leſen bekommen haben, und ich würde mit meinen Umſtänden noch unzufriedner geworden ſeyn, wenn ich mir vorgeſtellt hätte, wie viel Kummer ſie meinen Aeltern verurſachen müßten. Am beſten alſo, ich ließ ſie gar nichts davon wißen; welches aber nicht anders geſchehen konnte, als daß ich gar nicht ſchrieb. Ich verließ mich übrigens auf Carln, daß er Sie meinetwegen vor der Hand beruhigen würde; ſo wie ich von Zeit zu Zeit durch ihn die Nachricht erhielt, daß Sie ſich insgeſammt noch geſund und wohl befänden. Ich wüßte nicht, was mir zu allen Zeiten erwünſchter kommen könnte, als dieſe Nachricht; ich betaure nur, ſo oft ich ſie erhalte, daß ich ſo wenig im Stande bin, Ihnen das Alter eben ſo bequem und angenehm zu machen, als es Ihnen Gott ruhig und geſund gemacht hat. Die inſtehende Feyer Ihres Amtsjubiläi muß Ihnen nothwendig zu einem großen Vergnügen gereichen, da ſie eine ſo große Wohlthat des Himmels iſt. Möchten ſich nur recht viele in Camenz finden, die dieſes Vergnügen aufrichtig mit Ihnen theilten! Aber ich muß fürchten, daß außer unſern Anverwandten deren nicht viele ſeyn dürften, da ich aus Theophili Briefe erſehe, wie grauſam man Ihnen den kleinen Troſt verweigert hat, ihren Sohn neben ſich in dem Amte zu ſehen. Ich zweifle nicht, daß ſie ſich nicht beide über dieſe Kränkung hinwegſetzen werden; und wer weiß wozu es für den Bruder gut iſt. Es ſcheinet als ob wir alle ein wenig ſpät zur Ruhe kommen ſollten; aber endlich, hoffe ich, werden wir doch auch dazu kommen.

Ich bin von Berlin weggegangen, nachdem mir das einzige, worauf ich ſo lange gehoft, und worauf man mich ſo oft vertröſtet, fehlgeſchlagen. Gewiße Vorſchläge lockten mich hierher nach Hamburg, aber auch aus dieſen iſt wenig geworden, und ich habe mich endlich entſchloſſen, meine Verſorgung und mein Glück von mir ſelbſt abhangen zu laſſen. Ich habe nehmlich alles, was ich noch im Vermögen gehabt, bis auf den letzten Heller zuſammengenommen, und in Gemeinſchaft mit einem Freunde, Namens Bode, allhier eine Druckerey angelegt. Der Vorſchuß, den dieſes Etablissement erfodert, hat mich genöthiget, den größten Theil meiner Bücher zu Gelde zu machen; aber ich hoffe, es ſoll mich nicht reuen. Wenn das Werk einmal im Gange iſt, ſo hoffe ich für meinen Antheil als ein ehrlicher Mann davon leben zu können; und dieſe Ausſicht iſt mir um ſo viel ſchmeichelhafter, wenn ich mir vorſtelle, daß ich meine beßere Umſtände auch mein Geſchwiſter werde können genießen laßen. Voritzo nur muß es Nachſicht mit mir haben, und ich kann auch nicht einmal Carln gegenwärtig ſo unter die Arme mehr greifen, als ich gern wollte. Inzwiſchen wird es ihm auch nicht ſchaden, wenn er ſelbſt zuſehen muß, wie er fertig werden kann.

Sobald die Elbe wieder fahrbar iſt, will ich unfehlbar eine kleine Proviſion an Zucker und Wein über Dresden an Sie übermachen. Ich wollte, daß es zu der Jubelfeyer

geſchehen könnte; aber die Fracht zur Achſe iſt nach dorthin eben ſo koſtbar, als ſelten.

Ich empfehle mich indeß Dero väterlichem Andenken und Seegen, und wünſche Ihnen, nebſt der Frau Mutter und Schweſter, einen glücklichen und vergnügten Eintritt des bevorſtehenden Neuenjahres. Der ich zeitlebens verharre

Dero

Hamburg den 21 December 1767. gehorſamſter Sohn Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, den 2. Februar 1768.

Liebſter Freund,

Es iſt doch Sünd' und Schande, daß Sie mir gar nicht ſchreiben. Denn dieſesmal weiß ich doch ganz gerecht, ſind Sie mir eine Antwort ſchuldig, auf den Brief nehmlich, worin ich Ihnen Ihre Spöttereyen über die Buchdrucker Bode und Leſſing, und über das neue Journal beantwortet. Für das letzte ſollen Sie nun wohl Reſpect bekommen; nachdem wir Klopſtocks Herrmann, deſſen Oden und Abhandlungen über das Sylbenmaß der Alten, Gerſtenbergs Ugolino, ein Luſtſpiel von Zachariä, und ich weiß ſelbſt nicht, wie viel andre ſchöne Sachen, dazu erhalten haben. — Wir werden uns alſo mit unſerm Journal vor keiner Bibliothek in der Welt zu fürchten haben: weder vor der allgemeinen noch vor der Klotziſchen. Das iſt doch unleidlich, was die Kerle in Halle ſudeln! und in was für einem Tone! Das zweyte Stück aber iſt ſchon ſo elend, daß ich der ganzen Lufterſcheinung eine ſehr kurze Dauer verſpreche. Die Königsberger [1] fangen ſchon ritterlich an, ſich über den Hrn. Geheimenrath luſtig zu machen; und ich will es noch erleben, daß Klotz ſich wieder gänzlich in ſeine lateiniſchen Schanzen zurückzieht.

Ich habe Ihnen, liebſter Freund, einige einzelne Theile von Engliſchen Dramaticis gelaſſen. Wenn Sie ſie nicht mehr brauchen, ſo ſeyn Sie ſo gütig, ſie mir je eher je lieber anher zu ſchicken. Ich brauche ſolchen Bettel jetzt alle Tage und Stunden. Ich muß um mich greifen, um die Materie zu meiner Dramaturgie ſo lange zu dehnen, bis die Geſellſchaft wieder nach Hamburg kömmt. Sie wiſſen ja wohl, daß ſie jetzt in Hannover iſt, wo ſie mit vielem Beyfalle ſpielt. An ihrer Statt haben wir franzöſiſche Komödie und franzöſiſche Operette. Morgen fängt auch eine Opera buffa hier an. Unter den Franzoſen ſind ein Paar gute Leute. —

Herr Moſes hat noch ein engliſches Buch von mir, welches eigentlich nicht mein iſt, ſondern das ich ſelbſt hier geborgt habe. Es iſt Search über den freyen Willen, oder wie der Titel heißt. Dieſes, liebſter Freund, laſſen Sie ſich gleichfalls geben, und ſchicken mir es mit, ſobald Sie an einen hieſigen Buchhändler etwas ſenden. — Was macht unſer Freund? Ich will hoffen, daß er mein Stillſchweigen nicht anders auslegt, als er es immer ausgelegt hat. Aber der Himmel wird mir doch auch wieder einmal eine ruhige vergnügte Stunde geben, in der ich ihm ſchreiben darf. — Was macht Ramler? Auch ihm habe ich noch nicht geſchrieben: aber ehe er es ſich verſieht, werde ich für ihn geſchrieben haben. Die jungen Herren machen mir es mit den Liedern der Deutſchen zu bunt. [1] Ich muß ſehen, ob ich nicht noch ein Litteraturbriefchen machen kann. Oder meynen Sie, daß meine Dramaturgie noch ſo ziemlich nach dieſen Briefen ſchmeckt?

Leben Sie wohl, liebſter Freund, und ſchreiben Sie mir bald einmal, und recht viel Neues.

Ihr

ergebenſter Freund,

Leſſing.

[1] Die Königsbergiſche gelehrte Zeitung. Nicolai.

An Gerſtenberg.

Hamburg, den 25 Februar 1768.

Ew. Hochwohlgeboren

erſte Zuſchrift hat mich auf eine ſo angenehme Art überraſcht, daß es mir damit gegangen, wie dem Kinde, dem man unverhofft ein Geſchenk macht, nach welchem es ſich längſt geſehnt; vor lauter Freuden vergißt es, ſich dafür zu bedanken. Ich verdiene ſo viel zuvorkommende Freundſchaft nicht: aber um ſo mehr verdiene ich den Verweis des zweyten Briefes. Was kann ich weiter darauf antworten? Ich bin von jeher ein ſehr nachläſſiger Briefſchreiber geweſen; ich bin unter allen meinen Freunden dafür bekannt; deſto beſſer, daß mich auch der Hr. von G. je eher je lieber dafür kennen lernt! — Doch wenn dieſe Entſchuldigung ein wenig zu leichtſinnig klingt; hier iſt eine ernſthaftere, und die wahre. Ich fand gleich auf Ihren erſten Brief ſo viel zu antworten, und über Dinge, die mir nicht gleichgültig ſind, daß ich mir Zeit dazu nehmen mußte. Ich warte auf einen ruhigen und heiteren Augenblick; und dieſe Augenblicke ſind jetzt bei mir ſo ſelten!

Wenn ich Ihnen bloß zu verſichern gehabt hätte, wie ſehr mir Ihr Ugolino gefallen, und was für eine große Idee er von dem Genie ſeines Verfaſſers bey mir zurück gelaſſen: ſo hätte ich mich nur hinſetzen und ſchreiben dürfen. Was man ſo lebhaft empfunden, wird einem ſo leicht zu ſchreiben, daß man geſchwinder den Anfang, als das Ende findet. Sie haben ein Sujet gewählt, deſſen Contextur ſich aller dramatiſchen Form zu verweigern ſcheint: aber es hat müſſen werden, was Sie gewollt haben. Sie haben Schwierigkeiten überſtiegen, die mich zur Verzweiflung gebracht hätten. Der körperliche Schmerz iſt unſtreitig unter allen Leiden am ſchwerſten zu behandeln: und Sie haben die ſchrecklichſte Art deſſelben mit ſo großer Wahrheit,

[1] In der Klotziſchen Bibliothek ſtand eine ſehr plumpe Recenſion der von Ramler herausgegebenen Lieder der Deutſchen. Nicolai.

und mit ſo mannichfaltiger Wahrheit behandelt, daß meine Rührung mehr als einmal durch das Erſtaunen über die Kunſt unterbrochen worden.

Aber Sie verlangten nicht ſowohl meinen Lobſpruch, als meine Anmerkungen. — Es iſt ſchlimm, wenn man im Verdachte iſt, daß man über Alles Anmerkungen macht. — Wenn ich nun keine gemacht hätte? Und wirklich habe ich keine von allen denen gemacht, die Sie mir ſo gütig leihen wollen. Die kleinen Flecken, welche die zweyte Hand Ihrem Werke abgewiſcht, habe ich vormals eben ſo wenig bemerkt, als ich ſie jetzt vermiſſe. Meinetwegen hätten ſie immer bleiben können: doch beſſer iſt freylich beſſer!

Eine einzige Anmerkung habe ich geäußert — und es auch ſchon wieder betauert, ſie geäußert zu haben. Indeß, ehe ſie Ihnen auf eine oder die andere Weiſe unrecht hinterbracht wird — Am beſten, ich ſchreibe ſie Ihnen ſelbſt. Das war vom Anfange mein Wille. Nur wollte ich mir Zeit laſſen, ſie noch mehr zu überlegen. Ich habe ſie überlegt und überlegt; aber wenn ich Ihnen nicht eher antworten wollte, als bis ich ſie genug überlegt zu haben glaubte, ſo würde ich Ihnen vielleicht gar nicht antworten. — Und antworten muß ich doch endlich!

Hier iſt ſie alſo, ſo gut ich ſie zur Zeit geben kann. — Sie iſt aus einem Gefühl entſtanden, das ich mich bey keiner Tragödie gehabt zu haben erinnere, als bey dem Ugolino. — Mein Mitleid iſt mir zur Laſt geworden: oder vielmehr, mein Mitleid hörte auf Mitleid zu ſeyn, und ward zu einer gänzlich ſchmerzhaften Empfindung. Es ward mir auf einmal recht wohl, als das Stück zu Ende war, das ich ohne meine Neugierde, die jedoch weniger auf das Ziel, als auf die Art ging, mit welcher der Dichter zu dieſem Ziele gelangen werde, ſchwerlich zu Ende gebracht hätte. Ich eilte, mich von den Eindrücken, die es auf mich gemacht hatte, zu zerſtreuen; und ich bekenne es, ich werde es ſchwerlich wagen, dieſe Eindrücke wiederum bey mir zu erneuern. Es iſt mir lieb, Ihren Ugolino einmal geleſen zu haben, nehmlich in der Abſicht, mich der Täuſchung zu überlaſſen: zum zweytenmale leſe ich ihn in dieſer Abſicht gewiß nicht wieder.

Woher dieſes?

Ihre Perſonen leiden alle. — Die mehreſten derſelben leiden völlig unſchuldig — Kinder mußten die Schuld ihres Vaters nur mittragen.

Die einzige Perſon, die vielleicht nicht ganz unſchuldig leidet, leidet doch gar nicht in Proportion ihrer Schuld, ihres ἁμαρτημα, welches völlig außer dem Stücke iſt, und von dem wir faſt gar nichts erfahren.

Sie werden ſagen: dieſes trift den Dante ſo gut als mich. — Nein: Bey dem Dante hören wir die Geſchichte als geſchehen: bey Ihnen ſehen wir ſie als geſchehend. Es iſt ganz etwas anders, ob ich das Schreckliche hinter mir, oder vor mir erblicke. Ganz etwas anders, ob ich höre, durch dieſes Elend kam der Held durch, das überſtand er: oder ob ich ſehe, durch dieſes ſoll er durch, dieſes ſoll er überſtehen.

Der Unterſchied der Gattung macht hier alles.

Die Vernunft befiehlt mir, mich der Vorſicht in allen Vorfällen geduldig zu unterwerfen: ſie verbietet mir, meinem Elende durch meine Zerſtörung ein Ende zu machen. Warum? weil ich alle Augenblicke hoffen darf, ohne dieſes gewaltſame Mittel mein Elend geendet zu ſehen. Die Vorſicht kann es enden, und wird es enden, ſobald es mir dienlich iſt.

In dieſer Hoffnung durchſchritt Ugolino ſeinen ſchrecklichen Pfad, bis ans Ende. Er that wohl, daß er lieber verhungern, als Hand an ſich legen wollte. „Vielleicht, mußte er denken ſo lange er denken konnte, ſpringen eben itzt die Thüren des Gefängniſſes auf, und ich bin gerettet, wenn ich dieſen Augenblick geduldig abgewartet habe.“

Aber wie ſteht es mit dieſer Hoffnung in den Nachahmungen der Kunſt? — Dünkt Ihnen nicht, daß ſie durch das Weſen gewiſſer Gattungen nothwendig aufgehoben werde? Dieſes Weſen iſt bekannt; der Dichter verſpricht uns eine Tragödie; und obgleich eine Tragödie eben ſowohl einen glücklichen, als einen unglücklichen Ausgang haben kann, ſo ſehen wir es doch gleich aus der erſten Anlage, welchen von beyden ſie haben wird; ſobald die Expoſition vorbey, wiſſen wir es zuverläſſig, daß Ugolino mit ſeinen Kindern verhungern muß.

Und nun kömmt meine Grille. — Die Ungewißheit des Ausganges, welche den Ugolino allein zurückhalten kann, an ſich und ſeinen Kindern eine raſche That zu verüben — (allein? ich glaube, ja) — dieſe Ungewißheit, die es wenigſtens allein macht, daß der größte Theil der Menſchen ſeine Geduld nicht als Feigheit und Kleinmuth, ſondern als Standhaftigkeit und Unterwerfung betrachtet; dieſe Ungewißheit dünkt mich hier mit der Gewißheit, die wir, ich will nicht ſagen aus der vorläufigen Kenntniß der Geſchichte, ſondern aus dem Weſen der Gattung, aus der Anlage des Dichters haben, in eine ſonderbare Colliſion zu kommen.

Ugolino muß aushalten, weil er nicht weis wie es alle Augenblicke mit ihm werden könnte: und wir, die wir wiſſen, daß nichts zu ſeinem Beſten ſich eräugnen kann, wir — ſind unwillig, daß er aushält. Ich ſage wir: weil ich nicht gern glauben möchte, daß ich eine Empfindung haben könnte, die ſonſt niemand hätte.

Wenn ich in dem Kerker des Ugolino wirklich zugegen geweſen wäre, würde ich mich wohl gehütet haben, ihn zu etwas anderm, als zur Geduld zu ermahnen; denn ich hätte mich mit ihm in gleicher Ungewißheit befunden: aber vor der Bühne kann ich den Augenblick kaum erwarten, da er endlich den Entſchluß faßt, ſeiner und meiner Marter auf die kürzeſte und beſte Art ein Ende zu machen.

Hieraus würde folgen — Doch ich breche lieber ab. Ich muß erſt hören, ob ich mich deutlich genug erklärt habe.

Es mag aber daraus folgen, was wolle: Ihr Ugolino bleibt immer ein Werk von ſehr großen, außerordentlichen Schönheiten. — Dero

ganz ergebenſter
Leſſing.

Hochzuehrender Herr Vater,

Gott weiß es, daß ich auf Dero letztes Schreiben nicht eher antworten können! Ich erliege unter Arbeit und Sorgen, und von dieſen letztern iſt es gewiß nicht meine geringſte, daß ich meine Aeltern in ſo dringender Verlegenheit wißen muß, und nicht im Stande bin, ihnen ſo geſchwind beyzuſtehen, als ich wünſchte. Ich hoffe, daß mich mein Vater kennt, und daß er nicht glauben wird, daß ich bloße Ausflüchte und Weigerungen mache. Es geht mir durch die Seele, daß ich Ihnen, liebſter Vater, unmöglich zu Oſtern mit dem verlangten helffen kann. Aber zu Johannis will ich Rath ſchaffen, es mag herkommen, woher es will.

Alles was ich noch gehabt, ſteckt in der Entreprise, von der ich in meinem vorigen Briefe gemeldet, zu der ich noch dazu fremdes Geld aufnehmen müßen, das mich ſehr drückt. Ich bin hier fremder als an einem Orte, wo ich noch geweſen, und kann mich kaum einem oder zwey vertrauen, deren Beiſtand ich bereits mehr als gebraucht habe, und deren Kräfte doch auch nicht weit reichen. Es wird ja wohl möglich ſeyn, daß Sie auf ein oder die andere Weiſe noch das Vierteljahr hinhalten; auf Johannis, wiederhohl ich noch einmal, will ich die hundert Thaler ganz gewiß, und baar ſenden.

Meine itzigen Umſtände müßen mich auch bei Theophilus entſchuldigen, wenn ich ihn bitten muß, daß er ſich vor der Hand noch geduldet. Ich will ihn nicht vergeßen: aber wenn er itzt bey mir ſeyn ſollte, würde er ſicherlich aus dem Regen in die Trauffe kommen.

Ich hoffe, daß Sie ſich ſonſt mit der Frau Mutter, und dem Geſchwiſter geſund und wohl befinden. Haben Sie nur, bitte ich Sie alleſammt, nicht die ſchlimme Meinung von mir, daß ich mich wenig darum bekümmern möge, wie es zu Hauſe ausſieht. Aber was hilft das bekümmern, wenn man ſich nicht mit der That rechtfertigen kann?

Ich mache meinen Brief ſo kurz als möglich, denn ich weis es am beſten, was ich dabey empfinde. Sollte ich, wider Vermuthen, Gelegenheit finden, mein Verſprechen eher zu halten: ſo können Sie gewiß verſichert ſeyn, einen längern Brief zu erhalten, den ich mit mehr Vergnügen ſchreiben werde, als dieſen.

Ich empfehle mich Ihrer väterlichen Liebe, und bin Zeitlebens Dero

gehorſamſter Sohn
Hamburg, d. 20 März 1768. Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 9. Jun. 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin geraden Weges von Leipzig nach Hamburg zurück gereiſet, und nicht nach Halle gekommen. Seit Ihrer Abreiſe hörte und las ich noch Verſchiedenes von dem bewußten Manne, ſo daß mir alle Luſt verging, mich mit ihm mündlich zu beſprechen. Ich hätte Gefahr gelaufen, mich in dieſem und jenem vielleicht zu verſchnappen, was ich jetzt gegen ihn Willens bin. Er hat mir die Ehre erzeigt, meiner in ſeinem Büchelchen von geſchnittenen Steinen dreymal zu gedenken, und mich dreymal eines Beſſern zu belehren. Aber alle dreymal hat er mich entweder aus Kurzſichtigkeit nicht verſtanden, oder aus Neckerey nicht verſtehen wollen. Das verdrießt mich — und geben Sie nur auf die nächſten Blätter der hieſigen neuen Zeitung Acht. Doch das wird nur Kleinigkeit ſeyn; ich bin im Anſchlage, ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie ſeine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus geleſen? Haben Sie geleſen, was er da für eine Entdeckung von den *Imaginibus majorum* bey den alten Römern will gemacht haben? Es iſt unbeſchreiblich, welche Unwiſſenheit er durch dieſe Entdeckung verräth. Ich habe mich hingeſetzt, und ſeine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrifft es eine Sache, die ich mir ſchon vorlängſt aufs Reine gebracht hatte, und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Deſto luſtiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recenſion für Ihre Bibliothek werden ſoll! Es muß eine eigne Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Ich bilde mir ein, daß auf dem Titel dieſer Schrift Ihr Name als Verleger nicht übel paradiren würde. Was meynen Sie, ſoll ich ſie für Ihre Rechnung hier drucken? Sie kann vielleicht zehn bis zwölf Bogen werden; und die Einrichtung des Drucks müßten Sie mir lediglich überlaſſen. Indeß verbindet Sie dieſe Anfrage zu nichts, und Sie können ohne Umſtände Nein ſagen. Ich drucke ſie ſodann entweder für Hrn. Voß oder für Hrn. Cramers aus Bremen Rechnung. Denn gedruckt muß ſie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in ſolchen Dingen vorſtellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwiſſendern armen Teufel gegeben, der ſich des kritiſchen Dreyfußes bemächtigen wollen. Sein Ding von den geſchnittenen Steinen iſt die elendeſte und unverſchämteſte Compilation aus Lippert und Winkelmann, die er öfters gar nicht verſtanden hat; und alles, was er von dem Seinigen dazu gethan, iſt jämmerlich. — Schreiben Sie mir alſo mit der nächſten umgehenden Poſt Ihren Willen, und, falls Sie nicht abgeneigt ſind, wie ſtark die Auflage werden ſoll.

Was machen meine Schuhe? Sobald ſie fertig ſind, ſchicken Sie mir ſie doch ja. Die Weiber, denen ſie

gehören, glaube ich, müſſen indeß barfuß laufen; ſo ſehr plagen ſie mich darum.

Gott wird mir helfen, daß ich einmal an unſern Moſes ſchreibe und auch an Ramler! Grüßen Sie indeß beyde von mir herzlich. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 5. Jul. 1768.

Liebſter Freund,

Die Schuhe habe ich richtig bekommen, und ich bedanke mich. — Es iſt mir lieb, wenn Ihnen meine Kriegserklärung gegen Hrn. Klotz gefallen hat: Sie ſollen bald ganz andere Dinge ſehen. Aber eine Recenſion von ſeinem Buche über die geſchnittenen Steine erwarten Sie nur nicht. Ich habe über dieſes Buch ſo viel zu erinnern, daß ich bereits an dem 25ſten Briefe darüber, in Form und Tone des in den Correſpondenten eingerückten, ſchreibe; und dieſe Briefe zuſammen laſſe ich unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts, und meinem Namen, drucken. Sie ſollen nächſtens die erſten Bogen davon haben. Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Hr. Klotz wird Feuer ſpeyen; aber mag er doch! Er verdient nicht, daß man das geringſte Menagement für ihn braucht.

Ich ärgere mich nur, daß mir hier zu dergleichen Arbeiten verſchiedene Bücher fehlen, um Hrn. Klotz ſeines Plagii deſto augenſcheinlicher zu überführen. Er iſt der unwiſſendſte, unverſchämteſte Ausſchreiber, den ich kenne.

Wie ich aus den Zeitungen ſehe, ſo beſtätiget ſich die Nachricht von Winkelmanns Tode. Das iſt ſeit kurzem der zweyte Schriftſteller, dem ich mit Vergnügen ein Paar Jahre von meinem Leben geſchenkt hatte. Das kömmt aber daraus, wenn man Kaiſer beſucht, und Schätze ſammeln will.

Das Recept in Klotzens Bibliothek gelobt zu werden, dürften die hieſigen Zeitungsſchreiber wohl nicht zu brauchen wagen. Noch fürchten ſie ſich alle vor Klotzen.

Leben Sie wohl, und grüßen Sie mir Hrn. Moſes und Ramler.

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 1. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin in voller Arbeit wider Klotzen. Mein Bruder ſchreibt mir zwar, daß es mir Hr. Moſes verdenke, daß ich mich mit dem Narren abgebe. Aber ich denke doch, daß es ein für allemal nöthig iſt. Haben Sie die folgenden Briefe in der hieſigen neuen Zeitung geleſen? Da haben Sie hier die vier erſten Bogen, ſo wie ich ſie zuſammen drucken laſſe; unter dem Titel: Briefe antiquariſchen Inhalts! Die Materie wird intereſſanter, ſobald ich über meine Vertheidigung weg bin, und auf das Buch des Hrn. Klotz ſelbſt komme. Denn ich nehme Gelegenheit, verſchiedne Dinge nach meinem Sinn auseinander zu ſetzen, in welchen ich glaube, daß ſich ſogar Lippert geirrt hat. Ich will, daß Sie dieſe Briefe auch verlegen ſollen. So viel wird die Bibliothek ſchon abwerfen. Sie werden 15 bis 16 Bogen ſtark werden; und ich dächte, ich machte eine Abhandlung von den Ahnenbildern der Römer als den zweyten Theil, weil ich ſie leicht in ſolche Briefe zergliedern kann. Den Druck wollen wir Ihnen ſo billig machen, als möglich. Mein Honorarium hingegen möchte ich gern ſo hoch angeſetzt wiſſen, als möglich. Denn für wenig oder nichts kann ich mich nicht mit einem ſolchen Dummkopf zanken.

Geben Sie doch in dem nächſten Stücke des Correſpondenten auf die Recenſion von Meuſels Apollodor Acht. Sie iſt von mir. Ich hätte ſonſt noch Fehler genug darin angeſtrichen, daß ich leicht auch eine Recenſion für Ihre Bibliothek machen könnte; aber ich habe nicht Zeit.

Mein Bruder ſagt mir, daß Hr. Moſes Klotzens Büchelchen vom Alterthum recenſirt habe; ſchicken Sie mir doch das, ſobald es gedruckt iſt.

Leben Sie indeß wohl und vergeſſen Sie nicht, daß Sie mir noch außer dieſem auf einen Brief Antwort ſchuldig ſind. Ich bin

Ihr

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 27. Auguſt 1768.

Liebſter Freund,

Ich bin einige Tage auf dem Lande geweſen; das iſt die Urſache, warum Sie keinen Aushängebogen bekommen. Hier haben Sie nun deren ſechſe auf einmal. Aber alle ohne Signatur! Ich muß Ihnen nur geſtehen, daß ſie der Buchdrucker nicht vergeſſen, ſondern auf mein ausdrückliches Verlangen weglaſſen müſſen. Wozu der Bettel, der das Viereck der Columnen ſo ſchändlich verſtellt? Da iſt der Cuſtos, da ſind die Pagina der Columnentitel, die Zahl der Briefe; und alles das iſt noch nicht genug, die Bogen zuſammen zu finden? Muß auch der Burſche, welcher collationiret, noch ſein beſonderes Hülfsmittel haben? Und warum kann er nicht nach der Folge der Pag. 1. 17. 33. 49. 65. u. ſ. w. collationiren? So raiſonnirte ich: und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß Sie wider die kleine Neuerung ſo ſehr proteſtiren würden. Nun gut,

bey dem zweyten Theile wollen wir die Signatur wieder herſtellen: aber mitten in dieſem Theile ſie wieder vorzuſuchen, bedenken Sie ſelbſt, welchen Uebelſtand das verurſachen würde! Lieber, daß ſie mit Fleiß weggelaſſen, als zur Hälfte vergeſſen zu ſeyn ſcheint. Ich will ſchon ſorgen, daß die Exemplare richtig und gut zuſammengeſchlagen werden.

Die Recenſion von Meuſels Apollodor iſt von mir: aber ſehen Sie einmal, mit welchen Druckfehlern ſie der** mit Fleiß abdrucken laſſen! Er iſt Klotzens geſchworner Waffenträger. Ich lege auch die Zeitung bey, in welcher ich auf Klotzens kahle Antwort im 133. Stücke des Correſpondenten geantwortet.

Ueber den Punkt der Heftigkeit werde ich mich in der Vorrede zu den Briefen entſchuldigen. Dergleichen Dinge müſſen ein wenig heftig geſagt werden, oder es hilft gar nichts.

Nächſtens ein mehreres! Aber antworten Sie mir auch

Dero

ergebenſter Freund und Diener.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 28. Septemb. 1768.

Liebſter Freund,

Den 24ſten dieſes habe ich Ihren Brief bekommen, und den 28ſten haben Sie von Berlin abgehen wollen. Ich habe Ihnen alſo nicht nach Berlin antworten können: das ſehen Sie wohl. Es iſt Ihre eigene Schuld; warum laſſen Sie mich vier Wochen auf eine Antwort lauern?

Der erſte Theil iſt fertig. Wenn Sie wollen, ſo will ich an dem zweyten ſacht anfangen laſſen. Materie ſehe ich genug vor mir: aber es eckelt mich ſchon vor Klotzen; ich werde fleißig Abſchweifungen machen, um mir beſſere Gegner zu ſuchen. Aber —

Dieſes Aber will ich Ihnen gleich erklären. Ich gehe künftigen Februar von Hamburg weg. Und wohin? Geraden Weges nach Rom. Sie lachen; aber Sie können gewiß glauben, daß es geſchieht. Gott ſey Ihnen gnädig, wenn vor dieſer Zeit der zweyte Theil nicht fertig iſt! Ich dächte alſo, ich überſchlüge meine Zeit genauer, und finge lieber gar nicht an, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß er fertig werden könnte. Was meynen Sie?

Was ich in Rom will, werde ich Ihnen aus Rom ſchreiben. Von hier aus kann ich Ihnen nur ſo viel ſagen, daß ich in Rom wenigſtens eben ſo viel zu ſuchen und zu erwarten habe, als an einem Orte in Deutſchland. Hier kann ich des Jahres nicht für 800 Rthlr. leben; aber in Rom für 300 Rthlr. So viel kann ich ungefähr noch mit hinbringen, um ein Jahr da zu leben; wenn das alle iſt, nun ſo wäre es auch hier alle, und ich bin gewiß verſichert, daß es ſich luſtiger und erbaulicher in Rom muß hungern und betteln laſſen, als in Deutſchland.

Ich laſſe das Verzeichniß von meinen Büchern drucken, welche im Januar hier verauktionirt werden ſollen. Ich will Ihnen Exemplare nach Berlin ſchicken. Machen Sie meinetwegen immer eine Ausnahme, und laſſen Sie, nicht den Buchhändler, ſondern den Freund, ſie ein wenig bekannt machen. Sie werden beſonders vortreffliche Italieniſche Sachen darin antreffen.

Zu Erſparung der Koſten bin ich entſchloſſen, von hier nach Livorno zu Schiffe zu gehen. Es iſt alſo gewiß, daß wir einander ſo bald nicht wieder zu ſprechen bekommen dürften, wenn Sie nicht noch nach Hamburg kommen. Ich dächte Sie kämen, um zugleich auch noch unſer Theater zu ſehen, welches auf Oſtern gleichfalls auffliegt. Die beſten Acteurs gehen alle ab: denn Ackermann übernimmt es wieder. Damit wäre es alſo auch vorbey!

Ich ſchreibe Ihnen ſo viel von meinen Umſtänden, nicht ſie andern zu ſagen, welches ich Sie ſehr bitte, nicht zu thun: ſondern bloß, damit Sie ſie wiſſen, und Moſes und Ramler.

Von meiner Verbindung mit Boden habe ich mich auch bereits losgeſagt, und nichts in der Welt kann mich länger hier halten. Alle Umſtände ſcheinen es ſo einzuleiten, daß meine Geſchichte die Geſchichte von Salomons Katze werden ſoll, die ſich alle Tage ein wenig weiter von ihrem Hauſe wagte, bis ſie endlich gar nicht wieder kam.

Indeß habe ich noch viel zu thun. Ich muß meine Dramaturgie noch fertig machen, und ich denke, man wird es dem Ende anmerken, daß ich es, den Kopf ſchon voller antiquariſchen Grillen, geſchrieben. Aus dieſer Urſache wünſchte ich auch lieber an dem zweyten Theile der antiquariſchen Briefe arbeiten zu können, als hieran.

Die Recenſionen in der deutſchen Bibliothek über Klotzen haben mir beide ſehr wohl gefallen. Sein Geſchmiere von Münzen habe ich nicht geleſen; ich habe nie etwas anders darin vermuthet, als was Sie darin gefunden haben. Ich halte übrigens jetzt von ſeinem Charakter noch weit weniger, als von ſeiner Gelehrſamkeit. Sie haben doch wohl die neueſten Stücke des Correſpondenten geleſen? Er beſchwert ſich darin über Anzüglichkeiten, die ich ihm ſoll geſagt haben? Darf der Mann ſich über Anzüglichkeiten beſchweren, der in ſeiner Zeitung und Bibliothek die Leute brandmarkt? — Doch nichts mehr von ihm!

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Ebert.

Werthester Freund!

Ich hoffe, daß dieſer mein zweyter Brief an Sie nicht verloren gehen ſoll: er muß auch nicht, wenn ich noch weiter einen von Ihnen zu verdienen ſcheinen ſoll. Vors erſte meinen großen Dank, daß ſie mir die perſönliche

Bekanntſchaft des Herrn Eſchenburgs verſchaffen wollen. — Ich dächte, wir machten uns die guten Köpfe, welche heranwachſen, ja auf alle Weiſe zu Freunden. Sie möchten ſonſt anſtatt bloß in unſre Fußtapfen zu treten, uns die Schuhe austreten. — Meinetwegen zwar: denn machen uns dieſe nicht ſchon vergeſſen, ſo thun es ſicherlich ſpätere. —

Sie ſehen, daß ich mich jetzt eben nicht im Schriftſteller-Enthuſiasmus befinden mag. Meine Antwort alſo auf Ihre freundſchaftliche Exequirungen können Sie errathen. Zum Henker mit alle dem Bettel! Was ich in meinem Leben noch ſchreibe, ſoll genau nach den verdrehten Worten des Thucydides abgemeſſen ſeyn, die Sie auf meinen antiquariſchen Briefen leſen. Das Schreiben ἐς ἀει will ich Euch andern Schwärmern überlaſſen: ſo, dann und wann, ein kleines αγωνισμα ἐς το παραχρημα ἀκουειν, um ſieben Neuntheile von meinen lieben ſchreibenden Landsleuten auf mich toll und raſend zu machen, das iſt alles was ich mir vornehme.

Meinen Sie nicht, daß dieſe antiquariſche Briefe ein ziemlicher Anfang ſind? Ich freue mich ſchon in voraus auf alle die Ehrentitel, die ich dafür bekommen werde. Nur ärgert es mich, daß es ſo wenige wiſſen können, wie ſehr ich mich darüber freue.

Aber ich erinnere mich, daß Sie mich in dieſem Tone nicht gerne hören. Alſo etwas, was Sie lieber hören. Der Ugolino iſt fertig, und Sie erhalten mit dieſer Gelegenheit ein Exemplar. Wieder ein Knochen für die kritiſchen Hunde! Wenn ſie ſich genug darüber werden zerbiſſen haben: ſo will ich auch meinen Knittel drunter werfen. Vorläufig aber machen Sie nur, daß er in den Braunſchweigiſchen Zeitungen gut recenſirt wird. Ich nenne gut, mit einem Funken von dem Genie, mit welchem er geſchrieben worden. — Bald ſchicken wir Ihnen auch die Schlacht Hermanns: ſie wird über Hals über Kopf gedruckt, und zu einer Abſicht die eine zweyte Meſſiade wird, wenn ſie dem Verfaſſer gelingt. — Noch könnte ich Ihnen melden, daß unſer Freund Ebert den Jordin [1] überſetzt, wovon er mir bei ſeinem Hierſeyn nicht ein Wort geſagt. Ich will ihm gern jede Ueberſetzung als ein eigenes Werk anrechnen: aber nur von der Religion müßte es nicht handeln. Das pro und das contra über dieſen Punkt habe ich eines ſo ſatt, wie das andre. Lieber ſchreibt von geſchnittnen Steinen, ihr werdet ſicherlich wenig Gutes, aber auch wenig Böſes ſtiften!

Ich falle ſchon wieder in einen Ton, den Sie nicht leiden können. Nun was können Sie denn recht leiden? Soll ich Ihnen noch von meiner Reiſe etwas ſagen? Es bleibt feſt dabey. Ueber acht Tage ſollen Sie meinen Catalogus erhalten. Aber wiſſen Sie, was mich ärgert? Daß alle denen ich ſage, „ich reiſe nach Rom," ſogleich auf Winkelmannen verfallen. Was hat Winkelmann und der Plan, den ſich Winkelmann in Italien machte, mit meiner Reiſe zu thun? Niemand kann den Mann höher ſchätzen, als ich: aber dennoch möchte ich eben ſo ungern Winkelmann ſeyn, als ich oft Leſſing bin! Leben Sie wohl, liebſter Freund. Ich will nur ſchließen, denn ich treffe den Ton heute doch nicht, der Ihnen gefällt.

Dero

Hamburg, ergebenſter Fr. und Dr.
den 18. Octbr. 1768. Leſſing.

[1] Jordins Abhandlungen über die Wahrheit der chriſtlichen Religion. Hamburg 1769. in 8.

An Nicolai.

Hamburg, d. 21. October 1768.

Liebſter Freund,

— — Haben Sie ſchon geleſen, wie verächtlich Klotz von den antiquariſchen Briefen in ſeiner Zeitung urtheilt? Aus dieſer Recenſion ſoll man ſchließen, daß ich ihm nichts, als Druckfehler vorgeworfen, oder Dinge gegen ihn behauptet hätte, die ganz und gar nicht wahr wären. Er beſteht z. E. darauf, daß Marcus Tuſcher ein Steinſchneider geweſen, weil es Füeßly, Giulianelli und Gori ſagen. Aber wenn es noch zwanzig ſolche Herren in i ſagten: ſo iſt es doch nicht wahr. Denn ſie haben es alle dem Mariette nachgeſchrieben, welcher es ſich hat weis machen laſſen. Nattern, der ſo lange mit Tuſchern gelebt hat, in Rom und Dännemark, iſt hierin allein zu glauben. Endlich, wenn Tuſcher ein Steinſchneider war, ſo mag er uns ſeine Werke nennen! — Hernach wollte ich, daß man in einer Recenſion anmerkte, daß ein Mann wie Klotz, der die Scribenten nicht verſpottet, ſondern brandmarkt, und die infamirendſten Perſonalitäten von ihnen in die Welt ſchreibt, alles Recht verloren hat, ſich über die Anzüglichkeit des Styls, den man gegen ihn braucht, zu beſchweren. Dieſer Styl hat anzüglich ſeyn ſollen, und muß es ſeyn, wenn man die Welt wegen eines ſolchen Windbeutels beſabuſiren will.

Hr. Klotz kann Staat darauf machen, daß ich mich ſo bald von ſeiner Spur nicht will abbringen laſſen, er mag auch noch ſo viel Seitenſprünge verſuchen. Wenn er der gelehrte Mann wäre, für den man ihn hält, ſo verlohnte es ſich ja wohl der Mühe, ſeine Fehler zu verbeſſern; denn es wären die Fehler eines gelehrten Mannes, in die ein minder gelehrter noch eher fallen kann. In der That hat er auch manche mit ſonſt gelehrten Leuten gemein; und dieſe ſind es, bey welchen ich mich in dem zweyten Theile der Briefe vornehmlich aufhalten will: damit er nicht ſagen kann, daß ſie eine bloß perſönliche Zankſchrift wären.

Hr. Prof. Heyne in Göttingen hat, ſo bald er die Briefe erhalten, an mich geſchrieben. Er iſt es ſelbſt, der die Anmerkung gegen meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters in den Göttingiſchen Anzeigen gemacht hat. Aber er bekennt nun ſelbſt, daß er ſeine Meynung anders hätte

ausdrücken ſollen, und daß er auf keine Weiſe hätte ſagen müſſen, daß ich dieſe Statue mit einer zu Florenz verwechſelte. Er verſpricht mir ſogar, dieſes nächſtens zu widerrufen. Seine Meynung iſt bloß, daß meine Deutung des Borgheſiſchen Fechters noch eher auf den Miles Veles zu Florenz paſſen würde, als auf jenen. Und das iſt freylich etwas ganz anders, als er in den Anzeigen geſagt zu haben ſchien.

Ich werde an dem zweyten Theile der Briefe anfangen, ſobald ich mit meinem Catalogus und der Dramaturgie fertig bin; welches in vier oder fünf Wochen ſeyn dürfte. Ich denke auch gewiß vor meiner Abreiſe noch damit fertig zu werden, die auf den Februar feſtgeſetzt bleibt. Ich habe Hrn. Klopſtock verſprochen, ihn noch zuvor in Kopenhagen zu beſuchen. Sein Herrmann wird nun gedruckt, und zwar in einer Abſicht, die für ſeinen Ruhm eine zweyte Meſſiade werden kann, wenn ſie ihm gelingt.[1] Aber dieſes Räthſel muß zur Zeit noch unter unſern Freunden bleiben, ſo Räthſel, als es iſt. Ich denke zwar, ich habe Ihnen in Leipzig ſchon etwas davon geſagt.

Wenn Sie von Herdern erlangen können, daß ich die Aushängebogen ſeiner Wälder zu ſehen bekomme, ſo ſoll es mir lieb ſeyn. Denn ſonſt dürfte ich ſie wohl ſo bald nicht zu leſen erhalten. Ich denke in Rom andre Arbeit vor mir zu finden; und ich erlaſſe Sie daher Ihres Verſprechens, mir die gelehrten Neuigkeiten unſers Vaterlandes nachzuſenden. — — —

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, d. 28. October 1768.

Mein lieber Bruder,

— — — Du willſt wiſſen, ob ich bloß auf meine Rechnung oder in anderer Verbindung nach Rom gehe, weil man verſchiedentlich davon rede? Dir kann ich es ſagen: bloß auf meine Rechnung. Aber laß doch nur die Leute ſagen, was ſie wollen. Ob ſie es recht wiſſen, oder nicht. Es iſt doch bloße Neugierde, und nichts weniger als Theilnahme an meinen Umſtänden. — —

Meine Sudeleyen von entworfenen Komödien könnte ich Dir leicht geben; aber du würdeſt ſie ſicherlich nicht nutzen können. Ich weiß oft ſelbſt nicht mehr, was ich damit gewollt. Ich habe mich immer ſehr kurz gefaßt, und mich auf mein Gedächtniß verlaſſen, von welchem ich mich nunmehr betrogen ſehe. — Die Ueberſetzung des Engliſchen Werkes hingegen, über das Erhabene und Schöne, habe ich ſelbſt noch gar nicht aufgegeben. Es iſt mir lieb, daß ich ſo damit gezaudert: ich würde mit den eigenen Abhandlungen, die ich dazu machen wollen, jetzt ſicherlich ſehr unzufrieden ſeyn.

Deine Komödie habe ich weder ganz noch mit der Aufmerkſamkeit geleſen, daß ich Dir mein unverholnes Urtheil darüber ſagen könnte. Ich behalte mir es aber vor, und will die nächſte ruhige Stunde dazu anwenden.

Die einzelnen Theile, die Du von den neueren Italiäniſchen Dramaticis mit Dir genommen, mußt Du mir je eher je lieber wieder zurückſchicken: am beſten durch Einſchluß an einen Buchhändler, etwa wenn Herr Nicolai einen neuen Band ſeiner Bibliothek anher ſchickt. Daß Du Dich nicht ſehr daran erbauen würdeſt, habe ich wohl vorausgeſehen. Indeß wäre der Anſchlag doch immer gut, die beſten Stücke des alten und neuen Italiäniſchen Theaters zu überſetzen, und ſie mit einer kleinen Geſchichte herauszugeben. Die Arbeit kann Dir nicht ſchwer werden, und wenn Du mehr auf Deinen Styl Acht giebſt, ſo biſt Du ihr auch gewachſen. Aber lerne Dich doch ja correkter ausdrücken! Du ſchnitzerſt nicht allein wider das Genie der Deutſchen Sprache, ſondern auch noch oft gegen ihre grammatiſche Regeln, wovon ich Dir, bey jedem Aufſchlagen Deiner Komödie, Beyſpiele geben könnte.

Nimm mir meine Erinnerung nicht übel. Studiere fleißig Moral, lerne Dich gut und richtig ausdrücken, und kultivire Deinen eigenen Charakter: ohne das kann ich mir keinen guten dramatiſchen Schriftſteller denken. Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder. Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Moſes Mendelsſohn.

Hamburg, d. 5. Nov. 1768.

Beſter Freund!

Fehler, die zur Natur geworden, entſchuldigt niemand, verlangt auch niemand entſchuldigt zu hören. Ich thue alſo, als ob dieſes nichts weniger, als der erſte Brief wäre, den ich aus Hamburg an Sie ſchreibe. Sie werden von Nicolai erfahren haben, was ich Willens bin. Ich hoffe, Ihren Beyfall zu haben. Wenigſtens bin ich gewiß, daß er mir nicht entſtehen würde, wenn ich Ihnen alle meine Bewegungsgründe mittheilen könnte und wollte. Ob ich hier oder da bin, daran iſt ſo Wenigen ſo wenig gelegen, — — und mir am allerwenigſten! Das Halbdutzend Freunde, das ich ungern verlaſſe, hoffe ich auch in der Ferne zu behalten und zu nutzen.

Ich will jetzt ſchon anfangen, Sie aus der Ferne beſſer zu benutzen, liebſter Freund. — Hr. Eberhard hat mir geſagt, daß Sie mit meiner Erklärung des Schreckens bey

[1] Man hatte nämlich, auf das Wort des Grafen v. Dietrichſtein, Röm. Kaiſ. Geſandten in Kopenhagen, die Hoffnung geſchöpft, Kaiſer Joſeph (der damals noch nicht einmal allein regierte) wolle die vorzüglichſten deutſchen Gelehrten nach Wien ziehen, und für die deutſche Gelehrſamkeit viel thun. Dies erregte damals in Kopenhagen und Hamburg ſehr große Hoffnungen. Sie wurden freylich nicht erfüllt, und man würde nicht einmal die Hoffnung geſchöpft haben, wenn man Kaiſer Joſephs wahre Geſinnung über Gelehrſamkeit, und den Zuſtand der Literatur in Wien unter Maria Thereſia, recht gekannt hätte.
Nicolai.

Ariſtoteles nicht zufrieden wären. — Ich fürchte, Sie werden mit mehr Dingen nicht zufrieden ſeyn, die ich ſo hingeſchrieben habe, ohne Sie zu Rathe zu ziehen. — Er fügte hinzu, daß Sie auch etwas darüber aufgeſetzt hätten. Schicken Sie mir das doch ja. Ich gehe in allem Ernſt mit einem neuen Commentar über die Dichtkunſt des Ariſtoteles, wenigſtens desjenigen Theils, der die Tragödie angeht, ſchwanger.

Ich ſage Ihnen dieſes auch darum, daß Sie nicht glauben, daß ich mich aufs künftige lediglich unter den Alterthümern vergraben will. Ich ſchätze das Studium derſelben gerade ſo viel, als es werth iſt: ein Steckenpferd mehr, ſich die Reiſe des Lebens zu verkürzen. Mit allen zu unſrer wahren Beſſerung weſentlichen Studien iſt man ſo bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang wird.

Leben Sie wohl, beſter Freund. Wenn ich mehr ſchreiben wollte, könnte Herr Eberhard den Brief nicht mit bekommen, und wenn er ihn nicht mit bekäme, bekämen Sie ihn auch wohl gar nicht.

Ihr

ergebenſter

Leſſing.

An Ramler.

Hamburg, d. 6. Novemb. 1768.

Liebſter Freund!

Es war Ihr eigner Einfall, die Stücke meiner Dramaturgie für ſo viel Briefe an meine Freunde gelten zu laſſen. Bey dem größten Theile derſelben waren Sie meinen Gedanken am meiſten gegenwärtig: die meiſten ſind alſo an Sie gerichtet. Gleichwohl habe ich nur erſt eine einzige Antwort darauf. — Hiernächſt habe ich, noch auf einem andern Wege, abermals vierunddreißig Briefe auf einmal an meine Freunde abgeben laſſen, worunter gleichfalls verſchiedne an Sie waren. Dennoch habe ich auf die, weiter keine Antwort. Sie ſehen, daß ich Urſache hätte, mich zu beſchweren.

Sie ſind krank geweſen, liebſter Freund. — Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſeyn? Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen. Kommen Sie geſchwind nach Hamburg; wir wollen uns zu Schiffe ſetzen, und ein paar tauſend Meilen in die Welt hineinſchwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen geſunder wieder, als wir ausfahren — oder auch gar nicht, welches auf eins hinaus läuft.

Ich denke nicht, daß mir es in Rom länger gefallen wird, als es mir noch an einem Orte in der Welt gefallen hat. Wenn alsdann das Collegium de propaganda fide einen wohin zu ſchicken hat, wohin auch nicht einmal ein Jeſuit will, ſo will ich dahin. — Wenn wir einander über zwanzig Jahre wieder ſehen, was werde ich Ihnen nicht zu erzählen haben!

Erinnern Sie mich doch alsdann auch an unſer hieſiges Theater. Wenn ich den Bettel nicht ſchon vergeſſen habe, ſo will ich Ihnen die Geſchichte deſſelben haarklein erzählen. Sie ſollen alles erfahren, was ſich in der Dramaturgie nicht ſchreiben ließ. Und wenn wir auch alsdann noch kein Theater haben: ſo werde ich aus der Erfahrung die ſicherſten Mittel nachweiſen können, in Ewigkeit keins zu bekommen. — Transeat cum caeteris erroribus! —

Noch habe ich eine Bitte an Sie. Schicken Sie mir, ſo bald als möglich, Ihre überſetzten Oden des Horaz. Mein Bruder kann ſie abſchreiben. Ich verſpreche Ihnen, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Einwilligung keinen Gebrauch davon zu machen. Aber haben muß ich ſie. Laſſen Sie mir ſie in der Ordnung abſchreiben, in welcher die Schwierigkeit das Metrum im Deutſchen nachzuahmen ſteigt; und die Rangfolge, welche Sie ihnen in Anſehung des Wohlklanges ertheilen würden, bemerken Sie mir in kleineren Nebenzahlen. Ich habe eben den Abt Girolamo del Buono vor mir, der alle Oden des Horaz in die nehmlichen Metra in ſeine Sprache überſetzt hat: aber nicht ſehr glücklich. — —

Ihr

ganz ergebenſter,

Leſſing.

An Chriſtoph Gottlieb von Murr.

Hochwohlgebohrener Herr,

Hochzuehrender Herr,

Sie erlauben mir, Ihnen alle die Hinderniſſe und Abhaltungen zu verſchweigen, welche Urſache ſind, daß ich auf Dero angenehme Zuſchrift vom 14ten September vorigen Jahres, itzt erſt, und dazu nicht ungemahnet, antworte.

Ich kenne Dieſelben ſchon längſt als einen Mann von vieler und großer Litteratur: ich begreife auch ſehr wohl, daß mir die Ehre Dero nähern Bekanntſchaft ſehr vortheilhaft ſeyn könnte. Ich betauere aber nur, daß wir nicht an einem Orte zuſammen leben. Denn zum ſchriftlichen Umgange bin ich ſo wenig aufgelegt, daß meine älteſten und vertrauteſten Freunde, daß meine Aeltern und Anverwandte, oft in zwey drey Jahren keine Zeile von mir zu ſehn bekommen.

Dennoch würden mir Dero ſchriftliche Anmerkungen über meinen Laokoon ſehr willkommen geweſen ſeyn. Sie ſollen mir auch noch gedruckt ſehr willkommen ſeyn! Ich merke, was Sie beſorgt macht, daß ich ſie vielleicht nicht ohne Bitterkeit aufnehmen möchte. Es iſt mein Betragen gegen den Hrn. Klotz und der Ton ohne Zweifel, den ich in meinen antiquariſchen Briefen gegen dieſen Mann zu nehmen gezwungen worden. Ich bin aber ſehr überzeugt, daß ſich Ew. Hochwohlgebohren das dictatoriſche Anſehn nicht werden gegeben haben, welches ſich dieſer Mann giebt; daß Sie nicht der Art ſind, Einwürfe, die Sie einem Schriftſteller machen, ſelbſt, oder durch ihre Freunde, in allen Zeitungen als unverzeihliche Fehler ausposaunen zu laſſen, die Sie dieſem Schriftſteller

gewieſen hätten, wie das Hr. Klotz zu thun pflegt; ich bin ſehr überzeugt, daß Sie mit mehr Einſicht, mit verdautern Kenntniſſen, mit mehr Ueberlegung, Erinnerungen machen und Widerlegungen abfaſſen als Herr Klotz; daß es Ihnen mit dieſen Erinnerungen und Widerlegungen lediglich nur um die Aufklärung der Sache, nur um die Wahrheit zu thun iſt, und nicht um die Eitelkeit, alles beſſer zu wißen, und auch da mit zu ſprechen, wo man kein Recht hat mit zu ſprechen. Was beſorgen Sie alſo von mir? Je mehr Fehler und Irrthümer Sie mir zeigen, deſto mehr werde ich von Ihnen lernen: je mehr ich von Ihnen lerne, deſto dankbarer werde ich ſeyn. Und dieſe Dankbarkeit wird ſich in jedem Worte, das ich etwa erwidern dürfte, zeigen! — Ich wünſchte, daß Sie mich genauer kennten. Wenn die Meinung, die Sie vielleicht von meiner Gelehrſamkeit und meinem Geiſte haben, dabey verlieren möchte: ſo bin ich doch gewiß, daß die Idee, die ich Ihnen von meinem Charakter zu machen wünſchte, dabey gewinnen würde. Ich bin der unleidliche, ungeſittete, ſtolze, ſchmähſüchtige Mann nicht, für den mich Hr. Klotz nunmehr ausſchreyet. Es hat mir Mühe und Zwang gekoſtet, ein wenig bitter gegen ihn zu ſeyn. Aber ich frage Sie ſelbſt, ob er es nicht verdient hat? Ich weis, Sie ſind ſein Freund; aber können Sie ſich es denn darum ſelbſt verbergen, daß dieſer Ihr Freund ein ſehr elendes Büchelchen von geſchnittenen Steinen geſchrieben hat, und daß er in dieſem ganzen Fache nichts geſchrieben hat, was ihn berechtigen könnte, nur mit dem tauſenden Theile des Stolzes von ſich zu ſprechen, der ihn mir ſo lächerlich macht? —

Doch genug von dieſem Manne, deſſen ich ſicherlich gar nicht erwähnen würde, wenn mir nicht daran gelegen wäre, Ihrer Beſorgniß, die ſich auf ihn beziehet, vorzubauen. — Aber wo ſind ſie denn, dieſe Ihre Anmerkungen über den Laokoon? Wenn ſie bereits gedruckt ſind, ſo würde es mir ſehr angenehm geweſen ſeyn, ſie zugleich mit Ihrem zweyten Briefe zu erhalten. Sind ſie es aber noch nicht, ſo erbitte ich mir ſie wenigſtens, ſobald ſie es ſind. Denn es iſt Zeit, wenn ich noch davon profitiren ſoll. Ich dürfte nicht ſehr lange mehr in Deutſchland ſeyn, und auch ſobald nicht wieder Luſt oder Gelegenheit haben, mich um die deutſche Litteratur zu bekümmern.

Aus Dero erſtem Briefe erſehe ich noch, daß Sie in der Meinung ſtehen, als ob ich die Ueberſetzung von Huart damals erſt angekündigt hätte. Ich habe ſie bereits 1751 in Wittenberg drucken laſſen. Itzt würde ich mir ein beſſeres Buch zum Ueberſetzen ausſuchen, obgleich auch dieſes viel gute Gedanken enthält, denen nichts als die Einkleidung in eine neuere philoſophiſche Sprache mangelt.

Ich bin mit vollkommner Hochachtung

Ew. Hochwohlgebohrnen

Hamburg, den 25. Novemb. 1768. gehorſamſter Diener

Leſſing.

An Reiske.

Hamburg, den 12. Febr. 1769.

Es geſchieht mit dem größten Vergnügen, daß ich Euer Hochedelgebohren anbei meine Aldiniſche Ausgabe des Demoſthenes überſende. Ich habe ſie bloß wieder zurückgekauft, weil ich nicht wußte, daß Sie ſelbſt der Liebhaber wären, der darauf bieten ließ, und ich ſie nicht in Hände kommen laſſen wollte, aus welchen ſie dem neuen Herausgeber dieſes Griechen nicht ſo leicht zukommen dürfte. Sie iſt zu Ihrem Gebrauch, auf ſo lange Zeit Sie wollen; und ich wünſche nur, daß ſie die Mühe und Zeit belohnen mag, welche ein Mann darauf wenden wird, der aus ſeinem Kopfe mehr nehmen kann, als er auch von dem Gelehrteſten dabei angemerket finden könnte. Es iſt mir ſchlechterdings unbekannt, weſſen Hand es iſt, der nicht allein die Druckfehler ſorgfältig darinn verbeſſert, ſondern auch manche richtigere Lesarten dabei citiret hat, die bekannt gemacht zu werden verdienen, ſie mögen nun aus Vermuthung oder aus ältern Handſchriften gefloſſen ſeyn. Zwar vielleicht ſind ſie ſchon bekannt: denn ich habe nicht die Taylorſche Ausgabe, ſondern nur hin und wieder die Wolfiſche damit zu vergleichen Zeit und Gelegenheit gehabt. Die größten Anmerkungen, die da und dort zur Erläuterung beigefügt ſind, könnten wohl gar Stellen des Ulpians ſeyn. Denn ich bekenne, daß ich das wenigſte zu entziffern fähig geweſen bin: beſonders da ſie bei einem neuen Beſchneiden des Buchs gelitten haben. Ich bin begierig, das Zuverläßigere hierüber von Euer Hochedelgebohrnen zu erfahren.

Da ich übrigens kaum geglaubt hätte, Euer Hochedelgebohrnen auch nur dem Namen nach bekannt zu ſeyn, ſo muß mir der Beifall, deſſen Sie meine leichte Arbeiten würdigen, deſto ſchmeichelhafter ſeyn. Ich hatte lange gewartet, ob ſich niemand an den plumpen Goliath der gelehrten Philiſter machen wolle: endlich konnte ich ſeinen dummen Hohn unmöglich länger ertragen, ohne ihm ein paar Steine aus meiner Taſche an den Kopf zu werfen. Getroffen haben ſie: ob er ſie aber fühlen wird, das kömmt auf ſeinen dicken Schedel an. Ich weiß wohl, daß ihn wahre Gelehrte jederzeit verachtet haben, aber das weiß ich nicht, ob ihre ſtillſchweigende Verachtung genug iſt, das Publikum, welches er verwirret, an ihm zu rächen. Einer ſollte doch endlich die Stimme erheben. Und wahrlich, wenn keine, oder doch ſo wenige, von meiner Seite zu ſeyn öffentlich bezeigen, ſo fürchte ich, er hat mich, mit ſeinen in ganz Deutſchland zerſtreuten Spießgeſellen in kurzem wieder überſchrieen. Ihm aber immer auf dem Rücken zu ſitzen, iſt meine Sache auch nicht.

Die Mißhandlung, die er ſich mit Ihrem deutſchen Demoſthenes erlaubt hat, muß jedes billigen Mannes Unwillen erregen. Aller der trivialen Dinge ungeachtet, die er dagegen ſagt, ſollte er doch wohl empfunden haben, wieviel ihm noch fehlt, um eine ſolche Ueberſetzung machen zu

können. Unſern kleinen Schönſchreibern wird ſie freilich wohl nie gefallen: aber Leute, welche Wahrheit und Nachdruck ſchätzen, welche wiſſen, wie weit die alte populaire Beredſamkeit ſich von dem ſüßen Tone, von den gelehrten Sprachſchnirkeln eines neuen Kanzelredners entfernet, werden ſie um wie vieles nicht miſſen wollen; doch wem auch dieſes nicht begreiflich zu machen, der muß ſie doch wenigſtens für den deutlichſten und ſicherſten Commentar des Originals erkennen, und zugeſtehen, daß ſich ein Reichthum der deutſchen Sprache darinn zeiget, den ſo wenige unſerer Schriftſteller in ihrer Gewalt haben.

Ich bin ꝛc.

Leſſing.

An Nicolai.

Hamburg, d. 26. März 1769.

Liebſter Freund,

In drey Wochen längſtens muß der zweyte Theil der antiquariſchen Briefe fertig ſeyn. In dieſer Zeit werde ich auch mit dem dritten Theile fertig, ſo daß ſogleich damit fortgefahren werden kann. Was ich davon nicht ſelbſt abgedruckt abwarten kann, werde ich mit allem Fleiße abgeſchrieben zurücklaſſen. Denn länger als noch den künftigen Monat will und kann ich mich hier nicht verweilen. Mein Weg ſoll von hier nach Göttingen, Caſſel und Nürnberg gehen. Ob von da weiter über Wien, das weiß ich ſelbſt noch nicht. Wenigſtens denke ich gar nicht mehr daran, mich in die geringſte Verbindung einzulaſſen.

Mit der Recenſion meines Laokoon in dem letzten Stücke Ihrer Bibliothek, kann ich ſehr wohl zufrieden ſeyn. Ich denke, daß ich den Namen des Recenſenten ſchon weiß. Aber was gehen mich Namen an? Die Perſon werde ich doch nicht kennen lernen.[1] Wenn er die Fortſetzung meines Buches wird geleſen haben, ſoll er wohl finden, daß mich ſeine Einwürfe nicht treffen. Ich räume ihm ein, daß Verſchiedenes darin nicht beſtimmt genug iſt; aber wie kann es, da ich nur kaum den Einen Unterſchied zwiſchen der Poeſie und Malerey zu betrachten angefangen habe, welcher aus dem Gebrauche ihrer Zeichen entſpringt, in ſo fern die einen in der Zeit, und die andern im Raume exiſtiren? Beide können eben ſowohl natürlich, als willkührlich ſeyn; folglich muß es nothwendig eine doppelte Malerey und eine doppelte Poeſie geben: wenigſtens von beiden eine höhere und eine niedrige Gattung. Die Malerey braucht entweder coexiſtirende Zeichen, welche natürlich ſind, oder welche willkürlich ſind; und eben dieſe Verſchiedenheit findet ſich auch bei den conſecutiven Zeichen der Poeſie. Denn es iſt eben ſo wenig wahr, daß die Malerey ſich nur natürlicher Zeichen bediene, als es wahr iſt, daß die Poeſie nur willkührliche Zeichen brauche. Aber das iſt gewiß, daß je mehr ſich die Malerey von den natürlichen Zeichen entfernt, oder die natürlichen mit willkührlichen vermiſcht, deſto mehr entfernt ſie ſich von ihrer Vollkommenheit: wie hingegen die Poeſie ſich um ſo mehr ihrer Vollkommenheit nähert, je mehr ſie ihre willkührlichen Zeichen den natürlichen näher bringt. Folglich iſt die höhere Malerei die, welche nichts als natürliche Zeichen im Raume brauchet, und die höhere Poeſie die, welche nichts als natürliche Zeichen in der Zeit brauchet. Folglich kann auch weder die hiſtoriſche noch die allegoriſche Malerey zur höhern Malerey gehören, als welche nur durch die dazu kommenden willkührlichen Zeichen verſtändlich werden können. Ich nenne aber willkührliche Zeichen in der Malerey nicht allein alles, was zum Coſtume gehört, ſondern auch einen großen Theil des körperlichen Ausdrucks ſelbſt. Zwar ſind dieſe Dinge eigentlich nicht in der Malerey willkührlich; ihre Zeichen ſind in der Malerey auch natürliche Zeichen: aber es ſind doch natürliche Zeichen von willkührlichen Dingen, welche unmöglich eben das allgemeine Verſtändniß, eben die geſchwinde und ſchnelle Wirkung haben können, als natürliche Zeichen von natürlichen Dingen. Wenn aber bey dieſen Schönheit das höchſte Geſetz iſt, und mein Recenſent ſelbſt zugiebt (S. 353.), daß der Maler alsdann auch in der That am meiſten Maler ſey: ſo ſind wir ja einig, und, wie geſagt, ſein Einwurf trifft mich nicht. Denn alles was ich noch von der Malerey geſagt habe, betrifft nur die Malerey nach ihrer höchſten und eigenthümlichſten Wirkung. Ich habe nie geläugnet, daß ſie auch, außer dieſer, noch Wirkungen genug haben könne; ich habe nur läugnen wollen, daß ihr alsdann der Name Malerey weniger zukomme. Ich habe nie an den Wirkungen der hiſtoriſchen und allegoriſchen Malerey gezweifelt, noch weniger habe ich dieſe Gattungen aus der Welt verbannen wollen; ich habe nur geſagt, daß in dieſen der Maler weniger Maler iſt, als in Stücken, wo die Schönheit ſeine einzige Abſicht iſt. Und giebt mir das Recenſent nicht zu? — Nun noch ein Wort von der Poeſie, damit Sie nicht mißverſtehen, was ich eben geſagt habe. Die Poeſie muß ſchlechterdings ihre willkührlichen Zeichen zu natürlichen zu erheben ſuchen; und nur dadurch unterſcheidet ſie ſich von der Proſe, und wird Poeſie. Die Mittel, wodurch ſie dieſes thut, ſind der Ton, die Worte, die Stellung der Worte, das Sylbenmaß, Figuren und Tropen, Gleichniſſe u. ſ. w. Alle dieſe Dinge bringen die willkührlichen Zeichen den natürlichen näher; aber ſie machen ſie nicht zu natürlichen Zeichen: folglich ſind alle Gattungen, die ſich nur dieſer Mittel bedienen, als die niedern Gattungen der Poeſie zu betrachten; und die höchſte Gattung der Poeſie iſt die, welche die willkührlichen Zeichen gänzlich zu natürlichen Zeichen macht. Das iſt aber die dramatiſche; denn in dieſer hören die Worte auf willkührliche Zeichen zu ſeyn, und werden natürliche Zeichen willkührlicher Dinge. Daß die dramatiſche Poeſie die höchſte,

[1] Es iſt die Frage, ob Leſſing auf den rechten Namen gerathen hat; die Recenſion iſt von Garve. Nicolai.

ja die einzige Poeſie iſt, hat ſchon Ariſtoteles geſagt, und er giebt der Epopee nur in ſo fern die zweyte Stelle, als ſie größten Theils dramatiſch iſt, oder ſeyn kann. Der Grund, den er davon angiebt, iſt zwar nicht der meinige; aber er läßt ſich auf meinen reduciren, und wird nur durch dieſe Reduction auf meinen, vor aller falſchen Anwendung geſichert.

Wenn Sie mit Hrn. Moſes eine halbe Stunde darüber plaudern wollen, ſo melden Sie mir doch, was er dazu ſagt. Die weitere Ausführung davon ſoll den dritten Theil meines Laokoons ausmachen.

So ſehr ich aber mit der Recenſion des Laokoons zufrieden bin, ſo wenig bin ich es mit der von Heinekens Nachrichten. Sie iſt ungerecht auf alle Weiſe. Warum ſoll ſich Heineken nicht merken laſſen, daß in der Familie Heinekens einmal ein gelehrtes Kind geweſen? Dieſer Zug iſt hämiſch; und es iſt mir nicht lieb, daß Sie dergleichen Bolzen für Hagedorn verſchießen wollen, der doch ſicherlich noch immer mehr Klotzens Freund iſt, als Ihrer. Und hat denn Heineken in ſeiner Beantwortung der Recenſion in der Bibl. der ſchön. Wiſſenſch. nicht etwa in den meiſten Stücken Recht? War denn das Hagedorniſche Raiſonnement nicht etwa ſehr ſchielend; ſo wie alles, was dieſer Mann geſchrieben hat? Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich Hagedornen für einen Gleißner halte, dem alles Lob willkommen iſt, auch das plumpſte von Klotzen, und der es ſehr übel nimmt, daß man Klotzen, der ihn zum *großen Lehrer des Schönen* erhoben, jetzt ſo herunter ſetzt.

Nehmen Sie mir meine Freiheit nicht übel, und leben Sie wohl.

Dero

ergebenſter Freund,
Leſſing.

An Nicolai. (Nach Leipzig.)

Hamburg, d. 13. April 1769.

Liebſter Freund,

Wenn Sie in der Meſſe Zeit haben zu ſchreiben: ſo melden Sie mir doch auch, was Neues da vorgeht. Und wenn von Klotzen oder ſonſt jemand etwas heraus gekommen ſeyn ſollte, was mich beſonders intereſſiren könnte, ſo ſchicken Sie mir es gerade mit der Poſt. Z. E. Die Bogen aus der Bibliothek, welche die Recenſion des Laokoon enthalten. Die litterariſchen Briefe habe ich ſchon. Wer muß den Quark geſchrieben haben? Auch habe ich ſchon den 2ten Theil von Riedels Philoſ. Bibl. Dem Schlucker juckt auch die Haut! Aber ohne Zweifel denkt er, daß ich ſeine Briefe über das Publicum und die philoſ. Bibliothek hier in der neuen Zeitung recenſirt habe, wo er garſtig mitgenommen worden. Da irrt er ſich aber.

Brauchen Sie noch einen guten Recenſenten zu theologiſchen und philoſophiſchen Schriften, ſo will ich Ihnen den Paſtor Rautenberg in Braunſchweig vorſchlagen.

Da ſo viele Narren itzt über den Laokoon herfallen, ſo bin ich nicht übel Willens mich einen Monat oder länger, in Kaſſel oder Göttingen auf meiner Reiſe zu verweilen, um ihn zu vollenden. Noch hat ſich keiner, auch nicht einmal Herder träumen laſſen, wo ich hinaus will. Aber Herder will ja die kritiſchen Wälder nicht geſchrieben haben! Sagen Sie mir doch, wie ich ſeine Proteſtation desfalls nehmen ſoll. Der Verfaſſer ſey indeß, wer er wolle: ſo iſt er doch der einzige, um den es mir der Mühe lohnt, mit meinem Krame ganz an den Tag zu kommen.

Es iſt mein völliger Ernſt, den dritten Theil noch hier drucken zu laſſen. Denn unter fünf bis ſechs Wochen komme ich hier noch nicht weg. Antworten Sie mir, ob Sie es zufrieden ſind. Ich mache mit Fleiß allerlei Digreſſionen, damit es nicht laſſe, als ob es mir ſonſt um nichts zu thun ſey, als Klotzen lächerlich zu machen.

Iſt es wahr, daß Hr. Moſes in Leipzig iſt? Ich dächte, er hätte wohl eben ſo gut nach Hamburg reiſen können.

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß mir von Wien aus ſehr anſehnliche Vorſchläge gemacht werden. Sie werden aber leicht errathen, daß ſie das Theater betreffen, um das ich mich nicht mehr bekümmern mag. Wenn ich alſo wenigſtens meinen italiäniſchen Plan mit dieſen Vorſchlägen auf eine oder die andere Art nicht verbinden kann, ſo dürfte ich ſie wohl gänzlich von mir weiſen.

Noch eins: was ſagt man zu meinem Epilog der Dramaturgie? Ich werde bey den Buchhändlern das Kalb in die Augen geſchlagen haben; aber immerhin.

Dero

ergebenſter Freund und Diener,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 6. Julius 1769.

Lieber Bruder,

Ich danke Dir für die überſchickten gedruckten Sachen. Deine Komödien kommen zwar ein wenig zu ſpät: denn Du kannſt Dir leicht einbilden, daß ſich meine Neugierde nicht ſo lange gedulden konnte. Ich habe ſie geleſen, ſobald ſie hier zu haben waren. Und nun willſt Du mein Urtheil darüber wiſſen? Wohl; aber merke Dir voraus, daß es das Urtheil eines aufrichtigen Bruders iſt, der Dich wie ſich ſelbſt liebt. Es muß Dich nicht beleidigen, wenn es Dich auch Anfangs ein wenig verdrießen ſollte. Dein ſtummer Plauderer und Dein Lotterieloos haben meinen Beifall gar nicht; und es iſt nur gut, daß Du dieſe ſehr mittelmäßigen Verſuche ohne Deinen Namen herausgegeben haſt. Aber fürchteſt Du denn nicht, daß Klotz ihn gar bald dennoch auskundſchaften wird? Und wahrlich, Du haſt ihm und ſeinen Gehülfen gar zu viel Priſe gegeben. Der größte Fehler dieſer Stücke iſt eine platte Schwatzhaftigkeit, und der Mangel alles Intereſſe. Der Wildfang iſt ungleich

beſſer, und könnte ſchon unter den guten Stücken mit unterlaufen. Aber Du weißt, wie wenig davon Dein iſt; und Du haſt nicht wohl gethan, daß Du Deine Quelle verſchwiegen.

Ich bitte Dich nochmals, meine Freymüthigkeit nicht übel zu nehmen. Wenn Du die trockne Wahrheit von mir nicht hörſt, wer wird Dir ſie denn ſagen? Ich habe Dir es ſchon oft mündlich geſagt; woran ich glaube, daß es Dir fehlt. Du haſt zu wenig Philoſophie, und arbeiteſt viel zu leichtſinnig. Um die Zuſchauer ſo lachen zu machen, daß ſie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf ſeiner Studierſtube lange ſehr ernſthaft geweſen ſeyn. Man muß nie ſchreiben, was einem zuerſt in den Kopf kommt. Deine Sprache ſelbſt zeugt von Deiner Ruſcheley. Auf allen Seiten ſind grammatiſche Fehler, und correct, eigen und neu iſt faſt keine einzige Rede. Ich nehme wiederum den Wildfang zum größten Theile aus. — Freylich muß ich Dir zum Troſt ſagen, daß Deine erſten Stücke immer ſo gut ſind, als meine erſten Stücke; und wenn Du Dir nur immer zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis ſechs Jahre Zeit läſſeſt, ſo kannſt Du leicht etwas Beſſeres machen, als ich je gemacht habe, oder machen werde. Aber wenn Du fortfährſt, Stücke über Stücke zu ſchreiben; wenn Du Dich nicht dazwiſchen in andren Aufſätzen übſt, um in Deinen Gedanken aufzuräumen und Deinem Ausdrucke Klarheit und Nettigkeit zu verſchaffen: ſo ſpreche ich Dir es ſchlechterdings ab, es in dieſem Fache zu etwas Beſonderem zu bringen; und Dein hundertſtes Stück wird kein Haar beſſer ſeyn, als Dein erſtes.

Nun genug gehofmeiſtert! Schreibe mir doch, lieber Bruder, was von meinen Büchern noch vorräthig iſt. Notire mir die vorzüglichſten nur mit einem Worte auf, damit ich urtheilen kann, ob es ſich der Mühe verlohnt, ſie hierher kommen und verauktioniren zu laſſen. Ich muß alles zu Gelde machen, was ich noch habe; und auch ſo noch werde ich meine Reiſe nur kümmerlich beſtreiten können.

Das Herz blutet mir, wenn ich an unſere Eltern denke. Aber Gott iſt mein Zeuge, daß es nicht an meinem Willen liegt, ihnen ganz zu helfen. Ich bin in dieſem Augenblicke ſo arm, als gewiß keiner von unſerer ganzen Familie iſt. Denn der ärmſte iſt doch wenigſtens nichts ſchuldig; und ich ſtecke bei dem Mangel des Nothwendigſten oft in Schulden bis über die Ohren.

Gott mag helfen! Lebe wohl, und ſey verſichert, daß ich es recht gut mit Dir meynen muß, da ich ſo rund mit Deiner Eigenliebe zu Werke gehe.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Nicolai.

Hamburg, d. 25. Auguſt 1769.

Liebſter Freund,

Was Ihnen Gleim von Wien geſagt hat, iſt ganz ohne Grund; aber Gleim hat von dem Projekte in Wien ohne Zweifel ſo reden wollen, wie man es allenfalls in Berlin noch einzig und allein goutiren könnte. Wien mag ſeyn wie es will, der deutſchen Litteratur verſpreche ich doch immer noch mehr Glück, als in Eurem franzöſirten Berlin. Wenn der Phädon in Wien confiſcirt iſt: ſo muß es bloß geſchehen ſeyn, weil er in Berlin gedruckt worden, und man ſich nicht einbilden können, daß man in Berlin für die Unſterblichkeit der Seele ſchreibe. Sonſt ſagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freyheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts. Sie reducirt ſich einzig und allein auf die Freyheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will. Und dieſer Freyheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es aber doch einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frey zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat; laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es itzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht: und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land von Europa iſt. Ein jeder thut indeß gut, den Ort, in welchem er ſeyn muß, ſich als den beſten einzubilden; und der hingegen thut nicht gut, der ihm dieſe Einbildung benehmen will. Ich hätte mir alſo wohl auch dieſe letzte Seite erſparen können. Leben Sie wohl, liebſter Freund!

Dero

ergebenſter,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Hamburg, den 4. Januar 1770.

Lieber Bruder,

Daß ich in Braunſchweig geweſen, und was ich daſelbſt ausgerichtet, brauche ich Dir wohl nicht noch erſt zu erzählen. Das Reſultat von allem weißt Du, wodurch ich freylich für die Zukunft ſo ziemlich aus aller Verlegenheit geriſſen bin. Aber für das Gegenwärtige iſt darum meine Verlegenheit nicht geringer, und es wird mir noch viele Mühe und Sorge koſten, ehe ich mich ganz auf das Trockene ſetze. Ich ſtecke hier in Schulden bis über die Ohren, und ſehe ſchlechterdings noch nicht ab, wie ich mit Ehren weg kommen will.

Ich wünſchte nur, daß unſere Aeltern hiervon überzeugt ſeyn möchten, damit ſie nicht etwa glauben, es liege bloß

an meinem Willen, daß ich mein längſt gethanes Verſprechen noch nicht gehalten habe. Gott weiß, daß es mir nicht möglich geweſen, und daß ich noch nicht gewiß ſagen kann, wann es mir möglich ſeyn wird. Ehe ich in Wolfenbüttel eingerichtet bin, werde ich von meinem ordentlichen Gehalte wenig erübrigen können. Aber es iſt mein feſter Vorſatz, alles was ich erübrigen kann, dazu anzuwenden, daß ich mein Wort halte. Ich will gewiß auch Dich ſodann nicht vergeſſen, und vielleicht erlauben es die Umſtände, Dich wieder bei mir zu haben. Wenn Du Dich nur fürs erſte bis dahin bergen kannſt. Freylich hätteſt Du ſchlechterdings meinem Rathe und Deinem eigenen Vorſatze treuer bleiben, und Dich einer ernſthaften bürgerlichen Beſchäftigung widmen ſollen. Auch die glücklichſte Autorſchaft iſt das armſeligſte Handwerk!

Du haſt mir zuletzt ein Verzeichniß von rückſtändigen Büchern geſchickt, die in den Auktionen nicht weggegangen. Sind ſie denn aber auch alle noch in Deiner Gewalt, und kann ich ſie hierher bekommen? Denn ich erinnere mich, einmal an Herrn Voß geſchrieben zu haben, daß er z. E. das Journal des Savans und den Mercure zu ſich nehmen ſolle. Iſt das geſchehen oder nicht? Was Du haſt, und ſich der Mühe verlohnt, packe ein, und ſchicke mir je eher je lieber. Vorher aber eine kleine Note, was Du mir ſchicken willſt. Ich muß alles zu Gelde machen, und Bücher kann ich nun am erſten entbehren.

Lebe wohl und antworte mir bald.

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

Hochzuehrender Herr Vater,

Ich hoffe, daß mich meine Aeltern beßer kennen, als daß Sie mein ſo langes Stillſchweigen irgend einer Art von Kaltſinnigkeit ſollten zugeſchrieben haben. Größten Theils der Verdruß, daß ich Ihnen mein Wort nicht halten können, iſt die Urſache, warum ich länger als Jahr und Tag nichts von mir hören laßen. Wenn indeß Carl ſo billig geweſen, aus meinen Briefen an ihn das, was ſich dahin bezieht, mitzutheilen: ſo darf ich glauben, daß Sie mehr Mitleiden mit mir haben werden, als daß Sie im geringſten unwillig gegen mich ſeyn ſollten. Es wäre mir eine wahre Freude geweſen, dergleichen ich ſicherlich in der Welt noch wenige gehabt, wenn es mir meine Umſtände hätten erlauben wollen, meinen alten Vater aus einer Verlegenheit zu reißen, in die ich wohl weiß, daß ihn einzig ſeine Söhne gebracht haben. Aber ſo gut hat es mir nicht werden ſollen. Schon damals, als ich es verſprach, waren meine Umſtände in der äußerſten Verwirrung, und die ganze folgende Zeit ſind ſie immer ſchlechter und ſchlechter geworden. Ich war endlich in eine Laſt von Schulden gerathen, von der ich mich noch lange nicht durch den gänzlichen Verkauf aller meiner Bücher befreyen können; und es war die höchſte Zeit, daß ich durch die hieſige Verſorgung, wiederum eine gewiße Einnahme erhielt.

Eigentlich iſt es ein Erbprinz, welcher mich hierher gebracht. Er ließ mich auf die gnädigſte Art zu ſich einladen; und ihm allein habe ich es zu danken, daß die Stelle des Bibliothekars, welche gar nicht leer war, für mich eigentlich leer gemacht ward. Auch der regierende Herzog hat mir hierauf alle Gnade erwieſen, deren ich mich von dem geſammten Hauſe zu rühmen habe, welches aus den leuthſeligſten beſten Perſonen von der Welt beſteht. Ich bin indeß der Menſch nicht, der ſich zu ihnen dringen ſollte: vielmehr ſuche ich mich von allem, was Hof heißt, ſo viel möglich zu entfernen und mich lediglich in den Zirkel meiner Bibliothek einzuſchränken.

Die Stelle ſelbſt iſt ſo, als ob ſie von jeher für mich gemacht wäre: und ich habe es um ſo viel weniger zu betauren, daß ich bisher alle andern Anträge von der Hand gewieſen. Sie iſt auch einträglich genug, daß ich gemächlich davon leben kann, wenn ich nur erſt wieder auf dem Trockenen, das iſt, aus meinen Schulden, ſeyn werde: Sechs Hundert Thaler Gehalt, nebſt freier Wohnung und Holz auf dem fürſtl. Schloße.

Das allerbeſte aber dabey iſt die Bibliothek, die Ihnen ſchon dem Ruhme nach bekannt ſeyn muß, die ich aber noch weit vortrefflicher gefunden habe, als ich mir ſie jemals eingebildet hätte. Ich kann meine Bücher, die ich aus Noth verkauffen müßen, nun ſehr wohl vergeßen. Ich wünſchte in meinem Leben noch das Vergnügen zu haben, Sie hier herum führen zu können, da ich weis was für ein großer Liebhaber und Kenner Sie von allen Arten von Büchern ſind. Eigentliche Amtsgeſchäfte habe ich dabei keine andere, als die ich mir ſelbſt machen will. Ich darf mich rühmen, daß der Erbprintz mehr darauf geſehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen ſoll. Gewiß werde ich beides zu verbinden ſuchen: oder eigentlich zu reden, folget ſchon eines aus dem andern.

Gleich Anfangs habe ich unter den hieſigen Manuſcripten, deren an 6000 vorhanden, eine Entdeckung gemacht, welche ſehr wichtig iſt, und in die Theologiſche Gelehrſamkeit einſchlägt. Sie kennen den Berengarius, welcher ſich in dem XIten Jahrhunderte der Lehre der Transſubſtantiation widerſetzte. Von dieſem habe ich nun ein Werk aufgefunden, von dem ich ſagen darf, daß noch kein Menſch etwas weis; ja deßen Exiſtenz die Katholiken ſchlechterdings geleugnet haben. Es erläutert die Geſchichte der Kirchenverſammlungen des gedachten Jahrhunderts, die wider den Berengarius gehalten worden, ganz außerordentlich und enthält zugleich die unwiderſprechlichſten Beweiſe, daß Berengarius vollkommen den nachherigen Lehrbegrif Lutheri von dem Abendmahle gehabt hat, und keines Wegs einer Meinung davon geweſen, die der Reformirten ihrer beykäme. Ich werde das ganze Manuſcript herausgeben, und

laße bereits vorläufig eine Ankündigung drucken, die ich Ihnen nächſtens ſenden will.

Ob Ihnen ſonſt von meinen letzten Schriften einiges zu Geſichte gekommen, daran zweifle ich faſt; und wenn es nicht geſchehen, ſo iſt es vielleicht eben ſo gut. Ich bin in Streitigkeiten verwickelt worden, daran ich im Grunde wenig Gefallen habe: und noch dazu mit einem Mann, dem Geh. Rath Klotz, der in Ermangelung von Gründen ſeine Gegner auf das pöbelhafteſte verleumdet und ſchmähet. In den gelehrten Zeitungen werden Sie alſo gutes und böſes von mir geleſen haben; und des letztern leicht mehr als des erſtern.

Daß Carl eine Verſorgung erhalten, bei der er nun nicht mehr nöthig hat, vom Schreiben zu leben, iſt ein großes Glück für ihn. Er hat, wie er mir geſchrieben, ebenfalls 600 Rthlr. jährlichen Gehalt, und kann damit weiter kommen, als ich, da er den Aufwand nicht zu machen braucht, den ich machen muß.

Wenn es Ihnen gefällig iſt, mir bald wieder zu ſchreiben, ſo können Sie verſichert ſeyn, daß ich keinen einzigen Brief von nun an unbeantwortet laßen werde.

Der Frau Mutter, und meiner Schweſter empfehl ich mich zu vielmalen, und ich bin äußerſt erfreut, daß ſich erſtere noch ſo wohl befindet.

Künftiges Jahr komme ich zuverläßig nach Dresden, und werde ſodann nicht allein meine Aeltern, ſondern auch den Bruder Theophilus beſuchen, den ich indeß herzlich grüßen laße.

Ich verharre

Dero

Wolfenbüttel gehorſamſter Sohn
den 27 Julius 1770. Gotthold.

An Madame König.

(Leſſings künftige Frau.)

Wolfenbüttel, den 26. Oktbr. 1770.

Meine liebſte Freundin!

Gott gebe, daß Sie ja geglaubt haben, es müſſe ein Brief von mir unterwegs ſeyn: denn ſonſt kann ich erſt in ein und zwanzig Tagen wiederum etwas von Ihnen hören. Das häßliche Wien, daß es ſo weit iſt! Auf alle meine Briefe haben Sie mir nun geantwortet: und es kömmt darauf an, ob Sie mir einen aus freyem Willen ſchreiben. Einen wohl zwar — denke ich — aber den zweyten doch gewiß nicht.

Ich freue mich recht ſehr, daß Sie glücklich in Wien angekommen ſind, und alles daſelbſt nach Wunſch gefunden haben. An Freunden und Zerſtreuung und Beſchäftigung wird es Ihnen nicht fehlen; und ich kann daher ein großes Theil für Sie nun ruhiger ſeyn, als ich während der Reiſe ſeyn durfte, wo Sie Ihrer eigenen Geſellſchaft überlaſſen waren. Denn Ihr Mädchen war ſo gut als keine, wo nicht gar noch ſchlimmer als keine. Zwar, wer weiß? Am Ende iſt es doch wohl beſſer geweſen, daß das Creatürchen ſeine eigenen Angelegenheiten hatte, daß es liebte und trank, den erſten den beſten Kerl und Wein — als wenn es ein gutes empfindliches Ding geweſen wäre, das ſeine Frau nicht aus den Augen gelaſſen, und um die Wette mit ihr geweinet hätte. Durch jenes wurden Sie Ihren eigenen Gedanken entriſſen: durch dieſes wären Sie in Ihrem Kummer beſtärkt worden. Sie werden ſagen, daß ich eine beſondere Gabe habe, etwas Gutes an etwas Schlechtem zu entdecken. Die habe ich allerdings; und ich bin ſtolzer darauf, als auf alles, was ich weiß und kann. Sie ſelbſt, wie ich oft gemerkt habe, beſitzen ein gutes Theil von dieſer Gabe, die ich Ihnen recht ſehr überall anzubringen empfehle; denn nichts kann uns mit der Welt zufriedner machen, als eben ſie.

Ho! ho! Ich fange gar an zu moraliſiren: ich bitte Sie recht herzlich um Verzeihung. — Seit einigen Tagen denke ich mir Ihren Aufenthalt in Wien angenehmer, als jemals; und fange faſt an zu zweifeln, ob man eben in Wien mehr als an andern Orten Gelegenheit hat, die nur gedachte Gabe, an dem Schlechten etwas Gutes aufzuſuchen, in Ausübung zu bringen. Es mag wohl, denke ich nun, in Wien eben ſo viel gute und vortreffliche Leute geben, als irgend anderswo: die wenigſtens, die gut da ſind, können vielleicht recht ſehr gut ſeyn. Sehen Sie, was ein Paar Beyſpiele vermögen! Zwey Wiener Grafen und Kaiſerliche Kammerherrn, von Winzek und von Chotek, haben ſich auf ihrer Durchreiſe einige Tage hier aufgehalten, und außer dem Beyfalle, den ſie bey Hofe erhalten — Sie wiſſen wohl, wie weit der Beyfall bei Hofe her iſt — uns alle in Erſtaunen geſetzt. Sie wiſſen eben ſo wohl, wen ich unter uns allen verſtehe; die alle, welche ein Reiſender nur einigermaßen dem Nahmen nach kennen kann. Sie haben jeden von dieſen beſucht; und von ungefähr war ich eben zu Braunſchweig und logirte in meiner Roſe, — in eben dem Zimmer, wo Sie logirt haben — und glücklicher Weiſe mußten dieſe Herren ebenfalls da einkehren. Es ſind wirklich ein Paar vortrefliche Leute, voller Kenntniß und Geſchmack. Sie ſind auf ihrer Rückreiſe nach Wien, und werden zu Ende künftigen Monats da eintreffen. Erzählen Sie es ja in allen Geſellſchaften, wie ſehr ſie hier gefallen haben, damit ihr guter Ruf ihnen zuvorkomme. E. machte ihnen das Kompliment, daß ſie eine ſehr merkwürdige Ausnahme von ihren Landsleuten wären. Das Kompliment war nicht das feinſte; aber die Antwort, die ihm der jüngere, welches der Graf Chotek iſt, darauf ertheilte, war deſto feiner: wir ſchämen uns, wenn wir es ſind. Der andere iſt ſchon ein Mann, und hat Güter in Italien, bey Mayland, wo er ſich auch ſeit neun Jahren aufgehalten, in welcher Zeit er in Wien gar nicht geweſen, ſo daß ihn vielleicht auch da niemand kennt.

Ich darf nicht beſorgen, daß Sie mich fragen: was gehen mich die Leute an? denn, wie geſagt, es ſind recht ſehr gute Leute, und alle gute Leute gehen einander an. Und nicht wahr, aus der nehmlichen Urſache ſind Sie, und der Schwediſche Geſandtſchaftsprediger auch um meinen ehrlichen Götzen ſo ſehr beſorgt? Mich wundert nur, daß man Ihnen aus Hamburg nichts davon geſchrieben. Der letztvergangene Bußtag in Hamburg iſt es geweſen, an welchem die Mine geſprungen. Götze fragte bey dem Magiſtrate an, wie es mit dem ſtreitigen Gebete gehalten werden ſollte, und bekam zur Antwort, daß es bey Seite gelegt, und ein anders dafür gewählt werden ſollte. Voller Verdruß hierüber, bat er um Erlaſſung von ſeinem Seniorate, und erhielt ſie ſogleich. Man erzählt, ſeine Frau ſey darüber vor Schrecken in Ohnmacht gefallen, und will daraus ſchließen, daß ihm ſelbſt die geſuchte Erlaſſung über alles Vermuthen gekommen. Aber nicht wahr, das iſt daraus nicht zu ſchließen? Sondern alles was daraus zu ſchließen iſt, iſt dieſes, daß ſich natürlicher Weiſe eine Frau über den Verluſt eines Titels nicht ſo leicht tröſten kann, als der Mann. Wenn die Frau Seniorinn auf einmal wieder Frau Paſtorinn werden ſoll, das iſt keine Narrenspoſſe! Meinen Sie nicht? Jetzt ſollen die abſcheulichſten Pasquille wider diejenigen in Hamburg herum gehen, die Götzen zu dieſem Schritte gezwungen: und wenn dieſe nichts helfen, ſo betauert er es am Ende doch wohl ſelbſt, daß er das Heft aus den Händen gegeben.

Von andern Neuigkeiten aus Hamburg weiß ich, ſo zu reden, gar nichts. Denn ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß ich in zwey Monaten an keinen Menſchen dahin geſchrieben. Meine verzweifelte Arbeit hat mich daran verhindert. Aber Gott ſey Dank, nun bin ich damit zu Stande; und in dem nächſten Wiener Verzeichniſſe von verbotenen Büchern, werden Sie den Titel wohl angezeigt finden. Sie glauben nicht, in was für einen lieblichen Geruch von Rechtgläubigkeit ich mich dagegen bey unſern lutheriſchen Theologen geſetzt habe. Machen Sie ſich nur gefaßt, mich für nichts geringeres, als für eine Stütze unſerer Kirche ausgeſchrieen zu hören. Ob mich das aber ſo recht kleiden möchte, und ob ich das gute Lob nicht bald wieder verlieren dürfte, das wird die Zeit lehren.

Das Wenige, was Sie mir von dem Wiener Theater melden, würde meine Neugierde eben nicht ſehr reizen, wenn ich nicht kürzlich in verſchiedenen Zeitungen geleſen hätte, daß nun bald das deutſche Theater in Wien allen Theatern in der Welt trotzen würde, nachdem der Herr von Sonnenfels die Aufſicht darüber erhalten. Beſuchen Sie es doch alſo ja fleißig, und verſchweigen Sie mir keines von den Wundern, die darauf erſcheinen. Es ſoll mich ſehr freuen, wenn S. in Wien mehr Gutes ſtiftet, als mir in Hamburg zu ſtiften gelingen wollen. Aber ich ſorge, ich ſorge, es wird dort auch zu nichts kommen. Schon des Herrn von S. allzuſtrenger Eifer gegen das Burleske, iſt gar nicht der rechte Weg, das Publikum zu gewinnen. Wenn er indeß Ihnen, meine liebe Freundin, nur recht viel Freundſchaft in Wien erweiſet: ſo will ich ihm von Herzen gern alle Fehler vergeben, die er in ſeiner Theater-Verwaltung machen dürfte.

Von den Theologen kam ich auf das Theater; nunmehr von dem Theater auf die Lotterie, und wir ſind mit allem fertig, was in dieſem und jenem Leben frommen und vergnügen kann. Die Hamburger Lotterie ſoll in den beyden letzten mahlen ſehr glücklich geweſen ſeyn. Sie glauben nicht, wie anſehnliche Einſätze ſie auch von hier erhält. Demohngeachtet zaudert und zaudert man, die hieſige zu Stande zu bringen. Ich kann nicht begreifen, woran es liegt. Aber es giebt ja auch in Wien eine ſolche Lotterie? Haben Sie da noch nicht eingeſetzt? Wollen wir wohl auf folgende fünf Nummern zuſammen einſetzen?

9. 13. 21. 57. 88.

Aber nicht höher als einen Louisd'or, welchen Sie nach Ihrem Belieben vertheilen mögen. Wenn wir in Wien darauf nichts gewinnen: ſo will ich es ſodann in Hamburg damit verſuchen. Oder beſtimmen Sie fünf Nummern, auf die wir in Berlin zuſammen einſetzen wollen. —

Und nun iſt ja wohl mein Brief lang genug. Sagen Sie mir aufrichtig, wie vielmal Sie ihn weggeworfen haben, ehe Sie bis hierher gekommen? Aber rächen Sie ſich auch zugleich, indem Sie mir eben ſo weitläuftig antworten. Leben Sie recht wohl, meine Beſte. Ich bin

Ihr

ganz ergebenſter
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. November 1770.

Mein lieber Bruder,

Herr Moſes wird Dir ſo etwas von einem Briefe mitgebracht haben, in welchem ich Dir verſprach, nächſtens mehr zu ſchreiben. Das will ich jetzt zu thun verſuchen, obſchon mein Kopf ſeit einigen Tagen auch nicht die geringſte Anſtrengung vertragen will. Doch ich weiß, Du nimmſt mir es nicht übel, wenn ich auch noch ſo verwirrt und albern ſchreibe.

— — Es iſt nicht mehr als billig, daß Du auch die Vertheidigung des P** gegen den Abt Pernetti überſetzeſt. Aber willſt Du mir es nicht übel nehmen, wenn ich Dich erinnere, etwas mehr Achtſamkeit und Genauigkeit ſowohl auf Deinen Styl als auf den Sinn Deines Verfaſſers zu wenden? Beſonders ſind Dir in Anſehung des letztern in den zwey Theilen einige wunderbare Fehler entwiſcht, die ich Dir wohl ein andermal mittheilen will. Ich bin es nicht, der ſie bemerkt hat, ſondern der hieſige Hofprediger Mittelſtädt hat Deine Ueberſetzung mit dem Originale verglichen, und mir einige derſelben angezeigt; ob er ſchon die Ueberſetzung überhaupt ſonſt nicht für ſchlecht erkennt.

Hiernächſt aber rathe ich Dir ſehr, weniger zu ſchreiben, das iſt, weniger drucken zu laſſen, und deſto mehr für Dich zu ſtudieren. Ich verſichere Dich, daß ich dieſen Rath für mein Theil ſelbſt weit mehr befolgen würde, wenn mich meine Umſtände weniger nöthigten, zu ſchreiben. Da ich mit meinem ordentlichen Gehalte nur eben auskommen kann; ſo habe ich ſchlechterdings kein andres Mittel, mich nach und nach aus meinen Schulden zu ſetzen, als zu ſchreiben. Ich habe es, Gott weiß, nie nöthiger gehabt, um Geld zu ſchreiben, als jetzt: und dieſe Nothwendigkeit hat, natürlicher Weiſe, ſogar Einfluß auf die Materie, wovon ich ſchreibe. Was eine beſondere Heiterkeit des Geiſtes, was eine beſondere Anſtrengung erfordert; was ich mehr aus mir ſelbſt ziehen muß, als aus Büchern: damit kann ich mich jetzt nicht abgeben. Ich ſage Dir dieſes, damit Du Dich nicht wunderſt, wenn ich Deines Mißfallens ungeachtet, etwa gar noch einen zweyten Theil zum Berengarius ſchriebe. Ich muß das Brett bohren, wo es am dünnſten iſt: wenn ich mich von außen weniger geplagt fühle, will ich das dicke Ende wieder vornehmen. Ich fühle es, daß mir ſchon die Umarbeitung meiner alten Schriften mehr Zeit koſten wird, als der ganze Bettel werth iſt. Indeß habe ich es Herrn Voß einmal zu thun verſprochen, und ich will mein Möglichſtes anwenden, wenn er auch nur jede Meſſe einen Band bekömmt.

Wahrlich, ich möchte Dir gern noch manches ſchreiben — beſonders was Theophilus und unſere Mutter betrifft; — aber der Kopf iſt mir über meine ſchurkiſchen Umſtände vollends noch ſo wüſte geworden, daß ich kaum mehr weiß, was ich ſchreibe. Lebe wohl. Ich bin

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, den 16. Decemb. 1770.

Liebſter Freund,

Tauſend Dank für Ihre beiden vortrefflichen Oden! Daß Sie aber dieſen Dank nicht eher bekommen, daran iſt Ihr Milchbruder Schuld,[1] der die Oden mit ſammt dem Briefe länger als vierzehn Tage bey ſich gehabt, und ſie mir erſt heute wieder geſchickt hat. So wie ich ihm Ihren Brief ganz geſchickt habe, ſo will ich Ihnen auch nun ſeinen ſchicken: ſo erhalten Sie hübſch auf Einen Brief zwey Antworten, welches ich mir indeß gut zu ſchreiben bitte.

Die Ode an die Könige will ich mir dreymal laut vorſagen, ſo oft ich werde Luſt haben, an meiner antityranniſchen Tragödie zu arbeiten. Ich hoffe mit Hülfe derſelben aus dem Spartacus einen Helden zu machen, der aus andern Augen ſieht, als der beſte römiſche. Aber wenn! wenn!

[1] So nannte Ramler den Hofrath Ebert, von dem ſehr viele, und unter andern auch der regierende Herzog von Braunſchweig geſagt hatten, daß er ihm außerordentlich ähnlich wäre. Nicolai.

Dieſen Winter gewiß nicht. Denn dieſen werde ich wohl ſo ziemlich gerade an dem andern Ufer des Fluſſes, wo ich, auch unter dem Schnee, bunte Steinchen und Muſcheln aufſuche, verſchleudern, und verſchleudern müſſen. Sie werden mich wohl verſtehen, wenn Sie von Herrn Voß oder meinem Bruder gehört haben, daß ich mich endlich bereden laſſen, meine kleinen Schriften wieder herauszugeben, und mit den Sinngedichten den Anfang machen will; weil ich zum Glück oder zum Unglück, von dieſen Dingen unter meinen alten Papieren noch eine ziemliche Anzahl gefunden habe, die nicht gedruckt ſind, und mit welchen ich ungefähr die erſetzen kann, die von den gedruckten nothwendig wegbleiben müſſen.

Aber glaubten Sie wohl, wie ſehr ich dabei auf Sie gerechnet habe? — In allem Ernſte, liebſter Freund, was ich Sie nun bitten will, müſſen Sie mir ſchlechterdings nicht abſchlagen.

Mit heutiger Poſt ſchicke ich bereits die erſten vier Bogen von dieſen erneuerten und vermehrten Sinngedichten, und ſie ſollen ſchlechterdings nicht eher in die Druckerey, als bis ſie Ihre Cenſur paſſiret ſind. Streichen Sie aus, was gar zu mittelmäßig iſt (ich ſage, gar zu mittelmäßig, denn leider müſſen es nicht allein Sinngedichte, ſondern Bogen voll Sinngedichte werden); und wo eins durch eine geſchwinde Verbeſſerung ſich noch ein wenig mehr aufſtutzen läßt, ſo haben Sie doch ja die Freundſchaft, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben.[1] Ihnen kann ſo etwas nicht viel Mühe koſten; denn Sie haben noch alle poetiſche Farben auf der Palette, und ich weiß kaum mehr, was poetiſche Farben ſind. Desgleichen wünſche ich, daß die Sinngedichte mit allen den orthographiſchen Richtigkeiten gedruckt würden, über die wir eins geworden, die mir aber zum Theil wieder entfallen ſind.

Ich verlaſſe mich darauf, liebſter Freund, daß Sie ſich dieſer Anforderung auf keine Weiſe entziehen. Die Zeit, die Sie darüber verlieren, will ich Ihnen auf eine andere Art wieder einbringen: z. E. durch Beyträge zu dem zweyten Theil Ihrer geſammten Sinngedichte, die gewiß nicht ſchlecht ſind, und ſich zum Theil von Dichtern herſchreiben, die itzt völlig unbekannt ſind.

Erfreuen Sie mich indeß bald wieder mit einem Briefe, und leben Sie recht wohl.

Ihr

ganz ergebenſter,
Leſſing.

An Moſes Mendelsſohn.

Wolfenbüttel, den 9. Jan. 1771.

Beſter Freund!

Ich komme von Braunſchweig, wo ich vierzehn Tage geweſen bin: und ich habe nun einmal das Unglück, daß

[1] Iſt geſchehen; und Leſſing verließ ſich ſo ſehr auf ſeinen Freund, daß er ſich die Handſchrift nicht erſt zurückſchicken, ſondern ſie in Berlin bey Voß drucken ließ. Nicolai.

ich da auch nicht eine Feder anzuſetzen im Stande bin, ſonſt würde ich Ihnen gewiß ſchon eher geantwortet haben.

Ich ſahe, zufolge Ihres erſten Briefes, alle Stunden nach dem Ferguſon aus, und war ärgerlich, daß Berlin und G. mit ſeinem J. einander ſo lange gefielen. Denn daß ſie abgereiſt ſeyn ſollten, ohne weiter an das Buch und an Sie zu denken, das hätte ich mir doch kaum träumen laſſen: ſo ähnlich es ſchon dieſen Leuten im Grunde ſieht. Ich habe angemerkt, daß ein alter witziger Kopf und eine alte Jungfer die zwey wunderlichſten Geſchöpfe in der Welt ſind: und wenn ich nicht bedächte, an wen ich ſchreibe, ſo hätte ich eben Luſt, dieſe Gleichheit in einem ſchönen Epigramm auszuführen; unbekümmert, auch ſelbſt darüber für einen alten witzigen Kopf gehalten zu werden.

Mit dem Ferguſon will ich mir nun ein eigentliches Studium machen. Ich ſehe ſchon aus dem vorgeſetzten Inhalte, daß es ein Buch iſt, wie mir hier gefehlt hat, wo ich größtentheils nur ſolche Bücher habe, die über lang oder kurz den Verſtand, ſo wie die Zeit, tödten. Wenn man lange nicht denkt, ſo kann man am Ende nicht mehr denken. Iſt es aber auch wohl gut, Wahrheiten zu denken, ſich ernſtlich mit Wahrheiten zu beſchäftigen, in deren beſtändigem Widerſpruche wir nun ſchon einmal leben, und zu unſrer Ruhe beſtändig fortleben müſſen? Und von dergleichen Wahrheiten ſehe ich in dem Engländer ſchon manche von weitem.

Wie auch ſolche, die ich längſt für keine Wahrheiten mehr gehalten. Doch ich beſorge es nicht erſt ſeit geſtern, daß, indem ich gewiſſe Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wieder holen müſſen. Daß ich es zum Theil nicht ſchon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach den ganzen Unrath wieder in das Haus zu ſchleppen. Es iſt unendlich ſchwer, zu wiſſen, wenn und wo man bleiben ſoll, und Tauſenden für einen iſt das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo ſie des Nachdenkens müde geworden.

Ob dieſes nicht auch manchmal der Fall unſers Ungenannten geweſen, will ich nicht ſo geradezu leugnen. Nur Unbilligkeit möchte ich nicht gern auf ihn kommen laſſen. Zwar iſt Ihre Anmerkung ſehr gegründet, daß man bey Beurtheilung gewiſſer Charaktere und Handlungen das Maaß der Einſicht und des moraliſchen Gefühls mit in Betrachtung ziehen müſſe, welches den Zeiten zukomme, in die ſie fallen. Allein doch wohl nur bey ſolchen Charakteren und Handlungen, die weiter nichts ſeyn ſollen, als Charaktere und Handlungen bloßer Menſchen? Und ſollen das die ſeyn, von welchen bei dem Ungenannten die Rede iſt? Ich bin verſichert, er würde die ähnlichen Charaktere und Handlungen, wenn er ſie im Herodotus gefunden hätte, ganz anders beurtheilet, und gewiß nicht vergeſſen haben, ſich in ihre Zeiten und auf die Staffel ihrer Einſichten zurück zu ſtellen. Aber ſind Patriarchen und Propheten Leute, zu denen wir uns herablaſſen ſollen? Sie ſollen vielmehr die erhabenſten Muſter der Tugend ſeyn, und die geringſte ihrer Handlungen ſoll in Abſicht auf eine gewiſſe göttliche Oekonomie für uns aufgezeichnet ſeyn. Wenn alſo an Dingen, die ſich nur kaum entſchuldigen laſſen, der Pöbel mit Gewalt etwas Göttliches finden ſoll und will: ſo thut, denke ich, der Weiſe Unrecht, wenn er dieſe Dinge blos entſchuldigt. Er muß vielmehr mit aller Verachtung von ihnen ſprechen, die ſie in unſern beſſern Zeiten verdienen würden, mit aller der Verachtung, die ſie in noch beſſern, noch aufgeklärtern Zeiten nur immer verdienen können. — Die Urſache, warum Ihnen ein ſolches Verfahren bei unſerm Ungenannten aufgefallen iſt, muß blos darin liegen, daß Sie von jeher weniger gehalten geweſen, die getadelten Handlungen in dem Lichte der Göttlichkeit zu betrachten, in welchem wir ſie ſchlechterdings betrachten ſollen. —

Die Neugierde der bewußten Perſon nach dem Manuſcript hat ſich halten laſſen. Er hat nicht eher wieder daran gedacht, als bis er mich vor einigen Tagen wieder zu ſehen bekam. Ich fürchte, daß ſein Verlangen, die Sache ſelbſt beſſer einzuſehen, ebenfalls nicht weit her iſt: daher habe ich ihm auch nur blos die Vorrede mitgetheilt, unter dem Vorwande, daß Sie das übrige Manuſcript bei ſich hätten. Er muß nicht von mir denken, als ob ich ihm dergleichen Dinge aufdringen wolle.

Aber was iſt das für ein neuer Angriff, der in den Jenaiſchen Zeitungen von Lavatern auf Sie geſchehen? Ich leſe dieſe Zeitung nicht, und habe ſie auch in ganz Braunſchweig nicht auftreiben können. Haben Sie doch ja die Güte, mir das Blatt mit der erſten Poſt zu ſenden. Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freyheit, mit allem nur erſinnlichen Nachdrucke zu thun. Sie allein dürfen und können in dieſer Sache ſo ſprechen und ſchreiben, und ſind daher unendlich glücklicher, als andre ehrliche Leute, die den Umſturz des abſcheulichſten Gebäudes von Unſinn nicht anders, als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.

Ich ſende Ihnen hierbey auch Ihre Briefe von Bonnet zurück. Der Name iſt mir ſo edel geworden, daß ich auch nicht einmal die Wahrheit von ihm lernen möchte. Ich habe mich nicht enthalten können, dem Abt Jeruſalem den Umſtand von der Antedatirung der Vorrede zu der neueſten Ausgabe ſeines Buches zu erzählen. Der Abt ſagte zu verſchiedenen malen: das iſt nicht artig. Und ich antwortete dem Abt jedesmahl: es iſt mehr als nicht artig, es iſt niederträchtig. Sie ſind wahrlich verbunden, wenn Sie nicht gegen das andre Extremum des kleinen Schleichers ausſchweifen wollen, den Umſtand bekannt zu machen. — —

Dero

ergebenſter Freund

Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 6. Junius 1771.

Liebſter Freund,

Ich bleibe Ihnen meinen Dank für das angenehme Geſchenk Ihrer Eliſe etwas lange ſchuldig. Aber Sie kennen meine Nachläſſigkeit im Schreiben ſeit langer Zeit, und haben nie etwas Nachtheiliges daraus geſchloſſen. Sollten Sie nun erſt anfangen, an meiner Freundſchaft und Hochachtung darum zu zweifeln? Das thun Sie gewiß nicht.

Eliſe hat mir ſehr wohl gefallen, und würde mir ohne Zweifel noch mehr gefallen haben, wenn meine Empfindungen itzt nicht ſo ſelten mit dem Tone ſolcher Gedichte gleich geſtimmt wären. Der Bücherſtaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden ſie gewiſſer feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig ſeyn. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals gefühlt zu haben, doch nie vergeſſen. Ich werde, weil ich ſtumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden, die es noch nicht ſind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weiſe verloren habe.

Daß ich aber hiermit nichts mehr von mir ſage, als was die Wahrheit iſt, davon wird Sie mein Scultetus ſehr deutlich überführen. Ich vergebe es allen, die mich damit auslachen werden. Ich habe es mehr als einmal geſagt, daß es wenig Geſchmack verräth, die Reime eines ſolchen Schulfuchſes itzt wieder drucken zu laſſen. Ich könnte mich zwar mit dem Orte entſchuldigen, für den er eigentlich beſtimmt war: für Zachariäs Sammlung. Aber ich will doch lieber geſtehen, daß ich nun einmal leider ſo weit heruntergekommen bin, daß ich an Dingen Luſt und Nahrung finde, die ein geſunder Magen für ſehr ſaftlos und unverdaulich erklärt. — —

Dero

ganz ergebenſter Freund
Leſſing.

Meine liebe Mutter,

Ich würde Ihnen gewiß mit dem Hrn. von Carlowitz geſchrieben haben, wenn ich bey ſeiner Abreiſe im Stande geweſen wäre, Ihnen mein Verſprechen zu halten. Aber dieſes thun zu können, habe ich erſt meine zu Johannis gefällige Beſoldung heben müſſen, womit es ſich dieſesmal länger als gewöhnlich verzogen hat. Sie werden mir es alſo vergeben, daß die zugeſagten 50 Rthlr. erſt nunmehr hierbey erfolgen; womit ich nichts als die Bitte verknüpfe, gewiß von mir zu glauben, daß ich die Summe gern vermehret hätte, wenn es mir möglich geweſen wäre. Ich hoffe indeß, und will mein beſtes dazu thun, daß ich Ihnen in einigen Monaten wiederum eine kleine Remeſſe machen kann. Daß Sie es mit der Schweſter nöthig haben werden, kann ich mir ſehr leicht vorſtellen: und Gott iſt mein Zeuge, wie gern ich Sie aus aller Verlegenheit auf einmal ſetzen wollte, wenn ich mich nur ſelbſt noch zur Zeit in beßern Umſtänden befände. Haben Sie alſo mit meinem Unvermögen Geduld, und ſeyn Sie verſichert, daß ich dieſes Unvermögen nicht blos vorwende.

Es iſt allerdings unſere Schuldigkeit, daß die Schulden, in welche ein ſo guter Vater durch ſeine Kinder gerathen iſt, auch von ſeinen Kindern bezahlt werden. Ich habe mich auch ſchon mehr als einmal erbothen, ſie ſämmtlich über mich zu nehmen: das iſt, ſie ſchriftlich über mich zu nehmen, und eine Obligation oder Wechſel dagegen auszuſtellen. Wem von unſern Schuldnern dieſes gefällig iſt, der kann zu der Zeit, die ich ihm feſtſetzen will, ſich gewiße Bezahlung verſprechen. Wer aber aus Grobheit oder Eigenſinn ſogleich baar bezahlt ſeyn will, — dem helfe Gott! Ich kann ihm nicht helfen, und zu Unmöglichkeiten iſt kein Menſch verbunden. Es bekümmert mich auch wenig, was die Leute indeß ſagen. Ich bin bey mir überzeugt, daß ich es mit dem Andenken meines Vaters rechtſchaffen meine, und kein Menſch ſoll mit der Zeit einen Heller durch ihn verloren haben. Aber Zeit muß man mir laßen: oder man ſage mir, wie ich es ſonſt anfangen ſoll.

Was das zu druckende Andenken anbelangt, ſo will ich mit nächſten an Theophilus weitläuftig darüber ſchreiben. So wie es Theophilus aufgeſetzt hat, iſt es recht gut: aber ich ſehe wahrlich nicht ein, warum es, den dummen und boshaften Camzern zu gefallen, gedruckt werden muß. Eben ſo vollſtändige Nachrichten von unſers Vaters Leben ſind ſchon an mehr als einem Orte gedruckt, und es iſt immer noch Zeit, der Welt zu ſeinem Lobe etwas zu ſagen. Nur muß das eben nicht in einem gedruckten Lebenslaufe ſeyn, wie er nach der Leichenpredigt abgeleſen wird. Ich habe mir es feſt vorgenommen, etwas aufzuſetzen: aber es ſoll etwas ſeyn, was man weiter als in Camenz, und länger als ein Halbjahr nach dem Begräbniße lieſet. Dazu aber brauche ich Zeit und Geſundheit, woran es mir leider itzt fehlet.

Beruhigen Sie ſich alſo immer, meine liebſte Mutter, über dieſen Punkt! Die beſte Ehre, die wir unſerm verſtorbenen Vater erzeigen können, iſt, daß wir Sie um ſo viel mehr lieben, und ſo ſehr als möglich iſt unterſtützen. Beides dieſes gelobe ich Ihnen hiermit aus ganzem Herzen; und ich bin es auch von meinen übrigen Brüdern überzeugt, daß ſie ſich um die Wette darum bemühen werden. Leben Sie indeß mit der Schweſter, die ich vielmals grüße, recht wohl, und verſichern Sie mich bald, daß Sie allezeit in gutem an mich denken.

Dero

Wolfenbüttel den 7 Julius 1771.

gehorſamſter Sohn
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14. Nov. 1771.

Mein lieber Bruder,

Da ich heute an Herrn Voß den Anfang zum zweiten Theile der vermiſchten Schriften ſende: ſo will ich auch zugleich auf Deinen letzten Brief, und beſonders den vornehmſten Punkt deſſelben, antworten.

Ich ſage Dir alſo kurz und gut — Ob ich ſchon mit meiner gegenwärtigen Situation eigentlich nicht Urſache habe, unzufrieden zu ſeyn, auch wirklich nicht bin; ſo ſehe ich doch voraus, daß meine Beruhigung dabey in die Länge nicht dauern kann. Beſonders würde ich die Einſamkeit, in der ich zu Wolfenbüttel nothwendig leben muß, den gänzlichen Mangel des Umgangs, wie ich ihn an andern Orten gewohnt geweſen, auf mehrere Jahre ſchwerlich ertragen können. Ich werde, mir gänzlich ſelbſt überlaſſen, an Geiſt und Körper krank: und nur immer unter Büchern vergraben ſeyn, dünkt mich wenig beſſer, als im eigentlichen Verſtande begraben zu ſeyn. Folglich, wenn ich vorausſetze, daß eine Veränderung mit mir endlich doch nothwendig ſeyn würde: ſo wäre es freylich eben ſo gut, wenn ich je eher je lieber dazu thäte; beſonders, wenn dieſe Veränderung wirkliche Verbeſſerung meiner äußerlichen Umſtände ſeyn könnte, die nach dem, was mir alles auf dem Halſe liegt, viel zu kümmerlich ſind. — Aber ein Vorſchlag nach Wien? Was kann das für einer ſeyn? Wenn er das Theater betrifft: ſo mag ich gar nichts davon wiſſen. Das Theater überhaupt wird mir von Tage zu Tage gleichgültiger, und mit dem Wiener Theater, welches unter einem eigennützigen Impreſſario ſteht, möchte ich vollends nichts zu thun haben. Die ſchönſten Verſprechungen, die bündigſten Verabredungen, die ich dort fodern und erwarten könnte, würden doch nur Verſprechungen und Verabredungen von und mit einem Particulier ſeyn, und man müßte mir es hier ſehr verdenken, wenn ich eine gewiſſe dauerhafte Verſorgung ungewiſſen Ausſichten aufopfern wollte. — Doch vielleicht betrifft der Vorſchlag das Theater nicht, wenigſtens nicht unmittelbar; und in dieſem Falle, geſtehe ich Dir, würde ich mich nicht ſehr bedenken, Wolfenbüttel mit Wien zu vertauſchen. Ich ſetze voraus, daß ich bei dieſem Tauſch in allem Betracht gewönne.

So viel kannſt Du dem Herrn Profeſſor Sulzer in meinem Namen verſichern, mit dem verbindlichſten Danke für ſeine gütige Verwendung bey dieſer Sache. Ich erwarte ſodann ſeine weitere Aeußerung, und zwar je eher je lieber, weil ich ſonſt hier gewiſſe Dinge allzulange verzögern müßte, die mich hernach mehr binden würden, als ich im Grunde itzt gebunden bin. Ueberreiche zugleich Herrn Sulzer ein Exemplar vom erſten Theile der vermiſchten Schriften. —

Dein

treuer Bruder,
Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 31. Decbr. 1771.

Mein lieber Bruder,

Ich habe zur Zeit noch nichts in der bewußten Angelegenheit aus Wien vernommen, und ich muß Dir ſagen, wenn man daſelbſt verlangt, daß ich erſt zum Beſuche hinkommen ſoll, ſo kann aus der ganzen Sache nichts werden. Denn denke nur ſelbſt, wie unanſtändig und unſicher es ſeyn würde, zu einer ſolchen Reiſe den Herzog um Urlaub zu bitten? Sollte ich ihm die Wahrheit ſagen? oder ſollte ich ſie ihm nicht ſagen? Sagte ich ſie nicht: was könnte ich für einen Vorwand brauchen? und welcher Vorwand würde wahrſcheinlich genug ſeyn, daß man nicht ſogleich hindurch ſehen könnte? Sagte ich ihm aber die Wahrheit, nehmlich, daß ich mich in Wien beſehen wollte, ob es mir zu einem beſtändigen Aufenthalt da gefiele: was könnte ich mir für eine Antwort gewärtigen?

Ich ſehe nun überhaupt wohl, was es mit dem ganzen Dinge iſt. Es ſteht in öffentlichen Blättern ja nun ſchon genug davon; und in den Erfurter Gelehrten Zeitungen leſe ich, „daß Prof. Riedel mit einer ſehr anſehnlichen Beſoldung nach Wien zu der Stelle eines K. K. Raths berufen, und ihm dabey die freye Uebung der proteſtantiſchen Religion geſtattet worden. Er werde im Anfang künftigen Jahres ſeine Stelle antreten und in ſolchen Geſchäften gebraucht werden, die für die Litteratur unſres Vaterlandes von größter Wichtigkeit ſeyn würden.“

Aber, lieber Gott! wenn die guten Wiener mit Riedeln den Anfang machen: was kann man ſich viel davon verſprechen? Und wenn ſie Riedeln auf ſeine famam, und auf Treu und Glauben Anderer, ſofort berufen können: warum wollen ſie mich denn erſt ſehen? warum muthen ſie mir denn erſt eine Reiſe auf Beſichtigung zu? Du wirſt ſagen, die Beſichtigung ſey für mich. Aber es kömmt mir ganz ſo vor, als ob ſie eben ſowohl für die Wiener ſeyn ſolle, wie für mich. Kurz, wie geſagt: ohne völlige Gewißheit zu haben, thue ich keinen Schritt. — Und zieht Riedel ſeinen ganzen Anhang nach ſich, wie er ohne Zweifel zu thun ſuchen wird, ſo ſoll es mir eben ſo lieb ſeyn, wenn man mich läßt, wo ich bin. — Die Zeit wird es lehren. —

Alſo von andern Dingen. — Es thut mir leid, daß ich Dir in Deinem Vorhaben, etwas aus dem Engliſchen zu überſetzen, weder rathen noch helfen kann. In die Bibliothek kömmt von neuen engliſchen Sachen gar nichts, und Ebert hat auch ſeit langer Zeit nichts bekommen. Von denen, die Du in Vorſchlag bringſt, würde ich am meiſten für Dowe's Nachricht von Hindoſtan ſeyn, aus Gründen, die Du ſelbſt berührt haſt. Doch ich bin nicht vermögend, Dir die neue Ausgabe zu ſchaffen. An den Buncle wollte ich nicht, daß Du Dich machteſt. Zum Ueberſetzen iſt er ſchlechterdings nicht; und etwas Aehnliches aus ihm für deutſche Leſer zu machen, das würde keine Meßarbeit ſeyn.

Die Suffisance de la religion naturelle kenne ich nicht; aber, wenn ſie ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo iſt ſie ein nützliches und gutes Buch, bei welchem ich bleiben würde.

Mit meiner Tragödie geht es ſo ziemlich gut, und künftige Woche will ich Dir die erſten drey Acte überſenden. Mich verlangt, was Du davon ſagen wirſt. Mache nur, daß ſogleich daran kann gedruckt werden. — —

Lebe wohl und ſchreibe mir bald.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 10. Febr. 1772.

Liebſter Bruder,

Es iſt mir recht ſehr lieb, daß Dir mein Ding von einer Tragödie noch ſo ziemlich gefallen hat. Und Deine Anmerkungen darüber ſind mir ſehr willkommen geweſen. Ich bitte dich, auch in Anſehung des Ueberreſtes damit fortzufahren.

Die Stelle S. 41. Die Furcht hat ihren beſondern Sinn; muß ich Dir geſtehen, iſt, ſo wie ſie iſt, zwar kein Fehler des Abſchreibers. Doch laß ich mir Deine Veränderung gefallen. Im Grunde ſoll es gar keine beſondere tiefe Anmerkung ſeyn, welche Emilia freylich in ihrer Verfaſſung nicht machen könnte; ſondern ſie ſoll bloß damit ſagen wollen, daß ſie nun wohl ſehe, die Furcht habe ſie getäuſcht. Aber freylich, der Ausdruck iſt ein wenig zu geſucht. Wenn es der Claudia in den Mund gelegt wird, ſo laß hinter das Wort Sinn nur einen Strich (—) ſetzen, daß es mit dem Folgenden nicht zuſammen ausgeſprochen wird.

Was Du von dem Charakter der Emilia ſagſt, hat viel Wahres. Aber ſo ganz Recht kann ich Dir doch nicht geben, aus folgenden Urſachen:

1) Weil das Stück Emilia heißt, iſt es darum mein Vorſatz geweſen, Emilien zu dem hervorſtechendſten, oder auch nur zu einem hervorſtechenden Charakter zu machen? Ganz und gar nicht. Die Alten nannten ihre Stücke wohl nach Perſonen, die gar nicht aufs Theater kamen.

2) Die jungfräulichen Heroinen und Philoſophinnen ſind gar nicht nach meinem Geſchmacke. Wenn Ariſtoteles von der Güte der Sitten handelt, ſo ſchließt er die Weiber und Sklaven ausdrücklich davon aus. Ich kenne an einem unverheiratheten Mädchen keine höhere Tugenden, als Frömmigkeit und Gehorſam.

3) Zeigt denn jede Beobachtung der äußerlichen Gebräuche einer poſitiven Religion von Aberglauben und ſchwachem Geiſte? Wollteſt Du wohl alle die ehrlichen Leute verachten, welche in die Meſſe gehen, und während der Meſſe ihre Andacht abwarten wollen, oder Heilige anrufen? — Wegen des Zuges mit dem Traume haſt Du ganz Unrecht; weſsfalls Du das Manuſcript nur wieder nachſehen darfſt. Emilia glaubt nicht an den Traum; ſondern ſie erkennt mit ihrer Mutter den Traum für ſehr natürlich: wegen ihres größern Geſchmacks an Perlen als an Steinen. Aber, ob ſie ſchon nicht an den Traum als Vorbedeutung glaubt: ſo darf er doch gar wohl ſonſt Eindrücke auf ſie machen. Appiani iſt es, der ſich dabey länger aufhält, als ſie beyde. Aber auch den laſſe ich die Urſache davon angeben.

4) Am Ende wird denn auch freylich der Charakter der Emilia intereſſanter, und ſie ſelbſt thätiger. — Nur käme das ein wenig zu ſpät, wenn es wahr wäre, daß ſie ſchon einen kleinen Begriff von ſich erweckt hätte. —

Doch es ſey auch mit dem allen, wie es wolle; wenn das Stück nur im Ganzen Wirkung hervorbringt.

Das Süjet davon war eins von meinen älteſten, das ich einmal in Hamburg auszuarbeiten anfing. Aber weder das alte Süjet noch die Hamburger Ausarbeitung habe ich jetzt brauchen können, weil jenes nur in drey Acte abgetheilt, und dieſe ſo angelegt war, daß ſie nur geſpielt, aber nie gedruckt werden ſollte.

Was Du von dem Charakter der Orſina ſagen wirſt, verlangt mich am meiſten zu hören. Wenn er einer guten Schauſpielerin in die Hände fällt, ſo muß er Wirkung thun.

Antworte mir je eher, je lieber, und wenn es unter acht bis zehn Tagen geſchieht, ſo antworte mir nur recta nach Braunſchweig, wo ich mich bis gegen den 20ſten aufhalten werde. Lebe wohl.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, den 22. März 1772.

Liebſter Freund,

Sie haben mir mit Ihren Liedern für's Volk eine wahre und große Freude gemacht. —

Man hat oft geſagt, wie gut und nothwendig es ſey, daß ſich der Dichter zu dem Volke herablaſſe. Auch hat es hier und da ein Dichter zu thun verſucht. Aber noch keinem iſt es eingefallen, es auf die Art zu thun, wie Sie es gethan haben: und doch denke ich, daß dieſe Ihre Art die vorzüglichſte, wo nicht die einzig wahre iſt.

Sich zum Volke herablaſſen, hat man geglaubt, heiße: gewiſſe Wahrheiten (und meiſtens Wahrheiten der Religion) ſo leicht und faßlich vortragen, daß ſie der Blödſinnigſte aus dem Volke verſtehe. Dieſe Herablaſſung alſo hat man lediglich auf den Verſtand gezogen; und darüber an keine weitere Herablaſſung zu dem Stande gedacht, welche in einer täuſchenden Verſetzung in die mancherley Umſtände des Volkes beſteht. Gleichwohl iſt dieſe letztere Herablaſſung von der Beſchaffenheit, daß jene erſtere von

ſelbſt daraus folgt; da hingegen jene erſtere ohne dieſe letztere nichts als ein ſchales Gewäſch iſt, dem alle individuelle Application fehlt.

Ihre Vorgänger, mein Freund, haben das Volk bloß und allein für den ſchwachdenkendſten Theil des Geſchlechts genommen; und daher für das vornehme und für das gemeine Volk geſungen. Sie nur haben das Volk eigentlich verſtanden, und den mit ſeinem Körper thätigern Theil im Auge gehabt, dem es nicht ſowohl am Verſtande, als an der Gelegenheit fehlt, ihn zu zeigen. Unter dieſes Volk haben Sie ſich gemengt; nicht, um es durch gewinſtloſe Betrachtungen von ſeiner Arbeit abzuziehen, ſondern um es zu ſeiner Arbeit zu ermuntern, und ſeine Arbeit zur Quelle ihm angemeſſener Begriffe, und zugleich zur Quelle ſeines Vergnügens zu machen. Beſonders athmen in Anſehung des letztern die meiſten von dieſen Ihren Liedern das, was den alten Weiſen ein ſo wünſchenswerthes, ehrenvolles Ding war, und was täglich mehr und mehr aus der Welt ſich zu verlieren ſcheint: ich meine, jene fröhliche Armuth, laeta paupertas, die dem Epikur, und dem Seneca ſo ſehr gefiel, und bey der es wenig darauf ankömmt, ob ſie erzwungen oder freiwillig iſt, wenn ſie nur fröhlich iſt.

Sehen Sie, mein Freund, das wäre es ungefähr, was ich Ihren Liedern vorzuſetzen wünſchte, um den aufmerkſamern Leſer in den eigentlichen Geſichtspunkt derſelben zu ſtellen. Aber wo bin ich mit meinen Gedanken? und wie wenig geſchickt, den geringſten Einfall ſo auszuarbeiten, als es die Stelle, die ich ihm geben wollte, verdiente?

Ich hätte Ihnen auch ſchon eher geantwortet, wenn ich nicht in der dringendſten und zugleich unangenehmſten Arbeit bis über die Ohren ſteckte. Der alte verlegene Bettel meiner vermiſchten Schriften koſtet mir viele Zeit: und noch mehr hat mir das neue Stück weggenommen, das ich Ihnen hierbey ſchicke — oder vielmehr der Freundin meiner Minna ſchicke. — Meynen Sie nicht, daß ich der Mädchen endlich zu viel mache? Sara! Minna! Emilia!

Leben Sie wohl, beſter Freund, und empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi und Herrn Michaelis. Des letztern beyde Briefe ſind, im Ganzen genommen, vortrefflich. Nur einige kleine Dunkelheiten und Nachläſſigkeiten in dem erſten hätte er ſich nicht erlauben ſollen, hätten ihm ſeine Freunde in Halberſtadt, in deren Werken alles ſo ausgefeilt, alles ſo voller Licht iſt, nicht ſollen hingehen laſſen.

Dero

ganz ergebener

Leſſing.

An Ramler.

Braunſchweig, den 21. Aprill 1772.

Liebſter Freund,

Wie ſehr ich Ihnen für Ihren Beyfall und Ihre freundſchaftliche Bemühung, meiner Emilie eine gute Aufnahme zu verſchaffen, verbunden zu ſeyn Urſache habe, das können Sie nur ſelbſt am beſten erachten. — Aber nun auch die beſſere Art des Beyfalls, die wir einander unter uns geben können: Ihre Kritik! Sie haben mir ſie verſprochen, und ich erwarte ſie ſo gewiß, als bald. Kritik, will ich Ihnen nur vertrauen, iſt das einzige Mittel mich zu mehrerem aufzufriſchen, oder vielmehr aufzuhetzen. Denn da ich die Kritik nicht zu dem kritiſirten Stücke anzuwenden im Stande bin; da ich zum Verbeſſern überhaupt ganz verdorben bin, und das Verbeſſern eines dramatiſchen Stücks insbeſondere faſt für unmöglich halte, wenn es einmal zu einem gewiſſen Grade der Vollendung gebracht iſt, und die Verbeſſerung mehr als Kleinigkeiten betreffen ſoll: ſo nutze ich die Kritik zuverläſſig zu etwas Neuem. — Alſo, liebſter Freund, wenn auch Sie es wollen, daß ich wieder einmal etwas Neues in dieſer Art machen ſoll; ſo ſehen Sie, worauf es dabey mit ankömmt: — mich durch Tadel zu reitzen, nicht dieſes Nehmliche beſſer zu machen, ſondern überhaupt etwas Beſſeres zu machen. Und wenn auch dieſes Beſſere ſodann nothwendig noch ſeine Mängel haben muß: ſo iſt dieſes allein der Ring durch die Naſe, an dem man mich in immerwährendem Tanze erhalten kann. —

Melden Sie mir doch auch mit einem Worte, wie die Vorſtellung bey Koch ausgefallen. Die hieſige bei Döbbelin habe ich noch nicht geſehen: aber man ſagt durchgängig, daß Emilia unter allen ſeinen Stücken dasjenige iſt, was er am beſten ſpielt. — Ueberbringer wünſchte ſehr, ein Paar Zeilen von mir an Sie zu haben: und dieſe ſind es nur eben, die ich ihm jetzt in der Geſchwindigkeit geben kann. Ich befinde mich jetzt manchen Tag wieder nichts weniger als wohl, an welchem mein Kopf ſo ſchwach, ſo dumm iſt, daß ich nur noch kaum den Wunſch thun kann: Ach, wenn doch Müßiggehen Arbeiten wäre!

Jetzt ſchließe ich noch mit dem Wunſche, daß Sie dieſen Wunſch nicht auch zu thun Urſache haben mögen.

Dero

ganz ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Wieland.

Ich glaube einem Manne zu antworten, der es nicht erſt ſeit geſtern weiß, wie unendlich hoch ich ihn ſchätze. Aber eben das macht meine Antwort um ſo ſchwerer.

Dieſer Mann, weit unter dem, in der vermeſſenſten Stunde meiner Eigenliebe, ich mich immer in allem gefühlt, worauf Schriftſteller ſtolz ſeyn können, — dieſer Mann verſichert mich, über eines meiner Werke, von dem ich nicht wünſchte, daß es mein beſtes bleiben möchte, ſeines Beifalls auf eine Art — auf eine Art! Ironie kann es nicht ſeyn. Was ſoll ich dieſem Manne antworten? Gänzliche Ablehnung ſeines Lobes, wäre Beleidigung. Gegenlob wäre

eben ſo groſſe Beleidigung; und ſchaler. Er antworte ſich ſelbſt, ſtatt meiner.

Aber wenn Emilia nicht völlig die Wirkung eines ungewohnten betriegeriſchen Weines auf ihn gehabt hat, der unſere Geiſter eben ſo ſchnell wieder ſinken läßt, als ſchnell er ſie erhoben; wenn er izt in einer kalten nüchternen Stunde — und ich habe leider meine Antwort bis auf dieſe kalte Stunde verſchieben müſſen; — wenn er izt ſeinen Brief nicht bereuet: welche gefährliche Reizung für mich! Iſt der vollkommenſte Leſer den ich mir denken kann damit zufrieden: wohl gut —

Doch er beſorge nicht, daß ich ſein Lob misbrauchen werde. Ich will es nicht vergeſſen, daß der vollkommenſte Leſer auch zugleich der gutherzigſte iſt. Was er ſelbſt hinzudenkt, macht ihn wärmer, als was er lieſet: und doch hat er die Gefälligkeit, ſeine ganze Empfindung dem Buche zu danken.

Aber nun genug den Autor reden laſſen. — Ach, mein liebſter Wieland! — denn ſo habe ich Sie jederzeit in Gedanken genennet. Sie glauben nur, daß wir Freunde werden könnten? Ich habe nie anders gewußt, als daß wir es längſt ſind. Eine Kleinigkeit fehlt: uns geſehen zu haben. Eine wahre Kleinigkeit; denn ich bin gewiß, mit dem erſten Anblicke werde ich Sie ſchon viele Jahre geſehen zu haben glauben. Und doch wünſchte ich ſehr, daß auch dieſe Kleinigkeit unſerer Freundſchaft nicht fehlte.

Vielleicht daß Ihre gegenwärtige Veränderung uns bald einmal zuſammen bringt. Dieſe Veränderung — o daß Sie eben ſo gut dabei fahren mögen, als der Prinz!

Ich ſage Ihnen, liebſter Wieland, wir ſind alte Freunde, und Sie ſehen, wie völlig ich Sie auf den Fuß eines alten Freundes genommen habe. Ich antworte Ihnen ſo ſpät: aber ich bin krank geweſen; und ich bin noch nicht geſund. Laſſen Sie mich dieſen Zufall nicht entgelten. Ich antworte wenig Leuten gern; aber gewiſſen, um ſo viel lieber. Wollen Sie es noch einmal verſuchen? Mir wenigſtens zu ſagen, daß Sie meiner Entſchuldigung glauben.

Vor einigen Tagen überraſchte mich Herr Seyler. Wer das dritte Wort unſers Geſprächs geweſen, mag er Ihnen ſelbſt ſagen. Der Mann iſt gut, aber in gewiſſen Umſtänden können nur wenig Menſchen ſo gut ſcheinen, als ſie ſind. Wenn Sie ſich ſeiner in Weimar annehmen können, thun Sie es ja. Was ſoll der rechtſchaffene Mann bei Hofe, wenn er Unglücklichen nicht helfen will? Aber wem ſag' ich das?

Leben Sie recht wohl, mein liebſter Wieland; und laſſen Sie mich dieſes ja vor vier Monaten geſchrieben haben.

Wolfenbüttel, d. 2. Septbr. 1772.

Leßing.

An Nicolai.

Braunſchweig, d. 22. Octob. 1772.

Liebſter Freund,

Ihr Brief iſt mir recht ſehr angenehm geweſen. Denn daß es mir nicht ganz gleichgültig ſeyn kann, wie die Vorſtellung meiner Emilia bei Ihnen ausgefallen, das verſteht ſich; und wenn ich es ſchon nicht Wort haben wollte, ſo würden Sie mir es doch nicht glauben. Aber das war mir freylich nicht angenehm zu erſehen, daß ſie eben nicht zum beſten ausgefallen ſeyn müſſe. Denn, mit Ihrer Erlaubniß, wenn das Stück, nach der Scene der Mutter mit dem Marinelli, ein wenig matt zu werden geſchienen hat, ſo liegt es nothwendig an dem Spiele des Vaters und der Orſina. Denn daß das Intereſſe von jener Scene an nicht immer ſtiege: das wüßte ich doch wahrlich nicht. Madame Starke kann auch wohl, bey allem ihrem vortrefflichen Spiele, zu vortrefflich geſpielt haben. Denn auch das iſt ein Fehler: und ein verſtändiger Schauſpieler muß nie ſeine Rolle, wo es nicht nöthig iſt, zum Nachtheil aller andern heben. — Aber was mich noch mehr als die Vorſtellung meines Stücks intereſſirt hat, war Ihr eignes Urtheil darüber zu vernehmen. Ich will darauf ſchwören, und wenn Sie wollen, auch wetten, daß Sie in den meiſten Stücken Ihrer Kritik Recht haben mögen. Nur unterſuchen mag ich es jetzt nicht. Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliere, und will mir ihn durch eine ſolche Unterſuchung nicht wieder auffriſchen. Ich habe in dieſer Abſicht wohl noch mehr gethan: ich habe der hieſigen Vorſtellung nicht ein einzigesmal beygewohnt. Ehe ich die dramatiſche Arbeit nicht gänzlich wieder aus dem Kopfe habe, will keine andere hinein. Aber warum muß ich ſie denn aus dem Kopfe haben?

Fragen Sie das? — Ich will nicht hoffen, daß Sie es in Ernſt fragen. — Mir iſt dieſer Tage eingefallen: ob denn die Fortſetzung unſrer antiquariſchen Briefe nothwendig, und mit Klotzen abgeſtorben ſeyn muß? Der Ton kann und muß freylich nicht mehr der nehmliche ſeyn: denn es iſt eben ſo unanſtändig als unnützlich, ſich mit einem Todten zu zanken, der ſich ſelbſt weder mehr beſſern, noch andre mehr verführen kann. Aber die trocknen Anmerkungen gegen ſein Buch, und zwanzig andre Bücher des nehmlichen Inhalts, die ſich nach der Zeit bey meiner umſchweifenden Lectüre ſehr vermehrt haben, wären doch wohl der Mühe werth, geſagt zu werden. Laſſen Sie mich Ihre Gedanken einmal darüber hören: und leben Sie für jetzt recht wohl.

Dero

ergebenſter Freund,

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. Oct. 1772.

Lieber Bruder,

Du weißt es ja wohl ſchon längſt, wie es mit mir ſteht, wenn ich in langer Zeit von mir nichts hören laſſe, nehmlich, daß ich ſodann äußerſt mißvergnügt bin. Wer wird durch Mittheilung und Freundſchaft die Sphäre ſeines Lebens auch zu erweitern ſuchen, wenn ihm beynahe des ganzen Lebens ekelt? Oder, wer hat auch Luſt, nach vergnügten Empfindungen in der Ferne umher zu jagen, wenn er in der Nähe nichts um ſich ſieht, was ihm deren auch nur Eine gewähren könnte? Krank bin ich nun ſchon ſeit geraumer Zeit nicht mehr, und bin daher auch ſchon ſeit geraumer Zeit nicht müßig geweſen. Ich habe gearbeitet, mehr als ich ſonſt zu arbeiten gewohnt bin. Aber lauter Dinge, die, ohne mich zu rühmen, auch wohl ein größerer Stümper eben ſo gut hätte machen können. Eheſtens will ich Dir den erſten Band von Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel ꝛc. ſchicken, womit ich ſo lange ununterbrochen fortzufahren gedenke, bis ich Luſt und Kräfte wieder bekomme, etwas Geſcheideres zu arbeiten. Das dürfte aber ſo bald ſich nicht ereignen. Und in der That, ich weiß auch nicht einmal, ob ich es wünſche. Solche trockne Bibliothekar-Arbeit läßt ſich ſo recht hübſch hinſchreiben, ohne alle Theilnehmung, ohne die geringſte Anſtrengung des Geiſtes. Dabey kann ich mich noch immer mit dem Troſte beruhigen, daß ich meinem Amte Genüge thue, und manches dabey lerne; geſetzt auch, daß nicht das Hundertſte von dieſem Manchen werth wäre, gelernt zu werden. — Doch warum ſchreibe ich Dir dies alles, und mache Dich unruhiger, als Du bey meinem gänzlichen Stillſchweigen nicht geweſen ſeyn würdeſt? — Ich wünſche, daß Du Deines Theils wirklich ſo vergnügt ſeyn magſt, als Du es in Deinem Briefe ungefähr ſcheinſt. Daß Du lange damit an Dich gehalten, in der Meynung, ich ſey verreiſt, thut mir leid. Ich bin den ganzen Sommer nicht weiter gekommen, als von Braunſchweig nach Wolfenbüttel, und von Wolfenbüttel nach Braunſchweig. Und auch dieſe Veränderungen werde ich mir ſchlechterdings aufs künftige verſagen müſſen. Doch das ſoll mein geringſter Kummer ſeyn, und ich will mich gern noch weit mehr aller Geſellſchaft entziehen, um hier in der Einſamkeit zu kahlmäuſern und zu büffeln, wenn ich nur ſonſt von einer andern Seite meine Ruhe wieder damit gewinnen kann.

Was Dir Graf von der Dresdner Agrippine geſagt hat, hatte ich auch bereits von daher gehört. Aber wenn auch nur dieſes wahr iſt, daß der Kopf nicht zu dem Körper paßt: iſt es dann nicht ſchlimm genug, daß Winkelmann und Caſanova von dieſem Umſtande gänzlich geſchwiegen? Ob der Kopf für ſich genommen, endlich auch antik oder nicht antik iſt, geht mich gar nichts an, und ich habe gar nicht nöthig, mich darauf einzulaſſen. Er ſey es immerhin. Genug, dieſe Statue iſt nicht nur ohne dieſen, ſondern ohne allen Kopf in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu Rom ausgegraben worden; und dieſes iſt, was die Dresdner großſprecheriſchen Kenner entweder nicht wiſſen, oder nicht wiſſen wollen. Ich habe es hier in der Bibliothek von ungefähr entdeckt, wo dieſe Statue ehedem, nicht allein ohne Kopf, ſondern auch ohne Arme, die ebenfalls neu ſind, geſtanden. Aber ſage Du, lieber Bruder, wenn Du von der Sache ſprechen mußt, dieſes eben nicht weiter. Denn wenn ſie in Dresden nachzuſuchen anfangen, ſo könnten ſie leicht dahinter kommen; und ich möchte gern einmal mit dieſem Exempel die windigen Künſtler beſchämen, die immer auf ihren untrüglichen Geſchmack pochen, und alle antiquariſche Gelehrſamkeit, die man aus Büchern ſchöpft, verachten.

Murr iſt ein —, der mir endlich einen Brief abgequält, und der bloß mir zum Poſſen dieſen Brief jetzt drucken laſſen, und den ganzen Quark von Klotzens Leben gegen mich geſchrieben hat, weil ich ihm ſeitdem nie wieder auf einen Brief geantwortet habe.

Die Lippertſchen Abdrücke ſind allerdings ein ſehr elendes Sammelſurium. Aber à propos dieſer Abdrücke: iſt es denn wahr, daß Herr Meil die beyden Steine geſtochen? Er ſoll mir die Platten ſchicken, oder wenigſtens einen Abdruck davon, und mir melden laſſen, was ich ihm dafür ſchuldig bin; ſo will ich das Geld an ihn einſenden.

Ich wünſche ſehr, daß es wahr ſeyn mag, daß der König endlich für Kochen etwas thun will. Hier thut der Herzog für Döbbelin mehr, als er werth iſt, ob es gleich dem ungeachtet nicht mit ihm geht. Er iſt ein — —, der zur wahren Aufnahme des Theaters eben ſo wenig thun kann als will.

Nun lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Dein

treuer Bruder,

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. December 1772.

Mein lieber Bruder,

— — Herr Voß hat mir noch nicht geantwortet. Wenn er böſe auf mich iſt, ſo thut es mir leid. Gott weiß, daß es mir unmöglich geweſen, bisher mehr für ihn zu arbeiten. Die Beyträge mußten ſchlechterdings gemacht ſeyn: denn ich will auch nicht umſonſt Bibliothekar heißen; und es würde mir am Ende ſehr verdacht werden, wenn ich mich mit lauter fremden Arbeiten beſchäftigte. Den zweyten Theil meiner vermiſchten Schriften ſoll er auf Oſtern gewiß haben; was ich ihm aber ſonſt auf dieſe Zeit verſprechen könnte, wüßte ich nicht. Denn daß ich etwas wieder für das Theater machen ſollte, will ich wohl bleiben

laſſen. Kein Menſch unterzieht ſich gern Arbeiten, von welchen er ganz und gar keinen Vortheil hat, weder Geld, noch Ehre, noch Vergnügen. In der Zeit, die mir ein Stück von zehn Bogen koſtet, könnte ich gut und gern mit weniger Mühe hundert andere Bogen ſchreiben. Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberſchlage, wenigſtens zwölf Stücke, Komödien und Tragödien zuſammengerechnet, deren jedes ich innerhalb ſechs Wochen fertig machen könnte. Aber wozu mich, für nichts und wieder für nichts, ſechs Wochen auf die Folter ſpannen? Sie haben mir von Wien aus neuerdings hundert Dukaten für ein Stück geboten: aber ich will hundert Louisd'or; und ein Schelm, der jemals wieder eins macht, ohne dieſe zu bekommen! Du wirſt ſagen, daß dies ſehr eigennützig gedacht ſey, geſetzt daß meine Stücke auch ſo viel werth wären. Ich antworte Dir darauf: jeder Künſtler ſetzt ſich ſeine Preiſe; jeder Künſtler ſucht ſo gemächlich von ſeinen Werken zu leben, als möglich: warum denn nun nicht auch der Dichter? Wenn meine Stücke nicht hundert Louisd'or werth ſind; ſo ſagt mir lieber gar nichts mehr davon: denn ſie ſind ſodann gar nichts mehr werth. Für die Ehre meines lieben Vaterlandes will ich keine Feder anſetzen; und wenn ſie auch in dieſem Stücke auf immer einzig und allein von meiner Feder abhangen ſollte. Für meine Ehre aber iſt es mir genug, wenn man nur ungefähr ſieht, daß ich allenfalls in dieſem Fache etwas zu thun im Stande geweſen wäre. Alſo, Geld für die Fiſche — oder beköſtigt euch noch lange mit Operetten.

Es wäre auch närriſch, wenn ich den einzigen Weg, Geld zu verdienen, mir wenigſtens nicht offen halten, und das Publicum erſt mit meinen Stücken ſättigen wollte. Das Geld iſt gerade das, was mir fehlt; und mir mehr fehlt, als es mir jemals gefehlt hat. Ich will ſchlechterdings in Jahr und Tag keinem Menſchen mehr etwas ſchuldig ſeyn, und dazu gehört ein beſſerer Gebrauch meiner Zeit, als für das Theater. — —

Lebe wohl und antworte mir bald.

Gotthold.

An Heine.

Wolfenbüttel, den 13. Jan. 1773.

Ew. Wohlgeboren prophezeyten mir einmal, daß mir jener Fund des Berengarius theuer zu ſtehen kommen werde; indem er mir an ſolchen Unterſuchungen Geſchmack machen würde, die mich um meine Zeit brächten, und ſich nur ſelten noch ſo belohnen würden. Da haben Sie die Erfüllung dieſer Prophezeyung! Wenn Sie ſo gütig ſind, und glauben, daß ich wohl etwas Beſſeres hätte ſchreiben können: ſo vergeſſen Sie nicht, daß ein Bibliothekar nichts Beſſeres ſchreiben ſoll. Der bin ich einmal, und möchte es nicht gern bloß dem Namen nach ſeyn.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung ꝛc.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 8. April 1773.

Mein lieber Bruder,

Du biſt hoffentlich, ungeachtet meines abermaligen langen Stillſchweigens, überzeugt, daß ich Dich liebe, und an Deinem letzten Unfall recht ſehr viel Theil genommen. Ich danke Dir von ganzem Herzen, daß Du mir nicht eher etwas davon gemeldet, als bis Du Dich völlig außer Gefahr befandeſt. Ich konnte doch alſo wenigſtens wieder einmal froh ſeyn; und auch das iſt ſchon Vergnügen für einen, der ſonſt von keinem weiß.

Du ſieheſt nun wohl, daß mein Stillſchweigen noch immer die nehmliche Urſache hat. Ich bin ärgerlich und arbeite, weil Arbeiten doch das einzige Mittel iſt, um einmal aufzuhören, jenes zu ſeyn. Aber Du und Herr Voß, Ihr irret Euch ſehr, wenn Ihr glaubt, daß es mir bey ſolchen Umſtänden ja wohl gleichgültig ſeyn könne, was ich arbeite. Nichts weniger: weder in Anſehung der Arbeit, noch in Anſehung der vornehmſten Abſicht, warum ich arbeite. Ich bin in meinem Leben ſchon in ſehr elenden Umſtänden geweſen, aber doch noch nie in ſolchen, wo ich im eigentlichen Verſtande um Brodt geſchrieben hätte. Ich habe meine Beiträge bloß darum angefangen, weil dieſe Arbeit fördert, indem ich nur einen Wiſch nach dem andern in die Druckerey ſchicken darf und ich doch dafür von Zeit zu Zeit ein Paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Wenn Du nicht begreifen kannſt, wie ein Menſch, der doch jährlich 600 Thaler hat, in ſo kümmerlichen Umſtänden ſeyn kann: ſo muß ich Dir ſagen, daß ich auf länger als anderthalb Jahre mein ganzes Salarium vor einiger Zeit aufnehmen müſſen, um nicht verklagt zu werden. Erlaube mir nur, daß ich Dir weiter nichts hierüber ſchreibe; und wer nun noch daran zweifelt, daß es die abſolute Unmöglichkeit iſt, warum ich gewiſſe Pflichten nicht erfülle, mein Verſprechen in gewiſſen Dingen nicht halte, den bin ich ſehr geneigt eben ſo ſehr zu verkennen, als er mich verkennt.

Vor einiger Zeit ließ es ſich hier an, als ob man mir glücklichere Ausſichten machen wollte. Es war der Erbprinz ſelbſt, der mir von freyen Stücken Vorſchläge deswegen that. Aber ich ſehe wohl, daß man mir nur das Maul ſchmieren wollen; denn ſeit acht Wochen höre ich nichts weiter davon. Ich bin ſeit dieſer Zeit auch nicht wieder in Braunſchweig geweſen, und feſt entſchloſſen, nicht einen Fuß wieder dahin zu ſetzen, als bis man die Sache eben ſo ohne alle mein Zuthun zu Stande bringt, als man ſie angefangen hat. Denkt man aber gar nicht, oder nicht ſobald darauf, und läßt man mich erſt mit meiner Arbeit in der Bibliothek fertig werden, ſo können ſie ſehr verſichert ſeyn, daß ich für nichts in der Welt mich hier halten laſſe; und in Jahr und Tag längſtens ſchreibe ich Dir aus einem andern Orte, als aus Wolfenbüttel. Es iſt ohne dies zwar

recht gut, eine Zeitlang in einer großen Bibliothek zu ſtudieren; aber ſich darin vergraben, iſt eine Raſerey. Ich merke es ſo gut als Andere, daß die Arbeiten, die ich jetzt thue, mich ſtumpf machen. Aber daher will ich auch je eher je lieber mit ihnen fertig ſeyn, und meine Beyträge ununterbrochen, bis auf die letzte Armſeligkeit, die nach meinem erſten Plan hineinkommen ſoll, fortſetzen und ausführen. Dieſes nicht thun, würde heißen, die drei Jahre, die ich nun hier zugebracht, muthwillig verlieren wollen.

Du fragſt mich, wie es mit Wien ſey, und ob man da noch anſtehe, ein Stück von mir mit hundert Louisd'or zu bezahlen? Ich will doch nicht hoffen, daß Du Dir einbildeſt, daß ich Anträge deßwegen gemacht, oder auch nur machen laſſen?

Von dem Theater auf die Kanzel zu kommen. Wenn Herr Eberhard mich nicht beſſer verſteht, als Du mich zu verſtehen ſcheinſt, ſo hat er mich ſehr ſchlecht verſtanden. So habe ich wirklich, meinſt Du, mit meinen Gedanken über die ewigen Strafen den Orthodoxen die Cour machen wollen? Du meynſt, ich habe es nicht bedacht, daß auch ſie damit weder zufrieden ſeyn können noch werden? Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr, als Du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan haben.

Aber ſo ſehr, als Du, verachte ich gewiſſe gelehrte Arbeiten nicht, die, dem erſten Anſchein nach, mühſamer als nützlich ſind. Die eitle Arbeit des Kennicot, wie ſie Dir vorkömmt, hat uns zufälliger Weiſe zu einem Stück aus den verlornen Büchern des Livius geholfen.

Daß Cacault hier bei mir in Wolfenbüttel iſt, wirſt Du ohne Zweifel ſchon gehört haben. Er ſtudiert ſehr fleißig deutſche Philoſophie; und da ich hier faſt niemänden ſehe, ſo iſt es mir eben nicht unangenehm, daß er mich alle Abende beſucht.

Dein

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 14ten Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie angenehm mir Deine Briefe allezeit ſind. Wenn Du Dich aber dadurch, daß ich nicht auf jeden gehörig antworte, abhalten läſſeſt, mir ſo oft, als Dir möglich, eine gute Stunde damit zu machen; ſo ſtrafſt Du mich für etwas, wofür ich nicht kann. Denn Du glaubſt nicht, wie ſauer es mir wieder wird, nur ein Paar Zeilen zu ſchreiben, die einen zuſammenhangenden Verſtand haben ſollen. Unſer Freund Moſes hat mir viel Gutes von Dir geſagt. Du biſt fleißig; aber ich bitte Dich, ſey es ja ſo, daß Du es auf die Länge ſeyn kannſt. Ich mache dieſe Erinnerung, weil Du ſie mir zu brauchen ſcheinſt. Du lieſeſt ſehr viel, und ſchreibſt ſehr viel. Alle die neuen Werke, über die Du mir Deine Gedanken mittheilſt, habe ich noch kaum angeſehen. Und wenn ich in Jahr und Tag, wie Du, zwey Komödien gemacht haben ſollte, und mit dem dritten Stücke ſchwanger ginge, ſo wäre ich ſicherlich, vor Entbindung mit dieſem dritten, entweder im Tollhauſe oder im Grabe.

Ich bin indes ſehr begierig, dieſe Deine Komödien zu ſehen. Schicke mir ſie alſo; und zugleich den Plan, nach welchem Du Deinen Maſſaniello machen willſt. Vielleicht kann ich Dir in dieſem letztern einige Winke geben; denn ich erinnere mich, daß auch mir dieſes Sujet einmal durch den Kopf gegangen iſt. Hiſtoriſche Quellen weiß ich Dir keine andere anzuzeigen, als Du ſchon kennſt. Aber weißt Du denn auch, daß Du ſchon einen dramatiſchen Vorgänger haſt? und einen dramatiſchen Vorgänger in Deutſchland? Es iſt kein geringerer, als Chriſtian Weiſe, deſſen Trauerſpiel von dem Neapolitaniſchen Hauptrebellen Maſſaniello Du in ſeinem Zittauiſchen Theater finden wirſt. Wenn Du es noch nicht geleſen haſt, ſo lies es ja. Es hat ganz den freyen Shakſpearſchen Gang, den ich Dir ſehr zur Nachahmung empfehlen würde. Auch wirſt Du, des pedantiſchen Froſtes ungeachtet, der darin herrſcht, hin und wieder Funken von Shakeſpearſchem Genie finden. — Wie Du Dir den Charakter des Aniello denkſt, kann ich freilich nicht wiſſen. Aber ich glaube zu errathen, was Dich für ihn eingenommen: die uneigennützige Entſchloſſenheit, zum Beſten Anderer ſein Leben zu wagen, in einem ſo rohen Menſchen; die großen Fähigkeiten, welche Umſtände und Noth in einem ſo rohen Menſchen erwecken und ſichtbar machen. Dieſes ließ auch mich ihn als einen ſehr ſchicklichen tragiſchen Helden erkennen; aber was mich mehr als alles dieſes hätte bewegen können, Hand an das Werk zu legen, war die endliche Zerrüttung ſeines Verſtandes, die ich mir aus ganz natürlichen Urſachen in ihm ſelbſt erklären zu können glaubte, ohne ſie zu einem unmittelbaren phyſiſchen Werke ſeiner Feinde zu machen. Ich glaubte ſonach den Mann in ihm zu finden, an welchem ſich der alte raſende Herkules moderniſiren ließe, über deſſen aus ähnlichen Gründen entſtandene Raſerey ich mich erinnere, einige Anmerkungen in der theatraliſchen Bibliothek gemacht zu haben; und die allmähliche Entwicklung einer ſolchen Raſerey, die mir Seneca ganz verfehlt zu haben ſchien, war es, was ich mir vornehmlich wollte angelegen ſeyn laſſen. Es ſollte mich freuen, wenn das Deine Gedanken und Dein Vorſatz auch wären.

Meinen Empfehl an Herrn Eberhard. Man hatte mir Hoffnung gemacht, daß ich das Vergnügen haben würde, ihn mit Moſes hier zu ſehen. Ich bin gewiß, daß wir mit einem Dutzend mündlichen Worten unſeren ganzen

Streit würden beygelegt haben. Von dem, was mir Moſes darüber geſagt hat, bin ich zum Theil überzeugt, zum Theil nicht. So gründlich aber auch beydes iſt, oder ſeyn mag: ſo würde es, Schwarz auf Weiß, mich nur wenig treffen. Denn ich würde mich von der Hauptſache gar nicht abbringen laſſen, nehmlich davon: die Hölle, welche Herr Eberhard nicht ewig haben will, iſt gar nicht, und die, welche wirklich iſt, iſt ewig. Warum alſo nicht lieber die abgeſchmackten ſinnloſen Begriffe von der Beſchaffenheit dieſer Hölle, ſie ſey nun ewig oder nicht ewig, beſtreiten, als wider die, noch immer eine gute Erklärung verſtattende Dauer derſelben zu Felde ziehen? Doch ich erwarte hierüber ſeine eigene Aeußerung. Verſichere ihn nur, daß es mich unendlich ſchmerzen würde, wenn ich durch meinen Widerſpruch im geringſten die üble Begegnung ſollte mit veranlaßt haben, der er ſeitdem von ſeinen Amtsbrüdern ausgeſetzt geweſen. Doch ich denke, daß ihm bey dieſen mehr mein Lob, als mein Widerſpruch könnte geſchadet haben. Dem Herrn Rector Heynatz kann ich mit dem Verlangen nicht dienen. Unſere Bibliothek hat weder Manuſcripte von dem puren eigentlichen Eutropius, noch auch von der Interpolation des Paulus Diaconus. Melde ihm dieſes mit meinem vielfältigen Empfehl.

Ich ſehe, ich habe Dir mehr geſchrieben, als ich im Stande zu ſeyn glaubte. Lebe wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 2. Februar 1774.

Lieber Bruder,

Erwarte keine Entſchuldigung wegen meines langen Stillſchweigens. Du würdeſt nur die nehmliche Leyer hören. Lieber kein Wort, was Dich meinetwegen unruhig oder bekümmert machen könnte.

Ich habe Dir auf zwey oder gar drey Briefe zu antworten; und wenn ich es nicht thäte, ſo möchte ich einen vierten wohl nie bekommen.

Ich fange bey dem letzten an, in welchem Du mich, ich weiß nicht in welcher Arbeit vergraben glaubſt. Deine Nachrichten von mir müſſen nicht die zuverläſſigſten ſeyn. Ein deutſches Lexikon zuſammen zu ſchreiben, dieſen albernen Gedanken habe ich lange aufgegeben; und ich würde ihn nun wohl am wenigſten wieder hervorſuchen, da ich ihn taliter qualiter von einem andern ausgeführt ſehe. Aus dieſem taliter qualiter wirſt Du indeß abnehmen, daß ich mit Adelungs Arbeit nicht ganz zufrieden bin. Was ich daran auszuſetzen habe, ſollſt Du eheſtens weitläuftig zu leſen bekommen. Denn ich bin wirklich Willens etwas darüber drucken zu laſſen, und eine kleine Probe beyzufügen, wie ungefähr meine Arbeit in dieſem Felde ausgeſehen haben würde. Das iſt es, was mich eigentlich eine Zeit her beſchäftigt hat; und ich müßte, meinem erſten Anſchlage nach, auch ſchon damit fertig ſeyn, wenn es mir nicht ſchlechterdings unmöglich wäre, in einem Striche an der nehmlichen Sache zu arbeiten. Die öftere Abänderung der Arbeit iſt noch das Einzige, was mich erhält. Freylich wird ſo viel angefangen und wenig vollendet. Aber was ſchadet das? Wenn ich auch nichts in meinem Leben mehr vollendete, ja nie etwas vollendet hätte: wäre es nicht eben das? — Vielleicht wirſt Du auch dieſe Geſinnung ein wenig miſanthropiſch finden, welches Du mich in Anſehung der Religion zu ſeyn im Verdacht haſt. Ohne nun aber zu unterſuchen, wie viel oder wie wenig ich mit meinen Nebenmenſchen zufrieden zu ſeyn Urſache habe, muß ich Dir doch ſagen, daß Du Dir hierin wahrlich eine ganz falſche Idee von mir machſt, und mein ganzes Betragen in Anſehung der Orthodoxie ſehr unrecht verſtehſt. Ich ſollte es der Welt mißgönnen, daß man ſie mehr aufzuklären ſuche? Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleyen einen andern Zweck hätte, als jene große Abſichten befördern zu helfen. Laß mir aber doch nur meine eigne Art, wie ich dieſes thun zu können glaube. Und was iſt ſimpler als dieſe Art? Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beybehalten wiſſen: ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht, daß man es ohne Bedenken weggieße, und ſollte man auch das Kind hernach in Miſtjauche baden. Und was iſt ſie anders, unſere neumodiſche Theologie, gegen die Orthodoxie, als Miſtjauche gegen unreines Waſſer?

Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich doch nur nach dieſem Punkte genauer, und ſiehe etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür in die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit Dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem ſich der menſchliche Scharfſinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, welches man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philoſophie, als ſich das alte anmaßt. Und doch verdenkſt Du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem

Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen. Das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen.

Bey dieſen Geſinnungen kannſt Du Dir leicht einbilden, daß ich auf einen Angriff von T** ſehr gefaßt bin. Laß ihn nur kommen; wir wollen doch ſehen, wer den andern nach Hauſe leuchtet. Sobald etwas zum Vorſchein kömmt, ſchicke mir es ja. Aber ich denke — — —

So weit war dieſer Brief ſeit vielen Tagen geſchrieben, als ich Dein letztes durch Herrn Großmann erhielt. Und ſo könnte ich Dir mehr angefangene Briefe ſchicken. Du ſieheſt alſo wohl, daß Dein Verdacht, als ob ich Dir darum ſo lange nicht geſchrieben, weil ich Dir meine offenherzige Meynung von Deinen Komödien nicht ſagen wolle, ganz ungegründet iſt. Ich dächte, Du hätteſt Beweiſe, daß ich gewohnt bin, in dieſem Punkte gegen Dich gar nicht hinter dem Berge zu halten. Die Sache iſt ganz anders, und ich muß Dir die Wahrheit bekennen, ob ich gleich wohl fühle, daß ein anderer, als mein Bruder, mir dieſes Bekenntniß noch übler nehmen könnte, als ſelbſt ein mißbilligendes Urtheil. Ich habe Deine Stücke eigentlich noch nicht geleſen. Wenn Dich dieſes ſo ſehr befremdet, ſo muß ich Dir ſagen, daß ich den Götz von Berlichingen auch nur erſt ſeit geſtern geleſen habe, und noch nicht einmal ganz. Als ich Dich um Deine Stücke bat, hatte ich wieder einen kleinen Theateranfall. Aber eben ſo gut, daß dieſe Anfälle bei mir nicht lange dauern, und gewöhnlich der äußerſte Ekel gegen alles, was Theater und theatraliſch iſt und heißt, auf lange Zeit darauf folgt. Indeß habe ich Deine Stücke doch auch nicht ungeleſen an Döbbelin geben wollen, ob er mir ſie gleich auf Großmanns Wort abforderte. Zu der zweydeutigen Ehre, von ihm aufgeführt zu werden, kömmſt Du immer noch zu früh. Laß mir ſie lieber nur noch eine Weile; denn ich leſe ſie gewiß noch, und will ſie nur nicht eher leſen, als bis ich ſo etwas mit ruhiger und heiterer Seele leſen kann. —

Und daraus ſiehſt Du, daß ich wenigſtens die Hoffnung nicht aufgebe, wieder einmal ruhig und heiter zu werden. Das iſt es, was ich Dir von meinem Befinden melden kann. —

Wenn Ramlers Prolog gedruckt wird, ſo ſchicke mir ihn doch zugleich mit dem Schreiben gegen Wielanden. Doch nein, das letzte ſchicke mir nur nicht. Sende mir vielmehr Badenhaupts Katalog. Ich werde verſchiedene alte Bekannte unter ſeinen Büchern finden, die ich gern für die Bibliothek kaufen möchte.

Gotthold.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 6. Febr. 1774.

Liebſter Freund,

So ſehr erfreut ich war, einen Brief und ein Manuſcript von Ihnen zu erhalten, ſo vergnügt und erbaut mich dieſes hat: ſo beſtürzt und unruhig hat mich jener gemacht. Sie ſind mißvergnügt, und würden es, denke ich, gewiß nicht ſeyn, wenn Sie nicht große Urſache dazu hätten. Sie ſind noch dazu krank; und wenn ich auch indeß glauben will, daß Ihr Mißvergnügen und Ihre Krankheit dem Grunde nach ein und eben daſſelbe Uebel ſind: ſo darf ich nur mich ſelbſt fragen, ob es ein Troſt iſt, daß zwey Uebel, die wir als zweye fühlen, im Grunde nur Eins ſind? Sie laſſen mich über die Urſache Ihres Mißvergnügens nur muthmaßen, wie über ein Räthſel. Doch das Räthſelhafte darin iſt mir wahrlich nicht dieſes, daß die kahle Ehre, die ein Großer Ihnen erwieſen hat, eine Gelegenheit dazu geweſen. Wann hätt' auch, was ein Großer am beſten zu machen meint, nicht üble Folgen? und unſer Großer, fürcht' ich, ſo viel Gutes als auch, *mir unbekannt*, in ihm ſtecken mag, iſt eben ſo wenig, als ſie alle, der Mann, der üble Folgen, die er veranlaßt hat, wieder gut zu machen, oder einen ehrlichen Mann dafür ſchadlos zu halten, geneigt wäre.

Doch ohne Zweifel betrieg' ich mich mit ihm, wie mit den Großen allen. Sie ſind wohl alle weiter nichts als ganz gewöhnliche Menſchen, und ich habe eben ſo ſehr Unrecht, wenn ich ſie für Tiger und Füchſe halte, als andere, die ſie zu Engeln machen. Lieber wollen wir unſerm Halladat folgen:

„Der Seher Gottes iſt ein Menſchenfreund;"

alſo auch ein Freund der Großen, in ſo fern ſie Menſchen ſind; alſo auch ein Freund derjenigen Menſchen, die ihn haſſen und verfolgen. Und ſollte das Letztere auch ſich wohl ſchön ſagen und hören, aber ſchwerer in Ausübung bringen laſſen; ſo laſſen Sie uns wenigſtens ja nicht aus Verdruß über dieſe böſen Menſchen auf raſche Entſchließungen fallen, deren Ausgang zeigen könnte, daß wir ſelbſt unſere größten Feinde geweſen. Beſſer iſt es, unter noch ſo böſen Menſchen leben, als fern von allen Menſchen. Beſſer iſt es, ſich vom Sturm in den erſten beſten Hafen werfen laſſen, als in einer Meerſtille mitten auf der See verſchmachten.

Doch wem ſag ich das? Dem Verfaſſer des Halladat? Wär' er aber auch nur ſein Dolmetſcher! Man dolmetſchet aber ſo ein Buch nicht, und dolmetſchet es nicht ſo, wenn man vom Inhalte nicht ganz durchdrungen iſt.

Wahrlich, mein lieber Gleim, Sie hätten mich in der Ungewißheit nicht laſſen ſollen, ob Halladat ganz, ſo wie es da iſt, aus Ihrem Kopfe allein gekommen, oder ob es ſich nicht ſonſt woher ſchreibt. Ich bekenne meine Unwiſſenheit; aber ſo viel ich auch Ihrem Kopfe zutraue, ſo glaube ich doch wirklich Spuren zu finden, daß irgendwo, irgend einmal auch noch ſonſt, ſo ein Kopf geweſen iſt. Sagen Sie mir immer das Geheimniß ganz, wenn ich es wiſſen darf. Ich habe die halbe Nacht aufgeſeſſen, um Halladat zu leſen, um den Boten auch nicht einen Tag warten zu

laſſen. Verzeihen Sie alſo, wenn ich nicht in allen Stücken ſo antworte, als Sie es erwarten. Melden Sie mir, ſobald es Ihnen möglich iſt, daß Sie, wo nicht geſund und vergnügt, dennoch geſunder und vergnügter ſind, und Sie ſollen eine weitere Antwort gewiß unverzüglich haben. Ich bin ganz

der Ihrige
Leſſing.

An Gleim.

Wolfenbüttel, d. 27. Februar 1774.

Liebſter Freund,

Sie müſſen mir verzeihen, daß ich Ihren Halladat über die vergönnte Zeit behalten habe. Ich befinde mich ſeit acht Tagen ſo übel an Seele und Körper, (doch mehr an jener) daß ich die nöthigſten Dinge verſäumen muß, weil mir Hand und Kopf ihre Dienſte verweigern. Ich habe aber vor dieſem Zufall das Manuſcript nochmals mit vielem Vergnügen geleſen; und mit um ſo viel größerm, weil ich verſichert war, in allem und jedem nur meinen Freund Gleim zu leſen. Was ich in meinem Vorigen von irgend einer Aehnlichkeit mit irgend einem alten ausländiſchen Werke geträumt, muß bloß aus einigen einzelnen Zügen entſtanden ſeyn, die mir aus einer ſo eigenen orientaliſchen Philoſophie zu fließen geſchienen, daß ich mehr als bloß angenommenen Ton darunter vermuthete. Ich würde mich desfalls beſonders auf N. 10, der Zweifler, berufen, wenn ich mich itzt im Stande fühlte, meine Gedanken verſtändlich zu machen. —

Ich freue mich ſehr, daß Sie übrigens ſich beſſer befinden. Aber wenn ich den Halladat noch ſo lange bey mir behalten wollte, bis ich mich beſſer befinde, und dieſen Brief ſo ausſchreiben wollte, wie ich wünſchte: ſo möchte ich jenen wohl noch lange behalten müſſen, und dieſen nicht ſo bald ausſchreiben können. Erlauben Sie mir alſo, daß ich abbreche, und alles übrige auf die erſte geſunde und heitere Stunde verſpare.

Ganz der Ihrige
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20ſten April 1774.

Mein lieber Bruder,

Du haſt mir ein großes Vergnügen nur gewieſen. Es thut mir leid, und thut mir auch um Deinetwillen leid, wenn Du mir es nur weiſen können. Aber ſo iſt es nun einmal in der Welt! Das zahme Pferd wird im Stalle gefüttert, und muß dienen: das wilde in ſeiner Wüſte iſt frey, verkömmt aber vor Hunger und Elend.

Dazu muß ich Dir leider ſagen, daß, wenn ich es nicht möglich machen kann, Dich dieſen Sommer in Berlin zu ſehen, Deine Hoffnung, mich künftigen Sommer hier zu beſuchen, allem Anſchein nach, vergebens iſt. Schlechterdings will ich, in der elenden Lage, in der ich mich hier befinde, kein Jahr länger aushalten, es komme wohin es wolle. Der Unbeſtändigkeit dürfen mich meine Freunde darum nicht beſchuldigen. Es iſt nie mein Wille geweſen, an einem Orte, wie Wolfenbüttel, von allem Umgange, wie ich ihn brauche, entfernt, Zeit meines Lebens Bücher zu hüten. Morgen thue ich das ſchon vier Jahre; und da ich es nur allzu ſehr empfinde, wie viel trockner und ſtumpfer ich an Geiſt und Sinnen dieſe vier Jahre, trotz aller meiner ſonſt erweiterten hiſtoriſchen Kenntniß, geworden bin: ſo möchte ich es um alles in der Welt willen nicht noch vier Jahre thun. Aber ich muß es auch nicht Ein Jahr mehr thun, wenn ich noch ſonſt etwas in der Welt thun will. Hier iſt es aus; hier kann ich nichts mehr thun. Du wirſt dieſe Meſſe auch nichts von mir leſen; denn ich habe den ganzen Winter nichts gethan, und bin ſehr zufrieden, daß ich nur das eine große Werk von Philoſophie, (oder Poltronnerie) zu Stande gebracht, — daß ich noch lebe. Gott helfe mir in dieſem edlen Werke weiter, welches wohl werth iſt, daß man alle Tage darum ißt und trinkt.

Aber von etwas anderm! Daß Götz von Berlichingen großen Beyfall in Berlin gefunden, iſt, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfaſſers, noch zur Ehre Berlins. Meil hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübſchen Kleidern nachlaufen. Wenn Ramler indeß von dem Stücke ſelbſt franzöſiſch urtheilt, ſo geſchieht ihm ſchon recht, daß der König auch ſeine Oden mit den Augen eines Franzoſen betrachtet. Haſt du Göthens Farce wider Wielanden geſehen?

Mir iſt Baſedows Vermächtniß für die Gewiſſen noch nicht zu Geſichte gekommen. Ich haſſe alle die Leute, welche Sekten ſtiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum, ſondern der ſektiriſche Irrthum, ja ſogar die ſektiriſche Wahrheit, machen das Unglück der Menſchen; oder würden es machen, wenn die Wahrheit eine Sekte ſtiften wollte. — —

Lebe wohl, und ſchreibe mir bald wieder.

Gotthold.

An den Buchhändler Chr. Friedr. Voß in Berlin.

Liebſter Freund,

Ich antworte Ihnen auf der Stelle, um Ihnen nur mit wenigem zu ſagen, wie ſehr mich Ihr Brief gerührt hat. Rechnen Sie darauf, daß, wenn ich je Wort gehalten habe, Sie ſogleich nach Weyhnachten das Ms. zu dem zweyten Theile der vermiſchten Schriften unfehlbar erhalten ſollen. Auch will ich Ihnen etwas mitſchicken, (wenn ich es Ihnen nicht eher ſchicke) welches zwar nicht meine Arbeit, aber beſſer als meine Arbeit iſt, und wovon ich mich auf dem Titel als Herausgeber nenne, wenn Ihnen daran gelegen iſt. — Wollen Sie mir nun aber auch verzeihen, daß

ich Sie vergeſſen zu haben geſchienen? Das hatte ich gewiß nicht. Aber ich wünſchte Sie könnten es wiſſen, in welcher unglücklichen Lage ich mich befinde! Wie leicht würden Sie ſich daraus alles erklären, was Ihnen in meinem Betragen vielleicht befremdlich und tadelhaft vorkömmt. In meinen verzweifelten Umſtänden ſollte auch wohl der beſte Menſch als der nichtswürdigſte erſcheinen. Leben Sie recht wohl! Ich bin

Wolfenbüttel, ganz der Ihrige,
den 22 October Leſſing.
1774.

Mein lieber Herr Eſchenburg,

Haben Sie tauſend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Göthiſchen Romans gemacht haben. Ich ſchicke ihn noch einen Tag früher zurück, damit auch andere dieſes Vergnügen je eher je lieber genießen können.

Wenn aber ein ſo warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll: meynen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abentheuerlichen Charakter gekommen; wie ein andrer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich dafür zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſre Theilnehmung ſo ſtark beſchäftiget. Und das war er doch wahrlich nicht; ja, wenn unſers J***s Geiſt völlig in dieſer Lage geweſen wäre, ſo müßte ich ihn faſt — verachten. Glauben Sie wohl, daß je ein römiſcher oder griechiſcher Jüngling ſich ſo, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten ſich vor der Schwärmerey der Liebe ganz anders zu ſichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine ſolche ἐξ ἔρωτος κατοχή, welche τι τολμᾶν παρὰ φύσιν antreibt, nur kaum einem Mädelchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich ſchätzbare Originale hervor zu bringen, war nur der chriſtlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß ſo ſchön in eine geiſtige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Alſo, lieber Göthe, noch ein Kapitelchen zum Schluſſe; und je cyniſcher, je beſſer!

Das Ding über Götz von Berlichingen iſt Wiſchiwaſchi. Wenn Sie ſonſt etwas neues haben, theilen Sie mir es doch wiederum mit.

Dero

Wolfenb. den 26 October ganz ergebenſter F.
1774. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Nov. 1774.

Liebſter Bruder,

Es iſt viel Liebe von Dir, wenn Du über mein hartnäckiges langes Stillſchweigen nicht zürnſt. Auch dieſen Brief fange ich an, ohne zu wiſſen, ob ich ihn enden werde. Und ſolcher Anfänge von Briefen an Dich liegen in meinem Schreibtiſche mehr als Einer.

Ich freue mich, daß Du Dich wohl befindeſt, und daß die hypochondriſche Laune, in welcher Du einen von Deinen letzten Briefen ſchriebſt, nur ein Uebergang geweſen. Die meinige iſt etwas hartnäckiger, und das einzige Mittel ſie zu betäuben iſt, mich aus einer nichtswürdigen litterariſchen Unterſuchung in die andere zu ſtürzen. Daher kommt es, daß meine Beyträge noch das einzige ſind, was ich fortſetze. Und doch fürchte ich, daß ich auch dieſe nicht mehr lange werden fortſetzen können. Ich ſehe meinen Untergang hier vor Augen, und ergebe mich endlich drein.

Schwerlich werde ich Dir auf das viel zu antworten haben, was Du mir von gelehrten oder theatraliſchen Vorurtheilen geſchrieben. Ich bin meiſtentheils Deiner Meynung. Die letzteren haben längſt aufgehört, mich zu intereſſiren, und nicht ſelten gereichen ſie mir zu dem äußerſten Ekel. Recht gut; ſonſt liefe ich wirklich Gefahr, über das theatraliſche Unweſen (denn wahrlich fängt es nun an in dieſes auszuarten) ärgerlich zu werden, und mit Göthen, trotz ſeinem Genie, worauf er ſo pocht, anzubinden.

Aber davor bewahre mich ja der Himmel! Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie brauchte. Dahin bezieht ſich gewiſſermaßen auch das, was ich Herrn Voß verſprochen zu ſchicken. Aber vielleicht iſt es ihm gerade dieſerwegen auch nicht einmal angenehm, da er vielleicht S** und T** zu ſchonen hat. Von eben demſelben Verfaſſer nehmlich, von welchem das Fragment über die Duldung der Deiſten iſt, wollte ich ihm ein anderes über den Canon ſchicken, das ich mit meiner Vorrede herauszugeben Willens wäre, unter dem Titel: Eine noch freyere Unterſuchung des Canons alten und neuen Teſtaments ꝛc. Dieſes noch freyere, ſiehſt Du wohl, geht auf Semlers freye Unterſuchung. Voß mag ſich die Sache überlegen. Wenn er das Manuſcript drucken will, ſo kann er es haben ſo bald er will. Gott weiß ohnedies, wie es mit dem zweiten Theile der vermiſchten Schriften werden wird, zu welcher Arbeit ich ungerner gehe, als der Dieb zum Galgen. Indeß muß ich daran doch auch; und ſind nicht ſchon die erſten Bogen des zweyten Theils gedruckt? Ich kann ſie hier unter meinen Papieren nicht finden. Er ſoll alſo ſo gut ſeyn, und ſie mir mit erſter Poſt überſchicken; zugleich mit den gedruckten Bogen meines Sophokles, mit welchen ich ebenfalls etwas vorhabe, damit ich heute oder morgen wenigſtens reinen Tiſch verlaſſe.

Dein Einfall mit Adam Neuſern iſt nicht unrecht. Aber haſt Du denn ſchon den Maſaniello aufgegeben? Wenn Du an dieſen noch denkſt, ſo kann ich Dir nun ein Paar italiäniſche Schriften ſchicken, die ausdrücklicher von dieſem Tumulte handeln, und die Du ſchwerlich dürfteſt geſehen haben. Dieſes erinnert mich an Deine Komödien. Werde

aber nur nicht böſe, wenn ich ſie Dir noch nicht ſchicke, und Dich überhaupt bitte, ſie nicht drucken, auch nicht ſpielen zu laſſen. Es iſt manches Gute darin, das Du aber aus Eilfertigkeit ſelber nicht geltend machen wollen.

Ich erinnere mich, daß mir Herr Moſes einmal eine beſondere Anmerkung über die Proselytas portae gemacht, auf welche ich mich aber gar nicht beſinnen kann. Frage ihn doch darum, mit meinem beſten Gruße an ihn. Mit ſeiner Beſſerung hat es doch Beſtand?

Noch muß ich Dich fragen: ob denn Büſching die Schriften von Ihre drucken laſſen, die er angekündigt? Wenn es geſchehen, und ſie in Berlin zu haben ſind, und nicht allzuviel koſten, ſo ſey ſo gut und ſchicke ſie mir.

Gotthold.

An Ramler.

Wolfenbüttel, d. 12. Novemb. 1774.

Liebſter Freund,

Haben Sie tauſend Dank für Ihre ſchöne Blumenleſe! Faſt könnte ich Sie beneiden, daß Sie noch Blumen leſen, da ich verdammt bin, nichts als Dornen zu ſammeln. Das iſt Ihre Schuld! werden Sie ſagen. Ich ſollte nicht meynen. Ich ſehe auf meinem ganzen Felde nichts als Dornen; und einmal iſt es nun mein Feld. Umſonſt erinnern Sie mich unſerer gemeinſchaftlichen Entſchlüſſe, ein blumenreicheres anzubauen. Es hat nicht ſeyn ſollen! Mit mir iſt es aus; und jeder dichteriſche Funken, deren ich ohnedies nicht viel hatte, iſt in mir erloſchen. Aber Ihr Feuer iſt noch in vollem Brande. Was kümmern Sie die Jahre? Die jugendlichen Theile, welche zum dramatiſchen Dichter gehören, ſind noch dazu die wenigſten und entbehrlichſten. Leiſten Sie allein, was wir zuſammen leiſten wollten. Ein Meiſterſtück von Ihnen wird noch eben zu recht kommen, unſer Theater von einem neuen Verderben zu retten. —

Wie ſehr wünſchte ich, Sie einmal wieder zu ſehen! Möchte es doch Ihr recht ernſtlicher Vorſatz ſeyn, mich zu beſuchen. Sie reiſen ja doch ohnedies alle Jahre. Warum nicht auch einmal nach Braunſchweig, wo Sie noch nicht geweſen ſind, und wo Sie ſo viele Freunde haben? Ich, der ich die ganze Welt ausreiſen wollte, werde, allem Anſehen nach, in dem kleinen Wolfenbüttel unter Schwarten vermodern, und wohl auch Berlin nie wieder ſehen. Bedenken Sie das, und beſtärken Sie mich wenigſtens in einer ſo ſüßen Hoffnung; einer von den wenigen, mit deren Hülfe ich den melancholiſchen Winter, der mir bevorſtehet, zu ertragen hoffe!

ganz der Ihrige,
Leſſing.

An Wieland.

Da ich morgen über Leipzig nach Berlin verreiſen muß: ſo iſt es mir ſehr lieb, daß ich Ihren Brief, liebſter Wieland, noch eben erhalten, um den Auftrag Ihres Freundes beſorgen zu können. Hier iſt meine Antwort an ihn.

Auf alles übrige erlauben Sie mir, Ihnen von Berlin aus zu antworten, wo ich mich einige Wochen aufzuhalten, und eine ruhige und heitere Stunde zu finden gedenke, die mir hier ſeit langer Zeit abgegangen. Vor izt nur ſo viel.

Recht gut, daß es Ihnen von Zeit zu Zeit ein Dritter ſagt, wie ſehr ich Sie verehre. Ganz gewiß fehlt zur vertrauteſten Freundſchaft unter uns, nichts als perſönlicher Umgang. Blos ſchriftlicher will es nicht thun, welcher auch kaum zu der nähern Verbindung zureichen dürfte, zu welcher Sie mich einladen.

Aber, liebſter Wieland, haben Sie es auch bedacht? Ich an Ihrem Merkur Antheil nehmen? Je zufriedener ich damit bin, deſto weniger kann ich mich dazu verſtehen, ohne ihn in meinen eigenen Augen herab zu ſetzen. Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben izt gewiſſe Leute in Beſchlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden laſſen. Litterariſche Beiträge? Wer wird die leſen wollen?

Wie geſagt, aus Berlin ein Mehreres! — Bleiben Sie mein Freund, liebſter Wieland. Ich kann nie aufhören, der Ihrige zu ſeyn.

Wolfenbüttel den 8. Febr. 1775.

Leßing.

An Karl G. Leſſing.

Dresden, den 26. März 1775.

Lieber Bruder,

Dieſen Augenblick, da ich im Begriff bin, nach Prag abzugehen, erhalte ich Deine beyden Briefe. Wie ſehr lieb wäre es mir geweſen, wenn die gedruckten Bogen von Jeruſalem, und unſers Moſes Urtheil darüber, dabey geweſen wären. Ich kann die Vorrede nicht eher machen, als bis ich beydes habe. Erinnere alſo Herrn Moſes. Mache ihm die Sache ſo dringend als möglich, und ſchicke mir alles ſo fort nach Wien, unter Adreſſe der Gräfferſchen Buchhandlung.

Dem Herrn von St. haſt Du ganz recht geantwortet, daß das Profeſſoriren meine Sache nicht iſt. Der andere Vorſchlag würde für mich wohl acceptabler ſeyn, damit ich mein Brodt, nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte.

Wie es in Wien gehen wird, muß ſich zeigen. Nächſtens von daher ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Mailand, den 7. May 1775.

Mein lieber Bruder,

Mußt Du Dich nicht verwundern, daß ich Dir nicht ein einziges Mal aus Wien geſchrieben habe, und daß ich Dir

nun aus Italien ſchreibe? Ich kann mich ſelbſt nicht genug darüber wundern. Aber höre nur.

Als ich ungefähr zehn Tage in Wien war (wo ich überall die allerbeſte Aufnahme erhalten, auch gleich die erſten Tage den Kayſer und die Kayſerin geſprochen hatte:) langte der jüngſte Prinz von Braunſchweig daſelbſt an, welcher in ſeinen Angelegenheiten eine Reiſe nach Venedig machen wollte. Weil er mir nun ſehr anlag, ihn dahin zu begleiten, mit der Verſicherung, bey ſeinem Vater alles gut zu machen, ſo habe ich es endlich gethan, in Betrachtung, daß meine Umſtände dadurch nicht ſchlimmer werden können, und ich auf dieſe Weiſe (geſetzt, daß wir auch nicht weiter reiſen, als Venedig) dennoch wenigſtens einen Vorſchmack von Italien bekomme.

Dieſer Vorſchmack — will ich Dir nur mit wenigem ſagen, hat meinen alten Gedanken, in Italien zu leben und zu ſterben, auch ſchon wieder ganz erneuert: ſo ſehr gefällt mir noch alles, was ich in dieſer Gegend höre und ſehe. Doch darüber kann ich Dir itzt nichts mehr ſagen. Warum ich Dich vornehmlich bitten muß, iſt dieſes, dem Herrn Abt Blarer und durch ihn dem Herrn Baron von Swieten vorläufig meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten, für die ſo vorzüglich gute Aufnahme, die ich in Wien gefunden und vornehmlich ihren Empfehlungen zu verdanken habe. Was ſonſt für Ausſichten daſelbſt für mich ſeyn dürften, will ich Dir ein andermal bey beſſerer Muße ſchreiben.

Aus Venedig will ich Dir gewiß melden, wenn und welchen Weg ich wieder zurückkomme. Indeß bleibt es bey meinem Entſchluſſe, auf dem bisherigen Fuß in Wolfenbüttel nicht zu bleiben, welches ich Dir bloß in Anſehung des Herrn von S** hier wiederhole. — Wenn ſeine Vorſchläge nur einigermaßen annehmlich ſeyn ſollten, ſo würde ich ſie doch immer lieber annehmen, als Wiener Vorſchläge.

Hiermit lebe recht wohl, mein lieber Bruder, und grüße alle unſere Freunde.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 3. März 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich danke Dir recht ſehr, daß Du mich ſo bald aus der Ungewißheit wegen Deiner Zurückkunft nach Berlin haſt reißen wollen. Aber ich hätte ein gleiches wegen meiner Ankunft allhier thun ſollen? Freylich wohl. Wenn ich, nach meiner Art zu denken und zu handeln, nur gekonnt hätte! So mancherlei verdrießliche Dinge haben mich tagtäglich verfolgt, und verfolgen mich noch! Dazu wußte ich ja, daß Du ſchon durch meinen Reiſegefährten erfahren würdeſt, daß wir alleſammt glücklich angekommen.

Gegenwärtig, lieber Bruder, darf mir nichts angelegener ſeyn, als Dir Inliegendes zu übermachen. Es iſt freylich weiter nichts, als das, was Du mir baar vorgeſchoſſen; und alles übrige, was Du ſonſt für mich ausgelegt, und den Aufwand, den ich Dir über das alles gemacht — wirſt Du mir ſchon noch borgen müſſen. Es ſteht jetzt gar zu kümmerlich mit mir, und ich fürchte, ich fürchte, daß es nächſter Tage noch ſchlechter ſtehen wird. Die gehoffte Verbeſſerung allhier iſt in ſo weitem Felde, daß ich nicht einmal darum anſuchen kann, ohne mich weg zu werfen. Ich kann alſo keinen andern Weg einſchlagen, als dieſen, daß ich um meinen Abſchied bitte, und die Urſachen gerade heraus ſage, die mich dazu bringen. Will man auf dieſe ſodann Rückſicht nehmen, ſo iſt es gut. Will man nicht, nun ſo gehe ich, und tröſte mich fürs erſte damit, daß noch alle Veränderungen, zu welchen mich die Noth gebracht, mehr glücklich als unglücklich für mich ausgeſchlagen ſind.

In einigen Tagen werde ich Dir mehr ſchreiben können; denn in einigen Tagen muß es ſich zeigen. — —

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 28. April 1776.

Lieber Bruder,

Du würdeſt wegen meines ſo langen Stillſchweigens gewiß nicht unwillig ſeyn, wenn Dir meine gegenwärtige Lage bekannt wäre. Ich habe Dir nichts davon ſchreiben mögen, weil ſie viel zu ärgerlich iſt, als daß ich ſie noch in Briefen an Andere wiederkäuen ſollte. Kurz, ich habe ſchon ſeit ſieben Wochen dem Erbprinzen um meinen Abſchied geſchrieben, und ihm keine von den Urſachen verhalten, die mich dazu bewegen. Er hat mir darauf geantwortet, daß ihn dieſer Entſchluß ſehr befremde, und daß er im Stande zu ſeyn wünſche, ihn hintertreiben zu können. Dieſes hat Hin- und Herſchreibens die Menge gemacht, woraus aber bis jetzt noch nichts Rechts geworden, weil der Prinz bey ſeinem Regiment in Halberſtadt iſt. Ich lebe alſo in der allerunangenehmſten Ungewißheit, und kann ſchlechterdings meine Zeit zu nichts anderm anwenden, als daß ich mich auf alle Fälle gefaßt mache. Ich muß meine Bibliothekrechnungen in Ordnung bringen, ich muß meine Beyträge fertig machen, die ich mit dem 6ten Stück ſodann ſchließen will! ich muß mir noch ſo mancherley aus Manuſcripten ausziehen, daß ich wahrlich keinen Augenblick müßig ſeyn müßte, wenn mir gleichwohl meine Geſundheit nicht wider meinen Willen ſo manchen müßigen Augenblick machte. Und daß ich ſolche müßige Augenblicke doch auch nicht zum Briefſchreiben anwenden kann, das begreifſt Du wohl.

Wie gern hätte ich Dir ſonſt ſchon geantwortet, beſonders da ich ſehe, daß Dir Dein Project mit dem Italiäniſchen Theater am Herzen liegt. Das Project an und für ſich ſelbſt iſt auch ſehr gut. Aber, lieber Bruder, nimmſt Du

das Ding nicht ein wenig allzu ſehr auf die leichte Achſel? Ich ſchmeichle mir jetzt, doch gewiß ziemlich viel Italiäniſch zu wiſſen, und mit allen Schriftſtellern von cinquecento fertig werden zu können; aber gleichwohl, wenn ich eine ſolche Arbeit unternehmen ſollte, mir würde dabey übel zu Muthe werden. Ich kann mir es unterdeſſen leicht einbilden, was Dich verführt haben wird. Du haſt Dir alle neue Italiäniſche Stücke ſo vorgeſtellt, wie die, die ich Dir geſchickt habe, welche ſämmtlich von dem Marcheſe Albergatti ſind. Allein dieſer, und etwa noch die wenigen, die um den Preis in Parma concurriren, ſind die einzigen, welche ſo leicht überſetzbar ſchreiben. Denn ſie ſchreiben ein Franzöſiſch-Italiäniſch, welches von den meiſten andern Schriftſtellern noch ſehr gemißbilligt wird. Zudem brauchen alle Anderen, die jetzt in Italien Komödien ſchreiben, zugleich ihren Provincial-Dialect, in welchem ſie den niedern Theil ihrer Perſonen ſprechen laſſen: z. E. Gozzi den Venetianiſchen, und Carloni den Neapolitaniſchen. Wie Du nun mit dieſen zurechte kommen wollteſt, das begreife ich nicht. Weißt Du denn auch nicht, daß die ſämmtlichen theatraliſchen Werke des Carlo Gozzi in der Schweiz überſetzt werden? Sie ſind in der Gothaiſchen gelehrten Zeitung angekündigt. Ein neues italiäniſches Theater, ohne dieſe, würde eine ſehr ſchlechte Figur machen. —

Und alſo, lieber Bruder, wäre mein Rath: das Project in dem ganzen Umfange gieb nur lieber auf! Und wenn Du ja etwas in dieſer Art thun willſt, ſo ſchränke Dich bloß auf das Theater des Albergatti ein, wovon ich Dir die zwey erſten Bände, ſo weit es heraus iſt, ſenden will, wenn Du ſie verlangſt. —

Ich traue Dir zu, daß Du mir es nicht übel nimmſt, wenn ich Dir meine Meynung ſo gerade herausſage. Wenigſtens iſt es meine Schuldigkeit geweſen. — — —

Endlich verzeihe mir mein Geſudele. Ich habe Dir doch einmal lieber ſo, als gar nicht ſchreiben wollen.

Sobald es mir möglich iſt, ein Mehreres. Lebe indeß recht wohl. Gotthold.

Meine liebe Mutter,

Ich hoffe, daß Sie ſich von Ihrer Unbäßlichkeit völlig wieder erholt haben, und wünſche, daß Sie dieſe Zeilen recht wohl und vergnügt finden mögen. Ich würde Ihnen eher geſchrieben haben, wenn ich eher im Stande geweſen wäre, das Gegenwärtige[1] beylegen zu können. Endlich bin ich, Gott ſey Dank, ſo ziemlich wieder aufs Reine, und in meinen Umſtänden ſo weit verbeßert worden, daß ich aufs künftige keine Entſchuldigung habe, wenn ich meine Pflicht nicht beßer beobachte. Aber ich hoffe auch, Sie trauen mir zu, daß ich ſie gern beobachte, und daß mich mein bisheriges Unvermögen genug gekränkt hat. Wenn die Schweſter eben ſo unbillig gegen mich geweſen, als Sie es gegenwärtig gegen Carln iſt, ſo mag es manchmal artig über mich hergegangen ſeyn. Im Ernſt, meine liebe Mutter, verweiſen Sie ihr doch dieſe Liebloſigkeit! Weil der arme Junge itzt nicht kann, muß er denn darum ſchlechter denken, als er ſonſt gedacht hat? Er will heyrathen, und da thut er recht daran. Aber was erfordert eine ſolche Veränderung nicht? Sein Einkommen iſt für Berlin ſo mäſſig, als es nur immer ſeyn kann; und nur durch gute Wirthſchaft, die ihm eine Frau führen hilft, kann er wieder in den Stand kommen, ſeine Pflicht beſſer zu erfüllen. Wenn er nun todt wäre? Oder will ihn die Schweſter lieber zu Tode kränken, weil er doch nicht helffen kann? Doch das will ſie gewiß nicht; und ſo böſe meint ſie es nicht. Aber was will Sie denn mit ihrem Närgeln und Schmähen? Carl meint es ſo gut, als einer von uns, und es iſt nicht wahr, daß der Bruder in Pirna ihn ſo verhöhnt hat. Das ſieht dem Bruder in Pirna nicht ähnlich. — Aber genug davon. Die Schweſter mag mir dieſen Ausputzer nicht übel nehmen. Ich habe manchen auch von ihr vertragen müſſen. Wenn ſie an Theophilus ſchreibet, ſoll ſie ihn von mir grüſſen, und verſichern, daß die verſprochne Kiſte mit inſtehender Braunſchweiger Meſſe gewiß nach Leipzig abgehen ſoll.

Nun leben Sie recht wohl, meine liebe Mutter, und entziehen Sie mir nie Ihren Segen. — Auch Du, liebe Schweſter, lebe recht wohl, und wir wollen dir alle Zeit Lebens verbunden ſeyn, wenn Du Dir ferner das Wohl unſrer Mutter ſo angelegen ſeyn läßeſt.

Dero

Wolfenbüttel den 15. Julius 1776. gehorſamer Sohn Gotthold.

[1] „10 L.b'or" am Rande.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Septbr. 1776.

Mein lieber Bruder,

Ich habe mir allerdings Vorwürfe zu machen, daß ich Dir in ſo langer Zeit nicht geſchrieben, und daß Du alſo verſchiedene Dinge von mir durch andre Leute erſt erfahren müſſen, die ich Dir hätte melden ſollen. Denn daß Du ſie ſo weder halb noch ganz erfahren, das hat wohl nicht anders ſeyn können. Was ich verſäumt, will ich jetzt gut machen.

Zuerſt iſt es eine große Unwahrheit, daß ich mich, der kleinen Verbeſſerung wegen, die man mir hier gemacht, hätte verpflichten müſſen, niemals von hier wieder wegzugehen. Um zehnmal ſo viel würde ich eine ſolche Verpflichtung nicht eingegangen ſeyn. So weit ſollteſt Du mich doch wohl kennen.

Vielmehr bin ich nur kürzlich gerade auf dem Punkte geweſen, aller der neuen Verbeſſerungen ungeachtet, die ich nur bedingungsweiſe angenommen hatte, ganz von hier

wegzugehen. Der Kuhrfürſt von der Pfalz ließ mir ſeine Dienſte mit einem Gehalte von 2000 Gulden und ſelbſt zu wählendem Titel antragen; und 2000 Gulden ſind in der Pfalz ſo gut, wie hier 4000 Thaler. Indeß, da man ſich in Manheim leicht vorſtellen können, daß ich die hieſigen Dienſte doch nicht ſo plötzlich mit den dortigen vertauſchen würde, ſo hat mich der Kuhrfürſt fürs erſte nur unter die ordentlichen Mitglieder ſeiner Akademie aufnehmen laſſen, und mir eine jährliche Penſion von 100 Louisd'or ausgeſetzt. Das, verſteht ſich, habe ich angenommen, und kann nunmehr ruhig abwarten, ob man hier weiter etwas für mich thun will, oder nicht. Zaudert man zu lange, ſo weiß ich wohin. Und das geſtehe ich Dir nun gern: nirgends anders hin, als nach der Pfalz. Doch dieſes kann leicht noch ſehr lange nicht, ja auch wohl gar nie, geſchehen. Denn die gänzliche Freiheit, in der ich hier lebe, und die Bibliothek, werden mich gewiß ſo lange halten, als es ſich mit meinen übrigen Umſtänden nur vertragen kann.

Was nun das zweyte anbelangt, wonach Du ohne Zweifel am neugierigſten biſt, ſo wirſt Du Dich doch erinnern, daß ich Dir ſchon vor fünf Jahren geſagt und geſchrieben, daß ich mich, aller Wahrſcheinlichkeit nach, noch gewiß verheirathen würde. Nun iſt es ſonderbar, daß jene Connexion, die ich in der Pfalz erhalten habe, mir die Sache ſo erleichtert, daß ich vermuthlich nun nicht lange mehr zaudern dürfte. Die Perſon nehmlich, außer der ich nun ſchlechterdings keine haben mag, iſt eine geborne Pfälzerin, die von ihrem Vermögen, (von dem, das ſie leider gehabt, und von dem, das ſie noch hat) ein Beträchtliches hätte decimiren müſſen, wenn ſie nicht wieder in ihr Vaterland hätte zurückkommen wollen. Dieſe Decimation fällt nun hoffentlich weg, und ſobald ich die Verſicherung davon habe, iſt alles auf einmal richtig.

Du wirſt alſo kaum Zeit haben, weder Deinen noch einen fremden Pegaſus zu ſatteln, deſſen beſte Sprünge mir bey dergleichen Gelegenheit ohnedies höchſt zuwider ſind. Erſpare mir immer, was ich Dir auch erſparen will. Genug, daß einer von dem andern verſichert iſt, wie ſehr es ihn demungeachtet freuet, den Andern glücklich zu wiſſen. Sogar Deinen Beſuch muß ich mir fürs erſte verbitten. Denn im December reiſe ich ſchon nach Manheim, wohin ich mich anheiſchig machen müſſen, alle Jahre einmal zu kommen. Wenn alſo auch ſchon meine Verheirathung vorher geſchehen ſollte, (was doch noch ſehr ungewiß iſt) ſo würde ich doch noch gar nicht auf Deinen Empfang eingerichtet ſeyn können.

Gotthold.

An Madame König.

Wolfenbüttel, den 28. Sept. 1776.

Nun wohl, meine Liebe, ſo will ich denn den 6ten gewiß bey Ihnen ſeyn, und auch alle das Uebrige ſollen Sie einrichten, wie Sie wollen. Aber wahrlich wegen unſerer Anherkunft hat mich Ihr letzter Brief ein wenig in Verlegenheit geſetzt. Ich habe wirklich geglaubt, daß Sie ſehr leicht einen Kutſcher in Hamburg fänden, der Sie wenigſtens bis Zelle brächte, wohin dieſen Leuten die Wege ja wohl bekannt ſeyn müſſen. Freylich will ich hier wohl einen vierſitzigen Wagen, entweder zu kaufen oder geliehen bekommen; allein einen vierſitzigen Wagen, wenn ich auch nur alleine bin, läßt kein Poſtmeiſter unter vier Pferden fahren. Hierher aber würden wir wohl ſechſe nehmen müſſen, wenn wir alle in einem Wagen fahren wollten. Wenigſtens müßten Sie alsdenn doch nur Ihren Wiener Wagen mitbringen, in welchem wir allein führen, oder ich wieder allein vorausginge. Denn ich rechne darauf, daß Sie Ihr Mädchen mitbringen, (und rathe es Ihnen recht ſehr, wenn Sie ſich etwa anders beſinnen wollten,) und ſo wären wir 6 Perſonen, die unmöglich alle in einem Wagen Raum haben. Haben Sie ja die Güte mir hierauf mit erſter Poſt ganz poſitiv zu antworten, weil ich nicht gerne in Ungewißheit abreiſen möchte. — Könnten Sie in Hamburg Ihren Wiener Wagen gegen einen leichten vierſitzigen gut vertauſchen, ſo würde das vielleicht auch nicht übel ſeyn, und ich dürfte ſo nach bloß in einer Halbchaiſe zu Ihnen kommen.

Auch verlaſſe ich mich darauf, daß Sie Anfangs nicht ungeduldig werden wollen, und ich unſerer Abrede nach keine fremde Geſellſchaft auf dem York finde. Denn ich muß Ihnen bekennen, daß ich mir auch nicht einmal einen neuen Rock machen laſſe. Ich komme gerade, wie Sie mich in Hamburg geſehen haben.

Uebermorgen erſt habe ich mir vorgenommen, an den Herzog wegen der Erlaubniß zu ſchreiben, die ich zuverläſſig den andern Tag darauf zu erhalten hoffe. Sobald ich ſie habe, will ich ſie Ihnen ſchicken, und Sie können davon Gebrauch machen, wie Sie wollen.

Der Brief Ihres Herrn Bruders hat auch mich recht ſehr gefreuet, und es iſt mir lieb, daß er gleichfalls mit meiner Wahl zufrieden iſt. Ich ſchließe ihn hier wieder mit bey. Meinen Brief an ihn und den Onkel werden Sie nun wohl erhalten haben. Ich umarme Sie tauſendmal und bin auf immer

der Ihrige
L.

An Malchen meinen beſten Gruß, das verſteht ſich, wenn ich ſie auch nicht nenne.

Meine liebe Schweſter,

Dein Brief hat mich in die äußerſte Unruhe geſetzt. Gebe doch Gott, daß dieſer Brief unſre liebe Mutter nicht nur noch am Leben, ſondern auch, ſo viel als bey ihren Umſtänden möglich, wiederhergeſtellt finden möge! Daß ich nicht längſt geſchrieben, daran iſt nicht allein meine

Verheyrathung ſchuld, ſondern auch eine gleich darauf erfolgte Unbäßlichkeit. Die liebe Mutter wird es mir verzeihen, wenn ich ihre ausdrückliche Einwilligung zu meiner Verheyrathung nicht vorher eingeholt habe. Sie würde mir ſie doch nicht verweigert haben, und nach dem, was ich an Theophilus davon geſchrieben, hielt ich mich ihrer Vergebung einer verſäumten Formalität verſichert. Ihr Segen, den Du mir überſchrieben, hoffe ich ſoll begleiben. Denn meine Frau iſt in allen Stücken ſo, wie ich mir ſie längſt gewünſcht habe. Eben ſo herzlich gut und rechtſchaffen, als wir nur immer unſere Mutter gegen unſern Vater gekannt haben. Sie empfiehlt ſich ihr und Dir vielfältig, und es iſt eine von unſern angenehmſten Hoffnungen, Euch künftigen Sommer zu beſuchen. Ein andermal mehr von ihr. — Itzt eile ich nur, Dir in der Geſchwindigkeit ſo viel zu ſchicken, als ich gleich bey der Hand habe. Ich reiſe nächſter Tage nach Manheim, wo ich einige Wochen bleibe. Sobald ich wiederkomme, und meine Penſion daſelbſt erhoben habe, ſchicke ich gewiß ein mehreres.

Küſſe unſre liebe Mutter für mich tauſendmal, und ermangle ja nicht, mir bald von ihr wieder Nachricht zu geben. Ich bin

Dein

Wolfenbüttel, den 27 Novb. 1776. treuer Bruder Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. März 1777.

Liebſter Bruder,

Dein Brief iſt mir einer von den angenehmſten geweſen, die ich nach meiner Rückkunft von Manheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu ſagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufenthalte daſelbſt geſprochen. Das geſchieht, weil von gewiſſen Dingen ſich gar nicht ſprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht ſchreiben. Man ſchreibt immer zu wenig oder zu viel, wenn man bei ſich ſelbſt noch kein Reſultat gezogen. Im Sprechen aber kann man ſich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch faſt ſagen: daß auch die Manheimer Reiſe noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das deutſche Theater mir immer fatal iſt; daß ich mich nie mit ihm, es ſey auch noch ſo wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkoſten davon zu haben.

Und Du verdenkſt es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben ſo lohnt, als das Theater! — Es ſey! Darüber würde ich mich weit weniger beſchweren; weil es im Grunde allerdings wahr iſt, daß es mir bey meinen theologiſchen — wie Du es nennen willſt — Neckereien oder Stänkereyen, mehr um den geſunden Menſchenverſtand, als um die Theologie zu thun iſt, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem geſunden Menſchenverſtande offenbar ſtreitet, und dieſe ihn lieber beſtechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen deſto beſſer auf meiner Hut ſeyn zu können.

Deine Einwürfe gegen meine Hypotheſe von dem Durchgange der Iſraeliten durch das rothe Meer ſind nicht unbeantwortlich. — Wenn es gleich in der Schrift heißt: „und Pharao und ſein Heer gingen auch herüber;“ was denn? muß dieſes nicht offenbar heißen: Pharao und ſein Heer wollten auch herübergehen. Sie wollten den Iſraeliten nur folgen, ohne zu wiſſen, daß ſie durch einen ausgetrockneten Arm des rothen Meeres gegangen waren. — Deine Vorſtellung, daß Gott das Bett des rothen Meeres in die Höhe gehoben, welches ungefähr auch Lilienthals Vorſtellung iſt, erklärt auch nur, wie das Meer trocken geworden, nicht aber, wie ſo viele Menſchen in ſo kurzer Zeit hinüber kommen können. Und das iſt hier die Hauptſache.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir von dem Tode unſerer guten Mutter ſchreiben ſollte! — Daß auch du ſie geliebt haſt, wirſt Du nicht beſſer zeigen können, als wenn Du die Schweſter nicht vergißt, die ſich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr ſchon geantwortet, und fürs erſte ſo viel beygelegt, als ich in der Eil thun können.

Weißt Du aber auch, daß wir Theophilus hier erwarten? Wenn Du doch nur auch bald einmal die Zeit beſtimmen wollteſt, da Du mich beſuchen kannſt! Empfiehl mich Deiner lieben Frau, und empfanget Beyde den herzlichen Empfehl von meiner. Lebe wohl!

Gotthold.

An den churpfälziſchen Miniſter Freiherrn von Hompeſch.

Ich darf Ew. Excellenz meine Antwort auf Dero Letztes vom 7ten April nicht länger ſchuldig bleiben, da ich doch nur vergebens auf eine nähere Auskunft über die Seilerſche Angelegenheit warte, welche vielleicht einiges Licht über meine eigene verbreiten könnte.

Wahrlich bedürfte ich auch eines ſolchen Lichts recht ſehr, um weder gegen Ew. Excellenz ungerecht zu werden, noch mir den Vorwurf zuzuziehen, daß ich mich muthwillig durch Vorſpiegelung und Intrigue als ein Kind behandeln laſſe.

Denn nur einem Kinde, dem man ein gethanes Verſprechen nicht gern halten möchte, drehet man das Wort im Munde um, um es glauben zu machen, daß es uns nunmehr ja ſelbſt freywillig von dieſem Verſprechen losſage. Das Kind fühlt das Unrecht wohl; allein weil es ein Kind iſt, weiß es das Unrecht nicht aus einander zu ſetzen.

Wenn mich denn aber Ew. Excellenz nur für kein ſolches Kind halten: ſo bin ich ſchon zufrieden. Ich werde mich auch wohl hüten, mit Auseinanderſetzung eines ſo geringfügigen Handels jemanden beſchwerlich zu fallen. Nur eins muß ich mir dabey vorbehalten.

Ich bin nicht ohne Vorwiſſen des Herzogs von Braunſchweig, in deſſen Dienſten ich ſtehe, nach Manheim gereiſet. Ich habe ihm ſagen müſſen, was für Verſprechungen mir von dort aus gemacht worden, die ich anzunehmen kein Bedenken tragen dürfen. — Wenn er nun erfährt, daß aus dieſen Verſprechungen nichts geworden, was ſoll ich ſagen? —

Ihm Schritt für Schritt erzählen, wie die Sache gelaufen? — ihm Schwans, Ewr. Excellenz, und alle anderen gewechſelten Briefe vorlegen — und ihn urtheilen laſſen was er will?

Doch ſo neugierig wird der Herzog ſchwerlich ſeyn; und ich beſorge ganz ein anderes. — Da zur Zeit ſo manches von dem Deutſchen Theater geſchrieben wird; da in Kalendern und Journalen der neuen Einrichtung des Manheimiſchen Theaters, ohne mich dabey zu vergeſſen, bereits gedacht worden: ſo kann es nicht fehlen, daß man der Fortſetzung derſelben nicht ferner gedenken und mich dabey ins Spiel bringen dürfte.

Hier muß ich Ewr. Excellenz meine Schwäche geſtehen. Ich vergebe tauſend geſprochene Worte, ehe ich Ein gedrucktes vergebe. Auf die erſte Sylbe, die ſich jemand über meinen Antheil an dem Manheimer Theater gedruckt und anders entfallen läßt, als es ſich in der Wahrheit verhält, ſage ich dem Publico alles rein heraus.

Denn darin belieben Ew. Excellenz doch wohl nur mit mir zu ſcherzen: daß ich demohngeachtet die Manheimer Bühne nicht ganz ihrem Schickſale überlaſſen und von Zeit zu Zeit beſuchen würde. Ich dränge mich zu nichts; und mich Leuten, die, ungeachtet ſie mich zuerſt geſucht, mir dennoch nicht zum beſten begegnen wollen oder können, — mich ſolchen Leuten wieder an den Kopf zu werfen, würde mir ganz unmöglich ſeyn.

Verzeihen Ew. Excellenz meine Freymüthigkeit. Ich verharre in allem Uebrigen mit der vollkommenſten Verehrung

Ewr. Excellenz

ꝛc. ꝛc.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 25. May 1777.

Liebſter Freund,

— — Von wegen der Nationalſchaubühne hätte Ihnen einfallen ſollen, was Chriſtus von den falſchen Propheten ſagt, die ſich am Ende der Tage für ihn ausgeben würden: „So alsdann jemand zu euch ſagt, hier „iſt Chriſtus oder da, ſo ſollt ihr es nicht glauben. Werden „ſie zu euch ſagen, ſiehe, er iſt in Wien, ſo glaubt es „nicht! ſiehe er iſt in der Pfalz, ſo gehet nicht hinaus!“ Wenigſtens, wenn mir dieſer Spruch zur rechten Zeit beygefallen wäre, ſo ſollte ich noch nach Manheim kommen. Dieſes iſt alles, was ich Ihnen von der Sache ſagen kann und mag, mit der ich mich lieber gar nicht abgegeben hätte.

Ihr Almanach von Volksliedern hat in meinen Augen einen großen Fehler: dieſen, daß Sie nicht bey jedem Liede angegeben haben, woher es genommen; ob aus einer Handſchrift oder aus einem gedruckten Buche, oder aus mündlicher Ueberlieferung. Zu der ernſthaften Abſicht, die dieſe Schnurre haben ſoll, hätte dieſes nothwendig geſchehen müſſen; und mir thun Sie einen Gefallen, wenn Sie mir ein Exemplar ſchicken wollen, dem die Quellen beygeſchrieben ſind. Sodann will ich ſehen, was ich für Sie thun kann. Nur die franzöſiſche und italiäniſche Strophe, von Jungfer Lieschens Knie, iſt auch mir entfallen. Der Anfang der Deutſchen heißt aber eigentlich: [1]

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie? ꝛc.

Die engliſche Strophe, bitte ich nicht zu vergeſſen, habe ich auch ſelbſt gemacht — damit Sie nicht glauben, daß Sie und Schloſſer die einzigen Deutſchen ſind, die engliſche Verſe gemacht haben!

Was Sie mir von unſerm Moſes ſchreiben, freut mich von Herzen. Ich wünſchte über ſo viele Dinge von ihm belehrt zu ſeyn, über die ich ihm bisher nicht ſchreiben mögen. Vorläufig möchte ich ihm doch nur eine Frage thun. Nehmlich: was Meschowef Netiwohl heißt, und

[1] Gelehrten Liederforſchern zu gefallen, will ich dieſes deutſche Schlemperlied, mit Leſſings Ueberſetzung in verſchiedene Sprachen mittheilen, ſo weit ſie noch vorhanden ſind. Das deutſche Original lautet alſo nach Leſſings kritiſcher Verbeſſerung folgendergeſtalt:

Schauteſt du denn nie
Jungfer Lieschens Knie?
Jungfer Lieschens Fingerhut
Iſt zu allen Dingen gut!

Nun folgen die Ueberſetzungen:

1) Griechiſch.

Οὐκ ἐβλεψη συ
Παρθενος γαυ;
Παρθενος δακτυλιτρον
Ἐζι προς παντα καλον.

2) Lateiniſch.

Non vidisti tu
Virginis genu?
Virginis dactylitrum
Est ad omnia bonum.

3) Engländiſch.

Did you never see
Mistriss Betty's knee?
What you Betty's thimble call
That is very good for all.

Die franzöſiſche und italiäniſche Ueberſetzung ſind, wie man aus dem Briefe ſieht, verloren gegangen, und erwarten einen kritiſchen Reſtaurator, der ſie etwa, wie man es zuweilen mit verlornen Werken der Alten gemacht hat, ex ingenio wieder herſtellen möchte.

Nicolai.

was es für ein Buch iſt, das dieſen Titel führet? Er ſoll die Antwort auf einem Zettel nur meinem Bruder geben.

Was Sie mir ſonſt von der guten Meynung ſchreiben, in welcher ich bei den dortigen Theologen und Freygeiſtern ſtehe, erinnert mich, daß ich gleicher Geſtalt im vorigen Kriege zu Leipzig für einen Erzpreußen, und in Berlin für einen Erzſachſen bin gehalten worden, weil ich keines von beyden war, und keines von beyden ſeyn mußte — wenigſtens um die Minna zu machen. — Das Ding war zu ſeinen Zeiten recht gut. Was geht es mich an, wodurch es jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Leben Sie wohl! Der

Ihre,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. May 1777.

Mein lieber Bruder,

Da ſind ein Paar Wolfenbüttelſche Damen, die ihre Männer nach Berlin ſchleppen. Die eine davon, Frau von D**, iſt von langen Zeiten her meine ſpecielle Freundin, und ſie will mit aller Gewalt, daß ich ihr einen Brief an Dich mitgeben ſoll. Nun weiß ich wohl, daß ein junger Ehemann andere Dinge zu thun hat, als ſich mit fremden Weibern zu ſchleppen. Sie wird aber auch nicht mehr von Dir verlangen, als Du mit gutem Gewiſſen nebenher beſtreiten kannſt. Sie wird zufrieden ſeyn, wenn Du ſie einmal beſuchſt, und ihr Deine Dienſte anbieteſt. Und das kannſt Du doch wohl thun! Auch Nicolai und Ramler will ſie kennen lernen, und an Nicolai habe ich ihr gleichfalls einen Brief mitgegeben.

Um nun auf die Beantwortung Deines letztern zu kommen, ſo muß ich Dir vor allen Dingen gerade heraus ſagen, daß von dem allen, was man Dir von Theaterpreiſen zu Manheim geſagt hat, nicht eine Sylbe wahr iſt. Ich glaube, ich habe Dir ſchon einmal ins Ohr geſagt, daß ich ſehr wünſchte, ich hätte mich neuerdings mit dem Theater unvermengt gelaſſen. Mit einem deutſchen Nationaltheater iſt es lauter Wind, und wenigſtens hat man in Manheim nie einen andern Begriff damit verbunden, als daß ein deutſches Nationaltheater daſelbſt ein Theater ſey, auf welchem lauter geborne Pfälzer agirten. An das, ohne welches wir gar keine Schauſpieler hätten, iſt gar nicht gedacht worden. Auch die Schauſpieler ſelbſt halten nur das für ein wahres Nationaltheater, das ihnen auf Lebenslang reichlich Unterhalt verſpricht. Stücke, die zu ſpielen ſind, fliegen ihnen ja doch genug ins Maul. Wie wohl iſt mir, daß ich eine ganz andere Komödie habe, die ich mir aufführen laſſe, ſo oft es mir gefällt!

Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten ſo ſchweigen, beſtärkt mich in der guten Meynung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorſicht kann man ihrentwegen ſchreiben, was man will. Nicht das, was man ihnen nimmt, ſondern das, was man an deſſen Stelle ſetzen will, bringt ſie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten ſoll hingehalten werden, ſo ſind die alten, bereits gangbaren, eben ſo gut dazu, als neue. —

Iſt ein Magiſter Spittler bey Dir geweſen? Wenn er noch in Berlin iſt, ſo mache ihm meinen Empfehl. Desgleichen Deiner lieben Frau. Und damit lebe wohl!

Gotthold.

An Nicolai.

Wolfenbüttel, d. 20. Septemb. 1777.

Liebſter Freund,

Sie hätten Grund, in Ernſt auf mich ungehalten zu ſeyn. Ich antworte Ihnen nicht eher, als bis Ihnen an meiner Antwort nichts kann gelegen ſeyn. Denn von dem, was Sie von mir in Ihren beyden letzten Briefen verlangt haben, wollten Sie ohne Zweifel ſchon dieſe Michaelismeſſe Gebrauch machen; und ich weiß wohl, wie hoch der Buchhändler ein ſolches *Disappointment* aufnimmt. Doch ich habe nicht mit dem Buchhändler, ſondern mit meinem Freunde Nicolai zu thun, bey dem ich mich, ſo wie andere ſich auf ihre gerechte Sache verlaſſen, auf meine ungerechte verlaſſen kann, an die er ſchon längſt gewöhnt worden, und die er mir ſchon ſo manchmal vergeben hat.

Unterdeſſen habe ich doch nicht deswegen nicht geantwortet, weil ich an die ganze Sache nicht gedacht. Vielmehr hätte ich zuverläſſig ſo viel früher antworten können, wenn ich weniger darauf hätte denken wollen. Sie ſollen es gleich hören.

Das erſte betraf alte Lieder. Wenn ich Ihnen nur alte Lieder hätte ſchicken dürfen, ohne mich darum zu bekümmern, was Sie davon brauchen könnten, oder nicht: ſo hätten Sie mit der erſten rückgehenden Poſt ein Paketchen bekommen ſollen, wofür Ihnen das Porto mehr gekoſtet hätte, als Sie wahrſcheinlich von der ganzen Entrepriſe des Almanachs einnehmen werden. Aber, da ich Ihnen nur ſo etwas ſchicken wollte, das Sie gleich in die Druckerey hätten ſenden können: ſo merkte ich je länger je mehr, daß ich nicht einmal recht wüßte, was Ihnen am zuträglichſten wäre. — Etwas wirklich gutes? — Das wäre gerade wider Ihre Abſicht. Z. E. ſo etwas, wie das Beſenbinder-Lied, welches ich in meiner Kindheit von einem Beſenbinder ſelbſt gehört habe:

„Wenn ich kein Geld zum Saufen hab,
„So geh und ſchneid ich Beſen ab,
„Und geh die Gaſſen auf und ab,
„Und ſchreye: Kauft mir Beſen ab,
„Damit ich Geld zum Saufen hab.“

Denn was ſind alle neue Trinklieder gegen dieſes alte? Und wenn es dergleichen unter dem Volke gäbe, ſo müßte

uns wahrlich die Aufhebung derſelben eine ſehr angelegene Sache ſeyn. Sie aber wollen über das Angelegene dieſer Sache gerade ſpotten. — Eben fällt mir noch eins von dieſem beſſern Schlage bey:

„Ich bin den Barfüßer Mönchen gleich:
„Sie ſind arm und ich nicht reich;
„Sie trinken kein Fleiſch, ich eſſe keinen Wein:
„Wie könnt' ich ihnen denn gleicher ſeyn?
„Aber in einem ſind wir zuwider;
„Wenn ſie aufſtehen, leg ich mich erſt nieder."

Oder ſollte ich Ihnen etwas von der ganz verfehlten Art ſchicken? Lieder, die gelehrte und ſtudierte Reimſchmiede des 14ten und 15ten Jahrhunderts gemacht haben, die in allem Ernſte etwas Gutes machen wollten, und nicht konnten? Dergleichen Lieder, würde man geſagt haben, ſind gerade keine Volkslieder. — — Alſo hätte ich bloß auf ſolche Lieder aufmerkſam ſeyn müſſen, die man mit ihrem rechten Namen Pöbelslieder nennen ſollte? Denn auf Vermengung des Pöbels und Volkes kommt der ganze Spaß doch nur an, z. B.

„Ich ſtieg auf einen Birnenbaum, Birnenbaum,
„Rüben wollt ich graben:
„So hab' ich all mein Lebenlang
„Keine beſſre Pflaumen geſſen ꝛc."

Oder:

„Ich wollt' gern ſingen und weiß nicht wie,
„Von meinem Buhlen, der iſt nicht hie, ꝛc."

Oder:

„Ich hab' mein Tag nicht gut gethan,
„Habs auch noch nicht im Sinn:
„Und wo ich einmal geweſen bin,
„Da darf ich nimmer hin, nimmer hin. —"

Oder:

„Unſer Knecht und unſre Magd
„Haben einander genommen.
„Hinterm Ofen auf der Bank
„Sind ſie zuſammen gekommen. —"

Oder;

„Ein Bräutlein wollt' nit gehn zu Bett,
„Nit weiß, ob ſie es hätt' verredt, ꝛc."

Das Schlimmſte war nur bey den Liedern von dieſer Art, daß ich die wenigſten ganz zuſammen finden konnte. Außer das letzte; von welchem ich aber glaube, daß es Eſchenburg ſchon in dem Muſeo hat drucken laſſen. Und hierbey muß ich Ihnen dazu ſagen, daß ich ſchon vor vielen Jahren Herrn Eſchenburg das Anziehendeſte gegeben habe, was ich von dieſem Schrot und Korn in der Bibliothek gefunden.

Alſo, mein lieber Nicolai, haben Sie mich mit Ihrem Verlangen um manche ſchöne Stunde gebracht, ohne daß ſie Ihnen zu Nutze gekommen. Ich würde Ihnen dieſen Zeitverluſt auch wahrlich ſehr hoch anrechnen, wenn ich nicht dabey eine andere gute Spur hätte verfolgen können, von der ich Ihnen wohl ein andermal ſchreibe. —

Jetzt muß ich nur Ihrer zweyten Anfrage noch gedenken. Ob ich meine antiquariſchen Briefe noch fortſetzen will? — Allerdings. — Aber wenn? — Ja, das weiß Gott! Dieſen Winter kann ich ſchlechterdings nicht. Denn dieſen Winter habe ich noch voll auf an dem fünften bis zwölften Stücke meiner Beyträge zu arbeiten, mit welchen ich dieſes ganze Werk zu ſchließen geſonnen bin. Sie glauben nicht, was für eine ekle, undankbare und zeitverſplitternde Arbeit ich mir damit auf den Hals geladen habe. An Ihrer neuen Ausgabe der Beſchreibung von Berlin, mögen Sie ſo etwas ähnliches gehabt haben. — Das alſo muß ich nun je eher je lieber aus den Händen haben, weil ich mir noch Kräfte zu beſſern Dingen bewußt bin, zu welchen ich allerdings verſchiedene Anmerkungen rechne, die ich auf meiner Reiſe in Italien gemacht zu haben glaube, und durch welche die antiquariſchen Briefe noch erſt ein Buch werden können. Wiſſen Sie, was ich Ihnen folglich rathe? Laſſen Sie fürs erſte beyde Theile dieſer Briefe zuſammen drucken, welches einen mäßigen Band in groß Octav machen würde. Ich will eine kurze Vorrede dazu ſchreiben, in welcher ich mich über die Fortſetzung erkläre, und Sie können verſichert ſeyn, daß dieſe Fortſetzung eine meiner erſten Arbeiten ſeyn ſoll, ſo bald ich von jener frey bin.

Hiemit leben Sie für diesmal wohl, und bleiben Sie mein Freund.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Eſchenburg.

Den 3. Januar 1778.

Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freilich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hoffnung, daß ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 5. Jan. 1778.

Mein lieber Bruder,

Betaure mich, daß ich dasmal ſo eine gültige Urſache habe, Dir während der Zeit, da Du ſo viel Güte für meinen

Stiefſohn haſt, noch nicht geſchrieben zu haben. Ich habe nun eben die traurigſten vierzehn Tage erlebt, die ich jemals hatte. Ich lief Gefahr, meine Frau zu verlieren, welcher Verluſt mir den Reſt meines Lebens ſehr verbittert haben würde. Sie ward entbunden, und machte mich zum Vater eines recht hübſchen Jungen, der geſund und munter war. Er blieb es aber nur vier und zwanzig Stunden, und ward hernach das Opfer der grauſamen Art, mit welcher er auf die Welt gezogen werden mußte. Oder verſprach er ſich von dem Mahle nicht viel, zu welchem man ihn ſo gewaltſam einlud, und ſchlich ſich von ſelbſt wieder davon? Kurz, ich weiß kaum, daß ich Vater geweſen bin. Die Freude war ſo kurz, und die Betrübniß ward von der größten Beſorgniß ſo überſchrieen! Denn die Mutter lag ganzer neun bis zehn Tage ohne Verſtand, und alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bette, mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur ſaurer mache. Denn mich kannte ſie noch bey aller Abweſenheit des Geiſtes. Endlich hat ſich die Krankheit auf einmal umgeſchlagen, und ſeit drey Tagen habe ich die zuverläſſige Hoffnung, daß ich ſie diesmal noch behalten werde, deren Umgang mir jede Stunde, auch in ihrer gegenwärtigen Lage, immer unentbehrlicher wird.

Wie Du mir verzeiheſt, daß ich Dir ſeit vierzehn Tagen nicht geſchrieben: ſo verzeiheſt Du mir auch, daß ich Dir jetzt nicht mehr ſchreibe. Ich denke ungern daran, daß Dir jetzt unſer Stiefſohn mancherley Incommodität verurſacht. Gott laſſe Dich unter ähnlichen Umſtänden eine freudigere Scene erleben!

Gotthold.

An Eſchenburg.

Den 7. Januar 1778.

Ich kann mich kaum erinnern, was für ein tragiſcher Brief das kann geweſen ſeyn, den ich Ihnen ſoll geſchrieben haben. Ich ſchäme mich recht herzlich, wenn er das geringſte von Verzweiflung verräth. Auch iſt nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt. — Meine Freunde müſſen mich nun ferner ſchon ſo dulden, wie ich bin.

Die Hoffnung zur Beſſerung meiner Frau iſt ſeit einigen Tagen wieder ſehr gefallen; und eigentlich habe ich jetzt nur Hoffnung, bald wieder hoffen zu dürfen.

Ich danke Ihnen für die Abſchrift des Goeziſchen Aufſatzes. [1] Dieſe Materien ſind jetzt wahrlich die einzigen, die mich zerſtreuen können. Schumanns Antwort [2] iſt weit ſchlechter ausgefallen, als ich erwartet hatte. Ich weiß kaum, was ich ihm wieder antworten ſoll, ohne ihn lächerlich zu machen, welches ich nicht möchte.

[1] In der ſo genannten ſchwarzen Zeitung, oder den Ziegraiſchen freywilligen Beyträgen v. J. 1778, S. 55, that Goeze den erſten, obwohl noch ziemlich glimpflichen und anonymiſchen, Ausfall auf Leſſing S. eine Parabel u. ſ. w. Eſchenburg.

[2] Ueber die Evidenz der Beweiſe für die Wahrheit der chriſtlichen Religion; Hannov. 1778. 8. — Leſſings Antworten darauf ſind die Schriften: Ueber den Beweis des Geiſtes und der Kraft; und: das Teſtament Johannis, ein Geſpräch. Eſchenburg.

An Eſchenburg.

Den 10. Januar 1778.

Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht. — Auch thut es mir wohl, daß ich mich Ihres, und unſrer übrigen Freunde in Braunſchweig, Beileides verſichert halten darf.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Februar 1778.

Lieber Bruder,

Ich wette, Du lauerſt auf einen Brief von mir, und wir lauern auf einen von Dir. Ich hoffe, Du ſollſt das Kiſtchen von Wegelins richtig erhalten haben, und ich betaure nur, daß es ſchon gepackt war, als ich den letzten Brief erhielt, um noch einige Kleinigkeiten beyzulegen, die zu meinen gegenwärtigen theologiſchen Streitigkeiten gehören. Daß meine Duplik nach Deinem Sinne geweſen, iſt mir ſehr lieb. Beſonders freue ich mich, daß Du das haut-comique der Polemik zu goutiren anfängſt, welches mir alle anderen theatraliſchen Arbeiten ſo ſchal und wäßrig macht. Nächſter Tage ſollſt Du auch eine Schrift wider Götzen erhalten, gegen den ich mich ſchlechterdings in die Poſitur geſetzt habe, daß er mir als einem Unchriſten nicht ankommen kann. Doch das ſind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langſam vor, und das erſte Treffen iſt meine Neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieſer Art noch nicht geſchrieben zu haben, und ich darf hinzu ſetzen, auch nichts Sinnreicheres. Ich wundre mich oft ſelbſt, wie natürlich ſich alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand, ohne daß ich recht weiß, wie ich dazu gekommen. Das iſt die nehmliche Schrift, die ich Voſſen zugedacht habe; denn ſie iſt ſo, daß ſie bei dem allen ſich vor der Berliniſchen Cenſur nicht fürchten darf. Er hätte ſie auch ſchon, wenn mir ſeit drei Wochen nur nicht wieder unvermuthete Hinderungen vorgekommen wären. Indeß vertröſte ihn nur weiter nicht; ich will ihn damit überraſchen. — —

Lebe ſelbzweyter recht wohl! Und Gott gebe, daß ich auch bald hinzuſetzen kann: ſelbdritter!

Gotthold.

An J. A. H. Reimarus.

Wertheſter Freund,

Ihr Stillſchweigen ließ mich befürchten, daß Sie auf mich ungehalten wären. Und wie leicht hätten Sie es werden können, wenn man Ihnen ſolch Zeug in den Kopf zu ſetzen geſucht. Ich will den ſehen, dem ich geſagt habe, daß Ihr ſel. Hr. Vater der Verfaſſer der Fragmente ſey! Ich habe ſo vielerley Vermuthungen über den wahren Verfaſſer anhören, ſo vielerley Ausfragen desfalls aushalten müſſen: daß es zwar wohl ſeyn kann, daß ich unter denen, auf welche man gerathen, auch manchem Ihren Hrn. Vater mit genannt habe; denn allerdings haben nicht wenige auf ihn gerathen, und mancher hat mir eine große Heimlichkeit zu vertrauen geglaubt, wenn er ihn mir als den ungezweifelten Urheber nicht bloß der Fragmente, ſondern eines völlig ausgearbeiteten Buchs nach dem Plane der Fragmente, das ſich ich weiß nicht in weſſen Händen befinde, nennen zu können geglaubt. Aber wer da ſagt, daß ich ihn für meinen Kopf, und nicht aus fremder Vermuthung, dafür ausgegeben habe, der ſagt es wie ein Schurke. Dieſen Trumpf will ich öffentlich darauf ſetzen, wenn Sie es haben wollen, und nicht vielmehr für beſſer halten, die ganze Rede unangefochten lieber mit der Zeit fallen zu laſſen. Die Theologen werden keine Narren ſeyn, ſie zu verbreiten und glaublich zu machen. Hat ſie nicht auch ſchon Wittenberg für eine ſchwarze Verleumdung in ſeinem Poſtreuter erklärt? Wer wird dieſem groſſen Manne zu widerſprechen wagen, und Ihnen, Trotz dieſer Erklärung, unerweisliche Händel machen wollen?

Indeß will ich doch, bey erſter Gelegenheit, ein Wort von der unnöthigen Neugierde nach dem Verfaſſer nicht allein überhaupt ſagen, ſondern mich auch in ſpecie wegen Ihres Herrn Vaters ſo erklären, daß man es gewiß künftig ſoll bleiben laſſen, ſich desfalls auf mich zu beruffen. Dieſe Gelegenheit wird ſich auch ſehr bald finden, indem ich noch ein Fragment, und zwar das letzte, nicht in den Beyträgen, ſondern beſonders, eben itzt drucken laſſe. Ich werde durch Maſchos albernes Geſchwätz dazu gezwungen; von dem ich übrigens kaum glauben kann, daß er Ihren Herrn Vater in Verdacht haben ſollte, indem er von dem vermeintlichen Verfaſſer Dinge wiſſen will, die auf dieſen gar nicht paſſen würden.

Ich habe es mit ihm ſchon vorläuffig in beyliegender Schnurre zu thun; deren eigentlicher Gegenſtand aber immer noch Goeze iſt. Und ſo eine Schnurre ſoll Goeze unfehlbar jederzeit haben, ſo oft er in ſeinen fr. Beyträgen eine Sottiſe wider mich oder meinen Ungenannten ſagt. Dazu bin ich feſt entſchloſſen, und ſollte aus dem Antigoeze eine förmliche Wochenſchrift werden ‘ ſo langweilig und unnütze als nur jemals eine in Hamburg geſchrieben und geleſen worden. Meine Axiomata haben Sie doch nun auch geleſen? Gleichwohl will ich ſie nebſt der Duplik, und den beiden fliegenden Blättern die vorhergegangen, noch mit beylegen, damit Sie wenigſtens alles haben, was in dieſer Katzbalgerey gedruckt worden.

Die Erziehung des Menſchengeſchlechts iſt von einem guten Freunde, der ſich gerne allerley Hypotheſen und Syſteme macht, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureiſſen. Dieſe Hypotheſe nun würde freylich das Ziel gewaltig verrücken, auf welches mein Ungenannter im Anſchlage geweſen. Aber was thuts? Jeder ſage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit ſelbſt ſey Gott empfohlen!

Leben Sie recht wohl, und beehren Sie mich bald wieder mit einem Briefe. Zuſprache von meinen Freunden thut mir jetzt deſto wohler, je nöthiger mir ſie iſt. Sie werden es kaum glauben, daß ich die muthwilligſten Stellen in meinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Jeder zerſtreut ſich ſo gut als er kann.

Meinen Empfehl an die Ihrigen.

Dero

Wolfenbüttel, den 6. April 1778.

ergebenſter Fr. u. Diener
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 23. Julius 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich muß mich nur gleich herſetzen, Dir zu antworten. Allerdings iſt es wahr, daß das hieſige Miniſterium, auf Anſuchen des Conſiſtorii, das neue Fragment und zugleich meine Antigötziſchen Schriften verboten; auch mir zugleich unterſagt hat, ferner etwas aus dem Mſ. der Fragmente drucken zu laſſen ꝛc. Ich habe meine Urſachen, warum ich die Confiscation des neuen Fragments recht gern geſchehen laſſe. Nur ſollte man meine Schriften nicht zugleich mit confiſciren; und darüber beiße ich mich auch noch gewaltig herum, feſt entſchloſſen, die Sache auf das äußerſte ankommen zu laſſen, und eher meinen Abſchied zu nehmen, als mich dieſer vermeynten Demüthigung zu unterwerfen. Vom Corpore evangelico iſt nichts gekommen, noch viel weniger vom Reichshofrath; ich denke auch nicht, daß ich mich vor beyden ſehr zu fürchten habe. Denn (Du wirſt zwar lachen) ich habe ein ſicheres Mittel, den Reichshofrath zu theilen, und unter ſich ſelbſt uneins zu machen; ſo wie Paulus das Synedrium. Nehmlich, da die mehreſten Glieder deſſelben Katholiken ſind, ſo darf ich meine Sache nur ſo vorſtellen, daß in der Verdammung, welche die Lutheriſchen Geiſtlichen über mich ausſprechen, eigentlich die Verdammung aller Papiſten liegt, welche die Religion eben ſo wenig auf die Schrift, und auf die Schrift allein, wollen gegründet wiſſen, als ich. In dieſer Abſicht habe ich bereits auch einen Bogen geſchrieben, den ich Dir

hiermit beylegen will.[1] Du wirſt ſehen, daß ich auch ſonſt darin eine Wendung nehme, die den Herrn Hauptpaſtor wohl capot machen ſoll. Denn Du haſt doch wohl ſein zweytes Stück von Leſſings Schwächen geleſen, und geſehen, was für eine Erklärung er ſchlechterdings von mir verlangt? Dieſe gebe ich ihm hier. Ich habe den Bogen zwar ſchon nach Hamburg geſchickt, um ihn da drucken zu laſſen; wenn Du ihn indeß doch auch in Berlin willſt drucken laſſen, ſo kannſt Du es nur thun. Um die heutige Poſt nicht zu verſäumen, will ich ſchließen. Du ſollſt aber den nächſten Poſttag mehr von mir hören; wenigſtens ſobald ich Dir näher ſchreiben kann, wie meine Sache laufen zu wollen ſcheint. Den Bogen des Herrn Moſes habe ich nicht gleich bey der Hand; aber er ſoll den künftigen Poſttag gewiß auch folgen. Lebe indeß recht wohl.

Gotthold.

Mein lieber Ebert!

Es iſt mir ſehr angenehm, von Ihnen zu erfahren, daß ſich die Hamburgiſchen Freunde meiner erinnert haben; ich danke jedem in dem Sinne, wie er mich grüßen läßt.

Den Antigoeze bin ich eben noch im Stande Ihnen complet zu machen. Aber von dem neuen Fragmente habe ich ſelbſt nur noch ein einziges Exemplar. Hätten Sie mich im geringſten vermuthen laſſen, daß Ihnen an dieſen Kleinigkeiten etwas gelegen wäre, — daß Sie auch nur neugierig darnach wären, ſo würde ich mir ein Vergnügen draus gemacht haben, ſie Ihnen jederzeit zu geben. Warum ich ſie aber ungefordert von freyen Stücken niemand gebe, habe ich Ihnen ſchon einmal geſagt.

Die Confiscation derſelben beluſtigt mich herzlich. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, daß die angefangene Thorheit nicht vollendet wird. Mag doch die eigentliche Triebfeder davon ſeyn, wer da will! Ich ſehe nur nicht, warum ich eben die von dem Verdacht ausnehmen ſoll, die Sie mir nennen. Einzeln wird es keiner auf ſich kommen laſſen wollen, und ich weiß vorlängſt, daß ein halb Dutzend vernünftige Männer zuſammen oft nicht mehr als ein altes Weib ſind.

Der

Wolfenbüttel, den 25. Jul. 1778. Ihrige Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Ihre Beſorgniß, meine vortreffliche Freundin, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft. Und doch muß ich Sie bitten, ſich ihrer nur ganz zu entſchlagen. Die Sache iſt bey weitem ſo ſchlimm nicht, als Sie fürchten. Freylich hat man das neue Fragment confiſciret, und will mir das weitere Schreiben in dieſen Dingen unterſagen. Aber über den letzten Punkt beiſſe ich mich noch trefflich herum, und ich hoffe, daß Goeze die Freude nicht erleben ſoll, daß ich meine Batterie wenigſtens verlegen muß. Man hat ſich die Abweſenheit des Erbprinzen, und die Schwachheit des alten Herzoges, der ſelbſt wenig mehr nachſehen und unterſchreiben kann, zu Nutze zu machen gewußt. Allein die Verſicherung, daß beyde an dem ganzen Handel wenig oder gar keinen Antheil nehmen, giebt mir um ſo viel freyer Feld, mich gegen das Miniſterium ſo mauſicht zu machen, als ich nur Luſt habe. Allerdings könnte es wohl dahin kommen, daß ich mich endlich gedrungen ſähe, meinen Abſchied zu fordern, den die Herren, die mir ihn geben würden, ſchon zu ſeiner Zeit verantworten ſollten. Doch was wäre das auch mehr? Goeze und Compagnie ſollten dabey ſo wenig gewinnen, daß alle und jede, welche das Waſſer dieſen Weg ableiten wollen, ihr Unternehmen wohl betauern ſollten. Denn, im ganzen die Sache zu nehmen, ſtehe ich für meine Perſon ſo ſicher, als ich nur ſtehen kann; und den Spaß hoffe ich noch ſelbſt zu erleben, daß die meiſten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verluſt eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten. — Kurz; machen Sie ſich, meine beſte Freundin, meinetwegen nicht den geringſten Kummer. Ich will gewiß keinen unüberlegten Schritt thun; wäre es auch nur, um mich nicht von einer Bibliothek zu entfernen, die mir zur Fortſetzung meines Streits unentbehrlich werden möchte. — Die Erinnerung, daß es Ihnen nicht gleichgültig iſt, welche Wendung mein Schickſal nehmen dürfte, wird mich manchen Augenblick, in welchem der Verdruß, mit ſo armſeligen Schurken angebunden zu haben, die Oberhand zu gewinnen drohet, wieder beruhigen und aufheitern. Leben Sie recht wohl!

Dero

Wolfenbüttel den 2ten Aug. 78. ergebenſter Freund Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel den 9. Aug. 78.

Ich bin mir hier ganz allein überlaſſen. Ich habe keinen einzigen Freund, dem ich mich ganz anvertrauen könnte. Ich werde täglich von hundert Verdrießlichkeiten beſtürmt. Ich muß ein einziges Jahr, das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß alles, alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszuſetzen, der mir unerträglich iſt. Wie oft möchte ich es verwünſchen, daß ich auch einmal ſo glücklich ſeyn wollen, als andere Menſchen! Wie oft wünſche ich, mit eins in meinen alten iſolirten Zuſtand zurückzutreten, nichts zu ſeyn, nichts zu wollen, nichts zu thun, als was der gegenwärtige Augenblick mit ſich bringt! — Sehen Sie, meine gute Freundin, ſo iſt meine wahre Lage. Haben Sie alſo

[1] Es war: Nöthige Antwort auf eine ſehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpaſtor Goeze in Hamburg. Wolfenbüttel (aber eigentlich Berlin) 1778. Karl G. Leſſing.

bey ſo bewandten Umſtänden auch wohl Recht, daß Sie mir rathen, bloß um einem elenden Feinde keine Freude zu machen, in einem Zuſtande auszudauern, der mir längſt zur Laſt geworden? — Ach, wenn er wüßte, dieſer elende Feind, wie weit unglücklicher ich bin, wenn ich ihm zum Poſſen hier aushalte! — Doch ich bin zu ſtolz, mich unglücklich zu denken, — knirſche eins mit den Zähnen, — und laſſe den Kahn gehen, wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht ſelbſt umſtürzen will! —

Es freuet mich, daß Sie die Taktik meines letzten Bogens ſo gut verſtehen. Ich will ihm Evolutiones vormachen, deren er ſich gewiß nicht verſieht. Denn da er ſich nun einmal verredet hat, und wiſſen will, nicht was ich von der chriſtlichen Religion *glaube*, ſondern was ich unter der chriſtlichen Religion *verſtehe*: ſo habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Chriſten muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr ſchützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich, ich darf nur zu verhindern ſuchen, was ohnedem nicht geſchehen wird; nehmlich nur zu verhindern ſuchen, daß die Pabiſten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabiſten werden.

Ich danke Ihnen für die gütigen Wünſche zu Fortſetzung meiner Streitigkeit. Aber ich brauche ſie kaum: denn dieſe Streitigkeit iſt nun ſchon mein Steckenpferd geworden, das mich nie ſo herabwerfen kann, daß ich den Hals nothwendig brechen müßte. Den Stall wird man meinem Steckenpferde gewiß hier auch nicht verſagen, wenn ich ihn nicht ſelbſt aufkündige.

Leben Sie recht wohl, meine wertheſte Freundin! und ſobald ſich der Hoheprieſter nur mit einer Sylbe gegen meine nöthige Antwort regt: ſo haben Sie doch ja die Güte mir es zu ſchicken.

Dero

ganz ergebenſter

L.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 11. Aug. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe den Bogen erhalten, und danke Dir und unſerm Voß für die prompte Beſorgung. Es wird auf Götzen ankommen, ob meine künftigen Antworten klein oder groß werden. Materie hätte ich zu Folianten; und auch bogenweiſe laſſen ſich Folianten zuſammenſchreiben.

Noch weiß ich nicht, was für einen Ausgang mein Handel nehmen wird. Aber ich möchte gern auf einen jeden gefaßt ſeyn. Du weißt wohl, daß man das nicht beſſer iſt, als wenn man Geld hat, ſo viel man braucht; und da habe ich dieſe vergangene Nacht einen närriſchen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moſes es für gut finden, ſo will ich das Ding auf Subſcription drucken laſſen, und Du kannſt nachſtehende Ankündigung nur je eher je lieber ein Paar hundertmal auf einem Octavblatte abdrucken laſſen, und ausſtreuen, ſo viel und ſo weit Du es für nöthig hältſt. Ich möchte zwar nicht gern, daß der eigentliche Inhalt meines anzukündigenden Stücks allzufrüh bekannt würde; aber doch, wenn Ihr, Du oder Moſes, ihn wiſſen wollt, ſo ſchlagt das Decamerone des Bocaccio auf: Giornata I. Nov. III. Melchisedech Giudeo. Ich glaube, eine ſehr intereſſante Epiſode dazu erfunden zu haben, daß ſich alles ſehr gut ſoll leſen laſſen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Poſſen damit ſpielen will, als noch mit zehn Fragmenten. Antworte mir, wenn Du kannſt, unverzüglich.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 20. Oct. 1778.

Lieber Bruder,

Vor allen Dingen laß mich Deinen Erſtgebornen mit meinem beſten Segen hienieden bewillkommnen! Er werde beſſer und glücklicher, als alle ſeines Namens! — Die Mutter iſt doch geſund? Verſichere Sie meines innigſten Antheils an ihrer Freude. —

Und nun, warum ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe? Ich reiſte vor ſechs Wochen in Angelegenheiten meiner Stiefkinder nach Hamburg; feſt entſchloſſen, nicht länger als acht oder zehn Tage da zu bleiben. Aber ich hatte meine Stieftochter mitgenommen, und die ward gefährlich krank. Das hielt mich bis in die ſechſte Woche auf, und nur ehegeſtern bin ich wieder gekommen.

Was ich die Zeit über in Hamburg gemacht habe? — Beyliegenden Bogen, als die Antwort auf das dritte Stück meiner Schwächen, die ziemlich ſtark zu werden anfangen. Will ihn Herr Voß gleichfalls drucken laſſen: ſo kann er es immerhin thun. Du haſt mich mißtrauiſch gegen T** gemacht; ſonſt hätte ich ihn gleich nach Berlin geſchickt. Und wahrlich thäte T** eben nicht unrecht, wenn er dieſen Bogen nicht wollte paſſiren laſſen. Es ſind Aeußerungen — — — darin, die ihm wohl nicht ſchmecken dürften.

Du ſiehſt alſo, daß ich in meiner Streitigkeit fortfahre; ungeachtet mir das Miniſterium allhier verboten, auch nicht einmal auswärts etwas drucken zu laſſen, was ich nicht zuvor zur Cenſur ihm eingeſandt. Das wäre mir eben recht! Ich thue das nicht! mag auch daraus entſtehen, was da will.

Jetzt iſt man hier auf meinen Nathan geſpannt, und beſorgt ſich davon, ich weiß nicht was. Aber, lieber Bruder, ſelbſt Du haſt Dir eine ganz unrechte Idee davon gemacht. Es wird nichts weniger, als ein ſatiriſches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlaſſen. Es wird ein ſo rührendes Stück, als ich nur immer gemacht

habe, und Herr Moſes hat ganz recht geurtheilt, daß ſich Spott und Lachen zu dem Tone nicht ſchicken würde, den ich in meinem letzten Blatte angeſtimmt (und den Du auch in dieſer Folge beobachtet finden wirſt), falls ich nicht etwa die ganze Streitigkeit aufgeben wollte. Aber dazu habe ich noch ganz und gar keine Luſt, und er ſoll ſchon ſehen, daß ich meiner eigenen Sache durch dieſen dramatiſchen Abſprung im geringſten nicht ſchade.

Haſt Du ſchon die Epiſtel eines Layen geleſen, in welcher Moſes für den Verfaſſer des Zweckes Jeſu und ſeiner Jünger ausgegeben wird? Ich wollte, daß das Ding nicht ſo gar elend wäre, damit er ſich dagegen vertheidigen könnte. Vielleicht wird die Beſchuldigung allgemeiner, und ich werde herzlich lachen, wenn er endlich gezwungen iſt, ſeinen ehrlichen Namen zu retten.

Daß Theophilus eine beſſere Verſorgung bekommen, freuet mich von Herzen. Ich habe ſeit langer Zeit weder an ihn, noch an die Schweſter geſchrieben. Denn es iſt mir unmöglich geweſen, es ſo zu thun, wie ich gern gewollt hätte. Da ich meine Stiefkinder noch bey mir habe, und eine ſo weitläufige und koſtbare Wirthſchaft führen muß, ſo bin ich ſelbſt oft in größern Verlegenheiten, als ſie gewiß nicht ſeyn können. Dazu habe ich itzt keinen Menſchen mehr hier, dem ich mich vertrauen, oder auf deſſen Beyſtand ich mich allenfalls verlaſſen könnte.

Meine Ankündigung des Nathan habe ich nirgends hingeſchickt, als nach Hamburg. Sonſt überall, wenn Du willſt, kannſt Du Dein Netz für mich aufſtellen. Ich beſorge ſchon, daß auch auf dieſem Wege, auf welchem ſo Viele etwas gemacht haben, ich nichts machen werde, wenn meine Freunde für mich nicht thätiger ſind, als ich ſelbſt. Aber wenn ſie es auch ſind: ſo iſt vielleicht das Pferd verhungert, ehe der Hafer reif geworden.

Meinen Ernſt und Falk wollte ich Dir gern beylegen, wenn ich nicht glauben dürfte, daß Du ihn ſchon geleſen, und ein Exemplar von ihm das Porto nach Berlin werth wäre. Indeß, was ſagſt Du dazu? Und was hörſt Du Andere davon ſagen?

Schreibe mir bald wieder und lebe recht wohl.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 7. November 1778.

Mein lieber Bruder,

Dein letzter brüderlicher Brief hätte wohl eine promptere Antwort verdient. Allerdings. Aber denke nur nicht, daß ich nicht prompt geantwortet, weil ich nicht prompt antworten können, indem ich mit mir ſelbſt noch nicht einig geweſen, ſelbſt noch nicht gewußt, wie es mit Dingen werden ſolle, mit denen ich vielleicht weiter nichts geſucht, als den Leuten das Maul aufzuſperren. Denn ſo dächteſt Du nun ganz gewiß ſehr falſch.

Mein Nathan, wie mir Profeſſor Schmid und Eſchenburg bezeugen können, iſt ein Stück, welches ich ſchon vor drey Jahren, gleich nach meiner Zurückkunft von der Reiſe, vollends aufs Reine bringen und drucken laſſen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgeſucht, weil mir auf einmal beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. Mit dieſen Veränderungen bin ich nun zu Rande, und mein Stück iſt ſo vollkommen fertig, als nur immer eins von meinen Stücken fertig geweſen, wenn ich ſie drucken zu laſſen anfing. Gleichwohl will ich noch bis Weyhnachten daran flicken, poliren, und erſt zu Weyhnachten anfangen, alles aufs Reine zu ſchreiben, und à mesure abdrucken zu laſſen, daß ich unfehlbar auf der Oſtermeſſe damit erſcheinen kann. Früher habe ich damit nie erſcheinen wollen; denn Du erinnerſt Dich doch wohl, daß ich in meiner Ankündigung zu Weyhnachten vorher die Zahl der Subſcribenten zu wiſſen verlangt habe.

Und alſo wäre der Eine Punkt, über den Herr Voß gewiß ſeyn möchte, ohne alle Schwierigkeit. Oſtern 1779 iſt mein Stück gedruckt, und wenn auch nicht zwanzig Perſonen darauf ſubſcribirt hätten; — und wenn ich es für mein eigenes Geld müßte drucken laſſen.

Auch könnte ich über den zweiten Punkt ihn völlig beruhigen. Mein Stück hat mit unſern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht ſelbſt verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erſt nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf ſchimpfen; doch dawider ſich öffentlich zu erklären, werden ſie wohl bleiben laſſen.

Aber nun ſage mir, was will eigentlich Herr Voß? Durch welches neue Avertiſſement glaubt er mir den beſagten Vortheil ſchaffen zu können? Dieſer Vortheil würde mir allerdings ſehr willkommen ſeyn; denn ich bin nie ein Feind vom Gelde geweſen, und jetzt bin ich es am allerwenigſten. Den Beſitz meines Stücks nach der Subſcription habe ich ihm, von Anfang an, zugedacht.

Nur mit dem Pränumeriren möchte ich gern nichts zu thun haben. Denn wenn ich nun plötzlich ſtürbe? So bliebe ich vielleicht tauſend Leuten einem jeden einen Gulden ſchuldig, deren jeder für zehn Thaler auf mich ſchimpfen würde. Und wozu auch? Geld bis zu Oſtern brauche ich freylich, und die Sorge es anzuſchaffen, wird mich oft in einer Arbeit unterbrechen, in der man gar nicht unterbrochen ſeyn müßte.

Aber wenn Du wirklich meynſt, daß Dein andrer Vorſchlag thunlich ſey, und ſich wohl noch ein Freund fände, der mir das Benöthigte zu den gewöhnlichen Zinſen vorſchöſſe, ſo würde ich dieſen tauſendmal annehmlicher finden. Ich brauchte aber wenigſtens 300 Thaler, um mit aller Gemächlichkeit einer Arbeit nachzuhängen, in welcher auch die kleinſten Spuren der Zerſtreuung ſo merklich werden.

Ich will gern alle Sicherheit geben, die ich jetzt zu geben im Stande bin: meinen Wechſel; und wenn ich plötzlich ſtürbe, würde doch wohl auch noch ſo viel übrig ſeyn, daß dieſer Wechſel bezahlt werden könnte.

Ich werde gehindert, Dir auch auf das Uebrige Deines Briefes zu antworten.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Braunſchweig, den 1. Dec. 1778.

Mein liebſter Bruder,

In Erwartung Deines letzt Verſprochenen, wenigſtens in Erwartung, ſo bald als möglich zu erfahren, ob und wenn ich gewiß darauf rechnen könne, ſchicke ich Dir hier den Anfang meines Stücks; aus Abſicht, die ich in meinem letzten an Herrn Voß gemeldet habe. Laß einen Bogen auf Papier, wie meine dramatiſche Schriften, doch ſo bald als möglich abſetzen; damit ich ungefähr wiſſen kann, was ſo ein Bogen faßt, und ich meinen Pegaſus ein wenig anhalten kann, wenn er freyes Feld ſieht. Das Stück braucht eben nicht ſechzehn Bogen zu werden, weil ich eine ziemlich ſtarke Vorrede dazu in petto habe. Wenn es aber auch über ſechzehn Bogen wird: ſo habe ich mich in dem Avertiſſement wegen des Subſcriptions-Preiſes bereits erklärt.

Wenn ich Dir noch nicht geſchrieben habe, daß das Stück in Verſen iſt: ſo wirſt Du Dich vermuthlich wundern, es ſo zu finden. Laß Dir aber nur wenigſtens nicht bange ſeyn, daß ich darum ſpäter fertig werden würde. Meine Proſe hat mir von jeher mehr Zeit gekoſtet, als Verſe. Ja, wirſt Du ſagen, als ſolche Verſe! — Mit Erlaubniß: ich dächte, ſie wären viel ſchlechter, wenn ſie viel beſſer wären. Es ſoll mich verlangen, was Herr Ramler dazu ſagen wird. Ihm und Herrn Moſes kannſt Du ſie wohl weiſen, deſſen Urtheil vom Tone des Ganzen ich wohl auch zu wiſſen begierig wäre. Es verſteht ſich, wenn der Bogen abgeſetzt iſt, daß ich das Manuſcript wieder zurückhaben muß.

Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Wolfenbüttel, den 16. Decbr. 78.

Was Sie mir ſo gut und freundſchaftlich vorwerfen, habe ich mir ſchon manchmal ſehr bitter vorgeworffen. Aber es ſey nun, daß die eigene Bitterkeit gegen ſich ſelbſt eben ſo bitter nicht iſt; oder mir in der Welt nicht leicht etwas bitter genug ſeyn kann: genug es blieb von einem Tage zum andern bey dem Vorſatze, dieſen Vorwurf nicht länger auf mir ſitzen zu laſſen. Und wer weiß, wie lange es noch dabey geblieben wäre, wenn Sie mich nicht angeſtoſſen hätten. Eben wollte ich völlig einſchlafen. — Doch das iſt nicht wahr. Meine Schlafſucht hat ſich ganz verloren; und wenn Sie ſie nicht etwa mit der Zeit in meinem Nathan wiederfinden: ſo habe ich von Glück zu ſagen. —

Wie es mir ſonſt geht, — wenn ich nur geſund bin — daran iſt nicht viel gelegen. Ein bischen Verdruß habe ich ſogar mit unter gern; und der liebe Gott weiß wohl, was ich gern habe, und mir geſund iſt. —

Die Zahl 72 iſt eine merkwürdige Zahl. Denn es iſt die eigentliche Zahl, wenn ich mich nicht irre, der rotunde ſogenannten 70 Jünger, 70 Dollmetſcher, 70 Beyſitzer im hohen Rath. Auſſer dieſen Siebzigen, wie viel zählen wir denn Apoſtel?

Bey Campen fällt mir ein, daß ich einmal ein Journal ſchreiben wollen, unter dem Titel: das Beſte aus ſchlechten Büchern. Wenn ich allenfalls dieſes Projekt wieder vorſuche, und er ſeinen Auszug ſonſt nicht gedruckt bekommen kann: ſo will ich mir ihn zum erſten oder letzten Stücke beſagten Journals ausbitten. Niemanden verwehrt, nochmals einen Auszug aus dem Auszuge dieſes Auszuges zu machen!

Goeze, hat man mir geſchrieben, wäre krank, und müßte alle Tage zwei Stunden reiten, welches grade die zwei Stunden wären, die er ſonſt zu meiner Widerlegung beſtimmt gehabt hätte. Wenn das iſt, ſo will ich noch heut anfangen, um ſeine Geneſung herzlich zu beten.

Endlich laſſen ſich die groſſen Weſpen doch auch aus dem Loche ſchrecken. Die Göttingſche ſumſet nicht ſo arg, als ſie zu ſtechen drohet, wir werdens ja ſehen. Ich muß nur machen, daß ich mit meinem Nathan fertig werde. Um geſchwind fertig zu werden, mache ich ihn in Verſen. Freylich nicht in gereimten: denn das wäre gar zu ungereimt.

Sie wiſſen doch, daß ich Ihren Cato habe? Von dem umſtändlich, ſo bald ich den Engliſchen wieder geleſen habe. Aber das kann ich wohl ſo bald nicht, wenn ich vors erſte mit meinen Verſen zufrieden bleiben ſoll.

Grüßen Sie die Brüder und Schweſtern: und leben Sie recht wohl. L.

Wolfenbüttel, den 18. Decemb. 1778.

Allerdings, mein lieber Ramler, bin ich Ihnen eine Entſchuldigung ſchuldig, warum ich in dem erſten verſificirten Stücke, das ich mache, nicht unſer verabredetes Metrum gebraucht habe. Die reine lautre Wahrheit iſt, daß es mir nicht geläufig genug war. Ich habe Ihren Cephalus wohl zehnmal geleſen; und doch wollten mir die Anapäſten niemals von ſelbſt kommen. Sie in den fertigen Vers hineinflicken, das wollt' ich auch nicht. — Aber nur Geduld! Das iſt bloß ein Verſuch, mit dem ich eilen muß, und den ich ſo ziemlich, in Anſehung des Wohlklanges von der Hand wegſchlagen zu können glaube. Denn ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohlklanges wegen gewählt: ſondern weil ich glaubte, daß der orientaliſche Ton, den ich doch hier und da angeben müſſen, in der Proſe zu ſehr

auffallen dürfte. Auch erlaube, meinte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Abſicht, bei aller Gelegenheit ergreifen muß. Mir gnüget, daß Sie nur ſo mit der Verſifikation nicht ganz und gar unzufrieden ſind. Ein andermal will ich Ihrem Muſter beſſer nachfolgen. Doch muß ich Ihnen vorausſagen, daß ich ſechsfüßige Zeilen nie wählen werde. Wenn es auch nur der armſeligen Urſache wegen wäre, daß ſich im Drucken auf ordinärem Octav die Zeilen ſo garſtig brechen. — Ihre grammatikaliſchen Zettel ſollen Ihnen unverloren ſeyn: ich will ſie fürs erſte nur noch bey mir behalten, um den Inhalt deſto gewiſſer zu befolgen. — Nur Fäden möchte ich doch lieber, als Faden; weil Faden ſehr leicht für den Singularis genommen werden könnte, wenn der Artikel den nicht recht deutlich von dem unterſchieden würde. — Ihre Lesart im 201 Verſe: Wem ſchmeichelt Ihr ꝛc. iſt eine wahre Verbeſſerung, die ich mit vielem Dank annehme. — Ich ſende mit heutiger Poſt wieder einen ziemlichen Flatſchen an meinen Bruder. Wenn Sie auch den leſen: ſo thun Sie mir einen Gefallen; und ich will ausdrücklich, daß Sie ihn länger als eine Stunde behalten können, um alle Ihre Anmerkungen zu haben. — Für den zweyten Theil der Blumenleſe recht vielen Dank! Daß ich Ihre Verbeſſerungen meiner Dingerchen blindlings unterſchreibe, das wiſſen Sie ſchon, und ich habe mich weidlich vor einigen Wochen über das dumme Altonaer Poſtpferd geärgert, welches noch immer den Hagedorniſchen Lesarten die Stange halten will. — Leben Sie recht wohl! Wir ſchreiben uns vor dem Geburtstage ja wohl noch einmal: und wenn ich mit dem Nathan ſodann fertig bin — wer weiß? Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. Dec. 1778.

Mein lieber Bruder,

Ich habe auf Deinen letzten Brief ſofort an M. W** geſchrieben; und Gott gebe, daß es nicht bloßer guter Wille mag geweſen ſeyn! Sollte er aller der poſitiven Aeußerungen ungeachtet dennoch verhindert werden, Wort zu halten: ſo bin ich ganz unglaublich übel daran. Denn ich habe andere Anſtalten zu machen, gänzlich verſäumt.

Du erhältſt hierbey die Fortſetzung meines Stücks bis zu Seite 74. Wenn Ramler in dieſem neuen Flatſchen auch nur wieder eine ſechsfüßige Zeile entdeckt, ſo iſt es mir ſchon lieb. Du mußt doch auch ſehen, daß ich wirklich mit allem Ernſte fortarbeite.

Bey dieſer Gelegenheit will ich Dir doch aber auch ſagen, daß Du alle Deine Auslagen, die Dir der Nathan ſchon gemacht hat, und vermuthlich noch machen wird, ja wohl aufſchreiben, und mir zu ſeiner Zeit wieder abfordern mußt.

Nun bin ich begierig auf den Probebogen, und zu hören, was Du wegen des Druckes für das dienlichſte achteſt. Ich will doch nicht hoffen, daß mir der Cenſor in Berlin wird Händel machen? Denn er dürfte leicht in der Folge mehr ſehr auffallende Zeilen finden, wenn er aus der Acht läßt, aus welchem Munde ſie kommen, und die Perſonen für den Verfaſſer nimmt. — Lebe recht wohl!

Gotthold.

Meine liebe Schweſter,

Gott weiß es, daß ich Dich nicht vergeſſen, ſondern allezeit mit Wehmuth ſehr oft an Dich gedacht habe. Aber wenn Du wüßteſt, in welchen Sorgen ich ſeit dem Tode meiner Frau gelebt habe, und wie kümmerlich ich habe leben müſſen, ſo würdeſt Du gewiß mehr Mitleiden mit mir haben, als mir Vorwürffe machen. Meine Frau iſt nun eben ein Jahr tod, und ich weiß nicht einmal ob ich an Theophilus ihren Tod gemeldet. Wenn nicht: ſo mag er mir es verzeihen, daß ich einer ſo unangenehmen Pflicht gegen ihn nicht eingedenk geweſen bin. Er wird böſe auf mich ſeyn: ich will ihn aber nächſtens wieder gut zu machen ſuchen. Ich freue mich herzlich, daß er an eine beſſere Stelle gekommen. Du gehſt doch wieder zu ihm? — Nimm indeß mit beygehenden 5 Louisd'or vorlieb. Ich hoffe Dir eheſtens mehr zu ſchicken. Lebe recht wohl.

Dein treuer Bruder

Wolfenbüttel den 28 Decbr. 1778. Gotthold.

Mein lieber Herder,

Sie ſind ſehr gütig, daß Sie nach zwey Briefen, die ich nicht ſo beantworten konnte, als ich gern wollte, und alſo lieber gar nicht beantwortete, mich noch des dritten würdigen. Sie glauben nicht, wie angenehm er mir geweſen, und wie dankbar ich gern dafür ſeyn möchte. Denn er antwortet mir ungefragt auf mancherlei Dinge, wobey immer einer von meinen erſten Gedanken geweſen iſt: was wird Herder dazu ſagen?

Nathan kann nicht eher als in der Oſtermeſſe erſcheinen, und Sie ſollen von Leipzig aus die verlangten Exemplare erhalten. Ich will hoffen, daß Sie weder den Propheten Nathan, noch eine Satire auf Goezen erwarten. Es iſt ein Nathan, der beym Boccaz (Giornata 1. Novella 3.) Melchiſedek heißt, und dem ich dieſen Namen nur immer hätte laſſen können, da er doch wohl, wie Melchiſedek, ohne Spur vor ſich und nach ſich, wieder aus der Welt gehen wird. Introite, et hic Dii sunt! kann ich indeß ſicher meinen Leſern zuruffen, die dieſer Fingerzeig noch unmuthiger machen wollte.

Wo auch nur die Hoffnung herkommen könnte, die Fragmente ganz an das Licht zu bringen, weiß ich nicht. Nicht zwar, daß man mich abgeſchreckt hätte, der Wahrheit dieſen Dienſt zu thun; ſie mag ſich nun endlich finden laſſen, auf welcher Seite ſie will. Sondern weil ich wirklich

das ganze Manuſcript nicht in Händen, und es nur bey Leuten geleſen habe, die entweder viel zu eiferſüchtig, oder viel zu furchtſam damit ſind, als daß ſie mir es anvertrauen möchten; ſo viel und heilig ich auch die vom letztern Schlage verſichert habe, daß ich alle Gefahr auf mich allein nehmen wolle.

Was Ihnen Weygand geſchrieben, hat er nicht recht von mir eingenommen. Nicht deutſche Volkslieder, ſondern deutſche Volksgedichte habe ich herausgeben wollen. Von Liedern habe ich bey unſern Alten wenig oder nichts gefunden, was der Erhaltung werth wäre; ich habe mich vielmehr gewundert, woher Sie noch ſo viel aufgetrieben. Dem poetiſchen Genie unſrer Vorfahren Ehre zu machen, müßte man auch wohl mehr das erzählende und dogmatiſche, als das lyriſche Fach wählen. In dem Fache, welches aus jenen beyden zuſammengeſetzt iſt, getraute ich mir z. E. eine Sammlung Fabeln und Erzählungen zu liefern, wie ſie kein Volk aus ſo frühen Zeiten in Europa beſſer haben müßte. Und gleichwohl waren es weder Erzählungen noch Fabeln, was ich unter dem Namen deutſcher Volksgedichte bekannt machen wollte. Sondern es waren Theils Priameln, Theils Bilderreime. — Priameln, wovon itzt noch kaum der Name mehr bekannt iſt, waren im 13ten und 14ten Jahrhundert eine Art von kurzen Gedichten, die ich gern das urſprünglich deutſche Epigramm nennen möchte; alle moraliſchen Inhalts, obgleich nicht alle von dem züchtigſten Ausdrucke. Die Bibliothek beſitzt davon anſehnliche Sammlungen, von mehr als einer Hand geſchrieben. Damit Sie ſich einen Begriff davon machen können, will ich einige von denen, die ich abgeſchrieben habe, beylegen. Schreiben Sie mir aufrichtig, ob mich das Alterthum nicht verleitet, mehr daraus zu machen, als ſie verdienen. — Unter Bilderreimen verſteh ich die Gedichte, welche ſich um das Ende des 16ten Jahrhunderts, bis gegen die Mitte des folgenden, ſo häufig auf einzeln fliegenden Kupferſtichen oder Holzſchnitten, ſatyriſch-moraliſchen, und ſatyriſch-politiſchen Inhalts, befinden, deren ich eine ziemliche Menge geſammelt habe, und die zum Theile, ſelbſt von der Seite der Kunſt, nichts weniger als zu verachten ſind. Aus dieſen zwey Quellen alſo, wollte ich meine Volksgedichte ſchöpfen, von welchen ich zweifle, ob ſich irgend etwas davon zu Ihrem Plane ſchicken möchte.

Mit dem Renner iſt mir nur kürzlich ein beſondres glückliches Unglück begegnet. Ich hatte aus drey Manuſcripten, welche unſre Bibliothek beſitzt (die Ihnen bekannte Gudenſche Abſchrift iſt nicht darunter; dieſe war ſchon vorher veräußert worden, ehe Leibnitz die übrigen Gudenſchen Handſchriften kaufen ließ) einen Renner zuſammengeſchrieben, wie ich glaubte, daß er wohl könne geweſen ſeyn; und wollte ihn eben bey Weygand drucken laſſen, als mir unvermuthet ein viertes Manuſcript in Hamburg zu Händen kömmt, welches ſo gut und ſo alt iſt, daß ich alles aufs neue durchgehen muß. Wenn ich aber dazu Zeit finden werde, da ich hier keinen Menſchen habe, der mich deſſen, was bey ſolcher Arbeit bloße Drudgery iſt, überheben könnte, weiß Gott.

Daß aus Bertuchs Hans Sachſen nichts wird, habe ich ungern geleſen. Ich wollte eben an ihn ſchreiben, und ihn bitten, wenn er doch ſo viele Alphabete Reime drucken ließ, noch einige Bogen Proſa von dem nehmlichen Verfaſſer beydrucken zu laſſen; wäre es auch nur um zu ſehen, wie Hans Sachſens Proſa geweſen. Denn daß Hans Sachſens proſaiſche Aufſätze auch ein ganz ſonderbares Monument in der Reformationsgeſchichte ſind, wird mir freylich keiner auf mein Wort glauben, der ſie nicht geleſen hat.

Wielands Plaiſanterie über den Bunkel iſt ſo gerecht als luſtig, und Nikolai mag ſie auch wohl gegen ihn verſchuldet haben. Wenn er nur nicht damit eine ganze Sproſſe aus der Leiter ausbräche, die ein gewiſſes Publicum nothwendig mit beſteigen muß, wenn es weiter kommen ſoll. Sie verſtehen mich. Wenn zu Verbreitung ſolcher Ideen, die doch auch ihren Werth haben, nun nichts beſſer wäre, als ſo ein ruppichter Roman?

Leben Sie recht wohl. Sie ſehen, ich mache noch weniger Umſtände, wenn ich an einen Mann ſchreibe, den ich ſo von Grund des Herzens hochſchätze.

Wolfenbüttel den 10. Jenner 79. G. E. Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 15. Januar 1779.

Mein lieber Bruder,

Du bekommſt hierbey nicht allein abermals einen neuen Flatſchen des Manuſcripts (von Seite 75—116), den ich dich Ramlern zu communiciren bitte; ſondern auch den erſten Flatſchen wieder, der nun völlig ſo iſt, wie er kann gedruckt werden. Ich habe, mit den Malern zu reden, die letzten Lichterchen aufgeſetzt; das iſt, die eigentlichen Vorbereitungen eingeſchaltet, die ſich ganz vom Anfange nicht abſehen laſſen. Fangt alſo nur an zu drucken, ſobald ihr wollt. Ich habe einen zu großen Vorſprung, als daß mich die Setzer einholen ſollten. Ich wähle aber die letztere kleinere Probeſchrift, um dem Brechen der Zeilen ſchlechterdings vorzubeugen: nur muß die Columne um eine oder zwei Zeilen länger und höher ſeyn; denn mit 19 Zeilen iſt ſie wirklich gegen die Breite zu kurz. Es thut mir zwar leid, daß ich ſonach wenigſtens 24 Bogen anſtatt 16 Bogen geben muß; doch ich denke, wer von meinen Subſcribenten einen Gulden daran hat wagen wollen, der wagt auch wohl einen Thaler daran, und ſo komme ich wieder dem Rabatt nach, den ich den Buchhändlern abgebe. Aber nun möchte ich auch gern wiſſen, wie viel Du und Voß eigentlich Subſcribenten habt? Ich für mein Theil muß wenigſtens

1000 Exemplare haben: denn ſo viel haben ſich bei mir unmittelbar gemeldet; und ich will hoffen, daß Du hierauf ſchon gerechnet haſt, wenn Du mir ſchreibſt, daß eine ſtarke Auflage gedruckt werden müſſe.

Was bey dem Abdrucke zu beobachten iſt, habe ich für den Setzer auf ein einzelnes Blatt geſchrieben. Beſonders muß der Unterſchied an Strichen — und Punkten ..... ja wohl beobachtet werden. Denn dieſes iſt ein weſentliches Stück meiner neuen Interpunction für die Schauſpieler; über welche ich mich in der Vorrede erklären wollte, wozu ich aber nun wohl ſchwerlich Platz haben dürfte. Auch ſollte, nach meinem erſten Anſchlage, noch ein Nachſpiel dazu kommen, genannt der Derwiſch, welches auf eine neue Art den Faden einer Epiſode des Stücks ſelbſt wieder aufnähme, und zu Ende brächte. Aber auch das muß wegbleiben, und Du ſiehſt wohl, daß ich ſonach bei einer zweyten Auflage mein Stück noch um die Hälfte ſtärker machen kann. Doch ich weiß noch nicht, wie die erſte Auflage aufgenommen wird, und denke ſchon an die zweyte! Sobald ich den zweiten Flatſchen Manuſcript zurück habe, will ich ihn gleichfalls in wenig Tagen abſolviren und wieder zurückſenden.

Gotthold.

Wolfenbüttel, d. 1. Februar 1779.

Mein lieber Ramler,

Ich muß mich ſchämen, daß ich Ihre Anfragen wegen des Wernike zurückſchicke. Ich wollte Ihnen gern recht viel antworten, und habe es am Nachſchlagen nicht fehlen laſſen. Die Bibliothek hat von ihm gar nichts. Aber den Artikel von ihm in Molleri Cimbria litterata, will ich ausſchreiben, ſobald das Buch zurückkommt, wornach ich ſchon geſchrieben habe.

Mein Bruder hat ſchon längſt wieder neues Manuſcript. Hat er es Ihnen noch nicht gegeben? Es thut mir leid, daß ich Sie um ſo viel Zeit bringe; aber Sie werden finden, daß ich faſt alles von Ihnen genutzt habe: einige Kleinigkeiten ausgenommen, über die wir uns mündlich leicht verſtehen würden. — Ich ſende auch heute wieder dem Bruder Manuſcript, und mit dem, hoffentlich, ſollen Sie nun wohl auch den Gang des Stücks ungefähr abſehen. — Mich verlangt, wie Sie mit der Erzählung zufrieden ſeyn werden, die mir wirklich am ſauerſten geworden iſt.

Leben Sie recht wohl.

Der Ihrige,
Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 16. März 1779.

Mein lieber Bruder,

Hier wieder friſches Manuſcript von 172–202, wobey ſich bereits die erſten Bogen des fünften Aufzuges befinden. Und nun wirſt Du mir doch glauben, daß ich zu Ende dieſes Monats gewiß fertig bin? — Aber wie es um den Druck ſteht, das mag Gott wiſſen! Es ſind nun ſchon wieder vierzehn Tage ſeit Deinem Letztern verfloſſen, und ich ſehe und höre nichts von Aushängebogen. Wenn Du mir doch nur wenigſtens einen Correcturbogen von den beſagten dreyen geſchickt hätteſt! — Es wäre kein Wunder, wenn ich mir, ich weiß nicht was, einbildete. Denn auch von meinen anderweitigen Fragen haſt Du mir ja keine einzige beantwortet. Ich weiß ja weder wie viel Subſcribenten Du, noch wie viel Voß hat. Am Ende kann ja Voß nicht einmal ſo viel haben, daß nur die 300 Thaler an M. W** in Leipzig davon bezahlt werden können. Alsdann käme ich gut an! Denn ich habe an M. W** einen Wechſel darüber auf vier Monate ausgeſtellt, der mir ſodann auf den Hals käme, ohne daß ich die geringſte Anſtalt desfalls gemacht hätte. Du glaubſt nicht, wie mich das bekümmert, und es wäre ein Wunder, wenn man es meiner Arbeit nicht anmerkte, unter welcher Unruhe ich ſie zuſammenſchreibe.

Da ich gar nicht weiß, wie viele Bogen das Stück betragen wird, ſo habe ich mir nun vorgenommen, ganz und gar keine Vorrede vorzuſetzen; ſondern dieſe, nebſt dem Nachſpiele: der Derwiſch, und verſchiedenen Erläuterungen, auch einer Abhandlung über die dramatiſche Interpunction, entweder zu einem zweyten Theile, oder zu einer neuen vermehrten Auflage zurückzubehalten. — Nimm meine Quälereyen nicht übel und lebe wohl!

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 19. März 1779.

Mein lieber Bruder,

— — Hierbey kömmt das letztere Manuſcript zurück, ſo wie es in die Buchdruckerey kann gegeben werden. Unſerm Moſes werde ich für ſeinen gegebenen guten Wink[1] mit nächſter Poſt ſelbſt danken. — Wenn ich das Ende des Manuſcripts an Ramlern ſchicke, ſo kann es nur gleich dort bleiben; wenn Du mir ſeine Anmerkungen nur mit der reitenden Poſt ſchickſt, auf die ich mit der nehmlichen meine zu machenden Veränderungen einſenden will. Denn mit der fahrenden Poſt geht es allzu langſam.

Der Aushängebogen gefällt mir überhaupt ganz wohl; hat aber doch verſchiedenes, was ich beſſer und anders wünſchte. Ich bin daher nicht übel geneigt, wenn wir fertig ſind, das Quartblatt S. 1. 2. 15. und 16. umdrucken

[1] Es war in einer, ich weiß nicht mehr welcher, Scene eine Stelle, wo Saladin den Tempelherrn fragte, ob ſeine Mutter nicht ehemals im Morgenlande geweſen ſey, (vermuthlich, weil er ſich dadurch die Aehnlichkeit des Tempelherrn mit ſeinem Bruder erklären wollte); und der letztere antwortete: meine Mutter nicht, wohl aber mein Vater. Dieſes wollte Moſes weggeſtrichen wiſſen, weil es an ein bekanntes Geſchichtchen erinnere, und Leſſings nicht würdig ſey. L. ſtrich die Stelle auch wirklich weg. D. Friedländer.

zu laſſen: Theils wegen der garſtigen gebrochenen Zeile auf der erſten Seite, Theils wegen ein Paar Unſchicklichkeiten auf der 15ten, wo der Zuſatz (bey Seite) ganz wegfallen, und der Zuſatz (lächelnd) aus der ganz kleinen Schrift geſetzt werden muß. Wenn die weitern Zuſätze oder Nachrichten für die Schauſpieler, welche in den folgenden Bogen häufiger kommen, eben ſo groß geſetzt worden, ſo wird das einen ſchönen Uebelſtand geben. Ich will hoffen, daß es nicht geſchehen. Der Zuſatz (bey Seite) muß darum wegbleiben, weil ich in der Folge durchaus, was bey Seite geſagt werden muß, zum Unterſchiede mit Haken bloß eingeſchloſſen habe.

Da ich übrigens nun ſehe, daß das Stück zwiſchen 18 und 19 Bogen wird, ſo bleibt es dabey, daß ich entweder gar keine, oder doch nur eine ganz kurze Vorrede vorſetze, und daß ich alles Uebrige unter dem Titel: der Derwiſch, ein Nachſpiel zum Nathan, beſonders drucken laſſe, und zwar auf dem nehmlichen Wege der Subſcription, wenn ich anders ſehe, daß es ſich der Mühe damit verlohnt. Denn für nur ganz mittelmäßige Vortheile mache ich mich nie wieder auf fünf Monathe zum Sklaven einer dramatiſchen Arbeit. So viel Zeit, leider! habe ich mir mit dieſer verdorben. Und wer weiß, wie ſie noch aufgenommen wird!

Das neue Engliſche Buch von der Freymaurerey kenne ich nicht. Wenn es nicht etwas ganz Beſonderes iſt, ſo gieb Dich ja mit den Poſſen nicht ab! Meine Gedanken über den Urſprung des Ordens kann ich Dir nicht wohl mittheilen; denn ſonſt hätte ich ſie in dem vierten und fünften Geſpräch bereits ſelbſt bekannt gemacht, welches ich aus nöthigem Menagement für unſern Herzog Ferdinand lieber unterlaſſen wollen. Leſen ſollſt Du ſie wohl, dieſe ungedruckten Geſpräche, wenn Du Dein Wort hältſt, und mich inſtehenden Sommer beſuchſt; und ich denke, Du ſollſt viele von den Erinnerungen, die Du in der Litteraturzeitung gegen die drey erſten gemacht, beantwortet finden.

Und nun ſchreibe mir doch einmal, was Nicolai macht. Ich fürchte, ihr Beyden ſeyd eben keine Freunde mehr zuſammen. An mich ſchreibt er auch nicht mehr; welches er doch ſonſt zuweilen that. Meine theologiſchen Händel, denke ich, haben ein Loch in unſer gutes Verſtändniß gemacht. Das ſollte mir leid thun. — Hiermit lebe wohl mit Deiner guten Frau und Deinem Jungen. Was macht der?

Gotthold.

Wolfenbüttel, den 30. März 1779.

Mein lieber Ramler,

Weder ich, noch Profeſſor Eſchenburg, der kürzlich in der poetiſchen Chreſtomathie von Zachariä verſchiednes aus der geharniſchten Venus drucken laſſen, haben jemals, aller angewandten Mühe ungeachtet, den wahren Namen des Verfaſſers derſelben ausfündig machen können. Eſchenburg hat ſogar deswegen an Gleim und Schwaben geſchrieben; aber auch die wiſſen ihn nicht. —

In meinem letzten Manuſcript haben Sie nur ein Paar ſechsfüßige Verſe angemerkt: und weiter nichts? — Sie werden es freilich müde ſeyn, armer Mann! Aber noch ein kleines Zwing dich Iſrael: und wir ſind fertig. Für die ſchöne Kollekte danke ich Ihnen herzlich. Wenn Sie auch einmal ſo ein Treibejagen anſtellen wollen: will ich mich gewiß auch nicht lumpen laſſen; und Ihnen Subſcribenten aus Marocco ſchaffen, wo ich wirklich jetzt einen guten Freund habe. Leben Sie wohl!

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den — April 1779.

Mein lieber Bruder,

Ich wollte ſchon an allem verzweifeln, — denn Du mußt wiſſen, daß ich mich dem ärgerlichen, mißtrauiſchen Alter mit großen ſchnellen Schritten nähere — als ich endlich Deinen Brief vom 9ten dieſes mit den Aushängebogen bekam, und die Möglichkeit daraus erkannte, daß der Nathan noch ſo eben auf der Meſſe erſcheinen könne. Das beſte iſt, daß er nicht weit nach Leipzig hat! Freylich, wenn er nur eben mit Thorſchluſſe nach Leipzig kömmt, ſo werde ich ihn ſchwerlich hier eher haben, als ihn jeder Buchhändler, die alle mit Extrapoſt nach Hauſe fahren, ſeines Orts mitbringen kann. Und Du glaubſt gar nicht, wie unangenehm und nachtheilig mir es iſt, daß meine Subſcribenten ihn nicht zu allererſt aus meinen Händen bekommen ſollen. Thue doch alſo ja Dein Möglichſtes, und ſchreibe dem Buchdrucker, daß er vor allen Dingen, noch ehe er ein Exemplar nach Leipzig ſendet, an mich hierher nach Wolfenbüttel 1000 Stück abſchickt. Außer dieſen 1000 brauche ich noch, wie beygehender Zettel ausweiſet, an zwey hundert, die Du Herrn Voß bitten mußt, von da aus zu ſpediren.

Der Preis muß nothwendig 18 Groſchen ſeyn; denn das Stück muß zuverläſſig 18 volle Bogen betragen, da die erſten drei Acte eilf Bogen füllen, und die zwey letzten um nichts kürzer ſind, als jene. Ja, ich glaube nicht einmal, daß alles auf 18 Bogen gehen wird. Schicke mir ja die Aushängebogen, ſo weit Du ſie immer haſt; denn ich halte es wirklich für nothwendig, die Druckfehler anzuzeigen. So ſteht z. E. Dalk anſtatt Delk, welches im Arabiſchen der Name des Kittels eines Derwiſch iſt. Ich hätte freylich können die fremden Wörter alle erklären, z. B.: Div, ſo viel als Fee, Gimniſtan, ſo viel als Feenland, Jammerlonk, das weite Oberkleid der Araber u. ſ. w. Aber auch das kann entweder in einer zweyten Ausgabe Platz finden, oder im Anhange des Derwiſch. Dieſen will ich dieſen Sommer ſchon auch noch Zeit finden, auszuarbeiten. Denn mit Semlern will ich vorläufig nur

wegen des Anhanges anbinden, und in Anſehung des Uebrigen abwarten, was unſre Orthodoxen ſelbſt dazu ſagen werden. Es iſt faſt unmöglich, daß ſie auf ihn nicht weit härter losbrechen ſollten, als auf mich.

Auf dem zweyten beyliegenden Blatte habe ich noch einige Verbeſſerungen von Ramlern geſchrieben, die ich Dich in der Correctur anzunehmen bitte. Eben erhalte ich auch Deinen Brief vom 13ten, worauf ich Dir aber weiter nichts antworten kann, als daß die Druckfehler aus den erſten neun Bogen nächſtens folgen ſollen.

Gotthold.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 18. April 1779.

Mein lieber Bruder,

Auf umſtehenden Blatte ſchicke ich Dir die beträchtlicheren Druckfehler. Alle übrigen und ſonſtigen Unſchicklichkeiten des Drucks will ich in dem Exemplare bemerken, das zu einer zweyten Ausgabe bereit ſeyn ſoll.

Es kann wohl ſeyn, daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geſchehen wird. Genug, wenn er ſich mit Intereſſe nur lieſet, und unter tauſend Leſern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit ſeiner Religion zweifeln lernt.

Und nun muß ich Dir auch ſchreiben, was Dir der gute Geſchmack Deiner Frau für Unheil zuzieht. Du mußt mir ſchon für die Frau von D**, der die Blumen ſo ſehr gefallen haben, noch ein Paar Buketter und einige einzelne ſchicken; doch dürfen keine Roſen darunter ſeyn. Kein Kopfzeug mag ſie auch nicht dazu; ſondern nur Blumen! Blumen! Ach das ſind göttliche Blumen! Schreibe mir aber auch den Preis davon. — Grüße mir Deine liebe Frau und Deinen Jungen, und lebt recht wohl.

Gotthold.

An Mademoiſelle Reimarus
Nebſt 72 Exempl. zu
vom Nathan. Hamburg.

Meine werthe Freundin,

Ich weiß, Sie vergeben mir, wenn Sie anders einen Augenblick unwillig auf mich geweſen ſind. Wie beyliegendes Blatt, könnte ich Ihnen mehrere ſchicken; wenn es darauf ankäme, Sie zu überzeugen, daß ich längſt antworten wollen. Doch an dem Willen liegt Ihnen nichts; und Sie möchten lieber wiſſen, warum es nicht geſchehen. — Der Schubiack Semler iſt einzig daran Schuld. Ich bekam ſein Geſchmiere, eben als ich noch den ganzen 5ten Akt am Nathan zu machen hatte, und ward über die impertinente Profeſſorgans ſo erbittert, daß ich alle gute Laune, die mir zum Versmachen ſo nöthig iſt, darüber verlor, und ſchon Gefahr lief, den ganzen Nathan darüber zu vergeſſen. Danken Sie auch nur Gott, daß ich während der Zeit Ihnen nicht ſchrieb! Ich würde Ihnen geſchrieben haben, daß man nun ſchlechterdings nicht länger hinter dem Berge halten müſſe. Wäre es auch nur um ſo einen Eſel zu beſchämen, wenn ſich ein Eſel beſchämen läßt! Noch jetzt könnte ich für dieſe Meynung ſeyn, wenn ich mir einbilden könnte, daß Sie dafür ſeyn könnten! — Aber ich will es ihm ſchon indeß auf eine andere Weiſe eintränken, und ihm ein Briefchen aus Bedlam ſchreiben, daß er an mich denken ſoll! Nur ein klein wenig Geduld. Mittlerweile wird ihm mein Nathan ſchon auch ein wenig einheitzen. Was ſagen Sie denn zu dem? Laſſen Sie mich ja Ihr Urtheil darüber nicht lange entbehren! Ich verſtehe unter Ihrem Urtheile zugleich das Urtheil der ganzen Gemeinde. Nöthig hätt' ichs wohl, daß Sie ein wenig gut davon urtheilten, um mich wieder mit mir ſelbſt zufrieden zu machen. Denn das bin ich jetzt ſo wenig, daß ich mir kaum manchmal die Möglichkeit vorſtellen kann, wie ichs wieder werden ſoll. —

Meinen Empfehl an die Ihrigen. Leben Sie recht wohl!
Wolf. den 14. May 79. L.

P. S. Nathan koſtet 18 ggr. mit 15 pro Cento Rabbat. Wenn unter Ihren Subſcribenten unſere Freunde ſind, als Campe ꝛc. ſo verſteht ſich, daß Sie kein Geld von ihnen nehmen. Was aber ſonſt dafür einkömmt, haben Sie die Güte an den Münz-Meiſter Knorre bezahlen zu laſſen.

An F. H. Jacobi.

Wolfenbüttel, den 18. Mai 1779.

Der Verfaſſer des Nathan möchte dem Verfaſſer des Woldemar die unterrichtende und gefühlvolle Stunde, die ihm dieſer gemacht hat, gern vergelten. Aber durch Nathan? Wohl ſchwerlich. Nathan iſt ein Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Sie müſſen mir den Gefallen thun, und beyliegende zwei Bogen, welche das Fragment vom Durchgange ꝛc. enthalten, ſobald es Ihnen möglich iſt, mit dem Autographo vergleichen, und mir alle Verſchiedenheiten, Zuſätze oder Verbeſſerungen, ſorgfältig am Rande bemerken. Denn eine Zahl muß wohl in meinem Manuſcripte verſchrieben geweſen ſeyn, und ich muß mich in meiner Antwort an Semler auf eine oder die andere Weiſe darüber erklären. — Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich ſehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin, und auch Leſſen geantwortet habe: arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jeſu

Chriſti, aus. Der Levit und der Prieſter werden eine gar brillante Rolle darinn ſpielen.

Hr. Campe ſoll das Bewußte haben. Er muß ſich aber 8 bis 14 Tage noch gedulden. Ich habe es ein wenig weit verliehen, will mir es aber unverzüglich wieder ſchicken laſſen.

Ich bin eilig. Leben Sie recht wohl!

den 25. May 79. L.

An Campe.

Wolfenbüttel, d. 6. Nov. 1779.

Die Bezeugung Ihres Beyfalls, theuerſter Freund, kam mir in einem der Augenblicke, in welchem mir ein ſolcher Beyfall allmählich anfängt, ſehr nöthig zu werden. Deſto mehr danke ich Ihnen dafür. Er hatte dadurch, daß er nur ſchriftlich kam, bey mir nichts verlohren. Man würde es im Drucke doch nur eine profane Accomodation einer ohnedies ſchon apokryphiſchen Stelle genannt haben; und kein Tadel iſt empfindlicher, als der, welchen man einem gutgemeinten, aber übertriebenen Lobe, gleich an die Seite ſtellt.

Was meine Krankheit anbelangt, die darf ich Ihnen wohl nicht beſchreiben. Ich bin verſichert, wir würden beyde ſehr geſunde Leute ſeyn, wenn wir eben ſo viel Schritte machten, als Buchſtaben. Einander alle halbe Jahr einmal zu Fuße zu beſuchen, das wäre mein Vorſchlag. Gleichwohl bilde ich mir ein, daß Zerſtreuung und Aufheiterung mir noch mehr fehlt, als Ihnen. Ihre Wünſche ſchiebe ich Ihnen ganz wieder zurück: denn was iſt das Leben, wenn man den Genuß deſſelben ſo ausmäkeln muß?

Hierbei kömmt endlich die Fortſetzung meiner Freimäurergeſpräche, von der mir Eliſe einmal geſchrieben, daß Sie ſolche für einen Freund zu haben wünſchten. Sie ſteht ſehr gern zu Jedermanns Einſicht zu Dienſte. Nur würde es mir empfindlich ſeyn, wenn ſie ohne mein Vorwiſſen abgeſchrieben oder gedruckt würde. Ich habe dem Herzoge Ferdinand verſprochen, beydes ohne ſein Vorwiſſen ſelbſt nicht zu thun; und er würde mir nimmermehr glauben, wenn es geſchähe, daß es ohne mein Zuthun geſchehen wäre.

Leben Sie recht wohl, und fahren Sie recht fleißig fort — verſteht ſich, ſo fleißig, als es mit Ihrem Wohlleben beſtehen kann — rohe Menſchen lieber bilden, als ſchon gebildete umbilden zu wollen. Auch geſchieht dieſes vielleicht am beſten, wenn man nur jenes zu thun ſich anſtellt.

Ich empfehle mich Ihrer Frau Gemahlin und der Gemeinde. Wenn ich mir jetzt einmal wünſche, Linſen, mein Lieblingsgericht, zu eſſen, ſo iſt immer ein zweyter Wunſch dabei, es in Ihrer Geſellſchaft zu eſſen.

Leſſing.

An Karl G. Leſſing.

Wolfenbüttel, den 25. Febr. 1780.

Mein lieber Bruder,

Dieſer Winter iſt ſehr traurig für mich. Ich falle aus einer Unpäßlichkeit in die andere, deren keine zwar eigentlich tödtlich iſt, die mich aber alle an dem Gebrauch meiner Seelenkräfte gleich ſehr verhindern. Die letztere, der ich eben entgangen bin, war zwar nun auch gefährlich genug; denn es war ein ſchlimmer Hals, der ſchon zur völligen Bräune gediehen war; und man ſagt, ich hätte von Glück zu ſagen, daß ich ſo davon gekommen. Nun ja; ſo ſey es denn Glück, auch nur vegetiren zu können! — —

Daß meine Arbeiten, die indeß auch geruhet haben, nur kümmerlich anfangen in Gang zu kommen, kannſt Du Dir leicht denken. Voß läßt Diderots Theater wieder drucken; und ich habe mich von ihm bereden laſſen, dieſer Ueberſetzung meinen Namen zu geben, und eine neue Vorrede vorzuſetzen, zu welcher ich den Stoff leicht aus meiner Dramaturgie nehmen kann. Auch habe ich ihm die Erziehung des Menſchengeſchlechts geſchickt, die er mir auf ein halbes Dutzend Bogen ausdehnen ſoll. Ich kann ja das Ding vollends in die Welt ſchicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig geweſen ſind. —

Von den tauſend Ducaten, die mir die Amſterdammer Judenſchaft zum Geſchenke gemacht haben ſoll, haſt Du ja wohl gehört. Aber den Bogen, den mein Stiefſohn, der ſich eben in Wien befand, als dieſe Lüge daſelbſt jung ward, dagegen drucken laſſen, wirſt Du ſchwerlich geſehen haben. Ich lege ihn alſo bey, da es doch nun einmal ein doppelter Brief iſt, was ich Dir ſende.

Unterhältſt Du denn keine Freundſchaft mehr mit dem Herrn Rector Klos? Sage ihm, daß ich ihm auf die Meſſe die erſte Ausgabe von Logaus Sinngedichten überſchicken will, die ich in Breslau noch an eine Bibliothek ſchuldig bin; und empfiehl mich ihm übrigens. Setzt er denn ſein Journal noch fort?

Nun lebe mit den Deinigen recht wohl, und ſchreibe mir bald. Gotthold.

An Eliſe Reimarus.

Meine beſte Freundin,

Das Befinden Ihres Hrn. Bruders macht mich unruhig. Hr. Campe meldet mir, daß er krank geweſen. Aber ich kann mich mit dieſem geweſen noch nicht zufrieden geben. Melden Sie mir alſo ja mit erſter Poſt, daß er ganz auſſer Gefahr, ganz wieder hergeſtellt iſt. Ich weiß nicht welches Mitleid ich jetzt mit allen Kranken zu haben anfange, wenn ſie mich ſo nahe auch nicht angehen. Denn ſelbſt bin ich doch eben auch nicht krank; ſondern blos nicht geſund. Ich habe ein ſchlimmes Flußfieber gehabt — und habe es noch, denn den Augenblick iſt es wieder da.

Und das macht mir eine verdrießliche Arbeit noch weit verdrießlicher; ſo daß es gar nicht aus der Stelle damit will, ob ich gleich keine Schrift mit gewaſchnern und vollern Händen angefangen habe. Aber, Sie, meine Beſte, für Ihre Perſon, und mit allen übrigen Angehörigen, ſind doch geſund? — Schreiben Sie mir doch auch, wenn Sie das ſind, und ſeit einiger Zeit wenigſtens ſo weit geweſen, daß Sie zur Kirche gehen können, ob es wahr iſt, daß der Hauptpaſtor wiederruffen? Wenn er das gethan hat, ſo iſt er vollends ein Dummkopf und Schurke. Denn ihn konnte nun doch weiter nichts bey kümmerlichen Ehren erhalten, als wenn er allen Unſinn, den er jemals gepredigt und geſchrieben, es koſte, was es wolle, zu vertheidigen fortfährt. Iſt der Text von ſeiner Wiederrufspredigt zu haben?

A propos! Sie haben doch ſchon geſehen, daß ſich endlich die allgemeine deutſche Bibliothek entſchloſſen, ihr Schweigen zu brechen? Und haben auch doch ſchon geleſen, wie armſelig die Blindſchleiche daher gerutſcht kömmt. Was meinen Sie, wie ich mich bei beyden verhalten ſoll?

Und noch eins! Es iſt Ihnen doch auch zu Geſichte gekommen, was vor einiger Zeit in dem Reichspoſtreuter ſtand? Nehmlich, daß mir die Judenſchaft in Amſterdam, wegen Herausgabe der Fragmente, 1000 Ducaten geſchenkt habe. Die Nachricht war aus dem Diario zu Wien, wo ſich mein Stiefſohn damals gleich aufhielt, der beyliegenden Bogen irgendwo im Reiche dagegen drucken ließ. Man mag immer glauben, daß ich dieſen Bogen wenigſtens doch nachgeſehen; wenn man mir nur nicht Schuld geben kann, daß ich die geringſte Unwahrheit herein corrigiret. Es thut mir leid, daß ich nicht mehr Exemplare habe, um ſie in Hamburg ein wenig mehr verbreiten zu können. Theilen Sie ihn unterdeſſen unſern Freunden mit, an deren Billigung mir gelegen.

Ich erwarte Ihre Antwort, ſo bald wie möglich, meine Beſte; und bin

Ihr

ganz ergebenſter D. u. Fr.

Wolfenb. d. 22. Juni 1780. Leſſing.

An Herder.

Wolfenbüttel, d. 25. Jun. 1780.

Meine ſpäte Antwort müſſen Sie dieſesmal bloß dem Verlangen zuſchreiben, Ihnen in der Hauptſache ſo zu antworten, als Sie es zu wünſchen ſchienen. Sie verlangten die Fortſetzung meiner Freymaurer-Geſpräche, und ich hatte die einzige reine Abſchrift davon ſehr weit weg geliehen. In mein Brouillon konnte ich mich ſelbſt nicht mehr finden; geſchweige, daß ein andrer hätte klug daraus werden können. Endlich habe ich ſie wieder erhalten; und hier iſt ſie.

Wenn Sie das Ding an Hamann ſenden: ſo verſichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen, als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verſtehen; wenigſtens nicht gewiß ſeyn können, ob ich ihn verſtehe. Seine Schriften ſcheinen als Prüfungen der Herren aufgeſetzt zu ſeyn, die ſich für Polyhiſtores ausgeben. Denn es gehört wirklich ein wenig Panhiſtorie dazu. Ein Wanderer iſt leicht gefunden: aber ein Spaziergänger iſt ſchwer zu treffen.

Mein Ungenannter ſcheint ein wenig Luft zu bekommen. Wenigſtens haben — und — ſie ihm zu machen, redlich geſucht; ſo wenig ſie es auch werden Wort haben wollen. Und nun wird ſich der Ungenannte ſchon ſelbſt ſo weit helfen, als er ſich nach den Geſetzen einer höhern Haushaltung, helfen ſoll. Auf mein eignes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelaſſen; wenigſtens mich darüber ausgelaſſen. Denn zum einlaſſen gehören zwey; und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wiſſen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Parthey gelegen kam. Iſt er noch ſo weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lermen über ihn angefangen? — Endlich werde ich, wenn man meine Meinung doch ganz und rein wiſſen ſoll, noch mit dem einzigen . . . anbinden müſſen. Und darüber bin ich auch wirklich aus.

Ihre Volkslieder ſind mir ſehr lieb und werth. Aber können Sie wohl glauben, daß ich Ihre Plaſtik noch nicht geleſen habe? Und wenn ich mich auch gar nicht einmal dafür bedankt hätte? Es juckt mich alle Tage darnach, und doch fürchte ich mich davor. Die Verſatilität des Geiſtes verliert ſich, glaube ich, von ſeinen Eigenſchaften am erſten. Es koſtet ſo viel Arbeit, mich umwälzen zu laſſen, daß es kaum mehr der Mühe verlohnt, wenn ich nicht eine geraume Zeit in der neuen Lage wieder verweilen kann. Und das kann ich jetzt noch nicht, wenn ich mich mit Ehren aus meinen theologiſchen Händeln ziehen ſoll.

Leben Sie recht wohl. Ich erſpare mir alle Verſicherungen der Hochachtung und Freundſchaft, die, wo ſie ſich nicht von ſelbſt verſtehen, doch nur umſonſt ſind.

Leſſing.

An Eliſe Reimarus.

Meine liebe Freundin,

Ich wette, Sie errathen nicht, was ich Ihnen dieſesmal zu melden habe. — Sie vermuthen ohne Zweifel, eine beſondere Kriſis meiner Krankheit? — Das hat ſich wohl! — Doch was nicht iſt, das kann noch werden. Und der Tod ſelbſt iſt ja wohl auch eine Kriſis der Krankheit. —

Ich komme eben von Braunſchweig, wo mich der Herzog geſtern ruffen ließ, um mir kund zu thun — — was meinen Sie wohl? — — Daß ihm ſein Geſandter in Regensburg gemeldet, wie ihm der Sächſiſche Geſandte im

Vertrauen eröffnet, daß nächſtens an den Braunſchweigiſchen Hof ein Excitatorium von dem geſammten Corpore Evangelicorum gelangen werde, um mich, als den Herausgeber und Verbreiter des ſchändlichen Fragments von dem Zwecke Chriſti und ſeiner Jünger, zu verdienter Strafe zu ziehen.

Dieſes ſagte mir der Herzog auf eine ſo freundſchaftliche und beruhigende Art, daß ich es zuletzt faſt bereuet hätte, ihm ſo gleichgültig und ſicher darauf geantwortet zu haben. Wenigſtens hätte ich es wohl unterlaſſen können, ihn ausdrücklich zu bitten, daß er ſich meiner in keinem Stücke annehmen ſolle, ſondern in allem, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ſo verfahren möge, wie Er glaube, daß ein Deutſcher Reichsſtand verfahren müſſe. Denn ich begreife nun wohl, daß eine ſolche Aeuſſerung niemand verdient, der uns nützlich zu ſeyn wünſcht. Indeß war an meiner mürriſchen Gleichgültigkeit doch auch gewiß nicht Schuld, was Sie denken. Sie denken, das weiß ich wohl: ich möchte um alles in der Welt gern verfolgt ſeyn; und bilden ſich ein, daß mir nichts weher thut, als wenn man ſich nicht einmal mit mir einlaſſen will. — Aber, meine Liebe, wie weit ſind Sie noch entfernt, mich zu kennen, wenn Sie das im Ernſte von mir denken! Kann ſeyn, daß allenfalls manchmal eben das in mir vorgeht, was bey jenem Baſtart eines groſſen Herrn vorging, der nicht ſagen wollte, wer er ſey, und ſich lieber unſchuldig wollte hängen laſſen, nur um ſeinem Richter recht ſchwere Verantwortung bei ſeinem Vater zu machen. Denn im Grunde mag ich mich doch auch wohl dabey tröſten, daß am Ende jemand kommen wird, der dem Richter zuruft: Richter, ſeyd ihr des Teufels, daß ihr unſers gnädigen Herrn Baſtart wollt hängen laſſen? Und weiß ich denn etwa nicht, weſſen großen Herrn lieber Baſtart ich bin? — Alſo nur friſch die Leiter hinan! und daß nur niemand beſorge, als werde ich mich wohl gar aus Angſt verſchnappen! — — —

Eben werde ich in dieſen Henkersgedanken unterbrochen. Nächſtens ein mehreres! Behalten Sie mir Ihre Freundſchaft auf alle Fälle, die ich in keinem zu mißbrauchen, oder höher zu ſtimmen verſuchen werde.

Wolfenb. den 28. Novbr. 1780. L.

An Eliſe Reimarus.

Ich erinnere mich wohl, daß mein voriger Brief weder halb noch ganz war. Denn ich ward unterbrochen, und wollte den Poſttag nicht ganz verſäumen. Aber daß ich ganz den Ton verfehlt hätte, in welchem ich Ihnen ſchreiben wollte, das hätte ich mir nicht eingebildet. Ich glaubte recht luſtig geſchrieben und ein ſo feines Hiſtörchen mit eingewebt zu haben! Und Sie erſchrecken! Mein gutes Kind, bey Gott! Das war meine Abſicht nicht. Eben ſo wenig, als ich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir ſo viel Paradoxie zutrauen, als wohl ſchwerlich natürlich zu ſeyn pflege. Sie könnten ja wohl Recht haben: und was wäre es denn? Ich könnte ja eben ſo gut Paradoxie, als andere Orthodoxie affectiren. Ich verſtehe darüber ſo gut Spaß, daß es faſt keine Luſt iſt, mit mir darüber zu ſpaſſen. — Seyn Sie ruhig! Das Wetter hat ſich zwar noch nicht verzogen: aber ich habe ſo viele Ableiter auf meinem Hauſe, daß wenn die Vielheit der Ableiter ſelbſt nicht etwa ſchädlich iſt? — worüber Sie Ihren Herrn Bruder fragen können — ich zu dieſem ſeinem Buche noch manche ſchöne Bemerkung zu geben hoffe. — Ich weiß ſelbſt nicht, warum ich, ſeit einiger Zeit, gegen unſern Herzog ein wenig ärgerlich geworden bin. Aber er iſt doch immer ein edler Mann, der keinen kleinen Streich an ſich kommen läßt; und ein ehrgeiziger Mann, der ſich von keinem vorſchreiben läßt, und der einen Schutz, der ihm Ehre machen kann, lieber aufdringt, als ſich abbetteln läßt. Ich ſeh es als eine gute Vorbedeutung an, daß er mir auch ſchon ein Gutachten, über die dermaligen Religionsbewegungen, beſonders der Evangeliſchen Kirche mitgetheilet, das ich weiß nicht welches Conſiſtorium irgend eines Evangeliſchen Reichsſtandes bey dem Corpore Evangelicorum einreichen laſſen, und meine ſchriftliche Meinung darüber verlangt hat. Daß ich dieſe ſo geben werde, daß mir unſere Geiſtlichkeit wohl vom Halſe bleiben, und aufhören ſoll, mich mit den neuen Reformatoren zu verwechſeln, können Sie ſich wohl einbilden: Sie, die Sie am beſten wiſſen, wie weit ich von dieſen Herren entfernt bin. Auch bin ich eben darüber aus. Nur betaure ich, daß meine Komödie darüber in die Brüche fallen wird. Denn endlich war es entſchieden worden: daß der Kerl das Menſch haben ſolle. Und haben ſoll er es auch wirklich, wenn ſich auch ſchon die Sache wieder ein wenig verzögert. Wenn die Direction indeß mit aller Gewalt ein Stück haben muß, ſo ſubſtituire ich Sie an meine Statt. Die ..... iſt ſehr gut gewählt, und das Uebrige, was Ihnen davon zugehört, wird ſchon auch gut ſeyn. Aber ſo ein Fund, wie ich Ihnen nachweiſen ſoll, iſt ſelten.

Nun leben Sie wohl, und ſeyn Sie meinetwegen, neugierig ſo viel Sie wollen, aber nicht bange.

L.

Wolfenbüttel den 4ten Dec. 1780.

Lieber Jacobi,

Langer, von dem ich dieſen Augenblick einen Brief aus Amſterdam erhalte, kann Ihnen geſagt haben, daß er mich im Begriff verlaſſen, nach Hamburg zu reiſen. Da bin ich ſo lange geweſen, als ich Hoffnung hatte, meine verlorene Geſundheit und Laune unter meinen alten Freunden wieder zu finden. Ich weiß ſelbſt nicht mehr, wie lange das war. Freylich ſollte ich ſie eher aufgegeben haben, dieſe Hoffnung. Aber wer giebt die Hoffnung gerne anders, als gezwungen, auf? Endlich bin ich ohnlängſt wieder

zurückgekommen. Am Körper, bis auf die Augen, allerdings etwas beſſer: aber am Geiſte weit unfähiger. Unfähig zu allem, was die geringſte Anſtrengung erfordert.

Würde ich Ihnen nicht ſchon längſt geſchrieben haben? Möchten Sie doch in meiner Seele eben ſo fertig leſen können, als ich mich in Ihrer zu leſen getraue. Ich verſtehe es ſehr wohl, was Ihnen ekeln mußte, mir noch einmal zu ſchreiben, nachdem Sie es ** ſchon einmal geſchrieben hatten.....[1] Auch wüßte ich nicht, was ich nicht lieber von Ihnen leſen möchte, als eine Rechtfertigung Ihrer ſelbſt. Der Mann, wie Sie, hat bey mir niemals Unrecht, wenn er es auch gegen eine ganze Welt haben könnte, in die er ſich nicht hätte mengen ſollen.

Hängen Sie, lieber Jacobi, ihren Cameralgeiſt ganz an Nagel, und ſetzen ſich ruhig hin, und vollführen Ihren Woldemar.

Bey Woldemar fällt mir ein, daß ich mich anheiſchig gemacht, Ihnen meine Gedanken über des Hemſterhuis Syſtem von der Liebe mitzutheilen. Und Sie glauben nicht, wie genau dieſe Gedanken mit dieſem Syſtem zuſammenhängen, das, meiner Meynung nach, eigentlich nichts erklärt, und mir nur, mit den Analyſten zu ſprechen, die Subſtitution einer Formel für die andere zu ſeyn ſcheint, wodurch ich eher auf neue Irrwege gerathe, als dem Aufſchluſſe näher komme. — Aber bin ich jetzt im Stande zu ſchreiben, was ich will? — Nicht einmal, was ich muß. — Denn eins muß ich doch noch wohl; fragen muß ich doch noch wohl, ob der T** ganz und gar in die Jülichſche und Bergiſche Geiſtlichkeit gefahren ſey? Ich denke, Sie ſind es wohl ſelbſt, der mir das Proclama, oder wie die Abſcheulichkeit ſonſt heißt, zugeſchickt hat. Gott! der Nichtswürdigen! Sie ſind es werth daß ſie vom Pabſtthum wieder unterdrückt, und Sklaven einer grauſamen Inquiſition werden! Was Sie näheres von dieſem unlutheriſchen Schritte wiſſen, das melden Sie mir doch.

Empfehlen Sie mich allen den Ihrigen, beſonders denen, die ich kenne. Daß unſere Neigung noch immer einen Unterſchied zwiſchen Leuten macht, die man geſehen, und die man nicht geſehen hat, wiſſen Sie wohl, „iſt nicht meine Erfindung.“[2]

Ihrem Herrn Bruder, der nun bald wieder hier durchkommt, ſagen Sie, daß D* nicht zu Hauſe, und alle Wirthshäuſer hier, bis auf meines, wegen der Peſt verſchloſſen ſind.

An Moſes Mendelsſohn.

Liebſter Freund,

Der Reiſende, den Sie mir vor einiger Zeit zuſchickten, war ein neugieriger Reiſender. Der, mit dem ich Ihnen itzt antworte, iſt ein emigrirender. Dieſe Klaſſe von Reiſenden findet ſich unter Yoriks Klaſſen nun zwar nicht; und unter dieſen wäre nur der unglückliche und unſchuldige Reiſende, der hier allenfalls paßte. Doch warum nicht lieber eine neue Klaſſe gemacht, als ſich mit einer beholffen, die eine ſo unſchickliche Benennung hat? Denn es iſt nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unſchuldig iſt. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen laſſen.

Eigentlich heißt er Alexander Daveſon, dieſer Emigrant; und daß ihm unſre Leute, auf Verhetzung der Ihrigen, ſehr häßlich mitgeſpielt haben, das kann ich ihm bezeugen. Er will von Ihnen nichts, lieber Moſes, als daß Sie ihm den kürzeſten und ſicherſten Weg nach dem Europäiſchen Lande vorſchlagen, wo es weder Chriſten noch Juden giebt. Ich verliere ihn ungern; aber ſobald er glücklich da angelangt iſt, bin ich der erſte, der ihm folgt.

An dem Briefchen, das mir D. Flies damals von Ihnen mitbrachte, kaue und nutſche ich noch. Das ſaftigſte Wort iſt hier das edelſte. Und wahrlich, lieber Freund, ich brauche ſo ein Briefchen von Zeit zu Zeit ſehr nöthig, wenn ich nicht ganz mißmüthig werden ſoll. Ich glaube nicht, daß Sie mich als einen Menſchen kennen, der nach Lobe heißhungrig iſt. Aber die Kälte, mit der die Welt gewiſſen Leuten zu bezeugen pflegt, daß ſie ihr auch gar nichts recht machen, iſt, wenn nicht tödtend, doch erſtarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich ſeit einiger Zeit geſchrieben, das wundert mich gar nicht. Ihnen hätte gar nichts gefallen müſſen; denn für Sie war nichts geſchrieben. Höchſtens hat Sie die Zurückerinnerung an unſere beſſern Tage noch etwa bey der und jener Stelle täuſchen können. Auch ich war damals ein geſundes ſchlankes Bäumchen; und bin itzt ein ſo fauler knorrichter Stamm! Ach, lieber Freund! dieſe Scene iſt aus! Gern möchte ich Sie freylich noch einmal ſprechen!

Wolfenbüttel den 19. Decbr. 80.

L.

An Eliſe Reimarus.

Allerdings, meine Liebe, bin ich wieder krank. — Wenn ich nur beſchäftiget wäre: würde ich darum nicht an Sie ſchreiben? — Und kränker als jemals. Nicht daß mein Kopf noch in meinem Magen logirte. Dank ſey es den Pillen Ihres Herrn Bruders! Aber meine Augen logiren drinnen, und ich bin ſo gut wie blind.

Ich habe daher den Ketzer-Almanach zwar geſehen: aber geleſen habe ich ihn noch nicht; bis auf einige Artikel, die ich mir habe vorleſen laſſen. Der Verfaſſer, wenn Sie es noch nicht wiſſen, iſt der Feldprediger bei den Gens d'armes in Berlin. Sein Name iſt mir entfallen.

[1] Die hier ausgelaſſene Stelle betrifft meine damalige politiſche Lage. Jacobi.

[2] Dieſe letzten Worte beziehen ſich auf eine Stelle in Hemſterhuis sur les désirs. Jacobi.

Ja, wenn die Oberalten alle über eins dächten! So aber, wenn der eine einen Ketzer, und der andere einen Orthodoxen aus dieſem Almanach wählt, und die engere Wahl immer noch dem guten Glücke überlaſſen bleibt: ſo wird Hamburg ſo bald noch nicht aufhören, ſich von dieſer Seite lächerlich zu machen.

Endlich kömmt es mit allem auf eins hinaus. Texte ſchreiben alle, und laſſen ſich alle ſo theuer als möglich bezahlen — und Texte ſind Texte.

Ich komme wieder auf meine Blindheit. — Aber ich ſchreibe Ihnen doch: werden Sie ſagen — Es iſt ein auſſerordentlich heller Tag, und ich habe eine neue herrliche Brille.

Ihr Herr Bruder wird ſich erinnern, daß ich ihm ſchon vor zehn Jahren über meine Augen geklagt habe. Damals gab er mir zwei kleine Büchschen, wovon das eine ſehr klein, und verſiegelt war, und wenn ich mich recht erinnere, ein Arcanum von van Swieten ſeyn ſollte. Dieſes habe ich noch unerbrochen in meinem Pulte. Wie, wenn ich dieſes jetzt probirete? Ich kann mich nicht mehr erinnern, wodurch ich damals beſſer ward. Ich lernte mich auch vielleicht nur in mein Unglück ſchicken, welches damals noch nicht ſehr groß war. — Gott, wenn das auch wieder ſo werden ſoll! — Und wenn Sie vollends wüßten, wie lange ich über dieſen Brief geſchrieben!

Ich muß ihn nur abbrechen, wenn er endlich heute mit fort ſoll.

Wolfenbüttel den 21. Jenner 1761. Der Ihrige L.

An Herder.

Wolfenbüttel, den 26. Jan. 1781.

Ich bin zwar bey weitem noch nicht wieder geſund. Da aber doch das Manuſcript, um das es Ihnen zu thun iſt, auf meiner Stube liegt: warum ſollte ich es Ihnen nicht gleich ſchicken?

Was dieſes Buch auf meiner Stube macht? fragen Sie. Sie wiſſen, daß J. V. Andreä von vielen für den Stifter der Roſenkreuzer gehalten wird. Ich wollte nachſehen, ob davon einige Spur in ſeinem Leben zu finden ſey. — Aber wenn ſeine Societas Christiana, an dem gezeichneten Orte unter 1622, nicht Gelegenheit zu dieſem Gerede gegeben, ſo finde ich ſonſt keine Spur darin.

Daß ſonſt nicht alle ſeine Schriften auf der Bibliothek ſeyn ſollten, würde mich ſehr wundern. Wenn ich nur erſt wieder auf die Bibliothek könnte! Ich verlange alsdann nur zu hören, was Ihnen fehlt, um es Ihnen ſogleich zu ſenden. Seine geiſtliche Kurzweil, ſeine Chriſtenburg, ſein Kinderſpiel, erinnere ich mich geſehen zu haben.

Leſſing.

Einige Worte über Gotthold Ephraim Leſſing

und ſeine Schriften.

Eine neue, leicht zu erwerbende Ausgabe von G. E. Leſſings Werken wird ohne Zweifel dem Wunſche Vieler entgegenkommen, und für noch Mehrere vielleicht wird die Gelegenheit und Aufforderung, mit einem der verdienteſten und trefflichſten deutſchen Schriftſteller ſich genauer bekannt zu machen, nicht verloren ſeyn. Gewiß iſt Leſſing in Deutſchland, im Verhältniß zu ſeiner Bedeutung und zu ſeinem Ruhme, zu wenig gekannt; und auf dieß aufmerkſam zu machen, mehr, als eine genügende Charakteriſirung und Beurtheilung des ausgezeichneten Mannes zu geben, iſt der Zweck der folgenden, keine weitere Anſprüche machenden Blätter.

Wenn Deutſchland in politiſcher Bedeutung und Geſtaltung, in Wiſſenſchaft, in Kunſt und Poeſie noch eine große und ſchöne Zukunft vor ſich hat — eine Hoffnung und Ahnung, welche in den jüngſten Zeiten wieder zuverſichtlicher und lauter ausgeſprochen wurde, als ſeit lange, und welche für ſich ſelbſt ſchon gewiſſermaßen einige Bürgſchaft der Erfüllung in ſich trägt; wenn manches Auge ſich anſtrengt, mancher Geiſt die etwa ihm inwohnende oder vorausgeſetzte Prophetengabe aufbietet, um die Geſtaltung dieſer Zukunft zu errathen und dem Genius Deutſchlands ſeine Bahnen vorzuzeichnen: ſo iſt es wohl nicht unpaſſend, wenn zur Begründung jener Hoffnungen, zur Ergänzung jener Ahnungen auch zurückgewieſen wird auf die Vergangenheit, auf den Boden, in welchem die Gegenwart und die Zukunft wurzelt, wenn der ſtrebende Blick einen geſchichtlichen Halt und eine ſichere Richtung bekommt. Zwar waltet in allen geſchichtlichen Gebieten vielvermögend die Freiheit, die ſich der Berechnung zu entziehen ſcheint; aber neben oder vielmehr in ihr herrſcht auch eine gewiſſe Geſetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, deren Beobachtung manches errathen und erklären läßt, und welche mit der wachſenden Entfernung in Zeit und Raum immer deutlicher hervortritt. Und geſtehen wir es uns immer! wir Deutſchen, die wir wegen unſerer Gründlichkeit ſo oft belobt werden und eben ſo oft uns ſelbſt beloben, ſtehen als Volk in der Kenntniß unſrer Vergangenheit, in der Kunde unſrer politiſchen und Literaturgeſchichte hinter andern Völkern auf gleicher Stufe der Bildung wohl eher zurück! Sehen wir hier ab von der politiſchen Geſchichte; daß es mit der Kunde der Literaturgeſchichte ſich ſo verhält, wird man ſchwerlich läugnen können. Nun iſt allerdings wahr, was man zur Erklärung und Entſchuldigung vorbringt, daß unſere Literatur, ſo weit ſie allgemein anſprechend und genießbar iſt, ihr Daſeyn und ihre Blüthe nur erſt nach Decennien, nicht wie bei andern Völkern nach Jahrhunderten zählt; aber ſelbſt dieſen kurzen Zeitraum zurück reicht nicht die Kunde und das Intereſſe vieler Deutſchen, welche den Namen von Gebildeten anſprechen. Zu mächtig, ſcheint es beinahe, hat die höchſte, raſch eingetretene Glanz- und Blüthezeit der deutſchen Literatur, die ihren Mittelpunkt in Weimar fand, die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe der Deutſchen von beinahe der geſammten früheren Literatur ab und ausſchließlich auf ſich gezogen, und verſchlungen; Goethe und Schiller — denn auch Wieland und Herder, des erſtern Oberon und des letztern Cid etwa ausgenommen, traten ziemlich zurück — galten Vielen als die vollgenügenden, weil die herrlichſten Vertreter der deutſchen Literatur; der Adel dieſer glänzenden Namen ſchien jede Frage nach dem Stammbaum von jener überflüſſig zu machen, und je weniger man alles früher Geleiſtete ſchätzte, um ſo wunderbarer und herrlicher erſchien das plötzliche Auftreten dieſer Autochthonen des Genie's. Und wenn dann doch etwas jüngere Zeitgenoſſen jener Dioskuren die Aufmerkſamkeit und das Intereſſe, ja den begeiſterten Beifall Vieler, und gewiß mit Recht, ſich erwarben, wenn die Romantiker einen enthuſiaſtiſchen Kreis von Eingeweihten um ſich verſammelten, wenn Jean Paul zum Gaſtmahl der Morgenröthen und Sonnenuntergänge, der ſüßeſten Rührungen, des beſeligenden Lächelns, der heißen Thränen, der wonneſchweren Seufzer, der phantaſtiſchſten Träume, der ſtolzeſten Gedanken und des keck überſchäumenden Humors eine gemiſchte Tiſchgeſellſchaft verſammelte — wenn viele nachwachſende Talente das Verlangen des Publicums nach Neuem befriedigten und daſſelbe ſogar bis zum krankhaften Gelüſten und Heißhunger ſteigerten, ſo daß ſelbſt Goethe und Schiller, zwar nicht dem Namen

nach, wohl aber in der That bei Vielen zurücktreten mußten gegen ephemere Erſcheinungen: ſo trug dieß alles nur noch mehr dazu bei, die ältern Begründer der deutſchen Literatur dem Staub und der Vergeſſenheit anheim fallen zu machen, und nur in einzelnen Reliquien, durch Vermittlung der Bühne oder durch eine beliebte Melodie, lebte noch etwas außer dem reſpectvoll genannten Namen trefflicher deutſcher Schriftſteller und Dichter im Andenken einer größern Maſſe fort. Ohne hier eine erſchöpfende Erklärung jener Vernachläſſigung und Vergeſſenheit deutſcher Claſſiker zu verſuchen, ſoll nur im Vorbeigehen daran erinnert werden, daß in Deutſchland die Namen und Werke der ausgezeichneten älteren Schriftſteller und Dichter weniger als bei andern Völkern verknüpft und vergeſellſchaftet waren und ſind mit den Namen berühmter hiſtoriſcher Perſonen, Fürſten und Staatsmänner, mit bedeutenden politiſchen Ereigniſſen, mit geſchichtlichen Epochen. Den Engländer dagegen erinnert ſein Shakſpeare an die glorreiche Regierung Eliſabeths; ſein Milton an die Revolution, die Republik und Cromwell; ſein Swift und Addiſon an bedeutſame innere Kämpfe und Entwicklungen; der Franzoſe verbindet mit dem Gedanken an Clement Marot den an den glänzenden König Franz I.; Molière und Racine rufen Ludwigs XIV. Bild hervor; Voltaire und Rouſſeau ſind die Verkündiger und Vorbereiter der Revolution; der Italiener wird durch die Namen Dante, Arioſto, Taſſo mit ſehnſüchtigem Verlangen und von der Gegenwart beſchämtem Stolz zurückverſetzt in die Zeiten ſtädtiſcher Unabhängigkeit und prächtiger Hofhaltungen unter kunſtliebenden, gebildeten Fürſten; der Spanier wird durch den Namen Calderon an Spaniens alten Ruhm und Größe gemahnt, und der Dichter des Don Quixote erinnert ihn ſogleich auch an Don Juan, den ſiegreichen Helden von Lepanto. Wie vag und farblos erſcheinen dagegen, wo ſie nicht ganz fehlen, die Beziehungen zwiſchen den Schriftſtellern und Dichtern und den hiſtoriſchen Notabilitäten, den denkwürdigen Ereigniſſen in Deutſchland!

Das Geſagte gilt namentlich auch von Leſſing. Zwar ſpürt man in manchen ſeiner Werke, in den Dramen beſonders, Anklänge der Zeit heraus; in der Minna von Barnhelm iſt der ſiebenjährige Krieg mit ſeinen Folgen berührt; in der Emilia Galotti athmet die Auflehnung des neuen Zeitgeiſtes gegen Tyrannei und Höflingsweſen; in der Dramaturgie ſpricht ſich die Sehnſucht nach nationaler Einheit Deutſchlands in der Klage über den Mangel eines Nationalcharakters aus; auch übte der ſiebenjährige Krieg ſelbſt einigen Einfluß auf das Schickſal Leſſings, und er lebte mehrere Jahre in deſſen nächſter Nähe, ja im Gelärme der Waffen; aber er hatte lange Zeit nicht einmal eine Heimath; weder ein Friedrich II. noch Joſeph II. kümmerte ſich um ihn, und er ſelbſt las keine Zeitungen! Aber wenn Leſſing nirgends an die politiſche Geſchichte ſeines Vaterlands ſich anlehnt, ſie kaum berührt, ſo behauptet er dafür eine um ſo ſelbſtſtändigere Stellung in der Geſchichte der deutſchen Literatur, der deutſchen Geiſtesentwicklung überhaupt, und verdient in dieſem Betracht ſeinen Landsleuten näher gerückt, gründlicher bekannt und geehrt zu werden.

Mehr als eilf Jahrzehnte ſind es, ſeit Leſſing geboren wurde, mehr als ſechs, ſeit er, allzufrühe, aus der Arena ſchied, die ihm manchen Lorbeer gewährte, aber doch faſt noch mehr Unluſt und Verdruß ſchuf. In der That iſt ſeine Thätigkeit vorzugsweiſe unter dem Geſichtspunkt eines Kampfes zu betrachten, und wenn er auch rüſtig baute und unverdroſſen pflanzte, durfte er doch nie das kriegeriſche Schwert aus den Händen legen, ja es trieb ihn ſelbſt die Luſt zum herausfordernden Angriff. Seine Lebensaufgabe war: überall dem Vorurtheil entgegenzutreten, die Autorität von Götzen zu ſtürzen, den falſchen Schein zu zerſtreuen, und trefflich war er zu dieſem Beruf begabt und ausgerüſtet. Eine umfaſſende, gründliche Gelehrſamkeit ſetzte ihn in Stand, Gegnern, die auf ihr Wiſſen und auf Autoritäten pochten, mindeſtens mit gleichen, meiſt mit überlegenen Waffen entgegenzutreten, ihre Autoritäten mit andern, triftigern zu überbieten, und vermöge ſeines Scharfſinns oft das, was ſie als Waffe gegen ihn benützen wollten, gegen ſie ſelbſt zurückzuwenden. So gut aber Leſſing ſich auf Autoritäten verſtand, ſo wenig war er der Mann, ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen und die Stimme ſeiner eigenen Einſicht, ſeiner Vernunft, ſeines Wahrheitsgefühls und Geſchmacks ihnen gefangen zu geben; er war nicht gemeint, je auf das Recht zu verzichten, unmittelbar aus der Quelle zu ſchöpfen, die in dem kräftigen, die Wahrheit ſuchenden, gebildeten Geiſt ſelbſt entſpringt. Und endlich beſaß er die Unabhängigkeit, Energie und Furchtloſigkeit des Charakters, die ihn über perſönliche Rückſichten, über weltliche Vortheile und Nachtheile, über Unannehmlichkeiten und Anfeindungen wegſehen ließ. Machten ihn dieſe Eigenſchaften zu einem gewaltigen Kämpfer, ſo ſchützte ihn der Reichthum ſeines Geiſtes, welcher ihn zu eignem Schaffen und Geſtalten trieb, vor dem Vorwurf, daß er ein bloß verneinender Geiſt ſey; und mit der Kritik und dem Tadel des Schlechten, des Mittelmäßigen, ging bei ihm Hand in Hand das Schaffen des Anregenden, des Muſterhaften, das Ausſprechen und die Entwicklung der Wahrheit in ſchönſter, gediegenſter Geſtalt.

Bekanntlich hat Leſſing ſich ſelbſt den Titel eines Genie's, womit zu ſeiner Zeit ſchon großer Mißbrauch getrieben wurde, verbeten; im höchſten Sinn ſollte man vielleicht jenes Wort nur auf diejenigen Geiſter anwenden, die, abgeſehen von allen Bedingungen der Zeit, etwas an ſich Großes, Vollendetes, Befriedigendes leiſten, die ſich, ſo viel dieß der menſchlichen Natur vergönnt iſt, über die Gegenſätze erheben in das Element und den Aether der freien Schönheit; und in dieſem Sinn käme dieſer Ehrenname ſelbſt einem Leſſing nicht zu, wie hoch man auch ſonſt ſeine Verdienſte

ſtellen mag. Der ſchwere, heiße, ſtaubende Kampf der Befreiung der deutſchen Literatur und Geiſtesbildung, in welchem Leſſing einer der vornehmſten Helden war, mußte vorangehen, ehe die ſchönen Wettſpiele der Freiheit das Auge entzücken und den Geiſt befriedigen konnten. Die zwanzig Jahre, während welcher Leſſing Goethe'n vorgearbeitet hatte — welche Vortheile gewährten ſie dem letztern! Dankbar erkannte auch Goethe Leſſings große Verdienſte um die deutſche Literatur — man denke an ſein Urtheil über „Minna von Barnhelm!“ obgleich Leſſing über das Erſtlingswerk Goethe's, den Werther, ſich nicht ganz günſtig ausgeſprochen und vielleicht überhaupt den jungen Genius nicht ganz erkannte, wiewohl er zwiſchen „goethianiſch und goethiſch“ wohl zu unterſcheiden wußte. Er ſchrieb im Jahr 1774, er laufe Gefahr, über das theatraliſche Unweſen ärgerlich zu werden, und mit Goethe, trotz ſeinem Genie, auf das er ſo poche, anzubinden. Die Anlagen des prüfenden, ſichtenden, urtheilenden und ordnenden Verſtandes im umfaſſendſten Sinn, und die Bildung und Feinheit des Geſchmacks waren bei Leſſing ſo hervorſtechend, daß die Productivität, die Phantaſie dagegen zurücktritt und auch die Vorzüge ſeiner freien Schöpfungen zum größern Theil auf Rechnung jener Begabung kommen.

Zur Zeit, wo Leſſing auftrat, war in Deutſchland die Literatur dem Leben ziemlich entfremdet, und ſoweit ſie nicht zur plumpen Trivialität ſich herabließ, durch einen ſteifen griechiſch-franzöſiſchen Charakter, oder vielmehr Affectation und Hohlheit, zu einem unerquicklichen Schaugericht, ſtatt einer Seelennahrung, geworden. Ein Theil der Schriftſteller machte ſich mit dem Pöbel gemein, die andern, mit ſparſamen Ausnahmen, waren Pedanten, die auf ihrem franzöſirten Parnaſſus und Olymp und in ihrem Tempe von Deutſchland gar nichts wußten. Die Kluft zwiſchen der Literatur und dem Leben auszufüllen, war, inſtinctmäßig oder bewußt, eine der wichtigſten Aufgaben Leſſings. Die Bedingungen dazu beſaß er auch wirklich in ſeiner Perſönlichkeit. Seine Talente und ſeine Neigungen befähigten und trieben ihn, eine merkwürdige Doppelrolle zu ſpielen, welche von ſeiner ungemeinen Lebens- und Geiſteskraft zeugt. Goethe ſagt von ihm: „er warf, im Gegenſatz von Klopſtock und Gleim, die perſönliche Würde gern weg, weil er ſich zutraute, ſie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, und gefiel ſich in einem zerſtreuten Wirthshaus- und Weltleben.“ Bei einem Dichter wäre nun dieß nicht befremdend, aber überraſchend iſt es bei einem Gelehrten, wie Leſſing war, dem faſt kein Buch, faſt keine merkwürdige oder ſeltene Ausgabe unbekannt war, der von ſich ſagen konnte, auf der Univerſitätsbibliothek in Wittenberg, wo er nur kurze Zeit ſich aufhielt, ſey kein Buch, das er nicht in Händen gehabt, und auf den man in gewiſſem Sinn das Wort aus ſeinem „jungen Gelehrten“ anwenden darf: „er hat alle Bücher geleſen, nur kein Complimentirbuch!“ Von früher Jugend an las er, wie Nicolai erzählt, Bücher aller Art, und vermöge ſeines Scharfſinns, der bei Allem viel denken konnte, intereſſirten ihn die verſchiedenſten Schriften. Wenn er auch noch ſo viel vergeſſe, ſchrieb er in ſpätern Jahren, ſo behalte er doch die Bücher, wo er es wieder finden könne. Sein Bücherinſtinct ließ ihn als Bibliothekar in Wolfenbüttel alsbald eine wichtige Entdeckung machen — ein Manuſcript von Berengarius Turonenſis, und manche werthvolle Beiträge folgten ſpäter. Und trotz dieſer Bücherliebhaberei, vermöge der er ſelbſt ſich viele und koſtbare Bücher anſchaffte, und an welcher ſein Freund Mendelsſohn kein Wohlgefallen hatte, war Leſſing durchaus kein Bücherwurm, kein Pedant; in jungen Jahren hielt er viel auf körperliche Uebungen, Fechten und Reiten; er liebte heitere Geſellſchaft, hatte häufigen Verkehr mit dem Theater, reiste gern, zog im Gefolge des Generals Tauenzien im ſiebenjährigen Krieg nach Breslau, und verräth in ſeinen Schriften überall den Mann, der das wirkliche Leben ſo gut als die Bücher kennt und ſich mit offenem, ſcharfem Auge auf der lebendigen Bühne der Welt umgeſehen hat. Im lebendigen, bewegten Verkehr mit der Welt, in heiterer Geſelligkeit und polemiſcher Reibung ſcheint Leſſing ſo zu ſagen ſeine Bücher, ſeine Gelehrſamkeit verdaut zu haben, und gewiß war ſein reicher und kräftiger Geiſt auch in den Stunden und Tagen der ſcheinbaren Zerſtreuung nicht müßig. Der öftere Wechſel der Arbeit allein erhalte ihn, ſchrieb er in ſpätern Jahren; und ſo ſcheint auch die Abwechslung zwiſchen Studium in Büchern und Beobachtung der Welt ſeinem Geiſt Bedürfniß geweſen zu ſeyn. Tage des ununterbrochenen, ſtillen Studirens waren ihm manchmal Feſttage; zu andern Zeiten aber trieb es ihn wieder zur Ungebundenheit und Freiheit; immer unter Büchern begraben ſeyn dünkte ihm nicht viel beſſer, als wirklich begraben ſeyn. Er ſpinnt ſich eine Zeit lang „als ein häßlicher Wurm ein, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“ Büchermenſchen ſind meiſt die zahmſten und ſchüchternſten Geſchöpfe, Leſſing aber beſaß bei lebhaftem Temperament eine Unabhängigkeit des Charakters, welche mitunter an Trotz gränzte und die ihn höchſt eiferſüchtig auf ſeine Freiheit machte. Indeß vereinigte ſich dieſe Duplicität des Gelehrten und des Weltmenſchen doch nicht zu einer ganz glücklichen Einheit — er ſelbſt wenigſtens fühlte ſich dabei nicht glücklich, wenn ſchon ſein ſtarker Geiſt Unmuth und Klagen meiſt niederkämpfte. Wie ſeine ruhmwürdigen Leiſtungen in der Literatur bei all ihrer fruchtbaren, anregenden, überallhin Licht verbreitenden Vielſeitigkeit, ja eben in Folge hievon, doch etwas Fragmentariſches, Rhapſodiſches haben, weil er raſtlos und ungeduldig von einem Gebiete zum andern eilte, überall ein willkommener und wohlthätiger Reiniger, Wecker, Samenausſtreuer — und die Einheit ſeiner Thätigkeit eigentlich in dem großen Impuls

zu ſuchen iſt, welchen er der deutſchen Geſammtbildung von verſchiedenen Seiten her gab: ſo wollte ſein Schickſal im Leben ſich auch nicht zu einer erfreulichen Einheit geſtalten; im Bewußtſeyn ſeiner Kraft verſchmähte es ſein männlicher Geiſt, ſeine Freiheit oder auch nur einen Theil davon zu verkaufen für friedliches Behagen und gut belohnten Dienſt; um ſeine würdige Stellung als Geſetzgeber und Richter behaupten zu können, wollte er durch keine Feſſeln und Rückſichten ſich die Hände binden laſſen; und doch konnte ihn dann zu Zeiten die Vergleichung ſeines Schickſals mit dem Anderer verſtimmen, doch konnten ihn die Umſtände zwingen, ſich ſeiner Unabhängigkeit theilweiſe zu entäußern, und Wünſchen und Hoffnungen Raum zu geben, die ſeinem innerſten Weſen nicht gemäß waren. Seinem Bruder ſchrieb er einmal: das Profeſſoriren ſey ſeine Sache nicht, ein anderer Vorſchlag (eine Stelle bei der Regie!) würde ihm wohl acceptabler ſeyn, damit er ſein Brod nicht als Gelehrter, ſondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte. Und an Eſchenburg, als ſeine Frau, die er ſpät geheirathet, todtkrank lag: „Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Und als der Freund auf ſeinen „tragiſchen Brief“ antwortete, ſchrieb er ihm: er ſchäme ſich, wenn ſein Brief das Geringſte von Verzweiflung verrathe. Nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn ſey ſein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrücke. Kurz, das Ideal des freien, unabhängigen, zuverſichtlich in der Welt ſich bewegenden Gelehrten — (den auch von den Buchhändlern zu emancipiren Leſſing einen kecken Verſuch machte), — mußte für die damalige Zeit wenigſtens unerreichbar ſeyn, wenn ſelbſt ein ſo unerſchöpflich reicher und kräftiger Geiſt wie Leſſing dem Beſtreben es zu realiſiren erlag. Seine Stellung als Bibliothekar, die ihm in vieler Beziehung ſo gemäß war, drückte ihn doch immer wieder, und die Anerkennung, der Beifall, die er bei dem gebildetſten Theil des Publicums fortwährend, auch mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Schriften fand, gewährten ihm doch keine ſo ſichere und behagliche Stellung, wie er ſie glaubte mit Recht anſprechen zu dürfen; der Reformator und Geſetzgeber des Geſchmacks der Nation ſah ſich nicht ſo belohnt wie mancher Andere, der dem hergebrachten Geſchmack oder Ungeſchmack ſchmeichelte oder fröhnte.

Leſſings Lebensgang iſt kurz folgender:

Gotthold Ephraim Leſſing ward geboren den 22. Jan. 1729 in Camenz in der Oberlauſitz in Sachſen, wo ſein Vater erſter Pfarrer war, und als ſolcher im Jahre 1770 ſtarb. Leſſing war der älteſte Sohn einer zahlreichen Familie, deren Erziehung und Verſorgung den mittelloſen Eltern ſchwer auflag, und da er noch am früheſten ſelbſtſtändig wurde, erwartete man von ihm eine kräftige Unterſtützung ſeiner Brüder, wozu er auch von Herzen bereit, aber nur nicht immer in der Lage war, ſo viel zu thun, als er ſelbſt und ſeine Eltern wünſchten. Dem Geiſt der damaligen Zeiten gemäß, war das Verhältniß des Sohnes zu den Eltern etwas förmlich und ſteif, wodurch Mißſtimmungen erleichtert, Ausgleichungen erſchwert wurden. Er ſchrieb: Hochzuehrender Herr Vater! Hochzuehrende Frau Mutter! und unterzeichnete: Dero gehorſamſter Sohn. (In ſeiner Dramaturgie ſagt Leſſing ſehr ſchön und witzig: der Name Mutter iſt ſüß; aber Frau Mutter iſt wahrer Honig mit Citronenſaft!) So ſehr er darauf hielt, der kindlichen Pflicht immer zu genügen, wollte er doch deßhalb die Freiheit ſeiner Ueberzeugungen und ſeines Handelns nicht opfern und kam deßhalb in manche Colliſionen mit ſeinen Eltern, wußte ſie aber doch immer wieder zu begütigen und zu beruhigen. Der Tod ſeines hochbejahrten Vaters betrübte ihn ſehr; ſtatt überflüſſiger und nur entkräftender Klagen jedoch erbot er ſich gegen Mutter und Schweſter zu werkthätigen Beweiſen ſeiner Anhänglichkeit, und erklärte ſeinen Willen, alle Schulden, die da ſeyn müßten, ganz auf ſich zu nehmen. „Du warſt ein ſo guter Mann, und zugleich ſo ein hitziger Mann!“ ſchrieb er einmal in lebendiger Vergegenwärtigung des verſtorbenen Vaters, den er kurz vor ſeinem Tode noch zu ſich nach Wolfenbüttel einlud, um ihn in ſeiner Bibliothek herumzuführen, da er wiſſe, was für ein großer Liebhaber und Kenner von allen Arten von Büchern der Vater ſey. Im Jahr 1777 ſtarb auch die betagte Mutter. Unter ſeinen Brüdern ſtand ihm nur Carl Gotthelf näher, mit welchem er einen ziemlich lebhaften Briefwechſel führte.

Zuerſt von ſeinem Vater, einem eben ſo gelehrten wie frommen Mann unterrichtet, kam G. E. Leſſing bald auf die Fürſtenſchule in Meißen, wo ein guter Grund zu ſeiner gelehrten Bildung gelegt wurde, und wo ſein energiſcher Geiſt dem Unterricht ungeduldig voraneilte. Als vierzehnjähriger Knabe ſchrieb er eine Glückwünſchungsrede zum Neujahr 1743 für ſeinen Vater: Von der Gleichheit eines Jahrs mit dem andern, worin man ſchon ſeine Eigenthümlichkeit im Keime angedeutet erkennt; ſeine Behauptung iſt: wie ein Jahr dem andern, mathematiſch betrachtet, vollkommen gleich ſey, ſo auch, im Ganzen, phyſiſch und moraliſch betrachtet. Er tritt damit der Sage von der goldenen Zeit, ſo wie der Klage über die Verſchlimmerung der Welt, der Fabel und dem Vorurtheil, mit einer an einem Knaben bewundernswerthen Schärfe und Dialektik entgegen. Er beruft ſich für ſeinen Satz auf das einſtimmige Zeugniß von Vernunft, Schrift und Erfahrung, und weiß den bedenklichen Conſequenzen, die ſich aus Behauptungen ergeben könnten, wie die: die heutigen Einwohner der Welt befinden ſich in eben den Hauptumſtänden, wie ihre erſten Väter vor fünftauſend Jahren, ſie haben eben die Mängel und Vollkommenheiten, eben die Hinderniſſe und das Verderben, eben die Wege zur Weisheit und Thorheit, zur Tugend und zum Laſter, zur Glückſeligkeit und Verderben, welche jene erſten Beſitzer der

Erde hatten — er weiß den Conſequenzen durch die Unterſcheidung zwiſchen den außerordentlichen Wirkungen der Allmacht Gottes, welche ſelten geſchehen, und den ordentlichen Wirkungen der Natur, auszuweichen. Mit ſiebzehn Jahren ging er auf die Univerſität Leipzig, wo er nach ſeines Vaters Willen Theologie ſtudiren ſollte. Aber hiemit ſtimmte ſeine Neigung nicht überein, die ihn zu andern Studien und Beſchäftigungen hinzog. Dieſe und ſein Umgang mit Schauſpielern und mit wirklichen und angeblichen Freigeiſtern und luſtigen Cameraden machte ihm bei ſeinen Eltern viel Verdruß und ſtürzte ihn, bei ſeinen ſchmalen Einkünften, aus Stipendien, in Schulden. Von Berlin aus ſchrieb er zu Anfang des Jahrs 1749, mithin zwanzig Jahre alt, einen merkwürdigen Brief, worin er zwar manche Fehler eingeſteht, aber ſein Thun und Treiben im Ganzen ins günſtigſte Licht zu ſtellen ſucht. Bei ſeiner ſtrengen Wahrheitsliebe verdienen ſeine Angaben allen Glauben, nur mag er hin und wieder, was Impuls des Augenblicks, der mächtigen Neigung, des Inſtincts war, als wohlbedachtes Handeln geſchildert, und den Beſtrebungen und Thätigkeiten, die nun einmal ſeiner energiſchen Natur gemäß und Bedürfniß waren, einen überlegten Zweck und Plan untergelegt haben — eine gewiß ſehr entſchuldbare und gewöhnliche Art der Selbſttäuſchung, zumal da abſichtliches und inſtinctartiges Handeln ſich oft kaum unterſcheiden laſſen. Er kam, ſo ſchreibt er, jung von Schulen, in der gewiſſen Ueberzeugung, daß ſein ganzes Glück in Büchern beſtehe, nach Leipzig, einen Ort, wo man die ganze Welt im Kleinen ſehen kann. Er lebte Anfangs eingezogener als in Meißen, ſtets bei den Büchern, nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt. Bald aber gingen ihm die Augen auf, er lernte einſehen, die Bücher würden ihn wohl gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menſchen machen. Er wagte ſich aus ſeiner Stube unter ſeines Gleichen, und entdeckte mit Schrecken, welche ſchlechte Figur er mache. Eine bäuriſche Schüchternheit, ein verwilderter und ungebauter Körper, eine gänzliche Unwiſſenheit in Sitten und Umgang — das waren nach ſeiner eignen Beurtheilung ſeine Eigenſchaften. Die Wirkung der Scham hierüber war der feſte Entſchluß, ſich hierin um jeden Preis zu beſſern. Er lernte tanzen, fechten, voltigiren, und der gute Erfolg hierin ermunterte ihn, nachdem ſein Körper geſchickter geworden, Geſellſchaft zu ſuchen, um nun auch leben zu lernen. Er legte die ernſthaften Bücher eine Zeitlang bei Seite, um ſich in denjenigen umzuſehen, die weit angenehmer und vielleicht eben ſo nützlich ſind. Die Comödien kamen ihm zuerſt zur Hand, und leiſteten ihm, ſo unglaublich es ſcheinen möge, große Dienſte. Er lernte daraus eine artige und gezwungene, eine grobe und natürliche Aufführung unterſcheiden, lernte wahre und falſche Tugenden kennen, und die Laſter eben ſo ſehr wegen ihres Lächerlichen als wegen ihrer Schändlichkeit fliehen. Der vornehmſte Nutzen aber war, daß er ſich ſelbſt kennen lernte, und er habe ſeit der Zeit gewiß über Niemanden mehr geſpottet und gelacht, als über ſich ſelbſt. Da habe ihn die Thorheit überfallen, ſelbſt Comödien zu machen, welche aufgeführt und gelobt wurden. Jetzt ſann er Tag und Nacht, in einer Sache eine Stärke zu zeigen, in der ſich noch kein Deutſcher allzuſehr hervorgethan. Der Befehl nach Hauſe zu kommen, und ein verdrießlicher Aufenthalt in Camenz, wo er ein Vierteljahr weder müßig noch fleißig zubrachte, unterbrach dieſe Thätigkeit. Beſonders ſein Umgang wurde getadelt, ſeine Schulden aber bezahlt. Er reiste wieder nach Leipzig, mit dem Vorſatz, neben der Medicin ſich ernſtlich auf Schulſachen zu legen. Seine weitläuftige Bekanntſchaft, und die Lebensart, die ſeine Bekannte an ihm gewohnt waren, ſtürzten ihn aufs Neue in Schulden, und da er ſah, daß ſich dieß in Leipzig nicht ändern würde, beſchloß er nach Berlin zu gehen. Er reiste ab mit einem Verwandten aus Wittenberg, wo er nur ein paar Tage ſich umſehen wollte. Aber der wurde krank, und beſchloß nach ſeiner Geneſung, den Winter in Wittenberg zu bleiben, um das in Leipzig zugeſetzte zu erſparen. Aber die Krankheit und andere Umſtände hatten mehr als ein Quartal Stipendien verſchlungen, und ſo erwachte in ihm wieder der Vorſatz nach Berlin zu gehen und dort ein Unterkommen zu ſuchen. Dieß hätte er längſt gefunden, ſchreibt er, wenn er ſich nur, was die Kleidung anbelangt, hätte ein beſſeres Anſehen machen können. Schon ein Jahr vorher hatten ihm ſeine Eltern eine neue Kleidung verſprochen, die aber ausblieb, weil ſie glaubten, er ſey nur wegen des ihnen verhaßten und verdächtigen Mylius nach Berlin gegangen. Er verſichert, ſeinen Eltern zeigen zu wollen, daß er nicht an ihn gebunden ſey. Bleibe es bei der Weigerung ſeiner Eltern, ſo verlaſſe er ſogleich Berlin, und gehe nach Wien, Hamburg oder Hannover. Ueberall finde er ſehr gute Freunde und Bekannte, und werde wohl irgendwo zu brauchen ſeyn. — —

Ein bald darauf geſchriebener Brief an ſeinen Vater hat noch viele Vorwürfe und Verdächtigungen zu bekämpfen, aber die Nachrichten über ſeine Ausſichten, ſeine Verbindungen und Correſpondenzen mit angeſehenen Leuten u. ſ. w. ſcheinen den Vater einigermaßen beſänftigt zu haben, und die ſpäteren Briefe bezeugen eben ſo die etwas günſtigere Stimmung des alten, wie die beſſere Stellung des jungen Leſſing, wenn ſchon die Vorwürfe und Beſorgniſſe von Jenem nicht aufhören, die, wie der Sohn vermuthet, beſonders von der Mutter genährt wurden.

Die Comödie und das Drama überhaupt war es, was Leſſing in Leipzig ſo ſehr beſchäftigte und anzog, und großentheils auch ſeinen Umgang beſtimmte. Er ſtudirte die Comödiendichter der Alten und der Neuen; er entwarf und ſchrieb ſelbſt Comödien, welche von der damals in Leipzig ſich aufhaltenden Neuberſchen Geſellſchaft aufgeführt wurden, er verkehrte mit der Prinzipalin und den Schauſpielern, ſo wie mit Schauſpieldichtern. So war

gleich Anfangs ſeine Neigung und Thätigkeit demjenigen Gebiet zugewendet, wo er ohne Zweifel produktiv wie kritiſch am meiſten gewirkt hat. In ſeine Studienjahre, bis zum Jahr 1750, fallen die Luſtſpiele: der junge Gelehrte, der Freigeiſt, der Miſogyn (Weiberfeind), die Juden, und einige unbedeutendere. Schon in Jahren, ſchreibt er, wo er die Menſchen nur aus Büchern kannte, beſchäftigten ihn die Nachbildungen von Thoren, an deren Daſeyn ihm nichts gelegen war. Theophraſt, Plautus und Terenz waren ſeine Welt, in der er die einzigen glücklichen Jahre verlebte. Großentheils iſt auch die Wahl ſeiner Vorwürfe charakteriſtiſch und ſo zu ſagen typiſch für ſeine ſpäteren Anſichten, Strebungen und Geſinnungen. „Ein junger Gelehrter war die einzige Art von Narren, die ihm damals ſchon unmöglich unbekannt ſeyn konnte. Unter dieſem Ungeziefer aufgewachſen — war es ein Wunder, daß er ſeine erſten ſatyriſchen Waffen dagegen richtete? Es war damals ſeine Luſt zum Theater ſo groß, daß ſich alles, was ihm in den Kopf kam, in eine Comödie verwandelte.“ Die Verſpottung eines jungen, albernen Pedanten in dem „jungen Gelehrten“ zeigt, welche Art von Gelehrſamkeit Leſſing, der gewiß, wenn irgend Einer, auf den Namen eines Gelehrten Anſpruch machen konnte, lächerlich und erbärmlich fand. Eine ausdrückliche Erklärung ſeiner Anſicht über Gelehrſamkeit findet man in folgenden Sätzen von ihm: „Ich bin nicht gelehrt — ich habe nie die Abſicht gehabt, gelehrt zu werden — ich möchte nie gelehrt ſeyn, und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wornach ich ein wenig geſtrebt habe, iſt, im Falle der Noth ein gelehrtes Buch brauchen zu können. Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrſamkeit. Eigene Erfahrung iſt Weisheit. Das kleinſte Kapital von dieſer iſt mehr werth, als Millionen von jener.“ — Der Freigeiſt in dem ſo benannten Stücke ſpielt zwar eine ſchlechte Rolle und wird von einem frommen und rechtſchaffenen Theologen beſchämt; aber der Zweifel mochte doch damals ſchon in Leſſing (der übrigens nie für einen Freigeiſt gelten wollte) ſich regen; ein Weiberfeind könnte Leſſing, trotz der Vorliebe, womit er eine Sara, Minna von Barnhelm, Emilia und Recha poetiſch ausgeſteuert, in gewiſſem Sinne heißen, ſofern in ſein unabhängiges, unſtetes Leben eine Frau eigentlich nicht recht hineinpaßte, und ſeine ſpäte Heirath faſt eine Inconſequenz war; und die Juden können als ein Vorſpiel zu ſeinem Nathan dem Weiſen gelten, ſofern er ſchon damals Gerechtigkeit und Toleranz gegen dieſe Unterdrückte, und überhaupt gegen Jedermann verlangte. Bei dem dramatiſchen Trieb, der ihn damals und ſpäter zur Bearbeitung des Naheliegenden, deſſen was ihn oder die Zeit beſchäftigte, hinleitete, hätte man vielleicht auch eine dramatiſche Bearbeitung des Vorurtheils gegen das Schauſpiel ſelbſt von ihm erwarten können, die unter ſeiner Feder gewiß komiſch und witzig genug hätte werden müſſen. Neben dem Schauſpiel beſchäftigte er ſich auch ſonſt mit ſchriftſtelleriſchen und poetiſchen Verſuchen, und rechtfertigte ſeine Anakreontiſchen Nachahmungen, zum Theil ſchon in Meißen entſtanden, mit dem Wunſch, ſich in allen Arten der Poeſie zu verſuchen, um zu erfahren, welche Sphäre ihm eigentlich zukomme. In Berlin, wo er mehrere Jahre blieb, „weil er an keinem andern großen Orte leben konnte,“ mit Unterbrechung durch einen halbjährigen Aufenthalt in Wittenberg, an welcher Univerſität er promovirte, ſetzte er ſeine dramatiſchen Studien jeder Art eifrig fort, legte ſich auf neue Sprachen, überſetzte und edirte Mancherlei, und nahm an verſchiedenen Zeitſchriften als Kritiker und Dichter Theil. Nach einander ließ er ſeine Luſtſpiele, ſeine Beiträge zur Hiſtorie und Aufnahme des Theaters, ſeine Sinngedichte, Fabeln und Erzählungen, ſeine vermiſchten Schriften und die theatraliſche Bibliothek erſcheinen. Gemeinſchaftlich mit Moſes Mendelsſohn ſchrieb er: Pope ein Metaphyſiker, und meinte von ſeinem Freund: derſelbe werde ein zweiter Spinoza werden, wozu ihm nichts fehlen werde, als die Irrthümer dieſes Philoſophen. Des Theaters wegen ging er im Jahr 1755 von Berlin, wo er namentlich auch mit Nicolai bekannter geworden, nach Leipzig, von wo er 1756 eine Reiſe nach England antreten wollte. Durch den Ausbruch des Kriegs wurde er in Holland zur Umkehr genöthigt, und lebte nun einige Zeit in Leipzig „in Müßiggang und Langeweile,“ d. h. ohne eine bedeutendere Arbeit. Miß Sara Sampſon war 1755 erſchienen, Philotas 1759. In dieſem Jahre gab er auch Logau's Sinngedichte mit Vorrede und Wörterbuch, und ſeine Abhandlungen über die Fabel heraus. Auch die theatraliſche Bibliothek ſetzte er fort. In Gemeinſchaft mit ſeinen Berliner Freunden, Moſes, Nicolai u. A. ſchrieb er von 1759 an die in der deutſchen Literatur Epoche machenden: Briefe die neueſte Literatur betreffend. Zu den erſten Bänden trug Leſſing das Meiſte, zu den ſpäteren weniger, vom ſiebenten Theil an nur noch drei Briefe bei. 1760 erſchien ſeine Ueberſetzung Diderots. Von Berlin, wohin ſich Leſſing 1758 wieder begeben hatte, wo er den Kopf voll Schauſpielen hatte und ſeinen Doctor Fauſt ſpielen laſſen wollte, entſchloß er ſich plötzlich, als Secretär des Generals von Tauenzien mit dieſem nach Breslau zu gehen. Noch im April ſchrieb er ſeinem Vater, ſo lange er noch von ſeiner Arbeit leben, und ziemlich gemächlich leben könne, habe er nicht die geringſte Luſt, der Sclave eines Amts zu werden. Trage man ihm eines an, ſo wolle er es annehmen; aber den geringſten Schritt nach einem zu thun, dazu ſey er, wo nicht eben zu gewiſſenhaft, doch viel zu kommode und nachläſſig; und gegen Ende des Jahrs reiste er ab, ohne ſeinen nächſten Freunden von ſeinem Vorhaben etwas entdeckt, ohne ſeine Wohnung aufgeſagt zu haben. Die Briefe, die er an ſeine Freunde nach Berlin ſchrieb, übertreiben vielleicht ſeine eigene Reue und ſeinen Unmuth, aus Artigkeit gegen die ſo unvermuthet verlaſſenen Freunde, aber ſchwerlich iſt Alles Schein und Scherz, wenn er ſchreibt,

er wundre ſich ſelbſt über ſeinen Entſchluß und ſage zu ſich: „Narr! wann wirſt du anfangen, mit dir ſelbſt zufrieden zu ſeyn? Freilich iſt es wahr, daß dich eigentlich nichts aus Berlin trieb; daß du die Freunde hier nicht findeſt, die du dort verlaſſen; daß du wenig Zeit haben wirſt, zu ſtudiren. Aber war nicht alles dein freier Wille? Warſt du nicht Berlins ſatt? Glaubteſt du nicht, daß deine Freunde deiner ſatt ſeyn müßten? Daß es bald wieder einmal Zeit ſey, mehr unter Menſchen als unter Büchern zu leben? Daß man nicht bloß den Kopf, ſondern, nach dem dreißigſten Jahre, auch den Beutel zu füllen bedacht ſeyn müſſe? Geduld! dieſer iſt geſchwinder gefüllt. Und alsdann; alsdann biſt du wieder in Berlin, biſt du wieder bei deinen Freunden und ſtudirſt wieder. O wenn dieſes alsdann ſchon morgen wäre!“ Und an Moſes: „Ich reiste mit allem Bedacht aus Berlin, ohne von Ihnen Abſchied zu nehmen, weil ich mich nicht der Gefahr ausſetzen wollte, die Thorheit meines Entſchluſſes auf einmal in ihrem völligen Lichte zu ſehen. Die Reue wird ohnehin nicht außenbleiben, eine ſo gänzliche Veränderung meiner Lebensart in der bloßen Abſicht, mein ſogenanntes Glück zu machen, vorgenommen zu haben. Wie nahe ich dieſer Reue bereits bin, weiß ich eigentlich ſelbſt nicht.“ Er bittet Mendelsſohn, ihn doch an ſeinen Beſchäftigungen theilnehmen zu laſſen, weil dieß das einzige Mittel ſeyn werde, wenn er nicht ganz in Nichtswürdigkeiten verſinken ſolle, und ruft ſogar aus: „Ach beſter Freund, Ihr Leſſing iſt verloren! In Jahr und Tag werden Sie ihn nicht mehr erkennen. Er ſich ſelbſt nicht mehr. O meine Zeit, meine Zeit, mein Alles, was ich habe — ſie ſo, ich weiß nicht was für Abſichten aufzuopfern.“ Mit der Zeit gewöhnte ſich Leſſing etwas beſſer an. Sein Einkommen muß ziemlich bedeutend geweſen ſeyn, denn er war jetzt im Stande, ſeine Brüder kräftig zu unterſtützen und ſchaffte ſich eine bedeutende Bibliothek an. Seltſam traf es ſich, daß er gerade jetzt, wo er im amtlichen und militäriſchen Gewühle und im Lager lebte, zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt wurde, 1760, eine Ehre, gegen die er ziemlich gleichgültig blieb. Ob er aus Luſt und Bedürfniß nach Zerſtreuung oder in der Hoffnung, vielleicht auf dieſem Wege ſeinen Beutel zu füllen, ſpielte und hoch ſpielte, muß dahingeſtellt bleiben. Im Scherz ſchreibt er einmal, die geſunden Leute, die Döbbelin und Leſſinge werden Spieler und Säufer, und: er habe eine Menge Sophiſtereien über das Spiel auszukramen, denn das Pharao für ſich ſey ſo gedankenlos, daß man ſich doch mit etwas dabei beſchäftigen müſſe. So ſetzte er auch ſpäter noch in die Lotterie und verſchmähte hier einen kleinen Anſtrich von Aberglauben nicht. Da er aber kein Wirth war und auch keiner ſeyn mochte, beſſerten ſich ſeine Vermögensumſtände nicht ſehr, und als ſeine Eltern ihn ſchon etablirt und in einer Carriere glaubten, beeilte er ſich, dieſen Wahn zu zerſtören, indem er ihnen ſchrieb, er ſey wohl ſeine längſte Zeit in Breslau geweſen; ſie würden ihm doch nicht zutrauen, er habe ſein Studiren an den Nagel gehängt und wolle ſich bloß elenden Beſchäftigungen de pane lucrando widmen. „Ich habe mit dieſen Nichtswürdigkeiten nun ſchon mehr als drei Jahre verloren. Es iſt Zeit, daß ich wieder in mein Geleiſe komme. Alles, was ich durch meine jetzige Lebensart intendirte, das habe ich erreicht; ich habe meine Geſundheit ſo ziemlich wieder hergeſtellt, ich habe ausgeruhet, und mir von dem Wenigen, was ich erſparen können, eine treffliche Bibliothek angeſchafft, die ich mir nicht umſonſt angeſchafft haben will. Ob ich ſonſt einige hundert Thaler übrig behalten werde, weiß ich ſelbſt nicht.“ Wirklich legte er auch zu Anfang des Jahrs 1765 ſein Amt nieder und ging nach Berlin, mit dem Entſchluß, von aller Bedienung, die nicht vollkommen nach ſeinem Sinne ſey, zu abſtrahiren. Wer geſund ſey, und arbeiten wolle, habe in der Welt nichts zu fürchten. Die Frucht ſeiner halben Muße, bei der er dennoch „in einen Train zu arbeiten kam, wie noch ſelten,“ war die Minna von Barnhelm, und ſchon 1766 erſchien auch der von großen Studien zeugende Laokoon, den er bei der Ueberſendung an Gleim einen Miſchmaſch von Pedanterie und Grillen nennt. Im Jahr 1767 folgte er einer Aufforderung, nach Hamburg zu kommen; er verließ nicht ungern Berlin, — „was hatte ich auf der verzweifelten Galeere zu ſuchen?“ — Den Antrag zwar, förmlicher Theaterdichter für die dortige Bühne zu werden, lehnte er ab, traf aber mit den Entrepreneurs eine Art Abkommen, das ihm, wie er meinte, auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben verſprach, wobei er ſich der Worte erinnert:

Quod non dant proceres, dabit histrio.

Er wollte ſeine theatraliſchen Werke, welche längſt auf die letzte Hand gewartet (darunter nennt er ſpäter den Fauſt), daſelbſt vollenden und aufführen laſſen. Solche Umſtände waren nothwendig, die faſt erloſchene Liebe zum Theater wieder bei ihm zu entzünden. — Zugleich faßte er den Plan, in Gemeinſchaft mit einem Herrn Bode in Hamburg eine Druckerei anzulegen. Dieß geſchah auch; er ſteckte all ſein Geld darein, verkaufte den größten Theil ſeiner Bibliothek und machte noch dazu Schulden, aber das Unternehmen täuſchte ſeine Hoffnungen gänzlich. Mit dem Theater ging es für ihn nicht viel beſſer; ſeine berühmte Dramaturgie hörte ſchon 1769 wieder auf. In Hamburg ſchrieb er auch die antiquariſchen Briefe gegen Klotz. Hoffnungen, die er auf Wien ſetzte, wurden nicht erfüllt und ſeine Lage war ſo bedrängt als nur je. Er faßte den Plan nach Rom zu gehen, verſchwieg aber noch, was es dort wolle; gewiß laſſe ſich's luſtiger und erbaulicher in Rom hungern und betteln, als in Deutſchland. — Sein Plan war, dort lateiniſch für alle Gelehrte zu ſchreiben. Dieſem Plan entſagte er jedoch, als ihm der Erbprinz von Braunſchweig die Stelle eines Bibliothekars an der berühmten Wolfenbüttler Bibliothek anbot. Es

war die höchſte Zeit, ſchreibt er ſelbſt, daß er, nachdem er immer tiefer in Schulden gerathen, durch dieſe Verſorgung wieder eine gewiſſe Einnahme erhielt. Die Stelle wurde eigentlich für ihn leer gemacht und war einträglich genug, um, ohne Schulden, gemächlich leben zu können, d. h. der Gehalt war 600 Thaler, neben freier Wohnung und Holz! Die Bibliothek ſelbſt aber übertraf alle ſeine Erwartungen. Auch machte er gleich Anfangs unter den dortigen Manuſcripten einen bedeutenden Fund: eine Schrift des als Ketzer verdammten Berengarius Turonenſis, deren Exiſtenz von den Katholiken ganz geläugnet worden war. Von dieſem Funde gab Leſſing vorläufig Nachricht durch eine kleine Schrift. 1772 dichtete er ſeine Emilia Galotti. Aus den Schätzen der Bibliothek gab er 1773—81 die Beiträge zur Geſchichte und Literatur heraus. 1775 machte er in Begleitung eines Prinzen von Braunſchweig eine Reiſe nach Italien, „ohne viel Vergnügen und Nutzen.“ In einer Bücherkiſte ging vermuthlich das Manuſcript ſeines Fauſt mit verloren. Er reiste allein über Wien zurück, wo er das „große Geſchmeiß“ vermied und vollends von allen Projecten auf dieſe Stadt abſtrahirte. In Dresden wurden ihm Anträge oder doch Verſprechungen gemacht, auf die er wenigſtens fußen konnte, um in Braunſchweig einige Zugeſtändniſſe zu erhalten, ohne die er ſchlechterdings nicht länger in Wolfenbüttel bleiben wollte, ſo ſehr er ſonſt dort zu bleiben wünſchte. Er hatte nämlich ſchon in Hamburg eine Madame König, eine nicht mehr ganz junge Wittwe, kennen lernen, an welche er ſehr viele Briefe voll der innigſten Anhänglichkeit, der vertrauensvollſten Freundſchaft und Herzlichkeit und der munterſten Laune und Aufrichtigkeit geſchrieben hat. Von der Verbeſſerung und Sicherſtellung ſeiner äußern Lage hing es ab, ob und wann er ſich mit ihr verbinden konnte. Endlich erhielt er die gewünſchte Verbeſſerung und den nicht gewünſchten Titel eines Hofraths obenein; zugleich kamen von Mannheim erfreuliche Zuſagen, die jedoch ſpäter zu Waſſer wurden. 1776 führte er ſeine geliebte Madame König in ſein neu eingerichtetes Haus. Gedichte von ſeinem Bruder oder ſonſt Jemand auf dieſe Gelegenheit verbat er ſich, verſicherte aber, daß er ſie immer für die einzige Frau gehalten, mit der er ſich getraut zu leben. Seine Zufriedenheit und ſein Glück ſollten nur kurz dauern; ſchon zu Anfang des Jahrs 1778 ſtarb ſeine Frau, in Folge ihrer Entbindung. Das Kind war ſchon nach vierundzwanzig Stunden geſtorben. Leſſing äußerte ſich darüber mit ſchmerzlicher Bitterkeit und tiefer Trauer: „Meine Frau iſt todt, und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht.“ — Und an ſeinen Bruder ſchreibt er: „Wenn Du ſie gekannt hätteſt! Du wirſt mich, fürchte ich, nie wieder ſo ſehen, als unſer Freund Moſes mich gefunden hat: ſo ruhig, ſo zufrieden in meinen vier Wänden!“ — Und am Tage nach ihrer Beerdigung: „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben, wie gerne wollt' ich es thun! Aber das geht nicht... Ein guter Vorrath vom Laudanum literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen.“ — Wirklich faßte er ſich mit ſo männlicher Kraft, daß man ſeinen Schriften aus der nächſten Zeit nicht das Mindeſte von Niedergeſchlagenheit anfühlt. Es war die Zeit des heftigſten Streits mit dem Hauptpaſtor Götze in Hamburg aus Veranlaſſung der Wolfenbüttler Fragmente (von Reimarus). Leſſings Hauptſchriften gegen Götze fallen in das Jahr 1778. Er fuhr darin unermüdet, mit unerſchöpflicher Laune und Schärfe fort; er hatte Materie zu ganzen Folianten, und Neigung und Luſt, ſolche bogenweiſe zu ſchreiben. Er freut ſich, daß ſein Bruder das haut comique einer Polemik goutire, die ihm alle andern theatraliſchen Arbeiten ſchal und wäſſerig mache. Als erſtes Treffen ſeiner Hauptarmee betrachtete er ſeine neue Hypotheſe über die Evangeliſten, als bloß menſchliche Geſchichtſchreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres und Scharfſinnigeres glaubte er in dieſer Gattung nicht geſchrieben zu haben. Die Erziehung des Menſchengeſchlechts, ſchreibt er, ſey von einem guten Freunde, der ſich gerne allerlei Hypotheſen und Syſteme mache, um das Vergnügen zu haben, ſie wieder einzureißen. Aber er ſchreibt auch, man werde es kaum glauben, daß er die muthwilligſten Stellen in ſeinen Schnurren oft in ſehr trüben Augenblicken geſchrieben habe. Das Miniſterium in Braunſchweig verbot endlich das neueſte Fragment und die Antigötziſchen Schriften; Leſſing war aber feſt entſchloſſen, die Sache aufs Aeußerſte zu treiben und im Nothfall ſeinen Abſchied zu nehmen. Vor dem Corpus Evangelicum und dem Reichshofrath glaubte er ſicher zu ſeyn, und der Herzog und der Erbprinz kümmerten ſich nicht um die Sache. Leſſing ließ jetzt in Berlin drucken. Auf einmal aber kam ihm ein „närriſcher Einfall.“ Er hatte vor Jahren ein Schauſpiel entworfen, deſſen Inhalt einige Aehnlichkeit mit ſeinen jetzigen Streitigkeiten hatte. Er erfand eine intereſſante Epiſode dazu, und dachte damit den Theologen einen ärgern Poſſen zu ſpielen als mit zehn Fragmenten. Er müſſe verſuchen, ob man ihn auf ſeiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigſtens noch ungeſtört wolle predigen laſſen. So entſtand der Nathan. Leſſing meinte, er würde vielleicht erſt in hundert Jahren oder nie in Deutſchland aufgeführt werden können, war aber hierin kein Prophet. Dieſer „Sohn ſeines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden half,“ war Leſſings letzte poetiſche Arbeit. Sonſt erſchien von ihm noch: die Erziehung des Menſchengeſchlechts, und Ernſt und Falk. Er war viel leidend, beſonders auch an den Augen, und häufig verſtimmt und zur Arbeit unfähig. Doch raffte ſich ſein kräftiger Geiſt immer wieder von Zeit

zu Zeit auf, bis er 15. Februar 1781 in Braunſchweig ſtarb.

In dieſer Skizze ſind ſchon die wichtigſten Schriften und Arbeiten Leſſings genannt und angedeutet, aber wir haben ſie nun auch zu gruppiren, etwas näher zu charakteriſiren, und von ihrem Einfluß und ihren Wirkungen einige Rechenſchaft zu geben. Voran ſtellen wir Leſſings Leiſtungen im Gebiete der Poeſie, ſeine Dichtungen und ſeine Theorie. Als ſchaffender Dichter verſuchte er ſich hauptſächlich in der dramatiſchen Gattung, am früheſten und mit dem größten Drang im Luſtſpiel, ſpäter im bürgerlichen Trauerſpiel und im Drama; außerdem in Liedern, in Oden, Epigrammen, in Erzählungen und Fabeln. Der vorwiegende und vorwaltende Verſtand Leſſings verläugnet ſich in ſeinen dichteriſchen Schöpfungen nirgends. Das Luſtſpiel iſt an ſich ſchon weit mehr Sache des erfindenden Verſtandes als der frei ſchaffenden Phantaſie, und wie die Intrigue, ſo erheiſcht auch die Entwickelung und die Ausführung im Einzelnen vorzugsweiſe Feinheit, Schärfe, Witz und Dialektik im umfaſſendſten Sinne. Glückliche Erfindung und Verwickelung, gewandte Durchführung der Charaktere, ſcharfe Beobachtung und feine Pſychologie, befriedigende Löſung, natürlicher und lebhafter Dialog, beſonders aber eine kraftvolle Kürze, eine treffende Schärfe der Sprache zeichnen ſchon dieſe jugendlichen Productionen aus, wenn gleich die Vorwürfe wenig anziehend, die Charaktere nicht individuell genug, ſondern mehr abſtracte Typen ſind, und die griechiſchen Namen, zum Theil gar nach franzöſiſcher Art geſchrieben, uns jetzt ſeltſam vorkommen. Wie gut er auch über die Mittel der Rührung zu gebieten wußte, zeigte Leſſing in ſeiner Miß Sara Sampſon, die, wie ſchon der Titel zeigt, ſich mehr dem engliſchen Drama annähert, und neben den Vorzügen der früheren Stücke auch ein bedeutendes Talent fürs Pathetiſche beurkundet. Auch ſind hier die Charaktere weit individueller gezeichnet — was ohnehin das Trauerſpiel mehr als das Luſtſpiel erfordert. In der trefflichen Minna von Barnhelm wandte ſich Leſſing ganz dem deutſchen Leben, der nächſten Wirklichkeit zu, und dieſer kühnen Benützung der naheliegenden Elemente vielleicht eben ſo ſehr wie ſeinen künſtleriſchen Vorzügen verdankte das „Soldatenglück“ den ungemeinen Beifall, den es in Deutſchland fand. In der Emilia Galotti machte Leſſing einen kühnen und glücklichen Verſuch, eine alte Fabel zu moderniſiren; dieß Stück zeichnet ſich aus durch die Mannigfaltigkeit und die ſcharfe Zeichnung der Charaktere, beſonders aber durch die geniale Schilderung der Charaktere des ſchwachen Prinzen und des boshaft feinen Höflings Marinelli. Auch die Gräfin Orſina iſt als ein bedeutender Fortſchritt gegen die Marwood in Sara Sampſon anzuſehen. Im Nathan endlich, von deſſen philoſophiſcher Tendenz wir hier noch abſehen, zeigte Leſſing, der ſeine frühern Dramen in Proſa geſchrieben, daß er auch den Vers zu behandeln verſtehe, und wußte einen ſcheinbar unfruchtbaren und magern Stoff durch die gewandteſte Benützung vieler Motive und durch Erfindung von neuen zu einer ungemeinen Fülle zu entwickeln und herauszuarbeiten. Allerdings aber erhebt ſich auch im Nathan die Sprache nicht zum Hochpoetiſchen, wie denn Leſſing überhaupt weit mehr Künſtler als Dichter war. Unter ſeinen Fabeln und Epigrammen finden ſich recht viele hübſche Sachen; gute, treffende, witzige Gedanken und Einfälle, in ſchlagender und einfacher Kürze, in reiner Sprache ausgedrückt und verkörpert; aber ſeinen Liedern, wenn ſchon correct, fließend, munter, fehlt Feuer, Tiefe und Phantaſie, und in ſeinen Oden, freilich aus frühern Jahren, findet man gar manchen Schwulſt; von Friedrich dem Großen ſingt er: der Himmel werde nach ſeiner Zierde geizen; er findet Apoll und Mars in ihm vereint. Er ſchildert ſeine poetiſche Stimmung mit den Worten: „Hier ſteh' ich, ſinne nach, und glüh' und ſtampf' und tobe!“ Welch ein Contraſt gegen die ihm eigentlich gemäße, kühle Dichtungsweiſe! Leſſing ſelbſt erkannte ſeinen Beruf recht gut und beurtheilte ſich als Dichter mit großer Beſcheidenheit; er ordnet ſich einem Ramler,[1] einem Uz,[2] willig unter, und ruft Gleim, dem Beſinger des Königs von Preußen zu: „Singe ihn im Dampfe der Schlacht! ich will indeß mit äſopiſcher Schüchternheit, ein Freund der Thiere, ſtillere Weisheit lehren.“ In der That zog ihn zu verſchiedenen Zeiten die Fabel beſonders an; er verſuchte ſich ſchaffend darin und ſchrieb ſehr lehrreich, erſchöpfend und anziehend darüber; „es gefiel ihm auf dieſem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und der Moral.“ Dieß iſt ein wichtiges charakteriſtiſches Wort; es bezeichnet den Geſichtspunct, unter welchem Leſſing die Poeſie überhaupt betrachtete. Während die neuere Aeſthetik ſich bemüht, philoſophiſche, objective Geſetze des Schönen aufzuſtellen, und nach dieſem Maaßſtab die poetiſchen Erzeugniſſe zu beurtheilen, hielt Leſſing ſich noch mehr an das Subjective; die Poeſie wendet ſich an die Empfindung, und ihre Stärke oder Schwäche beſtimmt ſich nach dem Maaß ihrer Fähigkeit, die Empfindung anzuregen; die durch eine poetiſche Schöpfung erregten Empfindungen müſſen harmoniſch ſeyn — dieß iſt die innere Einheit einer Dichtung; und endlich, da die Erregung der Empfindungen, der Leidenſchaften einen Einfluß auf den Menſchen als moraliſches Weſen üben muß, beſtimmt ſich das Urtheil über eine Poeſie darnach, ob die dadurch erregten Empfindungen ſittlich bildend und beſſernd ſind, oder nicht. Mit dieſer Anſicht ſchloß ſich Leſſing an Ariſtoteles an, welcher das Weſen der Tragödie in die Reinigung der Leidenſchaften durch Furcht und Mitleid ſetzte, und deſſen Sätze Leſſing für ſo unfehlbar hielt wie Euklids Elemente.

Da Leſſings wichtigſte Leiſtungen, diejenigen, durch

[1] „Was Ramler macht, hat doch den Stempel der Vollendung!“

[2] Uz iſt ihm der deutſche Horaz, doch ohne deſſen Schmutz. Von dieſem „Schmutz“ wird aber Horaz von Leſſing ſelbſt in ſeiner „Rettung des Horaz“ zu reinigen geſucht.

welche er am meiſten im Andenken der Nation lebt, ſich aufs Theater beziehen, ſeine Dramen und ſeine Dramaturgie, verweilen wir hierbei etwas länger. Wie er überhaupt den Gelehrten und den Menſchen, die Poeſie nnd das Leben, die Welt, nicht getrennt wiſſen wollte, ſo war auch ſeine Neigung und ſein Talent auf diejenige Gattung der Poeſie gerichtet, welche den lebendigſten Eindruck macht, welche, ſtatt im einſamen Gemach genoſſen zu werden, die auch von der Seite der Sinne gefaßten Zuſchauer und Hörer in eine lebhafte Handlung, in ein Bild der Welt hineinverſetzt, — auf die dramatiſche. Weniger um das Lob der Aeſthetiker, als um den Beifall, um die bildende Unterhaltung und Anregung des Volkes war es ihm zu thun; ein würdiges Nationaltheater galt ihm als Organ zur Anſprache und zur Hebung der Nation. Mißmuthig und getäuſcht wandte ſich zwar Leſſing zu wiederholtenmalen vom Theater ab, und es mag dahingeſtellt bleiben, ob die Idee, ein deutſches Nationaltheater zu gründen, unter den damaligen Zeitverhältniſſen realiſirt werden konnte, oder ob ſie es jetzt kann; ſo viel iſt gewiß, daß Leſſing bei ſeinem Tode das deutſche Theater gegen die Stufe, auf der er es als Jüngling gefunden, bedeutend, und hauptſächlich durch ſein Verdienſt fortgeſchritten, die Leiſtungen wie die Anforderungen um ein Großes geſteigert ſah; überall bekam das Theaterweſen einen neuen Schwung, namentlich in Wien, Mannheim, Berlin, Weimar. Auch hat es gewiß einen tiefern Grund, daß die großen Dichter nach ihm, Goethe, Schiller, Tieck ihr Augenmerk ſo ſehr auf die Bühne richteten. Leſſings Dramen ſind und bleiben Muſterſtücke, wenn es auch keine Ideale im höchſten Sinne ſind, und eben ſo belehrend und eines tiefern Studiums würdig für den dramatiſchen Dichter, wie für den denkenden, tiefer eindringenden Schauſpieler dankbar, obwohl ſchwierig. Um aber das Drama zu einer gewiſſen Höhe und Würde emporzuführen, mußte Leſſing, als dramatiſcher Dichter, den bisherigen falſchen Geſchmack verdrängen, und ſelbſt beim Einfachen anfangen. Den Stoff, oder die Idee, zu mehreren ſeiner früheſten Luſtſpiele entnahm er den ihm, und auch der Zeit, naheliegenden Intereſſen; den Freigeiſt ſchrieb er vielleicht aus Rückſicht auf ſeinen Vater; die glückliche Wahl des Stoffes der Minna von Barnhelm, die Benützung der militäriſchen und politiſchen Intereſſen, iſt ſchon vielfach gerühmt worden; die Veranlaſſung zu Nathan wurde oben erzählt; er war nicht ſo puriſtiſch, daß er nicht auch durch den Stoff, ſondern allein durch die Form hätte wirken wollen; aber er war auch nicht ſo pedantiſch in ſeiner Vorliebe für das Nationale, daß er verſchmäht hätte, ſeine Miß Sara Sampſon nach England, ſeine Emilia Galotti nach Italien, ſeinen Nathan nach Paläſtina zu verlegen, weil ihm fremde Localitäten und Nationalcharaktere gerade beſſer paßten. Um den falſchen Bombaſt und das kalte Pathos zu verdrängen, welche auf den deutſchen Bühnen herrſchten, ſchrieb er alle ſeine Dramen in Proſa, und lieh erſt dem Nathan auch den Schmuck der poetiſchen Form. In Leſſings Art lag es, mehr von ſeinem natürlich feinen und vielfach gebildeten Geſchmack und von den aus einer Fülle von Beleſenheit und Beiſpielen durch Nachdenken und Vergleichen abgezogenen Sätzen, als von allgemeinen Syſtemen auszugehen und ſich leiten zu laſſen, und ſo entſtand ihm auch ſeine Theorie über Poeſie und Drama, ſo weit man ihm eine ſolche zuſchreiben darf, erſt allmählig, im Verlauf ſeiner Production und Kritik. Und daher ſteht er gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen entgegengeſetzten Anſichten, ſcheint bald dieſer, bald jener anzugehören, in der That aber geht ſein Beſtreben dahin, ſie zu verſöhnen und zu vermitteln. Er bekämpfte die franzöſiſchen drei Einheiten, und wies doch auf Ariſtoteles hin; er pries die Alten und daneben Shakſpeare. Die Erklärung hievon liegt darin, daß er die in der Natur der Poeſie und beſonders des Drama's und ſeiner verſchiedenen Gattungen liegenden Geſetze und Regeln erkannt und befolgt, aber keine abſtrakte und mißverſtandene Regeln aufgeſtellt wiſſen wollte; daß er die Natur und die Wahrheit höher ſtellte als die Convenienz, den Effect und das Vorurtheil („Nichts iſt groß, was nicht wahr iſt;“) aber dabei erkannte, daß das Genie nicht geſetzlos ausſchweifen dürfe, daß der Schönheit und der Kunſt das Maaß nothwendig und weſentlich ſey. „Vieles muß das Genie erſt wirklich machen, wenn wir es für möglich erkennen ſollen,“ und: „dem Genie iſt es erlaubt, tauſend Dinge nicht zu wiſſen, die jeder Schulknabe weiß.“

Der Geſichtspunct, unter welchem Leſſing die dramatiſche Poeſie auffaßte, iſt einerſeits noch beſtimmt durch den Geiſt ſeiner Zeit, der, nüchtern und rigoriſtiſch, gegen die Poeſie überhaupt und gegen das Drama und Theater insbeſondere mißtrauiſch war, und Verderbniß der Sitten und Grundſätze von dieſer Seite fürchtete; andrerſeits aber ahnte er auch und behauptete die Selbſtſtändigkeit und Autonomie der dramatiſchen Poeſie. Bei richtiger Auffaſſung aber müſſen beide Betrachtungsweiſen dieſelben Reſultate geben, d. h. wenn die pſychologiſch-moraliſche Beurtheilung nicht engherzigen Vorurtheilen huldigt und ſich an der Darſtellung des Unſittlichen als an einer Unſittlichkeit ſtößt, und die reinäſthetiſche Beurtheilung nicht an extravaganten Genialitäten als ſolchen, ohne Rückſicht auf Natur und Wahrheit, ſich ergötzt. Aber wenn Leſſing ſich vielfach an den herkömmlichen, gewohnten Geſichtspunct, jedoch mit Freiheit und Einſicht, anſchloß, ſo wußte er doch immer, wo durch denſelben die Kunſt und Poeſie beeinträchtigt und gehemmt werden ſollten, die ungebührlichen Schranken zurückzuweiſen. Er ſpricht von dem Einfluß des Theaters auf Tugend und Sitten, von dem Werth des Theaters für jeden rechtſchaffenen Mann; er denkt, man werde das Theater doch wenigſtens als die nützlichſte Zeitverkürzung gelten laſſen; er freut ſich, daß

moraliſche Maximen bei dem Hamburger Publicum Beifall fänden, aber zugleich rügt er, daß gerade die beifällig aufgenommenen Sentenzen ſchielend und anſtößig geweſen, die Sätze:

„Der Himmel kann verzeihn, allein ein Prieſter nicht,“

und:

„Wer ſchlimm von Andern denkt, iſt ſelbſt ein Böſewicht.“

und fügt bei: „Es iſt nur Ein Athen geweſen, es wird nur Ein Athen bleiben, wo auch beim Pöbel das ſittliche Gefühl ſo fein, ſo zärtlich war, daß einer unlautern Moral wegen Dichter und Schauſpieler Gefahr liefen, von dem Theater herabgeſtürmt zu werden. Zwar müſſen die Geſinnungen dem Charakter der Perſonen entſprechen, aber auch die poetiſche Wahrheit muß ſich der abſoluten wieder nähern. Wenn die Bühne ſo unbeſonnene Urtheile über die Prieſter ertönen läßt, was Wunder, wenn ſich auch unter dieſen Unbeſonnene finden, die ſie als die gerade Heerſtraße zur Hölle ausſchreien?“ Er findet die Beſtimmung der Comödie darin, durch Lachen zu beſſern, aber er verwahrt ſich gegen Beſchränkungen, die man daraus ableiten könnte. Man hatte von Seiten der Moralität Einwendungen dagegen erhoben, einen Zerſtreuten zum Vorwurf der Comödie zu machen. Zerſtreut ſeyn, ſagte man, ſey eine Krankheit, und kein Laſter. Die Comödie aber dürfe ſich nur mit Fehlern abgeben, die ſich verbeſſern laſſen. Leſſing beſtreitet beiläufig die erſte, ernſthafter aber die zweite Behauptung. Nirgends ſtehe geſchrieben, daß man nur über moraliſche und verbeſſerliche Fehler lachen ſolle. Jede Ungereimtheit, jeder Contraſt von Mangel und Realität ſey lächerlich. Aber lachen und verlachen ſey ſehr weit auseinander. Der wahre allgemeine Nutzen der Comödie liege im Lachen ſelbſt; in der Uebung unſerer Fähigkeit, das Lächerliche zu bemerken, es unter allen Bemäntlungen leicht und geſchwind zu bemerken. Es iſt ihr genug, die Geſunden in ihrer Geſundheit zu befeſtigen, ein Präſervativ iſt auch eine ſchätzbare Arznei, und die ganze Moral habe kein kräftigeres, wirkſameres, als das Lächerliche. Und öfters ſieht Leſſing von einem zunächſt moraliſchen Zwecke des Drama's ganz ab: das Drama macht auf eine einzelne beſtimmte, aus einer Fabel fließende Lehre keinen Anſpruch; es geht entweder auf die Leidenſchaften, welche der Verlauf und die Glücksveränderungen ſeiner Fabel anzufachen und zu unterhalten vermögend ſind, oder auf das Vergnügen, welches eben ſo neu gedachte als richtig gezeichnete Charaktere gewähren. Mitleiden und Rührung iſt die einzige Abſicht der tragiſchen Bühne. Am zuſammenhängendſten hat er ſeine Theorie in einem Briefe an Mendelsſohn entwickelt. Dem Grundſatz: *das Trauerſpiel ſoll beſſern*, ſetzt er den andern entgegen: *die Tragödie ſoll Leidenſchaften erregen*. Durch Erzeugung der Leidenſchaften könne das Trauerſpiel beſſern. Er nimmt an, daß das Trauerſpiel im Zuſchauer keine andere Leidenſchaft errege als das Mitleiden. Der bewunderte Held iſt der Vorwurf der Epopöe, der bedauerte des Trauerſpiels. Aber bei dem Bedauern bleibt es nicht, weil der Held ſelbſt ſich über ſein Unglück erhebt. *Schrecken* in der Tragödie iſt nur die plötzliche Ueberraſchung des Mitleids; *Bewunderung* nur das entbehrlich gewordene Mitleiden. Die Furcht iſt das auf uns ſelbſt bezogene Mitleid. Die Beſtimmung der Tragödie iſt: ſie ſoll unſre Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Der mitleidigſte Menſch iſt der beſte Menſch, zu allen geſellſchaftlichen Tugenden, zu allen Arten der Großmuth der aufgelegteſte. Wer uns alſo mitleidig macht, macht uns beſſer und tugendhafter, und das Trauerſpiel, das jenes thut, thut auch dieſes. Das Mitleiden beſſert unmittelbar; beſſert, ohne daß wir ſelbſt etwas dazu beitragen dürfen, beſſert den Mann von Verſtand ſowohl als den Dummkopf. Bei dem ariſtoteliſchen Satze: daß die Tragödie durch die Erregung von Furcht und Mitleiden die Reinigung dieſer Leidenſchaften in den Zuſchauern bewirken ſolle, indem ſie die Leidenſchaften in tugendhafte Fertigkeiten verwandle und die beiden Extreme des Mitleids und der Furcht vermeiden lehre, bleibt Leſſing ſo ſtreng, daß er diejenigen Tragödien, welche nicht auf dieſe Leidenſchaften (jetzt würde man eher ſagen Affecte) wirken, wenn ſie auch ſonſt rühren und erſchüttern mögen, wegen des unnützen Aufwands von Kräften zu Wirkungen, die auch durch eine andere Gattung von Poeſie zu erreichen wären, verwirft; — und hievon ausgehend beweist er, daß namentlich auch die Franzoſen in Wahrheit kein tragiſches Theater haben.

In ähnlicher Weiſe betrachtet er die Comödie. Sie ſoll uns zur Fertigkeit verhelfen, alle Arten des Lächerlichen leicht wahrzunehmen. Wer dieſe Fertigkeit beſitzt, wird in ſeinem Betragen alle Arten des Lächerlichen zu vermeiden ſuchen, und eben dadurch der wohlgezogenſte und geſittetſte Menſch werden. So iſt die Nützlichkeit der Comödie gerettet. Beſſern ſollen uns alle Gattungen der Poeſie; es iſt kläglich, wenn man dieſes erſt beweiſen muß; noch kläglicher iſt es, wenn es Dichter giebt, die ſelbſt daran zweifeln. Aber alle Gattungen können nicht alles beſſern. Beider (der Tragödie und Comödie) Nutzen iſt von dem Vergnügen unzertrennlich; denn die ganze Hälfte des Mitleids und des Lachens iſt Vergnügen, und es iſt großer Vortheil für den dramatiſchen Dichter, daß er weder nützlich noch angenehm, eines ohne das andere ſeyn kann. Leſſing iſt, wie er dieß ſchreibt, ſo von ſeinen Grillen eingenommen, daß er, wenn er eine dramatiſche Dichtkunſt ſchreiben ſollte, weitläuftige Abhandlungen vom Mitleid und Lachen voranſchicken würde. Er würde ſogar beides mit einander vergleichen, würde zeigen, daß das Weinen eben ſo aus einer Vermiſchung der Traurigkeit und Freude, als das Lachen aus einer Miſchung der Luſt und Unluſt entſtehe; er würde weiſen, wie man das Lachen in Weinen

verwandeln kann, wie man auf der einen Seite Luſt zur Freude, auf der andern Unluſt zur Traurigkeit in beſtändiger Vermiſchung anwachſen läßt, u. ſ. w. Welche bedeutende Rolle er in der Aeſthetik der Empfindung anweiſt, ſpricht er ſehr naiv und kräftig in einem Brief an Nicolai aus: „Wer, Geyer, heißt Ihrem Verſtand ſich ein Syſtem nach ſeiner Grille machen, ohne Ihre Empfindung zu Rathe zu ziehen? Dieſe hat, Ihnen unbewußt, das richtigſte Syſtem, das man nur haben kann, denn ſie hat meines.“ Mit bewunderungswürdigem Scharfſinn weiß Leſſing die verſchiedenen Empfindungen zu erklären, zu vergleichen, auf einander zurückzuführen, die auf den erſten Anſchein ihm widerſprechenden Phänomene zu ſeinen Gunſten zu benützen, ſeine Behauptungen durch Beiſpiele aus der Fülle ſeiner großen Beleſenheit und ſeines gigantiſchen Gedächtniſſes zu belegen. Dabei vernachläſſigte er natürlich die objectiv beſtimmbaren Regeln und Geſetze keineswegs; er ſchlug die ſinnliche und techniſche Vollkommenheit überaus hoch an, wenn ſchon er die herkömmlichen, von den Franzoſen ſklaviſch verehrten drei Einheiten praktiſch und theoretiſch als unnütze Feſſeln verwarf.

Ein unſterbliches Verdienſt hat er ſich dadurch um Deutſchland erworben, daß er, der überhaupt einen ausgebreiteten Horizont mit ſeiner Gelehrſamkeit und ſeinem überall auf Abſtraction der Geſetze und auf heilſame Anwendung derſelben ausgehenden Scharfſinn beherrſchte, einer der erſten war, welche auf die Größe und das Genie Shakſpeare's hinwieſen, obgleich er, ſeine eignen poetiſchen Kräfte ſehr beſcheiden beurtheilend, den brittiſchen Dichter nachzuahmen oder mit ihm zu wetteifern keineswegs verſuchte. Möge hier ein ſchönes Wort aus der Dramaturgie ſeine Stelle finden, wo er aus Veranlaſſung von Weiße's „Richard der Dritte“ auf das gleichnamige Stück des Britten einen Blick wirft. Weiße verwahrte ſich, daß er kein Plagium begangen, und ſetzt hinzu: „aber vielleicht wäre es ein Verdienſt geweſen, an dem Shakſpeare ein Plagium zu begehen.“ Darauf bemerkt Leſſing: „Vorausgeſetzt, daß man eines an ihm begehen *kann*. Aber was man von Homer geſagt hat, es laſſe ſich dem Herkules eher ſeine Keule, als ihm ein Vers abringen, das läßt ſich vollkommen auch von Shakſpeare ſagen. Auf die geringſte von ſeinen Schönheiten iſt ein Stempel gedrückt, welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakſpeare's! Und wehe der fremden Schönheit, die das Herz hat, ſich neben ihr zu ſtellen! Shakſpeare will ſtudirt, nicht geplündert ſeyn. Haben wir Genie, ſo muß uns Shakſpeare das ſeyn, was dem Landſchaftsmaler die Camera obſcura iſt; er ſehe fleißig hinein, um zu lernen, wie ſich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projectirt, aber er borge nichts daraus. . . . Aus einzelnen Gedanken beim Shakſpeare würden (in einer Tragödie franzöſiſchen Geſchmacks, wie die Weiße's) ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müſſen. Denn wenn man den Aermel aus dem Kleid eines Rieſen für einen Zwerg recht nützen will, ſo muß man ihm nicht wieder einen Aermel, ſondern einen ganzen Rock daraus machen.“

Es kann nicht weiter ausgeführt werden, welcher Reichthum von Betrachtungen und Bemerkungen über dramatiſche Poeſie und Mimik, welche treffende Urtheile über einzelne Stücke und das Spiel einzelner Schauſpieler (unter dieſen der berühmte Eckhof!) welche belehrende Vergleichungen, welche Menge fruchtbarer Gedanken und geſchmackvoller Kenntniſſe jeder Art in den beiden Jahrgängen der Dramaturgie niedergelegt ſind; nur aus dem mißmuthigen Schluß ſtehe noch einiges hier. Er berichtet, wie einige gute Leute in Hamburg einen Verſuch haben machen wollen, ob ſich für das deutſche Theater nicht etwas mehr thun laſſe, als unter der Verwaltung eines ſogenannten Principals geſchehen könne; man ſey darauf verfallen, ob er bei dieſem Unternehmen nicht nützlich ſeyn könnte? Er habe dazu Luſt gehabt; die Frage ſey alſo nur noch geweſen: ob er es könne? und wie er es am beſten könne? „Ich bin weder Schauſpieler noch Dichter. Man erweiſt mir zwar manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen, aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Die älteſten ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Leichtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu danken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft ſich emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt; ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Die Kritik ſoll das Genie erſticken! und ich ſchmeichelte mir etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie ſehr nahe kömmt. Doch freilich, wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, ſich von einem Ort zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann, ſo auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, was beſſer iſt, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde, ſo koſtet es mich ſo viel Zeit (von ſeiner Emilia Galotti ſchreibt er einmal: er mache alle ſieben Tage ſieben Zeilen, erweitere unaufhörlich ſeinen Plan und ſtreiche immer wieder aus), ich muß von andern Geſchäften ſo frei, von unwillkürlichen Zerſtreuungen ſo ununterbrochen ſeyn, ich muß meine ganze Beleſenheit ſo gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenſchaften gemacht, ſo ruhig durchlaufen können, daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten ſoll, Niemand in der Welt ungeſchickter ſeyn kann als ich.“ So

ſey man darauf verfallen, ſeine Kritik ſelbſt nützen zu wollen, ſo ſey die Idee zu dieſem Blatt entſprungen und ſie habe ihm gefallen. „Sie ſollte jeden Schritt begleiten, den die Kunſt ſowohl des Dichters als des Schauſpielers hier thun würde.“ Der letztern Hälfte ſey er ſehr bald überdrüſſig geworden: „Wir haben Schauſpieler, aber keine Schauſpielkunſt. Wenn es vor Alters eine ſolche Kunſt gegeben hat, ſo haben wir ſie nicht mehr; ſie iſt verloren, ſie muß ganz von neuem wieder erfunden werden.“ . . . „Aber die erſtere Hälfte meines Verſprechens?.. Wenn das Publicum fragt, was iſt denn geſchehen? und mit einem höhniſchen Nichts! ſich ſelbſt antwortet; ſo frage ich wiederum: und was hat denn das Publicum gethan, damit etwas geſchehen könnte? Auch nichts; ja noch etwas Schlimmeres als nichts; es hat dem Werk nicht einmal ſeinen natürlichen Lauf gelaſſen. — Ueber den gutherzigen Einfall, den Deutſchen ein Nationaltheater zu verſchaffen, da wir Deutſchen noch keine Nation ſind! Ich rede nicht von der politiſchen Verfaſſung, ſondern bloß von dem ſittlichen Charakter. Faſt ſollte man ſagen, dieſer ſey: keinen eigenen haben zu wollen. Wir ſind noch immer die geſchworenen Nachahmer alles Ausländiſchen, beſonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzoſen; alles was uns von jenſeits dem Rheine kömmt, iſt ſchön, reizend, allerliebſt, göttlich;“ u. ſ. w. Er habe darum bei den Schritten verweilen müſſen, welche die Kunſt des dramatiſchen Dichters aus den Irrpfaden heraus rückwärts thun mußte, um dann erſt auf ihr Ziel loszugehen. Er glaube die dramatiſche Dichtkunſt ſo gründlich als Einer ſtudirt zu haben, insbeſondere den Ariſtoteles, und getraue ſich zu beweiſen, daß jene von der Richtſchnur dieſes Philoſophen ſich keinen Schritt entfernen könne, ohne ſich ebenſo weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen. Er habe dem Vorurtheil entgegengearbeitet, als ob die berühmteſten Muſter der franzöſiſchen Bühne jenen Regeln entſprächen. Das Gefühl der Deutſchen ſey durch einige engliſche Stücke aus ſeinem Schlummer geweckt worden; aber nun ſey der Wahn eingeriſſen, der Zweck der Tragödie laſſe ſich auch ohne jene Regeln erreichen, das Genie anerkenne und bedürfe gar keine Regeln. Dieſe Gährung des Geſchmacks zu hemmen habe er ſich zur Aufgabe gemacht. — Wir wollen von der Dramaturgie nur noch anmerken, daß ſie in Deutſchland das größte Aufſehen machte, und auch ſogleich — nach löblicher Sitte! — nachgedruckt wurde. Gegen Leſſings eignes Urtheil über ſich als dramatiſchen Dichter müſſen wir ihn jedoch einigermaßen in Schutz nehmen, weil es allzu ſtreng iſt; er ſchreibt dem freien, ſchaffenden Genius in ſich zu wenig und der Kritik zu viel zu, oder er gebraucht letzteres Wort in einem ſehr weiten, ſonſt nicht gewöhnlichen Sinn. Die Luſt und die Leichtigkeit des Schaffens geſteht er ſich ſelbſt, in früheren Jahren wenigſtens, zu, und auch ſpäter hatte ſie ihn nicht verlaſſen, mochte ſie ſich auch vermindert haben; die ſich ihm darbietenden und aufdrängenden Conceptionen waren freilich mehr Gebilde und Erfindungen eines lebhaften, beobachtenden, verbindenden und dialektiſchen Verſtandes, als Schöpfungen einer ſchwelgenden und überſtrömenden Phantaſie; ſie konnten durch Kritik, durch Anwendung der Regeln eines gebildeten Geſchmacks ſehr viel gewinnen; ausgebreitetes Wiſſen, reiche Erfahrung und Beobachtung, ernſtes Nachdenken erſetzten manchmal die Begeiſterung, die prophetiſche Inſpiration; aber das Leben in ſeinen Dramen und in den einzelnen Charakteren entſprang doch immer einer nicht kleinen Schöpferkraft; ſeine Perſonen wurden dem Dichter doch ſo weit lebendig, daß er ihre Worte ſo zu ſagen aus ihrer Seele und nicht aus ſeinem Wiſſen und ſeinen Beobachtungen zuſammen lieſt; und der kryſtallhelle anmuthige Bach ſeines ſo friſch und kräftig, ſo heiter abwechſelnd und vielfach anregend hinfließenden Dialogs führt auch gar manche ächte poetiſche Goldkörner. Wenn das alles Erzeugniß des Verſtandes (oder der Kritik) ſeyn ſoll, ſo muß mancher, der ſich Phantaſie zutraut, vor jenem Verſtand ſich beſchämt zurückziehen. Und daß Leſſing, wenn ihn ein angemeſſener Vorwurf anregte, wohl auch den Ton der höhern Poeſie zu treffen vermochte, erkennt man aus der Scene, welche allein von ſeinem nach einer Nachricht großentheils oder ganz ausgearbeiteten, aber leider verloren gegangenen Doctor Fauſt erhalten iſt, und die auf einer bedeutenden philoſophiſch-poetiſchen Höhe ſteht. Leſſing gab ſie in den Literaturbriefen als die Arbeit eines Freundes, und fügt hinzu: „Was ſagen Sie zu dieſer Scene? Sie wünſchen ein deutſches Stück, das lauter ſolche Scenen hätte? Ich auch!“

Den Uebergang von Leſſings Leiſtungen auf dem Gebiet der Poeſie zu ſeinen gelehrten und antiquariſchen Arbeiten macht ſein Laokoon, oder über die Gränzen der Malerei und Poeſie. Winckelmann hatte dem Studium der Kunſt, der Antike, einen ganz neuen Schwung gegeben, und Leſſing fühlte ſich veranlaßt, aus dem Schatz ſeiner Gelehrſamkeit ſo wie ſeines ſcharfen und klaren Denkens auch einen Beitrag zur Feſtſetzung der Geſetze und Gränzen der verſchiedenen Künſte (die Malerei bedeutet überhaupt die bildenden Künſte, und Poeſie diejenigen, deren Nachahmung fortſchreitend iſt) und zu Berichtigung mancher Vorurtheile zu geben. Nicolai berichtet, der erſte Keim von Leſſings Idee hierüber zu philoſophiren liege in Briefen, die er mit Mendelsſohn gewechſelt. Nicht durch Kunſtwerke, ſondern durch ſcharfſinnige Philoſophie ſey ſein Laokoon veranlaßt worden; er habe damals noch nicht viel Malereien und andere Kunſtwerke geſehen, habe ſich wenig um das bekümmert, was die Maler wirklich gethan, ſondern mehr auf dasjenige geſehen, was ſie nach ſeinem Begriff von der Malerei thun ſollten. Mag nun aber auch der Laokoon den bloß praktiſchen Künſtler wenig befriedigen und fördern, wie Nicolai behauptet, ſo ſind doch darin

eine Menge treffender und feiner Bemerkungen über die Eigenthümlichkeit und die in der Natur der Sache liegenden Geſetze der bildenden und der ſucceſſiven Künſte, aus einem tiefen Nachdenken geſchöpft und begründet durch eine Fülle treffend gewählter Beiſpiele, niedergelegt; das Buch hat ſo viele Kritiker und theilweiſe oder ganze Gegner hervorgerufen, es hat durch ſeinen hinreißenden Styl ein ſo großes Publicum gefunden; und die aufgeſtellten Behauptungen ſind, weil ſie nicht auf das Syſtem und die Formeln einer Schulphiloſophie ſich gründen, ſondern die ungeſuchten Ergebniſſe eines eben ſo unbefangenen als tiefen und ſcharfſinnigen Denkers und ausgezeichneten Gelehrten ſind, ſo wenig dem Schickſal des Veraltens ausgeſetzt, daß man den Laokoon zu den Schriften zählen muß, welche den größten und nachhaltigſten Einfluß auf Aeſthetik und Geſchmack in Deutſchland ausgeübt.[1] Wirklich iſt auch vieles davon ins allgemeine Bewußtſeyn übergegangen. Leſſing ging von der blendenden Antitheſe des Simonides aus: daß die Malerei eine ſtumme Poeſie und die Poeſie eine redende Malerei ſey. Aus dieſem Satz, deſſen nothwendige Einſchränkung die Alten nicht verkannt, haben nun die neuern Kunſtrichter die crudeſten Dinge geſchloſſen. Sie zwingen bald die Poeſie in die engern Schranken der Malerei, bald laſſen ſie die Malerei die ganze weite Sphäre der Poeſie füllen. Ja dieſe Afterkritik habe zum Theil die Virtuoſen ſelbſt angeſteckt. Sie habe in der Poeſie die Schilderungsſucht und in der Malerei die Allegoriſterei erzeugt. Dieſem falſchen Geſchmack und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten ſey die vornehmſte Abſicht des Laokoon, der zufälligerweiſe mehr nach der Folge ſeiner Lectüre als durch methodiſche Entwicklung allgemeiner Grundſätze angewachſen, mehr unordentliche Collectanea zu einem Buch enthalte, als ein Buch ſey. Ein ungemein fruchtbar behandelter, mit eben ſo viel überzeugendem Scharfſinn als imponirender Gelehrſamkeit bewieſener Hauptſatz des Laokoon iſt: Die Zeitfolge iſt das Gebiet des Dichters, wie der Raum das Gebiet des Malers, oder was daſſelbe ſagt: Körper mit ihren ſichtbaren Eigenſchaften ſind die eigentlichen Gegenſtände der Malerei, Handlungen der eigentliche Gegenſtand der Poeſie. Dieſer aus den beſten und größten Muſtern eben ſo wie aus der Natur der Sache abgeleitete Satz wird dann zur Correction des falſchen, entarteten Geſchmacks angewendet. Ein anderer wichtiger Satz iſt der: Schönheit iſt der höchſte Endzweck der bildenden Kunſt, mithin nicht bloße Nachahmung der Natur, ſondern ſchöne, idealiſirende Nachahmung der Natur; der Dichter hat einen weitern und freiern Spielraum, theils weil das bloß Erzählte die Sinne nicht ſo afficirt, wie das Angeſchaute (dieß gilt zunächſt für das Epos, welches Leſſing, als die reinere Gattung, über das Drama „die lebendige Malerei des Schauſpielers" ſtellte), theils weil er, eine Reihe von Zeitmomenten durchlaufend, durch den endlichen Geſammteindruck die einzelnen unſchönen und häßlichen Züge auslöſchen, ja durch den Contraſt zur Hervorhebung des Schönen benützen kann. Der Laokoon blieb unvollendet — aber freilich welch ein Fragment! — und der Verfaſſer ſagt in einem der letzten Abſchnitte, er wage nun, nachdem Winckelmanns Geſchichte der Kunſt des Alterthums erſchienen, keinen Schritt weiter, ohne dieß Werk geleſen zu haben, und bemerkt: bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunſt vernünfteln könne zu Grillen verführen, die man über kurz oder lang zu ſeiner Beſchämung in den Werken der Kunſt widerlegt finde. Leſſing ſelbſt kann man dieſen Vorwurf nicht machen, denn ſo philoſophiſch er zu Werke geht, ſtützt er ſich doch beinahe durchgehends auf Beiſpiele und thut ſich etwas darauf zu Gute, daß dieſe „nach der Quelle ſchmecken." An den Laokoon, ſofern er ſich mit alter Kunſt beſchäftigt, ſchließen ſich an die antiquariſchen Briefe, zu welchen er zunächſt durch eine Kritik von Klotz über den Laokoon veranlaßt wurde; zuerſt ward nur eine Rechtfertigung und eine Zurückweiſung des Gegners beabſichtigt, aber „die Folge ſchien den Inhalt ſelbſt wichtiger zu machen, als es bloße Zänkereien über mißverſtandene Meinungen dem Publicum zu ſeyn pflegen." In denſelben iſt freilich von vielem die Rede, was nur den Archäologen vom Fach intereſſiren kann; von geſchnittenen Steinen, von alten längſt verlorenen Gemälden, von der richtigen Deutung techniſcher Ausdrücke u. ſ. w.; aber daneben enthalten die Briefe auch eine Fülle von allgemein intereſſanten hiſtoriſchen Notizen, von äſthetiſchen Bemerkungen und geiſtvollen kleinen Abhandlungen, ſo daß auch Laien dieſe gelehrten Briefe mit Begierde laſen und noch mit Genuß und Nutzen leſen können. Der Styl Leſſings, über den noch unten zu reden iſt, zeigte ſich hier beſonders in ſeiner Trefflichkeit. Die köſtliche kleine Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet (nämlich nicht als ein Skelett, ſondern als einen Zwillingsbruder des Schlafes, als einen ſchönen Knaben oder Jüngling), wird jeder Gebildetere von ernſtem Sinn mit ſtets geſpanntem Intereſſe und hoher Befriedigung leſen. Man findet darin eine kurze, aber ſehr ſchöne Apologie der mit Geiſt betriebenen Archäologie, gegenüber dem geiſtloſen gelehrten Wühlen. Nachdem er, ſcheinbar zum Vortheil ſeines Gegners, mehrere alte Abbildungen von Skeletten aufgezählt, fährt er fort: „Welch elendes Studium iſt das Studium des Alterthums, wenn das Feine deſſelben auf ſolche Kenntniſſe ankömmt, wenn der der gelehrteſte darin iſt, der ſolche Armſeligkeiten am fertigſten und vollſtändigſten auf den Fingern herzuzählen weiß! Aber mich dünkt, daß es eine würdigere Seite hat dieſes Studium. Ein anderes iſt der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige; jener hat die Scherben, dieſer den Geiſt des Alterthums geerbt. Jener denkt nur mit ſeinen Augen, dieſer ſieht auch mit ſeinen Gedanken.

[1] Goethe datirt davon gleichſam eine neue Epoche ſeines äſthetiſchen Bewußtſeyns. Taſchen-Ausgabe XXV. 162.

Ehe jener noch ſagt: „So war das,“ weiß dieſer ſchon, ob es ſo hat ſeyn können. „Wie Leſſing es verſtand, einer anſcheinend ganz gelehrten Frage Anwendung auf das Leben und das Praktiſche zu geben, zeigt der ſchöne Schluß der genannten Abhandlung: „Da unſere Religion uns auch verſichert, daß der Tod der Frommen nicht anders als ſanft und erquickend ſeyn könne, ſo ſehe ich nicht ein, was unſere Künſtler abhalten ſollte, das ſcheußliche Gerippe wiederum aufzugeben und ſich wiederum in den Beſitz jenes beſſern Bildes zu ſetzen. Die Schrift redet ſelbſt von einem Engel des Todes, und welcher Künſtler ſollte nicht lieber einen Engel als ein Gerippe bilden wollen? Nur die mißverſtandene Religion kann uns von dem Schönen entfernen; und es iſt ein Beweis für die wahre, für die richtig verſtandene wahre Religion, wenn ſie uns überall auf das Schöne zurückbringt.“ Wie ausgezeichnet günſtig dieß Gebiet für Leſſings Eigenthümlichkeit war, leuchtet ein; ſeine Gelehrſamkeit führte ſeinem Scharfſinne eine Fülle von Stoff zu, und ſein Scharfſinn befruchtete hinwieder ſeine Gelehrſamkeit; Leſſing war nicht nur der Gelehrteſte unter den ſchönen oder „witzigen“ Geiſtern und der Geſchmackvollſte unter den Gelehrten, ſondern er nahm in der Gelehrſamkeit und Geſchmacksbildung an ſich eine der erſten Stellen ein. So wußte er das Studium des Alterthums zu beleben, zu würzen, zu adeln; und wenn er ſich auch vorzugsweiſe nur auf die Kunſt und Poeſie der Alten richtete, hat er doch mittelbar und unmittelbar mächtig den verdienſtvollen Männern vorgearbeitet, welche nach ihm das politiſche und geſchichtliche Leben der Alten, ihre Religion und Mythologie und Philoſophie in lebendiger Geſammtanſchauung dem Bewußtſeyn zu vergegenwärtigen mit Erfolg bemüht geweſen ſind. Es iſt bedeutſam, daß Leſſing, einer der wichtigſten Begründer unſerer neuern Literatur, dichtete:

Betritt der Alten ſichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab;
Er ſuchet blumenreichre Stege
Und findet ſeines Ruhmes Grab!

Das Gebiet der Philoſophie, der Speculation im ſtrengern Sinn, der Metaphyſik hat Leſſing nicht cultivirt, ſo ſehr er hiſtoriſch damit bekannt war [1] und ſo ſcharfſinnig er die pſychologiſchen und äſthetiſchen Begriffe zu analyſiren und zu deduciren wußte. Das reine ſpeculative Denken aus vorausgeſetzten Begriffen war ſeine Sache nicht; als Uebung des reinen Denkens galt ihm die Mathematik — in ſeinen reifern Jahren aber beſchäftigte er ſich lieber mit einem Denken, deſſen Inhalt und Gegenſtand gegeben war — gab es doch auf den poſitiveren Gebieten ſo viel zu ſtreiten und zu forſchen! Was Leſſing von der Speculation ferner hielt, war nicht Trägheit, nicht Mangel an Trieb, die Wahrheit zu erforſchen, ſondern, möchten wir ſagen, der horror vacui. Denn er ſchreibt: „Wenn Gott in ſeiner Rechten alle Wahrheit und in ſeiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obſchon mit dem Zuſatz, mich immer und ewig zu irren, verſchloſſen hielte, und ſpräche zu mir: wähle! — ich fiele ihm mit Demuth in ſeine Linke und ſagte: Vater gieb! die reine Wahrheit iſt ja doch nur für dich allein!“ Gemeinſchaftlich mit Mendelsſohn hatte er zwar den Aufſatz verfaßt: Pope ein Metaphyſiker! worin, der Berliner Akademie zum Spott, welche eine Vergleichung von Pope's Syſtem mit dem des Leibnitz verlangt hatte, gezeigt wird, daß Pope ein Dichter und kein Philoſoph ſey, daß er kein ſtrenges conſequentes Syſtem habe; aber der philoſophiſche Inhalt mochte wohl mehr von „Herrn Moſes“ herrühren, an welchen Leſſing nachher ſchrieb: „Es iſt mir recht ſehr angenehm, daß mein Freund, der Metaphyſiker, ſich in einen Beleſprit ausdehnt; wenn ſein Freund, der Beleſprit, ſich nur ein wenig in einen Metaphyſiker concentriren könnte oder wollte!“ Und ſpäter finden ſich von Leſſing nur wenige, wohl meiſt durch Disputiren und durch Briefwechſel mit Freunden hervorgerufene kurze Erörterungen metaphyſiſcher Materien, wo ſich aber die Schärfe ſeines Geiſtes nie verläugnet, wie z. B.: Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott; und: über das Verhältniß des Leibnitz zu Spinoza. Bekannt iſt, welches Aufſehen, welche Bewegung in der philoſophiſchen Welt die Enthüllung von Leſſings Spinozismus durch F. H. Jacobi hervorgebracht hat, wie namentlich Mendelsſohn, Leſſings alter Freund, der ihn doch gut zu kennen glaubte, durch dieſe Nachricht überraſcht, ja betrübt wurde; wie man Rath pflog, ob man die Thatſache dem Publicum kund thun oder unterdrücken müſſe. Jacobi erzählt, er habe Leſſing 1780, im Jahr vor ſeinem Tode, in Wolfenbüttel beſucht, im Glauben, an ihm einen vollkommenen Theiſten zu finden, ſey aber beim erſten Geſpräch bald durch deſſen unumwundenes Geſtändniß überraſcht worden, daß er, wenn er ſich nach einem Philoſophen nennen ſolle, er ſich zu Spinoza bekennen müſſe. Es gebe keine andere Phiſoſophie als die Spinoza's. Ἓν καὶ πᾶν ſey ſein Wahlſpruch; er begehre keinen freien Willen. Hierbei ſey Leſſing in mehreren Unterredungen geblieben. Mendelsſohn ſträubte ſich auf jede Weiſe gegen die Annahme von Leſſings Spinozismus; und in der That, ſo gut ſich begreift, daß der kühne und conſequente Sinn des Mannes ſich zu allen Folgerungen eines unerſchrockenen Syſtems verſtehen mochte, ſo gewiß es iſt, daß er den Spinoza gründlich kannte, ſo darf man doch behaupten, daß des beſchaulichen Spinoza's Fatalismus dem energiſch handelnden Leſſing, der das Wort ausſprach: „der Menſch muß nie müſſen!“ nicht gemäß war, und ſo gewiß iſt es, daß er in ſeinen Schriften durchaus auf theiſtiſchem Standpunct ſteht. Möglich allerdings, daß er in den letzten Zeiten ſeines Lebens dieſen verlaſſen, daß er mit den Theologen, denen er in ſo Vielem entgegen-

[1] Beſonders beſchäftigte er ſich mit Leibnitz, und wollte deſſen Leben beſchreiben.

getreten, auch nicht mehr dieſen Boden gemeinſam haben mochte; aber denkbar iſt auch, daß er bei ſeiner bekannten dialektiſchen Streitluſt ein Syſtem, das ſich ihm von gewiſſen Seiten empfahl, gerade gegen einen tüchtigen Gegner mit einer Entſchiedenheit verfocht, die nicht ſeine beſtändige Ueberzeugung war. Dafür könnten die Scherze ſprechen, deren Jacobi erwähnt. Wie dem ſey, — ohne jene poſthumen durch Jacobi verbreiteten Aufſchlüſſe, würde Leſſing, nach ſeinen Schriften, als Theiſt gelten müſſen. Hauptſächlich kann man ſich hiefür auf ſein Chriſtenthum der Vernunft berufen, wo er die Hauptdogmen des Chriſtenthums, freilich in etwas anderem Sinn, philoſophiſch zu deduciren ſucht, und ſelbſt mit der Trinität einen ſcharfſinnigen und geiſtreichen Verſuch macht; hier ſagt er: „das würde kein Gott ſeyn, dem man die Vorſtellung ſeiner ſelbſt nehmen wollte;“ und wieder: „Zu den Vollkommenheiten Gottes gehört auch dieſes, daß er ſich ſeiner Vollkommenheiten bewußt iſt, und dieſes, daß er ſeinen Vollkommenheiten gemäß handeln kann; beide ſind gleichſam das Siegel ſeiner Vollkommenheiten.“ Freilich hat man auch ſchon in ſeinem Verſuch einer Deduction der Dreieinigkeit den Beweis gefunden, daß er ſich die Gottheit unperſönlich gedacht habe. Eben ſo ſetzt er in ſeiner „Erziehung des Menſchengeſchlechts“ einen nach moraliſchen Zwecken handelnden Gott voraus. Nun argumentirt Leſſing allerdings häufig im theologiſchen und religiöſen Gebiet auf den Grund von Hypotheſen, die er ſelbſt nicht zugiebt, und leiht ſeine ſcharfſinnigen Gründe und Beweiſe Syſtemen, die nicht die ſeinigen ſind — aber die obigen Sätze ſind oder waren doch zu einer gewiſſen Zeit zuverläſſig ſeine eigene philoſophiſche Anſicht. Mit Spinoza, welcher alle Individualitäten zu Modificationen, zu vorübergehenden theilweiſen Offenbarungen der einen Subſtanz macht, tritt Leſſing (mehr an Leibnitz ſich anſchließend) ſogar in einen merkwürdigen Contraſt durch ſein Feſthalten an der Individualität, worin er ſo weit geht, daß er halb und halb der Idee der Metempſychoſe das Wort redet: „Warum könnte jeder einzelne Menſch nicht mehr als einmal auf dieſer Welt vorhanden geweſen ſeyn?.... Weil ſo zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? — Und was habe ich denn zu verſäumen? Iſt nicht die ganze Ewigkeit mein?“

Wirklich wird Leſſing noch jetzt wegen ſeiner tiefſinnigen Auffaſſung chriſtlicher Dogmen ſelbſt von ſtrengeren Theologen gerühmt, gegenüber der flachen Aufklärung, während andere den Herausgeber der Wolfenbüttler Fragmente als einen Ungläubigen betrachten, und noch andere ihn eben darum als Vorläufer der freien Wiſſenſchaft feiern. Dieſe Verſchiedenheit des Urtheils herrſchte ſchon zu Leſſings Lebzeiten; Nicolai ſchrieb ihm: „Die Theologen glauben, daß Sie ein Freigeiſt ſind, und die Freigeiſter, daß Sie ein Theolog geworden.“ War Leſſing ſich ſelbſt unklar? veränderte ſich ſeine Ueberzeugung? oder war er doppelzüngig? Wir ſuchen dieß in der Kürze zu erklären. Die Erkenntniß der Wahrheit, das Forſchen nach ihr, galt Leſſing alles; der brennendſte Wahrheitsdurſt, die reinſte Wahrheitsliebe iſt ein Grundzug ſeines Charakters, und das ſtolze Bewußtſeyn hievon tritt überall hervor. Ein ſo tiefer und raſtloſer Geiſt mußte ſich auch mit den Problemen der Religion, des Chriſtenthums vielfach beſchäftigen, und wenn er auch von frühen Jahren an ſich über das Aeußerliche der Religion wegſetzte, ſprach er ſich doch immer mit Achtung, Ernſt und Würde über jene Gegenſtände aus; er tadelte früher ſcharf einen Wieland, der „die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehrt wiſſen wolle,“ und warnt vor deſſen Anpreiſung des Shaftesbury: „Shaftesbury iſt der gefährlichſte Feind der Religion, weil er der feinſte iſt. Und wenn er ſonſt auch noch ſo viel Gutes hätte, Jupiter verſchmähte die Roſe in dem Munde der Schlange.“ So wenig nun der ſtrenge Lehrbegriff der Kirche Leſſings kühnem und freiem Geiſte genügte, ſo wenig befriedigte ihn auch die damalige Weiſe, das Chriſtenthum dem gemeinen Verſtande annehmlich und mundrecht zu machen; er ſpottet über ſeine Zeit: „wo man eine ſo vortreffliche Zuſammenſetzung von Gottesgelahrtheit und Weltweisheit gemacht habe, daß man mit Mühe und Noth eine von der andern unterſcheiden könne.“ Er hatte darüber gelächelt, daß die Theologen nach ſeiner Ankündigung des Berengar ihn ſo belobten und große Stücke auf ihn hielten, und ſich ſelbſt einen baldigen Wechſel dieſer Geſinnungen prophezeit. 1773 ſchrieb er ſeine Schrift: Leibnitz von den ewigen Strafen, wo er ſich für die Ewigkeit entſcheidet; freilich muß man hier wie ſonſt oft ſeiner Aeußerung eingedenk ſeyn, daß er manches γυμναστικῶς nicht δογματικῶς behaupte. Sein Bruder meinte, er habe damit den Orthodoxen die Cour machen wollen, werde aber ſeinen Zweck verfehlen. Leſſing ſchrieb ihm darüber: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte ſie eben ſo ſehr als du; nur verachte ich unſere neumodiſchen Geiſtlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philoſophen lange nicht genug ſind. Ich bin von ſolchen ſchalen Köpfen auch ſehr überzeugt, daß, wenn man ſie aufkommen läßt, ſie mit der Zeit mehr tyranniſiren werden, als es die Orthodoxen jemals gethan.“ Und etwas ſpäter an denſelben: „Ich ſollte es nicht von Herzen wünſchen, daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabſcheuen, wenn ich ſelbſt bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte, als jene großen Abſichten befördern zu helfen.... Nicht das unreine Waſſer, welches längſt nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wiſſen; ich will es nur nicht eher weggegoſſen wiſſen, als bis man weiß, woher reineres zu nehmen. Mit der Orthodoxie war man, Gott ſey Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwiſchen ihr und der Philoſophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt

dieſe Scheidewand nieder, und macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Chriſten zu machen, zu höchſt unvernünftigen Philoſophen. Ich bitte dich, lieber Bruder, ſieh etwas weniger auf das, was unſere neuen Theologen verwerfen, als auf das, was ſie dafür an die Stelle ſetzen wollen. Darin ſind wir einig, daß unſer altes Religionsſyſtem falſch iſt; aber das möchte ich nicht mit dir ſagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen ſey. Flickwerk von Stümpern und Halbphiloſophen iſt das Religionsſyſtem, das man jetzt an die Stelle des alten ſetzen will; und doch verdenkſt du es mir, daß ich dieſes alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einſturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, ſo will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, ſondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauſes, ſtützen und unterbauen, das ſoll er bleiben laſſen, oder ich werde mich ſeines einſtürzenden Hauſes ſo annehmen, als meines eigenen." Seine eigene Anſicht vom Chriſtenthum ſchloß ſich nicht ab; bei ſeinem lebhaften Scharfſinn ließ er ſich nicht von einſeitigen Darſtellungen und Demonſtrationen gewinnen; „er liebte," ſchreibt Nicolai, „das Disputiren und haßte den Parteigeiſt, weil er ſelbſt keiner Partei anhing. Manche haben ihn mißverſtanden, weil ſie Sätze, die er des Gedankenwechſels wegen aufwarf, für ſeine Meinung hielten. Im ſiebenjährigen Krieg vertheidigte er in Leipzig immer die Preußen, und in Berlin die Sachſen." Aber dieſe Liebe zum Disputiren ließ ihn auch mit ſich ſelbſt nicht recht einig werden; merkwürdig iſt ſein Geſtändniß: „Je bündiger mir der eine das Chriſtenthum erweiſen wollte, deſto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der andere ganz zu Boden treten wollte, deſto geneigter fühlte ich mich, es wenigſtens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten."

Durch die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente (eines Ungenannten; erſt ſpäter wurde Reimarus als Verfaſſer bekannt,) wurde Leſſing in den letzten Jahren ſeines Lebens erſt in heftige theologiſche Fehden verwickelt. Seine Freunde hatten ihm die Veröffentlichung abgerathen, aber er ließ ſich nicht zurückhalten. Nach Nicolai's Behauptung hätten die Orthodoxen Leſſing ganz mißverſtanden, daß ſie ihn als Gegner betrachteten, und Leſſing ſelbſt berichtet, daß ihm viele rechtgläubige Theologen von Anfang an für die Herausgabe Dank gewußt. Indeſſen der Hauptpaſtor Götze in Hamburg, früher ein Freund Leſſings, aber aus andern, geringfügigen Gründen erbittert gegen ihn, griff die Fragmente, oder vielmehr den Herausgeber, aufs heftigſte, ungezogenſte und unbeſonnenſte an, und gab Leſſing dadurch Veranlaſſung zu jenen meiſterhaften Streitſchriften, worin er die Gewandtheit ſeines Geiſtes und die Schärfe ſeiner Feder glänzender als je bewährte und den Liebhabern literariſcher Polemik ſo wie den Lachern ein ſeltenes Schauſpiel und einen hohen Genuß verſchaffte. So kühn, ſo freudig, ſo ſiegesgewiß jedoch der Ton Leſſings in dieſen dialektiſchen Meiſterſtücken iſt, eine ſo verdrießliche und trübe Seite hatte denn doch dieſe Fehde für ihn; nicht nur daß man ihm das weitere Schreiben in dieſer Sache verwehren wollte — auch ſein Gemüth wurde durch die erfahrenen Anfeindungen angegriffen, und obgleich er verſicherte, daß es ihn keinen Augenblick gereut, die Fragmente herausgegeben zu haben, beklagte er ſich doch ſchmerzlich, daß man ihn, „einen Laien, bei den Haaren in dieſen Streit hineingezogen," und daß er „durch die Verdrehungen eines hämiſchen und unwiſſenden Zeloten um alle Anſprüche auf den Namen eines Chriſten habe gebracht werden ſollen." Die wichtigſten jener Fragmente handelten von der: „Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menſchen auf eine gegründete Art glauben können;" davon, „daß die Bücher des alten Teſtaments nicht geſchrieben worden, eine Religion zu offenbaren," und von der „Auferſtehungsgeſchichte," worin Widerſprüche gefunden werden. Leſſing bemerkte, jeder aufgeklärte Chriſt, jeder, der ſeiner Religion feſt vertraue, müſſe die Veröffentlichung willkommen heißen, weil ſie Gelegenheit zu gründlicher Beantwortung von ſcharfſinnigen Einwürfen darbiete. Er lobt die Gründlichkeit, die Gelehrſamkeit, die Wahrheitsliebe und Mäßigung des Verfaſſers, will aber ſeine Behauptungen keineswegs vertreten. Sollte aber auch der Verfaſſer Recht behalten, ſo ſey nicht das Chriſtenthum gefährdet, ſondern nur die Bibel: „der Buchſtabe iſt nicht der Geiſt, und die Bibel iſt nicht die Religion. Das Chriſtenthum war, ehe Evangeliſten und Apoſtel geſchrieben hatten. Alle ſchriftlichen Ueberlieferungen können ihm keine innere Wahrheit geben, wenn es keine hat." Dieß wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil der Fragmente — im ſchlimmſten Fall, wenn die Theologen nicht befriedigend darauf zu antworten wüßten. Ernſte Prüfung thue noth; man habe dort jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweiſen zum Gottesläugner herabgewürdigt. Noch ſey auf keiner Seite der Mann erſchienen, der die Religion ſo beſtreite, und der ſie ſo vertheidige, wie es die Wichtigkeit und Würde des Gegenſtandes erfordere. Jedem einzelnen Fragment ſetzte er einige Gedanken bei, um dem erſten paniſchen Schrecken zu ſteuern, das kleinmüthige Leſer befallen könnte, und weil er den Ton der Verhöhnung verabſcheue, den man ihm ſonſt zuſchreiben könnte.

Im weitern Verlaufe des Streites macht Leſſing den Theologen den Vorwurf, daß ſie nicht bei der Strenge des mindeſtens conſequenten orthodoxen Syſtems ſtehen geblieben, und behauptet, daß daſſelbe ſich wohl hätte hartnäckiger vertheidigen laſſen, was er mit Scharfſinn darthut; unter dem orthodoxen Syſtem aber verſteht er die Symbole der vier erſten Jahrhunderte. Daß es nicht ſein Syſtem ſey, giebt er freilich deutlich genug zu verſtehen. Ernſter gemeint, als die Beſchuldigung, zum Katholicismus ſich hinzuneigen, ſofern er, den obenangeführten Sätzen gemäß, gegen die Bibliolatrie (Vergötterung der

Bibel) kämpfe, war die Anklage „mittelbarer und unmittelbarer feindseliger Angriffe auf die christliche Religion," von Götze erhoben.

Indem nun Lessing die persönlichen, gehässigen Verdächtigungen, die Mißverständnisse, die Verdrehungen und falschen Consequenzen seines Gegners mit glänzendem Witz und unerbittlichem Spott zurückwies, erörterte er ausführlicher die schon angegebenen Sätze; er stellte eine Hypothese auf über die Entstehung der Evangelien, und suchte zu zeigen, wie Widersprüche und Irrthümer selbst mit dem Begriff der Inspiration verträglich seyen; er verlangt statt des Buchstabens den Geist, statt des von Jedem wieder anders festgesetzten und geforderten Glaubens die Liebe; er unterscheidet die Religion Christi und die christliche Religion. Vermöge seiner Besonnenheit, seiner Dialektik und Gelehrsamkeit war er allen seinen heftigen, polternden, schimpfenden und verdächtigenden Gegnern überlegen; nur das, was er wirklich gesagt und geschrieben, vertrat er; ihm angedichtete Suppositionen und Folgerungen schleuderte er mit scharfer Klinge zurück; inquisitorischen Fragen entzog er sich und blieb und hielt seine Gegner streng bei der von ihm bezeichneten Linie; seine Ansichten von Religion und Christenthum waren früher ernst und gemäßigt; er schrieb mit Eckel von Berlin im Jahr 1769: „Man habe dort nur die Freiheit, gegen die Religion so viele Sottisen zu Markte zu bringen, als man wolle; und dieser Freiheit sich zu bedienen müsse der rechtliche Mann sich nun bald schämen;" er wurde von seinem Bruder wegen der Emilia Galotti getadelt, weil sie zu fromm sey, „ihre Frömmigkeit mache sie ihm etwas verächtlich — ihre Aeußerungen verrathen einen gar zu kleinen Verstand, zu wenig Selbstdenken!" Kurz Lessing war nicht der Gegner des Christenthums, zu dem ihn Freunde und Feinde machen wollten. Aber wohl mochte sich des vielfach und unbillig Angegriffenen hin und wieder eine gewisse Gereiztheit bemächtigen, welche die Personen der Gegner nicht ganz von ihrer Sache und von der Sache und dem Gegenstand des Streites schied, und Lessings anfängliches, unter damaligen Umständen wohl entschuldbares Zurückhalten mit seiner eigenen Ueberzeugung, deren Aussprechen von ihm zu fordern freilich Niemand das Recht hatte, mochte ihn Manchen als unaufrichtiger oder feindlicher erscheinen lassen, als er wirklich war. Denn ganz aufrichtig kann man es kaum finden, wenn er im Anti-Götze schrieb: „Ich habe bis auf den Zeitpunct, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welcher ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidigt habe. Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten ... nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, jetzt erst nachlässig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er?"[1] und wenn er über seinen Nathan später schrieb: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist von jeher die meinige gewesen. Aber hier ist nicht der Ort sie zu rechtfertigen." Selbst eine Lessing'sche Dialektik würde schwerlich hinreichen, diese beiden Aeußerungen ganz in Einklang zu bringen, denn wenn er von jeher Nathans Gesinnungen gegen jede positive Religion hegte, wie konnte er früher die christliche Religion mit besonderer Gunst vertheidigen? Das Eigentliche von Lessings Ansichten über natürliche und positive Religion und Christenthum findet man wohl in dem Testament Johannis, und in den kleinen Aufsätzen, die sein Nachlaß enthielt. In jenem stellt Lessing den Satz auf, daß die von Johannes in seinem hohen Alter immer wiederholte Ermahnung: Kinder liebt Euch! der Inbegriff der christlichen Religion, und die Erfüllung dieser Aufgabe das wahre Christenthum sey, im Gegensatz gegen die weit mühelosere Annahme der christlichen Glaubenslehren. Aus den zwei Fragmenten: die Religion Christi, und: Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion heben wir folgende Sätze aus: die Religion Christi, diejenige Religion, die er als Mensch selbst erkannte und übte, — und die christliche Religion, die Christum für mehr als einen Menschen hält, und ihn selbst zum Gegenstand ihrer Verehrung macht, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Jene ist mit den klarsten und deutlichsten Worten in den Evangelisten enthalten; diese so ungewiß und vieldeutig, daß schwerlich je zwei Menschen mit einer Stelle den nämlichen Gedanken verbunden haben. ... Zur natürlichen Religion, deren Inbegriff ist: einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, und auf diese bei allen Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist jeder Mensch aufgelegt und verbunden, nach dem Maaß seiner Kräfte. Da aber dieß Maaß verschieden, und daher eines jeden Menschen natürliche Religion verschieden seyn würde, hat man den Nachtheilen dieser Verschiedenheit im socialen Zustand der Menschen vorbauen zu müssen geglaubt, und daher conventionellen Dingen und Begriffen diejenige Wichtigkeit und Autorität beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten durch sich selber hatten; d. h. man machte aus der natürlichen Religion eine positive, und diese erhielt ihre Sanction durch das Ansehen ihres Stifters, der das Conventionelle derselben von Gott zu haben behauptet. Die Unentbehrlichkeit einer positiven Religion, vermöge welcher die natürliche Religion in jedem Staate nach dessen natürlicher und zufälliger Beschaffenheit

[1] Götze.

modificirt wird, iſt ihre innere Wahrheit, und dieſe innere Wahrheit iſt bei einer ſo groß als bei der andern. Alle poſitiven Religionen ſind folglich gleich wahr und gleich falſch. Die beſte poſitive Religion iſt die, welche die wenigſten conventionellen Zuſätze zur natürlichen Religion enthält. —

Beſſer hätte er wohl gethan, ſeine eigene ganze Ueberzeugung früher ſchon unumwunden auszuſprechen, doch mag ſich Manches zu ſeiner Entſchuldigung ſagen laſſen, wenn man die Zeitumſtände in Betracht zieht. Merkwürdig, und rühmlich für Leſſing iſt es, daß er nach dieſem hitzigen Streit kräftig genug in jeder Hinſicht war, ſich als Dichter ſo zu ſagen über den Kampf zu ſtellen, oder, wenn man lieber will, den Streit poetiſch fortzuſetzen und zu ſchließen — in ſeinem Drama: Nathan der Weiſe. Die Heftigkeit des Polemikers iſt hier von der Milde des Dichters gedämpft, und Leſſing bedient ſich mit anerkennungswerther Mäßigung des Vorrechts, den Streit auf ein Gebiet verſetzen zu können, wohin ihm ſeine Gegner nicht folgen konnten. Die künſtleriſchen Vorzüge dieſes Drama's wurden ſchon oben anerkannt; hier nur noch Weniges über ſeine Tendenz. Dieſe iſt eine philoſophiſche: zu zeigen, wie die Vorrede ſich ausdrückt, daß es längſt unter allerlei Volk Leute gegeben, die ſich über alle geoffenbarte Religion weggeſetzt, und doch gute Leute geweſen, und dergleichen Leute in einem weniger abſcheulichen Lichte vorzuſtellen, als in welchem der chriſtliche Pöbel ſie gemeiniglich erblicke. — Dagegen aber läßt ſich einwenden: der Streit der Religionen dreht ſich nicht um die Frage, ob die Bekenner jeder Religion moraliſch gut handeln können, ſondern eher um die Alternative parceque oder quoique, welche durch den Nathan nicht gelöst wird. Die Hauptſache für Leſſings Zweck ſind alſo die ſpeciell auf die Religion bezüglichen Reden, die Argumentation gegen die Wunder, das berühmte Mährchen von den drei Ringen — die aber mit dem Drama ſelbſt ziemlich locker zuſammenhängen. Das Wort: „Eure Ringe ſind alle drei nicht echt. Der echte Ring vermuthlich ging verloren," iſt in einigem Widerſpruch mit den Ideen der „Erziehung des Menſchengeſchlechts;" das Chriſtenthum iſt, während Judenthum und Mohammedanismus die ausgezeichnetſten Vertreter finden, durch den Patriarchen in hiſtoriſch zwar nicht unwahrem, aber neben den andern beiden Religionen in nachtheiligem Lichte dargeſtellt, und endlich war Saladin, der ſich allerdings häufig menſchlich, gerecht, ſeinem Worte treu und aus Staatsklugheit und Humanität tolerant zeigte, doch keineswegs der vorurtheilsfreie Mann, zu dem ihn Leſſing macht; dieſer beruft ſich auf „Winke der Geſchichtſchreiber," aber gründliche Geſchichtsforſcher haben gezeigt, daß Saladin zwar aus Klugheit und Humanität ſich treu, gerecht und mild gegen Andersglaubende zeigte, aber mit Fanatismus an ſeiner Religion hing. Dieß beweist freilich nichts gegen Leſſings Tendenz, wohl aber, daß ſein Sultan eben ſo wie ſein Nathan eine Fiction iſt. Wenn indeß dieß berühmte Drama theoretiſch auch nicht eben überzeugen kann, ſo hat es doch ohne Zweifel praktiſch wohlthätig gewirkt, und was es zur Beförderung des religiöſen Indifferentismus beigetragen haben mag, wurde gewiß überwogen durch ſeine heilſame Wirkung auf Beförderung der praktiſchen Toleranz.

Als eine weitere Frucht und Nachwirkung des theologiſchen Streits laſſen ſich die anziehenden „Geſpräche für Freimaurer" betrachten, in welchen als der wahre und höchſte, nicht von allen Freimaurern erkannte, und auch von Andern möglicherweiſe verfolgte Zweck dieſes vielbeſprochenen Ordens, der bezeichnet wird: die nothwendigen, und in ihrer Art auch wohlthätigen Unterſchiede der Stände, der Berufe, der Nationalitäten, des Beſitzes, der Religionen durch wahre Humanität einigermaßen auszugleichen, und das gemeinſame Bewußtſeyn der Menſchheit lebendig zu erhalten. Dieſe Geſpräche ſind in einem äußerſt wohlthuenden Tone milder Beſchaulichkeit, ohne alle Polemik und Bitterkeit, aber dabei mit großer Lebendigkeit und Schärfe geſchrieben. In ihnen findet man auch einige politiſche Reflexionen, die bei Leſſing ſonſt ſeltener ſind. Dem vorherrſchend philanthropiſchen Geiſt ſeiner Zeit (d. h. der Denker oder Philoſophen!) gemäß, betrachtet Leſſing den Staat als Mittel, nicht als Zweck, zur Beglückung der Menſchen, „das Totale der einzelnen Glückſeligkeiten aller Glieder iſt die Glückſeligkeit des Staats. Außer dieſer giebt es gar keine. Jede andere Glückſeligkeit des Staats, bei welcher auch noch ſo wenig einzelne Glieder leiden und leiden müſſen, iſt Bemäntelung der Tyrannei. Anderes nichts!" . . . „Als ob die Natur mehr die Glückſeligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland ꝛc. — als die Glückſeligkeit jedes wirklichen, einzelnen Weſens zur Abſicht gehabt hätte!" Wenn dieſe Anſicht einſeitig und beſchränkt iſt, ſchließt ſie doch den Mißbrauch eher aus, als die entgegengeſetzte Einſeitigkeit. Daß Leſſing politiſche Mängel empfand, ſieht man aus einem Brief, worin er ſich über den Mangel an Freiheit in Berlin, verglichen mit Wien, beklagt: „Laſſen Sie Einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Deſpotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt in Frankreich und Dänemark geſchieht, und Sie werden bald die Erfahrung haben, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſklaviſchſte Land in Europa iſt." Obgleich Leſſing in ſeiner Emilia Galotti das Schickſal der Virginia, ohne die politiſchen Elemente, zum Vorwurf einer bürgerlichen, modernen Tragödie machte, enthält dennoch das Stück ſo viele bittere und ſcharfe Züge, eine ſo feine Darſtellung der Art, wie Höflinge den Leidenſchaften ihrer Herren ſchmeicheln und ihnen die Bahn der Willkür und des Verbrechens mit Roſen beſtreuen, daß man Leſſings Intuition und ſeine Freimüthigkeit gleichermaßen bewundern muß.

Leſſings kritiſche Thätigkeit war eben ſo furchtbar als

fruchtbar; wohin er ſeine kritiſchen Pfeile verſandte, da ſtreute er auch faſt immer duftende Blumen und guten Samen aus. Sie war ebenſo umfaſſend, als im einzelnen Falle tief eindringend; er beurtheilte philoſophiſche, theologiſche, geſchichtliche, philologiſche Werke eben ſo wie ſchöngeiſtige jeder Art, freilich nicht alles mit gleicher Gründlichkeit — bald faßte er mehr die Form, bald mehr den Inhalt ins Auge; manchmal berührte er nur eine einzelne Seite, deckte nur ein paar Blößen oder Plagiate auf, oder ſchleuderte einen treffenden Witz, einen vernichtenden Spott; aber immer waren ſeine Urtheile beſtimmt und treffend, nie vag und ſchielend, immer erkannte man darin den nach Gelehrſamkeit und Einſicht competenten Richter. Eben ſo ſicher und treffend ſpricht er von ganzen Fächern der Literatur, wie von den minutiöſeſten Details, als da ſind Conſtructionen, Leſearten u. dgl. So urtheilt er von der Geſchichte: daß es um dieſes Feld in dem ganzen Umfang der deutſchen Literatur noch am ſchlechteſten ausſehe. Angebauet ſey es zwar genug, aber wie? Und die Urſache, warum wir ſo wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geſchichtſchreiber haben, iſt ihm die: Unſre ſchönen Geiſter ſind ſelten Gelehrte, und unſre Gelehrte ſelten ſchöne Geiſter. Jenen mangelt es am Stoffe, und dieſen an der Geſchicklichkeit, ihrem Stoff eine Geſtalt zu ertheilen. Unterdeſſen iſt es im Ganzen recht gut, daß jene ſich gar nicht damit abgeben, und dieſe ſich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht ſtören laſſen. Denn ſo haben jene am Ende doch nichts verdorben, und dieſe haben wenigſtens nützliche Magazine angelegt, und für unſre künftige Livios und Tacitos Kalk gelöſcht und Steine gebrochen. — Hier ſey die Bemerkung eingeſchaltet, daß Leſſing glaubte: der Name eines wahren Geſchichtſchreibers komme nur demjenigen zu, der die Geſchichte ſeiner Zeiten und ſeines Landes beſchreibe. Mit unerſchrockener Rückſichtsloſigkeit zog er ebenſo die Berliner Academie, Gottſched und Klotz, Cramer, Wieland und Klopſtock, wie den obſcurſten Sudler vor ſein Tribunal. Da wir uns hierüber kurz faſſen müſſen, erinnern wir nur an Leſſings Urtheil über zwei große Zeitgenoſſen: über Rouſſeau und Goethe. Ueber den erſtern ſchrieb er 1755: „Er iſt überall der kühne Weltweiſe, welcher keine Vorurtheile, wenn ſie auch noch ſo allgemein gebilligt wären, anſieht, ſondern geraden Weges auf die Wahrheit zugeht, ohne ſich um die Scheinwahrheiten, die er ihr bei jedem Tritt aufopfern muß, zu bekümmern. Sein Herz hat dabei an allen ſpeculativiſchen Betrachtungen Antheil genommen, und er ſpricht folglich aus einem ganz andern Ton, als ein feiler Sophiſt zu ſprechen pflegt, welchen Eigennutz oder Prahlerei zum Lehrer der Weisheit gemacht haben.“ Offenbar erkannte Leſſing, der Gelehrte, in Rouſſeau, dem Feind der Gelehrſamkeit, dennoch die tiefere Geiſtesverwandtſchaft, die ſich auf die beiden gemeinſame feurige Liebe zur Wahrheit gründete, und auf das Streben beider nach Freiheit, obwohl Rouſſeau mehr Gluth beſaß, als der vorwiegend verſtändige Leſſing, und unmittelbarer, als dieſer, auf das Praktiſche losging. — Charakteriſtiſch iſt ſodann ſein (in einem Brief enthaltenes) Urtheil über Goethe's Werther. Der nüchterne Freund Leſſings, Nicolai, hatte dem Werke Goethe's ſeine „Freuden Werthers“ entgegengeſetzt, und ſchrieb darüber an Leſſing: „Sie ſind durch einige von einer ſchalen Philoſophie erzeugte Grundſätze veranlaßt worden, welche in den Leiden Werthers durch eine treffliche Schreibart und durch einen blendenden Romanencharakter aufgeſtutzt ſind.“ Leſſing hat den Roman „mit Vergnügen“ geleſen, aber er ſteht im Ganzen auf demſelben Standpunct, wenn er einem Freund ſchreibt: „Wenn ein ſo warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes ſtiften ſoll, meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein paar Winke hinterher, wie Werther zu einem ſo abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, ſich davor zu bewahren habe. Denn ein ſolcher dürfte die poetiſche Schönheit leicht für die moraliſche nehmen, und glauben, daß der gut geweſen ſeyn müſſe, der unſere Theilnehmung ſo ſtark beſchäftigt. Und das war er doch wahrlich nicht! ... Alſo, lieber Goethe, noch ein Capitelchen zum Schluß; und je cyniſcher, je beſſer!“ Man wird auch dieß Urtheil, wie die Anſicht Leſſings vom Staat, einſeitig und beſchränkt nennen dürfen; aber man wird auch zugeben, daß es in vielen Hinſichten weniger bedenklich iſt, die Aeſthetik etwas ängſtlich an die Moral zu binden, als die Moral aus der Aeſthetik zu deduciren. Die Enthuſiaſten für Kunſt und Schönheit werden freilich über Leſſing ſpöttiſch lächeln, wenn dieſer gar keinen Zweifel darüber hatte, daß es etwas weit Größeres wäre: der Schöpfer des allerungeſtaltetſten Menſchen als der allervollkommenſten Statue zu ſeyn!

Noch einige Bemerkungen über Leſſings Sprache und Styl. Die anerkannte Trefflichkeit ſeiner Sprache war ebenſo Frucht des Fleißes und der Einſicht als glückliche Naturgabe. Er ſtudirte gründlich die deutſche Sprache in ihrem Weſen und ihren geſchichtlichen Denkmalen, er beſchäftigte ſich mit einem deutſchen Wörterbuch, er ſammelte treffende Ausdrücke und Wörter in ältern Schriftſtellern, er rückte es einem Wieland hart vor, daß er in der Schweiz die deutſche Sprache verlerne und eine Menge unnöthiger Fremdwörter in ſeinen Schriften einführe. Anziehend iſt, was er ſelbſt im Anti-Götze über ſeinen Styl ſagt — den ihm Götze getadelt hatte: „Vergeben Sie mir immer eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden iſt. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Styl habe? Daß ich ihn nicht erkünſtle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichſten Cascaden zu machen geneigt iſt, wenn ich der Sache am reifſten nachgedacht habe. Er ſpielt mit der Materie oft um ſo muthwilliger, je mehr ich erſt durch kaltes Nachdenken derſelben mächtig zu werden geſucht habe. —

Es kömmt wenig darauf an, wie wir ſchreiben, aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein ſchwanker, ſchiefer Sinn liegen muß? — Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem ſcharfen, ſondern dem blanken Schwerte zuſchreiben! Wie lächerlich alſo auch, die Ueberlegenheit, welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Styl deſſelben zuſchreiben! Ich kenne keinen blendenden Styl, der ſeinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz. — Ich gebe meinen Styl aller Welt preis; und freilich mag ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler ſehr wohl (das Verweilen bei Metaphern u. ſ. w.), dieſen Fehler mögen meine dramatiſchen Arbeiten mitverſtärkt haben; denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein ſcharfes Auge zu haben, weil ... die mehrſten Uebergänge aus Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht ... Aber das iſt mein Styl und nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings ſoll auch meine Logik ſeyn, was mein Styl iſt: eine Theaterlogik. So ſagen Sie. Aber ſagen Sie, was Sie wollen; die gute Logik iſt immer die nämliche, man mag ſie anwenden, auf was man will." Dieſe Worte bezeichnen kürzer und treffender, als wir es vermöchten, die Eigenthümlichkeit von Leſſings Sprache; neben ſeinem Gedankenreichthum und der Meiſterſchaft der Freiheit, womit er ſeinen Gegenſtand beherrſcht, beruht ſie hauptſächlich auf dem dialogiſchen oder dialektiſchen Element derſelben, auf dem lebendigen, ſcheinbar kunſtloſen Fortſchritt; alle Schriften Leſſings haben mehr oder minder ein ſpannendes, ein faſt dramatiſches Intereſſe, während bei uns Deutſchen ſonſt der Lehr- und Katheder-ton, eine Folge unſerer Erziehung und unſeres Lebens, ſo ſehr vorherrſcht. Mittelſt dieſer trefflichen, hinreißenden Proſa iſt Leſſing von der einen Seite der erweckende Genius der neuen deutſchen Literatur geworden, während von der andern Klopſtock den pathetiſchen Ton erhabener, ſchwungvoller Poeſie anſtimmte; ſolche Vorläufer mußten wohl den Weg bahnen, ehe die vollendete Pracht der Schiller'ſchen Poeſie, ehe die bezaubernde Milde und Reife von Goethe's Vers und Proſa die Nation entzückten.

LIBRARY
MAR
10
1981

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY